AUTHOR:

GREGOROVIUS,
FERDINAND ADOLF

TITLE:

WANDERJAHRE IN
ITALIEN

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

1878-83 [V.1, 1883]

Master Negative #

91-80345-1

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Gregorovius, Ferdinand Adolf, 1821-1891.

Wanderjahre in Italien. Von Ferdinand Gregorovius ... Leipzig, F. A. Brockhaus, ~~1892-97.~~ 1878-83 [v. 1, 1883] 5 v. in 2. ~~5 v. 18½cm.~~

Each volume has also special t.-p.

CONTENTS.—1. bd. Figuren. Geschichte, leben und scenerie aus Italien. ~~8. aufl. 1896.~~—2. bd. Lateinische sommer. ~~7. aufl. 1894.~~—3. bd. Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. ~~7. aufl. 1895.~~—4. bd. Von Ravenna bis Mentana. ~~5. aufl. 1892.~~—5. bd. Apulische landschaften. ~~4. aufl. 1897.~~

1. Italy—Descr. & trav. I. Title.

2-2609 Revised

Library of Congress DG427.G82

[r34c2]

F 1-14-49

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11X

IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: 8/13/92 INITIALS M.D.C.

FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

VOLUME 1

AIIM

Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202

Centimeter

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm

1 2 3 4 5

Inches

1.0 1.1 1.25 1.4 1.6 1.8 2.0 2.2 2.5 2.8 3.2 3.6 4.0 4.5 5.0 5.6 6.3 7.1 8.0

Meinem lieben

Dr Hermann Gubecke

zur freundlichen Erinnerung

Georg Amman

NY. März 1887.

Wanderjahre

in

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1883.

Figuren.

Geschichte, Leben und Scenerie

aus

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Sechste Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1883.

An

Friedrich Althaus

in London.

Rom 1855.

Deus nobis haec otia fecit.
Virgil.

Inhalt.

Die Insel Elba.

1852.

Ein mal in der Woche macht zur Sommerszeit das toscanische Staatsdampfschiff „Giglio" die Fahrt nach Elba, Regierungsdepeschen und Passagiere hinüberzubringen. Sie dauert, von Livorno aus, gegen fünf Stunden, weil sie über Piombino geht, wo das Schiff eine Weile anlegt.

Immer längs der stillen Küste, an den Maremmen hinsegelnd, erfreut man sich der grünen Niederung, die sich zum Meere senkt und nach dem Innern zu durch das Gebirge geschlossen wird, welches die Landschaft von Volterra durchzieht. Türme an solchen Stellen, wo ein Landungsplatz sich befindet, wenige kleine Hafenorte, einige Fabrikgebäude und zerstreut liegende Campagnahäuser, unterbrechen den einförmigen Strich der Maremmen, welche von Arbutusbuschwäldern und Myrten grünen, und in ihrem Dickicht die reichste Jagd von Wildschweinen hegen.

Zur Zeit der Etrusker standen auf dieser Küste reiche und durch ihre Cultur mächtige Städte von Volaterrä ab bis nach Cäre und bis Veji in die Campagna von

Rom hinunter. Man kommt an dem alten Cecina vorbei, einem noch heute mit demselben Namen bestehenden Ort, hart an der Küste. Weiter südlich lag das berühmte Vetulonia, dann Populonium, eine der mächtigsten Städte der Etrusker, welche ihre Herrschaft auf alle umliegenden Inseln erstreckt hatte. Sie wurde im Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla zerstört, sodaß schon zur Zeit des Strabo von ihrer Größe nichts mehr übrig war als ein alter Turm, einige Tempel und Mauerreste. Ihre Trümmer sieht man auf dem Vorgebirg der kleinen Halbinsel, die das Ufer hier ausstreckt, überwildert von Gestrüpp und Haidekraut; eine kleine befestigte Ortschaft liegt auf ihrer Stelle. Um die Halbinsel von Populonium segelnd, kommt man in den Hafen Piombino.

Diese kleine Stadt von kaum 1200 Einwohnern war einst die Herrschaft des Hauses Appiani und im Jahre 1805 des Corsen Felix Bacciochi, Herzogs von Lucca und Piombino, und Gemals der Elisa Bonaparte. Nach dem Aussterben der Appiani im Jahre 1631 kam das Fürstentum an Spanien, und 1681 an Hugo Buoncompagni-Ludovisi, dessen Nachkommen es seit 1815 wieder besitzen unter toscanischer Oberhoheit. Die kleinen Gassen der Stadt mit ihren gelben Häusern, das fürstliche Schloß auf der Höhe, schwarze Mauern und ein verwitterter Turm auf einer zerrissenen Klippe am Hafen schauen einsam in das Meer hinab. Die Aussicht von der Stadt ist eines Herrschersitzes wert; ein ganzer Archipel liegt vor den Blicken, schöne Eilande in der blauen Meeresfläche, Giglio, Cervoli, Palmarola, Elba und Corsica. Gerade gegenüber, nur eine halbe Stunde

entfernt, erhebt Elba seine mächtigen Bergmassen, die turmgekrönten Inseln Cervoli und Palmarola vor sich.

Je näher man Elba kommt, desto rauher erscheinen seine Felsen; von Ortschaften ist kaum eine Spur zu sehen, außer einem kleinen Hafenort, den man linker Hand liegen läßt. Die Ufer schroff und von einer finstern Majestät. Hoch oben, auf der höchsten Spitze eines Bergs, steht kühn ein grauer, uralter Turm, vom Volk Torre di Giove genannt, ein ehrwürdiges Wahrzeichen für den Schiffer, der auf die Napoleonsinsel zusteuert.

Nun fliegt das Schiff um ein Vorgebirg, und nicht gering ist die plötzliche Ueberraschung. Denn mit einem mal zeigt sich der große schöne Golf von Porto Ferrajo, ein herrliches Halbrund, amphitheatralisch von hohen Bergen eingefaßt, deren Abhänge bis zum Meer bedeckt sind mit Gartenhainen und Villen, mit Landgütern und Kapellen, unter Cypressen, hohen Aloeblumen, und grünschattigen Maulbeerbäumen. Zur Rechten wird der Golf von einer Halbinsel umzogen, deren Isthmus sehr schmal ist, und auf dieser liegt Stadt und Hafen Porto Ferrajo, das alte Argous und das spätere Cosmopolis, ein schönes Denkmal des glücklichen Cosmus I. aus dem Hause Medici, und das Gefängniß Napoleons.

Ich betrat die Stadt mit dem Gefühl, in eine historische Idylle einzutreten. Die großen und ernsten Linien des schönen Golfs haben etwas Feierliches, die Stadt auf der Halbinsel, so graziös toscanisch, hat alles von ländlicher Einsamkeit und weltabgeschiedenem Behagen.

Die Straßen sind zusammengedrängt, doch überschau-

lich; die kleinen Plätze und duftige Gärten, die sich über die Höhen emporziehen, laden recht zum Bleiben ein. Die ganze Stadt schimmert in einer hell gelben Grundfarbe, welche zu dem frischen Grün der Bäume und dem tiefen Blau des Meeres sehr gut stimmt. Ein passender Aufenthalt für enttronte Könige, ihre Denkwürdigkeiten zu schreiben!

Auch die Türme und Basteien dreier Forts, Stella, Falcone und Castell' Inglese, sehen nicht düster aus. Zu ihren Füßen liegt der kreisrunde Hafen, mit guten Quais eingefaßt, ein Werk des Cosmus von Medici. Durch die Tromba, das prächtige Tor in der Mitte, tritt man in die Stadt, nachdem man mit Befriedigung die vielverheißende Inschrift gelesen hat:

Templa Moenia Domos
Arces Portum Cosmus Med. Florentinorum Dux II
A Fundamentis Erexit A. D. MDXLVIII.

Alles hat demnach jener glückliche Cosmus hier erbaut, Tempel, Häuser, Mauern, Burgen und Hafen — und Napoleon zu bauen nichts übrig gelassen, als die Luftschlösser eines neuen Kaiserreichs.

Das Schiff landet an der Treppe, von welcher er sich einst mit seinen Garden nach Frankreich einschiffte; eine Scene, die sich die Einbildungskraft sofort wiederherstellt; und wie oft, und wo nicht in aller Welt, haben wir jenes Gemälde betrachtet: Napoleon's Einschiffung auf Elba. Aber das Auge blickt immer zu der zierlichen Stadt empor und sucht ihre einzige Merkwürdigkeit, die Wohnung des verbannten Kaisers.

„Seht ihr's nicht droben liegen, das gelbe freundliche Haus unter dem Stella-Fort? Es schaut gerade her zum Hafen; seht dorthin, wo die Schildwache an dem Schilderhaus davorsteht."

Jenes mit den kleinen Fenstern? Welches Tuilerienschloß für einen Pygmäenkönig! Es gleicht einem Gartenpavillon.

„Das ist der Palast des Kaisers und heute das Haus des Gouverneurs."

Eine Barke bringt uns an den Quai, auf welchem Bewohner der Stadt sich neugierig versammelt haben. Da gibt es keine Zudringlichkeit wie in Livorno, wo man vor Barcarolen und Facchini seines Lebens nicht sicher ist; alles ist still, bescheiden und zufrieden. Aus dem Tor tritt man durch eine Gasse, welche Fisch- und Gemüsemarkt ist, auf die Piazza d'arme, einen langen und schmalen Platz, an dessen Ende die Hauptkirche der Stadt liegt. Die lautloseste Sonntagsstille herrscht hier, eine wahrhaft idyllische Stimmung und Lebensbehaglichkeit. Die reinlichen Häuser sind mit Blumen geschmückt, und von der Bedürfnißlosigkeit der Bewohner zeugen die kleinen Verkaufsläden, das Kaffeehaus und der anspruchslose Gasthof L'ape d'oro, in welchem ich mit meinem Reisegefährten einkehre. Ein einfaches Speisezimmer, ein paar schlichte, ganz schweigsame Tischgäste, ein mittelmäßiger Inselwein, ein dürftig Mittagsbrot und ein billiger, freundlicher Wirt.

Wir finden keine Ruhe, ehe wir nicht zur Wohnung Napoleons hinaufgestiegen sind. Sie liegt zwischen dem Fort Stella und dem Falcone hoch auf dem Ufer, so

daß sie mit der Vorderseite auf den Golf, mit der Hinterseite auf's Meer nach Piombino blickt, und eine sehr schöne Aussicht gewährt. Aber dieser Blick in das sonnige weite Meer und auf die lockenden Küsten Italiens ist für einen verbannten Kaiser zu aufregend.

Das Haus besteht aus einem platten Mittelgebäude von zwei Stockwerken mit vier Fenstern in der Fronte und zwei kleinen Seitenflügeln, welche beträchtlich niedriger sind. Durch diese geht man in das Innere, denn das Mittelgebäude hat keine Thür. Eine Mauer umschließt den kleinen Garten, in welchem Napoleon seine Morgen- und Abendspaziergänge zu machen pflegte. Citronenbäume, Blumen, ein paar Marmorbilder im Grün, das ist der ganze Reichtum des kaiserlichen Gartens von Elba. Napoleon selbst hat ihn angelegt und mit Akazien geschmückt. Mir erschien es sehr charakteristisch, daß ich in ihm Kanonen aufgestellt fand. Da der Garten zum Bereich des Stella-Forts gehört, dient er zugleich als Schanze, und ohne Zweifel standen dort die Kanonen schon zur Zeit Napoleons unter den Blumen aufgepflanzt; waren sie doch die Lieblingspflanzen des Kaisers, ihm schöner duftend als Rosen und Orangeblüten, und so mag man ihn hier in seinem kleinen Kanonengarten umherwandelnd denken, stillstehend an einer Haubitze, brütend, Entschlüsse abwägend, auf das Meer spähend, wo die Küste Italiens dem Blick greifbar ist, und hinüberforschend nach dem Continent, dem Schauplatz seines Ruhms, welcher ihm seine Thaten zuruft, seine Thatlosigkeit anklagt, und seine Seele beständig anstachelt: Cäsar, du schläfst!

Aber gestehen wir es, das Bild Napoleons auf Elba erhebt uns nicht allzu sehr. Die Heldenkraft eines einzelnen Menschen, welcher gegen die Welt kämpft und trotzig das Schicksal herausfordert, ist immer bewunderswert; aber sie läßt kalt, wenn sie nicht mehr den sittlichen Ideen und Zwecken der Geschichte, sondern nur dem eigenen und kleinen Egoismus dient. Die Geschichte hatte Napoleon beseitigt; wie er sich von Elba erhob, erschien er als ein Mann, der in der Welt nichts mehr zu thun hatte und von ihren Bedürfnissen abgelöst war; sein Kampf war titanisch, wie der des Einzelnen gegen die Weltordnung sein mußte; sie zerbrach ihn, wie ein Rohr, das ein rollendes Rad zerknickt. Dies ist der tragische Sinn von Elba und den Hundert Tagen.

Napoleon auf Sanct Helena ist wieder eine ganz andere Gestalt. Da erregt er die tragische Wehmut, gleich dem Helden eines großen Trauerspiels, den wir sterben sehen mit einer von Leidenschaften gereinigten und versöhnten Seele.

Wie sonderbar! Es gibt in diesem tyrrhenischen Meer noch ein zweites Felseneiland, welches als Verbannungsort eines Kaisers fort und fort in der Geschichte einen unsterblichen Namen tragen wird. Es ist Capri, die Einsiedelei des furchtbaren Tiberius. Elba und Capri, Napoleon und Tiberius sind zwei widerspruchsvolle Kehrseiten der Despotie; dort ein Kaiser, gewaltsam auf die kleine Insel verbannt, der aus der unerträglichen Enge wieder in die Weltgeschichte sich zurücksehnt, nimmer satt von Herrschaft oder Heldenthaten; hier ein Kaiser, der unbestritten die Welt besitzt und sie gleichsam mit einem Wink seiner Augenbrauen lenkt, und der sich mit einem

halb ironischen, halb furchtsamen Lächeln freiwillig auf die kleinste Felsenscholle seines Reichs verbannt, als ein Eremit zu leben.

Wahrlich, es war eine kindliche Naivetät der Mächte von 1814, Napoleon nach Elba zu verbannen. Man möchte versucht sein, diesen unschuldigsten Gedanken der größten Politiker Europas aus einer romantischen Anwandelung zu erklären. Wenigstens überkam mich der einzige Sinn, der in Napoleons Verbannung nach Elba liegt, plötzlich, als ich auf den Eisengruben von Rio stand, und ich sagte mir, daß die hohe Diplomatie von 1814 sehr poetisch gedacht habe, den Schlachtengott Napoleon auf diese Eiseninsel zu verbannen. Aus ihren unerschöpflichen Erzlagern haben sich die Völker seit mehr als 20 Jahrhunderten Waffen geschmiedet, und Rom, welchem einst Porsenna, König jener Etrusker, die zuerst die Erze Elba's verschmiedeten, die Bedingung gestellt hatte, das Eisen fortan nur zum Ackergerät zu verwenden, hat mit dem Eisen dieses Eilands die Welt bezwungen.

Durfte man glauben, daß der Beherrscher von halb Europa, der sich gewöhnt hatte, mit Königskronen zu spielen, urplötzlich in einen pensionirten Offizier sich würde verwandeln können, welcher auf einer idyllischen Insel Kohl pflanzt, Vögel abrichtet, ein paar Grenadiere als erinnerungsvolles Spielzeug gebraucht und Sonntags mit seinen Nachbarn auf die Jagd geht? Dachte man an Diocletian, an Tiberius, an Karl V.? Müde Herrscher legen das Diadem ab, weil es drückend ist, und nachdem sie selbst gesättigt wurden; aber auch die wucht-

vollste Krone hat noch nie dem Haupt eines Mannes zu schwer geschienen, der sie als Emporkömmling dem Glück abgerungen hatte. Solche Menschen können zu herrschen nicht aufhören, ehe sie nicht demselben Schicksal im Kampf erlagen. Wunderlicher Einfall also, den corsischen Löwen auf dieses Eiland, ins offene Meer zwischen Frankreich und Italien hinzusetzen, gerade in den Brennpunkt seiner Herrscherleidenschaften.

Es liegt indeß doch ein tieferer Sinn in diesem Ort von Napoleons Verbannung. Das Verhängniß, welches über große Menschen hereinbricht, ist oft von einer bittern Ironie. Es pflegt seine Opfer in ihren eigenen Anfang zurückzuschleudern und dann zu erschlagen, wenn sie die Götter des Glücks zum zweiten mal versuchen. Wenn Napoleon einen jener gewaltigen Berge von Marciana erstieg, so konnte er von ihrem Gipfel Corsica sehen, nahe vor sich mit seinen Städten, Wäldern und Bergen, mit tausend Stellen, die ihm seine Jugend ins Gedächtniß riefen. Der Anblick mußte ihm schmerzlich sein. So fand er sich gegen das Land zurückgeworfen, aus welchem er als junger Mensch ausgegangen war, nur erst ein namenloser Sohn der Fortuna, mit ungewisser Sehnsucht nach großen Thaten. Dies war unerträglich. Er mußte den fatalistischen Ring zerbrechen; aber die Pein seines Schicksals wurde er doch nicht los, denn es ersparte ihm nicht, daß er von Elba nach Frankreich wiederum in der Gestalt des Abenteurers auszog, in welcher er einst von Corsica in die Welt gegangen war.

Als die Marschälle Macdonald und Ney Napoleon in Fontainebleau anzeigten, daß er als Souverain Elba

oder einen andern Ort, etwa Corsica, zu wählen habe, rief er heftig aus: „Nein! nein! Ich will nichts gemein haben mit Corsica!“ Es gehört wenig Psychologie dazu, hier in seiner Seele zu lesen. „Die Insel Elba! Wer kennt die Insel Elba? Man suche mir einen Offizier, welcher Elba kennt! Man zeige mir Karten, welche mir die Lage Elba's nennen!“ Elba — doch — Elba! Und ein Gedanke ging durch seine Seele. Die Günstlinge seiner Schwester Elise von Toscana waren es, welche Elba vorgeschlagen hatten, da es Toscana so nahe lag; und so ging er, als Resultat so vieler welterschütternder Kämpfe endlich die lächerliche Herrschaft einer kleinen Insel anzutreten.

Am 20. April 1814 nahm er von seiner Garde Abschied. Man mag es verzeihen, an Altes und Bekanntes zu erinnern. Ruft man sich doch gern das Bild eines außergewöhnlichen Menschen zurück, zumal in seinem Sturz. Denn an solchem Schauspiel erhebt sich die Seele zur weisern Betrachtung des Lebens und seiner ewigen Ordnung. Wenn kleine Menschen von der Höhe der Großen, worauf sie nicht ureigne Kraft, sondern nur die Schwachheit der Zeit stellte, stürzen, dann gibt es ein Ende mit Schrecken, doch kein tragisches. Vielleicht ist Napoleons Fall die größte Tragödie der Weltgeschichte.

Was sagte dieser Mann, als er von seinen Garden, das ist von seinem Kriegshandwerk, Abschied nahm? Seine Worte sind gemischt aus Unwahrheit und Wahrheit, aus Politik und Sentimentalität. Die ganze Abschiedsscene ist höchst charakteristisch, weil sie ganz theatralisch ist. Um die Figur Napoleons hängt überhaupt viel mehr Theaterpomp und Bühnengoldbrocat, als um die des Alexander oder des Pompejus. „Seid treu dem neuen Könige, welchen Frankreich sich gewählt hat“, so sagte er zu den weinenden Garden; „verlaßt nicht unser teures, zu lange Zeit unglückliches Vaterland. Weint nicht um mein Loos; ich werde immer glücklich sein, wenn ich weiß, daß ihr es seid. Ich hätte sterben können — nichts war leichter für mich; aber ich will ohne Aufhören dem Pfad der Ehre folgen. Noch habe ich zu schreiben, was wir gethan haben. Ich kann euch nicht Alle umarmen. Doch ich will euern General umarmen. Kommt, General . . . (er schließt den General Petit in die Arme.) Man bringe mir den Adler . . . (er küßt den Adler.) Teurer Adler! Möchten diese Küsse alle Braven im Herzen fühlen . . . Lebt wol! meine Kinder . . . meine Wünsche werden euch immer begleiten . . . Bewahrt mein Andenken.“

Am 27. April langte er, in elender Verkleidung, den Mordanschlägen der Provence entronnen, in Fréjus an, zurücklaufend seines Glückes eigne Straße. Die er einst von Aegypten her als Triumphator durchflogen, hatte er jetzt durcheilt als Postillon, als Lakai gekleidet.

Ein französisches und ein englisches Schiff lagen dort im Hafen bereit. Er wählte das englische. Am 5. Mai landete er in Porto Ferrajo; sieben Jahre später sollte er an demselben Tage auf einer fernen Insel im Ocean, deren Namen er kaum noch gehört hatte, sterben.

Es war 6 Uhr des Abends: ein südlich schöner Tag. Das Volk von Elba, seine Untertanen, stand auf dem

Quai. Arme Menschen in schafwollenen Jacken, die phrygische Mütze in der Hand, erwarteten sie verdutzt, scheu und neugierig den großen Mann, welcher die Welt bezwungen und Länder und Kronen verschenkt hatte, wie andere Könige Ringe und Ordenskreuze verschenken, als ihren eignen Herrscher, als Fürsten von Elba. Eine Musikbande spielte auf, wie zu einem Schäferspiel. Napoleon blieb mißmutig die Nacht auf dem Schiff. Wie muß er sich nicht beengt gefühlt haben in diesem umzirkelten Golf, welchen die Felsenberge gefangen halten!

Als er das Ufer betrat, empfing ihn der bisherige französische Commandant Dalesme. Ihm hatte er seine Ankunft gemeldet und geschrieben: „General, ich habe meine Rechte den Bedürfnissen des Vaterlandes geopfert und mir die Besitzung und die Souveränetät der Insel Elba vorbehalten; macht den Einwohnern bekannt, daß ich ihre Insel zu meinem Aufenthalt wählte, sagt ihnen, daß sie immer der Gegenstand meines lebhaftesten Interesses sein werden."

Elba fortan der Gegenstand seines lebhaftesten Interesses! Eine Austerschale für die ganze Welt!

Der Bürgermeister und die Aeltesten von Porto Ferrajo stellten sich dar mit den Schlüsseln der Stadt. Der Kaiser empfing sie. Es war dieselbe Scene, die er so oft erlebt hatte, vor Berlin, vor Wien, vor Dresden, vor Mailand, vor Madrid, vor Moskau — nur die Schauspieler waren andere geworden . . . ein armer stammelnder Bürgermeister von Porto Ferrajo, und ein paar Aelteste des Städtchens.

Napoleon zog in das Haus des Gouverneurs, und dies eben ist jener kaiserliche Palast mit dem kleinen Kanonengarten und den kleinen Blumenstücken. Er fing ohne Säumen den Ausbau des Hauses an. Ich sah dort einen schönen Speisesaal und etwa 10 bis 12 kleinere und größere Gemächer, welche gegenwärtig der Commandant der Stadt und Festung bewohnt. Im Schlafzimmer Napoleons hängen Kupferstiche, welche Scenen aus Aegypten darstellen, und im Arbeitszimmer steht noch sein Schreibepult. Das war nun des Kaisers Tuilerienschloß, das Miniaturbild seiner Herrschaft, und im Verhältniß dazu stand auch sein Hof. Großmarschall des Palasts war Graf Bertrand; der Graf Cambronne, der Artilleriegeneral Drouot und Andere bildeten den Hof, der im ganzen Haushalt 35 woltitulirte Chargen zählte.

Wahrlich, der Aufenthalt in Elba glich dem Landleben eines römischen Kaisers, der sich dem Ceremoniel des großen Hofs in der lärmenden Hauptstadt entzieht und mit wenigen Vertrauten und Dienern Luft und Ruhe schöpfen geht in Antium oder in Bajä. Aber nein, diese Luft in Elba war für das Gefühl Napoleons vielleicht drückender, als jene auf der Scholle Sanct Helena, die er mit völliger Resignation betrat.

Man hatte ihm 700 Mann Garde zu Fuß und einige 80 Mann zu Pferde als Spielzeug überlassen. Nun denke man sich dieses Häuflein von Veteranen beisammen, wie Schiffbrüchige auf eine Insel verschlagen und dort am Strand gelagert. Wer zuhörte, was diese rauhen Männer, Franzosen, Corsen, Italiener, Polen, miteinander redeten, konnte die wunderbarsten Dinge hören und Bilder der

halben Erde an sich vorübergehen sehen, die Pyramiden, die fürchterlichen Eisfelder in Rußland, die Alpen, Leipzig, Marengo, die Sonne von Austerlitz, Eylau und was nicht alles — Namen wie Ney — o, auch Ney, das schmerzt — Marmont — Bernadotte, das grimmt das alte Kriegerherz — — der falsche prächtige Murat! Was ward aus Murat? O, der ist drüben in Italien noch ein König! Wenn ein Schiff zwei, drei Tage läuft, so kann man ihm die Hand reichen. „Pazienza", sagt der Italiener — „Vive l'Empereur!" ruft der Franzose — „Noch ist nichts verloren", sagt der Pole. Manches mal wird exercirt, der Kaiser hat das Handwerk nicht verlernt. Brav wird mit den Kanonen gefeuert. Aber die Kanonen brummen doch nur in den Wind. Das ist eine schlechte Musik.

Man muß eine Unternehmung ausführen. Der Kaiser von Elba wollte sein neues Reich gleich in der ersten Zeit kennen lernen, und in Begleitung des englischen Botschafters Niel Campbell durchritt er die Insel. Man will wissen, daß er aus Furcht vor Meuchelmord jenen und Bewaffnete mit sich nahm. Er fürchtete besonders den Commandanten von Corsica, Brulart, welcher ehemals Hauptmann der Chouans und Freund George Cadoudals gewesen war, und jetzt wie zu Napoleons Hohn Corsica befehligte. In ein paar Tagen hatte der Kaiser sich überzeugt, daß sein Reich nicht groß sei; aber er faßte den Plan, zu bauen, Wege, Wasserleitungen, Verbesserungen anzubahnen. Er wollte Elba verschönern, wie Tiberius einst Capri verschönert hatte. Der unruhige

Geist schmachtete nach Beschäftigung, und die Zeit mußte vertrieben werden.

Napoleon auf dem kleinen Elba bauend und Wege in das Gestein bahnend ist ein tief gedankenvoller Mann, welcher Figuren und Linien in den Sand zeichnet; er ist der alte Fritz, nach der verlorenen Schlacht auf der Brunnenröhre sitzend und mit dem Stock so vor sich hin grabend.

Sein Blick fiel auf die Klippe Palmarola. Vierzig Garden schickte er aus, diese Insel zu nehmen, was ihnen Niemand wehrte, da Niemand darauf wohnte. Die alten Garden setzten einen Turm darauf, und so war das Reich vergrößert.

Auch jene kleine, öde Insel Pianosa, wohin einst Augustus seinen Enkel Agrippa Posthumus verbannt hatte, welchen Tiberius bald darauf durch abgesandte Mörder erwürgen ließ, besetzte Napoleon und bewehrte sie mit einer Schanze, vielleicht angelockt durch jene alten Kaisernamen, oder durch das Loos Agrippa's, mit dem er sein eigenes vergleichen mochte.

Er baute Magazine, Quais, ein paar Pferdeställe, eine Wasserleitung, ein Lazaret, ja selbst das kleine Theater in Porto Ferrajo, wo er seine kaiserliche Loge hatte, so gut wie in Paris. Für sich selbst legte er in der Campagna eine Villa an. Rechts vom Golf führte eine von ihm gebaute Straße zu diesem Versailles von Elba. Dahin ging oder ritt der Kaiser gern und unterhielt sich oft mit den Landleuten, die des Weges kamen, ihre fruchtbeladenen Esel vor sich hertreibend. Das Tal,

in welchem die Villa San Martino steht, und wo einst Scipio Nasica einen Palast gehabt haben soll, ist besonders schön. Es liegt den gewaltigen Bergen im Schoos die sich nach der corsischen Seite zu erheben. Ein Bach schlängelt sich durch die grüne Tiefe; zu beiden Seiten üppige Fülle von Baumwuchs, viele Häuser im Grün zerstreut, und wohin das Auge blickt, ein reicher Segen von blauen schwellenden Trauben, als stände man auf der Campagna Felice Neapels. Wer ein zufriedenes Herz hat, mag dort glücklich wohnen. Es gibt das ganze Jahr hindurch Rosen; die Lüfte sind mild und würzig, und wo sich das Tal gegen Porto Ferrajo öffnet, stralen Golf und Meer dem Blick entgegen.

Die Villa gehört heute dem Fürsten Demidoff. Dieser russische Krösus baut sie zu einem Napoleonsmuseum um. Es soll prächtig werden, mit Hallen von Marmor und Feensälen, worin man sämmtliche Thaten des Kaisers an den Wänden al fresco sehen wird. Napoleon selbst, der die Orangenbäume um die Terrasse des Landhauses pflanzte, begnügte sich, den Speisesaal in ägyptischem Stil ausmalen zu lassen; überhaupt war ihm die Erinnerung an Aegypten, wie es scheint, die liebste seines Lebens, denn sie war das romantische Heldengedicht seiner Jugend. Heute hat Demidoff alle erdenklichen Reliquien, die sich auf Napoleon's Geschichte beziehen, gesammelt, und er wird sie in den Zimmern zu San Martino aufstellen. Eine lebendige Reliquie Napoleon's, in deren Besitz der Principe gewesen ist, wird er aber in dieser Villa nicht aufstellen, weil er sie, wie man sagt, nicht wol gehalten hat, ich meine seine frühere Gemalin,

Mathilde Bonaparte, Tochter des Exkönigs Jérôme, Reliquie von Westfalen.

Wenn die Reliquien alle aufgestellt sein werden, so wird, sagten mir die Arbeiter an der Villa, der Fürst auf seine Kosten jeden Freitag ein Dampfschiff von Livorno nach Porto Ferrajo abgehen lassen, und dann kann die ganze Welt mitfahren, die schönen Sachen zu sehen. Jetzt aber darf Niemand hinein, und steht das auf der Warnungstafel aufgeschrieben. Und so konnte ich das Innere der kleinen bescheidenen Villa nicht betreten.

Wie ich nach Porto Ferrajo heimkehrte, tröstete mich dafür der schöne Mondschein, welcher viele Dinge zu erzählen wußte. Ruinen, gleichwie Erinnerungen jeder Art, lassen sich am besten beim Mondschein betrachten und bedenten; der Zauber eines zweifelnden Lichts stimmt so wol mit allem, was vergänglich ist.

Kann man Napoleon lieben? Wird nach tausend Jahren eine Menschenseele auf irgend einem Schauplatz seines Lebens durch die Erinnerung an ihn zu Tränen der Wehmut gerührt werden? Ich bezweifle das; ich glaube es nicht.

Es gibt einen großen Namen in der Geschichte, welcher zur Hälfte wie Napoleon klingt, er heißt Timoleon. Ich gestehe es, die Erinnerung an diesen Menschen des Altertums bewegte mich tief, als ich auf dem Theater in Syrakus an ihn zurückdachte. Wie würde sich Napoleon vor diesem Griechen gefürchtet haben, der ihn nach Korinth geschickt hätte, voll strenger Verachtung, wie den Tyrannen Dionys. Andere Zeiten, andere Größen. Napoleon schwärmte in seiner Jugend für

diesen Helden des Plutarch; als er selbst Kaiser geworden war, schalt er den Tacitus grämlich, und hielt er dem Tiberius eine Lobrede.

Man hat ihn so oft mit dem gefesselten Prometheus verglichen, daß dieses Bild schon eine abgebrauchte Phrase ist; aber es paßt doch ganz vortrefflich auf diesen verbannten Heros, der die Ketten von Elba zu zerreißen im Stande war, bis ihn Kraft und Gewalt mit unauflöslichen diamantenen Fesseln an die Klippe in Sanct Helena schmiedeten. Nach welchen Riesenkämpfen! Blücher und Wellington mußten dies Genie bezwingen, als Kraft und Gewalt gegen einen Halbgott losgelassen. Der Husarengeneral Blücher, in der Hand des Schicksals als Mittel gebraucht, Napoleon zu stürzen, oder sagen wir in niederer Redeweise zu „schlagen", denn was konnte ein so wackerer Mann wie Blücher anders, als tüchtig zuschlagen . . . das ist ein bitterer Hohn. Aber die Natur braucht die größten Kräfte, will sie etwas bilden und entwickeln, die geringsten, will sie vollenden und vernichten.

Napoleon mußten die Wochen, die ihm in Elba hinschlichen, wie Jahrwochen erscheinen. Er klagte oft bitterlich zu Campbell, und zumeist weil ihm Weib und Kind entrissen seien, ihm eine Gunst versagt sei, welche doch dem elendesten unter den Verbannten aus Menschlichkeit gewährt werde.

Seine Mutter kam im Sommer. Wie fand Lätitia Ramolino ihren Sohn wieder! Von der Höhe des Glücks war auch das eitle Mutterherz herabgestürzt, aber es brach nicht — das edlere Herz Josephinens war ge-

brochen, 30 Tage nach Napoleon's erstem Fall, in Malmaison. Auch Pauline Borghese, seine Schwester, kam, einst die neue Helena der Welt, eine schöne Hetäre, zu deren Füßen gekrönte Herrscher lagen, jetzt in der Wildniß Elba's verschollen.

Viele Personen kamen und gingen geheimnißvoll. Die sieben Häfen der Insel waren noch nie so belebt gewesen. Während der neun Monate liefen 1200 Schiffe ein, und 900 Italiener und 600 Engländer waren angekommen, den Mann von Elba zu sehen, darunter viele Offiziere in italienischen, englischen, französischen Uniformen, bald von Marseille, von Corsica, bald von Genua und Livorno, oder von Neapel, von Civita Vecchia und Piombino her. Mit allen unterhielt sich Napoleon geistreich und witzig, er ließ sich von Jedem über die Zustände seines Landes oder den Continent Bericht erstatten.

Eines Tags kam eine fremde Dame mit einem kleinen Knaben nach Porto Ferrajo. Der Kaiser empfing sie in Heimlichkeit, und gab ihr auf dem Lande Wohnung; doch nach wenigen Tagen zog sie mit dem Knaben nach Italien hinweg, geheimnißvoll wie sie gekommen war. Man sprach allerlei, nur Wenige wußten, wer die Fremde gewesen war, aber sie hatte sich den Blicken der Neugierde nicht entziehen können. Man wird sich leicht vorstellen, daß Napoleon auf Elba in der Lage eines interessanten Mannes sich befand, der sich in einer kleinen Provinzialstadt aufhält, und von allen Augen verfolgt und von allen Zungen beredet wird. Jene fremde Dame war eine polnische Gräfin, der Knabe Napoleon's Kind, die Frucht einer zarten Schäferstunde in dem rauhen Polen. Ich

weiß nicht, wie es dem Kinde weiter erging, aber ich glaube, im Monat December 1852 erschien dieser Knabe als officieller Botschafter Frankreichs vor der Königin Victoria von England und zeigte ihr an, daß die Weltgeschichte trotz Elba und Sanct Helena wieder bonapartisch geworden sei, denn acht Millionen Franzosen hätten Louis Bonaparte, Sohn und Reliquie des Exkönigs von Holland, aus Rührung zum Kaiser Frankreichs ausgerufen.

Es ist ein Traum. Die Weltgeschichte träumt, wie der Einzelne, bisweilen von alten Liebschaften und von alten Schicksalen. Im Jahre 1852 träumte ihr von Napoleon.

Der Kaiser indeß wurde auf Elba von Tanten und Basen, wie man sagt, beschändet. In ganz Italien sprach man davon, daß ein gewisses Fräulein Vantini sein Herz erobert habe, daß er sie in romantischen Stunden empfange, auf der Villa wie in seinem Palast, ja daß sie bereits einen zweiten jungen Napoleon unter dem Herzen trage und sich dessen schließlich selbst berühme. Dieses Fräulein war die Tochter eines Gutsbesitzers auf Elba, eines Mannes, der ehemals Bürgermeister in Porto Ferrajo gewesen war; er war wiederum Schwager eines Herrn Cornelio Filippi in Livorno; dieses gewissen Cornelio Schwester aber war eine wahre Messaline, erklärte Bulschaft des Engländers Grant, eines Kaufmanns in Livorno, und dieser Grant war wiederum ein wütender Feind Napoleon's und Helfershelfer des Spions Giunti u. s. w. Da haben wir eine Schandgeschichte aus Elba.

Das Geld fing übrigens zu mangeln an. Napoleon's Einkommen belief sich auf kaum 400,000 Francs. Denn was ihm im Vertrage zu Fontainebleau verbrieft worden war, eine jährliche Rente von 2,500,000 Francs, zahlte Frankreich, der Verpflichtung zuwider, nicht. Der Kaiser beschwerte sich, und Lord Castlereagh verwandte sich für ihn; aber die französische Regierung zögerte, und sie zahlte nichts. Sie ahnte wahrscheinlich, daß der Verbannte ihre Gelder zu irgend einem Staatsstreich verwenden wolle, mindestens fürchtete man einen Einfall in Italien; denn daß er eine Landung in Frankreich versuchen würde, fiel Niemanden ein.

Hier auf Elba, in der unmittelbaren Nähe Frankreichs und Italiens, mußten sich dem Geist des gestürzten Kaisers wie von selbst beide Länder als Schauplätze einer möglichen Restauration darbieten. Wie mag er in diesem Garten, in diesem Cabinet und in jener Villa auf- und abgegangen sein, die Hände auf dem Rücken, und in der Wagschale abgewogen haben hier Frankreich und dort Italien, hier die Erneuerung einer alten Laufbahn oder eines Reichs, das er besessen hatte, dort eine ganz neue Laufbahn, eine ganz neue, erst zu stiftende Monarchie.

Verweilen wir einen Augenblick; denn hier ist eine geheimnißvolle Stelle in der Geschichte Napoleon's, die etwas ungemein Anlockendes für die Vorstellung hat, wie jede Möglichkeit von großem Charakter. Eine Minute lang, so kann man sagen, schwebte der Geist einer unberechenbaren Zukunft über Italien, während Napoleon auf Elba saß.

Denn was wären die Folgen gewesen, wenn dieser

Mann seine Richtung auf Frankreich plötzlich aufgab, wenn er, ein Italiener, in Italien auftrat, in einer neuen Gestalt, als Ordner und Vereiniger dieser schönen Länder, als ein römisch-italienischer Kaiser in der Weltstadt Rom, auf dem Capitol?

Es ist unzweifelhaft, daß ein solcher Plan gefaßt wurde; aber wie weit Napoleon selbst mit den Agenten einer italienischen Union, welche in Turin ihren Mittelpunkt hatten, in Verbindung stand, ist trotz aller Enthüllungen schwer zu ermitteln. Jener Entwurf eines constitutionellen Kaiserreichs in Rom, an dessen Spitze Napoleon zu berufen sei, wie er in den Köpfen der italienischen Unitarier entstand, klingt heute nicht chimärischer, als im Jahre 1814. Es sollte Napoleon römischer Kaiser sein, die Könige von Sardinien und Neapel sollten mit Geld entschädigt werden, die Hauptstädte Mailand, Venedig, Florenz, Neapel, um ihren localen Patriotismus zu befriedigen, zu Vicekönigtümern gemacht werden, die Nationalversammlung ihren Sitz wechseln. Der Papst wurde zu einem Phantom erklärt, dessen man sich zu entledigen habe. Dies war der italienische Plan; zu seiner Ausführung konnte ein Krieg dienen. Denn Murat, damals noch König von Neapel, sollte in Krieg mit Frankreich verwickelt werden, und Napoleon im Augenblick des Zusammenstoßes erscheinen, wo er dann unfehlbar sich beider Armeen würde bemächtigt, Italien vereinigt und die Bourbons von Frankreich zu seiner Anerkennung gezwungen haben.

Doch genug dieser Träume. Napoleon hielt, wenn er ihnen das Ohr lieh, Italien in Spannung; und in der That, seine Landung auf der Halbinsel hätte alles in Taumel versetzt. Ohne Zweifel würde er sich nach Italien geworfen haben, wenn ihm Frankreich keine Aussicht bot. Aber was ihm seine Agenten von dort berichteten, zeigte ihm klar, daß es nur seiner Landung bedurfte, um die bourbonische Restauration wie einen Nebel zerrinnen zu machen.

Unterdeß lebte man im Palast der Insel sehr harmlos; Pauline, die Seele der Gesellschaft, gab bisweilen ein Fest. Aber um Geld zu sparen, ward der Haushalt beschränkt und mancher Bauplan eingestellt, selbst ein Artilleriepark verkauft. Der Kaiser war in Papieren, in Journalen und Berichten vergraben. In seinem kleinen Cabinet sah es aus wie ehedem in den Tuilerien; war der Mann doch derselbe Napoleon, welcher riesige Entwürfe, Schlachtplane, welterschütternde Gedanken in der Seele umherwälzte.

So saß er in dem kleinen Zimmer seines Hauses zu Porto Ferrajo, von dessen Dach nur das bescheidene Banner Elba's flatterte, weiß und amarant und mit den kaiserlichen Bienen, indeß zu gleicher Zeit die hohe Diplomatie in Wien beim Congresse saß, alle Mächte Europas hinter den grünen Tischen, tausend Federn rührend und tausend Zungen, die ganze Welt ein Protokoll und ein diplomatisches Schlachtfeld, und alles dies um den einen kleinen Mann in Elba. Dieser still und verschollen, einsam wie ein Zauberer in der Felsenhöhle, welcher unsichtbare Geister beschwört, aussendet, empfängt; jene voll Geräusch der Siegesfeste und der Debatten — so vergehen Monate. Der kleine eiserne

Mann in Elba steht plötzlich von seinem Tisch auf — der Congreß ist nicht mehr; die Fürsten und die Diplomaten fahren auseinander, und die Welt wird wieder ein tobendes Kriegslager.

Napoleon war von allem unterrichtet, was in Frankreich und in Wien geschah — am Anfang des Jahres 1815 drohte Uneinigkeit die Alliirten mit einander in Krieg zu bringen. Oesterreich, Frankreich und England verbanden sich zu einem geheimen Vertrage gegen Rußland und Preußen. Auch verlangte Frankreich die Wiedereinsetzung der Bourbonen in Neapel. Murat's Tron wankte; er bot sich also als natürlicher Verbündeter Napoleon dar, Italien zu jener Einheit aufzurufen, an deren Spitze dieser hatte treten sollen.

Das schreckliche Wort Sanct Helena war schon zu Napoleon's Ohr gedrungen. Der Entschluß wurde fest in seiner Seele. Er ward immer einsamer; er vermied es, Campbell zu sprechen. Er ließ ihn selten vor und nur dann, wenn der Engländer von Livorno zurückkehrte, wohin er bisweilen hinüberging. Es kreuzte auch ein französisches Kriegsschiff um die Insel, Napoleon zu beobachten, von dem ein Gerücht zu reden begann, er bereite eine Landung in Italien vor; die englische Corvette aber, zu Campbell's Verfügung gestellt, segelte beständig zwischen Elba, Genua, Civita Vecchia und Livorno hin und her.

Napoleon selbst war als Souverän der Insel im Besitz von Kriegsfahrzeugen, von vier Schiffen; sie durchsegelten häufig, manövrirend, das Meer unter dem neuen Banner Elba's, welches selbst die Barbaresken achteten; denn oft brachten sie den Capitänen elbanischer Schiffe Geschenke, sagend, daß sie die Schuld von Moskau quittirten. Der Kaiser ließ diese Schiffe häufiger in See gehen, seine Absicht zu verbergen; und er versteckte sie so tief, daß nur Bertrand und Drouot um das Geheimniß wußten, und auch diese nur 24 Stunden vor der Abfahrt. Den Frauen wurde es nicht mitgeteilt; auf dem nahen Corsica wußte es allein Colonna, der Freund Paoli's und der Vertraute Napoleon's.

Der Entschluß, an Bord zu steigen, endlich aus dieser öden Einsamkeit wieder der Welt und neuen Riesenkämpfen entgegenzugehen, mußte ein fürchterlicher Ruck in Napoleon's Seele sein, gleich jenem Cäsars, als er den Rubicon überschritt. Es war einer von den verzweifelten Würfen, welche der Erfolg, je nachdem sie fallen, entweder heldenkühn und groß, oder wahnsinnig und abenteuerlich benennt. Solche Augenblicke, wo ein entschlossener Mensch todesmutig gerade auf das Schicksal losgeht, nehmen all unsere Teilnahme in Beschlag, und wenn das Unternehmen gelingt, scheint die Tollkühnheit selbst die Größe des Helden verdoppelt zu haben. Gleich jenem Fernando Cortez, da er die Schiffe hinter sich verbrennen ließ, erscheint nun Napoleon, und in Wahrheit ging er an die Eroberung Frankreichs und in den Kampf mit den Kriegsheeren der europäischen Mächte mit kaum mehr Truppen, als der abenteuernde große Spanier hatte, als es galt, wilde Indianer zu bezwingen. Freilich standen schon zwei seiner größten Heere und Avantgarden in Frankreich: der Zauber seines Namens und der Haß gegen die Restauration.

Es war an einem Sonnabend, den 26. Februar — Pauline gab einen Ball — die Garden und die übrigen Truppen, 800 Mann, stehen marschfertig auf der Piazza d'arme — sieben Fahrzeuge liegen reisefertig im Hafen — der Kaiser ist voll Unruhe — der kleine Mann geht auf und ab, tritt ans Fenster, blickt in den Abendhimmel, auf den Golf, welcher bewegt ist und voll rauschenden Wellenschlags. Die Garden sollen sich einschiffen! Alea jacta est!

Es war Abends 8 Uhr, als Napoleon vom Quai in die Barke stieg.

Hier nun, da der gewaltige Mann in See geht, die Götter zum zweiten mal zu versuchen, ist es mir, als riefe eine Stimme hinter ihm drein: „Des Fatums boshaftes und ewiges Gesetz ist es in allen Dingen, daß sie, wenn sie den Gipfelpunkt erreicht haben, schneller, als sie aufstiegen, wieder zur Tiefe stürzen." Die Stimme ist Seneca's Stimme, jenes alten Unglücksvogels, der ein besonderes Recht hat, diesen Spruch Napoleon nachzurufen, weil er die Großen der Erde schrecklich enden sah, den Imperator Tiberius, den Kaiser Caligula, den Kaiser Claudius, den Cäsar Germanicus, und weil er acht lange Jahre als Verbannter auf Corsica saß und Weisheit lernte, und die Natur wie das Ende der napoleonischen Dinge aus gründlichster Erfahrung kannte.

Aber Napoleon segelt von dannen, ungesehen von der englischen Corvette, welche in Livorno war. Das Meer ging hoch. Man hoffte vor Tagesanbruch über Capraja hinaus zu sein, doch fiel der Wind, und am Tag war

man noch im Angesicht der Insel. Erst um 4 Uhr Abends gelangte man auf die Höhe Livorno's, und bald zeigten sich zwei Fregatten, dann ein französisches Kriegsschiff, der Zephyr, welches heransegelte. Die Mannschaft wollte es entern. Aber Napoleon gebot ihr, sich unter Deck zu legen. Der Zephyr fragte das Schiff an, wie es in Elba aussehe, und Napoleon selbst rief durch das Sprachrohr: „Der Kaiser befindet sich sehr wol." Glücklich entrann er der Gefahr.

Er hatte schon vor seiner Einschiffung zwei Proclamationen an die französische Armee und das französische Volk abgefaßt; aber weil man sie nicht entziffern konnte, warf er sie ins Meer und dictirte zwei andere. Alles, was schreiben konnte, schrieb sie ab — man saß an Bord umher, man schrieb auf Trommeln, Grenadiermützen, Bänken — eine seltsame Scene auf dem Inconstant. Denn dies war der Name von Napoleon's Schiff, und von seinem Glück.

Die Proclamationen folgen hier beide:

Im Golf Juan, am 1. März 1815.

Napoleon, durch die Gnade Gottes und die Constitutionen des Kaiserreichs Kaiser der Franzosen.

1. An die Armee.

Soldaten! Wir sind nicht geschlagen. Menschen, die aus unsern Reihen hervorgingen, haben unsere Lorbern, ihr Land, ihren Fürsten, ihren Wolthäter verraten. Dürfen diejenigen, welche wir während 25 Jahren ganz

Europa durcheilen sahen, um uns Feinde zu erwecken, welche ihr Leben damit zugebracht haben, gegen uns in den Reihen der fremden Heere zu kämpfen, indem sie unser schönes Frankreich verfluchten, dürfen sie den Ruhm haben, unsere Adler in Ketten zu schlagen und zu meistern, sie, die ihren Anblick nie auszuhalten vermochten? Sollten wir dulden, daß sie die Frucht unserer glorreichen Mühen ernten, daß sie sich unserer Ehre, unserer Habe bemächtigen? daß sie unsern Ruhm verleumden? Wenn ihr Reich dauerte, Alles wäre verloren, selbst das Andenken unserer denkwürdigen Schlachten. Mit welchem Eifer entstellten sie dieselben, suchten sie Das zu vergiften, was die Welt bewundert! Und blieben noch Verteidiger unsers Ruhmes übrig, so sind sie unter den Feinden selbst, welche wir auf den Schlachtfeldern geschlagen haben. Soldaten! in meinem Exil hörte ich eure Stimme; ich bin da, über alle Hindernisse und alle Gefahren hinweggegangen.

Euer General, durch die Wahl des Volks zum Tron berufen und auf euern Schilden erhoben, ist euch wiedergegeben. Kommt, vereinigt euch mit ihm. Reißt diese Farben herunter, welche die Nation geächtet hat, und um welche sich seit 25 Jahren alle Feinde Frankreichs gesammelt haben. Pflanzt diese dreifarbige Cocarde auf; ihr trugt sie an unsern großen Tagen. Wir dürfen vergessen, daß wir die Herren der Völker waren, aber wir dürfen nicht leiden, daß irgend eines sich in unsere Angelegenheiten mische. Wer wollte sich anmaßen, Herr bei uns zu sein? Wer hätte die Gewalt dazu? Ergreift diese Adler wieder, die ihr trugt bei Ulm, bei

Austerlitz, bei Jena, bei Eylau, bei Wagram, bei Friedland, bei Tudela, bei Eckmühl, bei Eßling, bei Smolensk, an der Moskwa, bei Lützen, bei Wurschen, bei Montmirail. Glaubt ihr, daß dieses Häuflein Franzosen, das heute so stolz thut, ihren Anblick ertragen könne? Sie werden zurückgehen, woher sie kamen, und dort werden sie, wenn sie es wollen, herrschen, wie sie seit 19 Jahren geherrscht zu haben vorgeben.

Euer Vermögen, euer Rang, euer Ruhm, das Vermögen, der Rang und der Ruhm eurer Kinder haben keine größern Feinde als diese Prinzen, welche die Fremden uns eingesetzt haben. Sie sind die Feinde eures Ruhms, weil die Erzählung von so vielen heroischen Thaten, die das französische Volk verherrlicht haben, als es gegen sie kämpfte, um ihrem Joch sich zu entziehen, ihr Verdammungsurteil ist.

Die Veteranen der Armeen der Sambre und der Maas, des Rheins, Italiens, Aegyptens, des Ostens, der großen Armee sind erniedrigt; ihre ehrenvollen Narben sind beschimpft; ihre Erfolge würden Verbrechen sein, Rebellen würden die Tapfern sein, wenn, wie die Feinde des Volks vorgeben, mitten unter feindlichen Armeen die legitimen Herrscher waren. Die Ehre, die Belohnung, die Liebe kommen denen zu gut, welche ihnen gegen das Vaterland und gegen uns gedient haben.

Soldaten! kommt, reiht euch unter die Fahnen eures Führers; sein Leben ist das eurige; seine Rechte sind die des Volks und die eurigen: sein Interesse, seine Ehre, sein Ruhm sind euer Interesse, eure Ehre und euer Ruhm. Der Sieg wird im Sturmschritt voraneilen; der

Adler mit den Nationalfarben wird von Turm zu Turm bis zu den Türmen von Notre-Dame fliegen. Dann werdet ihr mit Ehren eure Wunden zeigen können; dann werdet ihr euch rühmen können dessen, was ihr gethan; ihr werdet die Befreier des Vaterlandes sein.

In eurem Alter werden euch eure Mitbürger umringen und betrachten und mit Achtung horchen, wenn ihr von euren hohen Thaten erzählt; ihr werdet mit Stolz sagen können: Und auch ich, ich gehörte zu dieser großen Armee, welche zwei mal einzog in die Mauern von Wien, in die von Rom, Berlin, Madrid und Moskau, welche Paris von dem Flecken befreit hat, den der Verrat und die Gegenwart des Feindes ihm aufgedrückt haben. Ehre diesen tapfern Soldaten, dem Ruhm des Vaterlandes! und ewige Schande den verbrecherischen Franzosen, in welchem Stand immer das Glück sie geboren werden ließ, welche 25 Jahre lang neben dem Fremden kämpften, um den Busen des Vaterlandes zu zerreißen.

Gezeichnet Napoleon.

2. An das französische Volk.

Franzosen! Der Abfall des Herzogs von Castiglione lieferte Lyon ohne Verteidigung an unsere Feinde; die Armee, deren Befehl ich ihm vertraut hatte, war durch die Zahl ihrer Bataillone, durch die Tapferkeit und die Vaterlandsliebe der Truppen, welche sie bildeten, im Stande, das ihr entgegengestellte österreichische Armeecorps zu schlagen und hinter die linke Flanke des feindlichen Heers zu kommen, welches Paris bedrohte.

Die Siege von Champ-Aubert, von Montmirail, von Château-Thierry, von Vauchamps, von Monterau, von Craonne, von Rheims, von Arcis-sur-Aube und von Saint-Dizier; der Aufstand der tapfern Landleute in Lothringen, in der Champagne, im Elsaß, in der Franche-Comté und in Burgund, und die Stellung, welche ich hinter der feindlichen Armee eingenommen hatte, indem ich sie von ihren Magazinen, von ihren Reserveparks, ihren Zufuhren und all ihren Bedürfnissen abschnitt, hatte sie in eine verzweifelte Lage gebracht. Die Franzosen waren nie auf dem Punkt mächtiger zu sein, und die Elite der feindlichen Armee war ohne Hülfe verloren; sie hätte ihr Grab gefunden in diesen wüsten Gegenden, welche sie so unbarmherzig geplündert hatte, als der Verrat des Herzogs von Ragusa die Hauptstadt auslieferte und die Armee zur Auflösung brachte. Die unerwartete Handlungsweise dieser beiden Generale, die mit einem mal ihr Vaterland, ihren Fürsten und ihren Wohlthäter verrieten, veränderte das Loos des Kriegs; die Lage des Feindes war der Art, daß er am Ende des Gefechts, welches vor Paris statthatte, ohne Munition war wegen der Trennung von seinen Reserveparks.

In diesen plötzlichen und großen Umständen ward mein Herz zerfleischt, aber meine Seele blieb unerschüttert; ich zog nur das Wol des Vaterlandes zu Rate; ich verbannte mich auf meine Felsen mitten im Meer, mein Leben war und sollte euch noch nützlich sein. Ich gestattete nicht, daß die große Zahl von Bürgern, die mich begleiten wollten, mein Loos teilte; ich glaubte, daß ihre

Gegenwart Frankreich nützlich sei; ich führte mit mir nur ein kleines Häuflein von Tapfern, nötig zu meinem Schutz.

Durch eure Wahl zum Tron erhoben, ist Alles, was ohne euch geschah, ungesetzlich. Seit 25 Jahren hat Frankreich neue Interessen, neue Institutionen, einen neuen Ruhm, welche nur durch ein nationales Regiment und durch eine in diesen neuen Umständen geborene Dynastie gesichert sein können. Ein Prinz, welcher über euch herrschte, welcher durch die Gewalt derselben Waffen, die unser Land verheert haben, auf meinen Tron gesetzt wäre, würde sich auf die Principien des Feudalrechts vergebens zu stützen suchen; er würde nur die Rechte einer kleinen Zahl von dem Volk feindlichen Individuen sichern können, welches seit 25 Jahren sie in allen unsern Nationalversammlungen verdammt hat. Eure innere Ruhe und euer äußeres Ansehen würden für immer verloren sein.

Franzosen! In meinem Exil habe ich eure Klagen und eure Wünsche gehört; ihr fordertet diese Regierung eurer Wahl zurück, welche allein legitim ist; ihr beschuldigtet meinen langen Schlaf; ihr warft mir vor, meiner Ruhe das Wol des Vaterlandes zu opfern.

Ich habe die Meere mitten in Gefahren jeder Art durchschnitten. Ich bin da, unter euch meine Rechte wieder zu ergreifen, welche die eurigen sind. Alles, was Einzelne gethan, geschrieben oder gesagt haben seit der Einnahme von Paris, ich werde es immer übersehen; es wird keinen Einfluß auf die Erinnerung an die wichtigen Dienste üben, die sie geleistet haben; denn es ge-

hört zu den Ereignissen solcher Natur, daß sie unter der menschlichen Organisation sind.

Franzosen! Es gibt keine Nation, so klein sie sei, welche nicht das Recht gehabt hätte, sich der Schmach zu entziehen, einem Fürsten zu gehorchen, der durch einen augenblicklich siegreichen Feind eingesetzt ist, und welche sich ihr nicht entzogen hätte. Als Karl VII. nach Paris zurückkehrte und den ephemeren Tron Heinrichs VI. umstürzte, erkannte er, daß er den Tron besitze durch die Gewalt seiner Tapfern und nicht durch den Prinz-Regenten von England.

So gebe und werde ich auch euch allein und den Tapfern der Armee immer die schuldige Ehre geben.

Gezeichnet Napoleon.

Dies sind die Proclamationen vom Meer von Elba. Der Geist des Soldatentums jener Zeit, wo das Volk zur „Armee" wurde, der Herrscher zum General, weht uns daraus zum letzten mal in seiner Barbarei entgegen. Wer kann heute diese Phrasen von Soldatenruhm und Schlachten, von den Tapfern der Armee und ewig der Armee ohne Mißbehagen lesen?

Am 1. März um 3 Uhr kam die Flotte von sieben Fahrzeugen in den Golf Juan, um 5 Uhr betrat Napoleon den Boden Frankreichs. — Die Schar barg sich in einem Olivenhain.

Wie so ganz glich hier Napoleon den romantischen Helden seiner corsischen Heimat. Denn erscheint er nun auch in der Gestalt des Abenteurers im Allgemeinen, so war diese doch wesentlich corsisch. Die namhaftesten Krieger

seines Vaterlands hatten in derselben Weise versucht, aus dem Exil sich dessen zu bemächtigen.

Im Jahre 1408 landete Vincentello d'Istria mit ein paar Spaniern und Corsen auf jener Insel, sie den Genuesen zu entreißen. Nach glorreichem Kampf ward er gefangen und enthauptet.

Giampolo machte im Jahre 1490 einen Einfall auf Corsica mit vier Corsen und sechs Spaniern, seinem alleinigen Heer. Nach glorreichem Kampf starb er in der Verbannung.

Drei mal fiel der tapfere Renuccio della Rocca aus seinem Exil in Corsica ein, das erste mal mit 18 Mann, das zweite mal mit 20 Mann, das dritte mal mit 8 Freunden. Jedesmal zog er, das Banner vorauf und Proclamationen auswerfend, kühn in das Land, auf den Zulauf seiner Anhänger rechnend. Nach glorreichen Kämpfen wurde er im Jahre 1511 in den Bergen erschlagen.

Im Jahre 1564 machte Sampiero, der Tapferste der Corsen, eine Landung in seinem Vaterland mit 37 Corsen und Franzosen. Nach glorreichen Kämpfen mit den Heeren Genua's ward er im Jahre 1567 in den Bergen erschlagen.

Mit 500 Franzosen, Garden, mit 200 Corsen, Jägern, und mit 100 Polen, Lanzenreitern, welche, da sie keine Pferde hatten, die Sättel selbst trugen, zog der Corse Napoleon Bonaparte gegen Frankreich und gegen die königlichen Heere aus. Nach glorreichen Kämpfen wurde er auf die Insel Sanct Helena verbannt.

Mit einem Häuflein Corsen landete im October 1815

Joachim Murat von Corsica aus in Neapel, ein Königreich zu erobern. Nach seiner tollkühnen Landung ward er erschossen.

Mit ein paar Menschen landete der Corse Ludwig Bonaparte zu unser aller Lebzeiten in Straßburg, ein Reich von 35 Millionen Einwohnern zu erobern. Da der Versuch mißglückt war, überfiel er Frankreich mit ein paar Menschen von neuem in Boulogne. Die Geschichte hat die Pflicht, diese ohne Zweifel abenteuerlichen Einfälle als geschichtliche Voraussetzungen eines Mannes anzuerkennen, der nicht lange darauf wirklich Kaiser der Franzosen wurde. Doch darf man Niemand vor seinem Ende glücklich preisen.

Schnell, so sagt der alte Seneca, stürzen die fallenden Dinge. Schnell war Napoleons Flug vom Hafen Juan über Waterloo nach Sanct Helena. Am 2. März war er in Cérénon, am 3. in Barême, am 4. in Digne, am 5. in Gap, am 7. März in Lyon, am 14. in Châlons — am 20. März um 9 Uhr Abends zog er in Paris ein. Am 1. Juni war er auf dem Maifeld ein politisch schon geschlagener Mann. Am 18. Juni stürzte er bei Waterloo. Am 21. Juni kam er flüchtig nach Paris zurück — am 22. Juni dictirte er: „Ma vie politique est terminée, et je proclame mon fils, sous le titre de Napoléon II, empereur des Français.“

Am 15. Juli stand er auf dem Bellerophon; am 7. August auf dem Northumberland. Am 16. October landete er auf Sanct Helena.

Dann — es ist das letzte Bild aus der Geschichte dieses wunderbaren Menschen — dann liegt er auf dem

fernen afrikanischen Eiland, auf seinem Todtenlager, bleich und still, bedeckt mit dem blauen Mantel von Marengo, zu Füßen ihm das Marmorbild seines Sohnes, des Königs von Rom, auf den Knien vor seinem Lager schluchzend Bertrand, Antommarchi, seine treuen Freunde und seine Diener. Die Sonne sinkt gerade ins Meer. Der Priester, welcher dem Kaiser die letzte Oelung gereicht, hebt die Arme empor und ruft: „Sic transit gloria mundi!"

Napoleon überblickte in Sanct Helena seine Thaten und sein Wesen und setzte seiner Laufbahn gleichsam eine monumentale Inschrift in diesen gewichtigen Worten:

„Ich habe den Abgrund der Anarchie geschlossen und das Chaos geordnet; ich habe die Revolution gestillt, die Völker veredelt, die Könige gezügelt. Jeglichen Wetteifer habe ich wachgerufen, jedes Verdienst belohnt und die Schranken des Ruhms entfernt. All das war wol Etwas. Nun denn, an welchem Punkt könnte man mich so angreifen, daß ein Geschichtschreiber mich nicht verteidigen könnte? Etwa bei meinen Absichten? Da kann er mich wol von der Anklage lossprechen. Mein Despotismus? Aber er wird darthun, daß die Dictatur durchaus notwendig war. Wird man sagen, daß ich ein Hinderniß der Freiheit war? Er wird darthun, daß die Willkür, die Anarchie, die große Verwirrung noch vor dem Tore standen. Wird man mich beschuldigen, zu sehr den Krieg geliebt zu haben? Er wird zeigen, daß ich beständig angegriffen war. Daß ich die Universalmonarchie anstrebte? Er wird zeigen, daß es nur das zufällige Zusammentreffen der Umstände, daß es nur unsere Feinde

selbst gewesen sind, welche mich Schritt für Schritt dahin drängten. Endlich, wird man meinen Ehrgeiz beschuldigen? Ach! Ohne Zweifel, davon wird man viel in mir finden, aber von dem größten und höchsten, der vielleicht jemals einen Menschen beherrscht hat, ich meine den, endlich einzurichten, einzuweihen das Kaiserreich der Vernunft und die volle Ausübung, den vollen Genuß aller menschlichen Fähigkeiten. Und hier wird der Geschichtschreiber sich vielleicht zum Bedauern genötigt sehen, daß ein solcher Ehrgeiz nicht befriedigt, nicht erfüllt worden sei."

So dachte Napoleon auf Sanct Helena von seiner eigenen Mission. Und wol war er ein Messias wie jeder andere große Mensch vor ihm, welchem die Geschichte auferlegt, eine Zeitlang als Atlas die Welt zu tragen und zum Wol der Cultur die Herculesarbeiten zu verrichten. Und wenn wir auch die menschliche Natur beklagen, weil sie eher durch die soldatische Despotie eines Napoleon als durch die bürgerlichen Gesetze eines Solon und Timoleon umgewandelt wird; wenn wir endlich jenen großen Menschen selbst anklagen, daß er seine Mission vergaß und in Egoismus und Herrschsucht unterging, so stehen wir doch voll staunender Ehrfurcht vor seiner Gestalt und rühmen die großen Impulse, die von ihm in das Leben der Völker und in die allgemeine Weltcultur ausgegangen sind.

Ich habe nun dem Kaiser gegeben was des Kaisers ist, und will auch den Elbanern geben, was ihr ist.

20,000 sind sie an der Zahl, ein friedliches Volk mit ausgeprägt toscanischer Sitte und Sprache und ohne Eigentümlichkeit nationaler Art. Die Insel ist zu klein (sie umfaßt etwas mehr als 7 Quadratmeilen) und liegt zu nahe am Festlande, als daß sich ein selbsteigener Volksgeist in ihr hätte entwickeln können. Man findet keine corsischen Gebräuche auf diesem Corsica so benachbarten Eiland, und von der Blutrache, so versicherte man mir, habe es wol in alter Zeit Fälle gegeben, heute aber sei sie unerhört. Nur in höchster Not flüchtet sich der corsische Bandit nach Elba, wo er sich nicht halten kann. Einen Zug haben beide Inselvölker gemein, die Gastlichkeit.

Folgende Orte zählt Elba: Porto Ferrajo (der Eisenhafen), die Festung Longone und deren Marina Porto Longone, Marciana mit Marina, Poggio, Campo, Capoliveri, Pila, Sampiero, Rio und Marina, Sant Hilaro.

Die Orte sehen braun und finster aus, wie die corsischen, weil sie aus dem natürlichen Gestein gebaut sind. Auch sie stehen auf den Höhen, der Barbaresken wegen, und sind mit Türmen bewehrt. Wo das Meer nah ist, haben sich an den Buchten Hafenörter angesiedelt, welche man eben Marina nennt. Fruchtbar und schön ist das Talland, welches sich von den Bergen Marciana's rechts vom großen Golf bis zum Hafen Longone niedersenkt und, indem es die Insel in beträchtlicher Länge durchzieht, einen herrlichen Gegensatz zu der wilden Großartigkeit der Berge bildet. Denn diese erreichen über Marciana ihre höchste Höhe in dem Cavanna, der so hoch ist wie der Vesuv. Nach der Küste Italiens

senkt sich die Insel. Steht man daher auf dem Ufer Corsica's, so erscheint Elba nur als ein einzelner Felsenberg von prächtiger doppelter Pyramidenform, weil sich die Felsen Marciana's gegen Corsica kehren; von der italischen Küste aber übersieht man die niedrigere gegen Piombino ausgestreckte Hälfte, auf welcher sich die größten Schätze der Insel zusammenfinden, das Eisen und die Früchte.

Die Berge von Marciana haben einen großen Reichtum an Granit und Marmor, an Alabaster, Krystall und andern Steinen. Der Ort Marciana hat die besten Kastanien. Oliven gibt es wenig und schlechte, wie der Holzmangel der Insel überhaupt groß ist. Limonen wachsen überall, besonders gesucht sind die von Campo. Auch der Wein ist in Fülle vorhanden, den besten hat Capoliveri, wo man einen Aleatico zieht, welcher jenem von Toscana gleichkommt. Im großen Tal wächst viel Mais. So fehlt dem Volk nichts zum Leben in seinem reizenden und milden Lande, denn außer dem Fruchtsegen der Gärten und der Felder gab ihm die Erde auch die unerschöpflichen Eisenlager von Rio, und das Meer sein Salz und seine Fische. Bei Porto Ferrajo holten schon Etrusker und Römer Sardellen und Thunfische, welche dort in erstaunlicher Menge gefangen werden. Die Fische und das Eisen machten Elba überhaupt schon im Altertum allen seefahrenden Völkern begehrlich, und wie Corsica wurde die Insel heimgesucht von Phöniziern, Karthagern, Tyrrhenern und Römern. Sie hieß im Altertum Aethalia, dann Iloa, Ilva im Mittelalter, woraus das heutige Elba entstanden ist.

Ein guter Fahrweg führt von Porto Ferrajo durch das Tal über Capoliveri gegen Longone, quer durch die Insel weg an die andere Seite des Meers. Man umgeht den Golf bis nach San Giovanni, einem kleinen Ort mit einer Fischerkapelle, von wo die Barken nach Porto Ferrajo überfahren. Wir setzten uns in eine solche Barke, und mit aufgespanntem Segel fuhren wir pfeilgeschwind durch den bewegten Golf hinüber nach San Giovanni. Von dort steigt man eine Höhe an, welche voll ist von römischem Mauerwerk, und dann ins Tal nieder an die andere Seite des Golfs.

Hier steht am Meer ein Landhaus, die Besitzung eines Beamten Demidoff's, und kaum erinnere ich mich, ein heimlicheres Plätzchen irgendwo gesehen zu haben. Das zierliche Haus ist von einem Blumen- und Orangengarten umhegt, von Rebenhügeln umstellt und sieht auf den schönen Golf und das gegenüberliegende Porto Ferrajo, welches von hier aus ein ungemein freundliches Bild gewährt. Geht man ins Tal hinunter, so ist es wie ein Wandeln im Garten, in einer so reichen und lachenden Landschaft, daß man gern in ihr länger weilen möchte. Ueberall üppige Felder, grüne Berge, blühende Gebüsche; und hie und da das hereinstralende Meer.

Ein Streifregen zwang uns, mitten im Tal von Capoliveri in ein Bauernhaus zu flüchten. Wir fanden dort eine zahlreiche Gesellschaft von Campagnolen, Männer wie Weiber, beschäftigt, Feigen zum Trocknen zu rüsten. Sie setzten uns Brot, Trauben und jungen Wein vor; da uns der Most nicht behagte, holte ein Alter ein großes Steingefäß herbei und schenkte uns daraus einen

schwarzen Wein. Es war vortrefflicher Aleatico, an Ort und Stelle gezogen.

Wir setzten bald bei dem heitersten Sonnenschein (es war September) unsere Wanderung nach Porto Longone fort und erreichten diesen kleinen Hafen zur Mittagszeit. Die zweite Stadt Elba's liegt an einer kleinen Bucht unter dem schroffen Felsen, auf welchem die Festung sich großartig erhebt. Ein paar Straßen stehen hier auf dem Strande, über den die Wellen nahe bis zu den Häusern schlagen. Da herrscht große Stille und Verlassenheit; einige Schiffe schaukeln auf dem Wasser, Matrosen oder Fischer bessern umgestürzte Barken aus und singen ein eintöniges Lied. Ueberall Blumenscherben vor den Fenstern und auf den Balconen, und die kleinen Häuser verlieren sich weiterhin ganz und gar in den üppigsten Gärten, wie die Häuser auf dem Eiland Procida. Die Natur erscheint um Porto Longone südlicher als um Porto Ferrajo. Dort wächst die Aloe in einer Pracht und Fülle, die mich in Erstaunen setzte; denn eine ganze Allee von Aloestauden zu beiden Seiten der Fahrstraße führt über eine Höhe zum Hafen Longone. Ihre hohen Blumenschafte, welche großen Candelabern gleichen, standen in voller Blüte. Noch nie zuvor, selbst nicht in den südlichsten Gegenden Corsica's, hatte ich so viele Aloe beisammen gesehen, und ein gleicher Anblick sollte mir erst in Sicilien werden, wo eine Reihe dieser Gewächse, in absichtsloser Ordnung der wilden Natur, auf den Tempel von Segesta führte. Auch Palmen wachsen hier.

Zur Festung Longone klimmt man auf einem steilen Pfade. Sie ist auf der Fläche eines mächtigen Felsens

gebaut und sieht mit ihren Mauern und verwitterten Türmen sehr altertümlich aus. Die Spanier bauten sie unter Philipp IV. und V. Es ist eine wunderliche Thatsache, daß dieses kleine Elba zu ein und derselben Zeit unter drei Herren geteilt war; denn während die Insel dem Fürsten von Piombino gehörte, trat derselbe Porto Ferrajo im Jahre 1537 an Cosmus ab, der König beider Sicilien dagegen besaß Porto Longone. Nun fiel im Jahre 1736 Elba sammt Piombino an Neapel, kam aber 1801 an das Königreich Etrurien, bis die Insel im Jahre 1805 mit Frankreich vereinigt wurde.

Weil die Spanier so lange Zeit in Porto Longone lagen, hat sich die Erinnerung an sie dort erhalten, und noch heute gebraucht man das „Don“ bei der Anrede.

Die Festung soll stark sein, was ich wol glauben will, da ihre Lage sie unzugänglich macht. Sie schließt die eigentliche Stadt ein, ein wüstes Bild von Zerstörung und Verlassenheit. Ein großer Teil der Werke selbst wurde im Jahre 1815 auf Befehl Napoleons gesprengt, nachdem er die Insel verlassen hatte. Manchen Sturm hat diese Festung erleiden müssen, als die Franzosen zur Zeit Ludwigs XIV. auch hier die Spanier bekriegten. Ein Offizier der toscanischen Besatzung, in dessen Familie wir einen schönen gastlichen Tag verlebten, zeigte uns was sehenswert war. Er war Rector der Strafcompanie, aus der er die hoffnungsvollsten Sträflinge zu einer Militärschule vereinigt hat. In der Festung fanden wir ein Häuflein toscanischer Veteranen, von welchen einige aus der Napoleonischen Zeit her Deutschland kannten, und die Schönheit seiner Gegenden wie die Reinlichkeit seiner

Städte rühmten. Was uns unser Wirt von der innern Einrichtung seiner Companie, von ihrer Bewirtschaftung, ihren Verhaltungsregeln, ihrem Code pénal zeigte, war ein wahres Muster von Soldatendressur; da hatte Alles sein Gesetz, und jedes Ding, bis auf die Eisen zum Krummschließen und den fatalen Prügelstock, seinen angewiesenen Ort.

Auch in Longone hatte Napoleon einen sogenannten Palast, ein unansehnliches Haus, in welchem er abstieg, so oft er aus seiner Hauptstadt hinüber geritten kam. Die Umgebung dieser Festung sagte ihm besonders zu. Unterhalb des Bergs pflegte er im Freien zu speisen, wie Valery in seiner Beschreibung Elba's erzählt, auf einem in den Fels gehauenen Sitz (Canapé genannt), wo er in einem Halbkreise Maulbeerbäume gepflanzt hatte. Dort beobachtete er mit seinem Fernrohr die Schiffe, welche vorübersegelten, und die Küsten Italiens.

Dem Golf von Longone gegenüber liegt das Fort Fucardo mit einem Hafenlicht für die einfahrenden Schiffe. Malerische Ufer rings umher, und nach der Landseite zu die schroffsten Berge, die an manche Felspartie in Capri erinnern, ohne freilich jene südliche Wärme des Farbentons zu haben. In diesen romantischen Wildnissen, hart am Wege zu den Eisengruben von Rio, liegt die Einsiedelei Monserrato, eine Stiftung der Spanier.

Wir wanderten mit unserm Wirt die Felsen hinunter, um nach Rio zu gelangen. Der Weg führt durch öde Gegenden, über Haiden und Quellen fort. Eine dieser Quellen trägt den Namen Barbarossa, aber nicht von dem deutschen Kaiser, sondern vom Meercorsaren, der im

Jahre 1514 Porto Longone überfiel und plünderte. Sein Name lebt noch auf mancher Insel des Mittelmeers, vielleicht auf jeder einzigen, denn es gibt wol keine in jenen Gegenden, welche der kühnste aller Piraten nicht heimgesucht hätte.

Ueber manche Haide und manchen Felsenhügel gingen wir also fort, immer erfreut durch wechselvolle Ansichten von Fels, Tal und Meer, bis wir nach Rio hinabstiegen. Hier braust von den Höhen ein Bach hinunter, um sich in den Hafen zu ergießen. Von ihm hat der Ort den Namen Rio. Man sagt von diesem lebendigsten Bach Elba's, daß er nicht auf der Insel entspringe, sondern von Corsica herkomme, wo er in unterirdischen Kanälen unter dem Meere fortströme, bis er in Rio zu Tage kommt. Kastanienblätter und Zweige, die das Wasser mit sich führt, zeigten deutlich seine corsische Herkunft. Wie dem auch sei, diese neue Arethusa scheint sich mit poetischem Sinn auf das Schicksal Napoleons deuten zu lassen.

Noch eine andere Beziehung knüpft die Eisenminen von Rio an Corsica; hierher flüchtete einst Petrus Cyrnäus, ein bekannter Geschichtschreiber der Corsen, aus dem 15. Jahrhundert, dessen vielbewegtes Flüchtlingsleben einem Roman gleicht; seinem Stiefvater entflohen, kam er als Kind nach Rio und fristete sein Leben in jenen Eisenminen, indem er Eisenerde auf Eseln nach dem Hafen bringen half.

Schon verriet der rote Boden, auf dem wir gingen, daß wir uns auf der eisernen Erde befanden — überall nichts als dieser eiserne Staub, die Hügel ringsum

braun oder rötlich, mit unzähligen Aloestauden überdeckt, welche mit ihren straffen, stahlbläulichen Blättern, die in lange Dornspitzen auslaufen, ebenso viel Bündel von Dolchen oder Schwertern zu sein scheinen. Alles, was uns begegnete, trug diese Eisenfarbe, die Arbeiter von Rio, rot gefärbt an Kleid, Gesicht und Händen, selbst die Hunde, die uns entgegenliefen. Auch der Hafen, zu dem wir hinabstiegen, ist rot von Eisenstaub, und am Ufer liegen Haufen von Eisenerde, welche dort in die Schiffe verladen wird.

Wir suchten den Director der Werke auf. Er ist ein Deutscher, und daß er es war, machte mir eine doppelte Freude. Der Deutsche allein ist der wahre Bergmann unter den Völkern; er allein versteht es, in den Schacht des Lebens zu steigen und in den dunkeln Herzkammern der Natur ihren tiefsten Sinn zu spüren. Da gräbt er nach, bis er das lautere Erz gefunden hat, und selbstvergessend versäumt er den schönen Frühling draußen. Manchmal schläft er in der Tiefe wie Epimenides, oder wie der Kaiser Barbarossa im Kyffhäuser, jener alte deutsche Bergmann mit der goldenen Krone und dem langen, durch den Tisch gewachsenen Bart, oder wie der Tannhäuser im Venusberg.

Nun trat uns Herr Ulrich entgegen, ein eisenhaltiger deutscher Mann von echtem Schrot und Korn; auch sein Händedruck war eisern, seine Rede kurz und fest und seine Stimme wahrhaft gewaltig. Er nahm uns als seine Landsleute herzlich auf, führte uns in die Werke und erklärte uns ihre Beschaffenheit. Erst seit kurzem stehen die Eisengruben in Elba, welche eine toscanische

Gesellschaft für ihre Rechnung bewirtschaftet, unter seiner
Leitung. Er übernahm sie in verwahrlostem Zustande,
hat sie aber in wenigen Monaten so weit gefördert, daß
schon jetzt der jährliche Gewinn mit Sicherheit auf
35,000 Tonnen berechnet wird, während die Gruben
sonst nur 22,000 Tonnen lieferten. Täglich werden
120,000 Pfund Eisen herausgezogen, aber im Sommer
stockt die Bewirtschaftung, weil der Ackerbau die Arbeiter,
größtenteils Männer aus Rio, in Anspruch nimmt. Im
Winter werden die Werke eifriger betrieben.

Seit grauen Zeiten ist der Eisenberg von Rio aus-
gebeutet worden, ohne seine Unerschöpflichkeit zu ver-
lieren; ein Berg von etwa 500 Fuß Höhe, welcher ganz
Eisenmaterial ist. In seiner Nähe gibt es noch andere
nicht minder reiche Flötze, die von Terra Nera, von
Rio Albano, und den Calamita, einen wahrhaften Magnet-
berg. Schon die Etrusker beuteten diese Werke aus: sie
schafften das Material nach Populonium, in dessen Ge-
biet die Insel gehörte, und dort wurde das Eisen heraus-
geschmolzen. Der Holzmangel in Elba erlaubt hier keine
Schmelzwerke, und auch heute wird das Eisen drüben
in Fabriken in der Nähe des alten Populonium ge-
schmolzen, oder das Material wird nach Neapel, Genua,
Marseille, und nach Bastia verladen.

Herr Ulrich belehrte uns über die verschwenderische
Wirtschaft, welche die Alten und ihre Nachfolger mit
dem Eisenlager getrieben haben. Ganze Hügel von Eisen-
erde hat man unbenutzt aufgehäuft und die Erzflötze mit
ihnen verdeckt. Diese vergeudete Erde ist aber so stoff-
haltig, daß sie immer noch ein vortreffliches Material

gibt. Herr Ulrich griff eine Handvoll Erde von dem Boden auf, über welchem wir standen, zeigte sie uns und sagte: „Sehen Sie, Erde, die ich hier von der Oberfläche aufnehme, gibt immer noch ein besseres Eisen, als die Franzosen in der Auvergne aus dem schwersten Erz gewinnen.“ So liegt also hier das Mineral eigentlich über der Erde, und Millien weit in der Runde steht und geht man auf Eisen. Die Minen von Rio sind reicher als die berühmten Werke Demidoff's in Sibirien, und vielleicht möchte ihres Gleichen überhaupt nicht gefunden werden.

Noch hält sich der Bau an der Oberfläche, und unterirdische Werke gibt es keine als ein paar Galerien; doch sieht man die prächtigsten Erzlager frei zu Tage ausgegraben. Wer sich unter den Werken in Rio Bergschachte und Stollen mit allem romantischen Zubehör von Bergknappen und Grubenlichtern denkt, hat sich Falsches gedacht, wie ich es mir vorstellte, ehe ich diesen merkwürdigen Eisenberg sah.

Ich warf einen Blick in seine Umgebung; weit und breit erscheint sie melancholisch, und die Werke selbst, diese rötlichschwarzen Hügel, der eisenfarbige Grund, der glitzernde Eisenstaub erzeugen das Gefühl des Oeden, wie die Lava- oder Aschenfelder eines Vulkans. Ein verwitterter Turm blickt düster vom hohen Gipfel eines Felsens geradeüber auf die Eisenwerke herab. Das ist der Turm des Jupiter. Vor diesen schauerlichen Minen, aus welchen die Furie des Kriegs fort und fort Schwerter, Speere und Kugeln in die Welt getragen hat, und von denen das eiserne Zeitalter ausgegangen zu sein scheint, wie es die Dichter besungen haben, sollte man Napoleon

ein Denkmal errichten, und auf das Piedestal jenen Befehl des Etruskerkönigs Porsenna schreiben, daß fortan das Eisen nur zu Geräten des Landbaus und der friedlichen Künste zu verwenden sei.

Diese schöne Sage erinnert mich an eine geschichtliche Thatsache aus dem hellenischen Altertum, an eine andere Friedensbedingung. Als Gelon in Syrakus den Kartagern nach der Schlacht bei Himera den Frieden dictirte, war eine seiner Bedingungen diese, daß sie fortan aufhören sollten, dem Moloch zu opfern. Auch dieses Gebot sollte man auf das Piedestal jenes künftigen Eisenkolosses in Elba schreiben, daß die Völker aufhören sollen, dem Moloch Menschenopfer zu schlachten.

Aber ich weiß nicht, ob je ein solches Ikarisches Zeitalter eintreten, und ob die Oliven Elihu Burritt's Wurzel schlagen werden. Denn kaum scheinen mir die Völker moralisch größer geworden zu sein, als sie es zur Zeit des Porsenna und des Gelon von Syrakus waren. Dem politischen wie dem religiösen Moloch zu Ehren schlachten sich die Nationen heute wie gestern, und die Blüte ihrer Jugend läßt sich vom Schwert so ruhig niedermähen, als könnte sich das Menschenleben wie die Hydra hundertfältig erneuern.

Darum scheiden wir von der Eiseninsel mit dem Ruf Porsenna's: Keine Schwerter und Speere mehr, Industrie, Ackerbau, und keine Menschenopfer irgend einem Götzen!

Der Ghetto und die Juden in Rom.

1853.

Zusammengedrängt in einen dumpfen und traurigen Winkel Roms, welchen der Tiberfluß von Trastevere scheidet, wohnt hier seit alten Zeiten, gleichsam von der Menschheit ausgestoßen, das römische Judenvolk. Mit ihm sollen sich diese Blätter beschäftigen, welche der Verfasser teils aus ältern und neueren Schriften, teils aus mündlichen Mitteilungen der Hebräer zusammensetzte. Er durchwanderte oftmals den Ghetto Roms, und seine Bevölkerung erschien ihm, unter den Ruinen der Stadt als die einzige lebendige Ruine des Altertums, einer aufmerksamen Betrachtung wert.

Der Bogen des Titus am Forum enthält noch Abbilder des Triumfs jenes Zerstörers des alten Jerusalem. Man sieht dort auf dem Friese die Figur des heiligen Stromes Jordan, der in Greisesgestalt auf einer Bahre einhergetragen wird; im Durchgangsbogen, durch welchen nie ein Jude gehen wird, sieht man die im Siegeszuge aufgeführten Tempelgeräte, den siebenarmigen Leuchter, den goldenen Tisch, die Bundeslade, und die silbernen Trompeten für das Jubeljahr. Beinahe 1800 Jahre

sind verflossen, seitdem dieser Bogen errichtet wurde, und nichts blieb von jenem weltbeherrschenden Rom übrig als Trümmer und Staub, und nicht mehr dem Leben angehörende Symbole des alten Cultus. Wer aber vom Titusbogen nach dem Tiberfluß geht und den Ghetto durchwandert, erblickt hie und da an bewohnten Häusern den siebenarmigen Leuchter in die Wand gemeißelt. Es ist dasselbe Abbild, wie er es eben am Triumfbogen sah, doch steht es hier als ein noch lebendiges Zeugniß der jüdischen Religion, denn noch heute wohnen hier Nachkommen jener einst von Titus nach Rom geführten Juden. Wenn man die Synagoge der Hebräer betritt, sieht man auf ihren Wänden dieselben Sculpturen, die Bundeslade, den goldenen Tisch des Tempels, die Jubeljahrstrompeten. Ein noch dauerndes und unvertilgtes Judenvolk betet unter diesen Bildern seiner einst von Titus nach Rom gebrachten Tempelgefäße zu dem alten Jehova Jerusalems. Der Judengott war mächtiger als der Jupiter des Capitols.

Da ist die Halle der Octavia. Ihre zertrümmerten großen Bogen und Pfeiler ragen hart neben dem Ghetto auf. Hier war es, wo Vespasian und Titus den Siegeszug über Israel mit festlichem Schaugepränge einleiteten. Hier stand zuschauend ein Jude, Begleiter und Schmeichler des Titus, Flavius Josephus, der bekannte Geschichtschreiber. Er schämte sich nicht, dem Triumf über sein eigenes Volk beizuwohnen, und ihn dann umständlich zu beschreiben. Dem Judenhöfling verdanken wir die Schilderung dieses Schauspiels.

„Nachdem", so erzählt er, „das ganze Heer in Reih

und Glied unter seinen Führern bei Nacht herangezogen und vor den Toren, nicht des obern Palasts, sondern des Isistempels aufgestellt war (dort brachten die Imperatoren die Nacht zu), traten mit Tagesanbruch Vespasian und Titus mit Lorberkränzen und im Purpurgewand hervor und schritten nach der Halle der Octavia. Dort warteten ihrer Ankunft der Senat und die höchsten Beamten, sowie die Ritter vom höchsten Range. Vor den Hallen war eine Bühne angebracht, worauf elfenbeinerne Stüle standen; diese bestiegen die beiden Kaiser und setzten sich; sogleich erhob das Heer ein Jubelgeschrei und pries ihre Thaten. Auch die Soldaten waren unbewaffnet, in seidenen Gewändern und mit Lorber bekränzt. Nachdem Vespasian ihren Zuruf empfangen, unterbrach er ihren Jubel und gab das Zeichen zum Schweigen. Sogleich entstand tiefe Stille. Vespasian erhob sich, verhüllte sein Haupt mit dem Gewande und sprach ein Dankgebet. Das Gleiche that Titus. Nach dem Gebet richtete Vespasian an die ganze Versammlung einige Worte und entließ dann die Soldaten zu dem nach herkömmlicher Sitte von den Imperatoren bereiteten Mal. Er selbst ging nach dem Tor zurück, welches den Namen der Porta triumphalis führt, weil es immer bei diesen Gelegenheiten durchzogen wird. Dort genossen sie etwas Speise, zogen Triumfkleider an, opferten in den an das Tor angebauten Tempeln, und nun begann der Umzug, und zwar mitten durch das Theater, damit das Volk Alles desto leichter sehen könnte."

Seiner Schwester Octavia zu Ehren hatte Augustus die schöne Halle von zwei Säulenreihen gebaut. Ein

Teil des Vorbaues ist noch erhalten; er stößt an den Fischmarkt, der den Ghetto begränzt; in die Trümmer ist die Kirche Sant Angelo in Pescaria hineingebaut, eine alte Basilika, die sich gleichfalls auf die Juden bezieht, weil sie im Mittelalter gezwungen wurden, hier Predigten anzuhören. Es ist in Wahrheit ein beispielloser Zufall der Geschichte, daß an eben dieser Halle der Octavia, wo Vespasian und Titus ihren Triumf über das besiegte Judenvolk und das zerstörte Jerusalem einweihten, die Nachkommen Israels ihren Sitz in Rom nahmen. Um diesen einst prachtvollen, jetzt in Ruinen liegenden, im Schmutz starrenden Porticus der Schwester des großen Augustus treibt noch heute das Judenvolk seine Geschäfte; auf den Marmorplatten jener Hallen und Tempel bieten noch heute die Nachkommen der Kriegssklaven Jerusalems Fische zum Verkaufe dar, und niemand von ihnen erinnert sich mehr an die Bedeutung, welche dieser Ort einst in der Geschichte Israels gehabt hat.

Der römische Ghetto ist wegen der historischen Beziehung des Judenvolks zu Rom unter allen israelitischen Gemeinden Europa's die denkwürdigste. Andere, zumal die in Spanien und Portugal, und die von dort hervorgegangene Synagoge Amsterdams sind durch ihre talmudischen Schulen theologisch merkwürdiger, aber keine hat das Alter und die geschichtliche Bedeutung der Synagoge in Rom. Denn diese stellt hier in der Hauptstadt der christlichen Welt die uralte Wurzel des Christentums selber dar.

Bedenkt man, daß es Rom ist, wo dieses Judenvolk

sich nun 1800 Jahre lang behauptet hat, so erregt seine Widerstandskraft Erstaunen. Es muß fast rätselhaft erscheinen, daß eine so mishandelte Menschensekte, wenn auch durch frischen Zuwachs erneuert, so doch meist aus demselben verrotteten Familiengeschlecht, in demselben engen Straßenwinkel, in derselben verpesteten Luft sich von Glied zu Glied Jahrhunderte hindurch fortzeugend, als ein lebendiger Organismus sich hat erhalten können. Denn seit Pompejus wohnten die Juden in Rom.

Von den ersten Kaisern mehrmals verjagt, kehrten sie immer wieder zurück; seit Titus behielten sie bis auf den heutigen Tag ihre Wohnplätze in der Stadt und lebten hier auf der für sie gefährlichsten Stelle der Welt, unter den Augen ihrer Feinde, der Römer, welche Jerusalem zerstört hatten, und darauf der Päpste, der Stellvertreter Christi, den die Juden gekreuzigt hatten. Von Pompejus' Zeit an duldeten sie Schimpf und Verachtung, und endlich als unreine Parias zu einem Ghetto vereinigt, klammerten sie sich hier krampfhaft aneinander und überdauerten allen Wechsel der Jahrhunderte und das furchtbare Einerlei ihres Zustandes. Sie lebten hoffnungslos und doch nicht ohne Hoffnung, wie dies der Charakter Israels ist, welchem die Propheten den Messias verheißen haben. Unfähig ihren Feinden etwas abzutrotzen, verschanzten sie sich hinter die mächtigste und traurigste Gegenwehr des Elends, die Gewohnheit, und hinter die Zähigkeit ihres Familiengeistes. Ihre Kraft im Dulden ist um so merkwürdiger, weil sie nicht, wie die christlichen Märtirer, mit einem Lohn im Jenseits sich trösteten.

Die Natur selbst scheint die unglücklichste aller Menschen-

klassen mit den heftigsten Lebenstrieben versorgt zu haben. Vielleicht möchte jeder andere Stamm unter ähnlichen Verhältnissen in Rom ausgestorben sein, unfähig, eine gränzenlose Verachtung zu ertragen; aber die Juden waren dessen fähig, und sie behaupteten sich unzerstörbar im Mittelpunkt der katholischen Christenheit. Ausgeschieden von dem bürgerlichen Verbande der andern Menschen, blieben sie mit ihnen unvermischt; noch ihre spätesten Enkel stehen unter den Christen der Stadt so fremde da, wie ihre frühesten Väter, und sie sind den Römern um nichts näher gerückt, als sie es zur Zeit des Pompejus waren. Damals und unter den Kaisern galten sie, obwol schon verachtet, doch als eine orientalische Sekte neben andern Sekten Syriens, Aegyptens und Persiens; sie waren deshalb nicht so ganz vereinzelt, wie heute, wo sie aus der großen Menge von Religionssekten des alten Rom die einzige sind, die sich, und zwar unverändert, erhalten hat.

Die Geschichte der Juden Roms ist, soweit sie die ersten Zeiten betrifft, schwierig zu ermitteln, denn nur sparsam sind die Nachrichten römischer Schriftsteller.

Mit dem Einzuge des Pompejus in Jerusalem, wo er aus Neugierde und von den flehentlichen Bitten der Hebräer nicht zurückgehalten, das Allerheiligste betrat, beginnt eine fortdauernde Verbindung zwischen Jerusalem und Rom. Pompejus scheint die ersten jüdischen Sklaven hierher gebracht zu haben; wenigstens ist es unbestritten, daß seit jener Zeit jüdische Freigelassene und andere wahrscheinlich aus Handelszwecken herbeigekommene Hebräer in der Stadt wohnten. Sie lebten hier zwanglos nach

den Religionsgebräuchen ihres Gesetzes, während Prinzen und Prinzessinnen ihres Landes, allen andern Königen und Fürsten gleichgeachtet, ab und zu vor dem Senat und dem kaiserlichen Hof erschienen. Denn damals gab es noch jüdische Fürsten. Man sah den glücklichen Herodes mehrmals in Rom, und mit allen Zeichen königlicher Würde mit den Cäsaren verkehren, an ihrer Tafel speisen und im Theater in der Fürstenloge sitzen; man sah Archelaus und die Prinzessin Salome, Antipas und Antipater in der Stadt, und nicht wenige Judenprinzen wurden am römischen Hof erzogen. Der Enkel des Herodes, Agrippa, ein abenteuernder Glücksjäger, war mit Drusus, des Tiberius Sohn, erzogen worden und der Busenfreund des Caligula. Der junge jüdische Wüstling befreite sich kaum aus dem Schuldturm, als ihn Tiberius in den Kerker warf, wo er sechs Monate schmachtete, bis ihn der Tod dieses Kaisers erlöste, und Caligula ihn zum König der Juden machte.

Eine glänzende Rolle spielte in Rom die schöne Prinzessin Veronica oder Berenice, Agrippa's Tochter, Schwester und Geliebte ihres Bruders, des jüngern Agrippa, des letzten Judenkönigs. Sie lebte nach der Zerstörung Jerusalems in den Gemächern des Titus; doch gelang es ihr trotz aller Ränke nicht, sich zur Kaiserin von Rom zu machen.

Herodes Agrippa war übrigens der letzte Jude, der hier ausgezeichnet wurde, und seither sah in Rom das jüdische Volk keinen Glaubensgenossen mehr geehrt, außer den Baron Rothschild, welchen man zur Zeit Gregors XVI.

mit hoher Auszeichnung im Vatican behandelte — aus begreiflichen Ursachen.

Während nun jüdische Prinzen abwechselnd in Rom waren, hatten sich Juden bereits in der Stadt angesiedelt. Cäsar war ihnen günstig; dies beweist die Thatsache, daß sie nach seiner Ermordung um ihn Todtenklagen sangen. Auch Augustus gewährte ihnen volle Freiheit, in der Stadt sich zu bewegen und ihre Geschäfte zu treiben; daher beklagten sie dankbar auch seinen Tod und weinten um ihn, wie es heißt, eine Woche lang. Damals waren sie nicht an einen bestimmten Ort in Rom verwiesen, obwol Philo erzählt, daß Augustus ihnen das Viertel Transtiberis gab. Sie wohnten auch an andern Stellen, am häufigsten aber doch in Trastevere, wo demnach ihre älteste Synagoge stand. Der römischen Legende nach kehrte auch der Apostel Petrus in Trastevere ein, in der Nähe der jetzigen Kirche Santa Cecilia, weil dort viele Juden wohnten; er soll aber auch auf dem Aventin gewohnt haben, im Hause der Heiligen Aquila und Prisca, jüdischer Ehegatten, die zum Christentum übergetreten waren.

Wie milde Augustus mit den Juden verfuhr, geht aus einer Stelle Philo's hervor in seiner höchst merkwürdigen Schrift: „Die Gesandtschaft an Cajus." Der gelehrte Alexandriner sagt darin, daß der Kaiser die Juden stets freundlich behandelt habe, daß sie den großen Stadtteil Transtiberis bewohnten und meistens Freigelassene waren, und daß man sie nicht zwang, die Gebräuche ihrer Väter zu ändern. — An solche jüdische Freigelassene erinnert noch heute ein Grabstein auf der Via Appia,

welcher die Namen zweier Juden, Zabda und Akiba, trägt. — Ihm war es bekannt, so fährt Philo fort, daß sie Synagogen besaßen, wo sie jede Woche zusammenkamen, um in den Lehren der Weisheit ihrer Väter unterrichtet zu werden. Er duldete es auch, daß sie das Geld von den Erstlingen nach Jerusalem schickten, damit dort für sie geopfert würde. Und dennoch vertrieb er sie nicht aus Rom, noch raubte er ihnen das römische Bürgerrecht, da er dem jüdischen Volk freundlich gesinnt war; auch änderte er nichts an ihren Synagogen noch an ihren Zusammenkünften. Ja er selbst schmückte den Tempel zu Jerusalem mit kostbaren Weihgeschenken und ließ dort ganze Opfer schlachten; er achtete den Sabbat so sehr, daß er befahl, den Hebräern nicht an diesem, sondern an dem folgenden Tage die Getreideausteilungen zukommen zu lassen, weil nämlich die Juden an jenem heiligen Tage Geld und Gaben weder empfangen noch geben dürften.

Philo war im Jahre 40 n. Chr. von den alexandrinischen Juden an der Spitze einer Gesandtschaft an den Kaiser Cajus (Caligula) abgesandt worden, um über die grausame Mishandlung Beschwerde zu führen, welche die Alexandriner an den Israeliten verübten, die in jener Welthandelsstadt ansässig waren. Er erzählt, wie Caligula diese Gesandten in seinem Landhause empfing, wo er wie ein Wahnsinniger aus einem Zimmer ins andere lief, bald Befehle zu Neubauten gab, bald alte Bilder aufstellen ließ, während die Juden ihm von Zimmer zu Zimmer folgten, unter beständigem Gelächter aller Anwesenden. Der Kaiser selbst fragte sie spottend, warum

sie kein Schweinefleisch äßen. Der Lärm derer nun, sagt Philo, die uns auspfiffen und mit schallendem Gelächter verhöhnten, war so groß, als stünden wir auf einem Theater. — So haben wir schon in jener Zeit dieselben Scenen vor uns, wie sie später im Mittelalter und bis in die neueste Zeit in Rom gesehen wurden, wenn die Juden am Monte Giordano oder am Titusbogen aufgereiht standen, den neuerwählten Papst zu bewillkommnen, verhöhnt von dem Gepfeife der Straßenjungen und dem Hohngeschrei des Volks.

Caligula war aus einem besondern Grunde gegen die Juden erbittert. Er hatte nämlich die Idee gefaßt, sich als Gott in einer kolossalen Statue im Allerheiligsten des Tempels zu Jerusalem aufstellen zu lassen, da er hörte, daß die jüdische Nation die einzige des Erdkreises sei, welche ihm göttliche Ehre verweigere. Er gab Petronius, dem Statthalter in Phönizien, Befehl, seine Bildsäule dort aufzustellen. Da zog, wie Josephus und Philo erzählen, ganz Judäa nach Phönizien, Greise, Männer, Weiber und Kinder; gleich einer Wolke bedeckten sie das Land, und so groß war ihr Wehgeheul und Weinen, daß selbst, als es stille wurde, noch das Echo davon die Luft durchtönte. Sie warfen sich vor Petronius auf die Kniee und beschworen ihn, sie alle ermorden zu lassen, denn nimmer würden sie es ertragen, daß man das Heiligtum ihres Gottes schände.

Diese Scene malt eine der großartigsten Volkstragödien, die je erlebt worden sind, und dieser moralische Widerstand gegen Caligula ist einer der erhabensten Züge in der Geschichte der jüdischen Nation, welcher sie mehr verherrlicht als die größten Thaten Davids und Salomo's. Petronius war erschüttert, er schrieb abmahnend an Caligula; und nun kam auch des Kaisers Jugendfreund, jener König Agrippa, nach Rom, welcher für sein Volk bittend eintrat. Philo erzählt, sein Entsetzen über jene tempelschänderische Zumutung des Kaisers sei so groß gewesen, daß er ohnmächtig fortgetragen wurde und in eine lebensgefährliche Krankheit verfiel; er läßt ihn endlich einen meisterhaften Brief an Caligula schreiben, in Folge dessen dieser verrückte Despot, dem die ganze Welt Tempel, Altäre und Statuen weihte, von seinem Gelüsten abstand, sein Bild auch im Heiligtum zu Jerusalem aufzurichten.

Sein schneller Tod schützte die Juden Roms vor seiner Rache. Aber leider sagt uns Philo nichts von dem Zustande der damaligen Judenschaft in Transtiberis. Sie bildeten hier, wie es scheint, eine Synagoge der Libertiner oder Freigelassenen, denn unter diesem Namen nennt sie auch die Apostelgeschichte (1, 9).

Seitdem die christlichen Mysterien in Rom eindrangen, wurden Juden und Christen als gemeinschaftliche Sekte begriffen, was um so leichter geschehen konnte, als die damaligen Christen größtenteils Judenchristen waren. Sie erlitten daher dieselben Verfolgungen. Im Jahre 51 jagte sie Claudius allesammt aus der Stadt, nachdem sie schon Tiberius auf den Rat Sejans einmal nach Sardinien vertrieben hatte, um ihrem schmählichen Wucher Einhalt zu thun; dies beweist, daß sie schon damals in Anleihegeschäften ihren Lebensberuf begriffen. Immer kehrten sie wieder und wußten sie sich zu behaupten; ihre Anzahl

wuchs, sodaß man sie unter den ersten Kaisern auf 8000 angibt, was die heutige Judenzahl um mehr als das Doppelte übersteigen würde.

Nun folgte die schreckliche Zerstörung Jerusalems durch Titus und die Zerstreuung des Judenvolks. Eine Menge jüdischer Kriegssklaven wurde nach Rom geschleppt, von denen ein Teil hingerichtet wurde, der größere aber in der Stadt blieb. Ich setze hier die Schilderung des Triumfs des Titus fort, damit der Leser, welchem Flavius Josephus unbekannt ist, dieses merkwürdige Schauspiel gegenwärtig habe. Ich benutze die Uebersetzung Gfrörers.

„Es ist unmöglich“, so fährt Josephus fort, „die Mannichfaltigkeit dieses Schauspiels und die Pracht in jeder Hinsicht, sei es in Bezug auf die Kunst der Werke oder auf Reichtum und Seltenheiten, zu beschreiben. Alles, was je Menschen einzeln besaßen und was nur selten und kostbar ist, schien an jenem Tage vereinigt, um die Größe des römischen Reichs zu zeigen. Schmuck von Gold, Silber und Elfenbein sah man hier in allen Gestalten, nicht blos etwa als einzelne Prunkstücke des Festzugs, sondern wie in einem Strom daherfließend. Gewänder, teils mit dem feinsten Purpur getränkt, teils mit babylonischer Kunst aufs sorgfältigste ausgestickt, schimmernde Edelsteine, in goldene Kronen gefügt oder in andern Fassungen, wurden in solcher Anzahl vorbeigetragen, daß man es für Irrtum ansah, solche Dinge noch für selten zu halten. Es folgten Götterbilder, an Größe außerordentlich und an Kunst unnachahmlich — alles aus den kostbarsten Stoffen. Auch Thiere verschiedener Art und in den seltensten Verzierungen wurden

vorbeigeführt. Sämmtliche Träger dieser Kostbarkeiten erschienen in purpurner und vergoldeter Kleidung. Besonders herrlich waren die Soldaten geschmückt, die an der Ehre des Triumfs teilnehmen durften. Selbst die Schar der Gefangenen zog die Aufmerksamkeit auf sich. Ihre bunte Kleidung entzog den Augen der Zuschauer den widerlichen Ausdruck dieser ausgemergelten Gestalten. Das größte Erstaunen erregten die prachtvollen Baldachine. Man mußte unwillkürlich für die Kräfte der Träger fürchten. Einige hatten drei oder vier Wölbungen übereinander, und die Kunst der Ausführung war ebenso erstaunlich als schön zu nennen. Viele waren mit goldgestickten Teppichen überhangen, an allen funkelten kunstreiche Arbeiten aus Gold und Elfenbein. In allen möglichen Formen und Wendungen stellte sich der Krieg dar. Da sah man eine verheerte Gegend, ganze Reihen gefallener Feinde, Fliehende, Gefangene, unermeßlich hohe Mauern unter dem Stoß der Maschinen stürzen, feste Burgen zertrümmert, die Mauern volkreicher Städte erstiegen, ein in das Innere hereinstürmendes Heer, Blutbad, Hülfeflehende, Wehrlose, brennende Tempel, Häuser, die über ihren Bewohnern zusammenstürzen, endlich nach einer weiten wilden Verheerung hereinströmende Flüsse, nicht um Felder zu wässern oder Menschen und Heerden zu tränken, sondern um den allgemeinen Brand zu löschen. Dies Alles, erzählten die Juden, hätten sie im Krieg erduldet. Die prächtige Ausführung stellte selbst dem Unkundigen Alles wie gegenwärtig dar. Bei jedem der Baldachine standen die feindlichen Befehlshaber, in der Haltung, wie sie gefangen wurden. Nun folgte eine

Menge Schiffe. Andere Kriegsbeute ward haufenweise einhergetragen, doch Alles mußte erbleichen vor den Tempelgefäßen von Jerusalem: ein goldener Tisch von mehren Talenten an Gewicht, ein Kronleuchter, ebenfalls aus Gold, aber in der Form von den zum Alltagsgebrauch dienenden verschieden; der Schaft in der Mitte war in dem Fuß befestigt und dünne Aeste erstreckten sich auswärts, nach Art eines Dreizacks; oben an jedem befand sich eine eherne Lampe. Deren waren es sieben, ein Symbol der Heiligkeit des siebenten Tages bei den Juden. Hinter diesem wurde das Gesetz Gottes als Schluß der Beute hergetragen. Hierauf kamen Männer, welche Bildsäulen der Victoria trugen, sämmtlich aus Gold und Elfenbein. Zunächst an ihnen ritt Vespasian; ihm folgte Titus; Domitian ritt neben ihm in prachtvollem Gewande und auf einem herrlichen Roß.

„Das Ziel des Triumfzuges war der Tempel des Jupiter Capitolinus; vor diesem angekommen, machten sie halt. Denn es ist eine alte Sitte, dort zu warten, bis der Herold den Tod des feindlichen Heerführers verkündigt. Simon Bar Giora war es, der auch im Triumfzug mit aufgeführt wurde. Mit einem Strick um den Hals wurde er auf den Felsenrand gegen das Forum gezogen und von seinen Führern mit Ruthen gestrichen. Dort werden nach römischem Gesetz verurteilte Verbrecher hingerichtet. Als verkündigt war, daß er dahin sei, erscholl allgemeiner Jubelruf, und nun begann das Opfer. Nach den Gebeten und den Spenden kehrten die Kaiser zum Palast zurück. Viele zogen sie selbst zur Tafel, für Andere waren zu Hause reiche Male

zubereitet. Die ganze Stadt Rom feierte diesen Tag als Dankfest für den glücklich beendigten Feldzug, für das Ende der Bürgerkriege und für die schönen Hoffnungen auf künftiges Glück."

Vespasian erbaute hierauf dem Frieden einen herrlichen Tempel. In ihn stiftete er die Tempelgeräte Jerusalems; nur die Bundeslade und ihre purpurnen Vorhänge ließ er im Cäsarenpalast niederlegen.

Jener Triumfbogen, in dessen innerer Wölbung die heiligen Geräte und der festliche Umzug mit so hoher Kunstvollendung dargestellt sind, wurde erst nach Titus' Tode vollendet. Im Mittelalter hieß er wegen seiner Bildwerke der Bogen der sieben Leuchter oder, wie das Buch der Mirabilien der Stadt Rom sagt: Arcus septem lucernarum Titi et Vespasiani, ubi est candelabrum Moysi cum arca. Die Frangipani, welche das Forum und das Colosseum beherrschten, benutzten ihn als Eingangspforte ihres Castells, der Turris Cartularia am Palatin. Erst unter Pius VII., im Jahre 1821, wurde der Titusbogen so hergestellt, wie er heute dasteht, eins der merkwürdigsten Monumente der Stadt, doch in modernster Restauration.

Titus hatte es übrigens verschmäht, sich nach seinem Triumf den Namen „Judaicus" beizulegen — ein Beweis, wie sehr er die Juden verachtete. Aber er, wie Vespasian, duldete die Hebräer in Rom, welche sich auch durch den Zuzug von Sklaven und Freigelassenen bedeutend vermehrt hatten. Vespasian hatte ihnen freie Religionsübung gestattet, doch mußten sie das Kopfgeld von einem halben Sekel, welches sie früher an den Tempel-

schatz zahlten, fortan dem Capitolischen Jupiter entrichten. Die Juden zahlen ihren Tribut noch heute an das Capitol, an die Camera capitolina.

Unter Domitian wurde dieser Fiscus judaicus, wie Sueton erzählt, mit großer Strenge eingetrieben. Die Juden wohnten damals noch immer in Trastevere, wurden aber von diesem Kaiser ganz aus der Stadt gejagt. Er wies ihnen das Tal der Egeria zum Aufenthalt an, wofür sie ein Pachtgeld erlegen mußten. Dies sagt Juvenal in seiner dritten Satire:

Hier, wo Numa einst Umgang pflog mit der nächtlichen Freundin,
Wo nun des heiligen Quells Laubhain und die Stätte der Gottheit
Juden man leiht, die mit sich führen das Heu und den Tragkorb;
Muß doch jeglicher Baum nun Steuer entrichten dem Volke,
Und weil alle Camenen verjagt sind, bettelt der Wald selbst;
Hier nun stiegen wir ab zu Egeria's Tal und den Grotten,
Welche den ächten ungleich; wol ehrte man besser des Springquells
Gottheit, säumte mit grünendem Rand Wildkraut noch die Wellen,
Kränkte der Marmor nicht unziemlich den örtlichen Tuffstein.

Demnach sah Juvenal, wenn er durch das Capenische Tor nach dem Tal der Egeria ging, die Juden, ziemlich

bettelhaft, wie es scheint, mit Heubündeln und Körben ein- und ausgehen und dort Zigeunerwirtschaft treiben. Die Heubündel dienten ihnen zur Lagerstatt, und in den Körben schleppten sie Handelsplunder und Mundvorrat mit sich. Aus den römischen Nachrichten geht hervor, daß sie zu jener Zeit in Art und Geschäft den Juden von heute so ziemlich gleich waren. Die Verachtung der Römer gegen diese unglücklichen Menschen war groß; es galt für schimpflich, in einem jüdischen Bethaus gewesen zu sein, während die Teilnahme am Cultus der Isis, des Mithras, des Priap keineswegs als Entehrung galt. Und so ist es merkwürdig genug, denjenigen Gottesdienst, welcher in Rom von allen Idolen und aller Bilder- und Thierverehrung zu allen Zeiten allein frei blieb, mit gränzenloser Verachtung behandelt zu sehen.

In der vierzehnten Satire beklagt sich Juvenal einmal über den Aberglauben, welcher Römer antreibe, sich ins Judentum einweihen zu lassen:

Einige, denen der Zufall gab zum Vater des Sabbaths
Ehrer, beten die Wolken nur an und das himmlische Wesen,
Und sie achten des Schweins Fettfleisch gleich menschlichem heilig,
Deß sich der Vater enthielt, ablegen sie bald auch die Vorhaut.
Aber das Römergesetz zu verachten, sie selber, gewohnt nun,
Lernen sie Judengesetz und befolgen mit heiliger Ehrfurcht,
Was nur immer die Bücher, die mystischen, lehren des Moses.

Zu jener Zeit gaben sich die Juden auch mit Wahrsagerei und mit dem Verkauf von Liebes- und Zaubertränken ab. Auch dies sagt Juvenal in seiner sechsten Satire:

Lassend das Heu und den Tragkorb,
Bettelt die Jüdin, die zitternde, leis in das heimliche Ohr nun,
Die das Gesetz auslegt von Jerusalem, heiligen Waldes
Priesterin sie, die erhab'ne, des Himmels vertrauliche Zeugin.
Sie auch füllet die Hand, doch billig für kleineres Geldstück
Bieten die Juden dir feil, was immer von Träumen du wünschest.

In diesen Versen zeichnet der Satiriker ein so deutliches Bild vom jüdischen Wesen, daß wir ein zigeunerndes Weib, eine Bettel, wie wir sagen, leibhaftig vor uns zu sehen glauben. Und wie damals zu Domitian's Zeit Jüdinnen nächtlicherweile aus dem Egeriatal hervorkamen, sich in das Haus einer wollüstigen römischen Dame zu schleichen, so geschah es auch bis auf die neueste Zeit in Rom. Denn viele Judenweiber aus dem Ghetto trieben als Wahrsagerinnen in der Stadt ihr heimliches Wesen, deuteten vornehmen Damen Träume aus und verkauften ihnen Liebestränke. Ausdrücklich bezieht sich darauf die Bulle Pius' V. von 1569, welche beginnt: Hebraeorum gens sola quondam a Domino electa. Dies Decret, wodurch die Juden aus allen Städten des Kirchenstaats, mit Ausnahme von Rom und Ancona, verbannt wurden, ist ein wichtiges historisches Denkmal; ich führe Stellen daraus an, um sie sofort mit jenen Versen des Juvenal zu vergleichen.

Es heißt darin: „Nachdem dies Volk sein Priestertum verloren, nachdem die Autorität des Gesetzes ihm genommen, ist es aus seinem eigenen Wohnsitz zerstreut, welchen ihm der milde und gütige Gott einst seit dem Ursprung eben dieses Volkes bereitet hatte, als ein Land, wo Milch und Honig fließt; nun irrt es seit so vielen Jahrhunderten über den Erdkreis; verhaßt, mit jeglichem Schimpf und Makel bedeckt, treibt es jede infame und schändliche Kunst, auf was Weise es immer den Hunger stillen mag, nicht anders als die verworfenste Sklavenschaft." Nun werden diese Künste angegeben: „Denn um von so vielerlei Art Wucher zu schweigen, mit dem die Juden das Vermögen bedürftiger Christen gänzlich aufzehren, so glauben wir, es sei offenbar genug, wie sie Hehler der Räuber und Diebe sind und Helfershelfer, die allerlei gestolenes und geraфftes Gut, nicht allein profanes, sondern auch dem göttlichen Cultus zugehöriges, entweder für eine Weile zu verbergen, oder an einen andern Ort zu bringen, oder ganz umzugestalten wagen, damit es nicht mehr erkannt werde; sehr viele auch stelen sich unter dem Schein, ein ihnen zukommendes Geschäft zu treiben, in die Häuser anständiger Frauen, wo sie viele in den Abgrund schändlicher Unzucht stürzen, und was das Allerverderblichste ist, sie verführen gar viele Unvorsichtige und Schwache mit Satansblendwerk, mit Wahrsagerei, Zaubermitteln, mit magischen Künsten und Hexereien

und machen jene glauben, daß die Zukunft vorausgesagt, daß Diebstal, Schätze, verborgene Dinge enthüllt und außerdem Vieles offenbart werden könne, von welchem nicht einmal die Fähigkeit der Ahnung irgend einem Sterblichen jemals erlaubt worden ist."

Die Schuld jener in allen Zeiten gleich großen Judenverachtung lag wol im Naturell der Hebräer selbst. Wir sagen dies, ohne weder so viele treffliche und würdige Menschen unter den Juden, noch überhaupt den ganzen Stamm kränken zu wollen. Für den Europäer hat das echt jüdische Wesen wirklich etwas Carikirtes, was oft mehr als Lachen erregt. So war schon jener possenhafte Tanz des Königs David vor der Bundeslade höchst lächerlich, und erfüllte selbst Michal mit Verachtung. Dazu kam der Stolz der Juden, das auserwählte Volk Gottes zu sein, ihre Verachtung gegen jeden andern Glauben, und ihre Scheu vor der Berührung jedes andern Menschen. So begann dieses Volk die Strafe seines Hochmuts und seiner kastenhaften Absonderung zu tragen, bis es von den Christen endlich in einen Ghetto gesperrt wurde.

Die Verhältnisse der Juden unter den spätern Kaisern sind dunkel. Nachdem Hadrian Jerusalem zum zweiten mal zerstört, und zahllose Judensklaven auf den Märkten Syriens wie Pferde hatte verkaufen lassen, vermehrte sich die hebräische Gemeinde in Rom durch starke Einwanderung. Sie hatte fortdauernd ihren Sitz in Trastevere, wo sie geduldet wurde. Vor der Porta Portese unter dem Janiculus lag auch ihr Kirchhof; er wurde daselbst im 17. Jahrhundert aufgefunden. Aber außer diesem Cömeterium besaßen die Juden eine zweite Begräbnißstätte vor dem Appischen Tor. Man sieht diese bei San Sebastiano in der Vigna Rondanini, wo sie im Jahre 1857 ausgegraben worden ist. Sie besteht aus Katakomben, wie es scheint aus dem 3. Jahrhundert, welche durchaus den christlichen Roms in der Anlage gleichen. Die hebräischen Sarkophage haben sogar bildlichen Schmuck, zumal von Genien; oft sieht man das Abbild des siebenarmigen Leuchters. Die Inschriften sind, merkwürdigerweise, nie hebräisch, sondern lateinisch oder griechisch, was beweist, daß die damaligen Juden in Rom sich vollkommen an den in der Stadt herrschenden Sprachgebrauch anbequemt hatten. Auch müssen die Todten in jenen Katakomben zwei Synagogen Roms angehört haben, der älteren seit Pompejus' Zeit gestifteten, und der jüngeren, welche wesentlich alexandrinisch war. Leider ist die Geschichte des römischen Judentums jener Zeit in Dunkel begraben.

Nachdem nun das Christentum römische Staatsreligion geworden war, mußten die Juden in Rom in eine gefährlichere Lage geraten sein, da sich zur altrömischen Verachtung fortan auch der neue Christenhaß gesellte. Schon Constantin verbot den Hebräern christliche Diener zu halten, und seither wurde die Trennung der Juden von der Gemeinschaft der Christen ein religiöses Princip. Noch strengere Vorschriften erließ der theodosianische Codex. Er verbot in allen Provinzen des Reichs das Hamansfest, wobei die Juden diesen ihren Feind im Bilde des Gekreuzigten darzustellen und unter Schreien und Toben zu verbrennen pflegten.

Als Alarich Rom plünderte, mögen die Juden in Trastevere Schreckliches erlitten haben. Unter den zu-

sammengerafften Schätzen dieses Westgothenkönigs befanden sich auch kostbare Gefäße des salomonischen Tempels, die er in Rom erbeutet hatte. Andere waren ihm entgangen, denn noch Genserich fand heilige Tempelgefäße Jerusalems in Rom vor. Er entführte sie nach Karthago; dort fielen sie Belisar als Beute in die Hände, und wurden sodann von ihm nach Byzanz gebracht. Hier forderten sie die Juden, wie Prokopius erzählt, vom Kaiser Justinian zurück, der sie endlich in einer Kirche zu Jerusalem niederlegen ließ.

In Wahrheit, die Geschichte dieser einst von Titus nach Rom gebrachten Tempelschätze ist märchenhaft. Selbst noch im Mittelalter, in der Zeit der Mirabilien der Stadt Rom lebte hier die Sage von ihnen fort; denn man glaubte die Bundeslade, die Stiftshütte, den siebenarmigen Leuchter, und die Gewänder Aaron's als Reliquien im Lateran verwahrt.

In der Gothenzeit wird einmal die Synagoge in Rom erwähnt; das Volk plünderte sie, und der edle Theodorich erließ ein Gesetz zum Schutze der Juden.

Ihre Schicksale in späteren Jahrhunderten sind sehr dunkel. Doch wissen wir, daß die Hebräer als Gemeinde (schola) fortbestanden, daß sie bisweilen den germanischen Kaisern bei ihrer Krönung huldigten und in hebräischer Sprache die althergebrachten Laudes (die Acclamation) sangen.

Sie wohnten stets in Trastevere, aber sie trieben auch Handel an und auf den Tiberbrücken; die Brücke Quattro Capi am heutigen Ghetto hieß deshalb Pons Judaeorum, und selbst die Engelsbrücke wird bisweilen

so genannt. Wahrscheinlich standen auf diesen Brücken jüdische Handelsbuden.

Uebrigens erlitten die Hebräer in Rom, vereinzelte Ausbrüche des Volkshasses ausgenommen, keine so blutigen Verfolgungen, wie in den übrigen Städten Europas. Rom war nie ein Boden für religiösen Fanatismus; im römischen Volke lebte stets die alte Tradition der kosmopolitischen Duldung und Humanität fort; auch war man hier seit vielen Jahrhunderten an die Juden gewöhnt. Selbst die Kreuzzüge, die überall in Europa die gräßlichsten Excesse des Judenhasses hervorriefen, hatten, so viel wir wissen, keine solche Folgen in Rom. Nur einmal, und zwar schon im Jahre 1020, hören wir von einer römischen Judenverfolgung, die durch ein Erdbeben veranlaßt wurde.

Die Päpste selbst anerkannten stets die Synagoge der Juden als berechtigte Körperschaft der Stadt; sie stand hier den andern Fremdenschulen der Griechen und Germanen gleich. Auch die Inquisition, die im Anfange des 13. Jahrhunderts eingeführt wurde, verfuhr in der ersten Zeit mit ihnen schonend.

Allmälig gelangten die Hebräer in Rom zu einiger Bedeutung, als Wechsler und Aerzte. Der Geldmarkt und die medicinische Wissenschaft kamen meist in ihre Hände; so begannen sie sich sogar im Vatican notwendig zu machen.

Der Reisende Benjamin von Tudela zählte zur Zeit Alexander's III. (1159—85) 200 reiche Juden in Rom, geachtete Männer, keinem tributbar, und worunter der Papst seine Diener habe. Hier findet man, so sagt er,

sehr weise Leute, von denen der erste der große Rabbi Daniel ist, der Rabbi Dahiel aber, ein schöner kluger Jüngling, am Hofe Alexander's aus- und eingeht, als des Papsts Minister; das heißt wol, als sein Banquier.

Merkwürdig ist die Thatsache, daß der Gegenpapst Anaklet II. (gest. 1138), Pier Leone, eines getauften Juden Enkel war. Sein Geschlecht war in Rom eine der angesehensten Patricierfamilien, und durch lange Jahrhunderte. Dies Volk, von Natur und durch den Widerstand, welcher den Witz verschärft, mit Talenten reich begabt, wußte sich also bis in die Aula des Papsttums gleichsam einzuschmuggeln. Während Judenweiber in den Häusern des Adels wahrsagten, gingen Juden bei den geldbedürftigen und verschuldeten Päpsten aus und ein, als ihre Wechsler oder ihre Aerzte.

Man findet alle jüdischen Aerzte der Päpste namentlich aufgezählt in dem Werk Mandosio's: „Degli archiatri pontificj", welches Marini vervollständigt hat (Rom 1784). Der erste in dieser Reihe ist Josua Halorki, Arzt des Gegenpapstes Benedict XIII. (1394), welcher die Juden besonders geliebt zu haben scheint. Halorki ließ sich später taufen und nannte sich Hieronymus de Sancta Fede; unter diesem Namen schrieb er ein Buch gegen die Juden („Hieronimi de Sancta Fede ex Judaeo Christiani contra Judaeorum perfidiam et Talmud tractatus, sive libri duo ad mandatum D. PP. Benedicti XIII."). Er wurde von der Synagoge verflucht.

Auch Innocenz VII., dessen Gegenpapst Benedict war, gab im Jahre 1406 Juden von Trastevere das römische Bürgerrecht, so Elia di Sabbato, Mose di Lisbona, Mose di Tivoli, welche alle Aerzte waren und Magister hießen. Sie hatten große Vorrechte und waren auch von dem schimpflichen Judaszeichen befreit. Martin's des V. Leibarzt war Elias aus dem Ghetto Roms. Und bis ins 16. Jahrhundert finden sich jüdische Leibärzte im Vatican, trotz aller Bannbullen dieses oder jenes judenfeindlichen Papsts. Als Orientalen, als Verwandte der Araber standen die Hebräer in aller Welt, auch bei Fürsten und Kaisern, im höchsten Ansehen ärztlicher Wissenschaft. Samuel Sarfadi, ein spanischer Rabbiner, war Arzt Leo's X., ein grundgelehrter und beredter Mann.

Natürlich fiel ein Schimmer der päpstlichen Gnade, deren sich der jüdische Arzt erfreute, auch auf das Judenvolk in Trastevere zurück. Aber bei der Natur des kirchlichen Regiments, welches persönlich ist, sah die römische Synagoge ihr Loos lediglich vom Charakter der jeweiligen Päpste abhängen, und dieser Wechsel hielt sie in beständiger Aufregung, und gab sie oft einem gesetzlosen Zustande preis.

Viele Concile hatten seit Alters die Trennung der Juden von den Christen anbefohlen und ihnen ein Schandabzeichen auferlegt; dies Gebot erneuerte Innocenz III., der Gründer der Inquisition, im Jahre 1215, und so thaten andre Päpste. Doch solche Edicte umgingen die Juden meistens, oder sie kauften sich davon los. Bald auch stieß ein gnädiger Papst um, was ein ungnädiger verordnet hatte.

Johann XXII. hatte die Juden verfolgt, endlich auch ihren Talmud öffentlich verbrennen lassen. Doch Inno-

cenz VII. war ihnen gnädig, und am meisten schützte sie der Römer Martin V. Er gab ihnen das Privilegium zurück, Aerzte sein zu können, und befahl, daß alle Hebräer im Kirchenstaat zur Carnevalsteuer, welche die Juden Roms ehedem allein aufzubringen hatten, beitragen sollten. Aber schon sein Nachfolger Eugen IV., ein Venetianer und dem handelslustigen Volk Israel feind, beschränkte die Juden wieder. Er verbot ihnen, mit Christen zu verkehren, oder bei ihnen zu wohnen, oder sie als Aerzte zu behandeln. Er untersagte ihnen, in der Stadt umherzustreifen; er verbot ihnen, neue Synagogen zu bauen, oder ein öffentliches Amt zu bekleiden; auch durfte eines Juden Zeugniß gegen einen Christen nicht gültig sein. An die capitolische Kammer hatten sie jährlich 1130 Gulden zu zahlen, außer andern Gefällen und Beisteuern zum Carneval.

Für diese Spiele auf der Piazza Navona, am Testaccio und auf dem Corso hatte sich nach und nach die Sitte festgestellt, die Juden zur Volksbelustigung zu misbrauchen. Nicht allein mußten sie sich der Entehrung unterwerfen, einen Trupp ihrer Aeltesten, in Wämmser gekleidet, der Cavalcade der Senatoren voranschreiten zu lassen, wenn diese den Corsozug eröffneten, sondern sie selbst mußten zur Schau rennen. Der Venetianer Paul II. war es, welcher im Friedensjahre 1468 den Römern zuerst die Corsorennen zum Besten gab und auch die Juden öffentlich rennen ließ.

Noch heute ist es Festsitte in den Städten Italiens, um die Palii zu rennen, das heißt um den Preis von Seidenstoffen, welche der Sieger davonträgt. Als Paul

dieses Fest gab, liefen an jedem der acht Carnevalstage Pferde, Esel und Büffel, Greise, Jünglinge, Kinder und Juden. Man gab diesen, wie man auch später zu thun pflegte, ehe sie rannten, reichlich zu essen, um ihnen selbst den Lauf beschwerlicher, dem Volk aber ergötzlicher zu machen. Sie liefen vom Arco Domiziano bis zur Kirche San Marco in voller Furie und unter dem Hetzgeschrei der Römer, während der heilige Vater auf dem reichverzierten Balcone stand und herzlich lachte. Zwar möchte es scheinen, daß die allgemeine Teilnahme am Wettrennen welchem sich auch Römer unterzogen, das Entehrende davon entfernt habe; doch muß man bedenken, daß dasselbe Vergnügen, welches von Römern als ein olympisches Spiel angesehen wurde, für die Juden als Schimpf galt. Wer je einem Corsorennen in Rom beigewohnt hat, wo jetzt der Lauf der Pferde an die Stelle des ehemaligen Judenlaufs getreten ist, und wer es gesehen hat, wie das Volk in fast furiöser Aufregung mit Geschrei und grellem Gepfeife die hinwegstürzenden Thiere vorüberhetzt, der mag sich leicht vorstellen, wie in jenen barbarischen Zeiten die durch den Corso gejagten Hebräer mehr als Spießruten laufen mußten.

Später wollte das Volk den Judenlauf nicht mehr missen; ich finde in Sprenger's „Roma nova" (vom Jahre 1667) die Nachricht, daß die Juden nackt und nur mit einer Binde um die Lenden laufen mußten, und zwar, sagt er, rennen erst die Esel, dann die Hebräer, hierauf die Büffel, endlich die Berberpferde.

Zwei Jahrhunderte lang erduldeten die Juden Roms diese empörende Beschimpfung, bis sie nach wiederholtem

Flehen durch päpstliches Edikt davon erlöst wurden. Clemens IX. Rospigliosi erhörte sie im Jahre 1668, er gebot ihnen, statt des Rennens jährlich 300 Scudi zu zahlen, und statt des Vorschreitens vor der Cavalcade des Senators, in der Tronkammer vor den Conservatoren Huldigung zu leisten und diesen die Carnevalsprämien zu überreichen.

Am ersten Sonnabend des Carnevals pflegten die Häupter der Juden als Deputation des Ghetto vor den Conservatoren auf dem Capitol zu erscheinen. Sie warfen sich vor ihrem Sessel nieder, und knieend überreichten sie einen Blumenstrauß und 20 Scudi, mit der Bitte, diese zur Auszier des Balcons zu verwenden, auf welchem der römische Senat auf der Piazza del Popolo seinen Sitz nahm. Sie gingen auch zum Senator und flehten alter Sitte gemäß um die Vergünstigung, ferner in Rom bleiben zu dürfen. Der Senator setzte seinen Fuß auf ihre Stirn, befahl ihnen, aufzustehen, und sagte nach hergebrachter Formel, daß die Juden in Rom nicht aufgenommen, doch aus Barmherzigkeit geduldet seien. Auch diese Demütigung ist geschwunden; aber noch jetzt kommen die Hebräer am ersten Sonnabend der Carnevalsfeste auf das Capitol und leisten hier Huldigung und Tribut für die Pallien, welche sie zu beschaffen haben, in Erinnerung dessen, daß nun Pferde an ihrer Stelle das Volk belustigen.

Es fehlte im Mittelalter nicht an andern Ceremonien, die den Juden auferlegt waren. Beim Fest der Besitznahme des erwählten Papsts vom Lateran mußten sie in Deputation ihm entgegenkommen, wie sie schon vor den

römischen Kaisern huldigend erschienen waren. Wenn nämlich der Kaiser den Tron bestieg, brachten die Juden in Jerusalem Gebete und Opfer für ihn dar; so sagt schon Philo in seiner „Gesandtschaft an Cajus", daß sie drei mal für Caligula Opfer vollzogen hatten, das erste mal, als er Kaiser wurde, sodann, als er gefährlich erkrankte, endlich für seinen Sieg über Deutschland. Daß auch die Juden in Rom das Gleiche thaten, ist unzweifelhaft, und so erschienen sie bei den Huldigungsfeierlichkeiten vor dem Kaiser als Schutzflehende, ihn um Duldung zu bitten, wie solche ihnen von Augustus gewährt worden war.

Als an die Stelle der Kaiser die Päpste getreten waren, wechselten nur die Formen der Ceremonie. Bei jeder Huldigung eines Papsts erschienen die Abgesandten der römischen Judenschaft, mit dem Pentateuch auf der Schulter, an einem Ort, wo der päpstliche Triumfzug vorüberkam. Man betrachtete sie nach dem Ausspruch des heiligen Hieronymus als die Bibliothekare der christlichen Religion, weil sie das Alte Testament in ihrer Bundeslade verwahrt gehalten hatten. Indem sie dem neu erwählten Papst als Schutzflehende nahten, thaten sie dies, wie man sagt, teils weil ihre Väter so vor den Kaisern erschienen waren, teils weil sie, auf einen Befreier aus der Gefangenschaft hoffend, den jedesmaligen Papst darauf hin betrachteten, ob nicht er es sei, der sie von ihrem Joch erlösen werde.

Seit Calixt II., der im Jahre 1119 von den Juden eine solche Ceremonie empfing, haben wir von jeder Huldigungsfeierlichkeit Nachricht. Allen Päpsten brachten

sie den Pentateuch auf der Schulter entgegen, so Eugen III., Alexander III. und Gregor IX. Sie sangen dabei Lieder zu ihrem Lobe. Cancellieri gibt in seinem Werk „Storia de' possessi" (Geschichte der Besitznahme der Päpste) darüber die besten Aufschlüsse aus den Tagebüchern der päpstlichen Ceremonienmeister.

Der Ort, an welchem die Juden sich aufstellten, wechselte. Im ältern Mittelalter war es die Region Parione, wo sie den nach dem Lateran ziehenden Papst erwarteten. So erzählt schon das alte lateinische Gedicht des Cardinals Giacomo Stefaneschi, welches die Huldigungsfeier Bonifacius' VIII. im Jahre 1295 beschreibt:

Ecce, super Tiberim positum de marmore pontem
Transierat, provectus equo, turrique relicta
De campo Judaea canens, quae caecula corde est,
Occurrit vesana duci Parione sub ipso,
Quae Christo gravidam legem plenamque sub umbra
Exhibuit Moysi. Veneratus et ille figuram
Hanc post terga dedit, cauto sermone locutus.
Ignotus Judaea deus, sibi cognitus olim.
Qui quondam populus, nunc hostis; qui deus et rex
Obnubi patitur, praesentem temnere mavis,
Quem fragilem reputas hominem, sperasque futurum,
Et latet ipse deus — —

Schon damals hatte dies Schauspiel dieselben Formen, wie sie später beobachtet wurden. Die Juden, Loblieder singend, warteten des im Triumfzug daherreitenden Papsts; sie boten ihm die Gesetzesrolle dar, der

Papst nahm sie, las zum Schein einige Worte darin, reichte sie dann hinter sich und sagte: „Wir bestätigen das Gesetz, aber das jüdische Volk und seine Auslegung verdammen wir." Hierauf ritt er weiter, und die Juden kehrten in ihre Wohnungen zurück, niedergeschmettert oder zur Hoffnung belebt, je nach dem, was sie in den Augen des Papsts gelesen hatten.

Oftmals stellten sie sich am Monte Giordano auf. Obwol dieser aus Schutt entstandene Hügel seinen Namen von Giordano Orsini, einem Edeln dieses römischen Geschlechts, empfangen hatte, der dort seinen Palast baute, so wählte man ihn doch vielleicht gerade des Namens wegen für diese Judenceremonie. Dort standen die Hebräer, den in Gold gebundenen, mit einem Schleier bedeckten Pentateuch haltend, umringt vom verhöhnenden Volk, bis der Papst erschien und sie ihm knieend das Gesetz überreichten.

Mit der Zeit wurde die Mishandlung der Juden bei dieser Gelegenheit so groß, daß ihrem dringenden Flehen nachgegeben wurde, und Innocenz VIII. ihnen im Jahre 1484 erlaubte, im innern Raum des Castells Sant Angelo zu erscheinen. Die Feierlichkeit beschreibt der Ceremonienmeister Burkhard: „Als der Papst vorüberkam, hielt er nahe am Castell, und die Juden, welche sich hier an die untersten Zinnen gegen das Erdgeschoß zurückgezogen hatten, im Ornat und mit ihrem Gesetze, reichten dem heiligen Vater dieses zur Anbetung und Verehrung, mit hebräischen Worten ungefähr dieses Sinnes ihn anredend: Allerheiligster Vater, wir hebräischen Männer flehen Eure Heiligkeit im Namen unserer Synagoge

an, daß Ihr geruhet, uns das Gesetz, welches der allmächtige Gott unserm Priester Moses auf dem Berge Sinai übergab, zu bestätigen und zu billigen, wie auch andere erhabene Päpste, die Vorgänger Eurer Heiligkeit, es bestätigt und gebilligt haben. Es antwortete der Papst: Wir billigen das Gesetz, aber euern Glauben und eure Auslegung verdammen wir, weil Der, von Dem ihr sagt, er werde kommen, gekommen ist, unser Herr Jesus Christus, wie die Kirche uns lehrt. Nach vollendeter Ceremonie zogen sich die Juden zurück."

Erinnert man sich, daß die Engelsburg das Grabmal Hadrians war, jenes Kaisers, welcher Jerusalem zum zweiten mal zerstört und die Juden in die Sklaverei verkauft hatte, so stand auch dieser Ort zur Geschichte Israels in einer kränkenden Beziehung.

Ausnahmsweise empfing Pius III. im Jahre 1503, weil er leidend war, die Juden in einem Saal des Vatican. Julius II. empfing ihre Huldigung wieder an der Engelsburg, wobei sie einen langen Sermon machten und besonders der spanische Rabbi Samuel, der Leibarzt des Papsts, mit Beredsamkeit sprach. Der Papst antwortete „prout in libello", das heißt nach Vorschrift des Ceremonienbuchs.

Auch Leo X., dessen Huldigungsfeier im Jahre 1513 die glänzendste war, die je ein Papst erlebte, empfing die Juden am Castell Sant Angelo. Der Ceremonienmeister Paris de Grassis beschreibt diese Scene. Sie standen am Tor der Burg auf einem hölzernen Gerüst, welches mit Goldbrocat und seidenen Teppichen bedeckt war, und worauf acht weiße Wachskerzen brannten. Dort hielten

sie die Gesetzestafeln. Als der Papst auf seinem weißen Roß vorüberkam, baten sie ihn um die gewohnte Bestätigung. Er nahm das offene Buch aus ihren Händen, las darin und sagte darauf: Wir bestätigen, aber wir stimmen nicht bei (Confirmamus, sed non consentimus); dann ließ er das Buch zur Erde fallen, und setzte seinen Zug fort.

Dies war das letzte mal, daß die Ceremonie an der Engelsburg stattfand; seitdem wurde sie durch den vorgeschrittenen Geist der Zeit oder durch andere unbekannte Ursachen abgeschafft.

Dagegen wurde den Hebräern befohlen, einen Teil der Straße, durch welche der päpstliche Zug sich bewegte, mit kostbaren Stoffen zu zieren. Beim Fest der Besitznahme Gregors XIV. (1590) mußten sie den Abstieg vom Capitol und den Bogen des Septimius Severus mit Teppichen bedecken. Bald darauf wurde es Regel, daß sie den Titusbogen und die Straße bis zum Colosseum ausschmückten. So mußten sie den Schimpf leiden, dasselbe ihnen verhaßte Triumftor zu verzieren, welches einst dem Zerstörer Jerusalems zu Ehren erbaut worden war.

Dies geschah bei den Tronbesteigungen aller folgenden Päpste; sie mußten auf die Tapeten Embleme heften, welche sich auf den Papst bezogen und mit lateinischen Sprüchen aus dem Alten Testament bezeichnet waren. Solche Embleme, in der Regel 25 an Zahl, waren oft höchst sinnreich. Es wurde vorgestellt der Myrrhenbaum, der seinen Balsam freiwillig niederträufelt, ohne vom Messer geschnitten zu sein; dazu der Spruch: „Beatus

rex, qui nobilis est" (gesegnet sei der Fürst, der edelmütig ist). Ferner der Pelikan, welcher seine Brut mit dem eigenen Leben tränkt: „Er verschwendete und gab's den Armen" (Psalm 112, 1. 9). — Eine Palme, von der Sonne beschienen; darüber: „Recht wie die Palme wirst du blühen"; darunter: „Dein Einzug wird gesegnet sein." — Das Rhinoceros, welches sein Horn in eine Quelle taucht — eine offene Meermuschel — der Vogel Phönix und ein Regenbogen — ein fressender Schwan — reifes Korn — Bienenschwärme — der Maulbeerbaum — eine bekränzte Harfe — ein Meer mit singenden Sirenen, darüber der Himmel, gegen welchen viele Nachtigallen fliegen; darunter der Spruch aus dem Jesaias: „Zusammen singen sie."

Diese Bildersprache erinnert an ähnliche Feierlichkeiten der sicilischen Araber, wenn sie ihre Herren, die normannischen Könige, beglückwünschten.

Mit Jammer und Tränen hatten die Juden solche Teppiche gestickt, und wenn sie vom Titusbogen in ihren schmuzigen Ghetto zurückkehrten, reinigten sie sich gewiß mit Gebeten von dieser dem Statthalter Christi dargebrachten Huldigung.

Indeß auch in das Vorstellen des Judentums drang in Rom die antike Mythologie ein, in Folge jener Renaissance, welche die Götter des Olymps wieder erstehen ließ. Besonders werden im 18. Jahrhundert, dem Zeitalter des barocken Parnasses, ihre Embleme mythologisch und ihre Huldigungsgedichte reden von Apoll und den Musen. Indem sich so Antikes und Alttestamentliches vermischt, wird diese Verwirrung um so komischer,

weil es das Volk Israel ist, welches solche Sinnsprüche einem Papste widmet.

Die meisten mythologischen Symbole finden sich bei der Huldigung der Juden an Pius VI. und Pius VII. Man sah dort Hercules, aus dessen Mund Goldketten gehen, womit er die Völker anzieht, und darunter den Bibelvers: die Lippen des Frommen tönen von Anmut; Sprichwörter 10, 32. Man sah den Parnaß auf der einen Seite und von der andern eine Plattform, bedeckt mit Tapeten, worauf Pferde und Maulesel Korn fraßen, mit dem Spruch aus Hiob: vor dem Zugvieh lehrt er uns; die barockste Zusammenstellung, welche denkbar ist: Parnaß, Maulesel und Hiob. Man sah Juno mit einer Lilie, den Atlas, der die Welt trägt, Minerva mit dem Oelzweig, einen Tempel, worin Mercur mit den drei Grazien stand, und worunter zu lesen war: er wird Solche nicht ihres Guts berauben, die in Reinheit wandeln, Psalm 84, 12. Von allen mythologischen Figuren war freilich Mercur, der Rothschild unter den olympischen Göttern, diejenige, welche dem Ghetto die verständlichste sein mußte. Mehr oder weniger bezogen sich diese Sinnsprüche doch immer auf eine und dieselbe Vorstellung, Geld und wieder Geld, daher auch die Hörner der Amalthea, aus denen Goldmünzen, Wein und Brot geschüttet werden, sehr beliebt waren.

Dem Papst Pius VII. verehrten die Juden alle ihre Mottos in einem kostbaren, in Miniatur gemalten Buche, welches ihm der Rabbi Leone di Leone d'Ebron in Venedig überreichte. Die Ueberschrift des lateinischen Huldigungsgedichts im elegischen Versmaß lautete:

Pio Septimo P. O. M.
Qua die imperii gubernacula solemniter suscipit
Quod bonum felix faustumque sit
Festivissima Hebraeorum universitas D. D. D.

Die Juden in Rom hatten demnach nicht fruchtlos an der Halle der römischen Octavia gewohnt. Ihr Gedicht begann erst echt jüdisch mit einem O weh, und ging dann zu Apollo und dem Papste selbst über:

O me si cithara plectroque juvaret Apollo,
Concinerem summi maxima regna Pii,
Meque peregrinis audiret versibus uti,
Quidquid habet tellus, quidquid et axis habet.
Principis astra super ferrem clarissima facta,
Queis comes it recti non temerandus amor;
Quippe suis, velut illa, polo fulgoribus umbras
Dimovet, e vultu quos radiante jacit.
Ast pro me Pindi veniant et culmine Musae
Quas cecinit vatum fabula Graeca deas.
Hae resona fundant solemnia carmina voce,
Tympana pulsantes, sistra lyrasque manu,
Hae Themidis celebrent servantem jura decorae,
Qua duce subjectis imperat agminibus:
Candoremque sinus dantis cum pace salutem,
Viribus ingenii, pondere consilii.
Magnanimis nitit ille notis, prudentibus aeque,
Ne summum videat gloria tanta diem!
Culmina Gregorium nutu qui celsa creavit,
Sospitet, omnigenis condecoretque bonis.

Edat, ut arbor aquae prope rivos consita, fructus,
Et diadema suum vinciat usque caput.
Hic niteat solusque, ferax sit dactilus ipse:
Adspiciat laetos ire, redire dies.
Gaudeat urbs, precibus nunquam non acribus instet,
Ut sibi sint Pacis munera juncta Piae.

Ein reich gebundenes Buch, worin Embleme und Gedichte aufgeschrieben waren, hatten die Juden von Pietro Paoletti, einem Maler aus Belluno, für Gregor XVI. malen lassen, weil dieser Papst aus Belluno gebürtig war. Er schenkte es dem Kapitel der Kathedrale seiner Vaterstadt.

Auch dem jetzt regierenden Pius IX. wurde ein ähnliches Büchlein überreicht; der römische Rabbi, ein im Schreiben sehr geschickter Mann, wie mir die Hebräer versicherten, hatte darin kunstvolle Sprüche aus der Bibel geschrieben, und es war so schön gebunden, daß es gegen 500 Scudi kostete.

Dies waren die Judenceremonien bei päpstlichen Huldigungen. Aber auch in andern Ländern fand Aehnliches statt. In Korfu, so wird in Moroni's „Dizionario" erzählt, beglückwünschten die Juden jeden neugewählten Erzbischof mit großer Feierlichkeit. Als im Jahre 1780 Francesco Maria Fenzi dort seinen Einzug hielt, sah man ein seltsames Schauspiel von den Hebräern aufführen. Ihren Zug eröffnete ein Jude in italienischer Kleidung, mit einem Feldherrnstab, ihm folgten die drei Erzväter mit langen Stäben; dann zwölf italienisch gekleidete Jünglinge, die zwölf Stämme darstellend, ein

jeder einen silbernen Apfel in der Hand; hinter diesen andere zehn mit dem Mantel Talet über den Schultern, darstellend die zehn weisen Rabbiner, die Conservatoren des mosaischen Gesetzes zur Zeit Cäsars. Es folgten elf Jünglinge mit Blumen in den Händen, die elf Brüder Josefs, und vier Diener, gleich als gingen sie zum König Pharao. Hierauf acht Männer mit Gefäßen und Palmen, die acht Conservatoren des Gebots der Beschneidung; sodann 24 Juden, die Doppelzahl der Stämme, mit silbernen Geräten und Becken und Handschuhe in den Händen, die Blüte Israels darstellend. Es folgte ein Zug von 48 andern Juden mit Pelzmützen; diesen sechs Vorsänger, die aus Büchern Psalmen sangen. Hierauf vier Juden in großen Perücken mit Stäben; diesen folgten 15 Judenjünglinge mit den Urim und Thummim auf der Brust; weiter ein Zug mit Früchten und Palmen, worauf wieder Vorsänger. Sodann die vier Hohenpriester Moses, Aaron, David und Salomo; ihnen folgten die Leviten. Dahinter die drei Männer aus dem feurigen Ofen. Den Zug schloß der steinalte Großrabbiner, welcher wie das leibhaftige Fasten aussah, in einem langen weißen Gewande, ihm zur Seite zwei Greise, Becken voll von Blumenblättern in den Händen haltend. Hinter ihnen wurde der Pentateuch getragen, behängt mit Schellen, Aepfeln, Kronen und anderm Schmuck von Silber, unter einem weißen Baldachin, welchen vier Großjuden hielten. An sechs Orten der Stadt wurde die Rolle geöffnet, wobei alles Judenvolk ein lautes Geschrei ausstieß und die Blumen aus den Becken über das Gesetz geworfen wurden. Die zur Erde fielen, rafften Judenweiber auf

und verwahrten sie in ihrem Busen. Der Zug hatte vier Ordner, in Erinnerung der vier Gefangenschaften Aegyptens, Babylons, Roms und der Gegenwart. Der Erzbischof wurde auf einer kostbar ausgezierten Loge neben dem Dom von 16 Juden empfangen; er stand aufrecht mit der Mitra und dem Bischofsstabe; und nachdem ein Jude sich das Haupt mit dem Hut bedeckt und den Talet darüber gezogen hatte, recitirte er ein Compliment, welches Monsignore in ähnlicher Weise erwiederte.

Eine so prächtige Procession in national-jüdischem Charakter konnte wol in Korfu gehalten werden, aber niemals in Rom. Hier, wo das Christentum oder dessen Cultus wesentlich in der Form der Procession auftritt, hätte ein hebräischer Aufzug das Volk belehrt, daß der katholische Pomp in seiner größern Hälfte, wo er nicht altheidnisch oder mittelalterlich-christlich ist, doch nur ein Abbild alter Judenprocessionen sei. Eine jüdische Procession hätten außerdem die römischen Gassenjungen wahrscheinlich gesteinigt. Auch hüteten sich die Juden, Gold und Silber sehen zu lassen, und erschienen sie im Aufzug vor den Päpsten, so trugen sie nur zur Schau Armut und Elend, Angst und Zittern und jammervolle Knechtsgeberden.

Wir kehren zu den Schicksalen der Juden unter den Nachfolgern jenes Paul II. zurück, welcher die Hebräer beim Carneval zuerst rennen ließ. Bald bedrückt, und bald erleichtert, wie namentlich von Paul III. Farnese, einem Römer, verschlimmerte sich ihr Schicksal durch die Gegenreformation, besonders unter der Regierung Pauls IV. Dieser fanatische Neapolitaner aus dem Hause Caraffa,

der Begründer der Marterkammern und der Censur in Rom, ein zelotischer Inquisitor, war kaum auf den päpstlichen Stul gelangt, als er im Jahre 1555 die Bulle Cum nimis absurdum erließ, welche die Stellung der römischen Judenschaft regelte. Er widerrief alle ihre frühern Privilegien; er untersagte ihren Aerzten, Christen zu behandeln, verbot ihnen Gewerbe und Handwerk, den Ankauf unbeweglicher Güter; er vermehrte ihre Tribute und Abgaben. Selbst den Titel Don, welchen einzelne Juden nach spanischer und portugiesischer Sitte sich beilegten, untersagte er. Sie von den Christen ganz zu scheiden, gebot er ihnen, sich nicht anders sehen zu lassen als im gelben Hut und mit gelbem Schleier. „Denn", so sagt die Bulle, „es ist gar zu abgeschmackt und unziemlich, daß die Juden, welche eigene Schuld in ewige Knechtschaft gestürzt hat, unter dem Vorwand, daß die christliche Barmherzigkeit sie aufgenommen habe, sich Frechheiten anmaßen, als mit Christen vermischt zu wohnen, kein Abzeichen zu tragen, christliche Diener zu haben, ja sogar Häuser zu kaufen."

Endlich errichtete Paul IV. den Judenzwinger. Bis auf seine Zeit hatten die Hebräer die, wenn auch nicht ausgesprochene Freiheit, überall in Rom zu wohnen; natürlich wohnten sie selten in der Mitte der Stadt, noch unter Christen zerstreut, sondern sie hielten sich beieinander in Trastevere und an dem Flußufer bis zur Brücke Hadrians. Nun wies ihnen der Papst, nach Art der Venetianer, ein streng abgesperrtes Quartier an, welches wenige enge und ungesunde Straßen unmittelbar am Tiber umfaßte und von der Brücke Quattro Capi bis

zur Regola reichte. Mauern oder Tore sperrten dies Judenviertel. Man nannte es zuerst Vicus Judaeorum, dann kam der Name Ghetto dafür auf, der wahrscheinlich aus dem talmudischen Wort Ghet gebildet ist, welches Absonderung heißt. Es war am 26. Juli 1556, als die Hebräer Roms in diesen Ghetto zogen, weinend und seufzend wie ihre Vorfahren, da man sie in die Gefangenschaft führte.

So war Paul IV. der grausame Pharao, welcher sie all den Uebeln aussetzte, die aus Mangel an Raum und aus der niedern Lage der Wohnungen am Fluß entspringen mußten, und diese Uebel waren ein ganzes Heer ägyptischer Plagen. Als der finstre Caraffa im Jahre 1559 starb, und das römische Volk seine Wut an dem Todten auszulassen aufstand, das Haus der Inquisition plünderte und die Minerva, das Kloster der Dominicaner, stürmte, sah man auch Juden, furchtsame Menschen, die sich an den Revolutionen selbst zur Zeit des Cola di Rienzo nie beteiligt hatten, aus ihrem Zwinger hervorkommen und ihrem Haß gegen Paul IV. Luft machen. Ein Jude durfte es sogar wagen, der Statue des Papsts auf dem Capitol den gelben Schandhut aufzusetzen; das Volk lachte, zertrümmerte die Bildsäule und schleifte ihren Kopf mit der Papstkrone durch den Kot.

Welchem Schicksal die armen Juden nach Einführung der neuen Ketzertribunale entgegengingen, mag man sich leicht vorstellen. Viele verbrannte man auf dem Platz der Minerva oder dem Campo dei Fiori, wo die Autos da Fé gehalten wurden. Es war die Zeit, da man auch Giordano Bruno verbrannte.

In den Ghetto eingeschlossen, waren die Juden in fremdes Eigentum eingezogen. Denn die Häuser des Viertels gehörten Römern; auch angesehene Familien wohnten daselbst, wie die Boccapaduli. Ausziehend, blieben diese Eigentümer, jene Mieter. Weil sie aber für immer in jene Straßen eingesperrt wurden, mußte sich ein dauerndes Mietverhältniß feststellen; denn ohne dasselbe konnte sich für die Juden zweierlei Not ereignen: Obdachlosigkeit, wenn es dem Eigentümer einfiel, dem hebräischen Mieter zu kündigen; unerträgliche Verschuldung, oder Zahlungsunfähigkeit, wenn er darauf verfiel, den Zins zu steigern. So entstand das Gesetz, welches verordnete: die Römer bleiben im Eigentum der an die Juden vermieteten Wohnungen, aber jene haben die Häuser in Erbpacht; niemals darf dem jüdischen Einwohner die Miete gekündigt werden, sobald er den Zins richtig zahlt; niemals darf der Zins erhöht werden; der Jude kann nach seinem Willen das Haus verändern und erweitern.

Man nennt dieses noch heute bestehende Recht das Jus Gazzagà. Kraft desselben ist der Jude im Erbbesitz des Mietcontracts und darf diesen an Verwandte oder Andere verkaufen. Noch heutiges Tags gilt es als eine köstliche Habe, im Besitz des Jus Gazzagà zu sein, und hochgepriesen wird das Judenmädchen, welches ihrem Bräutigam als Mitgift ein solches Document aufzuweisen im Stande ist. So wurde durch dieses wolthätige Gesetz dem Juden ein Dach gegeben, welches er gewissermaßen das seine nennen durfte.

Die Bulle Pauls IV. bestätigte Pius V. im Jahre

1566; er erließ strenge Verordnungen gegen das Herumschweifen der Juden, welchen befohlen wurde, mit der Nacht im Ghetto sich wieder einzufinden. Denn nach Ave Maria schlossen sich unerbittlich die Tore des Zwingers, und Strafe traf den draußen Ergriffenen, wenn es ihm nicht gelang, durch Geld die Wächter zu bestechen. Im Jahre 1569 untersagte derselbe Papst den Juden, in andern Städten des Kirchenstaats zu wohnen als in Rom und Ancona, da sie vordem auch in Benevent und Avignon geduldet waren.

Aber kaum war sein Edict erlassen, als Sixtus V. es wieder umstieß und in den Ghetto einen Schimmer von Menschlichkeit fallen ließ. Dieser große Papst, der Erneuerer Roms, dessen Andenken fast jede Straße ins Gedächtniß ruft, fühlte Erbarmen mit dem Volk Israel; er erließ im Jahre 1586 die Bulle Christiana pietas infelicem Hebraeorum statum commiserans, worin er die frühern Privilegien der Juden erneuerte. Er gestattete ihnen frei im römischen Staat zu wohnen, das heißt in den gemauerten Orten, den Städten und Castellen. Er erlaubte ihnen jedes Gewerbe zu treiben, außer dem Weinschank, dem Getreide- und dem Fleischhandel. Er gestattete ihnen den freien Verkehr mit den Christen, sodaß sie selbst christlicher Dienste sich bedienen durften, ohne jedoch christliche Dienstboten zu halten. Er sorgte für größere Bequemlichkeit ihrer Wohnungen; er bewilligte ihnen so viel Schulen und Synagogen, als sie deren bedurften; er erlaubte die Anlegung von hebräischen Bibliotheken. Er untersagte es, die Juden an ihren Festtagen vor Gericht zu laden; er schaffte das Judaszeichen ab;

er verbot, Judenkinder mit Gewalt zu taufen, oder reisende Juden mit außerordentlichen Wegelasten zu plagen. Er setzte den Tribut auf ein geringes Kopfgeld herab, außer den Gebühren, die er ihnen für die carnevalischen Pallii zu zahlen auferlegte. So gab Sixtus der Welt das Beispiel eines christlichen Papsts und segnete sein Andenken für alle Zukunft, sodaß, was er für die Juden aus eigener Großmut that, ein bleibender Ruhm seines Namens ist.

Hier also hatten die Hebräer einmal einen glücklichen Griff in die Tombola gethan; aber weil der Papstwechsel ein Lotteriespiel war, konnte das Blatt plötzlich umschlagen. Und so geschah es auch; denn wenige Jahre nach dem Tode Sixtus' V. hob Clemens VIII. Aldobrandini alle jene liberalen Verordnungen auf; er erneuerte das Edict Caraffa's und stieß die Juden in Trostlosigkeit zurück.

In diesem Elend blieben sie nicht allein das 17. Jahrhundert hindurch, sondern es steigerte sich noch im 18. durch die Edicte Clemens' XI. und Innocenz' XIII. Dieser verbot den Juden jedes Geschäft außer dem Handel mit alten Tüchern, Lappen und altem Eisen, was man Stracci ferracci nannte, und erst Benedict XIV. gestattete ihnen im Jahre 1740 auch den Handel mit neuen Tuchwaaren, welchen die Juden denn auch heute eifrig betreiben. Man sah sie also bis auf diese Zeit mit alten Sachen hausiren gehen, und in den Straßen hörte man sie Hep! rufen, womit sie sich ankündigten und zum Kauf ihres Bettels einluden. Noch heute hört man oft in allen Straßen Roms den melancholischen Ruf des armen Juden,

welcher einen Sack auf der Schulter daherkommt und sein Robbe vè! (robba vecchia) ruft.

Das 17. Jahrhundert, wo die Medici den Juden in Toscana so große Freiheiten gaben, war vielleicht die drückendste Zeit, welche die Ghettobevölkerung in Rom erlebt hat. Ich finde in einer römischen Schrift vom Jahre 1677 („Stato vero degli Ebrei in Roma, stamperia del Varese") die Angabe, daß die Judenzahl damals sich auf 4500 Menschen belief; darunter befanden sich 200 wolhabende Familien. Der Verfasser sagt, daß der Ghetto im 16. Jahrhundert 4861 Scudi an Tribut aufzubringen hatte, im 17. Jahrhundert aber nur 3207. Obgleich jene Schrift im höchsten Sinn judenfeindlich ist, wage ich doch nicht, sie durchweg der Lüge zu zeihen. Der Verfasser bemerkt, daß trotz der ewig wiederholten Beschwerden der Juden der Ghetto reich sei, daß er nach Bezahlung aller Lasten alle fünf Jahre 19,470 Scudi zurücklege, daß er überhaupt ein Vermögen von einer Million besitze. Ohne Zweifel gab es damals reiche Juden in Rom; unter den Hehlern und Nekromanten des Ghetto saßen die Wucherer und scharrten Zins zu Zins. Kein Papst vermochte diese Bankgeschäfte zu unterdrücken; die verschuldeten Nobili schützten die Juden, und während der Ghetto mit Schimpf und Schmach bedeckt war, empfing der römische Große, der Cardinal, ja der Papst selbst, den gelbbehuteten Wucherer mit verbindlichen Schmeicheleien in seinem Palast. Der Verfasser jener Schrift sagt: 235,000 Scudi hätten sich die Juden von den Christen erwuchert, und es vergehe kein Abend, wo sie nicht mindestens 800 Scudi aus Christentaschen durch die

Tore des Ghetto in ihre Häuser schleppten. Das verschmitzte Volk wußte mit allen Künsten Geld zu erschwindeln, und dieser Wucher mußte dem Haß der Christen immer neue Nahrung geben.

Johann von Capistrano hatte einst Eugen dem IV. eine Flotte angeboten, die Juden sammt und sonders aus Rom hinwegzuführen. „Nun er todt ist", so sagt der Verfasser jener Schrift, „wäre es zu wünschen, daß er dem Papst Clemens IX. eine Flotte vom Himmel schickte, um alle diese Diebe aus Rom zu schaffen." Die jüdischen Rothschilde nahmen damals in der Regel 18 Procent. So ist bis auf den heutigen Tag jüdisches Geld eine rächende Macht geblieben; auch der heutige Ghetto leiht auf Zinsen. Um Geld und Erwerb dreht sich hier Alles, und wie sollte es auch anders sein? Als ich eines Tags durch die Straße des Ghetto ging, rief mir ein elendes Judenweib, welches an Lumpen nähte, nach: „Herr, was befehlen Sie?" Die Geistesgegenwart dieses Weibes zu prüfen, drehte ich mich augenblicklich zu ihr um und rief: „Fünf Millionen!" Hierauf sagte das Weib augenblicklich: „Gut, Herr, vier für mich und eine ist für Euch!"

Mit Strenge hielt man im 18. Jahrhundert darauf, daß die Juden an bestimmten Tagen christlichen Bekehrungspredigten beiwohnten. Schon Gregor XIII. (1572) hatte die Verordnung erlassen, sie sollten jede Woche eine Predigt anhören. Ein Jude selbst hatte diesen Gebrauch eingeführt, natürlich ein bekehrter, Andreas mit Namen, welcher mit hündischer Convertitenseele in den Papst Gregor drang, jenes Edict zu machen. Man sah

also am Sabbat Häscher der Polizei in den Ghetto kommen und die Juden mit Peitschenhieben in die Kirche treiben, Männer, Weiber und Kinder über zwölf Jahre. Es mußten sich mindestens 100 Männer und 50 Weiber, später 300 an der Zahl, zur Predigt einfinden. Am Eingang der Kirche zählte ein Wächter die Eintretenden; in der Kirche selbst überwachte sie Polizei; und schien ein Jude teilnahmlos oder schlaftrunken, so weckten ihn Peitschenhiebe. Ein Dominicaner hielt die Predigt, wobei das Allerheiligste vom Altar genommen war; er sprach über solche Texte des Alten Testaments, welche die Juden an demselben Tag in ihrer Synagoge hatten lesen hören, damit auf die jüdische Erklärung die katholische unmittelbar folge, und der Hebräer im Stande sei, die christliche Wahrheit zu erkennen. Diese Predigten wurden anfangs in San Benedetto alla Regola gehalten, später aber in Sant Angelo in Pescaria.

Mit der Zeit fanden sie nur fünf mal im Jahre statt, und der ganze Gebrauch wollte von selbst erlöschen, als der engherzige Leo XII. Genga (1823—29) ihn erneuerte. Heute ist auch diese Barbarei geschwunden; sie ward abgeschafft im ersten liberalen Regierungsjahre Pius' IX.

Den zum Christentum bekehrten Juden belohnte die Erlösung aus dem Ghetto, das Bürgerrecht und alles Menschenrecht, welches dessen Folge ist. Es ereignete sich nicht selten, daß Juden aus dem Ghetto getauft wurden; dann wurden sie, wie das im Charakter von Convertiten liegt, bekehrungssüchtiger als ihre Bekehrer. So liest man auf einer Kirche gegenüber dem Ghetto an der Brücke

Quattro Capi, auf deren Fronte die Kreuzigung gemalt ist, in hebräischer und lateinischer Schrift den zweiten Vers aus dem 65. Capitel des Jesaias: „Ich recke meine Hände aus den ganzen Tag zu einem ungehorsamen Volk, das seinen Gedanken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut ist.“ Diese Mahnung hat dort ein bekehrter Jude aufschreiben lassen.

Nach der mittelalterlichen Sitte empfingen jüdische Täuflinge den Namen ihrer Taufpathen, und weil sie diese unter den angesehensten Männern Roms suchten, geschah es, daß sich Juden in die ältesten Adelsfamilien Roms einschmuggelten. Es gab jüdische Colonna, jüdische Massimi, jüdische Orsini; ja man behauptet in Rom, daß manches stolze römische Fürstengeschlecht, nachdem es ausgestorben, durch Juden aus Trastevere fortgeführt worden sei.

Heute, wo die alten Mishandlungen aus dem Tageslicht geschwunden sind, hat man gleichwol den hergebrachten öffentlichen Act einer feierlichen Juden- und Türkentaufe als Form beibehalten. Sie findet in jedem Jahre am Ostersonnabend in der Taufkapelle des Lateran statt. Man sagt, daß dieses Schauspiel um jeden Preis aufgeführt werden müsse, selbst wenn man, im Falle daß ein bekehrter Täufling mangelt, einen Juden oder Türken von auswärts holen sollte. Es ist sogar vorgekommen, daß Juden oder Türken aus Speculation sich mehrmals taufen ließen. Im Jahre 1853 wohnte ich der Taufe einer Jüdin bei. Sie stand in weiße Schleier gehüllt am Taufbecken, eine brennende Kerze, das Symbol der Erleuchtung, in der Hand, und nach vollzogener Salbung

des Haupts und Nackens und empfangener Wasserweihe in jenem Becken Constantin's, in welchem einst Cola di Rienzo sich in Rosenwasser gebadet hatte, wurde sie in Procession nach dem Lateran zurückgeführt. Der Cardinal, der sie getauft hatte, segnete sie vor dem Altar ein, und sprach dann vor dem Volk seine Freude aus, daß ein so göttliches Wunder sich vollzogen habe, da ein eben noch von den Dämonen besessener und der Hölle verfallener Mensch urplötzlich in die Unschuld des Kindes und das reine Himmelslicht sich gekleidet habe.

Ehemals drückte man sich kräftiger aus; denn der Jesuit Stephan Menochio sagt in seinem Buch „Stuore“ (Venedig 1662), die Juden stänken am Leibe, verlören aber diesen Gestank gleich nach der Taufe. Sehr naiv erzählt er, daß sich schon der Kaiser Marc Aurel über den Judengestank beklagt habe. Dies sei eine ausgemachte Sache; und so ließen sich die Agarener taufen, um nicht übel zu riechen wie die Hunde.

Leo XII. gab den Juden das Recht, Häuser zu erwerben, wenn sie schon das Jus Gazzagà hatten. Er erweiterte auch den Umfang des Ghetto, indem er ihm die Via Reginella und einen Teil der Pescaria hinzufügte, sodaß derselbe im Ganzen acht Tore hatte, die überwacht und allnächtlich geschlossen wurden. Während der französischen Herrschaft in Rom war die Ghettosperrung aufgehoben, und den Juden alle Freiheit in der Stadt zu wohnen und Gewerbe zu treiben, gestattet worden. Aber Pius VII. schloß im Jahre 1814 den Ghetto von neuem; er blieb in seiner alten Verfassung bis auf den heute regierenden Papst.

Es gereicht Pius IX. zur Ehre, daß er die Ghettoschranken niederriß; dies geschah, wie es mir Juden ausdrücklich selbst bemerkten, nicht in Folge der Revolution in Rom, sondern ein Jahr zuvor, da die öffentliche Meinung und auch die Einsicht des liberalen Papsts dieses Zugeständniß an die Zeit verlangten. Es fielen alle Mauern, welche den Ghetto sperrten. Der Umschwung der Ansichten hatte auch die Folge, daß den Juden erlaubt wurde, überall in Rom zu wohnen, und nicht minder, Gewerbe und Handwerke zu treiben. Der Ghetto ist also als Zwinger aufgehoben, doch besteht er factisch fort als das traurigste Quartier Roms. Auch macht der Jude nicht leicht von seinem Recht Gebrauch, in die Mitte der Stadt zu ziehen, weil, wie man mir sagte, dasjenige, was nun das Gesetz freistellt, dennoch durch das unausrottbare Vorurteil erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wird. Als ich eines Tags (es war Sonnabend) am Brunnen der Navona stand, kamen festlich gekleidete Judenfrauen herzu und betrachteten das Brunnenwerk. Ein römisches Weib beschaute sie mit Verachtung, und sagte darauf zu mir: „Seht, seht, sie sind jetzt wie wir Christen."

Die politische Reform des Jahres 1847 bezeichnet das Ende jener Sklaverei der Juden Roms, welche so viele Jahrhunderte hindurch gedauert hat; so wenigstens hoffen wir, daß die Macht der Meinung sich stärker zeigen werde als das Vorurteil, wenn es sich noch je erneuern sollte, und daß die geringen Freiheiten, welche die Hebräer errungen haben, sich auch so weit ausdehnen werden, daß ihnen ein ungeschmälerter Anteil an allen Gütern der Civilisation gegeben werde. Die Aussichten stehen freilich in der Ferne, aber sie sind näher gerückt.

Gegenwärtig berechnet man die Gesammtzahl der Ghettobevölkerung auf 3800 Menschen, eine unverhältnißmäßig große Menge, bei dem kleinen Raum des Ghetto, welcher an Flächenausdehnung weniger beträgt als der fünfte Teil irgend eines Städtchens von 3000 Seelen. Die ganze Judenschaft (Università degli Ebrei) steht unter der obersten Congregation der Inquisition; ihr Tribunal ist das Cardinalvicariat. In polizeilichen Dingen übt der Präsident der Region von Sant Angelo und Campitelli die Gerichtsbarkeit im Ghetto aus. Die jüdische Gemeinde hat das Recht, ihre innere Verwaltung durch drei Fattori del Ghetto zu besorgen, welche auf ein halbes Jahr gewählt werden. Diese beaufsichtigen das öffentliche Wesen, verteilen die Abgaben nach dem Vermögen, und sorgen für Kranke und Arme. Im Ganzen beträgt die jährliche Abgabe der Juden an den Staat und an verschiedene religiöse Körperschaften gegen 13,000 Francs.

Wir haben die Geschichte der Juden in Rom zu Ende geführt; nun aber wollen wir den Ghetto in seinem gegenwärtigen Zustande kennen lernen.

Als ich ihn zum ersten mal besuchte, war der Tiberfluß gerade ausgetreten und seine gelbe Flut strömte durch die Fiumara, die unterste Ghettostraße, deren Häuserfundamente zum Teil im Wasser stecken; sie strömte auch am Bogen der Octavia, und bedeckte die untern Räume der am tiefsten stehenden Gebäude. Welch ein melancholischer Anblick, das elende Judenviertel so in den Tiber-

fluten versunken zu sehen! Alljährlich muß Israel in Rom die Sündflut erleben, und der Ghetto schwimmt dann in den Wellen wie die Arche Noah mit Menschen und Getier. Die Not steigt, wenn der Tiber, von Regenflut angeschwellt, noch durch den Westwind vom Meer zurückgetrieben wird; dann flüchtet sich, was zu unterst wohnt, in die obern Stockwerke der Häuser. Man zeigte mir die Marke des Wasserstandes während der Ueberschwemmung von 1846; die Flut hatte damals alle untern Zimmer bis zur Decke angefüllt. Im verwichenen Herbst und in diesem Frühjahr war der Tiber nur für kurze Zeit ausgetreten, doch war auch diese Not empfindlich genug. Gleichwol soll die Sterblichkeit im Ghetto nicht größer sein, als in andern Vierteln der Stadt; sogar während des Cholerajahrs 1837 war sie nur gering. Berechnet man sie nach den Leichensteinen der Juden, so erscheint die Zahl ihrer Todten sehr klein. Diese weißen Steine mit ihren Inschriften stehen wie ärmliche Denkmäler von Verstoßenen, auf einer classischen Stelle Roms, in einer Ecke des alten Circus maximus, unter wildem Gras und Schierling. Denn dort, in der von Tarquinius Priscus gebauten Rennbahn, liegt jetzt der Judenkirchhof, Orto degli Ebrei genannt. So wandeln sich die Zeiten!

Es gibt eine geheime Kraft der Beziehung, welche auch das Oertliche in die Physiognomie von Menschen oder Dingen hineinzieht, so daß es zu ihrem Symbol wird. Ich habe dieses Gesetz zu oft wahrgenommen, als daß ich es nicht aussprechen sollte. So fiel mir das Aussehen der Ghettoumgebung als eine solche auf, welche die Atmosphäre mit traurigen Vorstellungen durchdringt. Ich meine nicht allein jenen verfallenen Porticus der Octavia, aus dessen schwarzen Bogen man in die Pescaria tritt, den stinkenden, finstern Fischmarkt, wo auf antiken Marmorplatten Fische aufliegen. Lesen wir nur den Namen auf der nahe an der Synagoge liegenden Piazza. „Platz des Weinens“, so heißt er von der Kirche Santa Maria del Pianto. Welcher Name wäre hier passender? Denn hat wol je ein Volk mehr geweint, als diese Juden hier in Rom?

Am Platz des Weinens steht ein großer alter Palast zwischen zwei Kirchen. Auf der einen sagt die Inschrift, daß sie der Maria del Pianto geweiht sei, auf der andern steht der Name des Erbauers, Francesco Cenci. Er ruft dem Beschauer die schrecklichste der Tragödien Roms ins Gedächtniß, welche Beatrice Cenci heißt. Jener Francesco war ihr Vater. Der Palast des Geschlechts der Cenci steht der Synagoge gerade gegenüber, wo sich an Festtagen die Klagelieder der Hebräer hören lassen.

Noch mehr — in diesem Palast wohnt der Maler Overbeck. Dies örtliche Zusammentreffen nötigte mir ein Lächeln ab, als ich in das Atelier trat, welches fromme Menschen wie ein Allerheiligstes betreten, und wo ein blasser Mann mit langem gescheitelten Haar, liebenswürdig und sanft, nicht sprechend, sondern leise Worte aushauchend, die Heiligenbilder auf den Staffeln erklärt. Auch diese sind still und tonlos; ein entschlafener Joseph in den Armen des Heilands, eine schattenhafte weinende Madonna, ein Christus, den Verfolgern entschwebend und auf luftige Wolken tretend, geflügelte Engelköpfe leiblos;

entleibte Menschen, entleibte Kunst, Rede ohne Worte, Bilder ohne Farbe, die Madonna dolorosa, die Passion an der Wand, das Trauerspiel Cenci, drüben der überschwemmte Ghetto, hier die heilige Maria vom Weinen, mitten inne der Beato Angelico der modernen Malerei.

Vor dem Jahre 1847 trennte noch eine hohe Mauer den Platz Cenci von jenem der Juden, welcher auch Piazza delle Scuole heißt. Hier befand sich das Haupttor des Ghetto; Mauer und Tor sind niedergerissen, und der Schutt liegt noch zum Teil umher.

Treten wir nun in eine der Ghettostraßen selbst, so finden wir Israel vor seinen Hütten in rastloser Arbeit. Sie sitzen in den Thüren oder draußen auf der Gasse, die kaum mehr Licht gewährt als die feuchte Kammer, und wusten im Plunderkram oder nähen und flicken mit Emsigkeit. Es ist nicht zu sagen, welches Chaos von Flicken und Lappen (Cenci genannt im Italienischen) hier zusammengehäuft ist. Die ganze Welt scheint als Judenplunder in zahllosen Fetzen zerzupft umherzuliegen. Haufenhoch liegen die Lappalien vor den Thüren, von jeder Art und Farbe, goldiges Franzengeslitter, Stücke Seidenbrocats, Sammetlappen, rote Flicken, blaue Fetzen, orange, gelbe, schwarze, weiße, alte, zerschlissene, zerfaserte, abgeriebene Stücke und Stückchen. Ich habe nimmer ähnlichen Plunder gesehen. Die Juden könnten damit die ganze Schöpfung ausflicken und Rom so bunt belappen, wie ein Arlechino bunt ist. Sie sitzen davor und wühlen in diesem Meer, als suchten sie nach Schätzen, wenigstens nach einem versunkenen Goldbrocat. Denn sie sind so gut römische Altertumsforscher als alle Jene, welche

den Schutt durchwühlen, um einen Säulenstumpf, ein Stück Relief, eine alte Inschrift, eine Münze und dergleichen Plunder ans Tageslicht zu fördern. Jener hebräische Winckelmann im Ghetto legt mit einem gewissen Stolz seine Lappen zum Verkauf aus wie der Händler mit Marmortrümmern. Dieser pralt mit einem Stück Giallo antico — dagegen kann der Jude einen vortrefflichen Lappen gelber Seide halten; Porphyr — hier ist ein schön gemusterter Fetzen von tiefrotem Damast. Verde antico — hier ist ein grünes Sammetstück von ausgesuchtester Antike. Und so gibt es weder Jaspis noch Alabaster, noch schwarzen und weißen Marmor oder Breccia, wogegen nicht der Antiquar des Ghetto seine Altertümer stellen könnte. Die Geschichte sämmtlicher Moden von Herodes bis auf den Erfinder des Paletots, und sämmtlicher Trachten der vornehmen wie der bürgerlichen Welt läßt sich aus diesen Lappen durch geistreiche Hypothesen kritisch herausstellen, und manche Flicken sind wahrscheinlich historisch und einst getragen worden von Romulus, von Scipio Africanus, Hannibal, Cornelia, Augustus, von Karl dem Großen, Perikles, Kleopatra, Barbarossa, von Gregor VII., Columbus u. s. w.

Es sitzen nun die Töchter Zions bei diesen Lappen und nähen, was nähbar ist. Groß ist ihre Kunst, so rühmt man, im Sticken, Stopfen, Vernähen, und man sagt, daß es keinen noch so fürchterlichen Riß in irgend einer Draperie gebe, welchen diese Arachnen nicht unsichtbar zu machen wüßten. In der Fiumara zumeist, der untersten, am Fluß gelegenen Straße, und in den Winkelgassen, von denen eine delle Azzimelle, d. h. der unge-

säuerten Brote, genannt wird, treiben sie diese Plunder-geschäfte. Ich sah ihnen manchmal mit peinlichem Ge-fühle zu, wenn diese verkommenen Menschen, in sich gebeugt, mit der Nadel emsig arbeiteten — Männer so gut als Weiber, Mädchen und Kinder. Das Elend starrt aus dem wirren Haar und klagt aus dem braungelben An-gesicht. Keine Schönheit der Gesichtszüge erinnert an Rahel und Lea, oder Mirjam; nur bisweilen blickt ein tief versunkenes, schwarzes, blitzendes Auge von der Nadel und dem Lappen auf, als wollte es sagen: „Es ist von der Tochter Zion aller Schmuck dahin. Die eine Fürstin unter den Heiden und eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen. Sie weint des Nachts, daß ihr die Tränen über die Backen laufen: es ist Niemand unter allen ihren Freunden, der sie tröste; alle ihre Nächsten verachten sie und sind ihre Feinde geworden. Juda ist gefangen im Elend und schweren Dienst, sie wohnt unter den Heiden und findet keine Ruhe; alle ihre Verfolger halten sie übel. Wie hat der Herr die Tochter Zion mit seinem Zorn überschüttet!“

Doch es ist nicht der Zweck dieser Blätter, Ghetto mysterien des Elends auszumalen; findet man doch in allen großen Städten der Erde und unter den civilisir-testen Nationen Europas ein gleiches, wenn nicht ein größeres Jammerleben. Auch soll man nicht glauben, daß der Ghetto Roms, was Straßen und Wohnungen betrifft, an sich elender sei als ähnliche Viertel der Armut in Paris, London und Berlin. Ich sage lieber, daß die Juden Roms reich sind an Menschlichkeit unter sich, daß der wolhabende dem elenden gerne hilft, daß sich die

aufopfernde Familienliebe, das dauernde Erbe Israels, nirgends so mächtig zeigt als hier, und daß diese nüch ternen und fleißigen Menschen selten um Verbrechen willen gestraft werden. Nur die Enge und der Schmuz dieser Gassen mit ihren hohen und schmalen Häusern ist ab schreckend. Die Judenfamilien sitzen darin wie in einem Columbarium übereinander geschichtet. Gerade in Rom ist eine solche Beengung menschlicher Wohnungen auf-fallend, wo es so ungeheuere Räume, so viel große Pa-läste und Klöster gibt, die zum Teil öde stehen.

Glücklicher sind diejenigen Juden, welche den obern Teil des Ghetto bewohnen, zumal die Via Rua. Diese breitere Straße mit wohnlicheren Gebäuden ist gleichsam der Corso des Judenviertels; denn auch bei gleichem Loose vor dem öffentlichen Gesetz und selbst in der Sklaverei macht der Mensch das Recht der Ungleichheit geltend. In der Via Rua wohnen die Hebräer, welche das beste Document Gazzagà in der Tasche haben, selbst Häuser besitzen und vermögend sind. Hier findet man Kaufläden mit Tuchwaaren von dem gröbsten Zeuge bis zu den kost-barsten Stoffen. Es gibt auch wolhabende Juden; wer den sie reich, so ziehen sie, wie man mir sagte, gern nach Toscana.

Es ist auffallend, daß echt jüdische Namen nirgend auf den Häusern zu lesen sind. Die Juden Roms nennen sich meist nach italienischen Städten, wie Asdrubale Vol-terra, Samuele Fiano, Pontecorvo, Gonzaga. Auch ihre Sprache ist römisch; niemals hörte ich Juden unter sich hebräisch reden. Ihre Tracht unterscheidet sich nicht von

der des römischen Volks, und selbst an ihrem Fest bemerkte ich kein orientalisches Costüm.

Ein Fest im Ghetto ist fast eine Ironie, wenn man an die Geschichte und Lage der Judengemeinde denkt; ein solches Schauspiel dürfte aber gerade in Rom lockend sein, wo ein Fest auf das andere folgt. Wenn die Plätze und Straßen Roms in Blumen und Teppichen, oder im Glanz der Lichter stralen und von Carrossen und Fußgängern wimmeln, dann sitzt dunkel und festlos Israel in seinem Ghetto und näht im Schweiße seines Angesichts an den Lumpen, die vor seiner Thüre liegen.

Nun aber kommen auch seine Feste. Der arme Hausirer legt seinen Plunder beiseite, zieht sein bestes Kleid an und erhebt seine gebeugte Gestalt. Und gerade hier, so glaube ich, ist die tiefste Poesie des Festes und sein höchster Sinn zu finden, weil der festliche Mensch aus den Sklavenbanden der Alltagsarbeit und seinem Elend sich erheben und in einen idealen Menschen sich verwandeln soll, der nicht mehr seiner engen Kammer und seinem Nahrungsgeschäft, sondern dem Universum angehört. Dies seltsame Volk kommt dann festlich zusammen, und wo sie nur sitzen mögen, in welchem fernen und feindlichen Winkel der Erde es sei, betrachten sie sich als das alte Volk Israel, als die Kinder Abrahams und die Blüte der Menschheit, welche Gottes eigene Hand mitten in die Welt gepflanzt hat.

Ich wohnte dem Passahfest der Juden bei. Zufällig kam ich zu der Kunde vom Tage seiner Feier, weil ich im Ghetto vor jeder Thüre blankgescheuerte Kessel und an jedem Brunnen die Gefäße reinigen sah. Man sagte mir, es geschehe um des Osterfestes willen, das in einigen Tagen gefeiert werden solle.

Nach den großen kirchlichen Feierlichkeiten der Charund Osterwoche in Sanct Peter und in der Sixtinischen Kapelle, welche die höchsten Productionen des christlichen Cultus sind, ist es sehr anziehend, in jenem dunkeln Ghettowinkel einer Osterceremonie beizuwohnen und in der Synagoge die uralten, kaum veränderten Grundlagen für jenen katholischen Cultus Roms aufzufinden. Je prachtvoller der Baum sich entfaltet hat, desto tiefer begräbt sich seine Wurzel in Nacht.

Die römische Synagoge vereinigt fünf Schulen in einem Hause, die Scuola del Tempio, Catalana, Castigliana, Siciliana und Scuola nuova. Der Ghetto zerfällt demnach in fünf Sprengel, von denen jeder eine besondere Art darstellt, je nach der vorherrschenden Nationalität der Juden Roms, deren Väter entweder seit Altersher römisch-jüdisch gewesen, oder von Spanien und Sicilien herübergekommen sind. Man sagt mir, daß der Sprengel del Tempio vor allen andern Hebräern von den Juden vor Titus abstamme. Jede Synagoge hat ihre Schule, in welcher die Kinder notdürftig lesen, schreiben und rechnen lernen, Wissenschaften aber nicht gelehrt werden, und eine jede ihr Allerheiligstes, worin der Pentateuch aufbewahrt wird.

Schon von außen gibt sich das Synagogengebäude nicht allein durch Inschriften, sondern durch seinen Baustil zu erkennen. Die Juden haben ihr Gotteshaus in Rom gleichsam verstolen und nächtlicherweile ausgeschmückt. Es scheint, als hätten sie aus der Fülle des römischen

Marmors ein paar Säulenstümpfe, ein paar Capitäler und einige Marmorstücke geraubt, um sie in ihr Heiligtum einzufügen. Korinthische Pfeiler tragen in der Mitte ein Frontispiz; auf dem Fries sind der siebenarmige Leuchter, eine Harfe und Zither in Stucco abgebildet.

Ein Schriftgelehrter hatte mich auf den Abend in den Tempelsaal eingeladen, wo, wie er sagte, die Vesper sollte gesungen werden und ich ein gut ausgeführtes Oratorium hören würde. Am Abend drängte sich das Judenvolk vor dem Eingang der Synagoge. Auch Römer, selbst einige Priester waren unter der Menge zu bemerkten. Wol eine halbe Stunde ließ man warten, ehe aufgethan wurde; es freute mich nicht wenig zu warten und andre warten zu sehen, weil dies ein Zeichen von berechtigter Selbständigkeit war, die hier einmal auch von einer verachteten Menschensekte ausgeübt wurde. Als sich nun die Thüren aufthaten, ging es über enge Stiegen in den Tempelsaal.

Ich sah die Judensynagoge Livornos, vielleicht die reichste in der Welt; doch sie erschien mir viel weniger merkwürdig als dieser Tempel im römischen Ghetto. Das Haus in Livorno ist groß und nüchtern; die Tempelräume in Rom sind klein, malerisch, bizarr und fremdländisch. Die Wände der heiligen Räume waren am Passahfest mit roten in Gold gestickten Teppichen behängt, auf denen man Sprüche aus dem Alten Testament las. Ebenso bekleidet man bei Festen die Kirchen in Rom mit Teppichen und Goldstoffen, denn dieser Gebrauch ist orientalisch, und geradezu vom Tempel Salomo's entlehnt. Der größere Synagogensaal sah würdig und reich aus: er hat eine gefelderte Decke, nach Art der römischen

Basiliken, die jedoch nur mit gemalten Cassettoni geziert ist. Rings auf dem Friese sind Reliefs in Stucco angebracht, welche die auf den Cultus bezüglichen Geräte der Juden darstellen. Da sieht man den Tempel Salomo's abgebildet mit all seinen Pforten, Hallen und Altären, das eherne Meer, die heilige Lade mit den Cherubim, Priestergewänder und die Tiara, Urbilder der bischöflichen und päpstlichen Costüme, Töpfe, Schüsseln und Schaufeln, Becken, Löffel, Pfannen und Gestüle, endlich musikalische Instrumente, Pauken, Tambourins, Harfen, Zithern, Flöten, die Jubeljahrstrompeten, die Sackpfeife, Cymbeln, auch das Sistrum der ägyptischen Isis, wie man es so oft auf Bildwerken im Vatican bemerkt, all' dies ist in Stucco dargestellt; und so hat sich hier die Phantasie des Juden mit Erinnerungen an den Tempel Jerusalems umgeben.

In der nördlichen Wand fällt ein rundes Fenster in die Augen, welches in zwölf Felder verschiedener Farbe geteilt ist; dies Symbol stellt die Stämme Israels dar, es ist das Bild der Urim und Thummim, eines aus köstlichen Steinen zusammengesetzten Schmucks, den der Hohepriester auf der Brust zu tragen pflegte.

Westwärts steht der runde Chor, ein hölzernes Pult für Vorsänger und Sänger; auf ihm der silberne Tempelleuchter und andere verwunderliche Gefäße von Silber, die auf den Pentateuch als Schmuck gelegt werden. Gegenüber an der östlichen Wand steht das Allerheiligste, eine kleine Tempelfronte mit herausragenden Stangen (als für das Tragen der Bundeslade bestimmt), auf korinthischen Säulen. Ein gestickter Vorhang bedeckt

dasselbe. Die Spitze des Ganzen krönt der silberne siebenarmige Leuchter.

In diesem Allerheiligsten liegt der Pentateuch verschlossen, eine große Pergamentrolle. Er wird in Procession durch den Saal getragen und von dem Pult nach allen vier Weltgegenden gezeigt, wobei die Juden die Arme erheben und ein Geschrei ausstoßen. Es ist gleichsam ihre Monstranz, der gewaltigste Gott der Erde, welcher noch heute die Welt gefesselt hält, nicht das „Wort", sondern der „Buchstab", nicht die Liebe, sondern das Gesetz. Das Judentum ist die positivste aller Religionen, darum dauert es noch heute. Den zahllosen Formen und phantasiereichen Ceremonien der katholischen Kirche gegenüber, welche eine neue Mythologie in die Welt eingeführt hat, erscheint dieser starre, bildlose, phantasielose und gestaltenbare Jehovahdienst bewundernswürdig in seiner absoluten Einfachheit.

Bedeckten Haupts, Hut oder Mütze auf dem Kopf, sitzen die Juden in ihrem Tempel wie Pairs vor ihrem Gott, oder als wären sie auf der Börse; völlige Ungenirtheit herrscht beim Singen und Beten, da Jeder singt, wann er will, oder mit seinem Nachbar plaudert. Der Vorsänger sitzt dabei auf dem Chor. Mir fiel die Hast auf, womit alle diese Gebete abgesungen oder abgemurmelt wurden. Die Frauen befinden sich in einer obern Galerie, hinter einem Gitter, und sind nicht sichtbar.

In einem zweiten Saal wurde die Vesper gesungen. Auch er war decorirt und flimmerte von Lampen. Nicht platt gedeckt wie der erste, erhebt er sich vielmehr stockweise übereinander in einer bizarren Kuppelform. Auf

dem Chor saßen die Sänger hinter dem Rabbi oder Vorbeter. Dieser trug einen schwarzen Talar und ein hohes schwarzes Priesterberrett, von welchem ein weißer Schleier zu beiden Seiten herabfiel. Die Einfachheit des Ornats fiel mir auf, indem ich mir das alte jüdische Priestercostüm vorstellte, dessen Pracht sich noch im päpstlichen erhalten hat. Der Hohepriester im Tempel Jerusalems war, so oft er das Allerheiligste betrat, in einen linnenen Rock gekleidet, über welchen ein hyacintblaues gefranztes Oberkleid herabwallte. Goldene Glöckchen hingen abwechselnd mit Granatäpfeln an den Franzen. Eine Binde von fünf Gürteln aus Gold, Purpur, Hyacint, Scharlach und Byssus befestigte das Oberkleid. Eine Schulterbekleidung in denselben Farben, doch reich an Gold, von schildförmigen goldenen Spangen mit Sardonychen geschlossen, kam dazu, ferner die Urim und Thummim aus zwölf köstlichen Steinen. Auf dem Haupt trug er eine Tiara aus Byssus, mit Hyacint durchwoben; um diese lief ein goldener Kranz mit den Schriftzeichen „Jehovah". So beschreibt Josephus die Kleidung des Hohenpriesters, und man sieht, daß er stattlich genug muß ausgesehen haben.

Die Chorsänger sangen die Vesper ganz vortrefflich, während der Vorbeter pausenweise betete und das Gesicht in den Schleier barg, bitterliches Weinen ohne Tränen ausdrückend. Die Gesänge waren harmonisch, doch nicht von altem Gepräge, sondern im Stil moderner Oratorien. Schöne Knabenstimmen, prächtige Bässe — und so war denn auch in dieser Vesper im Ghetto der Einfluß Roms zu erkennen. Auch das Judenvolk hatte sein

Miserere aufzuweisen. Nicht wenig fühlten sich diese armen Menschen erhoben und glücklich, daß auch sie in ihrem Winkel eine Kunstproduction zu leisten vermochten. Gespendetes Lob wurde mit sichtbarer Freude aufgenommen; der Gast, neben den sich ein jüdischer Jüngling gestellt hatte, hörte mit Vergnügen, wie sein ausgesprochenes Lob von diesem weiter gesagt wurde. „Was hat er gesagt: «Herrlich ausgeführt, ben bene, eccellentissime, ihr habt eine Sixtinische Kapelle.»“

Doch hier brechen wir ab. Diese Blätter mögen dazu beitragen, irgend einen Kundigen zu einer ausführlichen Darstellung der Geschichte der Juden Roms anzuregen. Dieses Stück römischen Altertums ist schreibenswerter als manche unfruchtbare Untersuchung über Antiquitäten. Die Entwicklung des römischen Christentums von der ältesten Zeit her begleitend, möchte eine Geschichte des Ghetto wol geeignet sein, einen Teil der Geschichte der Civilisation überhaupt zu vervollständigen.

Den Verfasser dieser Abhandlung reizte sie zu schreiben nicht die bürgerliche Judenfrage, vielmehr nur die Grellheit des Gegensatzes zwischen dem historischen Christentum und dem historischen Judentum in Rom. Der Charakter dieser Stadt der Städte, wie er sich heute darstellt, trägt das Gepräge der drei großen Culturperioden der Menschheit, des Heidentums, des Judentums und Christentums. Man kann sie kaum mehr scheiden, so sehr hat der christliche Cultus das Jüdische und Antike in sich vereinigt. Von den Anschauungen des Altertums nicht zu sprechen, so durchwandere man doch Rom und seine Herrlichkeiten: überall springt in die Augen Geist und Gestalt der Hebräer, selbst auf den Gipfeln der christlichen Kunst. Ist es die Sculptur, so ist mit das Höchste, was das christliche Genie in Marmor schuf: der Moses Michel Angelo's auf dem Grabmal Julius' II. Ist es die Malerei: Stanzen und Loggien Rafaels, die Sixtinische Kapelle und ungezählte Kirchen oder Museen sind voll von Darstellungen aus dem Testament der Juden. Ist es die Musik: was als Höchstes und Tiefstes in der Charwoche gesungen wird, die Lamentationen und das Miserere, sie sind die Klagelieder Jeremiä und die Psalmen der Juden. Und von diesem Volk, welchem das Schicksal die Urkunden der Menschheit anvertraute und dem das Christentum gleichsam von seinem Eigentum hinweggenommen hat, lebt hier im Ghettowinkel einer der ältesten und historisch merkwürdigsten Reste.

Doch hat auch dieses so verachtete Volk seine eigene Rache an der christlichen Welt vollzogen, indem es zu allen andern Symbolen seiner Religion und zu allen andern Dogmen seines Priestertums noch ein anderes mächtiges in die politische Geschichte eingesetzt hat — ich meine das goldene Kalb, um welches die Welt tanzt, wie das geweissagt, geschrieben und dargestellt ist in den Büchern Mosis, des Propheten.

Idyllen vom Lateinischen Ufer.

1854.

Das lateinische Meeresufer liegt nur fünf Stunden von Rom entfernt; drei mal in der Woche führt ein Omnibus Gäste dahin, welche sich einige Tage in Porto d'Anzio, oder in Nettuno vergnügen wollen, oder solche, die dort Bäder nehmen, oder sich nach Neapel einschiffen. Wie zu den Zeiten der Kaiser sind noch heute jene Ufer Vergnügungsorte der Römer, und es gehört zum römischen Leben, einmal nach Antium zu fahren, wie nach Frascati, Tivoli und Albano, um für eine Zeit Rom zu vergessen. Denn selbst die herrlichste Stadt der Erde kann ermüden.

Ich fühlte das recht gegen Ende des Frühjahrs 1854, nachdem der Scirocco, der Plagegeist Roms, fast acht Wochen lang auf der Stadt gelegen hatte, und als ich nun am 24. Juni früh um 5 Uhr aus Rom mich aufmachte, hatte ich das heiterste Gefühl wirklicher Befreiung. Es war ein sonniger Morgen, das Volk schon auf den Straßen; Blumen in den Händen, zogen sie nach dem Lateran, wo der schöne Platz einem Blumenmarkte glich. Denn heute war das Fest Sanct Johann, eins der lebhaftesten Roms.

Draußen aber auf der Campagna wehte die weichste Luft über die schimmernde Grasebene und die jüngst gesichelten Weizenfelder, welche dieses Jahr zwanzigfältig getragen haben.

Die Fahrt geht fünf Stunden lang meerwärts unterhalb des Albanergebirges hin. In Fontana di Papa wird gehalten. Dies ist eine einsame Schenke zwischen Weinbergen, und heißt so von einem von Innocenz XII. angelegten Brunnen. Auch pflegt der Papst dort zu rasten, wenn er im Monat Mai an den lateinischen Strand zieht, in seiner Villa zu Porto d'Anzio die Meereskühle zu genießen.

Da herrscht nun das bunteste Leben. Man sitzt an den Tischen umher und verspeist Maccaroni oder vortreffliche Eierkuchen und trinkt den schlechtesten Wein dazu. Alle Augenblicke kommt eine Carrosse oder ein Reiter, ein Trupp Sbirren, welcher den Wald durchstreift hat, und von denen der eine sich laut rühmt, gestern einen Räuber erschossen zu haben. Eben langt von Anzio ein Zug Galeerensklaven an; sie sitzen paarweise gefesselt auf einem Karren, mitunter schöne junge Leute, sauber gekleidet, mit einem Strohhut, weißem Hemdkragen und flatterndem seidenen Halstuch, denn diese Galeoten werden in Rom losgesprochen. Man bringt ihnen Wein und Cigarren, die Sbirren stehen mit geschultertem Gewehr neben ihnen und lassen sich gleichfalls einschenken. Dies sind Scenen aus Fontana di Papa.

Nun geht es zwei Stunden lang durch den Buschwald fort, welcher die pontinischen Sümpfe bis gegen Terracina begleitet, meerentlang die Küste bedeckt, und

bevölkert wird vom Eber, vom Stachelschwein, vom Büffel und Stier, vom Fieber und vom Räuber, der aus dem Wald auf die appische Straße streift, den Reisenden bei Cisterna oder bei Forappio, oder unter dem Felsen von Terracina auszuplündern.

Endlich blitzt das blaue Meer auf, und wir grüßen Alle freudig die azurnen Wellen von Antium, jener alten Volskerstadt, wo der verbannte Coriolan seinen Tod gefunden hatte, und auf dessen Küste einst das weltberühmte Kunstwerk, der Gipfel aller auf uns gekommenen Sculptur, in seiner Tempelnische stand, der Apollo vom Belvedere.

Nun sind es neun Jahre, daß mich jeden Sommer das Meer erquickt hat. Die schönsten Stunden meines Lebens und die heitersten Wanderungen sind an Meeresstrand und Welle geknüpft gewesen. Unzählige Bilder und Erinnerungen tauchten mir jetzt bei jenem ersehnten Anblick des Lateinermeers wieder auf. Aber indem hell und heller vor meine Phantasie traten die elysischen Küsten von Corsica und von Campanien, die schönen Golfe von Palermo und Cefalù, von Syrakus und vom Aetnastrand, stimmte mich der Anblick der lateinischen Küste ganz herab. An jenen Meeren stehen herrliche Felsenufer und Vorgebirge in den edelsten Formen, dort erheben sich Burgen und Städte kühn auf den Ufern, und Oelbäume, Orangengärten und blühende Granaten hängen ihre Zweige fast in die Wellen nieder. Wer kann im Anblick des Meers die Zauberwelt von Sorrento vergessen, die Gärten von Palermo oder den rebenumschlungenen, sagenvollen Strand von Aci reale am Ionischen Meer? Daß ich es also gestehe, der Eindruck dieser Ufer und des darauf stehen-

den kleinen Anzio enttäuschte mich. So weit nur der Blick gegen Ostia reicht, sah ich nichts als öde Haide, ein niedriges Ufer aus Thon und Sand, eine kleine Schanze darauf und Heerden, welche weideten. Das Städtchen ist ein Gemisch von Villen im römischen Palaststil, von steinernen Häusern und von strohbedeckten Campagnahütten, welche sich um einen kleinen Golf hinziehen, auf dessen Strand eine Reihe von Barken und in dessen Hafen einige Segelboote sich bemerklich machen.

In seinem Zimmer der kleinen Locanda saß ein talentvoller Landschafter an der Staffel, und frisch gemalte Seestücke an den Wänden bewiesen mir, wie reich seine Ausbeute gewesen war. Ich verschwieg ihm meine Enttäuschung nicht. Er aber zeigte zum Fenster hinaus auf das spiegelnde Meer und die blauen Volskergebirge im Hintergrunde. Und kaum war der Tag vergangen, als jene Erinnerungen schönerer Küsten zur Ruhe kamen, und der ganz neue Zauber dieser einsamen und heimlichen Ufer von Antium mich gefangen hatte. Sie sind anmutig wie der baltische Strand meiner Heimat, und wenn auch unendlich schöner und von feinerem Wesen, so doch ihm manchmal ähnlich, und mehr als einmal habe ich an diesen gelben felsenlosen Küsten verwandter Form und Bildung ausgerufen: Das ist ja leibhaftig Neukuhren, Waugen und Sassau! Die baltische Küste und die lateinische verhalten sich so zu einander wie ein schönes, naturfrisches Volkslied zu einer classischen Idylle des Theokrit.

Weder Poussin, noch Claude, noch Salvator Rosa würden hierher kommen, eine Meerlandschaft zu malen. Es gibt hier nichts Episches oder Heroisches von grandiosem Stil, nichts Gewagtes oder Bizarr-Phantastisches. Hier ist Alles weite, atmende, sagenvolle Ferne, Stille und Anmut, im eigentlichen Sinn Meeridylle. Weit und breit sind diese Ufer von einer durchaus lyrischen Stimmung. Nun begreife ich recht, was dieses Meer von Antium für das weltgeschichtlich bewegte Rom sein mußte. Jene Römer zur Zeit des Augustus, des Caligula und Nero (und dieser wurde in Antium geboren) liebten es, sich aus ihrer großen Welt zu flüchten, einen müßigen Sommermonat in Antium zu verleben, wie es ja noch heute der Papst thut.

Ja, diese Meereseinsamkeit überschleicht unversehens das Gemüt! Jene feinen, sanften Uferlinien, welche in Meilenweite sich im Duft verlieren, jener weiche und schimmernde Sand, dies wolig rauschende Meer in seinem Farbenspiel, das märchenhafte Cap der Circe drüben, welches als Insel wie ein großer Saphir herüberfunkelt, die fernen kleinen Ponza-Eilande, die ihre blauen Gipfel wie Blumenglocken kaum aus den Wellen erheben, hundert weiße Segel, welche kommen, gehen und dahinschwinden, der melancholische Gesang der Fischer, Flöten- und Harfenklänge — wahrlich! die ganze Welt draußen dürfte mit glühenden Bomben und Raketen beschossen werden, hier spürte man es nimmer. In Rom konnte ich noch vor wenig Tagen die Stunde kaum erwarten, wo die Zeitungen ins Café gebracht wurden, und über den „Monitore di Toscana“, die „Gazzetta di Genova“ oder die augsburger „Allgemeine“ fiel ich daher, sobald sie sich nur zeigten. Hierher gelangt keine Zeitung: nicht einmal das „Giornale di Roma“, ein Tagesblatt, das so

harmlos ist wie eine Ekloge des Virgil, wird hier gehalten, und wenn man die Leute fragt: was macht Omèr Pascià, wie steht es mit dem großen Admiral Napieri, und hält sich noch Silistria? so zucken sie die Achseln und verstehn es nicht.

Wenn ich im Fenster meines Zimmers liege, vor welchem die neapolitanischen Fischer auf dem weißen Sande sitzen und die Netze ausbessern, thut sich der ganze herrliche Golf vor mir auf, und ich sehe das lieblichste Ufer vor mir bis zum Circeischen Cap. Auf der Küste erhebt sich nahe bei Anzio die edelgeformte Villa des Fürsten Borghese in einem wilden Park von Steineichen und Olivenbäumen, weiterhin Castell und Stadt Nettuno, braun und pittoresk, ins Meer gebaut, und in aller Welt berühmt durch die Schönheit der Frauen und ihre herrliche Tracht. Die Linie der Ufer wird nun immer sanfter, feiner und länger ausgezogen; an ihrem Ende steht in traumhafter Ferne ein kleines weißschimmerndes Schloß. Dies Castell breitet um Küste und Meer eine melancholische Stimmung aus, wie das Cap der Circe Homerische Poesie verbreitet. Die Blicke jedes Deutschen zieht es magisch an und rührt sein Herz zur Wehmut und Trauer; denn es bezeichnet einen der größten Abschnitte in der Geschichte unseres Vaterlandes. Ist es doch jener einsame Turm Astura, wo der letzte Hohenstaufe, Konradin, nach der verlorenen Schlacht von Tagliacozzo hinüberfloh, und wo der Verräter Frangipani ihn festnahm und in die Hände des blutgierigen Karl von Anjou auslieferte. An jenem Turm sank die Sonne der Hohenstaufen in das Meer. Nun blickt das

Schloß Astura zu mir herüber in mein Fenster, gemahnt mich wie ein sehnsuchtsvoller Klang des fernen Vaterlandes und mehrt mir die heimatliche Stimmung, in die mich die Küste schon an sich versetzt. Es hat mir nicht Ruhe gelassen, bis ich eines Tags hinüberwanderte und sein altes Gemäuer durchsuchte, und nun kann ich die blinkenden Zinnen wieder beruhigt ansehen. Und auch dahin wollen wir gehen; denn überall streifen wir hier umher, weil uns doch die Götter diese Muße geschenkt haben.

Als noch die römischen Herren nach dem alten Antium gingen, um dort ihre Villeggiatur zu halten, war die Stadt groß und ein blühender Hafen. Nero hatte ihn prächtig ausgebaut, und noch heute sieht man die Reste des steinernen Molo in den Wellen; sie sehen fast so aus wie die sogenannte Brücke des Caligula im Golf von Pozzuoli. Schon im frühen Mittelalter verfiel und versandete der Hafen; die Stadt selbst, den Sarazenen zur Beute überlassen, verschwand vom Erdboden, und auch heute ist Anzio nur ein Dorf zu nennen. Im Jahre 1700 hatte Innocenz XII. den Hafen erneuert, die Wege verbessert, einige Häuser und einen Brunnen gebaut. Seitdem sind die Päpste ab und zu hierher gekommen, um in dieser Stille zu wohnen, ehe die Fieberluft aus den pontinischen Sümpfen aufsteigt. Pius IX. hat gegenwärtig die ansehnliche Villa gekauft, welche der berühmte Cardinal Alexander Albani im Jahre 1710 erbauen ließ, und wo Winckelmann manchen Tag in seiner und der Prinzessin Albani Gesellschaft zubrachte. Mit den Ausgrabungen, die der Cardinal hier veranstalten ließ,

trieb er nicht allein überhaupt ein ansehnliches Geschäft, sondern er versorgte auch seine eigene Villa in Rom mit Statuen auf das reichste.

Die Villa in Antium ist ein Palast im Luxusgeschmack jener Zeit, in einem großen, doch verwilderten Garten, welcher an Blumen und Zierbäumen arm ist, aber an Orangen Ueberfluß hat. Hier kann der Papst in einer ländlichern Einsamkeit leben als in Castell Gandolfo; er muß selbst den Anblick der elenden Strohhütten ertragen, in welchen arme Fischerfamilien wohnen, und einen noch schlimmern. Denn hart am Molo liegt der Bagno, ein großes, vom Castell auf der einen und von einer Kirche auf der andern Seite umschlossenes Haus, worin die Galeerensklaven bewacht werden. Sie arbeiten alle Tage auf dem Bagger, der den Hafen reinigt; aber verschämt tragen sie ihre Ketten unter den Kleidern, welche meist auch keine Abzeichen haben. Man sieht viele junge Räuber unter ihnen. Diese Galeoten lassen die Industrie in Porto d'Anzio nicht aufkommen, weil sie jedes Handwerk betreiben, dem unbescholtenen Handwerker also das Brot nehmen. Sie sammeln sich ein Ersparniß, leben gut, wissen die Wächter zu bestechen und mancher Freude zu genießen; wenn sie entlassen werden, bleiben sie meist im Ort und heiraten ihre Liebschaft.

Ein Bagno und ein idyllischer Sommeraufenthalt des heiligen Vaters scheint wenig zusammenzustimmen; doch das ist echt römisch, denn irgend ein Widerspruch und Miston muß sich in dem römischen Leben und mitten in der paradiesischen Natur offenbar machen.

Der Papst will übrigens Antium wieder emporheben; er läßt viele Häuser bauen; er hat gesagt, er wolle den Anblick der schimpflichen Strohhütten nicht länger dulden.

Auch der Hafen wird mit jedem Jahre lebhafter. Seine Lage ist so ausgezeichnet, daß er einen großen Verkehrspunkt abgeben würde, weil er näher an Neapel liegt als Ostia und Civita vecchia. Eine römische Gesellschaft hat bereits ein Dampfschiff gebaut, welches nun zwischen hier und Neapel zwei mal in der Woche fährt und mit der Post in Verbindung steht, die an diesen Tagen Reisende von Rom bringt. Man kann in 13 Stunden das schöne Neapel erreichen und zahlt den Spottpreis von 5 Scudi für die Fahrt. Dieser Verkehr zieht einiges Leben und die Anfänge der Industrie nach Anzio; und auf diese allein sind die Bewohner angewiesen, weil sie das Land fast gar nicht bauen. Es gibt hier weder Weinberge noch Olivenpflanzungen, nur Heerden weiden auf der Küste; die Lebensmittel kommen landwärts herein; Nettuno schickt Wein und täglich sogar das frische Brot, Genzano Oel und Früchte, und selbst vom Volskergebirg kommen aus Cori her Kirschen und Feigen.

Die Gasthäuser sind klein und mangelhaft. Man zahlt hier für ein Zimmer täglich 25 Bajocchi und kann auf römische Art nach der Karte essen; oder man gibt für die ganze Verköstigung täglich 7 Paul, einen Thaler preußisch Geld. Dafür hat man vier Schüsseln zu Mittag und drei Schüsseln zu Abend. Es sind meist die deutschen Maler, welche das Gasthausleben in den kleinen Küsten- und Gebirgsörtern auf solchen Fuß bringen,

und vielfach kann man sie als Missionäre der Gasthaus-cultur betrachten.

Es gibt hier eins vollauf, das sind Fische, die feinsten Seefische und Hummern, welche der Golf täglich spendet. Aber nicht die Bewohner von Anzio fischen hier, denn wie sollten sie sich bis zum Besitz einer Barke emporschwingen, sondern es kommen die beweglichen Neapolitaner auf ihren zierlichen Barken von Pozzuoli, von Bajä, von Portici und von Torre del Greco, rings von allen Küsten ihres herrlichen Golfs, und viele Monate des Jahres bleiben sie hier und schlafen auf ihren Barken. Andere bewohnen die Strohhütten, und es sind dies meist solche Neapolitaner, welche vor der Conscription geflüchtet sind und ihr Vaterland aufgegeben haben. Weithin an den Küsten des Mittelmeers kann man diese Marinari Neapels, die Fischer aller Fischer, finden, selbst an den spanischen Inseln, selbst an den Ufern Afrika's, wo sie den Korallenfang betreiben; und so durchschneiden ihre bunten, graziös geformten Barken nach allen Richtungen dieses ausgedehnte Meer.

Es war mir eine große Freude, die alten Bekannten hier wieder zu finden. Wie erinnerten sie mich durch ihre lebhafte Gesticulation, ihre Mimik, ihren Dialekt, ihr Costüm an jene Fischerscenen, die man an den Küsten Neapels sieht. Sie sind bis zum Ueberdruß gemalt worden, in der Natur aber, am Meer selbst bleiben sie ewig neu. Drei Schritte weit vor meinem Fenster stehen ihre Barken, gegen zwanzig an der Zahl; eine jede ist zum mindesten mit fünf Mann besetzt und hat einen Führer.

In der Regel gehen die Fischer gegen Ave Maria in See und fischen die Nacht durch. Der Fang wird des Morgens in die strohbedachten Verschließe getragen, Abends aber verpackt, um Nachts auf Karren nach Rom gebracht zu werden. Da gibt es nun eine sehr belebte Scene. Die Schreiber sitzen am Tisch bei einer Laterne und registriren; rings umher sind die Fischer beschäftigt, ihren Fang in Körben herbeizubringen, während andere Eisstücke zerschaben und die Fische auf diesen Eisgrus legen. Die Mannichfaltigkeit und wunderliche Form dieser Meerthiere ist erstaunlich. Da gibt es den langen Grongo, den großen und prächtigen Palombo, die schön gefleckte Murena, den flunderähnlichen stachlichten Rochen, die große Menge von glitzernden Triglien und von Sardinen, und den Merluzzo. Bisweilen kommt auch ein Delphin mit herauf, und an einem Abend sah ich im Fischlager zwei Haifische (pesce cane), welche man eben gefangen hatte. Sie waren 8—10 Fuß lang; ihre schwärzlich-stahlblaue Farbe hat etwas Widerliches. Man fängt sie mit dem Köder, und wenn der Hai angebissen hat, zieht man ihn herauf und erschlägt ihn mit einer Keule. Sein Fleisch, weißlich wie das des Störs, wird gegessen, doch ist es ziemlich hart.

So treiben es die armen Fischer Tag für Tag und führen ein rauhgewöhntes Leben der Entbehrung, welches nur Demjenigen reizend erscheint, der, wie wir, müßig am schönsten Meer dahinschlendert und den tanzenden Barken und schwebenden Lichtern auf dem Wasser zuschaut. Wir kennen es ja auch von unserm baltischen Ufer her. Aber hier zeigt sich der Unterschied des nebel-

feuchten Nordens und des sonnigen Südens. Der neapolitanische Fischer, so armselig er ist, halbnackt, im aufgeschürzten Beinkleid von Linnen und im bloßen Hemd, die rote Beutelkappe auf dem Kopf, lebendig, beweglich, übersprudelnd von Laune, von Witz und gutmütigem Geschwätz, immer sangesfroh und zu Schwänken aufgelegt, macht neben unserm stummen und einfältigen baltischen Fischer eine theatralische, ja selbst ideale Figur. Ich möchte sie gern einmal in einen Kahn nebeneinander setzen, den baltischen und den neapolitanischen Fischer, und möchte sie zwingen, miteinander einen Tag lang zu verkehren; ich glaube, einer würde vor dem andern ins Wasser laufen. Man wird es nicht möglich finden, daß baltische Fischer je eine geschichtliche Rolle spielen könnten wie die neapolitanischen, welche auf Masaniello stolz sein dürfen.

Masaniello war keine große, nur eine seltsame Erscheinung, eine mit dem Sturm vertraute Fischerseele, waghalsig, ehrgeizig, ein Mensch des Augenblicks wie sein Glück, gedankenlos, kopflos, ohne bestimmte Richtung, nur eine sich überschlagende Welle. Unter ähnlichen Figuren der Geschichte möchte ihm durch Stand und phantastische Laune des Glücks am nächsten stehen Johann von Leyden, der gekrönte König von Münster. Er war ein Schneider, und die Schneidergesellen sind bei uns der beweglichste aller Stände, wahre Neapolitaner, Pulcinellen und geborene Abenteurer. Johann von Leyden steht weit höher als Masaniello, weil er in einer Idee schwärmte; das können nur Schneider, Fischer vermögen es nicht. Beide bizarre Figuren passen gut für die Oper. Aber es ist immer ein ernsthaftes Spiel der

Dinge, daß im neapolitanischen Lande, wo der uralte Stand der Fischer zahlreicher vertreten ist als irgendwo anders, dieser einmal auch einen König haben mußte.

Ich sah in der Bildergallerie der Studien zu Neapel Masaniello's Porträt von seinem Zeitgenossen Spadaro. Er ist dargestellt im Costüm der Lazzaroni, das heißt im Hemd, mit offener, sonnverbrannter Brust, die Kalkpfeife im Mund, und gerade so sitzen vor uns die neapolitanischen Fischer am Strande. Aber der Maler setzte ihm dazu ein spanisches Berrett mit Federn auf den Kopf, und so hat er geistreich den seltsamen Widerspruch in dem Schicksal dieses Mannes angedeutet. Sein Gesicht ist ohne Adel und alles höhern Wesens bar, breit und fleischig, von fast weiblicher Weichheit. In den Augen liegt etwas Lauerndes und Verschmitztes. Dies Porträt ist kostbar, weil es treu und aus der Zeit ist; man erkennt darin die echte neapolitanische Fischernatur, und danach war Masaniello nicht so ein halber Heros und halber König Lear, wie ihn die Oper darstellt. Von Spadaro gibt es noch andere historische Scenen aus der Zeit Masaniello's, zum Beispiel den Aufstand im Mercato, wo der Fischerkönig als Lazzarone zum Volke redet, im Vordergrund aber wieder als spanischer Caballero zu Pferde sitzt, und viel Hängens und Schießens von Adel auf dem Platze zu sehen ist. Neuerdings hat Alfred von Reumont in seinen „Caraffa von Maddaloni" die Geschichte Masaniello's sehr anziehend behandelt.

Doch uns hat diese Erinnerung von den Fischern am Strande Antiums entführt. Ihre Barken wollen

noch einen aufmerksamen Blick. Sie sind höchst malerisch. Der Rand des Bordes ist jedesmal zierlich mit Arabesken auf weißem Grund bemalt, und da sieht man Delphine, Sirenen und Sterne, und mitten unter diesen fabelhaften Gestalten wieder die Madonna oder den heiligen Antonius, den Schutzpatron der Fischer überhaupt. Gegen die Sonnenglut sich zu schützen, spannt man ein leinenes Dach über die Barke, und die harmonischen Farben von Schwarz, Braun und Weiß, wie das bunte Gewirr von Rudern und Stangen, von Segeln und herabringelnden Netzen, bringen eine sehr malerische Wirkung hervor.

Der Hafen Anzio's wimmelt jetzt von diesen Schifferbarken; aber auch andere neapolitanische Fahrzeuge liegen am Molo, kleine Schiffe, welche hier Holz und Kohlen laden. Denn jährlich führt diese waldbedeckte Küste für eine Million Scudi Brenn- und Baumaterial nach Neapel. Man sieht weithin auf dem Ufer von Anzio und Nettuno große Kohlenhaufen, die in den Wäldern gebrannt sind, und von dort her ziehen schwarze Büffel die riesigen Eichenstämme an den Strand. Man spannt wol 16 Büffel vor einen Zug und stachelt sie dann mit der Lanze weiter. Die Neapolitaner haben große Urwälder in Calabrien, aber es scheint, daß sie lieber das Holz aus den pontinischen Sümpfen holen, weil sich dort die Wälder bis ans Meer erstrecken und die Küste flach ist, also die Kosten des Transports bedeutend verringert werden.

In diesem bunten Ur- und Naturleben der den Strand umlärmenden Fischer und Schiffsleute verlieren

sich nun einzelne städtische Gestalten. Hier und da sitzt ein Maler unter seinem großen weißen Schirm und malt seine Strand- oder Fischerskizze. Solche Erscheinungen gehören schon als Charaktere zu einer italienischen Landschaft. Wo man auch sein mag zu schöner Frühlings- oder Sommerzeit, man wird einen solchen Malerschirm wie einen Pilz irgendwo auftauchen sehen. Selbst in den verlassenen Gegenden Siciliens traf ich diese Gestalten, und ich erinnere mich, daß ich, zu einsamster Stunde den Felsen Taormina's hinaufsteigend, plötzlich lachen mußte, denn schon von weitem blickte mir ein Schirm entgegen; ein Landschafter aus Weimar saß darunter. Ich habe an den Küsten des Samlands auffallend selten Maler zeichnen gesehen, und doch gibt es dort reiche Schönheiten, ja jene bizarren Ufer von Groß- und Kleinkuhren überwiegen an großartiger Form weit Alles, was dieser lateinische Strand besitzt. Nur fehlt ihnen der Zauber der warmen Farbentöne. Die Farbe der Flut ist bei uns heftig stralend, hart oder stumpf; sie hat nicht den feinen Duft und Lichtnebel, noch die magische Spiegelung, noch das Ineinanderschwimmen zarter, schimmernder Lichter, noch diese smaragdne Aeterhelle. Aber was kann der Maler nicht malen? Was dem Unkundigen bildlos erscheint, faßt der innerlich bildende Sinn bedeutend auf und dichtet es als ein anmutiges Bild hervor. Es ist wie mit der lyrischen Poesie; Gedanke und beseelende Stimmung sind unerschöpflich. Die Natur will nur recht gesehen und empfunden sein; es ruhen in ihr zahllose Gedanken und Formen, an denen der unmusische

Mensch ahnungslos vorübergeht. So gibt es auch an dieser stillen Küste wahrhaft geniale Erscheinungen, aber sie sind nicht leicht zu fassen, weil die Natur hier eine gar feine Seele hat, die mit plumpen Griffen nicht zu entschleiern ist.

Nun aber das Skizzenbuch fortgelegt und ins Meer gesprungen! Dieser narkotische Wasserduft, unendlich durchdringender als bei uns, zieht ja mit Gewalt ins Meer, und die klarste Welle lockt unwiderstehlich. Unten ist der Meeressand schneeweiß und weich wie Sammet, und weithin der Grund flach und sicher. Man sieht Badende überall, und hier und da Badehütten aus Laubgeflecht. Die Gäste kommen aus Rom, aus Velletri, aus den Gebirgen, aber selten vor dem Juli, weil der Italiener den Juni zum Baden noch zu kalt findet. Mehr als zwanzig Bäder hält man für ungesund. Das scheint in den klimatischen Verhältnissen allerdings begründet zu sein, ich habe es auf Capri selbst erfahren. Das Wasser ist hier wirksamer und aufregender als bei uns, und der zu häufige Gebrauch der Bäder bringt um Schlaf und Appetit. Von einem Badeleben und jener reizenden Heimlichkeit gesellschaftlichen Verkehrs, welche den Sommer an unserer Küste zu einem schönen Fest macht, ist hier nicht die Rede. Jeder Gast, jede Familie lebt für sich, und der Fremde ist auf das einzige Café am Hafen als Versammlungsort angewiesen, wo unter dem Zeltdach an einem und demselben Tisch in demokratischer Weise und in jener herrlichen Unterschiedslosigkeit der Stände, welche Italien eigen ist, der Badegast neben dem halbnackten Fischer sitzt, der das

Zelt zu benutzen kommt, ohne Kaffee zu trinken, und den Rauch aus seiner Kalkpfeife vor sich hinbläst.

Einige Offiziere vom Genie, ein alter päpstlicher Hauptmann, der mich durch seinen venetianischen Dialekt für sich eingenommen hat, sind die Herren, mit denen ich dort plaudere.

Ueber den Juli hinaus bleiben selten die Badegäste in Anzio, denn dann wird die Luft fieberhaft. Auch jetzt, wo die Hitze oft unerträglich ist und schon um 7 Uhr des Morgens beginnt, fällt es nach Sonnenuntergang feucht, und die laue wollüstige Wärme, welche nun das Meer ausatmet, ist verräterisch. Man darf dann nicht ausgehen. Die schönen Mondnächte am Ufer, auf dem Wasser und im Wald, die das Leben an unserm Strande so angenehm machen, darf man hier nur aus dem Fenster genießen, denn eine einzige solcher Mondnächte im Freien brächte das Fieber und nach wenigen Tagen vielleicht auch den Tod. Es ist hier gefährlich, die Sirenen zu belauschen. Wir müssen uns also begnügen, im purpurnen Abendsonnenschein am Strande zu lustwandeln und die bunten Muscheln aufzulesen oder die kleinen flinken Taschenkrebse zu haschen. Diese Thierchen sind höchstens so groß wie ein Viertel der Hand und geformt wie die Spinnen. Sie laufen mit ihren Füßchen wunderbar schnell, und wenn man sie greifen will, so versenken sie sich geschwind in den Ufersand, gerade so wie Geister auf dem Theater. Die Menschen, die hier Alles essen, Frosch und Igel wie die Nachtigall, nehmen diese Krebse vom Boden auf, beißen die Schale entzwei und essen das Lebendige, wie es ist.

An diesem Strand dachte ich oft des blitzenden Bernsteins, den man daheim auflesen kann. Hier wirft das Meer solche Geschenke nicht aus, aber dafür Stücke köstlichen Marmors aller Art. Ja, man könnte ganze Karren mit dem glänzenden, von den Wellen geschliffenen Marmor beladen, der auf das Ufer, so weit man immer gehen mag, ausgespült wird. Da lesen wir Verde antico, Giallo antico auf, den herrlichen orientalischen Alabaster, Porphyr, Paonazetto, Serpentin, blauen Smalto. Wo all das seltene Gestein herkommt, sagt uns ein Blick in die Wellen. Denn aus ihnen ragen noch die Fundamente alter römischer Wasserpaläste, und eine Viertelstunde weit ist das Ufer von Anzio nichts als eine Ruine oder ein fortlaufendes Gemäuer. Anscheinend sind es Felsmassen und umhergestürzte Klippentrümmer, aber sieht man sie genau an, so sind sie römisches Mauerwerk aus Peperinsteinen und dem unzerstörlichen Puzzuolankitt, von der saubern römischen Netzarbeit. Nun gähnt die alte Küste geisterhaft aus Grotten und Hallen alter Bäder und Villen, und oben auf dem Ufersaum ziehen sich die Fundamente von Tempeln und Palästen hin. Dort standen einst die schönen Marmorvillen der Kaiser. Hier schwelgte Caligula, welcher Antium besonders liebte und sogar den Plan gefaßt hatte, seine Residenz hierhin zu verlegen; hier feierte er sein Hochzeitsfest mit der schönen Lollia Paulina. Hier hielt Nero, der in Antium geboren war und eine Colonie dahin ausführte, seine Bacchanalien; mit weißen Rossen zog er hier triumfirend ein, als er von seinen theatralischen Vorstellungen in Griechenland heimkehrte.

Auch früher schon war Antium der beliebte Lustort der Römer; Atticus, Lucullus, Cicero, Mäcenas und August hatten hier ihre Villen, und wo, in welchem kühlen Gebirg, an welchem lieblichen Strande Italiens hätten die Glücklichen nicht ihre Villen gehabt! Wie muß einst dieses Ufer von all dem Gestein geglänzt haben, das die Welle nun als Scherben der Geschichte fort und fort und schon Jahrhunderte lang an den Strand wirft! Diese Trümmer bringen einen seltsam elegisch-geschichtlichen Zug in die Idylle Antiums, und die erinnerungsvolle Stimme, welche den Wanderer hier überall begleitet, erhöht nicht wenig den Reiz des Ufers. Bei uns ist es die gänzliche Geschichtslosigkeit, das völlige Abhandenkommen von der Menschenwelt und ihren großen Schicksalen, was unserm Strand seinen Charakter gibt, aber in Italien kann man sich in keine noch so stille Einsiedelei der Natur flüchten, ohne daß nicht der ernste Geist classischer Vergangenheit vor die Seele träte und sie zum Nachdenken über das große Menschenleben aufforderte. So sitzt man denn hier auf einem zertrümmerten Römerpalast, den die Wellen umrauschen, und spricht dem Horaz nach:

O diva, gratum quae regis Antium,
Praesens vel imo tollere de gradu
Mortale corpus, vel superbos
Vertere funeribus triumphos!

Und wiederum entführt ein Blick auf das schöne Cap der Circe in die Dichtung Homer's, und jenes immer sichtbare ferne Astura in andere Geschicke und andere Dichtungen,

sodaß mich hier dreifache Weltculturen und Weltpoesien umgeben, Homer, Horaz und der hohenstaufische Wolfram von Eschenbach.

Die Göttin Fortuna hatte in Antium einen weitberühmten Tempel; auch Apollo, die aphrodisische Venus, Aesculap und Neptun hatten daselbst ihre Tempel. Denkt man ihrer, so belebt sich diese nun von Rinderheerden umweidete nackte Küste mit den herrlichsten Gestalten, und das Bewußtsein, daß hier der Apollo vom Belvedere seine göttlichen Glieder leuchten ließ, gibt dem Ufer eine ideale Weihe. Es war zur Zeit des Papsts Julius II., als man diesen Gott hier aus den Trümmern zog; und wie viel fand man seitdem, was nun dem Vatican, dem Capitol und der Villa Albani zur Zierde gereicht. Hier grub man auch den berühmten sterbenden Fechter aus, viele Kaiserstatuen und Büsten des Hadrian, des Septimius Severus und der Faustina, Satyrfiguren, Athleten, Statuen des Zeus und des Aesculap, schöne Dreifüße und jene merkwürdigen Altäre vom Capitol, welche den Winden geweiht sind. Auf der Uferhöhe, wo jetzt über den Fundamenten eines Tempels eine kleine Strandschanze steht, auf welcher neben einer alten rostigen, riesengroßen Feldschlange aus mittelalterlicher Zeit ein Soldat ins Meer hinauslugt, sieht man noch heute Säulenbasen auf ihrer alten Stelle, und neben ihnen die Schafte von Cipollino und 22 korinthische Capitäler von höchst graziöser Form. Ihre Voluten und die Ornamente unter dem Abacus haben eine besonders phantastische Bildung, wie ich sie sonst nirgends sah; denn sie stellen Muscheln, Delphine und Seekrebse vor.

Der Architekt hat also auf das Local Bezug genommen, und vielleicht war dieser Tempel dem Neptun selbst geweiht.

Ich fand auch in dem kleinen Anzio, wie ich es vermutet hatte, einen Mann, der sich mit den Altertümern beschäftigt. Denn es gibt keinen nur einigermaßen namhaften Ort in Italien, der nicht seinen patriotischen Geschichtschreiber oder Altertumsforscher hätte. In Antium ist es der Canonicus und Hafenpräsident Lombardi. Er wohnt im Bagno der Galeerensklaven auf der obersten Terrasse. Ich fand diesen Herrn eben nachdenklich vor einer zerschlagenen Marmorinschrift, welche die Galeerensklaven ausgegraben hatten. Lombardi hat ein Buch über Antium geschrieben und beschäftigt sich mit einem größern Werk über Geschichte und Ruinen seiner Vaterstadt. Ich las seine sorgsame Schrift mit Dankbarkeit.

Nun bin ich an diesem Strand bis Astura drei Stunden fortgewandert und habe überall Reste alter Villen und Bäder, Marmor- und Mosaiktrümmer gefunden, ja vor dem einsamen Turm Astura selbst fand ich einen noch ziemlich erhaltenen Mosaikboden an der Brücke im Sande. Es ist kaum glaublich, wie viel die Römer und welche Prachtbauten sie hier aufgeführt haben. Das ganze Meeresufer Toscana's bis nach Terracina entlang, von Terracina bis nach Neapel und rings um den Golf, und weiter über Salerno hinaus zog sich eine Reihe von Marmorpalästen, von Bädern, Gymnasien und Tempeln hin, ein fortlaufender Kranz römischer Herrlichkeit. Wie prächtig alle diese Villen waren, welche zum Teil in den Fluten standen, sieht man

noch aus ihren Trümmern. Wer nun damals diesen Strand entlang fuhr und die Menge der Lustanlagen sah, die mit den Städten wetteiferten, der mußte eines schönen Anblicks menschlicher Cultur froh werden. Heute stehen an diesen elysischen Ufern einsame verwitterte Türme des Mittelalters, welche zum Schutz gegen anlandende Sarazenen gebaut wurden. Sie umkränzen ganz Italien und alle Inseln des Mittelmeeres und geben diesen Küsten einen sagenhaften und ritterlichen Charakter.

Auch aus jüngerer Zeit gibt es hier Erinnerungen, welche die Phantasie in fremde Länder und Zonen entführen. In jenem stattlichen Palast Mencacci, der sich über einem grünen Tal am Ufer erhebt, wohnte viele Jahre lang in jüngster Zeit ein verbannter König. Am schönen Strom des Tajo hatte er um die Krone gekämpft, im tropischen Amerika hatte er gelebt. Dom Miguel war dieser verwünschte Prinz von Portugal. Er kam hierher flüchtig und ohne Krone, mit weniger Begleitung. Er lebte lange in dieser Einsamkeit neben den Galeerensklaven und in wahrhaft trostloser Verbannung; denn für einen flüchtigen König muß dies einsame Ufer an den pontinischen Sümpfen, welches uns, die wir nichts abzubüßen haben, idyllisch erscheint, grauenvoll gewesen sein. Er tobte seine Pein aus in dem wilden Walde Astura's als ein waghalsiger Jäger. Eines Tags verschwand er wieder. Man erzählte mir in Anzio, daß er gern mit den Fischern verkehrte und sich auch nicht scheute, von seinem unglücklichen Kampf um die Krone Portugals zu reden. Und so entfaltet sich hier im Anblick jenes Landhauses das Gemälde der fernen Zonen

Brasiliens und Portugals in ihrer heißen und wilden Geschichte.

An sie schließt sich ein anderes Bild. Im Jahre 1848 landeten hier im Hafen jene Spanier, welche der flüchtige Pius zu Hülfe gerufen hatte, den Kirchenstaat zu retten. Er saß damals, ein Verbannter, auf dem Felsen Gaeta, in dem Koblenz der italienischen Emigration von 1848 und 1849, während die Franzosen gegen Rom marschirten, die Oesterreicher Bologna besetzten, die Neapolitaner von Terracina heraufzogen, die Spanier, seit so langen Zeiten nicht mehr in Italien gesehen, in Anzio landeten. Sie besetzten alles Land aufwärts zu den Albaner- und Sabinerbergen. Sie waren schöne und fröhliche Leute, aber schlecht gekleidet und armselig ausgerüstet, so sagte man mir. Die Franzosen lösten sie ab, und mit großem Herzeleid verließen die jungen Offiziere von Valencia und Barcelona das Albanergebirge, wo die Blüte der Frauen sie entzückt hatte. Noch heute mag dort manche Schöne an die armen Hidalgos aus Spanien seufzend zurückdenken.

Porto d'Anzio besitzt kaum eine Frauenschönheit und kein nationales Costüm, weil es überhaupt erst eine werdende und zusammengewürfelte Bevölkerung hat. Aber beides, schöne Frauen und eigentümlicher Volkscharakter, zieren jene kleine Stadt Nettuno, welche malerisch auf dem östlichen Ufer steht, die schwarzen Mauern seines Castells in die Wellen hineinsenkend. In drei Viertelstunden ist man drüben; es ist von Porto d'Anzio aus ein rechter, wolgemessener Spaziergang und der schönste an dieser Küste. Das bebuschte Ufer trägt in der Mitte

zwischen beiden Orten die schöne Villa des Fürsten Borghese, welcher alles Land ringsumher zu eigen besitzt. Weiter hin steigen die Volskerberge auf, und das Cap der Circe schwebt vor den Augen in seiner leuchtenden Gestalt, so zauberisch in Licht und Schatten gemalt, daß es durch Form und Erscheinung an die schönsten Felsen Europas erinnert, an Capri und den Berg San Pellegrino bei Palermo.

Man geht nach Nettuno auf trefflicher Straße der Villa vorbei, zwischen Kork- und Steineichen, und an manchem römischen Gemäuer vorüber. Ja selbst auf die Landstraße ziehen sich alte Mosaikböden hinunter, die wie natürliche Schichtungen des Bodens aus dem Erdreich hervorragen. Aber noch angenehmer ist der Gang unten auf dem weißen Strande den Wellen entlang. Das Ufer besteht durchweg aus Sand von hoch gelber oder glühendroter Farbe, oder aus vulkanischem Tuff. Die bläuliche Stranddistel vom baltischen Meer wächst hier allenthalben, wie die Scabiose und die Camille, aber statt der Weiden, der Erlen- und Buchengebüsche muß man sich die Gewächse des Südens denken, weißblühende Myrten in herrlichster Fülle, den Mastixstrauch, den Erdbeerstrauch, den goldblütigen Ginster, der alle Küsten des Mittelmeers so reizend umbuscht, und den wilden Oelstrauch. Malerisch hängen die Malven mit ihren großen weißen Kelchen und die zartfarbigen Brombeerblüten in überreichen Kränzen von den Büschen und ringeln sich schaukelnd über den Rand der Tuffwände hinunter; prächtig blüht jetzt unter duftigen Kräutern der classische Acanthus, breitet stolz seine schönen korinthischen

Blätter aus und streckt die hohe Blumenpyramide hervor, welche weiß und rosa gefärbte Blumenlappen bilden. Hin und wieder stehen an den Ufern Cactus und Aloe, doch erscheinen sie hier nur als fremde Gäste. Noch immer weilt die Nachtigall auf diesem lyrischen Ufer. Es ist nun lange Sanct Johann vorüber, wo die Vögel schweigen und der Grille Anakreons den Gesang überlassen, aber sie kann sich nicht von diesem Grün und diesen Wellen trennen; die ganze Seeküste entlang bis nach Astura und am pontinischen Sumpf erschallt ihr melodisches Lied.

Eine tiefe Stille herrscht um und in Nettuno, der Stadt des Neptun. Alte Türme aus schwarzem Tuff und crenelirte Mauern, welche der Sarazen oft genug bestürmt hat, umringen den Ort von allen Seiten. Kein Fischer noch Matrose macht das spiegelglatte Wasser lebendig, denn Nettuno hat keinen Hafen; es nährt sich von Wein- und Gartenbau und der Viehzucht.

Eine einzelne alte Säule steht auf dem Platz, als Wappen und Wahrzeichen der Colonna, denen einst Nettuno gehört hat. Die Straßen durchduften Nelken mit ihrem Arom, denn überall stehen sie vor den Fenstern, schlingen sich wie Winden herab und wiegen die unglaubliche Fülle ihrer roten Blüten in der Luft. So schöne Blumen verraten schönere Frauen; ja die Nelken sind hier die Nationalfahnen, welche die Frauen Nettuno's aus den Fenstern hängen; ihre eigene Tracht ist so flammend rot wie die Nelkenblüte.

Es ist höchst merkwürdig, daß auch die kleinsten Orte in Italien sich nach uralter Weise als Republiken für

sich behaupten in Sitte, Volksphysiognomie und Tracht. Da hat ein jeder Felsen- oder Strandort ein eigengeartetes Volk. Man muß diese Nettunesen bei ihren Kirchenfesten sehen, um ihre malerische Tracht vollständig vor sich zu haben als Nationalcostüm. An gewöhnlichen Tagen sind es nur Einzelnheiten, die als bestimmte Merkmale auffallen, wie die schöne Weise, das Haar in der Mitte zu scheiteln und ohne Hinterzopf glatt um den Kopf zu winden, wie ferner die grünen Bandschleifen im Haar, welche dem Mädchen, die roten, welche der Frau, die schwarzen, die der Witwe unerlaßlich sind, sodaß man immer weiß, wer noch zitella ist, oder schon maritata.

Ich habe dort zwei Feste erlebt, Sanct Johann und San Luigi. Am ersten Tage ging eine Procession mit Musik durch die Straßen; das Kreuz war ganz und gar mit Nelken umwunden, und Blumen trugen alle Leute. Der Procession folgten Mädchen und Frauen; es war erstaunlich, so viel herrliche Gestalten in stralenden Gewändern durch den schwarzen Ort schreiten zu sehen. Die Tracht ist diese: ein gold- und silberstreifiges Tuch liegt auf dem Kopf, in Form eines steifen, nach innen gebogenen Deckels, welcher über das Profil des Kopfes weit vorragt. Ein langes dunkelrotes Kleid von Seide oder Sammet, mit breiten Silber- oder Goldborten gestickt, fließt feierlich herab; darüber sitzt ein Jäckchen von demselben Rot, um Schöße und Aermel mit Brocat gebrämt. Blitzender Schmuck von goldenen Ringen, Ohrgehängen, Korallen und Armbändern vollendet den schönsten Anzug. Die Farbe der Gewänder ist aber

auch meergrün oder veilchenblau oder ganz schwarz oder dunkelblau. Es scheint, als zwinge diese fürstliche Tracht schon an sich auch zu einer stolzen und edeln Haltung, und wahrlich, ich sah diese armen Nettunesen durch ihr verwittertes Städtchen einherschreiten mit der Grandezza der Römerinnen und nicht minder schön als sie, viele mit dem edelsten griechischen Profil, rabenschwarzen Haaren und funkelnden Augen, ein wonniger Anblick, auch das härteste Herz zu bezwingen. Als man nun die unermüdlichen Böller losbrannte und die Kanonenschläge knattern ließ, welche man über eine alte Mauer wie eine Guirlande gezogen hatte, und nun jene edeln Frauengestalten in Gruppen hoch auf diesem schwarzen Gemäuer standen und aus den Pulverwolken die goldgestickten roten Gewänder hervorschimmerten, war es anzusehen wie ein ganzer Olymp idealster Götter.

Und auch ohne diese Tracht sind die Nettunesen schön. Man sieht sie alle Tage an dem gemeinschaftlichen Brunnen in patriarchalischer Weise waschen, ihrer stets eine Schaar beisammen. Dem Fremden stehen sie nicht Rede, sie sind scheu wie Rehe und antworten kaum auf den Gruß, es sei denn mit niedergeschlagenen Augen.

Der Tag des heiligen Luigi hatte einen andern Charakter. Er ist ein Volksfest, und lebhaft erinnerte er mich ans Vaterland. Auf dem Marktplatz der Vorstadt hatte man ein galgenförmiges Gerüst errichtet und mit Zweigen geschmückt; vom Querbalken hing eine bewegliche Wassermulde herab; darunter mußten junge Leute auf Eseln wegreiten und geschickt ein Loch im Zapfen

der Mulde mit der Lanze treffen. Ob dies nun getroffen wurde oder nicht, immer drehte sich die Mulde um und übergoß den Reiter. Schallendes Gelächter erntete jeder ein. Wer getroffen hatte, erhielt zwei Paul als Siegerlohn, welche ihm ein kampfrichtender Priester einhändigte. Als dies Spiel und ein Topfschlagen vorüber war, ging es an die Tombola oder Lotterie, ohne welche kein Fest in italienischen Landen bestehen kann. Man verspielte ein Stück Kattunzeug, welches als Fahne auf einem Balcon wehte. Ein Knabe griff die Loose und las jede Nummer und jeden Sinnspruch desjenigen ab, der das Loos gezeichnet hatte. Die Sinnsprüche erregten oftmals schallendes Gelächter. Alle diese Festlichkeiten vollzog man mit dem gebildeten Schicklichkeitsgefühl, welches dieses fein geartete und glücklich begabte Volk Italiens auszeichnet.

Und so lebt und vergnügt sich die kleine nettunische Nation von kaum 500 Seelen in ihrer großen Abgeschiedenheit, denn Meer und pontinischer Sumpfwald umschließen sie von beiden Seiten, und die Verkehrstraßen, hier nach Anzio, dort durch die Wildniß nach Velletri, sind wenig belebt. Doch hat Nettuno Gärten und Ackerbau und versorgt selbst Anzio mit Wein; täglich sendet es einen Wagen voll weißen Brotes nach dem Hafen, weil hier nur das gröbere Brot gebacken wird. Ich habe auch trefflichen Wein in Nettuno getrunken, und das will in diesen Zeiten etwas sagen, wo der Gott Bacchus von der Pest ergriffen ist. Eines Tags führte uns ein Bürger in seinen Tinello, seinen Weinkeller; höchst geheimnißvoll stieg er in ein Verließ hinunter und kam herauf mit dem

prächtigsten roten Wein, wie ich ihn seit Syrakus nicht mehr gekostet hatte.

Nun aber hört mit Nettuno die menschliche Cultur an dieser Küste auf, denn gleich hinter der Stadt beginnt die pontinische Wildniß. Der Buschwald zieht sich bis gegen Terracina hin. Kein Ort steht mehr am Strande, nur einzelne Türme steigen aus der romantischen Einsamkeit empor, jeder etwa zwei Millien von dem andern entfernt. Die schwermutsvolle Verlassenheit dieser Ufer und der Reiz ihrer Urwildniß ist groß. Man glaubt sich nicht mehr auf dem classischen Strande Italiens, man wähnt an den wilden Küsten der Indianer Amerikas zu wandern. Das stete Rauschen der Meereswellen, die flimmernde Sommerluft auf dem immer flachen, immer weißsandigen Ufer, der endlose tiefgrüne Wald, der bis auf einige hundert Schritte nahe das Meer begleitet, das Klagegeschrei der Habichte und Falken, die still und hoch schwebenden Adler, das Stampfen und Brüllen wilder Rinderheerden, Luft, Farbe, Ton, Gestalt von Wesen und Elementen sind hier von der Stimmung vollkommenster Urwildniß.

Am 28. Juni machten wir uns auf, der Maler und ich, längs dieser Küste drei Wegestunden nach Astura zu gehen. Es war ein Morgen von krystallreiner Frische; die rosenfingerige Eos blühte eben über dem Meer auf und verklärte jenes homerische Cap der Circe vor uns, dessen Anblick über diese Ufer einen classischen Hauch ergießt. In Nettuno kauften wir uns Brot und Wein, und so wanderten wir von dannen. Auf einem alten Baumstumpf neben einem großen Kohlenhaufen hielten

wir unser Frühbrot; es schmeckte uns so gut, wie es nur dem wandernden Odysseus schmecken konnte, als jene Circe ihm das wolbereitete Mal in ihrem Palast aufgetragen hatte. Wie ist es doch herrlich, in solcher seligen Frühe, im Anblick dieser homerischen Ufer, sich hinzulagern an dem endlos blauenden Meer, welches sich weiter und weiter in Licht und Rosenduft aufzulösen scheint.

Und bis so weit war Alles Herrlichkeit in und um uns. Nun aber hob ein Sorgen an, denn wir waren in die Region gekommen, wo der Buschwald nahe ans Meer tritt. Wir fürchteten nicht die Räuber, wol aber die Büffel- und Rinderheerden, welche hier in wildem Zustande, nicht einmal von Hirten gehütet, umherschweifen.

Alles Küstenland bis Terracina ist mit zahllosen Heerden bedeckt, mit hoch und prächtig gehörnten Ochsen, Kühen und Stieren von derselben classischen Gestalt, wie man sie lebend auf der Campagna von Rom sieht, und in den Opferscenen am Fries des Parthenon dargestellt findet. Ihre Hörner sind fast drei Fuß lang, weit auseinander stehend, in den kühnsten Linien geschweift, dick, klar, und schön gefärbt. Man sieht solche Hörner fast in jedem Hause im Süden als Amulete gegen den Malocchio, den bösen Blick, und ihre Abbilder im Kleinen trägt der Principe an der Uhrkette, das Fischerkind an der Halskette. Die Ochsen sind scheu und wild und höchst gefährlich, nur der Hirt auf seinem Pferde weiß sie mit der Lanze zu schrecken. Aber noch weit gefährlicher sind die Büffel. Sie leben hier in Gehegen oder

laufen wild umher; gern wälzen sie sich in Morästen wie das Schwein. Sie schwimmen mit großer Leichtigkeit. Wenn man die pontinischen Sümpfe oder die Niederung von Pästum durchreist, so kann man diese schwarzen Ungeheuer rudelweise im Moor liegen sehen, woraus sie oft nur die plumpen Köpfe schnaufend hervorstrecken. Der Büffel hält den Kopf stets zur Erde und blickt tückisch von unten auf. Er gebraucht sein Horn nicht, weil dies wie beim Widder rückwärts gekrümmt ist. Aber mit der ehernen Stirn stößt er den Menschen um, welchen er verfolgt und erreicht, dann senkt er seine plumpen Kniee auf seinen Leib und zerstampft ihm die Brust, so lange er noch einen Odemzug darin verspürt. Das fürchterliche Thier bändigt der Hirt mit dem Speer. Er zieht ihm den Ring durch die Nase, und so wird es vor den Karren gespannt, die schwersten Lasten, Steinblöcke und Stämme fortzuschleppen. Die Büffelkuh gibt aus ihrer Milch die Provatura, den Büffelkäse, welcher schwer verdaulich ist. Das Büffelfleisch ist hart, und weil es verachtet wird, kaufen es die armen Juden im Ghetto zu Rom, deren allgemeine Fleischspeise es ist. Büffelheerden bevölkern die pontinischen Sümpfe, jene trostlosen und fieberfeuchten Reviere von Cisterna, Conca und Campo morto, wo selbst der Mörder nicht gefahndet wird, wenn er sich dort hinüber rettet; die Menschen aber, welche jene Büffelheerden beaufsichtigen, fieberhaft und elend, leben selbst im Zustande der Verwilderung, fast den Indianern der Prärien zu vergleichen.

Vor solchen Begegnissen hatten wir nicht geringe Angst, und kaum waren wir in jene Region des Busch-

waldes gekommen, als wir das ganze Ufer von Heerden wimmeln sahen. Sich allein überlassen, haben sie hier ihre althergebrachten Pfade, wie die Regel ihrer Stunden. Mit dem Morgen kommen sie aus dem Buschwald ans Meer, um das Salzwasser zu saufen, dann strecken sie sich am Strand hin oder weiden an der Küste. Sie bleiben dort die heiße Tageszeit über, und wenn die Nachmittagskühle zu wehen beginnt, erheben sie sich vom Sande und wandeln langsam grasend die Küste hinauf und ziehen sich weiter ins Gebüsch, bis sie im tiefen Wald zur Nachtzeit sich niederlegen, um dann Morgens wieder zur Küste hinabzusteigen.

So standen wir zweifelnd bei diesem Anblick der wimmelnden Küste still. Wie sollten wir hindurchkommen, da zahllose Rinder sie bedeckten, uns den Weg abschnitten, und da viele schon in den Wellen standen, um die Flut zu schlürfen. Wenn wir nun auf dem Strande fortgingen, so durchschnitten wir offenbar ihre Richtung, weil sie doch den Zug meerwärts nahmen, und irgend ein wütender Stier schleuderte uns vielleicht nach dem Cap der Circe hinüber. Wir überlegten daher, ob es nicht besser sei, uns dem Buschwald nahe zu halten, und „dieser Rat schien den Zweifelnden endlich der beste".

Immer stiegen neue Scharen herab und andere ließen sich im Walde vernehmen, wo sie aus dem Myrtendickicht hervorbrachen. Ein paar herrliche Stiere sahen uns, hoben die schimmernden Stirnen auf, stutzten; wir wandten uns stillschweigend seitwärts nach dem Busch und im Augenblick waren wir darin.

Schwerlich kann sich die Phantasie einen Buschwald denken, der sich zum Räuberwesen besser eignete als dieser Wald von Astura. Hier sind es noch nicht hochstämmige Eichen, die ihn bilden, sondern dichtestes Gestrüpp von Korkholz, Oleaster, Mastix, Arbutus, Schwarzdornen und Myrten. Die Gebüsche sind von Schlingpflanzen dicht verfilzt oder vom Epheu so ganz übersponnen, daß sie hohe Kuppeln nebeneinander bilden, gleich grünen Waldmoscheen, undurchdringlich für die Sonne oder den Regen. Wir fanden Myrtengebüsche in Baumeshöhe, und rings flog und wehte ein Geruch der Wildniß, welcher alle Sinne durchdrang. Der Boden ist wellenförmig gehügelt, von Quellen durchrieselt, oder von Sümpfen durchzogen. Das Stachelschwein, die Schildkröte und die Schlange wohnen hier. Oft sahen wir die zerrauften Flügel und Federn eines wilden Huhns am Boden hingestreut, Reste eines Adlermals, deren Anblick die düstere Poesie dieses Ufers noch erhöhte.

Wir vermieden glücklich die Heerden, und so oft ein Nachzügler herabstieg, hielten wir uns still im Busch, bis er vorüber war. Nachdem wir kreuz und quer über Quellen und Gräben und Hecken gestiegen waren, gelangten wir endlich wieder ans Ufer, sahen den Strand frei und ruhten behaglich an einem Gemäuer am Meer, von dem eine Verzäunung quer über den Strand gezogen war, die Abteilung einer Heerde zu bezeichnen. Auch dies Gemäuer gehörte zu einem alten römischen Palast, wie uns ein Stück Mosaik überzeugte.

Wir hatten nun Astura eine Stunde weit vor uns, und indem wir auf dem öden Strande den melan=

cholisch rauschenden Wellen entlang gingen, überschlich mich selbst eine Traurigkeit, wie solche die Seele an Gräbern großer Vergangenheit zu rühren pflegt. Es ist nicht die Erinnerung an das Ende des jungen Konradin und des Hohenstaufengeschlechts allein, was diesen Ufern ihre wehmütige Stimmung gibt und das deutsche Gemüt mehr als ein anderes ergreifen muß; es ist auch der Charakter der Natur selbst. Ich wünschte ihn so ganz ausdrücken zu können, wie es mein Gefährte in seiner Zeichnung vermochte, auch will ich hoffen, daß er die Blätter, die er hier entworfen hat, bald veröffentlichen wird. Ueberhaupt sollte irgend ein artistisches Institut Deutschlands ein Hohenstaufen-Album herausgeben.

Landwärts schließt hier die Gegend der Sumpfwald, über welchem die Volskergebirge aufsteigen und in ernsten Formen sich zum Meer niedersenken; seewärts erhebt sich inselartig das Cap der Circe; im Mittelgrunde zieht der schneeweiße Strand hin und endet in einer ins Meer laufenden Düne. Auf ihr steht einsam eine kleine gemauerte Kapelle, und wenige Schritte weiter erhebt sich mitten in der Flut das Schloß Astura, ein kleines Viereck von crenelirten Mauern, aus dessen Mitte ein Turm ragt. Kapelle und Schloß sind die einzigen Gebäude, die man in dieser grenzenlosen Einsamkeit erblickt. Weit und breit sahen wir keine andere lebende Seele als ein paar dunkle Gestalten auf den Zinnen der Burg, und zwei graue Fischer saßen am Gemäuer schweigend und wie verzaubert in der flimmernden Sonnenwärme und flochten still vor sich hin ein Trugnetz von Binsen, den Fisch zu umgarnen, während ihre Barke auf den smaragdenen Wellen schaukelte.

Es war in den letzten Tagen des August 1268, nach der verlorenen Schlacht bei Tagliacozzo, als über diesen Strand gesprengt kamen fliehend und angstvoll der junge Konradin, Friedrich, Prinz von Oesterreich, der Graf Galvan Lancia mit seinen Söhnen und die beiden Grafen della Gherardesca, Verwandte des unglücklichen Ugolino von Pisa, welchen Dante unsterblich gemacht hat. Sie waren von Rom gekommen, denn so erzählt der Chronist Saba Malaspina, daß sie nach der Schlacht in jene Stadt geflüchtet waren, wo Guido von Montefeltre als Vicar des Senators Heinrich von Castilien zurückgeblieben war. Konradin war dort eingezogen „mit abgelegtem Pomp der Macht, nicht wie ein Oberhaupt, sondern wie Einer, der seine Beute im Stich gelassen und entflohen, heimlich, verstörten Sinnes" (latenter ingreditur mente captus). Aber zugleich waren seine Feinde Johann und Pandolf Savelli, Berthold und viele Guelfen vom Schlachtfeld her nach Rom gekommen und wiegelten die Stadt auf: da rieten dem Jüngling seine Freunde, schnell zu entfliehen. Sie flohen gegen das Meer, um von dort Pisa zu erreichen und dann nach Sicilien zu gelangen. Sie suchten ein Schiff, das sie fortbrächte; die Leute im Schloß Astura gaben es ihnen, und also stachen sie in See. Aber Johannes Frangipani, der Herr von Astura, erhielt davon Kunde, und indem er aus den Kleinodien, welche Konradin hergegeben hatte, erkannte, daß die Flüchtlinge vornehme Herren seien, bemannte er sogleich ein anderes Schiff, setzte ihnen nach,

und führte sie in das Schloß zurück. Vergebens beschwor ihn Konradin, ihn und die Seinigen durch die Flucht zu retten, sie nicht in die Hände des blutgierigen Karl zu liefern; er mahnte ihn an die Dankbarkeit, die er dem Schwabenhause schulde, denn die Frangipani hatten vom Kaiser Friedrich große Lehen und Johann selbst den Ritterschlag erhalten. Konradin versprach ihm den reichsten Lohn; es heißt, er verpflichtete sich sogar, Frangipani's Tochter seine Hand zu geben. Der Herr von Astura schwankte, vielleicht gerührt von der Jugend, von der Anmut und dem Unglück Konradins, hauptsächlich aber, wie auch die Chronisten sagen, ungewiß, wo er größern Gewinn zu ziehen habe, von Konradin oder von Karl von Anjou.

Während sie so im Schloß hin und her unterhandelten, erschien Robert von Lavena, Capitän der Galeeren Karl's, vor dem Castell und forderte Frangipani auf, ihm die Flüchtlinge auszuliefern. Saba Malaspina erzählt, daß Frangipani diese Unglücklichen in ein anderes Castell in der Nähe gebracht habe, um nicht wider seinen Willen und ohne Ausbedingung des Lohns von Robert zur Ueberlieferung Konradins gezwungen zu werden. Aber dies Castell wird nicht benannt.

Bald darauf erschien auch von der Landseite der Cardinal Jordan von Terracina, Rector der campanischen Grafschaft für den heiligen Stul, mit Volk zu Fuß und zu Roß vor Astura und forderte die Auslieferung. Da gab der feige Verräter die edeln Herren, welche das Gastrecht bei ihm angesprochen hatten, um Judaslohn in

die Hände der grausamen Feinde. Man führte sie durch den Wald in die Burg oberhalb Palestrina und von dort weiter durch die schönen Gefilde, welche Konradin kurz vorher siegreich durchzogen hatte, nach Neapel. Schon am 29. October fielen die Edeln auf dem Schaffot, Konradin zuerst, dann Friedrich, die tapfern Grafen della Gherardesca, der hochherzige Galvan Lancia, der Bruder jener schönen Blanca, welche dem großen Kaiser Friedrich Manfred geboren hatte, und seine beiden jungen Söhne Galeotto und Gherardo, die man in des Vaters Armen zuvor erwürgte.

Am Turm Astura auf dem einsamen Ufer kamen mir wieder alle jene fernen Stätten, welche die Geschichte der Hohenstaufen geheiligt hat und die ich, Italien durchwandernd, besuchte, in die Erinnerung. Da trat auch vor mich die schöne, blondgelockte Gestalt Manfred's vom Feld von Benevent, wie sie dem Dante erschien mit doppelter Wunde auf Stirn und Brust und klagte: „I' son Manfredi, Nipote di Costanza imperadrice!" Ich ließ meine Blicke fern über das Meer schweifen, dorthin, wo das schöne Sicilien liegt, und unter immer blühenden Gärten am seligsten Gestade der Welt jenes Schloß von Palermo steht, in dem einst Friedrich als Jüngling gelebt hatte, und von wo er dann nach Deutschland gezogen war. In der Erinnerung stand ich wieder im Dome Palermo's, in jener Kapelle, wo in blutroten Porphyrsarkophagen Heinrich VI., Friedrich und die beiden Constanzen ruhen, die Kronen auf dem Haupt und angethan mit der

seidenen Dalmatica, deren Saum sarazenische Inschriften verzieren.

Wir gingen ins Schloß. Eine gemauerte Brücke verbindet es mit dem Land, und eine Zugbrücke führt in das Innere. Aus dem kleinen Hof erhebt sich der achteckige Turm, und oben läuft um ihn her eine Terrasse, auf welcher eine einzige verrostete Kanone stand. Die Besatzung, acht Mann Artillerie, exercirte eben im Hofraum, und Don Pasquale, Leutenant von Astura, sah von der Terrasse nieder wie Einer, der gern irgendwo anders, nur nicht hier sein möchte. Er führte uns in sein kleines Turmgemach; er selbst malt gut und tröstet sich in seiner schauervollen Einsamkeit mit Zeichnen von pompejanischen Arabesken. Der Leutenant sagte uns, daß jeder dieser Küstentürme acht Mann Besatzung habe mit einem Marschall oder Offizier, und daß die Küstenwacht, aus Furcht vor mazzinistischen Handstreichen, nun strenger gehandhabt werde.

Wir besahen die kleinen Räume des Schlosses, traurige Turmzimmer, an deren Wänden die Spinne ihre Netze webt und in deren Ritzen der Scorpion sich eingegraben hat; aber die Aussicht nach allen Fernen in die grüne Wüste landhinein und in die stralende Meeresweite, über welche Wanderschiffe dahingleiten, ist ergreifend, ja ich möchte sagen, sie ist berauschend. Es ist ein Turm für einen Barden, hier die Harfe zu schlagen und mit einem Schwanenliede zu sterben, wenn die niedersinkende Sonne das Cap der Circe in Purpur malt. Dann, in dieser sirenischen Stille, wandelt es über das Meer, ein Schein, nicht in Worte zu fassen, ein Geist

der Beseligung, ohne Namen; es ist, wie wenn Schlaf und Tod über See schweben, und jenes eilende Schiff, das um das Cap der Circe geisterhaft zu kreisen scheint, trägt vielleicht den Gott des Traumes, welcher Schlummer und Ruhe über die Wellen streut.

In sanften Uebergängen wechselt die Stimmung. Wenn jenes Cap der Circe fort und fort an die homerischen Sagen erinnert und odysseische Gestalten vor die Seele führt, erhebt auch der alte Turm Astura seine Stimme und redet von ebenso großen und tiefsinnigen Sagen. Was verknüpft er nicht mit den Namen der Hohenstaufen und Karl's von Anjou aus der Provence! Ehe man es gewahr wurde, ist man schon in den „Parzival" Wolframs von Eschenbach versenkt, und Konradin wird zum Parzival, der in die Welt hineinreitet, die heilige Blutschale des Graal zu finden, Elisabeth von Baiern aber wird zur Herzeleide, zu seiner Mutter, die ihn nicht will ziehen lassen, und so erscheinen Gottfried von Anjou, der Ritter Gawein und Feirefiz, Arthur und Titurel, das Graalschloß im wilden Walde, die Sarazenen, Harfner, Büßer, Pilger und tiefsinnige Weise des Morgenlandes.

Astura ist die Warte der Romantik, der deutsche Poetenturm in Italien. Er gehört den Romantikern wie die blaue Grotte in Capri. In der Stille habe ich von ihm in ihrem Namen Besitz genommen und dies Sagenschloß für deutsches Nationaleigentum erklärt.

Aus der Zeit der Frangipani ist nur der Turm allein, alles übrige Gemäuer spätern Ursprungs, denn schon im Jahre 1286 kamen die Sicilianer, welche den

Mord Konradins durch die Vesper an dem Könige Karl so blutig gerächt hatten, unter ihrem Flottenhauptmann Bernardo da Sarriano vor das Schloß, zerstörten es bis auf den Turm und erstachen auch den Sohn Frangipani's. Heute sieht man an der Außenmauer das Wappen der Colonna, denn diese mächtigen römischen Ghibellinen besaßen einst das Schloß. Nach den Frangipani war es Lehn der Gaëtani geworden, dann hatten es nacheinander besessen die Malabranca, die Orsini, die Colonna, welche es im Jahre 1594 an Clemens VIII. verkauften. Heute ist Astura ein Besitztum der Borghese.

Aber auch ältere historische Erinnerungen knüpfen sich an dies Astura. Schon vor der Schloßbrücke war mir ein Marmormosaikboden aufgefallen, welchen der Ufersand nur leicht bedeckt, und bald sah ich, daß dies Castell mitten in den Wellen auf den Fundamenten eines großen römischen Palasts steht, welche noch von allen Seiten, und um Vieles umfangreicher als das Schloß, unter der Flut heraufspiegeln oder frei hervorragen. Auf einer Sandbank war dieser Palast aufgebaut; vielleicht nennt deshalb Plinius Astura, die Colonie Antiums, eine Insel, denn so bezeichnet er den alten Ort als Fluß und Insel. Strabo nennt den kleinen Fluß Storas (Στόρας ποταμός); Plutarch den Ort Astyra (τὰ Ἄστυρα), und er erzählt von einer andern tragischen Flucht, die hier ihre Scene hatte, von jener Cicero's. Fürwahr, meine Leser sollen nicht wenig erstaunen, zu erfahren, wie viel andre dunkle Erinnerungen dies Astura verbirgt, und wie es schon lange vor Konradin ein verhängnißvoller, den Eumeniden geweihter Ort gewesen ist.

Cicero besaß hier eine Villa. Er nennt sie oft in seinen Briefen und schreibt einmal von Astura aus an Atticus: „Est hic locus amoenus et in mari ipso, qui et Antio et Circaeis aspici possit.“ (Es ist hier ein angenehmer Ort und im Meere selbst, den man von Antium und Circëi erblicken kann.) Er wohnte gern in diesem Landhaus, das ihm mehr als jede andere seiner köstlichen Besitzungen Einsamkeit und Muße bot. Kurz vor seinem Ende hielt er sich hier auf, ja Astura selbst brachte ihm das Verderben. Als er im Frühling vernahm, daß er auf die Proscriptionsliste gesetzt sei, flüchtete er nach Astura; Plutarch erzählt, er habe hier ein Schiff bestiegen, um nach Macedonien zum Brutus sich zu retten. Aber er schwankte in seinem Entschluß, er kehrte wieder um. Indem er nun nach Rom wollte, das Herz Octavians zu erweichen, verließ er Astura in der Richtung auf die Stadt, doch nach zwölf Millien kehrte er plötzlich, von Furcht bewegt, wieder um. Nun ließ er sich in einer Sänfte gegen Gaëta tragen; unterwegs ereilten ihn an der Stelle, die man noch heute bezeichnen will, nachfolgende Reiter und gaben ihm den Tod.

Wunderbar! Derselbe Octavian holte sich, wie Sueton erzählt, in demselben Astura den Todeskeim. Er kam hierher vor seinem Ende, auf seiner letzten Reise nach Campanien. „Und nachdem er seine Reise begonnen hatte, gelangte er nach Astura, und wie er von hier wider seine Gewohnheit zur Nachtzeit ausfuhr, den günstigen Wind zu benutzen, zog er sich den Grund seiner Krankheit zu aus einer Dysenterie.“ Er starb

bald darauf in Nola, nachdem er kurz vorher in Capri gewesen war.

Aber hier endet der dämonische Einfluß Astura's noch nicht. Auch des Augustus Nachfolger Tiberius erkrankte in demselben Astura kurz vor seinem Tod. Dies sind die Worte des Sueton: „Er kehrte eilig nach Campanien zurück und verfiel in Astura sogleich in eine Krankheit. Er erholte sich ein wenig und schiffte dann nach dem Cap der Circe." Hier wurde er kränker, hielt sich jedoch aus Furcht aufrecht, schiffte nach Misenum, da er Capri nicht erreichen konnte, und fand dort seinen Tod.

Und was soll man dazu sagen, wenn eben dies Astura seine dämonische Gewalt auch an Tiberius' Nachfolger geltend gemacht hat? Denn kurz vor seinem Tode landete auch Caligula hier, und Plinius erzählt: „Ein Fischchen, Remora genannt, hängte sich an den Mast des Fünfruderers, welcher den Caligula von Astura nach Antium führte, und das betrachtete man als eine Vorbedeutung seines nahen Todes."

Astura mala terra, maladetta! Und auch uns, harmlose Wanderer, sollte der verhängnißvolle Turm noch in atemlose Flucht und in schimpfliche Todesangst versetzen.

Als wir Astura verließen, beschlossen wir, nicht wieder den Weg am Meer entlang zurück zu nehmen, sondern durch den Urwald zu gehen, von dessen Pracht wir so viel gehört hatten. Der wegewirren Wildniß nicht kundig, nahmen wir mit uns einen Soldaten aus dem Turm, einen schönen, athletisch gebauten

jungen Mann, der uns einige Millien begleiten und zugleich als Beistand nicht gegen Räuber, wol aber gegen Büffel und Stiere dienen sollte. Wir wandten uns rechts, eine Weile am Strand entlang gehend, wo wir auf dem Ufer die prächtigsten schwarzen Stiere sahen, von so herrlicher Gestalt, daß Jupiter keine andere gewählt hat, als er die schöne Europa durch das Meer trug. Bald umgab uns der Wald. Wir gingen zwischen duftigen Myrtengebüschen und unter riesengroßen breitwipfeligen Eichen auf Waldpfaden fort und ergötzten uns an der Sonnendämmerung, welche überall durch die Wipfel ihre Lichter spielen ließ.

Der Wald bei Astura ist sehr schön. Ich dachte an die heimatlichen Küsten und ihre hochstämmigen Eichen, durch die das blaue Meer scheint, und konnte mich ganz in die Vergangenheit zurückversetzen. Dort ist es auch schön zu wandern und Reh und Hirsch zu belauschen, wenn sie im Busche stutzend und neugierig ihr gekröntes Haupt hervorstrecken; hier blickt aus dem Waldesschatten statt ihrer manchmal das schwarze Haupt eines Büffels oder die hochgehörnte Stirn eines wilden Rindes, und lange schöngefleckte Schlangen schlüpfen über den Pfad.

Der Pflanzenwuchs hier ist von einer tropischen Pracht; der Epheu umschlingt die majestätischen Eichen, Stamm neben Stamm, und bewundernd stand ich vor dieser noch nie in solcher Herrlichkeit gesehenen Naturkraft. Denn die Epheuranke selbst hat einen Stamm so dick wie ein Baum; so umstrickt sie die große Eiche, ringelt sich mit Gewalt um sie, wie die Schlange

Laokoons, zieht sich zusammen, als wollte sie den ungeheuern Stamm mit den Wurzeln dem Boden entreißen und in herculischer Umarmung ersticken, und tausend grüne Aeste, Zweige und tanzende Ranken läßt sie herniederhängen, und windet und knüpft ihre Schlingen durch alles knorrige und laubige Eichengeäst fort bis zum sonnigen Wipfel, welchen der Flügelschlag wilder Waldvögel umkreist.

Wir waren so in immer angespannter, froher Betrachtung einige Millien fortgegangen. Der Soldat von Astura hatte uns auf den Weg gebracht, der nun wieder an die Küste hinabführte, und verließ uns, als der Wald lichter wurde. Bald, so sagte er, würden wir in niedriges Gebüsch kommen und das Meer sehen. Wir gingen nun allein fort zwischen Myrten und Oelgesträuch in der heitersten Stimmung. Plötzlich sahen wir vor uns eine Heerde, wol mehr als hundert Stück beisammen. Wir blieben stehen. Ein Stier stutzte, hob die Stirn auf, sah uns mit majestätischem Ernst an, löste sich von der Heerde ab und kam gegen uns. In diesem Augenblick machte mein Gefährte den verdammten großen weißen Malerschirm zu, und kaum hatte er das gethan, als der Stier wild wurde und einen Sprung that; sogleich setzte sich die ganze Heerde gegen uns in Bewegung. Eine Staubwolke erhob sich im Walde, und wie wir in wilder Flucht davonsprangen, voll Angst immerfort umschauend, war es ein grauser und schöner Anblick, im wirbelnden Staube diese mächtigen Geschöpfe daherstürmen zu sehen. Wir sprangen ins Dickicht, und über hohe Gebüsche setzten wir hinweg und schlüpften

wieder durch die Myrtensträucher und sprangen weiter, an den Händen von den Dornen blutend, die uns zerrissen, hinter uns die wirbelnde Staubwolke, die herausblitzenden Hörner und das Gekrach der brechenden Büsche.

Ich sah niemals so die lebendige Physiognomie des Entsetzens als auf dem Angesicht meines Gefährten, und mein Schreck war um nichts geringer. Endlich wurde es still, wir waren im dichten Wald und nichts mehr war zu sehen. Die wilde Heerde war meerwärts fortgestürzt.

Wir holten jetzt Odem und gingen tiefer in die Wildniß hinein, immer nach den Stieren umschauend, bis wir gegen die Küste kamen und, da wir diese frei fanden, auf den Strand sprangen. Und nie habe ich die Meereswellen mit solcher Freude begrüßt. So mußte ich in Astura, auf den Spuren Konradins, selbst erfahren, was atemlose Flucht und Todesangst sei. Es war, als hätte mir irgend ein Geist, der Dämon dieses Ortes, weil er mich von Erinnerung so tief bewegt gesehen, von des armen Konradin Flucht ein lebendiges Nachgefühl geben wollen. Doch waren die Stiere der Wildniß barmherziger, als es einst die Menschen hier gewesen sind.

So wanderten wir weiter und ruhten wieder an den Trümmern des alten Palasts eine Stunde vor Astura, dessen melancholisches Schloß nun schöner und schöner die sinkende Sonne umstralte. Neue Sorge erfaßte uns, als wir hierauf den ganzen Strand bis Nettuno hin mit Heerden erfüllt sahen. Einige lagerten noch am Meer,

andere zogen sich schon aufwärts, denn es begann die Abendkühle, wo sie wieder zu Walde gingen. Als wir nun vorwärts schritten, war es wie ein Spießrutenlaufen an hundert und aber hundert spitzen Hörnern vorbei; aber die herrlichen Geschöpfe thaten uns kein Leid, weil wir hinter ihrer Richtung an den Wellen blieben; auch kamen zwei stattliche Hirten, die ersten, die wir sahen, mit ihren Lanzen das Meer entlang gesprengt und flößten uns guten Mut ein.

Glücklich erreichten wir Nettuno und betrachteten nun von hier aus freudigen Gefühls die zurückgelegte Straße und das Schloß Astura, welches nun wieder in traumhafter Weite wie ein Schwan auf den abendlichen Wellen zu schwimmen schien.

Das Cap der Circe.

1873.

Von Terracina aus, wo ich die Ostern zubrachte, wollte ich nach dem Cap der Circe hinüber, wenn auch nur zu einem flüchtigen Besuch. Es liegt drei Stunden von dieser Stadt entfernt, obwol die Durchsichtigkeit der Luft es weit näher erscheinen läßt. Wie an einem Bande scheint das herrlich geformte Vorgebirge an der langen Düne zu schweben, und diese läßt überall einen Strandsaum frei, auf welchem man wie über einen Teppich von Sammet fortschreiten kann.

Es lockte mich sehr dies zu thun und zu Fuße nach dem Cap zu gehen. Aber Fischer in Terracina beredeten mich diesen Plan zu ihren Gunsten aufzugeben, und dies that ich nur aus dem Grunde, weil ich nicht darüber gewiß war, daß der Strand von Büffelheerden wirklich und an allen Stellen frei sei.

Diese Fischer waren eben über einen seltnen Fang erfreut: sie standen am Ufer mit anderm Volk, und alle folgten sie mit den Blicken einem Gegenstande, der sich von Weile zu Weile aus dem Wasser erhob, und augenscheinlich mit einem Seil zusammenhing, welches an einem

Pflock befestigt war. Es war eine gewaltige Meerschildkröte, die sich in den Maschen des Netzes verfangen hatte. Das arme Thier war mit einem eisernen Haken tief verwundet worden, dann hatte man es, einem Pferde gleich, an einem Bein mit dem Strick umbunden und so an dem Pfahle festgemacht. Nun strebte es gewaltsam sich loszureißen und pausenweise hob es Kopf, Hals und einen Teil seiner dunkelroten Schale empor, um Luft zu schöpfen. So ließ man es die Nacht über in seiner Qual, und noch am Morgen sah ich diese Tartaruga an demselben Ort, als ich in die Barke stieg um nach dem Cap zu fahren.

Vier kräftige Ruderer befanden sich in ihr und ein Diener des Gasthauses, den ich mit mir nahm, weil er in dem Ort San Felice auf dem Vorgebirge gelebt hatte, und daselbst mein Führer sein konnte. Die Barke faßte nur sechs Mann.

Es war 4 Uhr in der Morgenfrühe als wir einstiegen. Der helle Mond stand am westlichen Himmel, und warf noch, mit dem Nachtgrauen kämpfend, einen breiten goldenen Schimmer über die leise bewegte See. Dichte Nebel lagerten ostwärts über den Maremmen von Fundi, und verhüllten den Felsen Sperlonga wie die Vorgebirge von Gaëta und Mondragone. Auch das Circecap trug noch einen Schleier, aus welchem nur die höchsten Zacken hervorragten.

Nur wer zwischen Mondesuntergang und Sonnenaufgang auf See gefahren ist, empfand was die „heilige Frühe“ ist, dieses ahnungsvolle Werden eines neuen Lebenstages. Wie der Urhauch der Schöpfung ist dieser

tief aufströmende Meeresodem aus dem quellenden, endlos flutenden Element. Warum erweckt in uns das Meer, ja nur sein Anblick in der Ferne, oder nur das Rauschen seiner Welle, die sich in rhythmischen Zügen am Strande bricht, eine so tiefe Sehnsucht, wie sie auch die erhabenste Alpennatur nicht erregen kann? Vielleicht, weil da dieses unser kleines Ich, die persönliche Notwendigkeit, das in einem Punkt zusammengepreßte Bewußtsein der Natur, unmittelbar mit dem Unendlichen und Ewigen sich berührt, was nicht Geschichte und Zeit, nicht Gränze und Gestalt hat.

So fuhren wir in der frischen, belebenden Morgenluft schnell dahin, „von Wind und Ruder sanft geleitet“, und immer deutlicher entfalteten sich das dunkle Cap, der weiße Ort auf seinem Vorberge und ein grauer Turm zu seinen Füßen am Meer. Nun aber will ich, ehe wir an jenem Wachtturm landen, ein paar Worte über die Geschichte dieses Mons Circeus oder Monte Circello sagen.

Seit alten Zeiten wurde der Ort der Circesage auf das schöne Vorgebirge verlegt, welches in seiner fast inselartigen Abgeschlossenheit, mit seinen dichten Waldungen, seinen von balsamischen Kräutern erfüllten Abhängen auf der Landseite und seinen Tropfsteingrotten am Meer, ein wenigstens nicht unpassendes Local für das Zaubermärchen antiker Seefahrer darbot. Der Mons Circeus war in vorhistorischen Zeiten offenbar eine Insel, wie es heute die ihm naheliegenden Ponzaeilande sind, und wie es einst auch der Soracte gewesen ist. Erst allmälich, aber sicherlich schon unvordenklich lange vor den odysseischen

Zeiten, verband sich diese Insel mit dem Land und wurde zum Cap. Die alten Geographen berichten, daß auf ihm eine Stadt lag mit dem Circetempel und dem Altar der Minerva, und daß man dort den Becher der Circe zeigte, aus welchem Odysseus getrunken habe. Auch der Grabhügel Elpenors mit daraus entsproßten Myrten wurde den Besuchern gezeigt.

Die Stadt Circeji oder Circöum war volskisch, wie Anxur, das heutige Terracina. Die Römer eroberten sie und verpflanzten in sie eine Colonie. Sie konnte niemals groß und mächtig sein, aber sie war durch ihre Lage eine der schönsten Festungen und zugleich ein reizender Aufenthalt. Lucull legte am Fuße des Caps seine Fischereien an und baute sich eine Villa, und Lepidus wohnte in Circeji als er vom Triumvirat zurücktreten mußte.

Die antike Stadt ging in ungewisser Zeit unter, vielleicht wurde sie von den Gothen zerstört. Auf ihren Trümmern entstand der heutige Ort San Felice, dessen Kern wol ursprünglich die alte Burg mit ihren mächtigen Cyklopenmauern sein mochte. Denn diese Arx Circaea, oder Rocca Circeji, wird in Urkunden und Geschichten des Mittelalters öfters genannt, und erst später erscheint der Name San Felice. Es gab in diesem Ort noch im 8. Jahrhundert einen Bischof. Die Circeburg galt als die festeste der ganzen pontinischen Maritima. Um ihren Besitz stritten daher die Gemeinde Terracina, die Grafen von Gaëta und die von Fundi, während sie die Päpste als Oberherren beanspruchten.

Im Anfange des 12. Jahrhunderts, wo die Normannen-Herzoge Süditalien beherrschten, bemächtigten sie

sich auch der Circeburg, doch nur vorübergehend, denn die Päpste hüteten mit Eifersucht die Rechte der Kirche auf die Gränzstadt Terracina und das von dieser abhängige Cap. Am Ende desselben Jahrhunderts wurden die römischen Frangipani, welche Astura und viele andere Ländereien am lateinischen Meer besaßen, Herren der Circeburg, welche sie der Gemeinde Terracina zu entreißen wußten. Sie besaßen die Rocca Circeji lange Zeit. Oddo und Robert Frangipani verliehen sie an Roland Guidonis de Leculo, von welchem sie Innocenz III. an die Kirche zurücknahm.

In der Mitte das 13. Jahrhunderts erscheinen hierauf die Tempelherren als Besitzer dieses Vorgebirges, wo noch immer die Sage von dem Sonnenkind Circe fortlebte, und wo man einst die Schale des Odysseus gezeigt hatte, den Graal dieses antiken Zauberberges. Eine Urkunde vom 3. Mai 1259 besagt: daß Petrus Fernandi, Ordensmeister der Templer in Italien, aus Vollmacht des Meister-Generals Thomas Berardi „den Ort Sancti Felicis auf dem Monte Circego, welcher dem Orden durch Rechtstitel zugehöre", mit Genehmigung des römischen Ordenshauses der Templer auf dem Aventin (des heutigen Priorats von Malta) in Tausch gab an den Vicekanzler Jordan für das Casale Piliocta (heute Cechignola an der Via Ardeatina). Dies war derselbe Cardinal Jordan der als Rector der Campania und Maritima neun Jahre später mit Kriegsvolk vor Astura erschien, um im Namen der Kirche die Auslieferung Konradins von den Frangipani zu verlangen, was er, wie bekannt, zum Unglück des letzten Hohenstaufen nicht durchsetzen konnte.

Jordan war ein Edler von Terracina, aus dem mächtigen Hause der Peronti. Durch ihn mochte die Circeburg wieder an Terracina zurückgebracht sein, oder in seiner Familie verbleiben bis sie gegen das Ende des 13. Jahrhunderts an die römischen Anibaldi kam. Diese behielten das Cap bis zum Jahre 1301, wo es in den Besitz der Gaëtani überging.

Die Macht dieses Hauses hatte eben Bonifacius VIII. gegründet; sein Nepote Petrus besaß bereits die volskischen Städte Sermoneta und Norma und einen großen Teil des pontinischen durch Viehzucht reichen Sumpflandes von Ninfa bis ans Meer. Diesem herrlichen Besitz, dessen sich seine Nachkommen noch heute erfreuen dürfen, gab Petrus Gaëtani durch den Erwerb des Circecaps den Abschluß. Er kaufte dasselbe mit allen Ländereien die zu ihm gehören, und noch heute den Titel „Feudum von San Felice“ tragen, sowie auch mit dem fischreichen See von Paola, von Richard Anibaldi, dem Herrn des Turms der Milizen in Rom, um 2000 Goldfloren. Seither besaßen die Gaëtani die Circeburg durch 400 Jahre. In dieser langen Zeit wurden sie nur einmal daraus vertrieben, und nur für zwei Jahre, als ihnen Alexander VI. alle ihre Kirchenlehen entriß und dem Sohne seiner Tochter Lucrezia schenkte, dem kleinen Rodrigo von Biseglia. Damals erhob er Sermoneta zum Herzogtum. Doch schon nach seinem Tode setzten sich die Gaëtani wieder in den Besitz ihrer Güter. Da sie zugleich Grafen von Fundi waren, welches auf der andern Seite Terracina's und nur wenige Millien entfernt liegt, so bildete das feste Circeschloß den Grenzstein ihrer Herrschaft am lateinischen Meer. Vom Söller ihres Palasts in San Felice überblickten sie in dem Ringe dieses schönen Panoramas ihr eigenes ausgedehntes Landgebiet von Fundi bis gegen Astura, von den Cyklopensteinen Norba's bis zum pontinischen Strande.

Erst im Jahre 1713 veräußerten sie das Cap; der Herzog Michel Angelo Gaëtani verkaufte es damals den Ruspoli in Rom, zugleich mit dem gaëtanischen Palast am Corso, welcher seither Palast Ruspoli heißt.

Hierauf ging das Cap im Jahre 1718 an die Orsini über, als Mitgift der Donna Giacinta Ruspoli; weil sich aber die päpstliche Regierung den Rückerwerb dieses alten Kirchenlehns vorbehalten hatte, mußten es die Orsini schon im Jahre 1720 der apostolischen Kammer um 100,000 Scudi abtreten. Diese behielt es fortan 88 Jahre lang, bis sie dasselbe im Jahre 1808 an den Fürsten Stanislaus Poniatowski verkaufte. So wurde ein polnischer Magnat, der letzte seines berühmten Hauses, Herr des Caps der Circe, und blieb es 14 Jahre lang. Die päpstliche Kammer erstand es von ihm wieder im Jahre 1822. Mit dem Fall des Kirchenstaates wurde es endlich eine italienische Staatsdomäne.

Dies ist die kleine Chronik des Mons Circeus, und darüber ist die Sonne hinter den Bergen Gaëta's aufgegangen und der Mond verblaßt. Das Cap liegt jetzt vollkommen entschleiert vor uns. Die Morgensonne bescheint es mit einer fast nüchtern zu nennenden Klarheit, so daß all der magische Duft von ihm hinweg geweht ist.

Die wenigsten Dinge in der Welt vertragen zu große

Annäherung, oder vielmehr das Verhältniß unserer Einbildungkraft zu ihnen verträgt sie nicht. Berge wie Menschen und ihre Thaten, die Größe und der Ruhm, bedürfen meist einer Hülle von Luft und Licht, welche sie für die Phantasie geheimnißvoll macht und das kritische Bewußtsein ferne hält; sie werden oftmals minder groß und minder schön sein, wenn ihre Legende durch unmittelbare Nähe zerstört und das Medium der Illusion aufgehoben ist. Nicht grundlos ist das Bild der Isis in Schleier gehüllt.

Wie zauberhaft erscheint nicht den Blicken dieses Circecap, wenn man es von Astura, von den lateinischen oder volskischen Bergen, selbst noch von Terracina aus betrachtet, zumal im Abendglühen! Nun sah ich es vor mir, grau und grün von Farbe, und der Berg war wie mancher andere auch; was in der perspectivischen Weite als Inselgestalt sich darstellte, war dies nicht mehr, sondern es senkte sich jetzt in einen breiten Landrücken nieder und verzog sich in die pontinische Ebene. Die schönen Formen verschwanden; dichter Wald bedeckt das Cap bis zu den Gipfeln, während es von ferne gesehen aus nackten Felsmassen zu bestehen scheint, die von Lichtreflexen stralen.

Ich landete am Wachtturm Vittoria, wo sich der Fuß des Vorgebirges in einen Strandsaum herabsenkt, ohne jedoch einen hafenähnlichen Landungsplatz zu haben. Es gibt daher keine Fischer und keine Barken am Cap. Der Turm ist ein viereckiger Bau und wol von den Gaëtani aufgeführt. Seine Besatzung ist wie die aller andern Strandtürme der Maritima seit dem Ende der

päpstlichen Herrschaft eingezogen. Er dient jetzt den Doganabeamten zur Wohnung. Ein solcher kam auch sofort die hohe Treppe herab, die ihm bekannten Fischer zu begrüßen und ihren Fahrtschein an sich zu nehmen.

Ich ließ die Barcarolen am Strande, und stieg mit dem Führer nach San Felice hinauf. Die Lage dieses kleinen Orts und der schmale Weg der zu ihm emporführt, erinnerten mich an Capri; doch hat das Cap sonst nichts oder nur wenig was sich mit jenem Eiland vergleichen ließe. Nach einer Viertelstunde mühelosen Steigens über den von Myrten und Lentiscussträuchern bedeckten Abhang, an einigen Trümmern vorüber, erreichte ich den Ort, dessen Lage wahrhaft schön ist.

San Felice steht auf einem natürlichen Flächenraum von ziemlicher Breite; hinterwärts ragen darüber die waldigen Wände des Caps auf, vorwärts breitet sich die sonnige Ferne aus und unten in der Tiefe das blaue Meer. Das Städtchen hat nur wenige und geradlinige Straßen, welche das Baronalschloß und die neben ihm stehende ansehnliche Kirche überragt. Vor dem Palast liegt der Platz oder die Hauptstraße. Die Häuser sind meist einstöckig und ohne jede monumentale Architektur. Ich war daher nicht wenig erstaunt, einen so alten, vom Weltverkehr so ganz abgeschiedenen Ort als einen offenen Borgo von gleichgültigem Charakter zu finden. Denn daß San Felice die Stelle des alten Circeji einnimmt, kann nicht bezweifelt werden, weil es sonst nirgends auf dem Cap eine gleich große Fläche gibt, wo eine Stadt gebaut werden konnte.

Alle antiken Reste sind hier verschwunden. Zwar

nimmt der Palast der Gaëtani offenbar die Stelle einer mittelaltrigen Burg ein, die wol schon vor der Herrschaft jener Barone von irgend einem ihrer Vorgänger angelegt war, aber dieses Baronalschloß war nicht die alte Arx Circeji. Denn diese lag über der heutigen Stadt auf einer hohen Felsenmasse, wo noch Reste von cyklopischen Mauern aus fünf Fuß dicken und ebenso langen Steinen erhalten sind. Ich kam darum diese Reste zu sehen, wegen meiner falschen, vorgefaßten Meinung, daß der Palast Gaëtani auf den Trümmern der alten Arx erbaut worden sei.

Dieser Palast bildet ein großes Viereck mit einem geräumigen Hofe, welcher ehemals Burghof war. In seiner Mitte steht eine prächtige Gruppe von hohen Oleandern und Myrtenbäumen. An einer Mauer liegen sechs marmorne Säulenbasen, die einzigen Altertümer die ich in San Felice wahrnahm. Vergebens suchte ich nach Wappenschildern und Inschriften des Mittelalters über den Thüren, von denen nur eine einzige gothische Form zeigte. Von dem älteren Schloßbau stammt noch der viereckige Turm her, an welchen sich das Hauptgebäude anlehnt, aber auch er ist erneuert. Der Umbau dieses Baronalschlosses gehört einer späten Epoche der Gaëtani, welche sich wol im 17. Jahrhundert hier gemächlicher einrichteten, um ab und zu einige Wochen in diesem Schlosse zuzubringen. Die gründlichste Veränderung erfuhr dasselbe hierauf durch Poniatowski.

Er hat das Innere neu ausgebaut, Säle und Zimmer angelegt und mit Malereien schmücken lassen. Die jetzt öde Wohnung war sicherlich ein reizender Sitz, und kein

schöneres Asyl konnte der Neffe des Königs von Polen wählen als dieses Circecap. Er kam oft hierher, von Rom, wo er die Villa vor der Porta del Popolo besaß, die noch seinen Namen trägt. Er scheint ein Wolthäter dieses kleinen Orts gewesen zu sein; er verbesserte ihn, legte eine Fontäne und einen Weg zum Strande an, er lohnte reichlich die ihm geleisteten Dienste und Arbeiten.

Neben dem Städtchen erbaute er sich auch ein Casino, welches jetzt wie der dazu gehörige Garten in gänzlichem Verfalle liegt. Es steht am Rande der Hochfläche über dem Meer, und ist deshalb das herrlichste Belvedere, welches man sich denken kann.

Wie ich gesagt habe, verkaufte Poniatowski das Cap im Jahre 1822; bald darauf verkaufte er auch seine Villa und Antikensammlung in Rom, und zog nach Florenz, wo er im Jahre 1831 starb.

Das Volk von San Felice zählt 1200 Seelen. Seine Beschäftigung ist Weinbau und Ackerbau auf den fruchtbaren Feldern zu Füßen des Caps. Es gab früher einige Industrie, namentlich in Gefäßen von Thon, auch gaben die Alabastergruben Beschäftigung. Diese Nahrungszweige sind eingegangen. Doch schien mir die Bevölkerung nicht gerade Mangel zu leiden, oder in bettelhaftem Elend zu leben. Es gibt hier nur eine Herberge sehr primitiver Natur, die Kaffeeschenke auf dem Platz, und dort hätte ich übernachten müssen, wenn ich den Gipfel des Caps besteigen wollte, wie es wol mein Wunsch war, weniger um die antiken Gemäuer zu sehen, welche dort oben als Reste des Circetempels gezeigt werden, als um die

unvergleichliche Aussicht zu genießen. Denn in klarer Luft, so sagte man mir, sieht man von der Spitze des Caps, welche etwa 1900 Fuß beträgt, das Kloster Camaldoli oberhalb Neapel und die Peterskuppel von Rom.

Von San Felice kann man am bequemsten zum Gipfel des Berges steigen, denn dorthin führen Felsenpfade durch das dichte Waldgebüsch. Man braucht jedoch viele Stunden um sich emporzuarbeiten. Ich begnügte mich dem ganzen Cap entlang zu gehen, und dies kann man nur auf der Landseite thun, denn auf der Meeresseite fallen die Felsen so schroff ab, daß sie keinen Strandsaum übrig lassen. Die Entfernung von San Felice bis zu dem Punkt, wo der breite Landrücken des Caps wieder das Meer trifft, also beim Canal von Paola, beträgt drei Millien, und dies ist auch die Länge des Caps, während seine Breite auf eine Millie oder weniger berechnet wird.

Ich ging von San Felice erst eine kurze Strecke auf einem bequemen Wege fort, und stieg dann über den Felsenabhang in die bewaldete Ebene nieder. So wanderte ich am Fuße des Caps fort, dessen ganze Gestalt ich stets vor Augen hatte. Es ist eine mächtige Pyramide, deren höchste Spitze am äußersten Ende nach Westen zu sich emporstreckt. Bis zum Kamm hinauf ist der Berg landwärts mit Eichenwäldern und anderm Gebüsch bedeckt, aus dem hier und da schroffe rote Steinmassen hervortreten. Die Wände erheben sich oft perpendiculär, und scheinen ein Dach zu tragen, auf dessen First man zum höchsten Punkte gelangen kann. Das ganze Cap scheint überhaupt wie ein einziges schräg absinkendes Dach sich bis zum Gipfel fort zu erstrecken, doch unterscheidet

man zehn Berge oder Gliederungen des Vorgebirges, welche ihre besondern Namen tragen. In den Ritzen des Felsgeklüftes wächst wild die Zwergpalme; von dort pflegen sie die Gärtner Roms zu holen. Viele Palmen dieser Gattung, welche den Pincio zieren, sind auf diesem Circecap gewachsen.

Ich kam erst durch ein Gebüsch von Myrten, Lentiscus und Erica, die hier baumartig aufstreben; dann folgten hohe Korkeichen, immergrüne und deutsche Eichen. Die nordische Eiche, welche bei uns am spätesten zu grünen beginnt, ist in diesem Klima einer der frühesten Bäume. Ich fand sie längs des Canals der Linea Pia schon im vollentwickelten Schmuck ihres Laubes, während der Ulmbaum noch nicht so weit vorgeschritten war. Der schöne Wald am Cap trägt den Namen Selva Plana. Zahlreiche Heerden von Schafen und Rindern weideten in ihm, und sie gaben dieser stillen Landschaft den Charakter einer großen Idylle.

Wenn man überhaupt auf diesem Cap eine Stelle für das Tal und den Palast der „hehren melodischen Göttin“ Circe suchen will, so gibt es dafür entweder nur auf der Hochfläche von San Felice selbst oder an diesen Abhängen ein passendes Local. Denn hier sind, wenn auch nicht eigentliche Täler, so doch breite Flanken des Berges, wo das homerische Zauberschloß zugleich in schattiger Waldeinsamkeit und in „weitumschauender Gegend“ gedacht werden kann. Eine unerschöpfliche Flora wuchert hier. Vielleicht blüht darunter auch das heilsame Kraut Moly, welches Hermeias dem duldenden Odysseus darreichte:

Schwarz war die Wurzel zu schauen und milchweiß blühte
die Blume.

Weil aber der Held selber sagt, daß es den sterblichen Menschen zu graben schwer sei, so werden die Botaniker darauf verzichten müssen es ohne eines Gottes Beistand aufzufinden.

Die Phantasie des Volks hat übrigens auf dem Cap keinen eigentlichen Ort als Wohnung der Circe festgestellt. Die Sage selbst lebt hier mehr als Name der Maga Circe, denn als Fabel fort. Ihr Dasein ist ein künstlich archäologisches. Man scheint sich die Maga als eine Loreley zu denken, welche Schiffe an sich zog und stranden machte. Man sagte mir, daß sie endlich durch ein fremdes Schiff überlistet worden, welches ganz aus Krystall gebaut gewesen sei. Dorthinein habe man die Zauberin gelockt und dann entführt. Seither sei ihre Spur verschwunden. Ich glaube kaum, daß die Einbildungskraft dieses nüchternen und hart arbeitenden Volks auf dem Cap an dem schönen Circemärchen weiter dichtet. Und vielleicht machte sich mein Führer nur ein Vergnügen daraus mir zu erzählen, daß in der Zeit seines Aufenthaltes in San Felice eines Morgens ein Wachtposten am Turm del Fico bewußtlos aufgehoben wurde, weil er des Nachts einen Hund mit feurigen Augen magische Kreise um ihn her hatte schlingen sehen.

Als ich aus dem prächtigen Walde trat, lag der See von Paola vor mir zur Rechten, links der Meeresstrand und über ihm am Ende des Caps ein großer Turm, die Torre di Paola. Der See zeigte sich als ein grauer melancholischer Wasserspiegel, zwischen flachen Ufern, ein

wahrer Maremmensee. Er zieht sich landwärts mehrere Millien weiter fort. Zwei kleine sehr alte Kirchen stehen an ihm, San Paola und Santa Maria della Surresca genannt. In alten Zeiten hing er mit dem Meere zusammen und bildete einen Hafen. Nachdem er sich geschlossen hatte, wurde seine Verbindung mit jenem durch einen Canal hergestellt.

Lucull hatte dort eine Villa und seine berühmten Fischereien. Auch im Mittelalter betrieb man daselbst Fischfang und Entenjagd (die wilde Ente heißt hier Folaga), so daß die alte Canalisirung des Sees wol nur zeitweise in Verfall geriet. Innocenz XIII. ließ das stattliche Casino und die Kirche aufführen, die noch am Canal stehen, doch verwitternd und verlassen, und andere Häuser unmittelbar am Seeufer, Wohnungen für Fischer und Aufseher oder Magazine. Heute hat ein Speculant aus Sperlonga die Fischerei des Sees gepachtet, für die geringe Summe von 7500 Lire jährlicher Abgabe.

Die warme Mittagssonne flammte auf diesem bleifarbenen See in der tiefsten Wildniß von Sümpfen und Wald. Kaum regten sich die hohen Binsen und die Tamarisken an seinem Ufer; kein Nachen war auf ihm sichtbar: diese düstere versumpfte Stille rings umher hatte etwas Märchenhaftes.

Wir schritten auf die Häuserreihe am Ufer zu, einem ummauerten Garten entlang, der von Poniatowski angelegt wurde und jetzt ganz verwildert ist. Am Eingang eines Hauses saß ein Fischerweib mit ihren Kindern, die keineswegs fieberkrank, sondern frisch und blühend aussahen, unter weit umhergestreuten Netzen, Stangen und

anderm zum Fang dienenden Geräte. Nun kamen auch Männer hervor und mit ihnen der beglückte Fortsetzer der lucullischen Geschäfte, jener Speculant aus Sperlonga. Dieser Mann befahl einem jungen Knecht mir die Fischbehälter zu zeigen. Wir bestiegen demnach einen Sándalo.

Ich sah hier zum erstenmal das Fahrzeug, welches so genannt wird, und hörte hier zuerst diesen Begriff in der lebenden Sprache. Denn er ist alt; ich kannte ihn bereits aus Urkunden, welche das pontinische Sumpfland betreffen. So wird in einer solchen vom Jahre 1223 der Abtei Grotta Ferrata das Recht verliehen, zu halten duos sandalos ad piscandum in Lacu Folianensi: zwei Sandalen zum Fischen im See von Fogliano. Der Sándalo ist das Fahrzeug für Sumpfwasser, viereckig und platt; die Größe richtet sich nach dem Bedürfniß. Er ist Lastschiff und Reisekahn zugleich. Von den ältesten Zeiten herab hat sich demnach Name und Gebrauch dieses Bootes erhalten, welches ohne Zweifel von seiner Form so genannt wird. Auf solchen Sandalen fuhren wol schon in Römerzeiten die Reisenden, wenn sie beim Forum Appii auf dem Canal Decemnovius eine Strecke im Kahn zurücklegten.

Die Fischbehälter befinden sich in der Nähe des Ufers; sie bilden einen Zusammenhang von Kammern, die mit Geflecht umzogen sind. Ich hatte gehofft hier das seltenste Aquarium zu sehen, aber meine Täuschung war groß; denn weder in diesen Behältern noch in den gemauerten antiken Bassins, welche noch heute benutzt werden, bekam ich auch nur einen einzigen Fisch zu sehen.

Ich ging vom See längs des Canals zurück, um an

das Meer zu gelangen. Dieser Canal von römischer Anlage ist etwa 30 Fuß breit, und zu beiden Seiten aus Backsteinen aufgemauert. Innocenz XIII. ließ ihn im Jahre 1721 wiederherstellen. Massive Schleusen sperren ihn gegen den Meeresandrang; man öffnet dieselben um die Fische hereinzulassen, deren ich dort auch einige sah. Das eine der Schleusenwerke dient zugleich als Brücke. Ich fand auf dieser eingemauert das Wappen der Conti, den Campagnaadler mit Schachbrettwürfeln, und darunter folgende Inschrift, das Denkmal jenes Papstes vom Hause Conti: Quod Inter Mare Tyrrhenum Lacumque Circejum Pristino Aquarum Restituto Commercio Carolo Collicola Aerario Ac Rei Marittimae Praefecto Piscatorio Urbis Foro Fisci Rationibus ac Publicae Utilitati Providerit Anno Pont. Primo.

Mitten in der circeischen Wildniß, am äußersten Ende des alten päpstlichen Landgebietes, mutete mich diese Inschrift auf dem bleichen Marmorstein mit so historischer Kraft an, als gehörte sie einer viel längern Vergangenheit, ja als stände sie in gleicher Zeitlinie mit der berühmten Inschrifttafel im Gemeindehause von Terracina, die das Andenken der Austrocknung der pontinischen Sümpfe durch den großen Gothenkönig Theodorich verewigt. Der Zeitraum von zwölf Jahrhunderten, welcher zwischen beiden Tafeln liegt, umfaßt beinahe die ganze Entwicklung des Abendlandes seit dem Falle des Römerreichs; er erscheint deshalb sehr groß — aber was sind im Weltleben zwölf Jahrhunderte? In Wahrheit nur ein Gestern und nichts mehr. Auf andern Localen wird man sich der vielen und langen Umwandlungen des mensch-

lichen Geistes deutlicher bewußt, aber in diesem pontinischen Sumpfe scheint die Zeit als eine unterschiedlose gleichgültige Fläche sich auszudehnen.

Ich empfand niemals so sehr, wie schnell die menschlichen Dinge legendär werden, als vor dieser Inschrift. Das weltliche Reich der Päpste, welches erst vor kaum drei Jahren für immer zu Fall kam, dünkte mich hier schon eine Mythe, auf deren Geschichtlichkeit man sich besinnen muß, wie auf die Herrschaft der Gothen. Viele unauslöschliche Spuren haben die Päpste dem Land eingedrückt, welches sie von Etrurien herab bis zum Circecap beherrschten. Wenn die gesammte historische Gestalt des Christentums wird vergangen sein, wenn die Dogmen und der Cultus der Kirche für die kommenden Geschlechter nur noch eine culturgeschichtliche Bedeutung haben werden, wie sie heute für uns der Tempeldienst des Ptah und des Osiris hat, so wird man die Wappenschilder, die Inschriften und Denkmäler der mächtigsten aller Priesterkönige, die man Päpste nannte, mit noch größerer Wißbegierde aufsuchen als heute die Monumentalinschriften des Altertums; und die Ruinen des Sanct Peter und des Lateran werden für den Betrachter und Forscher Gegenstände tieferer Teilnahme sein als die Riesenmassen des Colosseums und die Trümmer der Tempel und Thermen Roms.

Die Päpste haben vieles mit großem Römersinn zu schaffen vermocht. Selbst die Sümpfe hier bezeugen es. Denn seit jenem Gothenkönig Theodorich waren es zuerst wieder Sixtus V. und Pius VI., welche die Via Appia und das pontinische Canalsystem herstellten. Jetzt hat die Regierung Italiens mit ihrem Erbe auch die Aufgabe

übernommen Begonnenes fortzuführen und noch Größeres zu leisten. Die Zeit, welche seit dem Untergange des Dominium Temporale verfloß, ist noch zu kurz, als daß man jener einen Vorwurf daraus machen könnte, daß sie noch nicht an die Vollendung des Hafens von Terracina gedacht hat. Dringender aber als diese wäre der Ausbau dessen von Brindisi, da er dem ganzen Süditalien ein neues Leben und den Handel mit dem Orient zurückgeben würde.

Ein Blick auf die Bucht Paola am Circecap, wie sie sich hier unter dem Schutze des Vorgebirges als Ankerplatz darbietet, lehrt daß auch sie noch eine Zukunft haben wird. Hier ist die einzige Stelle am Cap wo man landen kann. Dort stieg also Odysseus aus:

> Dort mit dem Schiffe gelangt an den Felsstrand, lenkten wir heimlich
> Zur herbergenden Bucht, und ein Gott war unser Geleiter!

Dort landete Tiberius als er von Astura herkam; dort die Saracenen, welche mehrmals das Circecap plünderten. Noch dauert der von den Gaëtani erbaute viereckige Küstenturm, Torre di Paola, ein schartiger und verwitterter Held, welcher manchen grimmigen Kampf mit den Meerpiraten bestanden hat.

Er steht auf einem Felsenvorsprung unmittelbar am Cap, welches hier seinen höchsten Gipfel emporstreckt. Das Meer und der Canal sind nur wenige Schritte entfernt.

Diese Stelle am Turm war das schönste Ziel meiner Wanderung. Es ist eine köstliche, von der homerischen

Sage durchdrungene Meereseinsamkeit. Die Saracinesca ist zerfallen; Fenster und Thüren sind zugesperrt, so daß ich vergebens einzudringen versuchte. Das bleiche Salbkraut wächst auf dem grauen Gemäuer, und vom bittern Seewind verdorrte Halme wilden Korns schwanken rings umher, während die Felsen droben von purpurroten Moosen glühen. Alles ist hier wie in Schlummer versenkt. Die Meereswelle rauscht an dem stillen Ufer in gleichförmigen Tacten, welche alles Gegenwärtige in Schweigen begraben und ferne Bilder und Erinnerungen in der Seele wach rufen. Manchmal fliegt aus dem Myrtendickicht am Ufer ein Falk auf, einen hellen Jagdruf ausstoßend, dann zieht er seine geisterhaften Kreise weiter über Sumpf und See.

Die blendendweiße Düne umfaßt das blaue Meer in meilenweiter sanft gebogener Linie, bis wo sie sich nach Astura hin in Duft verliert. Hinter ihr liegen Wälder und Sümpfe, als schwarze Massen. Sie verdecken andere Maremmenseen, den Lago di Crapolace, dei Monaci und Fogliano, welche eine ähnliche Beschaffenheit haben wie der See von Paola, aber hafenlos sind.

Soweit mein Blick diesem schönen Strande folgte, sah ich ihn vollkommen leer; nicht Hirt noch Heerden entdeckte ich auf ihm. Keine Barke war irgend am Ufer sichtbar; nur drei oder vier weiße Segel schwebten auf dem Meer in der Richtung von Astura. Aus der Ferne flimmerte ein Turm, entweder die Torre di Fogliano oder das größere Schloß Astura. Man kann bis dorthin, ja bis Ostia am Strand entlang wandern oder reiten. Im Altertum aber ging hier hinter den Dünen entlang

die Via Severiana bis zum Cap, und um dasselbe herum nach Terracina. Ihre Stationen waren von dieser Stadt aus: Ad Turres, Circejos, Turres Albas, Clostra Romena, Astura und Antium.

Von der Höhe über dem Turm Paola blickt man in das weite stralende Meer, aus welchem Ischia und die Ponzainseln deutlich auftauchen. Unter sich hat man die schroffsten Felsenabstürze von grauen oder rötlich glühenden Massen, so daß man hier durchaus an den Monte Solaro in Capri erinnert wird. Ich stieg wieder zum See hinab, und kehrte dann auf derselben Straße nach San Felice zurück.

Nach zehnstündigem Fasten, nach der Meerfahrt, dem Wandern und Klettern in der schon wirksamen Sonnenwärme labten wir uns, mein Führer und ich, mit Wolbehagen an den herrlichen, durststillenden Orangen dieses Landes. Das Zimmer der Kaffeeschenke war von Bewohnern des Caps angefüllt, zum Teil großen und schönen Männern, doch ohne besonderes Costüm. Man zeigte mir einige von ihnen mit der Bemerkung, daß sie beim Papst gedient haben, was unter den jetzigen Verhältnissen als etwas Besonderes, und zwar Ehrenvolles betrachtet zu werden schien. Man sagte mir auch, daß bis zur letzten Umwälzung die Besatzung aller Strandtürme von Terracina bis nach Porto d'Anzo aus San Felicianern bestanden habe.

Ein Fischer war heraufgekommen meine Rückkehr zu erwarten oder zu beschleunigen; denn wie ich schon vom Turm Paola aus beobachtet hatte, war mittlerweile der Wind stärker geworden und das Meer mit Wellenschaum

bedeckt. Beim Gedanken an eine mehrstündige Fahrt gegen Wind und Wogen war mir dies ein nicht gerade erfreulicher Anblick.

Wir stiegen an einer andern Stelle des Abhangs herab zum Strande, wo sich einige antike Trümmer zeigten. Es würde wol belohnend sein hier einige Tage zu verbringen, auf den Felsen umherzuklettern, die schönen Höhlen zu sehen und die Türme del Fico, Cervia und Moresca zu besuchen, welche dort auf vorspringenden Rändern des Caps stehen. Auf dem Strande fortschreitend gelangten wir wieder zum Turme Vittoria und bestiegen die Barke.

Alle sie stiegen hinein, auf Ruderbänke sich setzend,
Saßen gereiht, und schlugen die grauliche Woge mit Rudern.

Wir blieben eine Millie weit vom Strand entfernt. In Wahrheit nur wie eine Nußschale erschien mir die Barke auf dieser wogenden Flut, bald über die Linie des Horizonts und die Berggipfel im Hintergrunde hoch aufsteigend, bald tief unter dieselbe hinabtauchend. Dies machte mir großes Vergnügen, weil ich das bewegte Meer nicht fürchte und niemals auf ihm seekrank werde. Die Ruderer arbeiteten mühsam, und mit fehlloser Kunst vermieden sie hier und benutzten sie dort jeden stärkeren Wellenzug. Ich sah dort in der That was „ein gleichschwebendes" Meerschiff sei, denn unsere Barke hing fest und sicher in ihren vier Rudern, welche ihre Arme und Anker zugleich zu sein schienen. Es war indeß eine harte Arbeit vorwärts zu kommen, und schon hatten sich die Ruderer mehr als zwei Stunden lang angestrengt

als wir uns erst dem Turme Badino gegenüber befanden.

Dieser Turm und ein Casino neben ihm bezeichnen die Stelle, wo sich der Portatore, ein Arm des pontinischen Canals, ins Meer ergießt. Molen sind daselbst aufgeworfen. Die Fischer beschlossen hier unter Wind zu kommen und, statt die ermüdende Seefahrt fortzusetzen, auf dem Canal nach Terracina zu fahren.

Die Brandung wälzte sich in hohen grauen Wogen in die Mündung des Portatore; die Barke taumelte darüber hinweg, und wir fuhren alsbald unter einer Zugbrücke in den mehr als stillen, völlig todten, sumpfschwarzen Wasserarm ein. Aus ihm gelangten wir sodann in die Linea Pia, welche in gerader Richtung nach Terracina führt. Sie ist auf beiden Seiten mit hohen Ulmbäumen eingefaßt, und um ihre Ufer blüht der reichste Flor von gelben Wasserlilien. Stellenweise war der Canal versumpft oder mit wucherndem Pflanzenwuchs buchstäblich angefüllt. Es stiegen daher drei Ruderer aus der Barke, und zogen diese, auf dem Lande fortgehend, an einem Seil weiter.

Zu jeder Zeit im Jahre wird die Linea Pia streckenweise gereinigt, und ebenso schnell füllt sie sich wieder mit dem dichten Gefaser der Sumpfgewächse. Die Reinigungsmethode ist sehr einfach: man treibt nämlich von Stelle zu Stelle ein Rudel von Büffeln in den Canal, und läßt von ihnen das Sumpfkraut niederstampfen. Diese Thiere streben natürlich sich zu befreien und das feste Land zu gewinnen, nicht weil sie das Wasser scheuen (sie sind im Gegenteil Sumpfthiere), sondern weil die Arbeit des

Stampfens und Zerreißens so dichter Pflanzengewebe auch ihre gewaltigen Kräfte bald ermüdet. Aber die sie begleitenden Treiber stoßen sie mit langen Lanzen in das Wasser zurück, und hinter dem Rudel fahren noch andere Peiniger auf dem Sándalo, den Speer in der Hand. So sah ich folgenden Tages an der appischen Straße bei der Station Mesa diese wilde Sumpfscene, und nichts Sonderbareres kann man sich vorstellen als jene im Canal zusammengedrängten schwarzen Unthiere, welche Nilpferden ähnlich scheinen, ihre mächtigen Häupter mit zurückgewendeten Hörnern schnaubend aus dem Wasser heben, und so schwimmend und stampfend dahergezogen kommen.

Je mehr wir uns Terracina näherten, desto belebter wurde der Canal. Viele belastete Sandalen fuhren auf ihm daher; auf manchen saßen Männer in guter bürgerlicher Kleidung, welche Reisende zu sein schienen und wol pontinische Landbesitzer sein mochten.

Wir stiegen aus dem Boot an der Brücke beim großen Militärhospital. Ich ging sofort zum Ufer, neben dem Gasthaus, um zu erfahren was aus der Riesenschildkröte geworden sei. Sie lag jetzt auf einem zweirädrigen Karren mit Stricken umbunden und sorgsam in eine Hülle von Bast gewickelt, wie als wollte man sie vor Erkältung schützen. Viel Volk stand umher sie zu betrachten. Ihre starke Schale war vom schönsten Braun mit schwarzen Flecken; ihr Kopf wie eines Adlers Kopf, selbst das Maul hatte Schnabelform. So lag sie noch lebend, und blickte aus geöffneten Augen mit stoischem Gleichmut die Gaffer an. Vielleicht wollte sie sagen:

ein wie viel gräulicheres Geschöpf als ich, bist du, o Mensch, tausendmal grausamer und gefräßiger als der Hai, da du selbst die Ungetüme des Meeres ihrer Tiefe entreißest, um sie dann in deinem Magen zu begraben, dem großen Schlund und Abgrund der lebenden Welt! Nachts sollte die Schildkröte ihrem letzten Schicksal entgegengeführt werden, nach Piperno nämlich im Volskergebirg, wo man sie als Fastenspeise verkaufen wollte.

Römische Figuren.

1853.

Diese musivischen Blätter werden so bunt aussehen wie ein Carneval und wollen eigentlich als ein Kaleidoskop betrachtet sein. Indeß werden wir versuchen, die wirre Figurenwelt durch einige systematische Ordnung im Zaum zu halten, und deshalb sollen todte und lebende Bilder, Puppen, mimische Tänze, Kinderpredigten, Volkstheater und andere ausgeflitterte Herrlichkeiten in aufsteigender Linie vor uns spielen.

Das erste Stück spielt, wie billig, unter der Erde.

Eines Abends lockte mich, da es die Todtenwoche war, der Lichterschein in das Pantheon des Agrippa. Ein Priester predigte hier über das Purgatorium und ermahnte die Zuschauer fleißig zu beten, denn dies seien eben die Tage, wo das Fegefeuer geleert würde, und fromme Bitten vermöchten viel. „Che qui per quei di là molto s'avanza", sagt ja auch die Seele des Königs Manfred im Purgatorium. Der Priester sprach mit großer Wärme, mit sonorer Stimme und in der theatralischen Weise, wie italienische Geistliche zum Volke reden. Im Pantheon des Agrippa machte seine Predigt einen

geschichtlich überzeugenden Eindruck. „Denn", sagte der Mann, „wir wandeln hier auf lauter Staub; gedenkt nur der unzähligen Christen, welche einst Nero, Domitian, Decius und Diocletian den Thieren vorwarf, aus Kreuz schlagen und erwürgen ließ." Die Stimme des Priesters hallte in der großen, halbdunkeln Rotonda mächtig wider, und das Echo schmetterte von dem Gewölbe: Nero! Domitian! Decius! Diocletian! daß es schien, als riefen diese schreckenden Namen die Geister Roms selbst herunter. Ich saß am Grabe Rafaels, und indem ich durch das Dämmerdunkel auf die knieenden Gruppen und die weiße Gestalt des Predigers blickte, erschien mir der Mann wie ein Todtenbeschwörer.

Diese Pantheonscene bewog mich, die unterirdischen Grüfte Roms zu besuchen. Nun gibt es in der römischen Todtenwoche die Rappresentazioni oder Darstellungen von Martyrergeschichten und biblischen Scenen auf einzelnen Kirchhöfen, welche merkwürdig genug sind. Die Kapellen dieser bestehen in der Regel aus einer Oberkirche und dem eigentlichen Todtengewölbe. In der obern Kirche pflegt während der Todtenwoche ein schwarzbehängter Sarkophag zwischen Cypressen und Candelabern zu stehen, worauf ein Crucifix und ein Todtenschädel liegen. Priester singen Bittpsalmen, Trauernde oder Neugierige stehen, knieen und drängen sich umher, Weihrauch umlagert sie wie eine Wolke.

Da ist die Todtenkapelle alla Morte am Ponte Sisto, und in deren Unterkirche wollen wir hinabsteigen. Wir sehen hier wunderbare Dinge. Alle Wände und Decken sind mit den sonderbarsten Reliefs bekleidet, mit phantastischen Arabesken und Mosaiken bedeckt. Hier sind zierliche Blumen angebracht, dort Rosetten, hier Sterne und Quadrate, Kreuze und allerlei Ornamentik, wie sie nur morgenländische Phantasie erfinden mag. Alles ist auf das sauberste gearbeitet, zusammengesetzt aus — Menschenknochen. Man möchte seinen Sinnen nicht trauen. Man denke sich nur eine unterirdische, von Kerzen hell erleuchtete Kapelle gleichsam aus Schädeln und Gerippen erbaut, die mit Todtenknochen ganz und gar überkleideten Wände aber besetzt mit einer Guirlande von lebenden, atmenden Menschen, meist von Mädchen und Frauen und in Seide gekleideten Damen, welche reihenweise auf Stülen umhersitzen, blühende Gesichter, lachend, kichernd, angelehnt an Moder und bleichendes Gebein, in einer von Fäulniß durchzogenen Atmosphäre umwallt von dumpfen Weihrauchwolken.

Ich setzte mich neben ein junges Mädchen, welches gerade unter einem grinsenden Gerippe saß und mit ihrer Nachbarin fröhlich und von sehr lebendigen Dingen plauderte. Nachdenklich und fast erschreckt betrachtete ich den Knochenmann und seine junge Beute, über welcher er beide Hände ausgestreckt hielt, denn das Mädchen saß so, daß es schien, es wäre dem Skelett geradezu in die Arme gesunken. Dies hier also ist der Todtentanz unsers Holbein in ganz wirklicher Lebendigkeit.

Ganze Gerippe stehen in den Nischen der Kapelle. Ein jedes hält in seinen Knochenfingern eine Schrift, einen moralischen Spruch von der Eitelkeit des Lebens, oder eine Bitte an die Lebendigen, der Seelen im Fegefeuer eingedenk zu sein.

Die saubere Kunst und der peinliche Fleiß, womit man die Knochen zur Decoration verwendet hat, sind ganz erstaunlich. Hier hat man einen Teil der Wand mit Kinderschädeln, dort wieder mit größern Schädeln bedeckt; hier sind lauter Schulterblätter zusammengesetzt, dort Brustknochen, Schlüsselbeine, Rippen, Fingerknochen, Gelenkknöchelchen zu Arabesken geordnet. Alles hat man ausgelesen, gesondert und zu Mosaikfiguren verwendet. Selbst die Candelaber sind aus Menschengebein phantastisch zusammengefügt.

Es ist merkwürdig, wie künstlerische Form und ästhetisches Gesetz das natürlich Schauderhafte beinahe überwunden haben. Aber daß hier die Kunst solche That gethan, daß sie aus Dem, was dem Lebendigen als das Grausigste erscheint und was die Erde in wolthätiger Nacht begraben halten will, formenreiche Bildwerke und graziöse Arabesken geschaffen hat, ist doch gar zu abschreckend und schauerlich. Dies scheint mir der höchste Gipfel fanatischer Verachtung des Lebens zu sein, die bizarrste Phantastik vom Triumf über den Tod und seine Schrecken. Wäre es möglich, daß sich eine solche Todtenkapelle des Jahres 1853 nach Christi Geburt unter der Erde so lange Zeit erhielte, wie sich Grabgewölbe der Etrusker und Aegypter erhalten haben, und vermöchte man sie nach 3000 Jahren wieder aufzugraben, so würde sie dann ohne Zweifel ein wichtiges culturgeschichtliches Denkmal sein, aus welchem die Nachwelt ihre Ansichten über den christlichen Cultus sich versinnbildlichen könnte. Aber auch uns lebenden Menschen ist ein Blick in eine solche christlich-römische Todtenkapelle

lehrreich genug; es ist ein Blick in das Wesen des Christentums selbst.

Die alten Aegypter trugen Abbilder von Mumien bei Gastmälern umher, auf daß der Fröhliche des Endes aller Dinge sich bewußt bleibe; sie gelten bei uns als dasjenige Volk, welches mehr als alle andern Nationen der Erde die Schrecken vor dem Tode überwunden hatte, und ihre Religion nennt auch unsere Philosophie die Religion des Todes. Aber schwerlich haben jene düstern Aegypter Aehnliches zu schaffen oder zu ertragen vermocht, als sich in diesen christlichen Kapellen zeigt. Auch das Christentum ist die Religion des Todes oder des Triumfes über ihn. In keiner mythischen Vorstellung der Religionen hat der Tod eine gleiche Rolle gespielt; die Passion, die Kreuzigung und Kreuzesabnahme, die Grablegung, die Auferstehung und die lange Reihe von Martyrern im Gefolge jener Christenverfolgungen des Nero, Domitian, Decius, Diocletian und anderer Kaiser, haben dem christlichen Cultus dies leichenhafte Gepräge aufgedrückt, die ganze Lebensansicht bestimmt und die Musik, Bildnerei und Malerei gleichfalls mit Todesanschauungen durchdrungen. Der melancholische Tiefsinn des deutschen Gemüts, welches alles zu höherem Geistesleben zu verklären sucht, hat aus diesen Anschauungen die Todtentänze Holbeins geschaffen, die plastische Spruchweisheit Salomonis.

Wer aber mag zuerst auf den Gedanken gekommen sein, aus menschlichem Gebein Mosaik zu machen? Wenn ich diese Todtenkapelle betrachte, so ist es mir, als hätte die verrückte Phantasie unsers Hoffmann sie

gedichtet. Oder ich bilde mir ein, einen wahnsinnig gewordenen Kapuzinermönch zu sehen, welcher in dunstiger Mitternacht beim trüben Schein einer Lampe diese Menschenknochen zusammensetzt und jedesmal ein Gelächter ausstößt, wenn ihm eine Arabeske gelang. Ein Gerippe hilft ihm dabei. Es ist das Gerippe eines schon im Leben wahnsinnigen Künstlers. Da sitzen sie nun beide und sticken emsig die Knöchelchen zusammen und grinsen und schlagen eine Lache auf, sobald ein bleiches Menschenknochenbild fertig geworden ist — wenn nicht überhaupt all dies phantastische Knochenwerk ein paar wahnsinnige Gerippe in wüsten Nächten gemacht haben, was wol das Wahrscheinlichste ist.

Ich sagte zu einem neben mir stehenden Kapuzinermönch: „Padre, wenn einst alle diese Schädel und Gebeine ihr Zubehör suchen müssen, welche Verwirrung!" — „Ja", entgegnete der Mönch ernsthaft, „am Jüngsten Gericht, wenn die Todten auferstehen, wird hier ein großes Rasseln sein."

Auch die Todtenkapelle der Kapuziner auf der Piazza Barberini ist ähnlich verziert wie jene am Ponte Sisto. Nur gelang es dort der Kunst minder gut, das Schreckliche der Natur zu überwinden. Man hat hie und da Gerippe mit Kapuzinerkutten bekleidet, was einen fürchterlichen Eindruck macht. Ein nacktes Skelett ist weniger schrecklich, weil es immer natürlich bleibt, ein aus der Kutte grinsender Schädel ist ganz entsetzlich gespensterhaft. Ich sah an der Decke des Gewölbes zwei Gerippe schwebend angebracht, wie man wol an Kirchendecken liebliche Engel so darstellt. Es waren Kindergerippe, einst

Prinzessinnen des Hauses Barberini. Die Todtenerde, wie es heißt, aus Jerusalem gebracht, soll die Leichen schnell verzehren.

Von der Oberkirche unserer Kapelle am Ponte Sisto schallt das Domine! Domine! und Misericordia der oben singenden Priester dumpf und schauerlich, wie Stimmen aus dem Purgatorium von abgeschiedenem Volk „cantando Miserere verso a verso". Auf einmal kommen sie herunter, mit schwarzen Fahnen, mit schwarzen Kreuzen, in schwarzen Kapuzen, mit Kerzen und Weihrauchfässern, stellen sich zu zwei Reihen in der Kapelle auf und singen das Misericordia. Der Kerzenschimmer und die Dampfwolken scheinen, indem sie flackern und wallen, den Gerippen Leben und Bewegung zu geben, und mir ist es, als ob diese Todten selbst den eintönigen Klagegesang singen: „In te Domine speravi — Beati, quorum tecta sunt peccata"; ich weiß nicht, was sie sangen, aber es erschreckte die schon lange beängstigte Seele. Einige Frauen in schwarzer Trauer sah ich weinen, di pentimento che lagrime spanda — nach Luft und Leben ringend wühlte ich mich hervor und trat aus dem Purgatorium heraus, „aufs neu zu schaun die schönen Sterne".

Und nun seid gegrüßt, freundliche, lebenspendende Sterne! Wie stehen sie in stiller, klarer Nacht ewig unverwandelt am Himmel Roms und schauen in diese Katakombe der Geschichte hinunter, als die alleinigen Götter, welche hier dauerten. Welchen religiösen Taumel und Wahnsinn sahen sie nicht einst in diesen Straßen — Isispriester, Melittapriester, Korybanten und

Gallen, Klageprocessionen des Adonis, Chöre des Mithras, Juden, Christen, zum heiligen Fest nach den Katakomben wallend, oder brennend in den Gärten des Nero, wo nun die Kuppel Sanct-Peters zum Himmel aufragt.

Ich sah in der dunkeln Straße ein einsames Licht auf mich zuwandeln. Ich wartete, zu sehn was es sei. Es war ein goldlockiger Knabe von vier Jahren, der, eine kleine Wachskerze in der Hand, gegangen kam. Er ging, das Licht vergnügt anblickend, an einen Palast, wo ein Haufen von Holzspänen zusammengekehrt war, und diesen zündete er an. Das Kind sprang mit dem Kerzchen an dem Feuer umher und schürte fröhlich das flammende Gespän zusammen. Es war ein gar reizendes Nachtbild. Ein Fremder kam hinzu und gab dem Kind einen Bajocco. Aber der Kleine ließ ihn fallen und wiederholte stets: „Nein, das ist meine Candela! ich will euch meine Candela nicht geben.“ Er hatte keinen Begriff davon, daß man Geld schenke, und als wir ihm sagten, er könne beides behalten, das Geld und die Kerze, nahm er den Bajocco und streckte uns zugleich zögernd und weinerlich seine Candela entgegen. „Welch ein rührendes Kind“, sagte der Fremde, „es ist die Unschuld selbst.“ Ja, es ist ein kleiner Lichtgeist, der mich aus dem schauerlichen Purgatorium geführt und von den Phantomen befreit hat.

In einem Teile der Oberkirche jener Kapellen, oder auch im Hofraum in eigens dazu aufgeschlagenen Gerüsten pflegen Wachsfiguren irgend welche Heiligen- und Martyrergeschichte oder eine biblische Begebenheit darzustellen. Das Volk strömt zu diesen Rappresentazioni mit der-

selben Neugierde und demselben Vergnügen, als man bei uns zu Lande in die Wachsfigurencabinete geht, welche in alten Zeiten größtentheils auch Scenen aus der biblischen Geschichte darstellten, wie vor allen Dingen das ganz volkstümliche Urteil Salomo's. Ist die Hauptperson ein Heiliger oder Martyrer, so fehlt es nicht an Andächtigen, welche dort ihr Gebet verrichten und um Fürsprache für die Erlösung ihrer Verstorbenen aus dem Fegefeuer bitten. Mancher Bajocco und mancher Grosso fällt in die zinnerne Schale, die der Thürsteher an dem Wachsfigurencabinet neben sich stehen hat. In der Regel geht ein Chorknabe vor den Wachsfiguren auf und ab, eine große Büchse in der Hand, in welcher er die klappernden Groschen schüttelt, um zu Geldspenden einzuladen.

In der Kapelle alla Morte hatte man eine Scene aus der Geschichte der heiligen Agnes dargestellt. In transparenten Wolken erschien diese blondgelockte Martyrin, in einem Kleid von äterischer Gaze herabschwebend; vor ihr knieten verehrend die Glieder ihrer Familie. Die Gruppirung der Figuren, die malerische Gewandung und die rosige Beleuchtung zeigten, wie viel Fleiß die Brüderschaft auf diese Repräsentation verwendet und wie sie ihre Ehre darein gesetzt hatte, hinter andern Darstellungen nicht zurückzubleiben, sondern sie alle zu übertreffen.

In der Todtenkapelle der Santa Maria in Trastevere hatte man die Begegnung Mosis mit Jethro in der Wüste als ein vortreffliches idyllisches Stück dargestellt und mit landschaftlichem Zubehör von Felsen und Palmen, wie mit einer guten Staffage von Schafen

ausgestattet. Aber die Krone aller Rappresentazioni war das Wachsfigurencabinet auf dem Kirchhof am Lateran.

Dort wurde der heilige Erasmus und sein Martyrium gezeigt. Der Heilige liegt rücklings auf einem Gestell mit aufgeschnittenem Bauch, die Eingeweide heraus, welche zwei Henkersknechte aufhaspeln und um eine Garnwinde winden. Erasmus sieht und hört nichts mehr, denn sein Kopf sinkt schon ersterbend zur Erde. Neben ihm steht ein Priester des Zeus, das Haupt bekränzt, in schönster Gewandung, und zeigt mit liebevoller Geberde auf das Jupiterbild in der Ecke, vor welchem eine Opferflamme brennt. Auf keine Weise ist dieser Heidenpriester als fanatischer oder diabolischer Mensch vorgestellt, sondern seine sanftmütige Miene sagt offenbar: „Siehst du, mein Freund Erasmus! jetzt werden dir die Eingeweide herausgehaspelt, weil du diesem höchsten Jupiter nicht hast opfern wollen; darum beschwöre ich dich, o mein Sohn, kehre um, solange es noch Zeit ist, und Alles soll vergessen sein.“ Dagegen ist der höchste Jupiter als eine Art von fratzenhaftem Kobold aufgefaßt. Die ganze Martyrerabschlachtung, vor deren Gräuel man nur durch Ironie sich retten kann, geschieht vor dem Tron des Kaisers Hadrian, welcher ihr ruhig und in majestätischer Haltung zuschaut, zwei lanzenhaltende Kriegsknechte neben sich. Er trägt einen schönen kohlschwarzen Bart und den Lorbeerkranz. Ich war nicht wenig erstaunt, diesen im Ganzen christenfreundlichen Imperator hier in Rom als handelnde Person bei einer so kannibalischen Scene wiederzufinden, und muß nun zu seiner Ehre erklären, daß er solchen japanischen Hofvergnügungen, als wie das Bauchaufschneiden ist, niemals ergeben war.

Uebrigens waren die Figuren mit viel malerischem Verstande und offenbar von einem Künstler drapirt; ich erinnere mich kaum, bessere Wachsfiguren gesehen zu haben. So unmenschlich auch die Scene war, so beleidigte sie doch das Gefühl weit weniger als das entsetzliche Gemälde des Nicolas Poussin in der vaticanischen Bildergallerie, welches denselben Gegenstand darstellt. Denn dort macht der Betrachter keine Ansprüche an ein ästhetisches Kunstwerk. Dieses Bild aber ist wol das Aeußerste von Mishandlung der Kunst und von Verhöhnung aller ihrer sittlichen Gesetze; es setzt voraus, daß der Beobachter entweder ein Gladiator oder ein Metzger sei.

Die barbarische Lust der alten Römer an der Qual sterbender Thiere und Menschen scheint sich vielfach in die christliche Malerei hinübergezogen zu haben, nur noch ekelerregender und frivoler. Denn was kann die menschliche Empfindung mehr beleidigen als solches Gemälde oder die in San-Bartolomeo auf der Tiberinsel dargestellte Abschindung dieses Heiligen, oder endlich jene Fresken in Santo Stefano Rotondo, welche die Todesarten von Martyrern in blühenden Farben und guter Zeichnung mit himmelschreiender Wahrheit vorstellen? Würde ein Grieche die Bildermuseen des heutigen Italien und dessen Kirchen durchwandern, so möchte er das Urteil fällen, daß er zu einem Volk menschenfressender Cyklopen von ganz kannibalischer Religion gekommen sei, welche sich mit der Zeit auf Malerei verlegt hätten, daß aber unter ihnen

auch ebenso viel Bilder zu finden seien, welche die Grazien selbst gemalt zu haben scheinen.

Der Sinn der Römer für Figuren und jederlei scenische Darstellung oder Gruppirung ist groß und allgemein. Es gibt kaum ein Fest, wo man ihn nicht gewahrte. Die biblischen Scenen, Legenden, Weihnachts- und Passionsvorstellungen sieht man in vielen Kirchen. Es erstreckt sich das bis in die Buden der Fettwaarenhändler und der öffentlichen Straßenküchen. Auch diese haben ihre Heiligen und Patrone und ihre Feste, an denen sie miteinander wetteifern, ihre Buden mit Blumen, mit Buntwerk, Ampeln und Figürchen auszuschmücken.

Sobald die Fastenzeit vorüber ist, verwandeln sich die Läden der Pizzicaroli, der Verkäufer von Käsen, Würsten, Schinken und andern ähnlichen Dingen, in kleine Tempel, in denen irgendeine köstliche Wurst als Wurstgottheit, als mythische Göttin Salami verehrt zu werden scheint. Wie in den Todtenkapellen die Wände mit Schädeln und Menschengebein überkleidet sind, so macht der Pizzicarolo seinen Laden zu einer graziösen Wurstkapelle. Symmetrisch aufgeschichtete Käse bilden etwa die eine Wand, die andere wieder mächtige Speck- und Schmeerseiten, die weißen Kanten, welche mit Arabesken von Gold- und Silberpapierstreifen überkleidet sind, zierlich herauskehrend. An der Decke hängen zahllose Wurstmosaiken, und Würste schweben hier phantastisch unter bunten Blumen, Lorbeer- und Myrtenzweigen, nicht minder anmutig als die ätherischen Bacchantinnen auf Fresken Pompeji's oder die reizenden Jahreszeiten des Giulio Romano. Es sind ohne Zweifel höchst geschmackvolle Wurstfresken. In

der Mittelwand wölbt sich eine mysteriöse Grotte, und darin dreht sich zwischen Schinken und Würsten die Passion Christi. Sie ist in einem Tempelchen vorgestellt, welches umkreisend alle bezüglichen Figuren und Figürchen auf das beste sehen läßt. Ueberall flimmern Ampeln und Lichter, und von Freude, von Stolz und Fett stralend steht der kunstreiche Wurstbildner hinter seiner Fleischbank und scheint der hereindringenden Menge die großen Worte zuzurufen: „Anch' io sono pittore!"

Glückliches, kindlich heiteres, aber auch kindisches Volk! Haben sie doch Alles, die ganze Weltgeschichte und den Pulcinella, die Kunst, die Sonne des Südens, Blumen, Früchte und Wein in unerschöpfter Fülle. Seht also diesen Fetthändler, wie er die große Menschheitstragödie, das Weltleiden zu einem Puppenspiel travestirt und zwischen den Schinken sich drehen läßt, und was er für ein großer Triumfator über den Tod ist!

Dies Rom ist eine wunderliche Figurenwelt. Die ganze Entwicklungsgeschichte der Erde ist hier in Figuren zu finden, von den Museen des Vatican und des Capitol und den Kirchen herab bis auf die Springbrunnen des Bernini und die Marionettentheater. Wenn alle diese Figuren lebendig würden, so könnten sie das römische Volk austreiben, und es sollte eine lustige Gesellschaft sein, die dann Rom bewohnte, vom Apollo im Belvedere bis zu dem kleinen Pagliazzo auf der Montanara und dem armen Erasmus, dem die Eingeweide aus dem Leibe gewunden werden. Aber das ist keineswegs ein burlesker Spaß für die Phantasie, sondern es ist für den Denkenden. Denn alle diese Figuren und Figürchen, Götter-

gestalten, Menschengestalten und Thierbilder sind ebenso viel geschichtliche Formen des Menschen selbst und alle aus seinem innersten Wesen durch große Processe von Entwicklungskämpfen vieler Zeitalter herausgeschaffen; am Ende kann sich auch die Marionettenpuppe neben Laokoon stellen und ausrufen: „Anch' io sono Laocoonte!"

Gegenwärtig spielen in Rom zwei Marionettentheater (Teatri delle marionette oder dei burattini), eins auf der Piazza Montanara, das andere auf der Piazza Sant' Apollinare. Jenes ist das echt volkstümliche Theater für die unterste Classe der Bevölkerung, dieses hat schon civilisirte Puppen, welche auch im Frack und in Glacéhandschuhen spielen und ihre Vorstellung jedesmal mit einem prächtigen Ballet endigen. Die Puppen auf der Montanara dagegen sind noch nicht von der Cultur ergriffen, sondern gehen in mittelalterlichem Costüm, und ihre Art sich zu betragen ist reckenhaft und von einer wilden Ungeberde. Sie tragiren fast durchgehends alte Ritterstücke, bisweilen auch Geschichten von Aeneas und dem König Turnus, in der Regel aber spielen sie die mittelalterlichen Romanzen und den ganzen Ariosto von A bis Z, sodaß sie die romantischen Sagen im Volk lebendig erhalten, was kein kleines Verdienst ist.

Am heutigen Tage hängt am Arco dei Saponari, wo das Marionettentheater aufgeschlagen ist, ausnahmsweise ein großes papiernes Aushängeschild, auf welchem in langen Buchstaben zu lesen ist, daß man spielen wird den Cristoforo Colombo, wie er die Indien entdeckt hat, nämlich im Jahre 1399, wie solches der Wahrheit gemäß der Zettel besagt.

Die Piazza Montanara, eher Straße als Platz zu nennen, gegen den Fuß des Tarpejischen Felsens gelegen und zwischen ihm und dem Tiber, ist einer der Sammelplätze des römischen Volkslebens, namentlich für die untersten Schichten und die vom Lande her kommenden Campagnolen. Alles sieht hier erbärmlich und unsauber aus; die Bedürfnißartikel, welche dort auf den Bänken feilgeboten werden, zeigen, daß hier für Quattrini gehandelt wird. Wer wird jene zahllosen Cigarrenstummel kaufen, welche die Jungen von den Straßen aufgelesen haben und die nun in hölzernen Kisten zum Verkaufe ausliegen? Der arme Mann und der Arbeiter von der Campagna kauft sie für seine Pfeife oder als Kautaback. Es fehlt auch nicht der Straßenschreiber, welcher an der Ecke jenes Hauses hinter seinem Tische sitzt, Papier und Feder vor sich und das großmächtige Tintenfaß, aus welchem er mit derselben Geläufigkeit Liebesbriefe, Drohbriefe, Contracte, Beschwerden und Bittgesuche aufzusetzen weiß. In dieser Gegend hat also das Marionettentheater sein passendes Local gewählt; es findet sein Publicum an den Straßenjungen, den Bettlern, Arbeitern und Handlangern, welche Abends sich am Ariosto zu ergötzen ein Recht haben.

Nun thut sich das gähnende Tor der Seifensieder auf, in welchem es dunkel und ungeheuerlich ist, und schon dringen durch diese Höle Stimmen von lärmenden und quäkenden streitbaren Jungen, welche vor der Kasse und an der steinernen Treppe des Hauses lungern und sich drängen. Da es heute obenein Carnevalstag ist, so wird das Publicum sehr zahlreich

sein. Das schmuzige alte Haus steht in einem kleinen Wolfswinkel, welchen eine Lampe erhellt, wenn der Mond nicht hineinscheint. Unten findet sich ein zimmerartiges Loch, worin die Billets verkauft werden. Wir können dreierlei Plätze haben: im Paradiese für zwei, im Parterre für einen, und auf dem Palchettone für 3 Bajocchi. Da wir vermögende Leute sind, bezahlen wir den besten Platz.

Nachdem das Billet gelöst ist, gilt es, sich ins Haus zu schieben. Dies aber ist kein geringes Unternehmen, denn die enge Treppe ist von Schaulustigen, namentlich von Jungen, vollgepfropft, von denen jeder der erste sein will, und ein ohrenzerreißender Lärm wird verführt. Hundert Füße und Hände sind im Aufruhr, und keine anständige Tasche ist vor Fingerübungen sicher. Man wird durch eine enge Thüre in das Haus geschoben, denn hier geht Alles im Schub hinein, und ebenso werden die Zuschauer nach Beendigung des Spiels, da Alles hinausstürzt, im eigentlichen Sinne des Wortes wieder an die freie Luft gesetzt. An der Thüre aber steht gedankenvoll ein päpstlicher Jäger und bemüht sich um die Drangsale der Menschen, so oft es ihm einfällt.

Wir haben uns über einer Hühnerstiege auf den Palchettone gerettet, eine um die Wände laufende sehr enge Balustrade, und dort haben wir auf wackelnden Holzbänken Platz genommen. Wir beschauen das Haus in der Nähe. Ein Vorhang mit mythologischen Figuren, Apollo und einige Musen, welche nur noch halb kenntlich und in der elendesten Verfassung sind, verschleiert die Geheimnisse der Bühne. Von der Decke hängt ein halber Bretterverschlag, der von den Lampen angeräuchert ist und in dessen Ritzen zahllose Düten hineingesteckt sind, die uns rätselhaft erscheinen. In diesem Verschlage trampeln die Zwei-Bajocco-Menschen umher, denn das ist das irdische Paradies. Unter uns liegt auf dem Boden das Parterre. Wenn Hercules, als er nach Rom kam, den Riesen Cacus auf dem Aventin zu erschlagen, dieses Parterre gesehen hätte, so hätte er wahrscheinlich eine Arbeit daran gewendet, und wir würden heute in der Schule nicht lernen: siebentens, er hat die Ställe des Augias gereinigt, sondern: er hat das Marionettentheater auf der Montanara ausgefegt. Denn dies Partere hat wol, solange es besteht, niemals weder die Ehre noch die Wolthat eines Besens erfahren. Auf seinem erdigen Boden liegen Tausende von weißen Kürbiskernhülsen, Fruchtschalen und Papierfetzen, welche nun eine natürliche Mosaik bilden. Auf den Bänken sitzt eine zerlumpte Jungenschaft, Roms Sprößlinge von der Wolfsmilch genährt, die raubsüchtige Brut des Romulus.

Betrachtet man die Physiognomien der Erwachsenen, diese bronzefarbenen, schwarzhaarigen Kerle, so glaubt man wahrlich in das Banditen- und Räuberasyl des Romulus gekommen zu sein. Indessen so urrevolutionär auch der Lärm ist, welcher von unterwärts aufsteigt, so friedlich ist der Zweck dieser Versammlung, denn sie Alle wollen sich von Puppen schöne Dinge vorspielen lassen, also ein höchst unschuldiges und kindliches Vergnügen genießen. Die ganze Versammlung hat einen Marionettenanstrich; denn nun kommen vom Carneval her

Masken ins Parterre, Pulcinelle, Pagliazzen mit Peitschen und aufgeblasenen Schweinsblasen, Wunderdoctoren und Charlatane. Sie nehmen unter Gelächter Platz; ein Zug von infernalischer Heiterkeit, ein ganz Höllenbreughelischer Charakter ist über das Parterre ausgegossen. Die Gesellschaft bedarf einiger Erfrischungen. Und siehe da, ein Verkäufer schlüpft mit Geschick durch die Bänke, auf beiden Händen einen Korb balancirend, in welchem Pfefferküchelchen, kleine Pasteten und die beliebten Kürbiskerne in Düten zu haben sind. Bald beginnt das ganze Parterre Kerne aufzuknuppern und die Mosaik des Bodens zu vermehren, während die Düten von den Jungen in die Ritzen des Paradieses gesteckt werden, wo sie wie Tropfsteinbildungen in einer Höle herabhängen. Der Lärm ist sinnbetäubend.

Es haben sich auch einige Damen, Wölfinnen und tarpejische Nymphen, auf dem Palchettone eingefunden; es ist Zeit zum Beginnen. Man ruft: „Anfangen! Anfangen!“ Die Musik beschwichtigt. Welche Musik! In der Ecke des Palchettone sitzen eingedrückt drei Musikanten, erzdurchtönende Männer, langausatmende Tubabläser. Wenn sie nicht von den Posaunisten Jericho's abstammen, so stammen sie sicherlich von den alten pelasgischen Tyrrhenern, welche die ersten Tuben nach Italien in die Stadt Tarquinii gebracht haben. Ihre Musik ist niederreißend, wahre Ruinenmusik. Trotz des Heulens, Pfeifens, Schreiens und trotz all des schrillen Spectakels blasen die Musikanten mit unerschütterter Standhaftigkeit, und es fährt bisweilen durch das Chaos der Töne ein armstarker schrecklicher Trompetenstoß.

Nun werden die Puppen spielen, und wir können die herrlichsten Geschichten sehen, den Kaiser Karl und die Paladine, den Orlando, den Medoro, den Lancelot, den Zauberer Malagis, den Sultan Abdorrhaman, die Melisandra, den Ruggero, König Marsilio und die schöne Königin Ginevra; wir können ganze Völkerschaften von Mohren und Sarazenen und die schrecklichsten Bataillen anstaunen.

Heute spielen sie die schöne Geschichte „Angelica e Medoro“ oder „Orlando furioso e li Paladini“. Der Vorhang geht auf und die Puppen erscheinen. Da kommt der tapfere Orlando und sein Schildknappe Pulcinella mit einem Schwunge gleichsam durch die Luft; jener ist vom Scheitel bis zur Sohle gepanzert, und das Schwert Durandal ist an seiner Hand befestigt. Der Pulcinella trägt die weißen Hosen, den weißen weitärmeligen Rock und die spitze weiße Kappe. Die Puppen sind zwei Fuß und darüber hoch, ihre Glieder höchst gelenk; sie leisten alle menschenmöglichen Bewegungen mit einer burlesk-komischen steifen Grandezza, wobei das Klopfen ihrer hölzernen Beine, auf welchen sie beständig balanciren, um sich aufrecht zu halten, das Aufhüpfen, Aufspringen und die puppenhafte Geberdung zu dem Pathos der von obenher unsichtbar declamirenden Stimmen eine ganz ergötzliche Wirkung hervorbringen.

Allmälig gewöhnt sich das Auge an die Maße dieser Gliederchen, indem es die natürlichen Verhältnisse herabstimmt, und wenn nun eine Marionette nicht gehorchen will und plötzlich eine nachhelfende Menschenhand herunterfährt, so erscheint diese dem Auge als die

ungeschlachte Hand eines Riesen und als etwas Unnatürliches.

Während die Puppen spielen und in bombastischen Ritterreden einander ausfordern oder sich verliebte Herzensergießungen machen, geschieht es bisweilen, daß es einem Jungen im Parterre einfällt mitzuspielen, und daß er ein Stück Holz auf die Bühne unter die Marionetten schleudert. Ich sah eines Abends, da man die Geschichte des bösen Ganelon gab, einen Buben diesem schändlichen Verräter ein Stück Holz nach dem Kopfe werfen, und ich glaube, er that das aus demselben heroischen Mitgefühl, welches den edeln Ritter Don Quixote so weit fortriß, alle Puppen eines Marionettentheaters mit seinem tapfern Degen zusammenzuhauen, weil sich seine Ehre dagegen sträubte, zu dulden, daß schändliche Verräter eine edle und tugendsame Dame auf ihr Schloß gefangen führten. Der Anteil an dem Stücke zeigt sich immer auf das lebhafteste, und es fehlt nicht an kritischen und witzigen Bemerkungen, welche beweisen, daß der Zuhörer mit dem Gegenstande vertraut ist.

Den höchsten Jubel rufen immer die furiösen Scenen hervor, die sich natürlich häufen. Als Orlando über die Untreue Angelica's in Raserei gerät, schüttelt er sich mit einer so beispiellosen Wut, daß ihm Panzer, Beinschienen und Helm Stück für Stück abfallen, und er wie Amadis von Gallien im Büßerhemde dasteht. Hierauf schlägt er mit dem Degen eine Hirtencapanne, zwei Bäume und einen Felsen nieder, immer brüllend: a terra, a terra! Dazu brüllt auch Pulcinella: a terra, a terra! und rüttelt aus Leibeskräften an der Capanne.

In den Kampfscenen, deren so viel als möglich in jedem Stück vorkommen müssen, wird hinter den Coulissen stets die Trommel gerührt. Die kämpfenden Paladine oder Ritter und Mohren schlagen wol drei Minuten lang mit unbeschreiblicher Tapferkeit aufeinander; die Puppen werden dabei in der Luft mit großer Geschicklichkeit gegeneinander geschwenkt und ihre Arme an den Gelenkfäden so bewegt und gegeneinander geschlagen, daß die Degenklingen sich beständig treffen und ein fürchterliches Getöse machen. Ich sah Orlando mit immer gleicher Tapferkeit zehn Hirten erschlagen und ungezählte Mohren niederstechen. Ist es eine Schlacht, so rennen sich die Heere stoßweiße an und hauen wütend ein; der unterliegende Teil stirbt jedesmal paarweise. Denn es fallen je zwei Puppen; auf diese immer wieder zwei und so weiter, bis ein gräuelvoller Leichenhaufe aufgeschichtet liegt, worauf sich dann der Paladin triumfirend oder der Pulcinella einen Witz machend hinstellt.

Der Pulcinella, welcher in einem gurgelnden Tone spricht, der zur komischen Rolle vortrefflich passend ist, liebt es, in der platten Mundart Trastevere's zu reden. Die Ausgelassenheit dieses Volkshumors ist so groß, wie oftmals die Feinheit der Einfälle. Er ist ein unveräußerliches Eigentum der romanischen Völker, der Italiener und der Spanier. Er zeigt, wie im Wesen der Volkspoesie das Tragische und Komische zusammengehen. Auch der Leporello ist nichts Anderes als der Pulcinella. Calderon hat die komische Volksfigur ganz vortrefflich und weit volkstümlicher aufgenommen als irgend ein anderer Tragödiendichter, vor allem in

seinem Faustischen Stück „Der wunderthätige Magus". In unserm Puppenspiel „Faust", welches vor dem Volk leider selten geworden ist, erscheint derselbe Pulcinella wieder, wenn auch im deutschen Kittel; im Goethe'schen „Faust" hat Wagner den ursprünglichen Charakter verloren und ist eine dem Volk unverständliche scholastische Figur geworden. Der Pulcinella ist eigentlich zum Mephistopheles erweitert, und namentlich ist der Teufel in der parodistischen Gartenscene ganz pulcinellenhaft. Nun besteht aber das Wesen der italienischen Figur nicht in der Ironie, sondern in der Parodie, welche hier wieder ein ganz bewußtloser Zug des ausgelassenen Humors überhaupt ist.

Die schöne Geschichte des Cristoforo Colombo spielt das Puppentheater bereits seit 14 Tagen unausgesetzt dreimal am Abend. Es ist ein ausgesuchtes Spectakelstück und reizt die Neugierde besonders durch die unerhörte Erscheinung der Indianer. Die Fabel ist aus allen zu einem Ritterdrama erforderlichen Bestandteilen zusammengesetzt. Diese Dinge sind: schändlicher Verrat, Liebe und Eifersucht, ritterliche Ausforderung und Kampf, und so viel Schlachterei als möglich. Der schändliche Verräter im Stücke ist Roldan, die einzige geschichtliche Person neben dem Colombo in diesem trefflichen Drama. Roldan ist zu den Indianern übergegangen, man sieht ihn sogar auf einem Trone sitzen, über und über mit Federn ausstaffirt, sodaß er einem Paradiesvogel ähnlich ist. Die Indianer sind ebenfalls mit prächtigen Federbüschen gekrönt, und tragen mitunter Federn auch an den Beinen, nach Art des Mercur.

Roldan redet sie Soldati an. Sie sind übrigens gut einexercirt und erscheinen in der Schlacht mit Flinten und Schießgewehren. Colombo dagegen trägt einen stattlichen spanischen Rock mit einer Halskrause und ein schwarzes Barett. Man hat ihn nicht als Paladin aufgefaßt, sondern als Admiral; daher ist ihm der Degen nicht an der Hand befestigt. Er handelt gar nicht, desto mehr aber seine Ritter Pisandro, Glorimondo und Sannazaro. Vor seinen Augen fordern sich zwei edle Damen, welche nach Ariostischer Weise Panzer tragen, zum Kampf, worauf die beleidigte Martidora ihre Feindin und deren Gemal erschlägt. Der Pulcinella ist Colombo's Schildknappe. Ein Engel erscheint ihm und gibt ihm einen Ring, mit welchem er Roldan und die Indianer so verzaubert, wie Ritter Hüon den Sultan von Babylon und die Heiden mit dem Horn verzaubert hat. Die gefiederten Indianer fahren beim Anblick des Rings in die Lüfte, aber Roldan bleibt regungslos an den Boden geheftet stehn. Hierauf erscheinen zwei Rüpelgeister, welche ihn auf Befehl Pulcinella's grausam durchprügeln. Dieser Act der Gerechtigkeit erregte ein unglaubliches Jauchzen unter dem Parterre, welches vor moralischem Wolbehagen nicht anders schrillte als eine Wolke von Mauerschwalben; dazu wurde auf der Trommel der Gerechtigkeit gerasselt, und ein Hornbläser hauchte in erschütternden Tönen seine Seele aus. Ich sah wieder einige Jungen dem schändlichen Verräter mit Papierdüten nach dem Kopfe werfen, um ihm so die gründlichste Verachtung des Parterre kund zu geben.

Nun folgt ein Zwischenact. Wer niemals einen solchen auf der Montanara erlebt hat, kann sich keine Vorstellung von Lärm machen. Man glaubt in der Arche Noah zu sein und alle Thiergeschlechter schreien zu hören. Es ist das nächtliche Thierleben im Urwald, wie es Humboldt beschreibt, und dieses Gezeter von 300 Jungen begleitet mit einer wahrhaft göttlichen Ruhe ein pflichtschuldiger Hornbläser. Vom Parterre kriechen nun beständig Jungen nach dem Palchettone empor, um sich dort einzuschmuggeln: sie klettern wie Marder, wie Wiesel und Eidechsen. Bemerkt sie der wachthabende päpstliche Jäger auf dem Palchettone, so schlägt er ihnen mit der Faust auf die Köpfe, daß sie hinunterpurzeln. Hat er sich weggedreht, so sind sie wieder oben. Kaum aber ist der Vorhang zum Zwischenact gefallen, so kriechen einige Jungen an die Bühne und heben ihn von unten auf, um zu sehen, ob es nicht bald wieder losgeht.

Der Schluß des Cristoforo Colombo war eine der glänzendsten Schlachtscenen; denn beide Heere, Indianer wie Spanier, rückten mit Feuergewehr an, welches losgebrannt wurde. Auch eine Kanone wurde abgefeuert, worauf die Indianer alle paarweise, doch erst nach heldenmütigem Kampfe, niederfielen. Dies Schießen, Trommeln, Hornblasen, das Klappern der im Kampf zappelnden Marionetten und das gellende Kreischen des Parterre war das ausgesuchteste Schlachtgetöse, das je auf einer Bühne gehört worden ist.

In der Regel spielen die Marionettentheater drei mal des Abends. Sie beginnen mit Ave Maria; das

erste Stück ist das kürzere, dann folgt ein größeres, welches man Camerata lunga nennt. Wir wollen nicht mehr zur Camerata lunga bleiben, sondern nach dem zweiten Marionettentheater auf Piazza Santo Apollinare gehen.

Da führt uns der Weg über den Sant' Eustachio-Markt mitten in ein unabsehbares Gewühl von Menschen und in einen Orkan von schrillenden, pfeifenden, knarrenden und schnarrenden Tönen, die das Ohr zu zerreißen drohen. Nicht wie bei uns zu Lande beschenkt sich hier die Welt am Christabend, sondern sinnvoller am Tage, da die drei Magier dem Christkinde die Bescheerung brachten. Dieser Begebenheit zu Ehren wird mit dem 6. Januar hinter dem Pantheon jener Markt eröffnet. Mehrere Straßen hindurch gibt es nichts als Ausstellungen von Spielwaren jeder Art, welche oft auf das sinnreichste zusammengestellt sind. Es scheint davon so viel vorhanden zu sein, daß man die ganze Kinderwelt versorgen könnte. Nun wogt durch diese Straßen eine Flut von Menschen; man trommelt auf kleinen Trommeln, man bläst auf Muschelhörnen, man kreischt mit Schnarren, und besonders wird auf kleinen Pfeifen gepfiffen, welche die Form von Kinderspielzeug haben, als Pulcinelle, Springmännchen, Hündchen und Vögelchen von Thon. Buben, die als Pulcinelle herausstaffirt sind, gehen bandenweise mit solchem Gepfeife durch die Straßen. Es ist ein dämonischer Lärm. Er steckt an, Alles pfeift und kreischt, und selbst mancher feingekleidete Herr widersteht nun dem Drange nicht länger und setzt auch die Pfeife an den Mund. Diese Tausende von schrillen

Tönen bringen eine Wirkung hervor, welche selbst einen Philosophen närrisch machen könnte. Seltsam! dieselbe Neigung, die den Menschen bisweilen plagt, sich in eine fremde Maske zu werfen, treibt ihn auch, seine Stimme und Sprache zu maskiren und in die wunderlichsten Laute ausbrechen zu lassen. Wie der im Zorn kreischende Mensch will er aus seiner Haut fahren.

Wir sind in Sant' Apollinare angelangt. Dieses zweite Marionettentheater, ehemals Teatro Fiano und in der Zeit der jüngsten römischen Republik durch die sarkastische Figur Cassandrino beliebt, welche sich jetzt in den politisch unschuldigen Pulcinella verwandelt hat, ist, wie ich schon gesagt habe, das civilisirte Puppentheater. Die Puppen spielen hier vor einem anständigen Publicum auf einer kleinen, zierlich ausgestatteten Bühne, welche sauber gemalte Coulissen jeder Art aufzustellen vermag und mit einem vollständigen Bühnenapparat ausgerüstet ist. Der Zuschauerraum in einem kleinen Saal besteht aus dem Parterre und dem Palchettone. Für einen Sitz in jenem zahlt man 3, für den Palchettone aber 5 Bajocchi. Der Preis verwehrt also der untersten Classe den Eintritt. Man sieht die mittlere und die halbgebildete Welt, welche das Vergnügen eines Marionettenspiels nicht verschmäht. Das Proscenium hat sogar Lampen, vor denen ein kleines Orchester in den Zwischenacten spielt, und der Vorhang ist neu und elegant.

Man gibt hier wol auch Ritterstücke, wie den bekannten Volfango fiero, aber in dem schönsten Costüm, da die Ritter vergoldete Harnische, die Damen sammtene und seidene Schleppkleider tragen; doch meist spielt man

Salonstücke in Glacéhandschuhen, Conversationsdramen, Localpossen und Heiratsgeschichten, in denen bisweilen reiche Engländer herhalten müssen. Der Pulcinella hat dasselbe Costüm wie sein Zwillingsbruder auf der Montanara, und ist auch seine Natur dieselbe, so hat er sich doch in höherer Gesellschaft Lebensart angeeignet. Ganz erstaunlich ist seine Gelenkigkeit, denn sitzend weiß er sogar die Beine übereinander zu schlagen und mit den Füßen zu schlenkern wie ein Engländer. Bei Hochzeiten oder bei andern festlichen Gelegenheiten lassen sich Herren und Damen des Stücks mit Anstand auf die Polster nieder und schauen einem Ballet zu, welches das Orchester mit Musik begleitet. Außerdem wird jedes Stück mit einem Ballet geschlossen.

Die Kunstfertigkeit und Grazie, wozu es diese Puppen gebracht haben, ist wirklich bewundernswürdig; denn nicht allein führen sie die schwierigsten Tänze ebenso feenhaft und anmutig aus, als die Cerrito oder die Pepita, sondern auch der Anstand ihrer Bewegungen und die huldreichen Mienen, mit welchen sie sich verneigen und grüßend die Arme bewegen, sind hinreißend. Man vermißt hier nichts, was einem Ballet der Oper zukommt. Diese Puppen tanzen mit den ausgesuchtesten Beinschwenkungen, und bald schweben sie in lustiger Polka, bald wiegen sie sich wie Schmetterlinge, bald drehen sie sich auf der äußersten Zehspitze, bald knien sie zur Attitude nieder, und jedesmal endigen sie ihr Ballet mit einer großartigen malerischen Gruppe, zuweilen in bengalischem Feuer. In allem Ernst, es ist das non plus ultra von Gelenksamkeit, wozu es Puppen gebracht haben.

Wir haben also gesehen, daß dies melancholische und düstere Rom in seiner Physiognomie auch einen kindlichen Zug zeigen kann, und daß der Pulcinella auf all diesen Trümmern, Katakomben und Todtenschädeln lustig sein Wesen treibt, und so fröhlich ist wie das Heimchen auf dem Grase der zerstörten Kaiserpaläste und die grüngoldene Eidechse, welche an dem Grabmal der Cäcilia Metella sich emporschlängelt.

Ich wollte nun meine Freunde in das Volkstheater auf die Piazza Navona führen, aber ich höre die Stimme eines predigenden Kindes, und diese lockt mich in die alte schöne Basilika Ara Celi auf dem Capitol. Dort predigen Vormittags und Nachmittags kleine Kinder, Buben und Mädchen, mehr als eine Woche lang bis zum Fest der heiligen drei Könige, an denen die Kinderpredigten endigen. Aus einem Marionettentheater ist es kein weiter Sprung zu einer Predigt kleiner Mädchen von sechs oder acht Jahren. Auch ist der Mittelpunkt dieser Schauspiele eine Puppe, eine mit Edelsteinen und flimmernder Krone reich gezierte, der heilige Bambino von Ara Celi.

In einer Kapelle dieser Kirche ist die Grotte zu Bethlehem und die Verehrung der drei Könige vom Morgenlande auf das zierlichste dargestellt; es sind Wachsfiguren mit Staffagen von Schäferei und landschaftlichem Zubehör. Die Jungfrau sitzt in der Grotte und hält auf ihrem Schoos den Bambino, welchem die Könige die Geschenke knieend darreichen. Draußen kniet am Pfeiler eine stattliche Figur im scharlachnen Mantel, mit türkischen Pantalons und einem Kopfbunde; anbetend hält sie die Arme zum Bambinello erhoben. Ihr gegenüber steht

an dem andern Pfeiler ein großes und erhabenes Weib welches dem knienden Halbtürken das Jesuskind zu zeigen scheint. Dieser Halbtürke ist kein anderer als der Kaiser Augustus, und das Weib ist die Sibylle. So hat man hier die Sage dargestellt, daß die Seherin dem Octavian in einer Vision das Jesuskind gezeigt habe, welches in die Welt gekommen sei, sie zu beherrschen. Sie ist eine der tiefsinnigsten Legenden des Christentums.

Der Grotte gegenüber steht auf der andern Seite des Kirchenschiffs ein Predigtpult, auf welches Kinder im Alter von sechs bis zu zehn Jahren steigen, eins nach dem andern, jedes etwa fünf Minuten lang predigend; und das geht etwa zwei Stunden vor einigen Tausend Menschen so fort.

Ein kleiner hübscher Junge stieg zuerst auf das Pult, schlug ein Kreuz und fing mit Geberden, wie Kinder handbewegend zu declamiren pflegen, eine wolgesetzte Predigt von dem in die Welt gekommenen Heile an. Sein Nachfolger, ein größerer Knabe im Chorhemd, verstand es noch besser. Er schrie mit komischem Pathos, donnerte seine Predigt gleich einem Kapuzinermönch herunter und gesticulirte trotz einem tragischen Schauspieler. Man sah ihm an, daß er ein angeborenes Talent zur Mimik besaß; kam in seiner Predigt das Wort Kopf vor, so faßte er nachdrucksvoll nach dem Kopfe, Auge, nach dem Auge, Ohr, nach dem Ohr. Als er einmal Harfenspiel sagte, machte er sofort mit beiden Händen die Griffe eines Harfenspielers. Diese kindliche Art, mit der Mimik die Dinge selbst in ihrer Leiblichkeit zu geben, fand den leb-

haftesten Beifall bei allen Zuhörern, welche die Predigt teils andächtig aufnahmen, weil Kinder die Wahrheit sagen, teils sich an ihr vergnügten wie an einem Marionettenspiel.

Keins der Kinder war im mindesten verlegen, die meisten schienen stolz zu sein, daß sie vor Tausenden sprechen durften, und mit dem zunehmenden Sicherheitsgefühl nach überwundenem Anfange schwoll ihre Stimme immer höher und wurden ihre Geberden immer theatralischer. Mancher Redner vor dem Parlament würde sich die Unbefangenheit eines solchen predigenden Kindes zu wünschen Ursache haben, und nur wenige möchten ein so großes, aus vielen Nationen zusammengesetztes Publicum vor sich sehen, als hier in Ara Celi sich beisammenfindet.

Auf die Knaben folgten Mädchen, zierliche kleine Fräulein mit Locken, im Federhütchen und im atlasnen Jäckchen. Sie machten einen Knix, schlugen ein Kreuz und begannen ihre Predigt. Es ist seltsam genug zu hören, wenn ein so kleines Ding von der Sünde Adam's spricht, die der Herr von uns genommen hat, von dem Glauben an das Heil und das Wort, welches Fleisch geworden ist durch Jesum Christum, und von dessen Opfertod, wodurch er die Menschheit gereinigt hat. Es ist nicht anders, als ob die Puppen auf der Montanara zu reden anfangen, und die kleinen Marionettenpaladine mit dem ernstesten Pathos ungeheuere Dinge sagen, zur Ehre Christi gegen die Mohren das Schwert ziehen und die gesammte Heidenschaft herausfordern, oder als ob die Marionettendämchen in Federhut und Mäntelchen in die

herzbewegendsten Declamationen ausbrechen und bei den Sternen ewige Liebe schwören.

Betrachtet man diese predigende Kinderwelt, so möchte man glauben, daß auch ihre Predigten und die Dinge, welche sie darin sagen, marionettenhaft sein müssen, und daß es sich hier um einen ganz kleinen Puppencultus und kleine Gefühle handelt, die der Zuhörer mit dem Mikroskop besehen muß. Aber dem ist keineswegs so; es sind vielmehr sehr gewichtige Predigten im großen Stil, und keiner fehlt der grundgelehrte Anstrich der Citate. Und so hört man fast ein jedes Mädchen, unter denen auch Kinder von sechs Jahren predigen, einzelne Glaubenswahrheiten durch Anführung von Kirchenvätern bekräftigen und sagen: so sagt der heilige Paulus, così dice San Bernardo, dice Sant' Agostino, und so sagt der heilige Tertullian.

Ich glaube, irgendwo steht geschrieben: „Wenn die Propheten schweigen, werden die Kinder reden, und wenn die Kinder schweigen, werden die Steine sagen: Amen!“ Geschahen doch selbst Wunder in Bremen, wo die Tische anfingen zu wandeln. Aber der ernste und wahrhaft religiöse Mensch wendet sich mit Erstaunen von diesem Kindercultus in Ara Celi und überdenkt die Metamorphosen des Christentums. Was würden Paulus und Petrus sagen, träten sie in jene Kirche und sähen sie, was aus ihrer Predigt geworden ist!

Eins bemerke ich noch, daß Madame Harriet Beecher-Stowe, die Verfasserin von „Uncle Tom's Cabin“, welche die menschliche Natur in unserm ohnehin schon frühlebigen Jahrhundert so weit gesteigert hat, daß sie

die fünfjährige Evangeline zu einer Methodistenpredigerin, ja zu einem Genius des Christentums macht, in Ara Celi zu Rom in einer einzigen Stunde mindestens zwölf kleine Evangelinen sehen könnte, welche noch obenein sämmtliche Kirchenväter studirt haben.

Die Kinder nun, die das Jesuskind im Schoose der Maria, wie ein Püppchen anlächelten, knieten am Schluß ihrer Predigt nieder und richteten ein Gebet an den Bambinello. Ein kleines Mädchen betete also: „Allerliebstes kleines Knäblein, schlag' doch deine kleinen Augen auf und wirf auf uns Sünder einen Blick der Gnade."

Das Ansehen, welches der Bambinello von Ara Celi in Rom genießt, ist sehr groß; es hängt mit einer Legende zusammen. Eines Tags, es war vor vielen Jahren, verliebte sich eine junge Engländerin in ihn bis zum Sterben. Täglich besuchte sie die Kirche, täglich wuchs ihre Sehnsucht, endlich beschloß sie, den Kleinen zu entführen. Sie verfertigte heimlich einen ähnlichen Bambino, einen Wechselbalg, trug ihn in die Kirche und vertauschte ihn mit der echten Puppe, welche sie mit sich nach Hause nahm. Aber in derselben Nacht fingen alle Glocken im Kloster und in der Kirche Ara Celi von selbst zu läuten an, die Mönche stürzten heraus und fanden den entführten Bambino mit gebogenem Knie an der Thüre stehen, im Begriff, sie aufzustoßen, denn er hatte sich aus den Gemächern der Engländerin auf und davon gemacht. Dies ist die Legende vom Bambino in Ara Celi. Seitdem kam er in große Liebe, und oft genug kann man ihn in seiner Kutsche fahren sehen, wenn er Krankenbesuche macht. Auch in der jüngsten Revolution Roms spielte er eine Rolle. Das Volk hatte nämlich die Wagen der Cardinäle zertrümmert und verbrannt, es schleppte selbst den kostbaren Wagen des Papstes aus seinem Verschluß und wollte ihn vernichten. Aber gemäßigte Männer, oder solche, die von den Priestern bearbeitet waren, erhoben sich dagegen. Sie wollten die Prachtkutsche des Papstes retten, sie machten also den Vorschlag, sie dem heiligen Bambino in Ara Celi zum Geschenk zu machen. Niemand unter den Republikanern wagte diesem Vorschlag zu widersprechen, und feierlich wurde der Bambino zum Eigentümer des Wagens erklärt. Zum Beweise, daß er wirklich davon Besitz ergriffen habe, führten ihn eines Tags die Mönche in dem Papstwagen öffentlich auf dem Corso spazieren.

Seht, die große Procession setzt sich in Bewegung, sie holt den Bambino aus dem Schoos der Mutter Gottes, führt ihn durch die Kirche und auf die große Treppe, wo er dem Volk gezeigt wird, und dann kehrt sie zurück, um den Bambinello zu verschließen. Es sind prächtige Köpfe unter den Franciscanern in Ara Celi, Gesichter, die in der Kutte stecken, wie ein halb eingesunkener Grabstein von römischem Travertin in der Erde steckt mit verwischter Lapidarschrift; andere sind eherne Köpfe, Dickköpfe wie Claudius, und Fettgesichter gleich Nero.

Die Kinderpredigten sind zu Ende.

Wir aber gehen in das recitirende Volksschauspiel, das Teatro Emiliani, das unterste von allen römischen Theatern für das Drama. Die dramatische Gesellschaft Emiliani hat, gleich der Marionettenbude auf der Mon=

tanara, ein passendes Local gewählt, nämlich die Piazza Navona. Auf diesem großartigen, schönsten Platze Roms, ehemals das Stadium Domitian's, werden im August Volksfeste gefeiert, da man die Brunnen verstopft und den Platz unter Wasser setzt, worauf dann das Volk in Wagen umherfährt oder nach Vergnügen darin watet. Die Mitte des Platzes ziert der phantastische Springbrunnen Bernini's, ein ausgehölter Felsen, auf dessen Ecken die Flußgötter Ganges, Nil, Donau und Rio de la Plata in kolossaler Größe liegen, während seine Spitze der Obelisk vom Circus des Maxentius krönt. Zwei andere Springbrunnen sprudeln auf jeder Seite des Platzes. Um den Obelisk nun und zwischen den Brunnen, über die ganze Länge der Navona tummelt sich vom Morgen bis zum Abend das Volk; denn hier haben die Gemüsehändler, die Kastanienröster, die Fruchtverkäufer, Wirker, Strumpfer und Händler mit alten Eisenwaaren ihre Posten, und der Mittelstand kauft hier seine Bedürfnisse ein. Die große Volksmenge zieht deshalb Charlatane, Spielleute, Menageriebesitzer auf den Platz, und jener Trompeter dort sagt, daß man hier auch ein recitirendes Schauspiel genießen könne. Er kommt von Zeit zu Zeit weit in den Markt hinein, stößt in die Trompete und ruft mit hallender Stimme: „Ai biglietti, ai biglietti!“ Vor dem Theatergebäude, welches sich von den andern Häusern nur durch einen großen Theaterzettel unterscheidet, sitzen Verkäuferinnen von Pfefferkuchen und Kürbiskernen, welche in Haufen aufgeschichtet auf den Tischen liegen. Das Volk strömt nach der Kasse. Es ist der Mittelstand, der Handwerker und der Kleinbürger, die vermögend sind, drei oder fünf Bajocchi für einen Theaterabend auszugeben.

Das Haus hat ganz dieselbe räumliche Einrichtung wie jenes der Puppenkomödie, nur in etwas größerm Maßstabe. Auch hier ruft das Gebaren der Zuschauer im Parterre, welche die krächzende Musik mit Fußstampfen und Pfeifen zu begleiten pflegen, oder mit den Händen auf den Banklehnen den Takt schlagen, bisweilen die Montanara ins Gedächtniß. Indeß hier ist die Frauenwelt zahlreich vertreten, und nach löblicher italienischer Sitte überschreitet die Heiterkeit niemals die Grenzen des Schicklichen. Man kann Frauen auf den Bänken sitzen und geruhig ihre Kinder säugen sehen, während sie mit aller Lebendigkeit der Handlung auf der Bühne folgen.

Der Vorhang, mit einer Scene von Satyrn um den trunkenen Silen ausstaffirt, geht in die Höhe, und da wir nicht wissen, was heute gespielt wird, müssen wir es erraten. Es tritt ein alter Wucherer auf. Er gewinnt die Marketenderin eines Regiments, um deren Hand sich ein Cadet und ein Sergeant bewerben, zum Eheversprechen. Hierauf erscheint der Unterofficier, die lustige Person; er betrinkt sich allmälig mit Aquavita. Wie er nun auf der Scene allein bleibt, kommt ein blasser Mensch von ziemlicher Leibeslänge mit Schnauz- und Knebelbart und in hohen Reitstiefeln herein. Bei Seite sagt er, er sei gekommen, seine Soldaten zu beobachten, und das bringt uns auf den Gedanken, daß er, wenn nicht gar ein berühmter König, so doch mindestens ein großer Feldherr sein müsse. Indem er martialisch seinen Schnauz-

bart dreht und mit den Reitstiefeln umherpoltert, zieht er auffallend oft eine große Dose hervor, und fast unaufhörlich schnupft er Taback, welcher bereits die Aufschläge seiner Montur bedeckt. Der rätselhafte Mensch gibt sich dem Sergeanten für einen verarmten Veteran aus und fragt ihn, was er mache, wenn er in Geldverlegenheit gekommen sei. Hierauf zeigt ihm jener im Vertrauen seine Säbelklinge; die eiserne habe er versetzt und sich dafür eine hölzerne einsetzen lassen. Unterdeß kommt der Wucherer. Der alte Fritz — denn kein anderer ist jener martialische Veteran mit Schnauz- und Knebelbart — verkauft ihm seine goldene Dose für den Spottpreis von einem Friedrichsdor.

Im folgenden Act sitzt der betrunkene Sergeant eingeschlafen auf einem Stul: ein Tambour geht um ihn herum und erweckt ihn mit Trommelschlägen. Nun marschiren sechs päpstliche Jäger auf, welche den Wucherer arretiren; dann erscheint der alte Fritz in königlicher Uniform mit demselben Schnauz- und Knebelbart, mit einem großen Dreimaster und ungeheuern gelben Rockaufschlägen. Der betrunkene Sergeant hat sich zwar in Reih' und Glied gestellt, taumelt aber mehrmals auf den König, was vom Publicum mit großem Gelächter bemerkt wird, der alte Fritz aber nicht zu beachten scheint. Indeß verhängt er sowol über den Wucherer als über den Sergeanten die gebührende Strafe. Jenem soll auf der Stelle der Kopf abgeschlagen werden, und zwar soll diese Execution der Sergeant mit seinem eigenen Säbel vollziehen. Während nun der Wucherer nach vielen flehentlichen Geberden sich in sein Schicksal ergeben hat und niedergekniet ist,

den Todesstreich zu empfangen, hat auch der Sergeant nach vielem Sträuben sich in das Unvermeidliche gefügt. Er bringt das Schlachtopfer zuerst in die passende Lage, besieht dessen Hals und merkt sich die Stelle, in welche er einzuhauen hat, dann wirft er sich auf die Kniee und bittet die Madonna um Beistand bei dieser schrecklichen Action. Sobald er zum Schlage ausholt, ruft er plötzlich aus: „Miracolo! miracolo! Sehet, die Madonna hat meine Säbelklinge in Holz verwandelt!" Es folgt die großartige Verzeihung des alten Fritz; doch muß der Wucherer zur gerechten Strafe das Regiment drei Tage lang auf seine Kosten verpflegen.

Der alte Fritz wurde mit Ungestüm gerufen, erschien und bat in wolgesetzter Rede das verehrungswürdige Publicum, zum nächsten mal wiederzukommen, wo man die Ehre haben würde, den Artaxerxes, König von Persien, zu spielen, was denn mit großem Beifall aufgenommen wurde.

Dieses schöne Schauspiel lehrt, in wie mythischer Gestalt der große König im Gedächtniß des italienischen Volkes lebt, welches noch heute die Deutschen unterscheidet als Austriaci und Prussiani. Die Prussiani kennt es nur aus der Geschichte des alten Fritz, von welchem gesagt wird, daß er ein zweiter Attila gewesen sei und die Austriaci bezwungen habe.

Die Schauspieler auf der Navona sind sehr mittelmäßig. Man findet wol auf den kleinsten wandernden Bühnen Deutschlands nicht schlechtere, als hier agiren, und namentlich ist das Frauenpersonal ausgezeichnet durch Häßlichkeit.

Jede Vorstellung im Teatro Emiliani schließt entweder ein Ballet oder eine Pantomime und ein lebendes Bild, wie Abel's Tod, Ahasver, die römische Virginia, Salvator Rosa unter den Banditen, und andere Darstellungen.

Eines Abends kündigte der Theaterzettel ein besonders vielversprechendes Stück an, dessen Name ist: Ravanello spaventato da un morto parlante. (Der durch einen redenden Todten erschreckte Ravanello.) Das mußte also eine außerordentliche Begebenheit sein und eine ergötzliche Vorstellung werden. Es war die Geschichte des Don Juan im volkstümlich romanischen Gewande. Wie im Spanischen, und wie auch sein eigentlicher Name lautet, heißt er hier Don Tenorio, der Leporello aber heißt Ravanello. Donna Anna, Don Octavio und der Commendatore sind Figuren wie bei uns. In dieser volkstümlichen Fassung ist Don Juan keineswegs ein Faust der Sinnenlust, sondern schlechthin ein gottloser und frivoler Lebemann. Sein Charakter wird nur in einer Handlung entwickelt. Er tödtet den alten Comthur aus Rache, nachdem er dessen Zimmer Nachts erstiegen hat. Als er sich später auf dem Kirchhof findet, folgt die selbe Scene der Einladung der zu Roß sitzenden Statue, wie sie in unserer Oper vorgestellt wird, nur fehlen die herkömmlichen Witze des Leporello.

Der Commendatore erscheint zum Bankett. Er ist vorgestellt als ein weißer Mehlteufel in höchst gräuelvoller Gestalt. Der erschreckte Don Juan ladet das Gespenst ein, Platz zu nehmen und sich zu bedienen. „Ich esse keine Speise", sagt der Geist. „Willst du Musik hören?" fragt Don Tenorio. „Ja", sagt der Geist. Nun spielt die Musik einige Minuten lang, während Don Tenorio und das Gespenst sich sprachlos gegenüberstehen. Diese Scene ist von einer tiefen Wirkung und, wie man erkennen wird, höchst sinnreich, da die Musik gleichsam als himmlische Macht, als die übersinnliche Stimme Gottes und die Posaune des Gerichts Don Tenorio in die Seele dringen soll. Sobald sie schweigt, ladet der Comthur Don Tenorio seinerseits zu sich, das heißt in das Todtengewölbe zum Bankett, und da jener als ächter Caballero diese Einladung nicht ausschlagen darf, sagt er zu, sein Gast zu sein.

Er geht also in die Todtengruft, worin er sich allein befindet. Unter Särgen und Monumenten steht ein schwarzbedeckter Tisch, auf welchem man Teller und Flaschen sieht; das Gedeck ist mit Todtenschädeln decorirt. Plötzlich kündigen, wie in der ersten Geisterscene, laute Stöße unter dem Boden das Erscheinen des Gastgebers an, und die weiße Gestalt tritt, feierlich schreitend, auf. „Iß!" sagt der Geist. Der schaudernde Don Tenorio wendet sich hinweg. „Ich mag nicht essen", ruft er mit bebender Stimme. „Willst du Musik?" „Ja!" sagt Don Tenorio. Wieder eine wirksame Pause, da nur die Musik spielt. Die Musikanten, vier Hornbläser und ein Bassist, thaten ihr Möglichstes, um etwas ganz Infernalisches von Tönen zusammenzubringen, und so erkannte man deutlich die Wirkung der Scene auf die Gemüter der Zuhörer.

Sobald die Musik schwieg, begann der Geist seine Stimme zu erheben und nach Art eines Kapuzinermönchs

eine eindringliche Ermahnungsrede an Don Tenorio zu richten, indem er ihn aufforderte, in sich zu gehen, das Heil seiner Seele zu bedenken und sich zu Gott zu wenden. Der aber verweigert die Bekehrung in cavaliermäßigem Trotz. Nun folgt der Handschlag, das Ergreifen und Festhalten der Hand Don Tenorio's, und es öffnet sich augenblicks eine Fallthüre, aus welcher schreckliche Flammen von Kolophonium hervorbrechen. Nicht so bald ersieht Don Tenorio diese Fallthüre, als er auf sie zuschreitet und mit der Tapferkeit des römischen Curtius sich mitten in das Kolophonium hineinstürzt.

In der letzten Scene sieht man die Hölle selbst mit bengalischen Flammen, oder den entsetzlichen weit aufgesperrten Höllenrachen. Jetzt stürzt Don Tenorio herein; halbnackt, an den Armen gefesselt und mit gesträubtem Haar, wälzt er sich am Boden, während ihn einige Kobolde von der höllischen Inquisition zwicken. In solcher Pein ruft der Verdammte: „Schon tausend Jahre schmachte ich hier, ist keine Rettung?“ Hinter der Scene brüllen die Dämonen: „Keine! keine!“ Der Vorhang fällt.

Dies ist Don Juan in seiner volkstümlichen Behandlung; aller Nachdruck geht auf die moralische Wirkung, das Possenhafte verschwindet fast gänzlich, und der Ravanello ist eine ganz unbedeutende Figur geworden; denn die Färbung von Humor, welche das Stück anfangs zeigt, verliert sich schon in seiner Hälfte.

Wir sehen, daß dieses Teatro Emiliani ziemlich interessante Dinge von tragischem Kaliber vorzuführen im Stande ist, und so wollen wir es uns nicht nehmen

lassen, die erschütterndste Tragödie der italienischen Poesie auf ihm spielen zu sehen, nämlich „Francesca da Rimini“.

Die weltberühmte Episode des Dante'schen Gedichts hat sowol Maler als auch Dichter zur Behandlung gereizt und dramatische Versuche veranlaßt, die sich alle als undramatisch erwiesen haben. Selbst Byron sagt in seinen Tagebüchern, daß er den Gedanken faßte, eine Tragödie „Francesca da Rimini“ zu schreiben. Es ist zu bedauern, daß er es nicht gethan hat; wenn er auch kein Bühnenstück geliefert hätte, so war er doch der Poet dazu, große Leidenschaften groß aufzufassen. Die Einfachheit der Handlung erschwert den dramatischen Fortschritt, sie fordert einen empfindenden Dichter, welcher die Sprache des Herzens versteht. Silvio Pellico ist der Einzige, der ihr nahe gekommen ist. Seine „Francesca da Rimini“ hat eine gute innerliche Entwicklung bei sehr edel gefaßten Charakteren, wenn auch die dramatische Wirkung nicht groß ist. Das Stück ist in Italien classisch und wird auf kleinen wie auf großen Bühnen gespielt. Hier in Rom spielten es in diesen Tagen zwei Theater nebeneinander, Valle als ernstes Trauerspiel, und Teatro Emiliani als Posse.

Sehen wir es also auf der Navona. Die Schauspieler tragiren es hier im römischen Dialekt, das ist in der platten Mundart von Trastevere. Es wird travestirt oder trasteverirt. Es ist, als gäbe man „Iphigenia“ plattdeutsch, oder den „Faust“ in der niederländischen Uebersetzung des Bleeschhauer. Bei uns wäre eine solche Caricatur des Tragischen unmöglich. Wo würde sich wol

eine noch so kleine Bühne finden, welche es wagen sollte, „Maria Stuart" als lachenerregende Travestie vor dem Volk zu spielen? Man travestirt bei uns die Tragödien nur durch schlechtes Spiel, nicht aber aus Absicht zu ergötzen.

Auf der Navona traf alles zusammen, um die größtmögliche Lächerlichkeit zu erregen, der platte Dialekt und das schon von Natur entsetzliche Spiel der Schauspieler, namentlich der Francesca selbst. Indem sie die tragischen Rollen, welche der Dialekt lächerlich machte, ernst spielten und von dem Kothurn immer wieder auf die Socken fielen, glichen sie jenen Schauspielern von Pyramus und Thisbe. Der alte Guido von Ravenna hatte sich einen Buckel gemacht und spielte in sammtenen Hosen und in Hemdärmeln als Kobold. Die unglückliche Francesca glich einer von Gesundheit strotzenden Milchmagd, und Lanciotto und Paolo hatten Figur und Art von zwei ledernen Raufbolden, welche schimpfend und schreiend die Plempen ziehen. Sie spielten jedoch mit vollem Ernst und in unveränderter Handlung des Stücks, nur war jede erhabene Sentenz ins Trasteverinische nicht allein dem Wortlaut, sondern auch dem Gedankenausdruck nach herabgestimmt. Dieselbe Tragödie war stehen geblieben, aber sie war nach dem Recht des Carneval in eine Hanswurstjacke gesteckt, und die Muse der Tragödie hatte sich gleichsam das Gesicht beschmiert und sich mit Kohle einen Schnurrbart angemalt.

Der Fremde, welcher in die Unterschiede des reinen Italienisch und des Trasteverinisch nicht eingeweiht ist, lacht nur über die Verhunzung des Tragischen selbst, der

Römer aber lacht über den Dialekt. Es ist ein ganz localrömisches Vergnügen. Als einmal der alte Herr von Ravenna zur Francesca sagte: „State mosca!" brach das Publicum in ein schallendes Gelächter aus. Ich fragte einen neben mir sitzenden jungen Menschen, der sich in Lachkrämpfen wand: „Warum lacht ihr denn eigentlich?" „Mosca", sagte er, „o mein Gott! so sagen sie ja in Trastevere statt zitto (stille)." Statt niente (nichts) sagt der Dialekt nientaccio, wie überhaupt das accio und uccio ein vorherrschendes Anhängsel in Trastevere ist, und jedesmal erregte das ein schallendes Gelächter.

Der Dialekt liebt, wie jede platte Mundart Italiens, das ne anzuhängen und die Verbalendungen are und ire zu verschlucken, er sagt deshalb andane und partine, statt andare und partire. Ebenso verwandelt er das l gern in r, und sagt also statt del teatro: der teatro. Indeß verstellte man auch die Ausdrucksweise ins Platte; Lanciotto sagte einmal zu Paul: „Warte, ich will dich zerhacken wie eine Wurst." Bei Silvio Pellico schließt das Stück: Es ist genug Blut, daß die Sonne, wenn sie wiederkehrt, schaudert; im Dialekt hieß es: daß die Sonne, wenn sie wiederkehrt, das Zipperlein kriegt. Die Stelle im Dante, wo Francesca und Paul die Liebesgeschichte von Lancelot und Ginevra lesen, wurde so travestirt, daß gesagt wurde: „Wir lasen eines Tags die schöne Geschichte von Chiarina und Tamante." Dies ist nämlich eine Liebesgeschichte aus Corsica, welche als fliegendes Blatt durch ganz Italien verbreitet ist und hier überall verkauft wird, wie bei uns die neuen Lieder.

„Was würden wol Dante und Silvio Pellico dazu sagen, wenn sie diese Tragödie auf den Brettern in solcher Form sähen?" so fragte ich einen meiner Nachbarn. Der Mann sah mich verwundert an, und nachdem er begriffen zu haben schien, was ich meinte, sagte er: „Eh! si vuol ridere." Ich habe nun in Wahrheit kaum etwas Lachenswürdigeres gesehen als jene Scene, in welcher Lanciotto den Bruder und sein Weib ersticht, und wie diese beiden Liebenden nun niederfallen, Paul zur Francesca, welche hier Checca heißt, sagt: „Checca, verzeihe mir — ach, sie ist caput! — nun bin ich auch caput", und wie der Signor von Ravenna, buckelig, in sammtmanchesternen Hosen und in Hemdärmeln an den Leichen steht und zu Lanciotto sagt: „Genug Blut, daß die Sonne, wenn sie wiederkehrt, davon das Zipperlein kriegt." Der Vorhang fällt.

Man kann im Theater Emiliani auch Medea im dialetto romanesco vorstellen sehen, oder sich an der „Didone abbandonata" ergötzen, worin Aeneas als der mythische Ahnherr der Römer dem Volk mit heroischen Erinnerungen schmeichelt. Doch sei dessen genug.

Damit aber der Leser die trasteveriner Sprache vor sich habe, gebe ich hier den Anfang des Theaterzettels:

Teatro Emiliani
In Piazza Navona
Invito Strasordinario

Per la sera der giorno de Giuvedine 27 Gennaro der mille ottocento cinquantatrene. A Benefiziamento della

prima donna Pantomimica assoluta Marietta Descarsi. Man wird, wie der Zettel sagt, geben den

Purcinella Impicciato in tra' una Mucchi de Sorci, dopo na nova pantomimica tutta de spettacolo, fadica d'un regazzino granne de 5 anni e questa se chiama Er Naufragiamento de Tom-Pusse.

In der Camerata Lunga wird man an demselben Abend geben das erste Stück von neuem, dann ein Balletto in punta e tacco, hierauf den Capo d'Opera der Sor Pietro Metastasio Didone abbandonata, endlich die Pantomimica er balletto. Darum, so schließt der Zettel, kommt und lacht und macht auch die Schauspielerin lachen, deren Benefiz es ist, und sie wird euch zum Lohn Alles geben, was sie in der Brust verschlossen hat (tutto quello che tie chiuso nder petto).

Dante nennt in seinem Buch „De vulgari eloquentia" den römischen Dialekt den häßlichsten von allen Dialekten Italiens.

Die beiden Marionettentheater auf der Montanara und auf Sant Apollinare und das recitirende Theater Emiliani sind also die eigentlichen römischen Volkstheater mit ganz localem Gepräge. Dazu kommt noch im Winter das große Theater Alibert für Spectakelstücke und mit dem Beginn der schönen Jahreszeit das Volkstheater im Mausoleum des August.

Alle übrigen Theater haben nichts eigentlich Nationelles mehr. Nur Capranica steht noch in der Reihe der Volkstheater, macht aber schon den Uebergang zu den größeren. Man gibt hier Tragödien und Komödien, Ritter- und Räuberstücke, Singspiele, Pantomimen, Ballete,

jeder Art. Die stehende lustige Person ist der Stenterello, eine toscanische Figur ohne stereotype Maske, überhaupt nur der Lustigmacher, welcher auch in den Rührspielen nicht fehlen darf. Er ist der Pulcinella der recitirenden Volksschauspiele in ganz Ober- und Mittelitalien, und selbst das Teatro Emiliani hat ihn neben demselben aufgenommen. Einen guten Stenterello haben, gilt für das toscanische Volkstheater dasselbe, was ein erster Tenor und eine Primadonna für die Oper sind. Die Theaterzettel kündigen ihre Stücke jedesmal mit dem Zusatz con stenterello an, wie auf den Marionettentheatern die Stücke immer angekündigt werden: con pulcinella.

Außer Capranica spielen noch die Theater Torre d'Argentina, Valle, Tordinona oder Apollo. Das Apollotheater ist das Opernhaus; in der Wintersaison brachte es den „Trovatore" von Verdi. Valle ist das größte Theater für recitirendes Schauspiel; eine gute turiner Gesellschaft spielt hier seit Ostern und begeistert das Publicum durch die im tragischen Fach ausgezeichnete Signora Ristori. Man spielt hier, wie bei uns, viele französische Bühnenstücke, bisweilen auch Dramen Kotzebue's, und höchst selten gehen Goldoni, Silvio Pellico und der censurwidrige Alfieri über die Bühne. Alle diese Theater entziehen sich dem Bereich der Figurenwelt dieser Blätter.

Wir wollen also den Vorhang fallen lassen und die Puppen sammt und sonders wieder in die Schachtel legen. „Ebenso", sagte einst Don Quixote, „geht es in der Komödie und in der Darstellung dieser Welt, wo

Etliche Kaiser spielen, Andere Päpste, und kurz, ebenso viele Figuren, als nur in der Komödie auftreten können; wenn es aber zu Ende ist, wenn das Leben nämlich aus ist, zieht der Tod allen die Kleider aus, nach welchen sie sich unterscheiden, und in ihren Gruben sind sie alle einander gleich."

Und so sehet hier, meine Freunde, eine römische Figur, die ihre Rolle ausgespielt hat, und jetzt auf dem Paradebette zwischen brennenden Kerzen öffentlich ausgestellt daliegt, starr und todt, neugierig begafft von dem herzudrängenden Volk, von Menschen des niedrigsten Standes, die, als jener Mann lebte, ihm nicht in die Augen zu sehen wagten und scheu den Hut zogen, wenn er in seiner Prachtcarrosse vorüberfuhr. Es ist ein Cardinal. In einem Zimmer des Palasts der Consulta liegt er über dem Paradebette an der Wand in seiner roten, fürstlichen Gewandung. Wie wenig Prunk um diesen Mann, der einst den römischen Staat gelenkt hat und dessen Lebensgeschichte mit den größten Weltereignissen sich verzweigte.

Das Zimmer ist klein und nicht zu sauber. Betrachtet die Behänge seines Paradebettes, sie sind von schwarzem Taffet, sie haben schon manchem Cardinal gedient, denn sie sind alt und abgebraucht, schmuzig, zerrissen und hie und da geflickt. Ein paar Kerzen brennen. Ein Priester murmelt an einem Pult Gebete. Ab und zu strömt das Volk herein: Arbeiter von der Straße, Weiber und Kinder, und sie gaffen dem Todten mit dumpfer Gleichgültigkeit in's blasse Angesicht. Er liegt da wie eine rote umgestürzte Porphyrsäule eines Tempels. Sein Haupt

ist groß und wie aus Stein gehauen, steinalt und von spärlichem Haar umsilbert; seine bleichen Züge drücken noch festen Willen und ruhige Ergebung aus.

Ueber diesem Haupt schwebte im Jahre 1846 die Papstkrone, der Gegenstand langgenährter Hoffnung. Als Gregor XVI. gestorben war, zweifelte Niemand an der Wahl dieses berühmten Staatsmannes, des Ministers Gregors, Erzbischofs von Genua, Großpriors der Malteser und Abts von Farfa, der einst Nuntius in Paris gewesen war. Viele Cardinäle waren seine Creaturen, sein Anhang in Rom sehr groß. Als nun das Conclave beisammen war und man zur ersten Abstimmung schritt, fielen auf ihn die meisten Stimmen. Er zweifelte nicht an seiner Wahl, in der Stille seines Herzens trug er schon den Namen, den er sich als Papst hatte geben wollen. Aber die Papstwahl ist wie das Spiel einer Lotterie, und jener Cardinal zog eine Niete. Ein Mann, welcher einst an seine Thür in Genua geklopft hatte, demütig um seine Gnade und seine Beförderung bittend, der arme Graf Mastai Ferretti, gewann die Papstkrone, und der Greis Lambruschini fiel vor ihm auf die Kniee und küßte die Füße Seiner Heiligkeit.

Da liegt nun Lambruschini, der stolze unbeugsame Genuese, der einst Niemand neben sich geduldet und eigentlich statt Gregors geherrscht hatte, ein Mann von großer Energie und eine despotische Natur, von der unerbittlichen Strenge eines Mönchs, unzugänglich den Leidenschaften der Welt, nur auf die Herrschaft der Kirche bedacht, noch einer der Wenigen aus der alten Zeit und alten Schule. Fünf Päpste hatte er erlebt, der sechste nahm ihm die

Krone. Und welche Stürme der Geschichte von der französischen Revolution bis auf die jüngste von 1848 hatte er nicht erfahren, welche Erscheinungen, welche Personen, Kaiser, Könige und Fürsten, Gewaltherrscher und Entthronte waren nicht einst an ihm vorübergegangen! Im Papismus alt und grau geworden, das Haupt der Kirchenabsolutie, mußte er auch noch die letzte Revolution erleben, die Pio Nono mit den Reformen selbst hervorrief; wie ein Verbrecher mußte der alte Mann, schon an der Schwelle des Grabes, aus Rom entfliehen. Ich sah ihn oft bei Kirchenfesten, wenn er vor Alter zusammengesunken, gebeugt und zitternd, ehrwürdig wie ein Patriarch, in der Procession einherwankte oder in die Sixtinische Kapelle geführt ward. Aller Augen waren dann auf ihn gerichtet und es lief ein Murmeln durch die zuschauende Menge: „Das ist Lambruschini!"

Hier nun steht der zerlumpte Bettler und Handlanger von der Straße frank und frei an seinem Paradebette und gafft ihn an: „Ecco Lambruschini!" So liegt er, ein gleichgültiger Gegenstand, von den Weltdingen und der Geschichte abgetrennt, eine Figur, die ausgespielt hat und nun zu den andern Puppen gepackt wird, schon vergessen. Diese Oeffentlichkeit, diese gleichgültige Beschau einer Leiche hat etwas Erschreckendes, sie zwang mich, dem todten Cardinal im stillen Nachsinnen eine Leichenrede zu halten, indem ich an seine hohe Stellung, an seine große Thätigkeit und an sein großes Zeitalter zurückdachte und sein greises Todtenantlitz mit Ehrfurcht betrachtete.

Aber was kümmert sich auch das Leben um Kaiser,

Könige, Päpste und Cardinäle, und was bedeuten solche Erscheinungen in Rom! Hier unter den Ruinen der Weltgeschichte wird Alles, was draußen durch Größe blendet, fahl und bleich oder klein wie ein Marionettenspiel; denn hier modert eine Welt von Purpur, und die Luft ist voll von Namen todter Kaiser und todter Päpste.

Also weiter in das Puppenspiel des Lebens! Aber wohin soll ich meine Freunde nunmehr führen? Auf den Corso, wo rote und goldgestickte Teppiche aus allen Fenstern hängen, wo tausend schöne Frauen von den Balconen herablachen und einen ganzen Frühling von Blumen herunterstreuen, wie Pfirsichbäume, wenn sie der Zephyr bewegt und ihre Blüten umherstreut? Oder sollen wir nach Sant Antonio in die Diocletiansthermen, wo die langen Züge von buntbebänderten Pferden geweiht werden, wo wir die Equipage des Papsts und sein schönes weißes Maulthier bewundern, oder die Carrosse des Herzogs Buoncompagni-Ludovisi anstaunen können, deren herrliches Gespann, 16 Rosse zumal, der Wagenlenker vom Bock regiert? Doch nichts von alle Dem, sondern hier drängt sich uns mit unabweisbarer Allgegenwart die glänzende Erscheinung auf, welche Grasso Lucido heißt.

Aber nein! unsere Aufmerksamkeit nimmt jener wunderliche Zug von Wesen in Beschlag, welche paarweise und feierlich daherschreiten und dem tiefsten Mittelalter anzugehören scheinen, wie dessen Gestalten von Giotto oder Ghirlandajo und Sandro Botticelli gemalt sind. Diese Männer sind von Kopf bis zu Fuß in ein langes rotes Gewand gekleidet; eine Kapuze, welche spitz zuläuft, verhüllt ihr Haupt und läßt nur die Augen wie durch die Augenlöcher einer Maske sehen. Alle sind sie barfuß. Ein Strick umgürtet ihre Lenden; einige tragen Kreuze, aber jene beiden roten Gespenster, die den Zug eröffnen, halten vor sich in beiden Händen einen Menschenschädel und Menschenknochen. So schreiten sie einher und murmeln Gebete. Es ist die Brüderschaft der roten Sacconi. Wahrlich, ihr Anblick ist von unsaglicher Bizarrheit und versetzt in die ältesten Jahrhunderte zurück. Aber es gibt auch Brüderschaften von andern Farben, und wenn wir Abends Rom durchwandern, können wir wol mehr als einem Zuge solcher Art begegnen, diesen in schwarzen Kapuzen, jenen in himmelblauen, anderen in weißen oder gelben Gewändern. Das sind römische Figuren, die man täglich sieht, und wenn sie jene menschenöden und altertümlichen Stadtviertel Roms, die Regionen Monti, Campitelli oder Trastevere durchschreiten, oder wenn die Kapuziner selbst in ihren braunen Kutten und silbergrauen Bärten mit angezündeten Wachskerzen feierlich hinter dem Kreuze oder einem Sarge voraufgehen, erfüllen sie die öden Plätze und Straßen mit schauerlicher Schwermut.

Der Cultus Roms, ja das ganze innere Leben der Stadt hat wesentlich den Charakter der Procession, denn Rom ist die Stadt der Processionen. Und selbst wenn es nicht kirchliche Umzüge sind, die zumal im Sommer mit dem Mai und Juni ihren Anfang nehmen, so sind es ungezählte andere Züge von Genossenschaften, welche paarweise über die Plätze hinwandeln und überall ein feierliches Wesen verbreiten.

Seht, dort ziehen Mädchen, von Nonnen geführt, paarweise durch die Straße. Sie alle tragen ein schwarzes Kleid und ein weißes Brusttuch, ein weißes Kopftuch mit schwarzem Bande; vorauf ziehen die Kleinen, dann in aufsteigender Linie geht es so fort bis zu Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren. Es sind Zöglinge irgend eines Instituts, welche spazieren gehen. Sie begegnen sich mit einem Zuge von Jünglingen, die von Geistlichen spazieren geführt werden. Auch sie sind paarweise in aufsteigender Linie geordnet. Alle tragen schwarze Leibröcke und einen schwarzen Hut, selbst die kleinsten sind also ballmäßig angezogen, und wol 30 bis 50 Knaben sieht man beisammen, ein komischer Anblick, da Frack und Hut ihnen ein zwerghaft veraltetes Ansehn geben. Wenn sich jene schwarzen Mädchen und diese schwarzen Jünglinge begegnen, werfen sie sich sehnsüchtige Blicke zu und gehen stumm aneinander vorüber. Denn ach! sie sind stumm und ihre Ohren hören nicht, nur mit den Augen und mit den Händen telegraphiren sie sich ihre Unglückszeichen.

Es ist unmöglich, alle diese Vereine und Körperschaften zu nennen, welche so paarweise und in socialer Uniform Rom durchschreiten. Es sind Hunderte von pädagogischen Provinzen in dieser Stadt des geistlichen Socialismus, Hunderte von kirchlichen Phalansterien, welche die Phantasie Goethe's oder Fourier's zu Schanden machen.

Seht, da kommt wieder ein anderer Zug von Jünglingen, schwarz uniformirt in kaftanartigen Röcken mit aufstehenden Kragen, welche ein roter Streifen verziert.

Ein paar Mohren aus Afrika sind darunter, andere haben dunkelgelbe Gesichter. Sie sprechen in diesem Zuge Sprachen aus allen Zonen, europäische und asiatische wie afrikanische, sie reden chinesisch, persisch, hindostanisch, malabarisch, abyssinisch, koptisch und orangutisch. Das sind Schüler der Propaganda, spazierende junge Missionäre. Aber die dort, die rotgekleideten, flachshaarigen Jünglinge, welche eben vorüberkommen, paarweise wie die andern, sprechen alle deutsch, denn es sind Zöglinge des Collegium Germanicum. Und so sehen wir noch andere Collegien, bald hellblau gekleidete Jünglinge, bald weißgewandige und bald schwarze, Engländer oder Schotten, Nazarener und Nobili — wer möchte sie alle benennen!

Fürwahr, dieser Grasso Lucido, welcher uns schon einmal und immer wieder begegnete, ist doch gar zu zudringlich; aber er gedulde sich noch eine Zeit, denn wir haben noch ein wunderbares Schauspiel zu sehen. Folgt mir, Freunde, nach dem Lateran, und denkt euch, es sei der sonnengoldigste Junitag. Dort wird eine der größten Processionen über den Platz ziehen, alle Mönchsorden werden erscheinen und viele Körperschaften sich beteiligen, viele reizende Mädchen mit kleinen silbernen Kronen auf dem Haupt und mit Gewändern und Busentüchern, die nicht genäht, sondern mit tausend Stecknadeln zusammengesteckt und gleichsam in Mosaik gestickt sind, werden in der Procession auftreten; auch das riesengroße Kreuz werden Kuttenmänner tragen, ohne es mit Händen zu berühren, sondern es wird auf der Brust des Trägers in einem ledernen Behälter stehen und so ge-

schickt balancirt werden, als wäre dies die Production einer Kunstreiterbude. Diese unermeßliche Procession wird mitten durch jenes Lazaret am Lateran schreiten, mitten durch die Reihen von Betten gehen, in welchen kranke Frauen und Mädchen liegen, und diese werden den Segen empfangen. Habt ihr je so etwas gesehen oder nur gehört, meine Freunde? daß kranke Mädchen Besuche empfangen, nicht von einzelnen guten Freunden, sondern vom römischen Volk und allen Quiriten? Seht, es stehen die Thüren des Lazarets sperrweit offen, grüne Buxuszweige und Blumen sind davor gestreut. Schweizerhellebardiere sind am Eingang aufgepflanzt, stattlich und rotgelb wie Königskerzen und wie Feuerlilien. Aber sie wehren den Eintritt Niemand, und schon strömen Hunderte hinein und wir mit ihnen.

Welch ein Anblick! und wo sind wir? Wir treten sanft auf; wir dürfen uns an keinem Bette aufhalten, sondern nur vorüberschreiten. Seht, wie luftig und schön ist der Saal und wie reich ist er ausgeschmückt. Heute feiert die Krankheit ihr Fest und borgt von der Freude und von der Gesundheit Schminke und Putz; denn in diesem Rom will Alles einmal Figur machen, der Glückliche und der Reiche, der Bettler und der Krüppel, ja selbst die Todten müssen ihre Feste haben. Seht die Betten zu beiden Seiten in langer Reihe, wie sind sie sauber und weiß, mit purpurroten Teppichen und Goldfransen und künstlichen Blumen ausgeziert! Jedes Bett sieht aus wie ein Gedicht von Matthisson oder von Geibel. In jedem sitzt aufrecht oder liegt schmachtend eine Frau oder ein Mädchen, schneeweiß angethan mit der saubersten

Krankenjacke. Viele sehen aus — zum Davonlaufen, aber viele zum Krankwerden schön. Seht dort das Mädchen, wie ihr Gesicht von Genesung verklärt ist, und von dem unwiderstehlichen Zauber der Ermattung glänzt! Ihre schwarze Augen funkeln wie illuminirt von Erinnerungen. Bald werden sie wieder Blitze sein. Ihr wollt stehen bleiben, gute Freunde? Das ist nicht erlaubt, denn seht, an diesem Bett steht der schmuckste junge Rittersporn mit geschultertem Gewehr als Ehrenhold, und er sieht aus, als stünde er an einer Pulvermine Schildwache. Und dort wieder, wo das junge Mädchen aufrecht sitzt, dessen Wangen rosige Fieberröte so schön anhaucht und dessen Blicke wie Feuerfliegen in die Irre schweifen, dort stehen gar alte gelbgekleidete Hospitaldienerinnen wie Parzen Schildwache. Fort also, fort, denn dieser Aufenthalt ist gefährlicher als die Malaria in der Mondnacht. Das war eine Lazaretscene aus diesem wunderbaren Rom!

Wer kann aber nun dem Grasso Lucido entrinnen? Eine Volksgruppe steht auf irgendeiner Straße, eine declamirende Stimme erschallt aus ihrem Kreise. Wir eilen herbei: was gibt es hier? Il legittimo Grasso Lucido. Ein ganz frischer, blutroter Maueranschlag dort an der Ecke — wir eilen ihn zu lesen, denn was mag es geben? Il legittimo Grasso Lucido. Wir sitzen im Café Ruspoli — ein Zettelträger verteilt Zettel — was gibt es? Il legittimo Grasso Lucido. Dieser legitime Grasso Lucido hat also auch ein unbestrittenes Recht, die Augen aller Welt auf sich zu ziehen, ja er ist nichts Geringeres als die im Jahre 1850 nach Christi Geburt mit einer silbernen Medaille patentirte Glanzwichse, welche

gar keine corrosiven Zumischungen von Vitriol oder andern Säuren enthält, sondern jedes beliebige Leder nicht allein im höchsten Maß geschmeidig, sondern auch in einer ganz wunderbaren und unglaublichen Weise dauerhaft macht.

Sehen wir also einer solchen Vorstellung des Grasso Lucido unter dem Obelisk vor dem Pantheon zu. Dort stehen neben einem Tisch, welcher mit blechernen Wichsbüchsen überladen ist, zwei dieser Straßensophisten und reden stundenlang in nie endendem Redefluß über die Vortrefflichkeit des Grasso Lucido. Sollte man dem größten Philosophen die Aufgabe stellen, etwas zum Lob einer Glanzwichse zu sagen, so würde er in ein paar Sätzen damit zu Ende sein; aber dieser Mann dort, in schmierigem Rock und langer Sammtweste, welche beide gleichsam mit Glanzwichse überzogen sind, spricht über die Materie des Grasso Lucido ohne Aufhören mehrere Stunden fort, immer zur Sache und immer mit ganz neuen Argumenten und genialen Ansichten von dem, was eigentlich der Grasso Lucido sei und was er für ein Verhältniß zur Oekonomie, zur menschlichen Gesellschaft, zum verschiedenartigsten Leder, zur Cultur, zur Witterung, zur Sonne und zu den Sternen habe, und welches sein Einfluß auf das menschliche Gemüt sei.

In der ersten halben Stunde fallen dem Zuhörer die Schuppen von den Augen, er wird von der Vortrefflichkeit des Grasso Lucido beinahe überzeugt; allmälig aber beginnt er die Einzigkeit und ungeheuere Wichtigkeit des Grasso Lucido zu begreifen und gerät in Verwunderung, wie er bisher ohne ihn nur habe existiren können. Immerfort aber perorirt der Sophist vor dem Pantheon. Gorgias, Protagoras und Karneades sprachen nie schöner über die Gerechtigkeit, als dieser Mann über den Grasso Lucido. Er verdient, daß man ihm in Padua einen eigenen Katheder über den Grasso Lucido stifte; er selbst nennt sich bereits Professor und wahrscheinlich auch Mitglied mehrerer gelehrten Akademien, und seinen Collegen desgleichen; denn, sagt er, seht diesen Professore, er hat elf Bände über den Grasso Lucido geschrieben. „Nicht wahr, Professore, hast du es nicht in deinem zehnten Bande auseinandergesetzt, daß dieser ächte und in ganz Europa einzige Grasso Lucido eine so wunderbare Eigenschaft habe, daß er selbst das härteste Ochsenleder durchdringt und so weich macht wie ein Stück Sammet?“ Der Professor bejaht es, daß er dies im neunten Bande von dem Grasso Lucido geschrieben habe, und ergießt sich nun, da jener heiser geworden ist, von neuem in das Lob dieses erstaunlichen Products.

Er demonstrirt zuerst, was der Grasso Lucido an sich sei. „Man will behaupten“, sagt er, „daß in diesem Grasso Lucido vernichtende Säuren und corrosive Substanzen enthalten seien — ich frage euch nun! kann ein lebendiger Mensch Vitriol verschlucken? Glaubt ihr wirklich, daß es einen Mann gebe, der sich mit Schwefelsäure den Magen anfüllen könne? Seht her, ich will euch den Beweis liefern, denn ich will vor euern Augen diesen Grasso Lucido essen, und er wird mir weder den Tod geben, noch Uebelkeit zuziehen, vielmehr einen solchen Wolgeschmack erregen, als wäre es die allersüßeste Polenta.“ Hierauf verschlingt der Professore vor Aller Augen

eine ziemliche Quantität von Grasso Lucido, die Zuhörer aber sind bis in die Eingeweide hinein überzeugt, daß in diesem Präparat kein Vitriol enthalten sei. „Kauft also“, ruft der große Philosoph, „profitirt von diesem höchst ökonomischen, genießbaren, unschuldigen und einzigen Grasso Lucido, das Schächtelchen nur zu 13 Bajocchi. Sagte ich 13? Nein, nehmt es für 12. Sagte ich 12? Seht, ich gebe es für 10.“

Um nun zu beweisen, daß der Grasso Lucido alle ledernen Dinge blank mache, und zwar ohne Anstrengung, nimmt er zuerst ein Stück Papier und wichst dasselbe mit der größten Gemächlichkeit und mit einem Lächeln des Wolbehagens; dann ergreift er einen Jungen und wichst ihm unter beständigem Declamiren einen Stiefel. Der Junge stralt im Antlitz vor Freude, denn es ist ihm noch nicht passirt, daß ihm Jemand die Stiefel gewichst hat, noch hat er überhaupt, solange er lebt, gewichste Stiefel getragen. „Seht“, sagt der Professore, „dieser Stiefel war eben erst gleichsam der Stiefel eines Schweins, und jetzt erglänzt er wie das reinste Silber, ja, ein kaum geborenes Kind könnte ihn mit leichtester Mühe blank machen.“ Der Junge geht mit einem gewichsten und einem ungewichsten Stiefel von dannen, und drei Straßen entlang läßt er kein Auge von seinem blanken Stiefel und scheint sich und sein Glück darin zu spiegeln.

Dies war eine Vorstellung von dem Grasso Lucido, welcher uns in den Stand setzt, nicht allein in der feinsten Gesellschaft anständig zu erscheinen, sondern geradezu auf einen Ball zu gehen.

Der Ball wird weder beim Duca Torlonia, noch beim Duca Braschi gegeben, sondern ist weit mehr interessant und sehenswert als ein Tanz in fürstlichen Prunkgemächern im Costüm der Zeit Ludwig's XIV. Es ist ein sogenannter Modellball in einem großen wüsten Saal in der Via Claudiana.

Es gibt in Rom eine eigene Menschenclasse, deren Leben so absonderlich und seltsam ist, daß es den Novellisten vielleicht mehr reizen sollte als das jener Blumen-Marien und Grisetten in Paris, welche die französische Literatur gegenwärtig zu Idealen der schönen Weiblichkeit und zu Musen der Poesie erhoben hat. Die römischen Figuren, welche hier einen Ball halten werden, sind nämlich Modelle der Künstler, Männer und Mädchen, die das traurige Loos erdulden, viele Stunden des Tags als Figuren leblos dazusitzen. Sie erwerben ihren Unterhalt durch die schönen charakteristischen Formen ihres Leibes. In allen nur denkbaren Gestalten erscheinen sie. Heute ist das Mädchen, welches Modell steht, die Venus von Medici, morgen Diana, Ariadne, Madonna, eine Bacchantin, eine büßende Magdalena, eine Psyche, eine Göttin, eine Sklavin, eine Mirjam, eine Vestalin; heute nackt und morgen sittig verschleiert, mit bunten Gewändern drapirt, bald als Türkin, bald als Griechin, wieder im Costüm von Albano, im Costüm der Campagna und als Römerin. Immer ist das arme Geschöpf eine Figur, deren Aufgabe es ist, so sehr Statue zu sein als möglich, und in der vom Künstler vorgeschriebenen Stellung auszuharren; denn einer Puppe gleich werden dem Modell Lage und Stellung des Leibes und der Glieder angeordnet, versucht, geändert, auf's neue

gerichtet, bis die Figur in die regelrechte Position gekommen ist.

Es gibt außer den größern Akademien, in denen zu bestimmten Tagesstunden Act gezeichnet wird, auch Privatakademien, welche Besitzer von geeigneten Sälen eröffnen und wo gegen ein Eintrittsgeld Modelle gezeigt werden. Der berühmteste dieser ist Nicola in der Via Claudiana, ein Mann, welcher eine erstaunliche Fertigkeit im Modellstehen besitzt und in der Kunst der plastischen Darstellung jeder beliebigen Figur es mit dem besten Schauspieler aufnehmen darf.

Ein solcher Saal gewährt einen sonderbaren und fremdartigen Anblick; ich habe ein Bild davon noch niemals angetroffen, und doch sollte eine solche Scene in guter Ausführung ein gar interessantes Genregemälde liefern. In einem öden Raume sitzt auf erhöhtem Postament das Modell, sei es Mann oder Mädchen, gleich einer Statue regungslos. Um sie her ein drei- oder vierfaches Amphitheater von Zeichnenden, ihrer vielleicht hundert, Menschen aus allen Ländern, Franzosen, Engländer, Deutsche, Amerikaner, Polen, Russen, Dänen, Belgier, Italiener. Ein jeder hat einen kleinen Tisch und eine kleine Lampe vor sich. Ein jeder zeichnet das Modell, je nachdem er sitzt oder steht, von vorn oder von hinten oder von der Seite; der in Blei, dieser in Kreide, jener in Aquarell, der eine schülerhaft, der andere stümperhaft, der dritte vortrefflich. Der eine zieht es in's Gemeine, der andere idealisirt es, und so verhundertfacht sich mit einem mal die Schaupuppe gleich einer Schrift in einer Abschreiberofficin. Man erinnert sich wol unwillkürlich

an eine Druckerei, wo in einem gleich wüsten und angerauchten Saal die Setzer mit niedergebeugtem Kopf, ein jeder an seiner Lampe, stehen und abwechselnd zur Schrift aufschauen, abwechselnd zum Satz niederblicken. Indem die tiefste Stille herrscht und alle diese Zeichnenden dieselbe stumme auf- und niedergehende Bewegung des Kopfes machen, alle Blicke aber auf das bunt aufgeputzte leblos-lebendige Modell gerichtet sind, welches wie ein Götzenbild dasitzt, entsteht in dem unbeschäftigten Zuschauer eine gemischte Empfindung des Lächerlichen und des Mitleids mit dem gequälten Geschöpf. Denn dieses scheint von hundert Blicken gleichsam unablässig durchbohrt zu werden und zu einer neuen, unerhörten Todesstrafe verdammt zu sein, nämlich sich zu Tode sehen und zu Tode zeichnen zu lassen.

Schon zwei Stunden sitzt das Schlachtopfer in derselben Stellung; das Gesicht ist von Anstrengung gerötet, die Züge sind erschlafft, die Augen matt, ihr Auf- und Niederschlagen verrät allein die atmende Seele. Was denkt dieser aufgeputzte Körper? Gar nichts. Indeß manchmal fliegt ein Lachen über ihren Mund, sie beißt die Lippen zusammen, um nicht in ein unsterbliches Gelächter auszubrechen und ihre ganze Position über den Haufen zu werfen. Sie kommt sich selbst lächerlich vor, oder die Zeichnenden kommen ihr im höchsten Maße albern und lächerlich vor; vielleicht hat sie einen blondhaarigen Pfuscher gesehen, welcher in einer komischen und ungeschlachten Stellung mit Begeisterung zeichnet, und dessen Figur und Erscheinung der jungen Römerin lachenerregend ist.

Solchen Modellen zu Ehren gibt der Besitzer der Akademie in der Carnevalszeit einen Ball, auf welchem sie im Costüm erscheinen und wozu Künstler und Bekannte eingeladen werden, und auch der Fremde eine Karte erhalten kann.

Wenn man die römischen Nationaltänze in aller ihrer Mannichfaltigkeit und Anmut kennen lernen will, so muß man sie auf einem Modellball von Mädchen und jungen Männern tanzen sehen. Der Reiz wird noch erhöht durch den Wechsel der Costüme, die man hier beisammen sieht, und unter denen die aus der Campagna und von Albano und das reichste von allen, die Tracht von Nettuno, besonders in die Augen fallen. Dazu wirkt auch die Musik, Mandolinen und Tamburins, eigentümlich national. Man sieht die Jugend Roms auch im October in den Osterien und auf dem Felde ihre Nationaltänze tanzen; denn zur Zeit der Weinlese ziehen Scharen von Mädchen und jungen Männern vor die Tore, besonders vor die Porta Angelica, und man sieht sie dort auf der schönen Wiese unter dem Monte Mario, auf Wegen und in Schenken das Tamburin schwingen und tanzen. Abends kehren diese Mädchen mit Gesang heim. Indem sie durch die Straßen fahren oder zu Fuß einherkommen, einen blumenbekränzten Thyrsusstab voraustragen, ein gellendes und sehr lebhaftes Lied singen, und einige auch Fackeln in den Händen halten, möchte man wähnen, einen Zug von Mänaden oder Bacchantinnen vorüberziehen zu sehn.

Nun finden wir in der Via Claudiana einen großen Saal, welchen der Ballgeber mit besonderm Fleiß geschmückt hat. Von der Decke herab läuft in vielen Gewinden nach allen Richtungen eine Blumenguirlande zu den Wänden hin; sie trägt einen Kronleuchter. Es fehlt nicht an Gold- und Silberpapierstreifen und allerlei buntem Ampelwerk. Die Decoration hat etwas Ländliches; der Boden des Saals ist schwarz wie die Erde und ziemlich ungleich. Auf einem kleinen Orchester stimmen schon die Musiker Mandoline und Hackbrett, rings an den Wänden aber sitzen die Modelle, diesmal in höchster Regsamkeit und Festfreude. Viele kamen eben vom Corso, wo sie in demselben Costüm auf gemieteten Stülen an den Palästen saßen und Blumensträußchen empfingen oder austeilten. Die Mütter begleiten ihre Töchter auf den Ball als Schutzgeister; wie überhaupt kein unverdorbenes Mädchen unter den Modellen (denn es gibt deren auch solche), ohne die Mutter neben sich zu haben, im Privatatelier Figur macht.

Die Ballgesellschaft ist ziemlich bunt, denn auch Masken untergeordneter Art finden sich vom Corso ein, und bald wird der Saal von Fremden jedes Landes angefüllt, welche die Modelle wollen tanzen sehen. Der natürliche Anstand und die gefällige Weise des Benehmens dieser armen Mädchen ist überraschend; der von Natur feine Takt des italienischen Volks erstreckt sich durch alle Schichten der Gesellschaft. Wenn dieser Ball, auf dem in ausgelassener Lust Modelle tanzen, bis an die helle Morgensonne währte, so würde der Zuschauer sich niemals durch eine Frivolität beleidigt, noch überhaupt die Schranken des Wolanständigen überschreiten sehen.

Es herrscht die volle frische Tanzlust der Jugend,

welche allein diese jungen Leute zu beseelen scheint, und es ist ein Genuß, ihren graziösen Bewegungen wie dem Ausdruck von Leidenschaft und höchster Befriedigung zu folgen. Wer noch keinen südländischen Nationaltanz sah, sondern nur die charakterlosen modischen Tänze oder die Abgeschmacktheit der Ballete kennt, erfreut sich an dieser Pantomimik eines lebendigen Tanzes, wie ihn das Volk aufführt. Die gut zustimmende Musik der Mandolinen mit ihren etwas capriciösen, krausen Klängen, das bunte Costüm von Purpur und Gold, von Grün und Rot, die schönen jugendlichen Formen der Tänzer und Tänzerinnen, die edelgebildeten klaren Römergesichter — das alles gibt eine vortreffliche Zusammenwirkung, und oft sind diese verschlungenen Tanzarabesken, dieses Verketten und Auflösen, diese anmutigen Neigungen, dieses Winken, Enteilen, Sichsuchen, dieses Hinschweben mit wechselnder Stellung gleich einem reizenden Figurenrelief anzusehen.

Man tanzt vielerlei Tänze, einheimische wie fremde. Der römische Nationaltanz ist der Saltarello, welcher nur von einem Paar zugleich ausgeführt wird. Er bewegt sich nicht in großen Linien, sondern in kleinen sehr raschen Tacten und wird besonders mit dem Oberkörper getanzt. Er hat eine große pantomimische Lebendigkeit und etwas Bacchantisches, weniger Grazie in der Bewegung als Leidenschaft in den Schwingungen der hüpfend sich drehenden oder einen Halbbogen beschreibenden Körper. Die Mädchen tanzten auch die in aller Welt verbreitete Polka und versuchten sich selbst im Schleifer, welcher ihnen niemals gelang, denn dieser bewegt sich in horizontalen Linien, während das italie-

nische Naturell viel eher die aufhüpfende und sprungweise Bewegung liebt. Der deutsche Tanz ist ein Tanz der Gemeinschaft und des Nebeneinander, der italienische eine Darstellung der schönen Körperform, ein Gegenübertanz und darum dramatisch.

Während also die jungen Römerinnen in einer ihrer schönsten Pantomimen erscheinen und eine gelungene Attitude bilden, wollen wir schnell die Girandola aufsteigen lassen, um so auch unsern ganzen bunten Figurentanz, welcher doch mit einem Todtentanz begann, wie sich gebührt, mit bengalischem Feuerwerk zu beschließen.

Ehedem stieg die Girandola am Tage nach der Beleuchtung des Sanct Peter vom Mausoleum des Hadrian auf, jetzt aber vom Monte Pincio, über der Piazza del Popolo, gegen welche die Façade dieses herrlichen Spazierganges gekehrt ist. Man sagt, daß sie auf dem hohen Castell einen weit prächtigern Anblick gewährt habe, und das ist wol glaublich, weil sie von dort aus gleichsam über die Stadt selbst sich erhob. Indeß macht die Girandola auch auf dem Monte Pincio eine über alles Vorstellen zauberische Wirkung.

Sobald ein Schuß vom Castell das Zeichen gibt, donnern die Kanonenschläge auf dem Pincio, und nachdem erst einige Raketen aufgestiegen sind, schießt rauschend und sausend, wie eine vulcanische Eruption, unvermutet und gewaltsam der Feuerstrom der Girandola hinter der Façade des Pincio hervor. Eine Riesengarbe oder eine ungeheuere Palmenkrone sprühenden Feuers fliegt, von der Erde gleichsam ausgestoßen, zischend und knallend auf, breitet sich fächerartig über den Himmel

aus, und scheint ihn halb bedecken zu wollen. Das geblendete Auge hat nicht Zeit, in diesem Stralenphänomen das Spiel der Einzelnheiten zu verfolgen, die ganze erhabene Erscheinung rauscht schon zu Häupten des Betrachtenden, der am Obelisk der Piazza del Popolo steht, und indem sie sich auflöst, scheint der Himmel Myriaden Sterne auf uns herabzuregnen. Es ist kaum ein Betrachten zu nennen, es ist eine urplötzliche Flammenvision, welche dahinfährt und in kürzester Zeit verschwindet; die Erinnerung hält sie nur wie die Magie einer Traumerscheinung fest.

Die Girandola ist verschwunden — der Nachthimmel glänzt wieder tief und klar, und die weiße Dampfwolke wallt langsam über die Porta del Popolo. Nun beginnen einzelne Stoß- und Knallraketen hinter den Bäumen des Pincio aufzuplatzen, lichtlos und gleichsam nur als geisterhafte Ankündigungen neuer Erscheinungen. Eine knallt hinter den marmornen Sphinxen, welche am Eingange des Monte Pincio liegen, und indem bei diesen heftigen Schlägen einzelne Blitze aus dem Dampfgewölk aufzucken, erscheinen die dunkel und geheimnißvoll hingelagerten Sphinxe wie dämonische Wesen, die aus der Tiefe heraufgestiegen sind.

Bengalisches Feuer zündet jetzt die Façade einer gothischen Kirche oder eines Tempels an, welcher mit erleuchteten Conturen, als ein Zauberpalast feenhaft über den schwarzen Pinien des Pincio schwebt. Der Tempel verlischt nach und nach; dann fliegen Raketen, Leuchtkugeln, Sterne in blauem, rotem und weißem Licht ohne Aufhören empor und zerplatzen zum Sternregen. Ohne

Ende zischen Feuerschlangen in den Lüften und erhellen den Platz, und in dem Widerschein all dieser sausenden Lichter steht der Obelisk des Sesostris, einst in dem fernen Heliopolis der Sonne geweiht, fremd und seltsam und zeigt die Hieroglyphen seiner rätselhaften Bilderschrift. Es ist ein trefflicher chaldäischer Apparat für die Magie dieser Feuererscheinungen, welchen die Sphinxe und der Obelisk hergeben, und aus den durchglühten Dampfwolken ragen, zauberisch beleuchtet, die Pinien und die Cypressen und die bunten, bizarren Figuren des Pincio, die Säulen mit den Schiffsschnäbeln, die melancholischen dacischen Kriegsklaven mit den phrygischen Mützen, die speerhaltende Roma und so viele andere im Lichtnebel hervorschimmernde Marmorfiguren. Nun ist die Roma von Raketen umrauscht und von Kanonenschlägen umdonnert, und ganz übergossen mit purpurner Flammenglut, ein schönes Bild der ewigen Stadt, welche unter allen Kämpfen der Geschichte in ihrer Majestät sich behauptet hat, von der ersten Eroberung durch die barbarischen Gallier bis auf die jüngste durch ihre Nachkommen.

Ein neuer überraschender Zauber — Feuercascaden ergießen sich von den Seiten der Façade den Monte Pincio herunter, es sind rauschende, phosphorescirende Wellen, es ist das wirkliche Getön eines Wasserfalls, es sind die Cascaden von Tivoli — wie prächtig und wie natürlich! Auch sie sind erloschen; doch enden nimmer die Sternraketen, welche angenehm unterhalten und das Auge beschäftigen, und nun folgen wieder Feuerräder, Sprühlichter, Garben; das saust, zischt, knallt,

knattert, züngelt, raschelt — die ganze Atmosphäre ist in feurigen Dampf gehüllt, und die Geister der Elemente scheinen als Tausende von Feuerkobolden, als geflügelte Lichtdrachen, Feuereidechsen, Feuerfliegen, Leuchtkäfer, Feuerschlangen den tollsten Hexencarneval in den Lüften zu halten, oder auf feurigen Besen durch den Himmel zu fahren.

Nun wieder Stille und Nacht. Auch die Façade der gothischen Kirche ist mit all ihren bunten Lichtarabesken erloschen. Jetzt aber steigen neue sonderbare Wesen aus den märchenhaft schwankenden Pinien und Cypressen, Lorbern und Blumengebüschen des Monte Pincio auf — es sind leuchtende Geschöpfe, die sich langsam erheben, es sind Fische, die allmälig aufschweben und über die Porta del Popolo den Sternen zu ziehen. Diese wunderlichen Luftballons, in denen Lichter brennen, steigen zu dreien, zu fünfen, einzeln, gruppenweise aus dem Gebüsch auf und schweben in verschiedenen Richtungen fort, einige hoch, daß sie Sternen gleichen, andere träge und niedrig; so durchschwimmen sie das smaragdene Luftreich. Hie und da hascht ein Luftgeist einen Fisch und trägt ihn in die Weite; hier wieder fängt einer Feuer und verlodert. Auch diese Erscheinung geht vorüber — die letzte Salve von Kanonenschlägen donnert hinter der Roma, eine kleinere, letzte Girandole von Raketen — ein Kanonenschuß, und Alles ist erloschen.

Aber wer kann nach Hause kehren, in das dumpfe Gemach sich einzusperren, da der Mond in seiner Fülle an diesem tiefblauen, unergründlichen Himmel schwebt und

diese ernsten Riesenmassen der ewigen Stadt mit magischem Lichtnebel beleuchtet!

Man muß Rom im Mondenschein durchwandern, dann beschwört man die Todten; sie sprengen ihre Gräber und beginnen alle Ruinen zu beleben und zu umwandeln, Könige und Kaiser, Helden und Weise, Päpste und Tribunen, Cardinäle und Nobili des Mittelalters.

Steigen wir noch auf die Kaiserpaläste hinauf, deren gigantische Pfeiler, Bogen und Splitter aus dem schwankenden Buschwerk gen Himmel ragen. Zu Füßen liegt im Mondzauber das Colosseum, das Symbol der kolossalen Kaisergeschichte, wie eine riesige Schale von Stein, in welche dieses Rom das Blut der Welt aufgesammelt hat, neben ihm der Triumfbogen des Konstantin, die Grenzmarke zwischen Heidentum und Christentum, weiter der Triumfbogen des Titus, der Grenzstein zwischen Judentum und Christentum, und wie weit der Blick dringe, überall tauchen Trümmer der Geschichte auf — Alles ist still, wie gebannt und wie gefeit. In den Ruinen der Kaiserpaläste schreit die Eule. Was geschah hier im Lauf der Zeit! Wer wandelte hier in diesen Kaiserhallen! Augustus, Tiberius, Caligula, Nero, Domitian, die Antonine, Heliogobalus — die Götter der Erde und ihre Dämonen. Hier ward aufgeführt jegliches Schauspiel der Leidenschaft, Tugend und Laster, Großmut, Narrheit, Weisheit, teuflische Bosheit, jede Empfindung, für welche die menschliche Brust Raum enthält, hat hier Gestalt gewonnen. Hier ward die Welt regiert, verschwelgt, verpraßt, in einer Nacht vergeudet. Jedes Alter und jedes Geschlecht hat hier

geherrscht, Greise und Weiber, Männer und Kinder, Sklaven und Eunuchen haben hier Gesetze dictirt. Nun ist Alles todt und still, bis auf den Klagegesang der Eule, die um die wüsten Steinbogen flattert. Auf der andern Seite blickt man in die ewige Stadt hinab — tausend Lichter funkeln in ihr, aber sie schweigt. Hundert Kuppeln, Türme, Säulen, Obelisken ragen aus der blauen Mondnacht gen Himmel — dann und wann regt sich die Stimme einer Glocke — zauberische tiefe Stille, wie als wölbte sich die Zeit über diesem Rom in eherner Ruhe.

Aus dem Labyrint der Häuser ragen zwei Säulen in die Nacht auf und heben über die Stadt zwei Figuren von Erz, die Herrschergestalten Roms, seitdem die Kaiser todt sind. Das sind die Apostel Sanct Paul und Sanct Peter, die sich auf jene kaiserlichen Säulen des Antonin und des Trajan niedergelassen haben, der eine mit dem Schwert in der Hand, als Eroberer der Erde, der andere mit den beiden Schlüsseln in der Hand, als Eroberer des Himmels, dessen Pforten er öffnen und schließen kann. So stehen diese beiden Zionswächter Roms in der stillen Nacht auf ihren luftigen Höhen, und halten über allen Trümmern und Palästen der Stadt ihren Dialog.

Vielleicht sinnen sie jetzt auf eine feierliche Rede oder einen Marienlobgesang, denn bald werden sie nicht mehr allein über Rom emporragen, bald wird sich vor ihren Augen eine dritte Säule und auf ihr eine dritte Figur erheben, eine schöne Jungfrau mit der Stralenkrone über dem halben Monde schwebend. Denn seht,

auf dem Spanischen Platz liegt schon die alte heidnische Säule, überbaut von einem Bretterhause. Schon sind ihre Fundamente gelegt und feierlich gesegnet; schon arbeiten die Künstler an dem Schaft, ihn zu glätten, und andere in den Werkstätten an der Figur der Madonna Immaculata, welche Pius IX. auf jene Säule wird erheben lassen.

Es war am 8. December 1854, als Rom sich plötzlich in Nicäa verwandelte. Zweihundertfunfzig Bischöfe und Prälaten, aus allen Ländern der Welt zusammengeströmt, gleichsam ein Volk von Greisen, eine Versammlung von Patriarchen katholischer Christenheit, Männer gleich Methusalem und Noah, waren nach Rom gekommen. Und wo man ging und stand, wandelte man wie unter wieder aufgestandenen Aposteln, Kirchenvätern, Heiligen und Päpsten. Ja, wer einige Jahre zuvor die Tricoloren der jungen Freiheit in den Straßen wehen sah und nun plötzlich in diese überall auftauchenden steinalten, silberhaarigen Medusenhäupter der Erzbischöfe von Portugal und Spanien, von Brasilien und Irland, von Oesterreich und Indien, von Frankreich und von Schottland blickte, der mußte glauben, ein Zauber sei ihm angethan, und er sei plötzlich über viele Jahrhunderte hinweg in ein lateranisches Concil zurückversetzt worden.

Da war es am 8. December 1854, daß Pius IX. ein Dogma verkündete, jenes der unbefleckten Marienempfängniß. Dies war der jesuitische Abschluß der Reformen des einst geistreichen und liberalen Papsts. Ueber diesen Reformen von 1847 und über der Revolution, welche sie hervorriefen, wird nun jene Säule und jene

Jungfrau aufsteigen, der Nachwelt zum Denkmal, wie schnell sich im Leben Alles wandelt.

Die Madonna vom Spanischen Platz, vor dem Palast der Propaganda, wird sich bald zu jenen beiden Apostelfiguren gesellen und ihnen viel zu klagen und zu berichten haben. Ist sie doch die jüngste Madonna und gleichsam eine Stieftochter der Revolution. Aber ich vergaß, ihre ältere Schwester steht bereits auf einer der herrlichsten Säulen Roms, fast drittehalb Jahrhunderte lang mit jenen Aposteln befreundet. Das ist die Madonna von Santa Maria Maggiore, auf der großen korinthischen Säule vom alten Friedenstempel. Sie ist die Tochter der Restauration der katholischen Christenheit, aufgerichtet im Jahre 1614, eine stattliche Frau von Erz, die den Dreißigjährigen Krieg gesehen hat. Wie wird sie sich wundern, wenn ihre jüngste Schwester vor ihr aufsteigen wird in einer so schutzflehenden Gestalt!

Ich habe nun meine Aufgabe gelöst. Ich versprach meinen Freunden ein buntes Figurenschauspiel Roms in aufsteigender Linie und siehe da, höher hinauf können wir nicht mehr, oder wir müßten mit jenen Männern und Frauen, welche Pius IX. in diesen Jahren selig gesprochen hat, auf Wolken und Engelflügeln gen Himmel steigen. Doch ein solcher Ikarischer Flug ist gefährlich. Darum bleiben wir bei Sanct Peter und Sanct Paul, denn ihr luftiges Reich auf jenen Säulen ist doch immer fester und sicherer, als es Wolken sind.

Aber, so fragte mich ein Freund, was meinen Sie wol: wird dereinst eine Zeit kommen, wo Sanct Peter und Sanct Paul von ihren Säulen herabsteigen und aus

den Toren Roms entweichen, und wo dann der Heiland ihnen begegnen und zurufen wird: „Domine, quo vadis?" Welche Torheit, das zu fragen, und welche größere, darauf zu antworten. Denn man muß, so sagte der weise Apollonius von Tyana, dem Sophokles glauben, der am schönsten gesagt hat:

> Nicht älter werden nur die Götter,
> Und sterben nicht, da alles Uebrige
> Die allgewalt'ge Zeit verzehrt.

San Marco in Florenz.

Das Dominicanerkloster San Marco in Florenz hat außer seinem historischen Interesse noch ein künstlerisches in hohem Grade. Das erste verdankt es Savonarola, das andere zwei vorzüglichen Meistern in der Malerei, Angelico von Fiesole und Fra Bartolommeo. Der Platz, auf welchem es liegt, ist auch noch heute wie zu den Zeiten Lorenzo's von Medici einer der Sammelpunkte des florentiner Kunstlebens, der dritte neben den Uffizien und dem Palast Pitti; denn dort vereinigt sich die Gallerie der Akademie der schönen Künste mit der berühmten Schule der Kupferstecher.

Zur Zeit Lorenzo's stand in der Gegend von San Marco jener Garten der Medici, in welchem sich die erste Sammlung von Antiken befand, unter der Aufsicht des alten Bildhauers Bertoldo. Dort versammelten sich die hervorragendsten Talente von Florenz, und Alles was in Künsten oder Wissenschaften aufstrebte oder bereits groß war und die Gunst Lorenzo's genoß. Wie die Maler in die Kapelle Brancacci gingen, um nach Masaccio's Fresken zeichnen zu lernen, so kamen die Bildhauer in den Garten

Medici, um die Antiken zu studiren, und mit Angelo Poliziano, mit Pico von Mirandola und Marsilius Ficinus Gespräche zu führen. Aus diesem Garten sah man oft mals Lorenzo, den Perikles von Florenz, in das Kloster San Marco gehen, um sich dort in eine Zelle einzuschließen und des süßen Heidentums zu entnüchtern. Da wurde das geistreiche Gespräch über die Weltseele Platon's mit einer heuchlerischen Betrachtung über die Nachfolge Christi vertauscht. Savonarola aber hielt sich murrend entfernt und kam nicht zum Vorschein, wenn ihn Lorenzo rief.

Das Kloster war den Mediceern wert; sie hatten es eigentlich geschaffen. Seine Geschichte ist in Kürze diese. Der Gründer des Dominicanerordens schickte im Jahre 1220 zwölf Schüler nach Toscana; von ihnen wurden Convente errichtet, deren angesehenstes das in Fiesole war. Von ihm stammt das Dominicanerkloster San Marco. Ursprünglich war dieses von Silvestrianern im Jahre 1299 gegründet worden, aber zur Zeit der großen florentiner Pest in Verfall geraten. Nach San Marco zogen Dominicaner von Fiesole, und zwar auf Veranlassung des Cosimo Medici, welcher kurz zuvor aus seiner venetianischen Verbannung heimgekehrt war. Cosimo rief aus Fiesole den berühmten Prior Antoninus, den größten Heiligen seiner Zeit. Er war der Sohn des florentinischen Advocaten Nicolò Pierozzi, und im Jahre 1389 geboren. Schon in seinem sechzehnten Jahre war er in den Orden der Dominicaner zu Fiesole getreten und geraume Zeit darnach Prior geworden. Cosimo bewog ihn nach San Marco überzusiedeln, was auch im Jahre 1436 geschah, nachdem Michelozzo Michelozzi mit dem Umbau des alten Klosters der Silvestrianer beauftragt worden war. Er riß dasselbe fast ganz nieder, und führte einen stattlichen Neubau auf. Auch für Cosimo wurden hier zwei Zellen eingerichtet wie für einen Mönch; man zeigt sie noch heute wie die Zelle Savonarola's als historische Merkwürdigkeit. „In dieser Einsamkeit", so sagt der Padre Marchese, „ließ Antoninus mit der Freiheit eines Freundes und mit dem Ansehen eines heiligen Lebens den ehrgeizigen Alten jene Wahrheiten hören, welche die Schmeichelei den Mächtigen immer verschweigt; und sicher ist es dem Heiligen zu danken, wenn Cosimo Medici nicht ein gemeiner Despot wurde."

Im Jahre 1443 wurde der Bau beendigt, und Cosimo gründete die berühmte Bibliothek in San Marco. Antoninus wurde drei Jahre später Erzbischof von Florenz. Er starb, von aller Welt wegen seiner Tugenden bewundert, und nachdem er sich um die Reform des Klerus eifrig bemüht hatte, schon im Jahre 1459.

Zwei weite Klosterhöfe zieren San Mareo. Ihre Lünetten sind al fresco gemalt und enthalten Darstellungen aus dem Leben Antonin's, von Gherardini, Dantini, Poccetti und andern Malern. Doch der größte Schatz des Klosters besteht in den Wandmalereien Fiesole's, des ältesten Meisters aus der Schule des Giotto. Fast alle Zellen, der Capitelsaal, die Corridore und einige Lünetten in den Höfen enthalten Gemälde von seiner Hand.

Mit Fra Angelico begannen die merkwürdigen Reactionen, welche das im Reformiren so eifrige Kloster gegen den modernen Geist der classisch-italienischen Malerei unternahm. Die Lebensgeschichte des berühmten Malers

ist aus Vasari bekannt. Ausführlicher hat sie Vincenzo Marchese beschrieben, ein Dominicaner von San Marco. Dieser Gelehrte wurde wegen seines Buchs: „Unedirte Briefe des Fra Girolamo Savonarola und Documente denselben betreffend", von einigen inquisitionslustigen Brüdern seines Ordens des Liberalismus angeklagt und da man ihn nach Rom zu schicken drohte, ging er im Jahre 1851 nach Genua. Er steht an der Spitze der Gesellschaft, welche die neue Ausgabe Vasari's in der „Raccolta artistica" besorgt.

Im Jahre 1845 veröffentlichte er „Die Denkwürdigkeiten der ausgezeichneten Maler, Bildhauer und Architekten der Dominicaner nebst einigen Schriften, welche die schönen Künste betreffen". Schon im 16. Jahrhundert hatte Razzi eine Geschichte der berühmten Dominicaner geschrieben, welche auch das Leben einiger Maler, Bildhauer und Baumeister dieses Ordens enthält. Marchese scheint dessen Idee wieder aufgenommen und ausgeführt zu haben. Die Lebensbeschreibungen, welche er in seinem Werke gibt, beginnen mit Fra Ristoro und Fra Sisto, berühmten Architekten des 13. Jahrhunderts, welche die schöne Dominicanerkirche Santa Maria Novella in Florenz erbauten. Am ausführlichsten hat er das Leben der Maler Fra Angelico und Fra Bartolommeo beschrieben. Sein Werk schließt mit einem Capitel über das Unternehmen Savonarola's, die Künste zu reformiren.

Im Zusammenhang damit steht das Prachtwerk der florentiner Kupferstecherei, welches unter der Leitung Perfetti's begonnen wurde: „San Marco, das Kloster des Predigerordens in Florenz, illustrirt und gestochen, hauptsächlich nach den Malereien des Beato Giovanni Angelico mit dem Leben desselben Malers und einem historischen Abriß desselben Klosters vom Padre Vincenzo Marchese" (Florenz, auf Kosten der Artistischen Gesellschaft, 1850).

Hier verherrlicht Marchese mit großer Uebertreibung Fra Angelico wie einen Propheten, welchem die große Aufgabe gestellt war, die absterbende religiöse Malerei zu erneuern. Durch seine Gemälde sollte er dieselbe moralische Reform des Menschengeschlechts erzielen, welche Antonin und Savonarola durch ihre Schriften und ihr öffentliches Wirken bezweckt haben.

Man weiß nicht genau, wo Fra Angelico geboren war. Marchese meint, er sei beim Castell Vicchio im Mugello zu Hause gewesen, einige Millien von Vespignano, dem Vaterlande Giotto's. Er nimmt als Geburtsjahr 1387 an. Sein Name war Guido. Zuerst lernte er in Florenz Miniatur malen, wie sein Bruder Benedetto, welcher in dieser Kunst vorzüglich geschickt war. Sehr bald entwickelte sich bei ihm eine entschieden religiöse Richtung, welche sich im Gegensatz zu den kräftigen realistischen Bestrebungen der florentiner Kunst immer mehr ausbildete. Marchese vergleicht diesen liebenswürdigen Künstler kühn mit Thales, der durch die Inspiration seiner Verse und Rhythmen Lykurg den Weg zu seiner Gesetzgebung bahnte; denn so habe Fiesole seinem Freunde Antonin durch seine Bilder den Weg zur Reform gebahnt.

Im Jahre 1407 traten beide Brüder in den Dominicanerorden zu Fiesole und lebten hier einige Zeit, bis der päpstliche Zwiespalt auch diesen ergriff. Guido oder Fra Giovanni, wie er nun hieß, wanderte deshalb nach

Foligno und Cortona, wo er vieles in der Richtung des Giotto, Spinello und Simon von Siena malte. Nach etwa vierjähriger Abwesenheit kehrte er nach Fiesole zurück.

Dann wurde er im Jahre 1436 nach dem neugegründeten Kloster San Marco gerufen, um dieses mit Malereien auszuschmücken. Das geschah in derselben Zeit, als Masaccio die Kapellen in der Kirche del Carmine malte, als Brunelleschi die Domkuppel baute, Ghiberti die Thüren des Battisterium fertigte, und Donatello und Luca della Robbia miteinander in der Bildhauerkunst wetteiferten.

Weil dem Fra Giovanni, obwol er im Malen bereits eine große Fertigkeit hatte, noch Zeichnung, Perspective und Ausbildung im Helldunkel fehlten, studirte auch er zuerst die Malereien Masaccio's und lernte von diesem genialen Künstler, der um so vieles jünger war als er selbst.

In diese Zeit fällt das große Wandgemälde, welches er im Capitelsaal in San Marco malte. Es ist eins der herrlichsten, die im 15. Jahrhundert überhaupt geschaffen sind, sein Meisterwerk, die letzte Blüte der Schule Giotto's; sein Gegenstand die Passion und zu beiden Seiten verehrende Heilige. Ganz trefflich ist der Charakter der beiden Schächer ausgedrückt. Der Kopf Christi hat gelitten; seine Züge sind nicht mehr ganz kenntlich. Zu Füßen des Kreuzes steht links eine Gruppe von der ergreifendsten Erhabenheit: die Mutter, welche in Ohnmacht sinken will, die Arme und das Haupt herunter hängend; Magdalena kniet vor ihr und faßt sie mit beiden Armen um die Brust, die blonden Haare lang aufgelöst über den Rücken. Johannes und eine der Frauen unterstützen Maria. Schwerlich kann der höchste tragische Affect einfacher dargestellt werden. Das Erhabene wirkt hier unmittelbar durch die Größe der innern Natur. Man findet weder bei Perugino noch bei Francia, Meistern, welche zu rühren verstehen, eine gleiche Hoheit. Die Alten sind überhaupt darin nicht mehr zu erreichen. Ihre ruhig große Auffassung des Seelenlebens ist ihr bleibender Ruhm; sie sind episch und volkstümlich, die spätern musikalisch und dramatisch. Die Darstellung der Leidenschaften wird später immer reicher, aber auch immer heftiger und einseitiger. Auch die übrigen Figuren sind bedeutend; ganz naiv und verbindungslos zu beiden Seiten aufgestellt, wirken sie allein durch den persönlichen Ausdruck. Es sind Heilige, Kirchenväter, Bischöfe oder Stifter von Orden, Dominicus, Bernard, Franciscus, Ambrosius, Thomas von Aquino, Augustin. Die Farbe ist sehr geistig, wie das die Weise Angelico's ist.

Obwol er noch viele andere treffliche Gemälde ausgeführt hat, so hat er doch in keinem mehr ein solche Größe und Kraft erreicht; denn diese fehlt seinen Empfindungen, welche durch zu große Zartheit bisweilen schwächlich werden. In der Accademia delle belle arti, die eine sehr beträchtliche Anzahl von Bildern Fiesole's besitzt, gelten zwei als die vorzüglichsten: die Kreuzesabnahme und das Jüngste Gericht. Jene ist herrlich durch Tiefe des Gefühls und Lieblichkeit der Farben, dieses aber eine nicht bedeutende Composition. Am schwächsten ist Angelico in der Darstellung der Hölle, denn seine Natur war zu kindlich, als daß er diabolische Gestalten hätte schaffen kön-

nen. Seine Teufel erregen nur Lachen, nicht Grauen. Er stellte die Hölle in sieben Abteilungen dar nach Dante und malte auch in der Tiefe Lucifer, welcher mit seinen drei Rachen Judas, Brutus und Cassius zerreißt. Auch Angelico malte noch unter dem Einfluß Dante's, des Genossen Giotto's, und des Giotto der Poesie.

Die Göttliche Komödie hat überhaupt alle Maler von Giotto an begeistert; ihr Einfluß ist sehr groß gewesen. Sie entzündete die Phantasie der Künstler und erfüllte sie mit erhabenen Anschauungen und dichterischen Gedanken; ihre Gemälde waren schon in den Compositionen des Dante'schen Gedichts vorgezeichnet und viele Scenen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses durften nur in Farben übertragen werden, um wirksame Bilder zu sein. Ich möchte behaupten, daß ohne Dante die religiöse Malerei Italiens weder so schnell noch zu solcher Höhe sich hätte entwickeln können.

Die Herrschaft seines Gedichts über die Malerkunst dauerte das ganze 14. und 15. Jahrhundert hindurch, solange als die religiöse Malerei blühte. Auch Michel Angelo, der enthusiastische Bewunderer Dante's, richtete sich nach ihm, wie vor ihm Luca Signorelli in seinem Jüngsten Gericht im Dom zu Orvieto, welches schon Fra Angelico dort zu malen angefangen hatte. Man findet Darstellungen nach Dante von vielen Meistern und in vielen Kirchen, wie namentlich die Hölle und das Paradies Orgagna's, in der Kapelle Strozzi der Santa Maria Novella. Nächst der Göttlichen Komödie haben aber auch die Triumfe Petrarca's großen Einfluß auf die Malerei gehabt; das zeigt unter vielen andern Bildern derselbe

Orgagna in seinem Triumf des Todes, im Campo Santo zu Pisa.

Fiesole malte in San Marco auch die Herabkunft Christi in den Limbus, aus welchem er die Patriarchen herausholt, ein Bild von großer Farbenzartheit. Nicht minder merkwürdig ist seine Verehrung der Magier, eins seiner wenigen Gemälde, worin er eine gewisse weltliche Heiterkeit und Mannichfaltigkeit entwickelt. Dieser Gegenstand ist unendlich oft und mit der größten Liebe behandelt worden. Es gibt auch für religiöse Maler wenige Stoffe, welche ihn an Reiz übertreffen, an Reichtum des poetischen Lebens geht er allen vor. Die Gegensätze sind überraschend, heiter und naiv: das Kind eines Handwerkers in einem Stall, Ochs und Esel an der Krippe — diesem Kinde kommen die Herrscher der Erde zu huldigen, lange, reichgeschmückte Züge von Trabanten und Edelknappen hinter sich, welche Gold und Juwelen tragen. Einer dieser Könige ist immer ein Greis von ehrwürdigstem Ansehen, und indem dieser vor dem kleinen Kinde kniet, wird die Poesie der Scene noch durch den Contrast der Lebensalter verstärkt. Der zweite König hat in der Regel ein Mohrengesicht, der dritte eine jugendlich schöne und ritterliche Gestalt, sodaß die alten Maler in allen dreien die Weltteile dargestellt zu haben scheinen. Dazu kommt die geheimnißvolle Ferne, aus welcher diese fabelhaften Könige gekommen sind, das Dunkel der Nacht, der Stern, welcher oftmals Veranlassung gibt, dem Zuge noch ein Paar Astronomen hinzuzufügen, und so wird das Ganze zu einem phantastischen Märchen aus dem Orient, an welchem man den Einfluß der Kreuzzüge verspürt.

Die toscanische Malerei ist reich an Darstellungen dieser Art. Zwei solche herrliche Bilder von Domenico Ghirlandajo und von Filippino Lippi sieht man in den Uffizien; zwei andere, Meisterwerke von der höchsten Schönheit, verdanken wir den Schülern Angelico's, Gentile da Fabriano und Benozzo Gozzoli. Das Bild Gentile's befindet sich in der Accademia delle belle arti, das Benozzo's in der Kapelle Medici im Palazzo Riccardi. Dort malte Benozzo Fresken, die neben seinen bewunderten Gemälden im Campo Santo Pisa's zu den besten Leistungen seiner Zeit gehören. Seine seltene Universalität erkennt man schon hier; er umfaßte alle Richtungen der Malerei, Landschaft, Architektur, Genre und Thierleben, was alles er in seinen Gemälden verbindet. In jener Kapelle Riccardi malte er die prächtigen Züge der Könige; zu Roß, zu Fuß oder auf dem Kameel ziehen sie in unabsehbaren Scharen durch lachende Gefilde, über Berg und Tal.

Fiesole, von welchem Gentile und Benozzo lernten, steht in seinem Bilde hinter ihnen zurück. Es hat nicht jene festliche Pracht und heitere Fülle, welche seine Schüler darzustellen wußten. Viele andere Bilder, welche er in San Marco malte, verdienen noch genannt zu sein, wie das Gebet im Garten, die Taufe, die Krönung der Jungfrau, worin man wieder den Einfluß Dante's erkennt, sein Christus als Pilger; doch mag dessen genug sein. Sie zeigen alle dieselbe Schlichtheit der Mittel, dieselbe Kindlichkeit des Gemüts, die tiefste Religiosität. Selbst seine Farben, ein vorherrschendes Weiß, lichtes Blau und sanftes Rot, muß man kindlich nennen. Seine reizendsten

Bilder sind oft die im Kleinen, fast miniaturartig ausgeführten; sie sind von großer Zierlichkeit und bewundernswürdiger Feinheit, wie unter andern die Engelgestalten auf einem Altaraufsatz in den Uffizien und die Figuren auf dem Reliquarium in S. Maria Novella.

Fra Angelico starb in Rom am 18. März 1455; Nicolaus V., der ihn dorthin gerufen hatte, um im Vatican zu malen, ließ ihm ein Grabmal in der Minerva errichten. Die Inschrift vergleicht ihn mit Apelles, mit dem sehr viele Maler verglichen zu sein die Ehre haben. Er war der letzte große Meister aus der Schule Giotto's gewesen. Die Naturalisten Maselino und Masaccio machten dieser ein Ende und schufen die moderne Richtung der Malerei. Die Antike führte zur Darstellung des Nackten und zum Wolgefallen an den natürlichen Formen der Menschengestalt, die durch Tizian, Giulio Romano, Correggio und Michel Angelo ihren vollendeten Ausdruck finden sollten.

Da ging von demselben Kloster San Marco, welches in Fiesole einen so begeisterten Verfechter der religiösen Malerei gefunden hatte, noch einmal eine Reaction gegen die Modernen aus. Dies geschah durch Savonarola.

Er bekämpfte die Mediceer, welche den Sinn für die Antike mächtig gefördert hatten, gerade mit ihren eigenen Waffen. Sie hatten eben die platonische Akademie gegründet, und waren voll von Bewunderung des Heidentums, aber auch Savonarola war ein platonischer Mystiker, wie Lorenzo, Pico, Polizianus, Marsilius Ficinus und viele andere. Der Prior von San Marco hielt platonische Predigten über das Wesen des Schönen und donnerte gegen

die Nacktheiten der Kunst von jener Kanzel herab, welcher gegenüber nun die Grabsteine seiner Freunde liegen, des Pico di Mirandola und des Angelo Poliziano. Marchese führt eine Rede Savonarola's an, worin er das Schöne ganz platonisch als die Seele und die Idee des Guten darstellt. Kraft dieser Theorie erhob er einen fanatischen Krieg gegen die Antike und die auf das Weltliche gerichteten Künste, die nach seiner Meinung das Menschengeschlecht verderben. Die Gewalt seiner Beredsamkeit erschütterte viele Künstler, die bisher heitern Mutes gemalt und gemeißelt hatten, und man sah den trefflichen Sandro Botticelli, Cronaca, Robbia, Bartolommeo, Lorenzo di Credi und viele andere reuig zu den Füßen des Priors ihr Heidentum abschwören. Nur Mariotto Albertinelli und der bizarre Piero di Cosimo ließen sich's nicht anfechten, sondern blieben Heiden und eifrige Gegner Savonarola's und seiner moralischen Sekte.

Am 21. Februar 1497 trug man in feierlichem Aufzuge unter dem Schall von Pauken und Trompeten alle möglichen Sinnbilder der Weltlust auf den Platz der Stadt. Dort erhob sich ein vielarmiger Baum; daran waren die Bildnisse der schönsten Florentinerinnen aufgehängt, ferner Meisterwerke der Malerei, schöne Nacktheiten, Sculpturen von Göttern und Göttinnen, Notenbücher, Harfen, Lauten, Cymbeln und Geigen, Karten, Kleider von Sammet und Seide, die köstlichsten Arbeiten von Gold und Elfenbein, auch die Gedichte Petrarca's und Boccaccio's sah man an den Zweigen hängen. Die Diener jenes fanatischen Gerichts, welches hier über die Weltlust ergehen sollte, hatten die Häuser durchsucht, oder man hatte aus

bußfertiger Furcht Kunstwerke und Kostbarkeiten jeder Art freiwillig ausgeliefert. Ein venetianischer Kaufmann, der gerade in Florenz anwesend war und über das moralische Wesen des Schönen niemals nachgedacht hatte, kam auf den vernünftigen Gedanken, daß es besser wäre, diese vortrefflichen Handelsgegenstände zu verkaufen als zu verbrennen. Er bot also für die gesammte Welteitelkeit die mäßige Summe von 20,000 Scudi. Hierauf ließ die Signorie den Mann ohne weiteres ergreifen, auf einen Stul setzen und von einem platonischen Maler abconterfeien; sein Porträt wurde auf die Spitze des Scheiterhaufens gestellt. So verbrannte man diesen Baum mit allen seinen Schätzen unter dem Jubel des Volks. Das geschah auf demselben Platz, auf welchem der große Schwärmer selbst ein Jahr später verbrannt wurde.

Der Tod Savonarola's machte die Künstler seines Anhanges trostlos. Viele gaben das Malen auf, unter ihnen auch Baccio della Porta, welcher aus Gram der Welt entsagte und im Jahre 1500 die Kutte der Dominicaner nahm. Sechs Jahre lang blieb Baccio oder Fra Bartolommeo, wie er sich seither nannte, in Schmerz versunken und rührte keinen Pinsel an. Dann ermannte er sich wieder und begann auf das ausdrückliche Zureden seiner Ordensbrüder seine religiösen Malereien. Es war das um die Zeit, als Rafael zum zweiten male nach Florenz kam. Er schloß Freundschaft mit Fra Bartolommeo und lernte von ihm Zeichnung und Farbe; unter dessen Einfluß entstand seine nicht vollendete Madonna del Baldachino, welche den Charakter Bartolommeo's deutlich erkennen läßt. Dieser selbst bildete sich nach Michel

Angelo und nach Leonardo da Vinci, und weit gefehlt, daß er in der sanften und zärtlichen Art des Fiesole malte, wurde er das gerade Gegenteil seines Vorgängers in San Marco. Denn die Schule Giotto's war überwunden. Bartolommeo bewies, wie sehr das Studium der Plastik die Malerei beeinflußt hatte; seine Figuren sind oft großartig wie die des Michel Angelo und beinahe statuenhaft, wie namentlich sein Evangelist Marcus in der Gallerie Pitti.

Er starb im Jahre 1517. Er hat uns ein Porträt Savonarola's hinterlassen, welches die fanatische Beschränktheit dieses Propheten der Renaissance charakteristisch wiedergibt. Denn einen so hohen Flug auch die Gedanken dieses merkwürdigen Menschen nahmen, blieb er doch stets ein Mönch, und zwar ein Dominicaner.

Zu derselben Zeit, als Fra Bartolommeo in San Marco war, saß dort in einer Klosterzelle ein anderer glühender Verehrer Savonarola's gefangen, der Miniaturmaler Fra Benedetto. Man weiß nichts von den Malereien dieses sonderbaren Menschen; aber er hat uns ein originelles Gedicht hinterlassen, welches er in der Einsamkeit seines Gefängnisses verfaßte. Es ist das älteste epische Gedicht auf Savonarola, dessen Leben und Tod es erzählt. Sein Titel ist: „Die Ceder des Libanon." Marchese hat es neuerdings herausgegeben: „Cedrus Libani, oder Leben des Girolamo Savonarola, geschrieben von Fra Benedetto von Florenz im Jahre 1510." „Viele Zeitgenossen", so sagt Marchese, „haben das Leben Savonarola's beschrieben, wie Burlamacchi und der Graf Francesco di Mirandola; aber obwol sie Savonarola kannten, durften sie doch nicht seinen nächsten Umgang und seine innige Freundschaft genießen, wie sie dem Fra Benedetto in drei Jahren vergönnt war, die er mit dem Meister in San Marco zubrachte. Savonarola selber hatte ihm das Dominicanerkleid angezogen, und dieser sein Schüler litt und that viel für ihn und verteidigte ihn nach seinem Ende mit einer Liebe und einer Beharrlichkeit, welche ihm zuerst das Exil und dann viele Jahre der Gefangenschaft in seinem Kloster zuzogen — eine merkwürdige Persönlichkeit, deren Typus allein in jenen Paladinen des Mittelalters ohne Furcht und Tadel zu suchen ist, die mit unsterblichen Versen Ariosto und Tasso besungen haben."

Mit Recht legt Marchese diesem Gedicht eine historische Wichtigkeit bei, weil es die Ereignisse getreu und treuherzig erzählt, deren größten Teil der Dichter mit eigenen Augen gesehen hatte. Ich halte es deshalb der Mühe wert, aus ihm einige Stellen zu übersetzen, will aber zuvor vom Leben des naiven Dichters selbst Kunde geben.

Fra Benedetto war im Jahre 1470 in Florenz geboren. Sein Vater Paolo war Goldschmied, seine Mutter, wie er selbst sagt, eine witzige und mutige Frau. Anfangs führte er ein lockeres Leben, dann wurde er durch Savonarola's Predigten so begeistert, daß er in den Orden von San Marco eintrat. Drei Jahre lebte er im Kloster, bis sich am 8. April 1498 der wütende Volkssturm gegen den Reformator erhob. Fra Benedetto kämpfte neben andern Mönchen und Anhängern Savonarola's mit großer Tapferkeit. Zufällig befand sich auch Baccio

della Porta an jenem Abend im Kloster; erschreckt durch das Geschrei des Volks und das Toben des Kampfes versteckte er sich. Aber Benedetto hatte sich auf das Dach der Kirche gestellt, in welche man Feuer warf, und er schmetterte mit Steinen so viel Feinde zu Boden, als er bezwingen konnte. Savonarola erblickte ihn und rief ihm zu, die Waffen wegzuwerfen; auch als sich der Prophet freiwillig den Feinden ergab, wollte Benedetto sein Schicksal teilen, doch Girolamo verbot es ihm.

Nun erzählt er, daß unter den Anhängern seines Meisters Malatesta Sacromoro von Rimini den Verräter machte. Denn dieser bewog Savonarola sich dem Volk auszuliefern, nachdem jener ihm vergebens geraten hatte, Paulus nachzuahmen, an einem Seil sich herabzulassen, und seine Rettung in der Flucht zu suchen.

Man schleppte Savonarola und Dominicus in den Palast der Signoren, Silvestro aber hatte sich im Kloster verborgen. Aber auch diesen verriet Malatesta am folgenden Tage. Alle drei wurden am 23. Mai verbrannt.

Benedetto entwich zuerst nach Viterbo, darauf empfand er Gewissensbisse, Savonarola's Andenken auch nur eine Weile lang verleugnet zu haben; er kam nach Florenz zurück und begann nun die Lehren seines unglücklichen Meisters mutig zu verteidigen, obwol er die Rache der Gegenpartei auf sich laden mußte. Er schonte Niemand, selbst den Papst Alexander VI. griff er mit Kühnheit an. Die Folge davon war, daß man ihn zuerst aus dem Kloster stieß und dann wieder darin einkerkerte. Ob er hier bis an sein Lebensende schmachtete, ist ungewiß. Er schrieb im Gefängniß Verteidigungen Savonarola's, theologische Schriften und die „Ceder des Libanon“.

Dieses naive Gedicht ist in Terzinen geschrieben und in elf Capitel geteilt. Man erwarte keine poetische Schönheiten von ihm; es ist nur merkwürdig durch die Treue, womit es die Zustände zeichnet und ein Bild des Lebens jener Zeit entwirft. Die Katastrophe selbst ist lebendig und zweifellos wahr geschildert.

Nach einem gebetartigen Eingang erzählt der Verfasser seine eigenen Lebensumstände:

> Von nied'rem Stamm und in der Stadt der Blume
> Ward ich geboren tausendvierhundertundsiebzig,
> Im Viertel della Croce uns'res Herrn.
> Mein Vater übte eine heil'ge Kunst,
> Metall'ne Vasen schön er machen konnte.
> Paul war sein Nam' und Jahre hatt' er achtzig.
> Domenica, so hieß die Mutter mein,
> War eine Frau von Witz und Mannesmut,
> War fromm und haßte alles müß'ge Ding.
> Sothaner Baum und sogenannter Stamm
> Erzeugeten vollkomm'ner Pflanzen neun,
> Die jüngste war ich und die schlechteste.
> Natur und Himmel hatten mich erschaffen
> Geschickt zur Musica auf Instrumenten,
> Im Singen lustig und gewandt im Spielen.
> Wollt' ich erzählen nun, wie viel und was
> Ich hab' genossen jugendlich Vergnügen
> Bei Tanz und Hochzeit und bei Jagd von Thieren,
> Mit tausend Worten könnt' ich das nicht sagen.
> So war's von aller Art und wenn auch ekel,
> Daß tausendmal mein Herz der Welt ich gab;
> Zum Dienen flink und scherzig im Gespräch,

Die Lust von Diesem und die Lust von Jenem,
Von Körper klein, doch kühn und wol verwegen.
Mein' Kunst war das Miniiren mit dem Pinsel;
Nicht mocht' ich was die Ordensbrüder schätzen
Und den Religiosen gern mich widersetzen.

Darauf beschreibt Benedetto die Verdorbenheit der Zeit: Friede herrschte in aller Welt, aber der Dämon säete Uebel aus, das Volk war voll von schändlichen Lastern, Wucher und Gewaltthätigkeit herrschten überall. Es regierten Alexander VI., groß durch Habsucht und Wollust, und jeder Pfaffe nahm ihn zum Muster:

Da hat der Herr zu dieser Zeit gesendet
In meine Stadt hin einen treuen Diener,
Von Namen Hieronymus genennet.
So groß war seine Wissenschaft und Liebe,
Daß Jeder blieb nachdenklich im Gemüte,
Und rechtlich wandelte und voller Scham.
Der Mann entsprossen von Ferrara war,
Und war vom Orden der Predicatoren,
Sein Hafen waren Kreuz und Crucifixus.

Der Dichter erzählt weiter, daß ihn eines Tags seine Mutter, von Savonarola's Beredsamkeit ergriffen, aufforderte, dessen Predigten anzuhören. Obwol ihm ein solches Ansinnen hart ankam, gab er doch endlich nach und ging in die Kirche San Marco. Da setzte er sich ganz beschämt und still unter die Zuhörer und erregte die Verwunderung des Volks, welches den lustigen Vogel hier nicht vermutete. Er läßt jetzt Savonarola auftreten und eine Predigt halten, wie Lenau in seinen Savonarola-Romanzen thut.

Als mein Prophet nun kam, Savonarola,
Stieg auf die Kanzel er bescheidentlich,
Und achtsam stund ich da bei seinem Worte.
Der waffnete sein Haupt wol mit dem Kreuz
Und rief: Solang ihr dies habt, sollt ihr wandeln,
In Reue kleide sich nun männiglich.
Doch ihr, die ihr die ganze Welt betrachtet
Und sehet sie in Friedenswonne treuen,
Gebt Acht! auf ihre Ruhe nicht vertrauet.
Denn diese Zeit wird bald der Sturm durchtoben.
Ich seh', Italia, ob deiner Sünden
Auf dich das Wasser und die Pest schon zielen.
O Rom! o Priester ihr voll böser Lust,
Durch dich, o Klerus, kommt der grimme Sturm.
Des Uebels Form, das ist der Mönch und Pfaffe.
Thu' Buße nun, dies fordert jetzt der Herr
Von dir, durch mich des Herren niedern Diener.
Italien schläft und Rom will nicht erwachen.
Erwache denn von meinem großen Schrei'n,
O Sündenmensch — mein Wort ist ohne Trügen,
Nach deinem Wole dürst' ich wie der Hirsch
Nach Wasser dürstet. Bald siehst du ertränket
All' die Tyrannen, schimpflich bald erobert
Italien, mit Schande, Hohn und Schmach.
O Rom, bald wirst du sein gefangen,
Auf dich seh' ich das Rachebeil schon fallen;
Die Zeit ist kurz und flieht mit jedem Tag.

In diesem Ton geht es weiter fort. Es ist die Predigt über die Arche Noah. Benedetto dringt sie so ins Gewissen, daß er gleich den Weg zwischen die Füße nimmt und an einen von Menschen verlassenen Ort sich begibt. Da hebt er ein Zwiegespräch mit sich selbst an, welches sehr naive Selbstanklagen enthält —

Und weinend ging ich fort, und wie ein Wind
Nahm ich von mir mein leichthin locker Wesen,
Und warf dahin mein windig Saitenspiel.

Seine bisherigen Spießgesellen verspotten ihn und nennen ihn einen Hypochonder. Sie fordern ihn zu Lustbarkeiten auf, sie zeigen ihm, daß er von aller Welt geliebt sei, viele Freunde habe, und daß ihm zum Leben nichts fehle. Nicht genug, daß seine Kameraden ihn peinigen, da kommen endlich auch seine in Gefahr gebrachten Sinne, welche er als Personen auftreten läßt:

Das Auge sprach: Ich weiß nicht was du denkest;
Zu schweifen frei, so hast du mich gewöhnt,
Und Freiheit will ich, denn die paßt mir wol.
Sprach das Gehör zu mir: Ich bin gewöhnet
An Spiel und Sang und lustiges Parliren,
Als wie an süße Düfte dein Geruch.
Drum uns zu lassen ist fürwahr nicht klug.
Geh' besser denn zu Rat mit deinem Sinne,
Gar übel ist's der Knechte Knecht zu werden.
Oft hört' ich sagen den Geschmack zu mir:
Wenn du ein wenig meine Art verstehst,
Wird dir die Möncherei zum Ekel sein.
Sprach das Gefühl: Nicht besser kann ich sein
In Zukunft, als ich bin. Drum laß mich so,
Denn leider ach! ich fühl' mich stets versengt.

Aber Savonarola stärkt Benedetto in seiner Bekehrung. Der macht nun den Anfang eines heiligen Lebenswandels damit, daß er einige Monate lang das Amt des Krankenpflegers und Todtengräbers im Hospital übernimmt. Die Dämonen quälen ihn zwar unausgesetzt,

doch bekämpft er sie wacker und tritt endlich im fünfundzwanzigsten Jahre seines Lebens in den Orden ein.

Wie Bartolommeo den Savonarola in Farben gemalt hat, so zeichnet ihn Benedetto in Versen:

Von Körper war er klein, doch gar gesund,
Von Gliedern war er zart in solchem Maß,
Daß seine heil'ge Hand ihm leuchtend schien;
Stets freundlich war er, nie verstört,
Von wachen Blicken und durchdringend schön,
Das Aug' gesenkt, und dunkel angenehm,
Und dunkel war sein Haar, sein Bart war dicht,
Der Mund gar fein und länglich sein Gesicht,
Die Nas' ein wenig ihm gebogen war.

Es folgen die Prädicate seiner Seele, die man sich schon denken kann, und eine kurze Angabe seiner Wirksamkeit; darauf eine ganz Klopstock'sche Episode, worin der Dichter die Teufel gegen Savonarola sich verschwören läßt:

Der stolze Lucifer, der Fürst der Hölle,
Wie er ersah, was Frucht der Priester fand,
Da bellt' er laut als wie ein reißend Thier,
Und brennend in dem grimmen Höllenpfuhle,
Mocht' also gute Werke er nicht leiden,
Und heult' und schrie und sprach gewaltiglich
Also: Auf mein Geheiß sei nun bereit
Vor meinem Blicke schnell jedweder Teufel,
Wenn baldig nicht mein Reich vergehen soll.
Auf dieses Wutgeschrei und diesen Ruf
Die Teufel horchten dem Gebot in Eile,
Und vor ihn tretend sprachen sie: O Herr,
Gehorsam sind wir dir, und sind zur Hand,
So sprich: Wer darf zertrümmern deine Macht?

Lucifer erzählt hierauf, was alles er seit seinem Sturz aus dem Himmel verübt habe, wie er Adam um das Paradies gebracht und alle Creaturen unter seine Herrschaft gebeugt habe, wie das Volk des Moses auf sein Veranstalten der Götzendienerei sich ergeben, wie er, nach dem Christus in der Welt erschienen, alle Teufel ausgesendet habe, um den Glauben auszurotten:

Und ihr, o Lügner, schmuz'ge Hundebrut,
Habt mir den Glauben nicht erstickt. Es sagt
Der Ein': heut' thu' ich's noch, der And're morgen!
Nun eben hör' ich, wie man in Florenz
Savonarola glaubt, dem großen Mann,
Der in dem Worte Gottes berricht und lehrt.
Es war Florenz, ach! uns're Dienerin,
Von Sodom voll, von Wucher und von Spiel,
Nun stiegt's, Dank eurer Wachsamkeit, gen Himmel.
Geht eilig denn, ihr dummen Teufel, hin
Und tilgt mir aus den Priester und sein Licht.

Auf Lucifer's Befehl fahren die Teufel mit erschrecklichem Halloh von dannen. Ihr Werk zeigt sich bald in der Verfolgung des heiligen Mannes, besonders von Seiten der Minoriten in Santa Croce, welche ihm auf jede Weise die Predigt stören und das Volk gegen ihn verhetzen. Darauf beschreibt Benedetto den Sturm auf San Marco am 8. April 1498:

Am heil'gen Sonntag war's, dem Tag Palmarum,
Da hob Florenz sich auf mit wildem Schrei'n,
Zu fah'n den Priester lebend oder todt,
Und mit Gewaffen tobten sie in Wut,
Zum Klostertempel seine Feinde kamen,

Tod dem Verräter! schrieen sie. Viel waren
Der Freund' in diesen Tempel und Convent,
Der heil'gen Pflicht gewohnt, wie stets gekommen,
Die Vesper anzuhören. Kaum erkannten sie
Des Feindes Menge wie sein gräßlich Wüten,
Als Einer hier, der And're dort entfloh.
Ach! alle fast verließen den Propheten;
Und dieser war zum Sacrament gegangen
Mit vielen Brüdern. Doch kaum war es Nacht,
Da fiel mit Waffen ein die ganze Schaar,
Achthundert, die zu Raub die Schwerter trugen,
Und ihnen folgt' der wilde Pöbel nach,
Der sackt' sich ein das beste Klostergut.
Noch sangen des Propheten treue Kinder
Beim Sacrament getrost die Litanei,
Erwartend ihren Martertod — und ich,
Beim großen Schrecknis war ich auch zugegen.
Viel eh' wollt' ich den Todesstoß ertragen,
Konnt' sich des Tods der Meister nur entschlagen.

Er erzählt weiter, wie nur einige zwanzig Freunde Savonarola's die Anstürmenden zurückschlugen, den Führer tödteten und die ganze Rotte drei mal hinauswarfen. Drei mal kehrte das wütende Volk wieder.

Und Feuer legten an der Kirche Pforten
Und an die Klosterthüren jetzt die Feinde.
Umschlossen dicht war der Prophet; umgeben
Von seinen Brüdern mit dem Sacrament,
Und jeden zwang das Weh zu bittern Tränen.
Da wandt' er sich zu den verzagten Seinen
Und sprach: Zu fürchten wahrlich ist nicht Not,
Denn Alle wird der Herr uns hier beschirmen.
Einstürmt indeß der Schwarm mit Lanz' und Schwertern,

Gewaltsam in die Kirche sprangen sie
Den Löwen gleich und grausam wilden Thieren.
Und ich, mit wenig Andern noch, vom Dach
Hinunter stürzten wir das Hochgemäuer,
Und ihr Gewaffen brachen wir und Schilde
Daß Steine schien der Himmel selbst zu regnen,
Und so zurücke warfen wir das Volk.
Nicht wußt' der Priester, daß ich widerstand
Den Feinden noch mit der bewehrten Rechten,
Noch daß ich, ihn zu schirmen, kühnlich stritt.
Hinunter stieg ich von dem Dach zu Tale,
Mich sah der Heil'ge da, der betend stand
Und tadelt' mich mit sanftgesproch'nem Wort.
Mein Sohn, so sprach er, höre mein Gebot,
Nimm du das Kreuz und wirf das Messer fort,
Denn solches Thun, nicht liegt's in meinem Sinn.
Und ich, wie ich die Rede angehört,
Ob jener Feinde, war's mir bitter leid,
Weil sie ihn suchten lebend oder todt.
Da ließ ein Jeder ab von seiner Wehr,
Denn Niemand wollt' dem Heil'gen widerstehn —
Der rief an einen Ort die Brüder alle,
Und so versammelt wie sie jetzo waren,
Erhob zu ihnen er die milde Rede.

Es folgt die Trost- und Ermahnungsrede des Reformators, welcher den Brüdern ankündigt, daß er sich freiwillig in die Hände seiner Feinde geben wolle, nachdem Malatesta mit falschen Worten ihm dazu geraten hatte.

Ich sah mit eig'nem Aug' wie er sich gab
Mit dem Genoß Dominicus dem Feinde,
Und wie er freudig stand mit sanfter Miene,
Bedräut vom grimmen Volk mit wildem Hohn!
Denn mit Geschrei ward er hinausgestoßen,

Mit Feuerfackeln war er dicht umgeben,
Mit Lichtern, Lanzen, Schwert und Schild und Bogen.
— — — — — — — — — — —
Nicht weiß ich, ob so groß der Hölle Lärmen
Als das war jener Nacht, in welcher man
Ihn führte nach Florenz zur Signorie.
Drauf es geschah, daß an dem andern Tage
Der Malatesta gab den schon gesuchten
Silvestro auch dem Feinde in die Hände.
Und weil entzündet war der Grimm der Bösen,
Jeronimus, Dominicus, Silvester
Tortur und Marter mußten sie erdulden.
Gestattet hat der himmlische Regierer,
Daß sie begriffen nicht des Dieners Rede,
Dem sie mit Hohn anthaten übles Leid.
Der folgte ganz des Amos Art und Weise
Und sprach, da ihn die Uebelthäter fragten:
Bist du Prophet? — Prophet, das bin ich nicht.
Von mir ist sein Proceß mit Fleiß berichtet
Im Trialog, den ich vordem geschrieben,
Zehn Jahre sind's: nun hab' ich ihm erwählt
Zum neuen Titel: Das Razionale.
Da deckt' ich auf die ungeheuren Lügen,
Und so ausführlich bin ich dort gewesen,
Daß mir die Schrift der Qual genug bereitet.
In jenem Büchlein hab' ich wollen nennen
Die Bösewichter sonder Scheu mit Namen.
Denn wissen soll die Welt von ihrer Tücke.
Und ward ich gleich um dieser Rede willen
Verfolgt und eingekerkert und verstoßen,
Doch will, solang ich athme, ich nicht schweigen.

Nun erzählt Benedetto, wie nach dem Tode Savonarola's seine Anhänger sein Andenken abschworen und schimpflich seine Fahne verließen.

Nicht Einer blieb fürwahr in seiner Treue,
Ich selber auch zu wanken hab' begonnen.
Mein Frost war kurz und wieder kam die Glut.
Bestürzt war ich geblieben noch drei Tage,
Dann wie die Drossel, die dem Hanf entgangen,
Wich gen Viterbo ich mit bitt'rem Schmerz.
Da war zur Ruh' gekommen mein Gemüt,
Und in der Brust entglomm ein heftig Feuer,
Das gab der dunkeln Seele wieder Licht.
Und war ich ohne Wert und sonder Wissen,
Doch für den Meister, den ich so geliebt,
Setzt' ich entgegen mich gleich scharfem Dorn,
Und stach die Wölfe jedes Orts und Ranges.
Die haben sich voll Wut auf mich gekehrt
Und Netze viel und Stricke ausgebreitet,
Doch immer biß ich sie mit meiner Zunge.
Nie konnt' der Feind mein mutig Herz besiegen,
Doch mit den Martern, die sie reichlich gaben,
Den Leib zu bänd'gen mocht' ihm wol gelingen.
Der muß durch Schuld von meinem Sündenleben
Verlassen nun in Kerkernacht vertrauern,
Dem Ziel der Pfeile ist er gleich zu achten.
Doch halt' die Wahrheit nimmer ich verborgen,
Und preise den Propheten in dem Herrn,
Deß Prophezeien nun sich klar erfüllt.
Ein jeglich Leid will ich getrost erdulden
Um meine Schuld und den verbrannten Meister.

Das letzte Capitel enthält eine Lamentation über das Ende des Propheten und erzählt die Art seines Todes. Dann schließt das Gedicht, welchem ohne Zweifel noch ein anderer Teil folgte, mit einem Anruf an Savonarola, seines Versprechens sich zu erinnern und des armen Verfassers sich anzunehmen.

Marchese, welchem wir die Herausgabe jenes alten Gedichts verdanken, hat keine besondere Geschichte Savonarola's geschrieben, aber sein Leben dem schon genannten Prachtwerk der Fresken in San Marco beigefügt. Es ist von Interesse, zu wissen wie ein heute lebender Dominicaner über den ehemaligen Prior seines Klosters spricht. Er sagt am Anfang: „Der Leser wird sehen, wie ein Mann den schrecklichen Untergang fand, welcher vielleicht der größte seiner Zeit und vieler andern Zeiten war. Er wird erkennen, wie ihn weder der Adel seines Geistes und die Heiligkeit seines Lebens, noch die Hoheit seines Zweckes zu schützen vermochten. Er wird erfahren, welche Hoffnungen mit ihm starben und welches die bittern Früchte seines Todes waren, und wie Galgen und Scheiterhaufen nicht genügten, in den Gegnern den heftigen Durst nach Rache zu löschen, welche noch gegen seinen Leichnam und sein Andenken wütete. Und dennoch leuchtet sein Name heute, da der Neid niedergeschlagen ist, zur Stunde noch in Ehren und ist allen Denen teuer, welche unzaghafte Freunde der Wahrheit sind. Dieser große und unglückliche Mann ist Fra Girolamo Savonarola."

Wichtig als Beitrag zu einer Geschichte Savonarola's sind die von demselben Marchese veröffentlichten Briefe und Documente, welche diesen verunglückten Reformator betreffen. Man findet darunter einige an seine Mutter, Elena Buonaccorsi, an seinen Freund Dominicus, an seine Schwester Beatrice, an Pico di Mirandola, unter den Documenten auch das Schreiben Ludwigs XII. an die Regierung von Florenz, worin dieser König um Aufschub des über Savonarola verhängten Urteils bittet.

Am Ende seiner Einleitung in die Sammlung sagt Marchese: „Hier schließen wir unsere geduldigen Forschungen über das Leben und den Tod Savonarola's mit dem Wunsche, daß endlich ein gewichtiger, fleißiger, maßvoller und streng katholischer Geschichtschreiber aufstehen möge, welcher frei von allem Unwesen politischer und religiöser Secten, uns einmal das wahre und männliche Angesicht jenes Großen zeigen möge, welcher in einer schwierigen und verderbten Zeit einen Ruhm erlangte, den die Verleumdung von vier Jahrhunderten nicht vermindern konnte."

Der Wunsch Marchese's ist in Erfüllung gegangen, da Pasquale Villari, Professor der Geschichte in Pisa, sein vortreffliches Werk: „Die Geschichte des Girolamo Savonarola und seiner Zeit", veröffentlicht hat.

Toscanische Melodieen.

(Nach Texten aus dem Volk.)

An * * *
diese Feldblumen.

Wir sind Kinder der Secunde,
Und vergehen bald;
Ueber Woche nicht und Stunde
Haben wir Gewalt.

Holde Geister sind wir jener
Freude die erblüht,
Als die längsten Freuden schöner,
Wandernd im Gemüt.

In des Lebens Pilgertume,
Seinem Leid und Glück,
Ist ja auch die schönste Blume
Nur der Augenblick.

Rom, 10. April 1863.

I.

Ich schick' dir die Vögel als Boten,
Denn and're Diener hab' ich ja nicht;
Sie setzen sich auf die Bäume und Rosen;
Sie sind so müde von all' dem Fliegen;
Sie setzen sich auf die Bäume von Pisa;
Ich schick' dir viel Grüße, du schönste der Rosen;
Sie setzen sich auf die Bäume von Livorno,
Ich lasse dich grüßen, du Blumengesicht.

II.

Wenn dein Bildniß wäre gemalet,
Und zum König der Heiden gesandt,
Mit seinen Schätzen hätt' er's bezahlet,
Er gäb' dir die Kron' in die Hand;
Und ließe verkünden die Lehren
Vom Herren Jesu in seinem Reich,
Und daß sie sich sollten bekehren,
Und dich lieben zugleich;
Alle Heiden sich sollten bekehren,
Und dich lieben zugleich.

III.

O Sonne, o Sonne, du ziehest
Wol über die Berge und Höh'n,
So grüße mein herziges Liebchen,
Ich hab's heut' nimmer geseh'n.

O Sonne, dort drüben am Hause
Zwei Weiden, zwei Weiden weh'n;
Vor ihrem off'nen Fenster
Zwei Lorbeerrosen steh'n.

O scheidende Sonne, du ziehest
Wol über die Berge und Höh'n,
So grüße mein herziges Liebchen,
Die dunkeln Augen mir schön.

IV.

Ich gehe des Nachts, wie der Mond thut geh'n,
Ich suche, wo den Geliebten sie haben;
Da hab' ich den Tod, den finstern, geseh'n,
Er sprach: such' nicht, ich hab' ihn begraben.

V.

Ich bin klein, und hab' noch nicht zehn Jahre,
Bin geschrieben schon in's Buch der Liebe.
Nahmen mir das Kleid, das schöne, klare,
Gaben ein braun Kleid mir gar zu trübe;
Dunkles Kleidchen, Gürtelchen von Silber.
So wie meine, gibt's mehr keine Liebe,
Wären gleich von ihr viel hundert Arten.
Dunkles Kleidchen, Gürtelchen von Silber;
So wie meine, gibt's mehr keine Liebe,
Wenn von ihr gleich tausend Arten wären.

VI.

Ich will ein Haus mir bauen,
Das soll von Seufzern sein;
Den Kalk mit Tränen lösch' ich,
Mit Tränenflut allein.

In's Haus will ich mich schließen,
So lange wohn' ich da,
Bis meine erste Liebe
Ich wiederkommen sah.

Und will in's Haus mich schließen,
Und klagen ungestört,
Will alle Sterne zählen,
Bis Er mir wiederkehrt.

VII.

Liebe Schwalbe, kleine Schwalbe,
Du fliegst auf und singst so früh,
Streuest durch die Himmelsbläue
Deine süße Melodie.

Die da schlafen noch am Morgen,
Alle Liebende in Ruh',
Mit dem zwitschernden Gesange
Die Versunk'nen weckest du.

Auf! nun auf! ihr Liebesschläfer,
Weil die Morgenschwalbe rief;
Denn die Nacht wird den betrügen,
Der den hellen Tag verschlief.

VIII.

Klagen ist der Mond gekommen
Vor der Sonne Angesicht.
Soll ihm noch der Himmel frommen,
Da du Glanz ihm nahmst und Licht?

Seine Sterne ging er zählen,
Und er will vor Leid vergehn:
Zwei der schönsten Sterne fehlen,
Die in Deinem Antlitz steh'n.

IX.

Ich sah am Fenster drei Mädchen,
Die Blicke mir zugewandt;
Sie haben mir plötzlich drei Pfeile
Der Liebe hinunter gesandt.

Die eine traf mir die Stirne,
Die and're das Haupt mit Schmerz;
Das allerschönste der Mädchen,
Es traf mich mitten in's Herz.

Einen Glückwunsch send' ich der Guten
Und schönen Dank zurück;
Der Aeltesten aber der Schwestern
Empfehl' ich mein Herzensgeschick.

X.

O Rose, o Rose, o Rose so klar,
Wie dich so schön doch die Mutter gebar!

Sie gebar dich so schön, sie steckt' dir in's Haar
Eine Blume, und stellt' dich an's Fenster,
An's Fenster, um Liebe zu kosen.
Sie gab dir in's Haar eine Rosen,
Eine Rose in's Haar, und stellt' dich an's Fenster,
Den Bräutigam dir zu erlosen.

XI.

Er.

Sprich, o Mädchen, wer wird erben
Deine Schönheit vor dem Sterben?
Laß mich diesen Schatz erwerben,
Weil ich doch so lieb dich habe.

Sie.

Keiner, keiner soll ihn erben,
Mag die Schönheit nur verderben,
Und zergeh'n in lauter Scherben,
Will sie tragen bis zum Grabe.

XII.

Eh' du, Liebliche, die Augen
Lachend zu den meinen lenkst,
Eh' du wieder sie mit einmal
Auf den Busen sinnend senkst:
Woll's mit Zeichen mir verkünden,
Daß ich mag mein Herze binden,
Und mit Kraft es zügelnd halten;
Denn es möchte sonst vor Lust,
Vor den großen Liebgewalten
Mir entspringen aus der Brust;
Daß derweil ich's möge binden,
Eh' mir's jauchzend will entschwinden.

XIII.

Ich sah ein lichtes Wölkchen
In blauen Lüften weh'n,
Das that aus Liebe wandern,
Zur Sonne reisen geh'n.

Und seh' ich dich, o Jüngling,
Spazieren dort und hier,
So denk' ich auch, du thust es
Allein aus Lieb' zu mir.

Und trittst du aus dem Hause,
Dann werfen dir im Nu
Die Rosen auf der Straße
Dir Blumenschlingen zu.

XIV.

Willst du todt seh'n deinen Sklaven,
Laß dein Haar unaufgerollt,
Laß es fließen um die Schulter,
Lockenströme wie von Gold.

Goldne Fäden sind die Locken,
Schön das Haar, und wer es trägt,
Goldne Fäden, feine Seiden,
Schön das Haar, und wer es strählt.

XV.

Steht mein Liebster auf dem Hügel,
Komm' ich, bellt sein Hund nach mir;
Hündchen, Hündchen, laß dein Bellen,
Komm' zum Herrn, und nicht zu dir.

Deinen Herren will ich haben,
Liebes Hündchen, sei nur gut;
Haben will ich deinen Herren,
O was bellst du so in Wut!

XVI.

Zwei herbe Limonen hab' ich geseh'n,
Sie reiften durch Liebe der Sonnen:
Zwei Schlangen sah ich durch's Wasser geh'n,
Sie schwammen in Liebe und Wonnen.

Durch's Wasser wollt' ich wol schießen,
Als wie der bewegliche Aal;
Für einen von deinen Grüßen,
Da grüß' ich dich tausend Mal.

XVII.

Und ob du mich ließest
So Nächte wie Tag,
Und ob du mich fliehest,
Ich folge dir nach.

Und ob du auch eilest,
Und wanderst so sehr,
Weit über dem Meere,
Ich folg' dir auf's Meer;

Mit Nöten und Kummer
Durch Meere und Welt,
Durch Welten und Meere,
Wohin dir's gefällt.

XVIII.

Ob du, Täubchen, deinen Flug genommen
Durch die Lüfte, bis zum Himmelszelt;
Ob du schweifest durch die weite Welt,
Mußt doch einmal in die Hand mir kommen.

XIX.

Wenn's die Bäume könnten klagen,
Wenn die Blätter Zungen wären,
Und die Welt Papier zum schreiben,
Tint' das Wasser in den Meeren,
Federn, Blumen nicht zu zählen,
Möchte doch manch Blatt mir fehlen,
Meine Liebe dir zu sagen.

XX.

Will dich lehren was von Liebe,
Stehe auf am Morgen früh,
Eine Lilie aus dem Garten
Von dem Stengel breche sie.

Setz' an's Feuer sie ein Stündchen,
Laß sie länger kochen nicht:
Und dann wasche mit den Händchen
Dir dein liebes Angesicht.

XXI.

Junger Knabe, der du gehest
Auf und ab am Fenster hier,
Laß dein Wandern nur, o Knabe,
Denn ich singe nicht zu dir.

Meine Weise gilt dem Liebsten,
Der ist gangen aus dem Tal;
Seine Schönheit blühet schöner,
Als die deine tausend Mal.

Heller blühet seine Farbe,
Als die Au, die er verließ;
Auf die Erde ist er kommen,
Und er kam vom Paradies.

XXII.

Richten will ich Tisch und Gastmal,
Laden die unselig lieben;
Und mein Herz geb' ich zu essen,
Und zu trinken ihnen Tränen.
Seufzer, Klagen sind die Diener,
Die Verliebten zu bedienen;
Und der Schenk soll schwarzer Tod sein;
Weint ihr Steine, seufzt ihr Mauern!
Heil'ger Tod, das soll der Schenk sein;
Steine, seufzt, und rufet Ach! nur.

XXIII.

Die Turteltaube ist blieben allein,
Nun sucht sie den Bulen der Liebe;
Kommt sie an's Bächlein, taucht sie darein,
Ist es ein klares, macht sie es trübe.

Dann schlägt sie das Herz mit den Flügeln,
Und eilet hinweg, und klaget: o Liebe!
Und schlägt sich an's Herz mit den Flügeln,
Und jammert und klagt: unselige Liebe!

XXIV.

Blaues Sternlein, du sollst schweigen,
Das Geheimniß gib nicht kund,
Sollst nicht allen Leuten zeigen
Unsern stillen Liebesbund.

Mögen and're steh'n in Schmerzen,
Jeder sage, was er will;
Sind zufrieden unsre Herzen,
Sind wir beide gerne still.

XXV.

Am ersten Tage des Maien
Der Blumen ging ich mich freuen;
Ein Vöglein kam den Busch entlang,
Von Liebe das Vöglein sang.

O Vöglein, du kommst von Firenze,
So sag' mir von Lieb' in dem Lenze:
„Die Liebe beginnt mit Schallen und Tönen,
„Die Liebe, sie endet in Jammer und Tränen.“

XXVI.

Streust du Dornen auf die Gassen,
Gehe nicht mit nackten Füßen;
Klagen soll nicht hören lassen,
Wen Verstand und Sinn verließen.

Ist der Winter angekommen,
Tau des Himmels ist gefallen;
Doch mir Armen kann nicht frommen
Keine Jahreszeit von allen.

Erde hat ihn aufgesogen,
Fiel herab der liebe Segen;
Nur für mich kommt nichts geflogen,
Weder Tau, noch Blumenregen.

XXVII.

Fensterlein, Nachts bist du zu,
Thust auf dich am Tag mir zu Leide:
Mit Nelken umringelt bist du:
O öffne dich, Augenweide!

Fenster aus köstlichem Stein,
Drinnen die Sonne, die Sterne da draußen;
O Fensterlein heimlich und klein,
Sonne darinnen und Rosen daraußen.

XXVIII.

Seh' ich die Straße dich kommen, Geliebte,
Deine Schritte dann zähl' ich zumal.
Du machest die Schritte, ich mache die Seufzer,
So Schritte, so Seufzer, und Zahl um Zahl.

Sage, Geliebte, sind ihrer mehre,
Die Schritte der Füßchen, die Seufzer der Brust?
Sage, Geliebte, sind ihrer mehre,
Die Seufzer der Qualen, die Seufzer der Lust?

XXIX.

Briefchen schrieb und warf in den Wind ich,
Sie fielen in's Meer, und sie fielen auf Sand.
Ketten von Schnee und von Eise die bind' ich,
Die Sonne zerschmilzt sie in meiner Hand.

Maria, Maria, du sollst es dir merken:
Am Ende gewinnt, wer dauert im Streit,
Maria, Maria, das sollst du bedenken:
Es siegt wer dauert in Ewigkeit.

XXX.

Selig ist das Sternlein drüben,
Das dem Mond zur Seite geht;
Wol ein Engel mag es lieben,
Der in seinen Diensten steht.

Traurig ist's, zu sein geboren
Freudenlos und ohne Glück,
Von den Menschen nicht erkoren,
Und verstoßen vom Geschick.

O du Schicksal: ohne Liebe!
Welche Hand ist's, die mich hält?
Nicht geliebt von keiner Liebe,
Als vom Unglück in der Welt.

XXXI.

Eine Quelle sprudelt nicht zwei Flüsse,
Kann nicht zwei auf einmal machen fließen;
Eine Kerze brennt nicht in zwei Flammen,
Kann nicht zwei auf einmal lodern machen.

Eine Glocke hallt nicht in zwei Klängen,
Kann nicht zwei auf einmal machen klingen;
Eine Schöne brennt nicht mit zwei Herzen,
Kann nicht zwei auf einmal selig machen.

Selig machen kann sie zwei Verehrer,
Den durch Worte, diesen durch Gewährung;
O so mache selig denn, Geliebte,
Ihn durch Worte, mich durch die Gewährung.

XXXII.

Liebe Rose, Blume der Rosen,
Willst du mich meiden, so sag' es mir klar;
Dich liebt' ich seit frühesten Tagen,
Ich liebt' dich durch Monden und Jahr.

Ich liebt' dich durch Stunden und Monde,
War es in Trauer, war es in Scherz;
Liebe Rose, Blume der Rosen,
Nun gib mir zurück mein Herz.

Dich liebt' ich durch Monden und Jahre,
Mit Herz, mit Mund und mit Blick;
Liebe Rose, Blume der Rosen,
Nun gib mir die Jahre zurück.

XXXIII.

Amor, Amor, lieber Seemann,
Mir dein Schiffchen leih'st du schon,
Auf die Meerflut muß ich fahren,
Denn mein Mädchen ist entfloh'n.

Wenn ich sie ersegelt habe,
Sie gefangen nehm' ich mir;
Um den Nacken will ich grimmig
Eine Kette binden ihr.

Um den Hals will ich ihr knüpfen
Schöne Dinge hier zur Hand;
Eine Lilie, vier Sterne,
Und ein Kreuzchen von Demant.

XXXIV.

Wenn ich wüßt', du würd'st mein eigen,
Ein Matrose wollt' ich werden,
Wollt' dich malen auf die Segel,
Und dich zeichnen auf mein Schiff.

O was sagten die Matrosen,
Säh'n die Liebe sie des Schiffers
Abgemalt auf allen Segeln?

O was sagten dann die Leute,
Gingen sie vorbei und sähen
Abgemalt des Schiffers Liebe
Auf der dunkeln Segelbarke?

Die Insel Capri.

1853.

Votum fecit, gratiam recepit.

Einen ganzen Sommermonat lebte ich auf dem Eiland Capri und genoß die Fülle zaubervoller Einsamkeit des Meers. Nun möchte ich auch diese märchenhaften Erscheinungen festhalten; aber ihre Schönheit, ihre Stille und Heimlichkeit ist mit Worten kaum zu sagen.

Jean Paul hat Capri mit einer Sphinx verglichen; mir kam die schöne Insel, wenn ich sie vom Festland betrachtete, wie ein antiker Sarkophag vor, dessen Seiten schlangenhaarige Eumeniden schmücken; darinnen aber liegt Tiberius. Und so reizte mich dies classisch geformte Eiland immerdar durch seine Gestalt, durch seine Einsamkeit, und die düstern Erinnerungen an jenen Kaiser Roms.

An einem Sonntag, es war die heiterste Frühe, stiegen wir in Sorrento in die Barke und ließen uns nach Capri hinüberrudern. Das Meer war so still wie der Himmel, und Alles in weiter Ferne in träumerischem Duft verloren; aber Capri stand vor uns groß und ernst, klippenstarr und felszackengepanzert, in der melancholischen Wildheit seiner Berge und in der Schroffheit der steilen

Kalkwände von roter Farbe, fürchterlich und lieblich zu gleicher Zeit. Auf den Höhen braune Castelle, nun zerfallen; verlassene Strandschanzen mit verrosteten Kanonen, die schon der Ginsterstrauch mit gelben Blumenästen überdeckt; Klippen wild und schartig, in den Aeter hinaufgreifend und von Seefalken überflattert, vogelheimisch und sonngewohnt, wie Aeschylus sagt; Hölen tief unten, dämmervoll und märchenhaft; aber oben auf dem gebogenen Rücken des Eilandes ein heiteres Städtchen mit weißen gewölbten Häusern, mit hohen Mauern und einer Kirchenkuppel; unten an der schmalen Marina der Hafen der Fischer und viele aufgereihte Barken.

Die Glocken läuteten eben und verhallten, da wir an den Strand fuhren, auf dem Ufer aber stand ein Fischermädchen, die Holzbank haltend, welche sie gleich in die Wellen hineinschob, als das Boot landete, damit wir trockenen Fußes ans Land kämen. Wie ich ans Ufer sprang, auf dies seltsame Capri, das ich mir im Norden so oft vorgestellt hatte, fühlte ich mich gleich wie zu Hause. Alles war still und verschwiegen, kaum ein Fischer war zu sehen, nur ein paar badende Kinder an einer Klippe, ein paar Fischermädchen am Ufer, die Felsen ringsumher ernst und still. In eine wilde und zauberische Einsiedelei war ich eingetreten. Und nun ging es von der Marina gleich aufwärts auf einem steilen und mühsamen Pfade zwischen Gartenmauern nach der Stadt Capri.

Tritt man in dieselbe, über einer hölzernen Brücke und durch das alte Tor, so hat man gleich das originellste Bild von Frieden, Bedürfnißlosigkeit und Kindlich-

keit vor sich. Denn dort sitzen auf den steinernen Stufen der Kirche auf einem ganz kleinen Platze Bürger in ihren Festkleidern und plaudern, hier spielen Kinder mit lärmender Fröhlichkeit, und der Platz selbst sieht aus, als hätten sie ihn im Spiel aufgebaut. Die Häuser sind klein, mit platten und in der Mitte gewölbten Dächern; fast über jedes schlängelt sich ein Rebenstock.

Durch enge Straßen, die niemals ein Wagen befuhr, geht man zur Locanda des Don Michele Pagano, vor welcher ein Palmbaum seine majestätische Krone erhebt. Auch hier glaubt man in die stillste Einsiedelei einzukehren, in eine Herberge für Pilger mit Stab und Muschelhut.

Kaum waren wir in unser Zimmer eingezogen, als uns ein murmelnder Gesang wieder auf die Gasse trieb. Es war Sonntag, und eine Procession durfte nicht fehlen. Aber wie bizarr und fremd war ihr Anblick! Sie gingen, Männer und Frauen, jene in weißen Kapuzen, diese in weißen Schleiern, hinter dem Kreuz einher. Um die Kapuzen hatten sie einen grünen Kranz aus den Zweigen des Brombeerstrauchs gewunden, und auch der Strick auf der Schulter zeigte, daß es um Buße zu thun war, denn die Procession galt der Traubenkrankheit. So zogen sie mit Gesang durch die Straßen, und so heidnisch sahen diese dornbekränzten Gestalten aus, daß es schien, es sei dies ein Zug von Bacchuspriestern, die zu einem Tempel des Dionysos zogen. Fast alle Männer trugen diese Kränze und auch solche, welche nicht in der Kapuze der Brüderschaft gingen. Vor allen fiel mir der Kopf eines alten Invaliden mit silberweißem Haar und

Bart auf, der unter dem Brombeerkranz ganz und gar wie ein Satyr aussah. Hinter den Männern Frauen und Mädchen in langen Schleiern. Weil nun die Gassen so enge sind, daß nur zwei Menschen nebeneinander Raum haben, so waren sie, wenn die Procession sie durchschritt, von einer Wand bis zur andern erfüllt.

Das war mein Willkomm in Capri. Seitdem lebte ich dort die glücklichsten Tage, und weil ich nun kaum eine andere Stelle in der Welt so eifrig durchwandert und durchklettert habe, in allen Höhen wie in allen zugänglichen Grotten der Tiefe, und weil mir Capri und sein Volk so überaus lieb geworden ist, so will ich es mit diesem Inselbilde machen wie dankbare Schiffer, die eine Votivtafel stiften und darunter schreiben: Votum fecit, gratiam recepit.

Die Insel hieß bei den Griechen und Römern Caprea oder Capreä. Man will den Namen aus dem Lateinischen erklären, wo er Ziegelinsel bedeutet. Andere leiten ihn aus dem Phönizischen ab, wonach Capraim Zweistadt heißen soll. Den Griechen galt die Insel als ein Sireneneiland, und noch heutzutage hat eine Stelle am Ufer den Namen La Sirena beibehalten. Doch liegen die Sireneninseln des Homer, wie man es einmal angenommen hat, Capri gegenüber an der amalfitanischen Seite des Caps der Minerva, und dieses selbst, heute Capo di Campanella genannt, wird auch für die Insel der Circe gehalten. Ringsum also ist fabelhaftes, odysseisches Land, die Heimat der Sirenen, deren Gesang den Schiffer hier berückte, wenn er aus dem Golf

von Posidonia an diesen schroffen Inselklippen vorüberfuhr.

Man weiß nicht, wann Capri seine ersten Bewohner erhalten hat. Vielleicht waren es Osker vom Festland, die sich hier zuerst niederließen. Daß sich auch Phönizier dort ansiedelten, nimmt man für gewiß an, und ihnen schreibt man die Gründung der beiden Städte zu, denn die von Natur in eine niedere und höhere Hälfte geteilte Insel hatte wol schon vor Zeiten zwei Orte; Strabo sagt: „Capri hatte ehemals zwei kleine Städte, nachher nur eine.“

Später kamen Griechen in das schöne Wasserbecken Neapels, den Krater, wie ihn die alten Geographen nennen, und ließen sich an den Küsten und auf den Inseln nieder. Nach Capri aber zogen die Teleboer, Männer akarnanischen Stammes, wie Tacitus und Virgil sagen. Der erste griechische Herrscher der Insel wird Telone genannt.

In jener Zeit, etwa im 8. Jahrhundert vor Christi Geburt, siedelten sich Griechen an beiden Golfen von Posidonia und Neapel an, sie erbauten Cumä und Neapolis, und bemächtigten sich der Inseln dieses herrlichen Meers. Dem höchstgelegenen Ort in Capri gaben sie den noch dauernden Namen Ana-Capri, oder die Oberstadt. Horcht man auf die Sprache der heutigen Capresen, so möchte man manchen griechischen Laut zu hören meinen, und blickt man in die kleinstirnigen, edelgeschnittenen Gesichter der Weiber, so möchte man hellenische Züge darin erkennen wollen, ein Wahn, der durch die kunstlos ideale Tracht des tief geknoteten Haars noch ver-

stärkt wird. Aber die Griechen, obwol auch noch in nachrömischer Zeit Herren des Eilandes, sind doch sehr ferne Ahnen dieses Inselvolks, in dessen Adern sich das Blut mischte wie in denen der Neapolitaner selbst.

In jener Zeit bauten die Hellenen Tempel auf der Insel, von denen keine Spur blieb. Noch Augustus erfreute sich an den gymnastischen Spielen der Jünglinge Capris, denn zu seiner Zeit hatte diese Insel noch hellenisches Wesen. Er liebte Capri. Er trat den Neapolitanern, welchen sie damals gehörte, das Eiland Ischia ab und tauschte dafür diesen classisch geformten Felsen ein. Als er nämlich einst am Strande Capri's aus dem Schiffe stieg, brachte man ihm als gute Vorbedeutung die Nachricht, daß eine altersdürre Steineiche plötzlich frisch zu grünen begonnen habe. Dies erfreute den Kaiser so, daß er jenen Tausch beschloß.

Die balsamische Luft der kühlen Insel, die seltene Schönheit der Felsformen wie der griechische Charakter des Volks behagten Augustus; er baute sich in Capri eine Villa und Gärten. Dieses Landhaus stand nach dem Glauben der Altertumsforscher auf der Stelle, wo heute die mächtigen Trümmer der Villa di Giove liegen, welche das Volk vorzugsweise Villa des Tiberius nennt.

Ohne Zweifel waren es seine letzten Lebensjahre, in denen Augustus das Eiland besuchte. Kurz vor seinem Tode brachte er hier in Gesellschaft des Tiberius und des Sterndeuters Thrasyll vier heitre Tage zu, wie Sueton erzählt. „Als er zufällig dem Golf von Puteoli vorbeifuhr, war eben ein alexandrinisches Schiff gelandet;

Reisende und Mannschaft legten weiße Gewänder an und bekränzten sich; sie opferten Weihrauch, erhoben sein Lob und wünschten ihm Heil, denn von ihm hätten sie Leben, Schiffahrt, Freiheit und Glücksgüter. Das erfreute ihn so sehr, daß er unter seine Begleiter 400 Goldstücke verteilte; sie mußten ihm zuschwören, dies Geld nicht zu andern Dingen verwenden zu wollen, als von den Alexandrinern Waaren zu kaufen. Aber auch an allen übrigen Tagen verteilte er Geschenke, Togen und Pallien, und befahl, daß die Römer griechisch und die Griechen römisch sich kleiden und sprechen sollten. Beständig sah er den Uebungen der Epheben (in Capri) zu, von denen noch aus dem alten Institut eine Anzahl übrig geblieben war. Er gab ihnen einen Schmaus und erlaubte ihnen Aepfel und Nachtisch und zugeworfene Geschenke scherzend sich aus den Händen zu reißen, einer dem andern. Und keine Art von heiterm Vergnügen schloß er aus. Ein Capri nahe gelegenes Eiland nannte er Apragopolis wegen des Nichtsthuns Derer, die aus seinem Gefolge dahin sich entfernten. Einen von seinen Lieblingen, Masgaba, pflegte er, gleich als wäre er der Gründer des Eilands, Ktistes zu nennen; als er nun von der Tafel aus das Grab dieses Masgaba, welcher ein Jahr zuvor gestorben war, von einem großen Schwarm mit vielen Lichtern besucht sah, sprach er mit lauter Stimme den improvisirten (griechischen) Vers:

«Des Gründers Grab, im Brande seh' ich es.»

Er wandte sich dabei an Thrasyll, den Begleiter des Tiberius, der ihm gegenüberlag, und fragte ihn, von

welchem Dichter er wol glaube, daß der Vers sei. Als dieser stockte, fügte er einen zweiten hinzu:

«Schaust du den Masgaba mit Fackelschein geehrt?»

Auch um diesen Vers fragte er. Jener antwortete nur, die Verse, von wem sie auch seien, wären vortrefflich. Augustus aber brach in ein Gelächter aus und strömte von Scherzen über."

Bald darauf fuhr er nach Neapel, um dann in Nola zu sterben. Dies hat Sueton von dem letzten Aufenthalt des Kaisers in Capri erzählt. So wenig es ist, so viel ist es doch wert, dies heitere Bild des greisen Augustus, welcher mit den Bewohnern des Eilands fröhlichen Scherz treibt. Und doppelt anziehend wird seine menschliche Erscheinnng durch den Gegensatz zu Tiberius. Denn nun folgt: der greise Tiberius auf Capri.

Die kleine Insel war elf Jahre lang Mittelpunkt der Welt. Die Zeit war grau und greisen geworden wie der Eremit dieser Felsenklippe, die Weltgeschichte nur ein düsterer Monolog dieses schrecklichen Mannes.

Die Erinnerung an ihn lebt noch im Volk. Nicht Jahrtausende verwischen sie, denn das Böse dauert im Gedächtniß der Menschen länger als das Gute. Sie nennen ihn hier Timberio, und nennen Capri Crap; und wo man auf dem Eilande gehen mag, überall sieht man die Tigerspuren des Tiberius. Selbst den ausgezeichneten Wein auf Capri nennt man hier „Tränen des Tiberius", wie jener vom Vesuv „Tränen Christi" heißt. Sehr hoch, so glaube ich, muß im Preise der Natur die Träne stehen, die ein Mann wie Tiberius geweint hat.

Ich begegne hier einem seltsamen Volksglauben, der mich nicht wenig überrascht hat. Das Volk behauptet nämlich, daß tief in dem Berge, worauf die Trümmer der Tiberius-Villa liegen, dieser Kaiser auf einem bronzenen Rosse sitze, er selbst von Erz, mit brillantenen Augen, und auch sein Roß habe Augen von Demant. Ein Jüngling, der in einen Bergspalt gekrochen, habe ihn so sitzen sehen, aber die Spur des Orts bald wieder verloren. Ich hörte diese Sage aus dem Munde des alten Franciscaners, der nun als Eremit auf der Villa einsiedelt, und fand sie auch im Buche Mangone's über Capri. Sie erinnert an den Kaiser Rotbart im Kyffhäuser; aber schwerlich wird das Volk die Wiederkehr des Tiberius ins Leben wünschen.

Er kam auf die Insel im Jahre 26 nach Christi Geburt und lebte hier elf Jahre lang, bis er, bei kurzer Abwesenheit, am Berg Misen erstickt wurde. Er hatte das Eiland zu einem prachtvollen Lustgarten umgestaltet. Seine zwölf den Obergöttern geweihten Villen nebst andern herrlichen Gebäuden müssen Capri in Verbindung mit den großartigen Felsen ein schönes Ansehen gegeben haben. Heute ist die Insel mit Trümmern von Bauten überstreut, und viel birgt noch die Erde unter den Weingärten.

Als Tiberius todt war, blieb das schöne Theater seiner Lüste verödet; die Pracht Capri's verfiel. Das Volk erzählt, daß Römer auf die Insel kamen und ihre Gebäude niederrissen. Zwar weiß die Geschichte nichts davon, aber sie sagt auch nicht, daß die Nachfolger Tibers Capri besuchten. Caligula war noch mit ihm auf der

Insel gewesen, hatte hier zum ersten mal den Bart abgelegt und die Toga genommen, und sich in der Schule seines Oheims gebildet. Auch der Schwelger Vitellius lebte als Jüngling in Capri. Später duldeten zur Zeit des Commodus sein Weib Crispina und seine Schwester Lucilla die Verbannung auf diesem Eiland, wie Dio Cassius erzählt und ein im vorigen Jahrhundert auf Capri gefundenes Relief es bestätigt, welches beide Fürstinnen in der Gestalt schutzflehender Trauer darstellt.

Nachher teilte die Insel das Loos der naheliegenden Küstenländer. Sie geriet nach dem Falle Roms in Besitz erst der Barbaren, dann der Griechen, wie Neapel selbst. Sie wurde Eigentum des griechischen Herzogs von Neapel, und fiel im 9. Jahrhundert an die blühende Republik Amalfi, welche sie als Geschenk vom Kaiser Ludwig erhielt.

Mit dem Beginn der normannischen Herrschaft in Süditalien kam Capri in den Besitz des tapfern Roger von Sicilien, der die Insel den Amalfitanern entriß, und so wurde sie seither von den Normannen, den Hohenstaufen, den Anjous, und Aragoniern besetzt und durch Capitäne regiert.

Im Jahre 1806 entrissen sie die Engländer den Neapolitanern; sie besetzten sie im Namen des Königs Ferdinand von Sicilien, befestigten sie stärker und gaben ihr zum Commandanten jenen Hudson Lowe, welcher später als Kerkermeister Napoleons in Sanct Helena unsterblich werden sollte. Fast drei Jahre behaupteten die Engländer Capri, bis die Muratisten durch einen kühnen Handstreich sich des Eilands bemächtigten. Es war der Geschichtschreiber Coletta, damals Ingenieur unter Murat, welcher Capri

zuvor auskundschaftete und die Stelle bezeichnete, wo das Felsenufer könnte erstiegen werden. Am 4. October 1808 wurde die Insel nach heftigem Kampf erobert, Hudson Lowe aber als Gefangener nach Neapel abgeführt.

Diese Nachrichten mögen hinreichen, uns über die historischen Schicksale Capri's aufzuklären. Eindrucklos, bis auf die letzten Ereignisse, sind sie am Erinnern des Volks vorübergegangen. Es lebt hier allein das Gedächtniß an den grausamen Timberio, und oft war es mir wundersam, den fürchterlichsten Namen der Geschichte aus dem Munde spielender Kinder zu vernehmen. Aller Orten hört man ihn, weil er mit dem Local verwachsen ist. Die Lebensgeschichte dieses einen Mannes hat das Eiland ganz durchdrungen und zu dem Ernst seiner Natur noch den tragischen Hauch der Geschichte gesellt. Dies gibt Capri den Reiz des Schauerlichen für Den, welcher für dunkle Scenen in der Natur und Geschichte empfänglich ist.

Es liegt hier Fürchterliches und Liebliches in einem seltsamen Contrast. Das lachende grüne Tal stößt hart an schroffe Felswände, welche das heitere Pflanzenleben zerreißen und nackt und gigantisch in die Wolken ragen; und wiederum findet das tägliche Bild einfacher Naturmenschen, welche Armut und Frömmigkeit verschönert und die Arbeit veredelt, seinen grellsten Gegensatz an der immer wieder sich aufdrängenden Vorstellung des Tiberius, des Menschen der absoluten Unnatur.

Die wunderbare Weise, in welcher die Natur hier Entgegengesetztes zu einem plastischen Ganzen verbunden hat, ist es hauptsächlich, was mein Erstaunen erregt. Es gibt hier so viel wüstes Gestein, daß es auf größern

Flächen den Eindruck trostloser Oede hervorbringen würde; auf Capri aber ist es anders. Die Natur wehrt hier überall dem Wüsten durch Linie und Form, dem Todten durch die Wärme der Farbe, dem Dürren durch das verstreute Grün, und so stellt sie ein Gemälde dar, in welchem das Große groß und das Fürchterliche fürchterlich bleibt, und doch zu gleicher Zeit von der Macht der Form bezwungen ist. Die Berge, Klippen und Täler umfangen den Sinn mit heimlichem Zauber, sie klausen ihn wie in ein Gitter ein, durch das der schönste Golf der Erde hereinscheint, welchen wiederum traumhaft stille Küsten gefangen halten, und so ist es wahrhaft ein magischer Ring, von dem man sich hier umschlossen fühlt.

Die Aehnlichkeit der Natur Capri's mit der von Sicilien ist auffallend. Sie ist wahrlich eine Vorstudie dieses großen Insellandes, nicht allein wegen der Dürre des Bodens, sondern auch durch die glühendrote Farbe des Kalkgesteins, durch die phantastisch-grandiose Form der Klippen, und selbst wegen des Pflanzenwuchses.

Die Vegetation ist hier ganz südlich, aber sie ist spärlich. Zwischen dem roten Gestein, wie in die Falten der Berge hineingesäet, wächst all das balsamische Kraut der südlichsten Inseln Europas, die Luft mit Wolgeruch durchwürzend. Dort findet man die Myrte, den Citisus, die Raute und den Rosmarin, den Mastixstrauch und den Albatro, die schönblumigen Heiden. Brombeeren und Epheuranken, wie die Gewinde der Clematis umschlingen Trümmer und Klippen, und der goldgelbe Ginster hängt in vollen Büschen um alle Höhen. Auch der schönste Strauch Capri's, welcher zufällig den Namen der Insel trägt, ist

nicht das Caprifolium oder Geisblatt, sondern der Capernstrauch; er hängt sich hier an alle Gemäuer und Felsenwände und schmückt sie mit seinen weißen Blumen voll langer, lilafarbiger Staubfäden.

Um die Abhänge selbst hat der Mensch mit großer Mühe Terrassen angelegt und, indem er durch Aufmauerung kleine Ebenen gewann, Gärten darauf gebaut. Da gedeiht jegliche Frucht und jeder Baum Campaniens. Reichlich wachsen die Eichen, die Maulbeerbäume in großer Zahl; stark und fruchtgesegnet der Oelbaum; sparsam die Cypresse und die Pinie; groß und mächtig der Johannisbrotbaum; überaus fruchtreich und in Menge die Feige; häufig der Mandelbaum; kärglicher die Kastanie und der Nußbaum, aber reichlich die Orange und die Limone, die man in den Gärten in erstaunlicher Kraft findet, und deren Früchte oft die Größe eines Kindeskopfs erreichen. Die Rebe wächst hier zwar nicht so üppig, wie in Campanien, aber sie trägt schwere Trauben, deren berühmten Feuerwein die Sonnenglut auskocht. Was den Landschaften der kleinen Insel vollends den Charakter Siciliens verleiht, ist die Fülle von Cactusfeigen. Ihre bizarren, afrikanischen Formen stimmen wol zu der Dürre der Felsen und ihrer Farbenglut.

Wie nun die Natur, in Formen und Farben ganz harmonisch, dies Eiland gebildet hat, so scheint sie auch den Menschen gezwungen zu haben in einem phantastisch-idyllischen Charakter seine Häuser zu bauen. Das Städtchen Capri, welches sich auf dem Bergsattel zwischen den Hügeln San Michele und Castello aufreiht, ist sehr originell. Die Häuser, klein und weiß, haben ein plattes

Dach, das sich in der Mitte aufwölbt; auf ihm stehen Blumen, und dort sitzt man in der Abendkühle und blickt in das rosenfarbene Meer. Alle Zimmer sind gewölbt, wie die Unterbauten der Villen aus der Zeit des Tiberius. Das Haus umläuft entweder eine Terrasse, oder es öffnet sich zu einer gewölbten Loggia oder Veranda, welche sehr freundlich aussieht, da sie in der Regel eine Weinrebe umrankt und schöne Blumen, zumal blaue Hortensien, purpurrote Nelken und rosenfarbiger Oleander reich verzieren. Stößt das Haus an den Garten, so befindet sich vor der Thüre die Pergola oder Weinlaube. Sie ist der schönste Schmuck der Inselwohnungen; da sie aus einer Doppelreihe von gemauerten und weißgetünchten Säulen besteht, welche das Weinrebendach tragen, gibt diese Menge von Säulen auch dem ärmlichsten Hause einen Anstrich von Festlichkeit, seiner Architektur aber etwas Antikes und Ideelles. Diese von der Rebe umschlungenen Säulenreihen sehen oft aus wie Arcaden eines Tempels; sie erinnern mich an die kleinen Häuser in Pompeji. Hie und da steht in den Gärten eine Palme; die herrlichste erhebt sich im Garten des Gastwirts Pagano, dessen Haus unter den übrigen Capri's der Palast zu nennen ist.

Auch außerhalb der kleinen Stadt wohnen Weinbauern zerstreut in ihren Masserien, um die Höhen oder an den Füßen der Felsen. Ein jedes dieser Landhäuser scheint das Asyl der Glückseligkeit und des Friedens zu sein.

Die Capresen, etwa 2000 an Zahl, sind in der That das friedlichste Volk der Welt, milde von Sitten, bitter arm und emsig thätig. Sie sind Acker- und Weinbauern

oder Fischer, und nur diese besitzen im Allgemeinen ein Eigentum, ihre Barke und den Fisch, den sie fangen. Die Andern sind in der Regel Pächter, weil die meisten Masserien Neapolitanern gehören.

Der Pächter zahlt jährlich 80—120 neapolitanische Ducaten Zins, die er sammt seinem Unterhalt aus dem Wein, dem Oel und den Früchten erzielen muß. Schlägt die Weinlese fehl, wie nun schon seit drei Jahren, so muß er verarmen, und es ist wahrlich ein Jammer, diese von der Traubenseuche verödeten Weinberge zu sehen und die Klagen der armen Weinbauern anzuhören. Ich fand Frauen, welche mir sagten, daß sie all ihren Halsschmuck, Ringe und Ohrgehänge verkauft hätten, und dies ist ein Zeichen sehr großer Not, denn nur äußerste Verzweiflung entreißt dem Weibe seinen Goldschmuck. Sie tragen ihn hier beständig, sodaß es ein auffallender Widerspruch ist, ein Mädchen elende Lastarbeit verrichten zu sehen, welches lange Ohrgehänge von Gold und auf der Brust ein goldenes Herzchen trägt. Das ist ihr Kleinod, oft ihr einziges Vermögen, aber der Schmuck ist weder vom stärksten noch vom feinsten Golde.

Die Viehzucht Capri's ist gering, doch werden jährlich mehr als 200 Stück nach dem Festland ausgeführt und auch der Käse der Insel läßt sich rühmen. Im Herbst und im Frühjahr nährt die Inselbewohner die Vogeljagd. Es kommen dann Schwärme von Zugvögeln aus dem Norden rückkehrend oder vom Süden nach dem Norden wandernd, hauptsächlich Wachteln. Die armen Vögel ruhen auf dem ungastlichen Felsen von ihrer Reise aus, und werden dann in Scharen ergriffen oder in

Schlingen gefangen. Capri hat sonst keine Jagd und kein jagbares vierfüßiges Thier, weder Fuchs noch Marder, nur eine große Menge von Kaninchen, welche Nachts aus den Felsenritzen hervorhüpfen und in die Felder laufen, von der Armut des Landbauern ihr ärmlich Teil zu rauben.

Den dauernden Erwerb sichert den Capresen das Meer. Der Fischer fängt hier Fische jeder Art, auch den Thunfisch und den Schwertfisch, die Murena, vor allen die Sardine und den Calamajo oder Tintenfisch. Dieser wird besonders Nachts gefangen. Die Fischer fahren mit der Dunkelheit in See und locken den Fisch durch den Schein einer Fackel an die Oberfläche; das gräuliche, polypenartige Thier krallt sich dann in die vielen Nadeln eines rückwärts widerstachelnden Stabes und wird so heraufgezogen.

Der Fischer liegt die ganze Nacht auf See, er kehrt erst mit der Sonne wieder; dann geht es ans Trocknen der Netze und an das Flicken der Maschen, dann schläft er ein paar Stunden, dann macht er sich frisch wieder zum Fange auf. Es ist ein armseliges und mühevolles Leben, das Meer oft trügerisch, und nicht ein paar Carlin wert, was eine ganze Fischergesellschaft in dem Netze findet.

Das emsige Leben an der Marina grande, dem einzigen Hafen der Insel, wo eine Reihe von Häusern steht, gewährt zu allen Zeiten einen großen Reiz. Der Strand ist hier kurz und schmal, vor dem Wogenschlage nicht sicher, und gibt nicht Raum genug. Deshalb werden

die Barken beim Sturm in gemauerte Schuppen hineingezogen.

Es gibt etwa hundert Barken auf diesem Strande, und drei große vermitteln den Verkehr zwischen der Insel und dem Festlande. Jeden Dienstag und Freitag kehren diese aus Neapel zurück, wohin sie Tags zuvor abgegangen waren. Dann gibt es das bunteste Treiben auf dem Strande, weil auch Mädchen und Frauen von Ana-Capri die große Felsenstiege herabkommen, um dasjenige in Empfang zu nehmen, was die Barke für sie gebracht hat. Ist das Meer bewegt, so springen, ehe das Boot landet, die jüngsten Fischer in die Wellen; sie stürzen sich kopfüber in das Wasser wie Taucherenten; die in der Barke werfen ihnen Taue und Ruder zu, es vermindert sich die Last des Schiffchens, da Einer nach dem Andern über Bord springt. Jene zu Land ziehen das Fahrzeug mit lautem Geschrei am Tau, und die Stimme des Barkenpatrons übertönt das Rauschen der Brandung und das wilde Rufen aller dieser zu fieberhafter Thätigkeit aufgeregten Menschen. Am Strande harren die Weiber auf das Mitgebrachte; es sind Gemüse, Melonen, Zwieback, oder Kleidung und sonstiger Hausbedarf. Auch mancher Blumenstrauß von Napoli wird mitgebracht, und manche neu gedruckte Canzone vom Quai Santa Lucia. Der Fremdling aber setzt sich auf eine der Klippentrümmer am Ufer und erbricht den Brief, der für ihn aus derselben Barke ausgeschifft worden ist.

Fast alle Barken der Marina gehören Fischern in Capri, nur wenige auch Leuten von droben in Ana-Capri. Denn die Natur hat dieses zweite Städtchen der Insel

vom Meere abgesperrt. Dagegen gehen viele junge Männer Ana-Capri's und mehr als von Capri in die Fremde auf den Korallenfang. Jährlich verlassen ihre Heimat etwa 200. Für Rechnung der Korallenhändler in Torre del Greco wagen sie sich in ihren Barken in die Meerenge von Bonifazio und an die Küsten Afrikas. Sie gehen im März und kommen im October wieder; dann finden sie, was seitdem das Schicksal in ihrer kleinen Welt zur Freude und zum Leide gereift hat, Treue und Untreue, neues Leben und plötzlichen Tod. Wenn sie hundert Ducaten gewonnen haben, heiraten sie ihren Schatz. Denn in Capri gelten 100 Ducati als Erforderniß zum Heiraten. Mir erzählte ein Maler, daß er mit seinem Jungen, der ihm die Staffelei nachträgt, folgendes Gespräch gehabt habe. Der Junge: Herr, habt Ihr eine Frau? Der Maler: Nein. Der Junge: Habt Ihr denn nicht 100 Ducati? Der Maler: Ja, ich habe 100 Ducaten. Der Junge (höchlichst erstaunt): Wie, Herr, Ihr habt 100 Ducati und heiratet nicht? — Lebhaft wurde ich eines Tags an jene heimatlosen Korallenfischer erinnert, als mir auf der Stiege von Ana-Capri ein junges Mädchen einige arabische Münzen anbot. Ihr Bruder hatte sie ihr verwichenes Jahr mitgebracht als Geschenk von den „Heiden". Ich kaufte sie mir zum Andenken und als Zauberpfennige.

Auch an den Strand Capri's treiben viel Korallenstücke. Die kleinen Fischerkinder und die jungen Mädchen sammeln sie; sie flechten ganz kleine Körbe von Stroh und thun in sie hinein rote Korallen, Seepferdchen und Meersternchen und kleine bunte Muscheln, und wenn du am Strand entlang gehst, vertreten sie dir den Weg und

bieten dir das zierlichste Körbchen mit lachenden Augen zum Kauf an, sodaß du es wol kaufen wirst.

Ja, alles ist hier graziös, lieblich und klein, und gar reizend die Beschäftigung der Mädchen in den Häusern, wo sie die schöne goldgelbe Seide aufhaspeln oder abspinnen und die bunten Bänder weben. Die Industrie der Frauen besteht hier in etwas Seidencultur, hauptsächlich im Weben von Band, sowol droben in Ana-Capri als drunten. Viele Webstühle sind dort thätig. Die Mädchen sitzen dabei von Sonnenaufgang bis zur Nacht. Die Baumwolle oder die Seide liefert ihnen der Kaufmann von Neapel, der ihre Arbeit dürftig bezahlt. Sie weben Band in allen Farben. Der stillen homerischen Geschäftigkeit bei so reizend frauenhaftem Thun, in den kleinen gewölbten Gemächern oder auf den Terrassen, unter den blühenden Blumen und bei dem beständigen Anblick des Meeres sieht man gerne zu.

Es gibt in Capri ein einsames Haus auf einem Hügel, darin sitzen vier Mädchen schwesterlich beisammen und weben rastlos Seide und Stroh zu Damenhüten. Diese vier Mädchen sind die Elite der jungfräulichen Welt von Capri, ihr Stübchen ist der Gesellschaftssalon der Insel. Fremde führen sich dort selbst ein. Die Künstler nennen sie die vier Altäre, weil vor ihnen beständig geopfert wird, mein Wirt aber nennt sie die vier Jahreszeiten. Als ich eines Tags bei ihnen saß, fiel mir ein Blatt ins Auge, welches eine der Schwestern sorgsam an ihren Webestul geheftet hatte. Es war eine Epheuranke darauf gemalt und der Vers des Sophokles darein geschrieben, mit welchem der „Oedipus Tyrannos" beginnt:

„Ω τεκνα Καδμου του παλαι νεα τροφη“
(O Kinder ihr, des alten Kadmos junge Brut).

Die Weberin bat mich, ihr zu erklären, was die fremde Schrift sage, denn ein Engländer wäre da gewesen, der hätte das aufgeschrieben. Ich sagte ihr, die Worte hießen also: „O Kind, du bist am Tag mein Basilicum, und des Nachts bist du mein Stern.“ Sie lächelte und war zufrieden.

Ich habe mich oft in Gebirgen Italiens an der Naivetät des Volks erfreut, aber mich dünkt, nirgends ein naiveres gefunden zu haben als hier. Die Abgeschiedenheit von der Welt hat die Milde seiner Sitte bewahrt und den Zauber der Natur erhalten. Man weiß hier nichts von den Verbrechen der Civilisation, es gibt nur Frieden, Armut und Thätigkeit. Der Fremde wird wie ein Bekannter empfangen und fühlt sich gleich heimisch, und wahrlich, einen grellern Gegensatz als den zwischen der Welt in Capri und jener Neapels kann es nimmer geben.

Die Mädchen in Capri sind weniger schön als graziös. Ihre Züge haben oft etwas Fremdartiges. Die Linien der auffallend kurzstirnigen Gesichter sind regelmäßig und manchmal sehr edel geschnitten; das Auge ist von einem glühenden Schwarz oder von einem schwülen Grau. Die braune Farbe, das schwarze Haar, das umgeschlungene Kopftuch, die Korallen und die goldenen Ohrgehänge geben dem Antlitz etwas Orientalisches. Ich sah oft, besonders aber in dem ganz verlassenen Ana-Capri, Gesichter von einer wilden, seltsamen Schönheit, und

blickte ein solches, die Haare verwirrt, die Augenbrauen schwarz und scharf gezogen und die wetterleuchtenden Augen groß aufgeschlagen, vom Webestul in der dunkeln Kammer empor, so war es, wie ich mir das Antlitz einer Danaide denke. In Capri dagegen sieht man auch Gesichter, welche denen der Gestalten Perugino's und Pinturicchio's ähneln, und oft von einem auffallend schwärmerischen Ausdrucke sind. Sie tragen die Haare kunstlos schön, am schönsten in Ana-Capri, tief herabgeknotet, einen silbernen Pfeil hindurchgesteckt. Manchmal binden sie den Mucadore wie einen Feß auf, und gleichen dann wahrlich den Frauen einer fernen Zone. Ein ganz allgemeiner Schmuck der Weiber Capri's und köstlicher als Gold sind ihre Zähne. Ich glaube, die Menschen in Capri haben so herrliche Zähne, weil sie nichts zu beißen haben.

Man muß diese zierlichen Gestalten in Gruppen vereinigt sehen, oder sie betrachten, wenn sie bergauf kommen, die antik geformten Wasserkrüge, oder Körbe voll Erde oder Steine auf den Köpfen tragend. Weil sie arm sind, erwerben sie sich durch Lastträgerdienste kümmerlichen Lohn. Das Mädchen in Capri ist das eigentliche Lastthier der Insel. Man sieht die lieblichsten Kinder von 14 bis 20 Jahren, Gabriele, Costanziella, Mari Antonia, Concetta, Teresa, und so viele andere, deren Köpfe draußen in England, in Frankreich und Deutschland auf manchem Gemälde bewundert werden, vom Meeresstrand aufwärts Lasten, kaum für Männerstärke zwingbar scheinend, auf eben diesen Köpfchen tragen.

Es kam vor 14 Tagen ein neapolitanisches Schiff

und lud auf der Marina eine Fracht von Tuffsteinen aus, welche zum Ausbau des alten Klosters dienen sollten. Diese Steine wurden sämmtlich innerhalb fünf Tagen auf Mädchenköpfen nach dem Kloster befördert. Der Weg ist so steil, daß ich ihn täglich verwünschte, wenn ich vom Bade frisch und unversehrt zurückkehrte, weil man oben ganz erschöpft anlangt. Aber fünf Tage hindurch schleppten Mädchen, etwa 30 an der Zahl, die Steine diesen Weg aufwärts. Sie trugen zwei übereinander, die schwächern nur einen. Mich von dem Gewicht zu überzeugen, hob ich einen dieser Steine, und mit aller Kraft beider Arme gelang es mir, ihn so hoch zu erheben, daß ich einen dieser reizenden Köpfe belasten konnte, und das dünkte mich ein sehr unritterlicher Dienst zu sein.

Es bitten diese naiven Kinder, wenn sie am Wege ausruhen, den Vorübergehenden oft, ihnen mit den Steinen aufzuhelfen. Sie gingen an diese Sisyphusarbeit vor der Sonne und endeten, wenn sie in ihrer vollen Purpurglut hinter der fernen Ponzainsel versank. Täglich stiegen sie in der Hitze des August sechzehn mal also belastet den Berg empor. Nahmen sie die Steine an der Marina auf, so stand ein Schreiber dabei und notirte, und oben an der Certosa stand wieder einer, der schrieb es ernsthaft in ein Buch: Gabriele hat zweimal zehn Steine im Brett des Schicksals, aber die schöne Costanziella ach! nur zehn. — Ihr Lohn war 10 Groschen für den Tag. In ihrer Einfalt hatten die Kinder mit dem Unternehmer nicht einmal Contract gemacht, sondern wenn man sie fragte, was sie für so große Mühsal erhalten würden, so sagten sie: „Wir glauben, einen Carlin täglich, oder Brot von Castellamare für ebenso viel. Sonntag wird die Zahlung sein.“

In jenen Tagen gewährte also das Eiland einen seltsam schönen Anblick, und die Maler versäumten nicht, diese Gestalten zu zeichnen. Da nun der Tuff von Herculanum von schöner grauer Farbe ist, so machte er mit den jugendlichen Köpfen und auf dem roten Mucadore, von einem oder beiden Armen festgehalten, das reizendste Bild. Diese Reihen der armen wandelnden Steinträgerinnen schienen mir die antiken Figuren der Kanephoren auf neue originelle Weise zu vermehren; sie glichen Töchtern Aegyptens, welche Steine zum Pyramidenbau tragen. Und wahrlich, ich konnte sie nie ohne Bewunderung und ohne Rührung betrachten. Sie scherzten noch unter ihrer Last und waren heiter und graziös wie immer. Mich dünkte, nie ein schöneres Bild menschlicher Armut gesehen zu haben. Um die Mittagszeit sah ich dieselben Mädchen in einem Kreise auf der Erde sitzen, im Schatten eines Johannisbrotbaums ihre Malzeit haltend; sie bestand aus halbreifen Pflaumen und trockenem Brot, und wenn sie diese kärgliche Kost verzehrt hatten, standen sie plaudernd und lachend auf und schritten wieder flink wie Gazellen die Treppen hinunter, an ihre Tageslast.

Wenn ich die Armut in dem friedlichsten und heitersten Bilde malen sollte, so würde ich sie darstellen in der Gestalt der schönen Costanziella. Wenn sie den heißen Tag hindurch eine Pyramide von Steinen auf ihrem Köpfchen nach dem alten malerischen Kloster befördert hat, dann lehnt sie des Abends in der kleinen Thür ihres

Hauses und ergötzt sich mit der schönsten Musik. Denn sie ist eine vollendete Virtuosin auf der Maultrommel oder dem Brummeisen. Sie hat mir manches reizende Stück darauf vorgespielt, mit einer unnachahmlichen Kunst und Grazie, allerlei Meerphantasien, Sirenencantaten aus der blauen Grotte, Lieder ohne Worte, wunderbare Arien, die kein Sterblicher gehört hat noch zu benennen weiß. Das alles spielte sie meisterhaft, wobei ihre schwarzen Augen wie Sirenen lachten, und die schwarzen krausen Haare um die Stirn sich ringelten, als tanzten sie vor Seligkeit. Wenn Costanziella ihr Concert ausgespielt hatte, so lud sie mich mit den feinsten Manieren zum Abendessen ein, oben auf dem Dach bei ihrer Mutter; da gab es reife indianische Feigen von dem einzigen Cactusbaum, der vor dem Hause stand, welche sie sehr geschickt mit dem Messer abzureißen wußte, ohne sich die kleinen Finger mit den Stacheln zu verletzen. Ihre Mutter war eine Frau zum Malen, wie man sagt, und unterhielt sich am liebsten von Nahrungsmitteln. Costanziella aß niemals Fleisch, sie trug nur Steine und spielte des Abends die Maultrommel, dazwischen aber aß sie trockenes Brot und Pataten mit Salz und Oel. Sie lachte einmal laut auf, als ich sie fragte, ob sie schon einmal im Leben Braten gegessen habe. Frischer aber und blühender und ringellockiger war weder Hebe im Olymp, noch Circe, noch die delische Diana, und keine war heiterer und mit dem Brummeisen verständiger.

Allgemein ist in Capri das Bitten um einen „Gran" oder Bajocco oder la Butiglia, wie sie sagen. Es sind besonders Kinder und Mädchen, welche so bitten, ich will

nicht sagen betteln, denn es geschieht in keiner bettelhaften Weise. Weil sie arm sind, so ist es natürlich, daß ihnen andere geben, welche haben, und gibt man ihnen nichts, so machen sie doch ein fröhliches Gesicht und sagen: „Addi Signoria." Auf jedem Schritt und Tritt wird man angesprochen. Als ich eines Tags in die Schule zu Ana-Capri trat, rief die ganze Schuljugend von den Bänken: Signore, la butiglia", und es fehlte wenig, so hätte es auch der Schulmeister selbst gerufen. Geht man in ein Haus, so ist man sicher, daß ein Mädchen eine Blume Basilicum oder eine Nelke entgegenbringt. Dafür muß man etwas geben. Es ist ein Betteln durch die Blume, doch nicht immer, denn auch ohne dies bitten sie sich frank und frei den Gran aus. Man kann sie glücklich machen, wenn man ihnen bei Gelegenheit von einem Hausirer Kleinigkeiten kauft, sie freuen sich über bunte Dinge wie Kinder; und hier wünscht man sich die Schätze nur eines Freigelassenen des Tiberius, um sie unter dieses freundliche und dankbare Volk zu verteilen.

Gegenwärtig macht eine Heirat viel von sich reden. Ein reicher Engländer verliebte sich in ein armes Mädchen von Capri so sterblich, daß er um ihretwillen katholisch geworden ist. Das schöne Kind befindet sich in einem Kloster Neapels; im Herbst aber kehrt sie als große Dame zurück in ihr neu aufgebautes Haus am Berge Tuoro. Das Glück der schönen Annarella erregt keinen Neid, noch erscheint es hier als etwas Außerordentliches. Es hat sich auf Capri bereits ein anderer Engländer niedergelassen, welcher seine Heimat aufgab, um in diesen Bergen zu einsiedeln.

Capri ist fürwahr ein rechter Ruheort für lebensmüde Menschen, und ich wüßte keine andere Stelle in der Welt, wo Jemand, der im Leben Schiffbruch gelitten, seine Tage so wol beschließen könnte. Das lehren auch die Invaliden, welche hier leben.

Dreihundert verstümmelte oder altersschwache Soldaten wohnen nämlich in ihrem Quartier am Ende der Stadt. Sie geben der Insel vollends den Charakter eines Asyls, weil man sie überall sitzen oder herumwandern sieht und ihre Lieder hört. Einige sind noch Veteranen Napoleonischer Zeit, andere datiren ihr Schicksal von den Revolutionskämpfen des Jahres 1848. Es sind Menschen aus allen Provinzen des Königreichs. Die meisten sind blind. Weil es nun auf der Insel nicht Lastthiere noch Wagen gibt, so laufen die Blinden keine Gefahr. Ohne Führer gehen sie in den Straßen umher, den Weg mit einem Stabe sich erfühlend; ja kaum merkt man, daß sie erblindet sind. Beim Fest der heiligen Anna sah ich ihrer eine Schar die Procession eröffnen; aneinandergereiht wankten sie in die Kirche, und mir fiel bei ihrem Anblick der Bibelvers ein: „Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben." Am Abend aber genossen sie das Feuerwerk auf dem kleinen Platz, indem sie die Raketen und Schwärmer wenigstens prasseln hörten. Welch ein Loos, auf Capri blind zu sein, wo das entzückendste Gemälde der Welt in wunderbarem Farbenspiel rings verbreitet liegt! Hier ohne Sehkraft umherzugehen, ist eine bittere Ironie. Und doch spazieren die armen Blinden viel und gern; sie haben auch einen Lieblingsspaziergang, den einzigen, welcher etwas eben ist, nämlich den schönen Feldweg am Rand des Tals Tragara unter den Olivenbäumen. Gern sitzen diese Alten auf den steinernen Bänken innerhalb des Tors, den Schritt der Hereinkommenden behorchend, oder draußen vor dem Tor selbst, wo der Blick auf den Golf, auf das ferne Neapel und den Vesuv bezaubernd schön ist.

Auch Musik machen die Blinden gern; alle Abend geben sie ihr Concert. Es sitzen dann zwei Invaliden auf der Terrasse des Soldatenquartiers; der eine spielt die Guitarre, der andere bläst dazu auf dem Kamm. Wahrlich, es ist die sonderbarste Musik, die man hören mag, sie schallt hell und fremdartig in die Nacht hinaus, oft von den melancholischen Klagetönen einer Arie begleitet. Mit derselben Musik ziehen die Invaliden auch des Morgens auf den Platz, Blinde und Sehende, Krumme und Gerade, alle vergnüglich hinter ihrer Regimentsmusik her, nämlich hinter dem Guitarrenspieler und dem Kammbläser. Und so erscheint auf dem harmlosen Eiland sogar das physische Unglück wie die Armut heiter ergeben und schicksalversöhnt.

Alles trägt hier einen Zug von Kindlichkeit, und selbst in den schönen Greisengesichtern mancher Männer und Frauen kann man diesen Zug kindlicher Einfalt wiederfinden. Unter den Kindern gibt es viel bildschöne Mädchen und Buben, und obwol sie wild und kaum unterrichtet aufwachsen, setzt ihre Fassungskraft doch in Erstaunen. Alle tragen ein Amulett am Halse, die ganz kleinen geweihte Hörnchen gegen den bösen Blick, die größern eine Marienmünze oder ein kleines auf Zeug gesticktes Bild der Madonna del Carmine.

Ich sah einmal die Leiche eines Kindes in der Kirche ausgestellt. Sie lag unter einem weißen Schleier, mit Blumen und gezuckerten Mandeln überstreut; schwerlich hatte das Kind im Leben solches Naschwerk gekostet, man gibt es den armen Fischerkindern zum Spielen erst, wenn sie todt sind. Man trug das Kind ohne Ceremonie in die Gewölbe der Kirche, wo hier noch alle Todten nach alter Sitte begraben werden. Nur wer kein Cristiano, das heißt kein Katholik gewesen, bekommt ein einsames Grab an irgend einer schönen Stelle über dem Meer.

So also ist das Volk in Capri, und weil der enge Raum alles zusammenhält, dringt der Fremde schon nach wenig Tagen in die Verhältnisse der Bewohner ein und wird mit ihnen bekannt und vertraut. Es schwindet so sehr alles Gefühl der Fremde, daß man sich gewöhnt, sich als Mitglied dieser kleinen Volksgemeinde zu betrachten. Auf dem Platz am Tor drängt sich alles Oeffentliche zusammen, der Verkauf von Handelsartikeln, die ganz der Bedürfnißlosigkeit dieser Menschen entsprechen, wie das Festleben an Kirchentagen und das tägliche Vergnügen der Muße und des Geplauders nach der Arbeit. Dann und wann unterbricht die beschauliche Einsamkeit die Ankunft von Reisenden, welche im Gasthause Don Michele's einkehren, die Merkwürdigkeiten der Insel zu besehen und gleich wieder zu verschwinden. Aber es bildet sich ein Stamm von Gästen, die zusammen an einer Tafel speisen; meistens sind es Maler von verschiedenen Nationen, und diese Künstler werden bald zu einer charakteristischen Staffage der Insel, denn überall sieht man sie sitzen und malen, bald eines jener reizenden Häuschen mit der Weinlaube, bald einen Felsen, bald eine Baumgruppe oder eine Uferansicht.

Es gibt nichts Herrlicheres, als auf dieser schönen Scholle umherzuschlendern, an den Klippen entlang zu klettern, oder am Meer zu spazieren, wo die Wellen wolig rauschen und das ausatmende Seegras diesen scharfen, fast betäubenden Meeresgeruch verbreitet. Die stillste Einsamkeit und die Weite des Golfs mit seinen fernen Inseln und Küsten ist ganz wunderbar ergreifend, und wol kann man stundenlang auf dem Felsen sitzen und dem Farbenspiel auf den Küsten und über dem Meere zuschauen.

Ich nun führe euch allerwegen auf der Insel umher, denn gar wol bin ich hier zu Hause. Zuerst gehen wir nach der Stelle, wo einst das alte Capri lag, welches jetzt verschwunden ist, seit es die Sarazenen zerstörten. Aber dort, wo die schroffen Felsen Ana-Capri's plötzlich emporsteigen, liegt in den Gärten noch der letzte Ueberrest der alten Stadt, die Kirche San Costanzo. Sie war die Parochie der Insel und Sitz des Bischofs; denn Capri war seit dem 10. Jahrhundert ein Bistum unter der Hoheit des Erzbischofs von Amalfi, und blieb es bis auf das Jahr 1799; seitdem wurde der bischöfliche Stul nicht mehr besetzt, sondern die Kirche Capri's unter Sorrent gestellt.

San Costanzo ist klein, plump und ganz dörflich. Um sie her sieht man altes Gemäuer im Boden stecken. Man fand dort viele Graburnen, Reliefs und Münzen, und noch heute zeigt man in einem Weingarten einen

großen Marmorsarkophag, welcher vor Jahren dort ausgegraben worden ist. Seit man die Altertümer der Inseln überhaupt durchsuchte, wurden Statuen, Reliefs, Mosaiken, Urnen und Säulenüberreste teils von den Bauern um ein Spottgeld verschleudert, teils von Agenten an Privatpersonen fortgegeben, teils heimlich bei Seite gebracht.

Vieles raubten die Engländer während ihrer dreijährigen Anwesenheit, und nur das Wenigste hat man nach Neapel für das Museum gerettet. Nirgends in der Welt, so scheint es, ging man mit Altertümern so liederlich um als in Neapel.

Erst die Ausgrabungen in Pompeji lenkten die Aufmerksamkeit der Archäologen auch auf Capri. Der Erste, welcher die Insel durchsuchte, war, soviel ich weiß, Luigi Giraldi von Ferrara im Jahre 1777, dann folgten ihm Hadrawa, und im Anfange dieses Jahrhunderts Romanelli, dann Giuseppe Maria Secondo und der Graf della Torre Rezzonico, welche Alle Schriften über Capri veröffentlicht haben. Noch 1830 wurde Feola mit Ausgrabungen auf der Insel beauftragt und lebte daselbst längere Zeit. Man deckte also die Trümmer auf und fand an vielen Orten noch ziemlich erhaltene Gemächer und manches Kunstwerk aus der besten römischen Epoche. Aber weil der Insulaner den Boden brauchte, warf er die Ausgrabungen wieder zu, verwischte ihre Spuren und pflanzte über den Altertümern seine Gärten. Auch birgt an manchem Ort die Erde, was noch nicht ans Tageslicht gezogen ist. Viel Marmor sieht man im Pflaster der Wege Capri's und in Ana-Capri auf der Ebene Damecuta. Auch findet sich hie und da eine Marmorplatte mit zer-

störter Inschrift als Schwelle an Hausthüren benutzt. Fundamente alter Gebäude aber gibt es viel, und wo man wandern mag, unterbricht Träumerei und Nachdenken irgend ein antiker Ueberrest.

Nicht weit von San Costanzo stand eine der alten Villen des Tiberius hart am Meer. Hadrawa ließ sie im Jahre 1790 ausgraben, fand ihren größten Teil bereits verwüstet, aber doch noch immer ansehnliche Reste, darunter zwei schöne Säulen von Cipollino, zwei von Porta Santa, ein herrliches korinthisches Capitäl, welches heute im Museum Neapels steht, zwei prächtige Fußböden, von denen einer an einen Engländer, der andere an die Gräfin Woronzow kam, endlich einen Altar der Cybele, welchen der Ritter Hamilton an das britische Museum zu bringen wußte. Heut ist der Palast das Bild der wüstesten Zerstörung. Große Massen von Gemäuer sind ins Meer gestürzt, andere bedecken den Küstenabhang, doch erkennt man noch eine Reihe von Gemächern und einen gemauerten Halbcirkel, vielleicht einst der Tempel der Gottheit, welcher die Villa geweiht war. Eine zerbrochene Säule von orientalischem Granit ragt aus dem Schutt hervor.

Noch dürftiger sind die Reste der Villa, die einst jenen schönen Hügel Castello krönte, der sich hart über der Stadt am südlichen Ufer erhebt. Von der Seeseite zeigt er sich als schroffe Felsenwand, welche mittendurch eine Grotte zerreißt. Nach der Landseite zu umgeben ihn Weingärten, oben aber trägt er das am besten erhaltene Castell Capri's, ein kleines Fort mit crenelirten Mauern und Türmen, welches der Insel einen mittel-

alterlichen Charakter gibt. Dort grub Hadrawa im Jahre 1786 nach und entdeckte Bäder und Kammern in großer Zahl, doch schon verwüstet, und fand Fußböden, Bildsäulen, eine schöne Vase von weißem Marmor, ein Relief, das den Tiberius opfernd vorstellt, eine Gemme mit dem Bilde des Germanicus und andere Figuren von Marmor und Stuck. Man verschleuderte auch diese Gegenstände an Hamilton, an den Maler Tischbein, an den Fürsten Schwarzenberg, an unbekannte Russen und Engländer. Im Jahre 1791 schüttete man die Ausgrabungen wieder zu. Doch was sind alle Raritäten des Altertums gegen diesen Blick vom Hügel Castello in das Meer Siciliens, in den blauen Golf von Neapel, und auf die majestätische Felsenbildung Ana-Capri's. Auch die schroffsten Abstürze des südlichen Ufers übersieht man hier und jene drei hochragenden Klippen, welche Faraglioni heißen.

Dem Hügel zu Füßen liegt eine der märchenhaftesten Stellen des Eilands, die kleine Marina, ein schmaler Strand auf der südlichen Seite, in wüstes Gestein eingebogen, dessen schwarze Blöcke das Ufer bedecken und im Meer eine kleine Halbinsel bilden. Zwei Fischerhäuser sind dort wie Klausen ins Gestein gebaut, welches für ein paar Barken notdürftigen Schutz gewährt. Der Strand ist ein bizarres Spielwerk der Natur und der einzige auf der ganzen Südküste Capri's. Wenn man dort sitzt, ist man ganz aus der Welt verloren. Der Golf von Neapel mit seinen Inseln, Küsten und Segeln ist entschwunden, und vor dem Blick dehnt sich die uferlose See aus, weit in die Ferne, wo Sikelia und Afrika

beisammen liegen. Dort sitzt man und blickt in die endlosen Wasser und läßt Phantasieschiffchen nach Palermo und Cagliari und nach Karthago abschwimmen, eins nach dem andern. Wild und schauerlich ist Alles umher, eine öde Felsenwüste, zu beiden Seiten gewaltige Hölen hoch im Ufer selbst, zur Rechten das Cap Marcellino, eine kolossale braune Bergmasse, ins Meer hineingelagert, zur Linken gezackt und gezinnt wie ein Schloß des Cap Tragara, und neben ihm die seltsamen Klippenkegel Faraglioni, über hundert Fuß hohe, unersteigliche Riffe, welche mitten in den Meereswellen stehen gleich Pyramiden im See von Möris. Die eine ist wie von Menschenhand abgeglättet, die andere phantastisch ausgezackt. Ihr dunkler Schatten wallt auf der Flut und macht sie melancholisch, aber die Mitte der einen Klippe durchbricht eine Höle in prächtiger Bogenform, so daß die Barke hindurchfahren kann. Auf ihren Spitzen schwanken im Seewind Zwergbäume und verwilderte Gräser, und es sitzt dort die Möve oder umflattert sie, ihre junge Brut im Fluge übend.

Wenn du hier sitzest, so wird dir die Stelle aus dem „Gefesselten Prometheus“ des Aeschylus einfallen, wo er, an die Klippe geschmiedet, plötzlich den heranwitternden Flügelschlag der Okeaniden und ihren Chorgesang vernimmt. Ich habe den Seevögeln an jenen Klippen oft am Morgen zugehört, wenn sie in der heiligen Frühe, da das Meer zu schimmern beginnt, von den Felsen stürzen, in die Wellen hineinjauchzend mit langen Flügelschlägen, oder am Abend, wenn es still wird, wo sie gern einsamlich auf den Faraglioni stehen und verlorene, harfenstim-

mige Laute ausstoßen, die man nicht hören kann, ohne in eine märchenhafte, elementarische Stimmung zu geraten. Denn der Gesang der Meervögel ist liedlos wie das Geräusch der Wellen und erweckt wie die verschwebenden Accorde der Aeolsharfen eine unbestimmte Sehnsucht in die Ferne.

Es waren auf den Faraglioni, wie ich wol weiß, auch Möven zum Besuch aus der Insel Ustica und von der Grotte Alghero aus Sardinien; wenn ich nun noch zwanzig Jahre jünger gewesen wäre, so hätten sie mir den Gefallen gethan, mich über Meer nach jener seltsamen Grotte zu tragen, oder in den schönen Orangenwald von Milis auf Sardinien, wo 500000 Orangenbäume beisammen stehen und ihre Millionen Blüten und Goldfrüchte tragen, und die Nachtigallen alle diese Blüten und Goldfrüchte Tag und Nacht besingen. Dort hätten sie mich eines Morgens abgesetzt unter dem größten Orangenbaum Europas, der so groß ist wie eine Eiche, und unter welchem der Marchese Boyl seine Gäste zu Nektar und Ambrosia einladet.

Siehe da, ein Phantasieschiffchen, welches abgeschwommen ist!

Aber in Wahrheit, wer kann an der kleinen Marina in Capri liegen ohne solche Träumereien? Die Wildheit dieser Uferscenen und ihre Verlassenheit ist gar zu zauberhaft, und vollends im Mondlicht oder bei wogender See, wenn die Hölen schlürfend Welle auf Welle hinunterziehen, oder in der Stille der Nacht, wenn um die Riffe und die dunkeln Caps Lichter aufblitzen, Fackeln der Fischer, die sterngleich und wie Meteore in den Wellen bald

verschwinden, bald wieder aufglänzen, eins und das andere, das dritte und das vierte, und hier noch eins und dort am Cap wieder eins um das andere.

Man sieht hier Fischer auf den weißen Kieseln des Sandes sitzen, ihre Netze ausbessernd, und mitten in dieser klippenstarren Oede hat ihre stille Geschäftigkeit etwas Seltsames. Sie scheinen geheimnißvoll, als wüßten sie wunderliche Dinge von der Tiefe und den Sirenen, die dort wohnen. Ein schroffer Fels über dem kleinen Strand heißt auch die Klippe der Sirenen. Die Phantasie des Volks wählt immer die passendsten Bezeichnungen für ein Local, und keins in Capri ist so sirenisch als dieses.

Man kann hier stundenlang, wie vom Meeresduft betäubt, auf den Klippen liegen und das grüngoldene Wasser ansehen; das wogt und wallt unten, flimmert und atmet, saust von Fittigen in stiller Luft, und unausgesetzt tönt das sommerliche Singen der Cicade, deren Lieder die Luft zu durchschillern scheinen, wie fliegende Sonnenstäubchen und wie das Flimmern der Hitze um die Felsen. Luft, Licht und Duft durchdringen alle Sinne.

Zwischen den Faraglioni und der kleinen Marina wölbt sich über Kalksteinblöcken eine der geräumigsten Grotten dieser an Hölenbildungen so überaus reichen Seeküste. Sie heißt La grotta dell' arsenale. Das Wasser bedeckt sie nicht, sie ist eine Erdhöle. An ihren Wänden klebt noch römisches Mauerwerk, und es zeigen sich auch Spuren von Kammern. Nun lehrt der Name der Höle wol richtig, daß sie einst ein Vorratshaus für die Marine war, wenn nicht auch eine Schiffswerft für

die Galeeren des Tiberius, denn sie ist hoch genug, und an ihrem Eingange sieht man auch manche Spur des Eisens, welches das Gestein bearbeitet hat. Der Ort heißt L'unghia marina. Manche Reste alter Gemäuer zeigen sich hier, am steinigen Ufer wie auf der Höhe. Auch am Cap Tragara, um welches die Faraglioni und die Klippe Monacone im Wasser stehen, erblickt man antikes Gemäuer. Wol befand sich hier zur Zeit des Tiberius ein kleiner Port. Vielleicht führte ein bedeckter Gang von der darüber gelegenen Villa des Berges Tuoro zu dem Hafen, wo für Fälle der Not gerüstete Galeeren lagen. Denn auch auf dieser Inselscholle schwebte der Tyrann in steter Furcht und hatte alle Anstalten getroffen, daß er zu jeder Zeit seewärts entfliehen konnte.

Man kann am Cap Tragara aus der Barke steigen und zum Hügel Tuoro grande hinaufklimmen. Da oben ist es schön wie auf jedem Gipfel Capri's. Es sitzt aber dort über altem Gemäuer ein Telegraph. Fürwahr, es ist seltsam, daß fast auf jeder Bergspitze des Eremitenlandes ein Einsiedel wohnt, sei es ein Klausner oder ein Telegraphenwächter. Der vom Tuoro grande sitzt in einem weißen Häuschen. Sein Zimmer hat zwei kleine Fenster, in dem einen steckt ein Fernrohr und in dem andern auch eins. Nun sitzt der Telegraphos, ein ganz kleiner altertümlicher Mensch, dem vom vielen Gucken die Augen zwinkern, zwischen beiden Fenstern an einem Tisch vor einem großen Register; alle Augenblicke springt er an das Fenster links und guckt durch das Fernrohr, an das Fenster rechts und guckt auch da durch das Fernrohr, dann setzt er sich wieder mit philosophischer Seelen-

ruhe an das Register, sitzt ein Weilchen und läuft wieder an die Fenster und vor die Fernröhre, und so geht es vom Morgen bis zum Abend fort. Sein Hund aber sitzt vor der Thüre aufrecht und sieht ohne Ferngläser auch in das Meer. Dies verhält sich nun so. Oben über Ana=Capri sitzt der Telegraph auf dem Gipfel Solaro in seinem Hause und späht in das Meer von Sicilien, ob und welche „segelbeschwingte" Schiffe einlaufen. Sieht er nun etwas Merkwürdiges, so sendet er dem Telegraphen auf dem Berg Tuoro eine Botschaft; der schickt sie flugs weiter über die Meerenge von Capri zu dem Telegraphen von Massa, der über dem Vorgebirge der Minerva sitzt, ein Meereswächter schlummerlos; der wirft die luftige Kunde flügelschnell weiter nach Castellamare zum zeichenkundigen, luftpostdeutenden Späher; der aber schleudert die Botschaft machtvoll weiter nach dem Castell Sant Elmo oberhalb Neapel; der Späher nun von Sant Elmo befördert die Kunde in das königliche Schloß zu Neapolis. Und so fängt der auf dem Solaro an und ist der eigentliche Urheber von all dieser luftdurchwandernden Botenjagd. Als mir dies der Telegraph sehr deutlich auseinandergesetzt hatte, fiel mir sofort der Anfang des „Agamemnon" von Aeschylus ein, wo der Wächter auf dem Atreusschloß nach dem Feuertelegraphen späht, welcher die Einnahme Iliums melden soll:

Θεοὺς μὲν αἰτῶ τῶνδ' ἀπαλλαγὴν πόνων

(Die Götter fleh' ich an ums Ende meiner Müh'n) — und ferner die Verse der Klytämnestra, welche in einer staunenswürdigen Malerei die wandernde Flammenpost

beschreiben. Sie steigt auf vom Berge Ida, dann eilt sie zum hermischen Lemnosfelsen, der schickt die Flammenbotschaft auf das Athosgebirge des Zeus, das sendet den goldighellen Freudenstral wie eine Sonne auf die Warte von Makistos, und so weiter eilt der Feuerstral über die Wogen des Euripos, erweckt die Wächter von Mesapios, fliegt vorwärts über die Flur Asopos, fällt wie der Mondenstral auf den Felsen von Kithäron, sendet den Schein über den Gorgopissee, gelangt zum Gipfel Aigiplanktos, bis er dann über das Saronische Meer zum Felsen Arachnaios und endlich in die Burg der Atriden kommt.

Hätten nun die Griechen von Troja einen unterseeischen elektrischen Telegraphen gelegt, so wären wir um diese schöne Stelle im Aeschylus gekommen, welche überhaupt eine der am meisten malerischen Schilderungen ist, die gedichtet worden sind.

Es war nun Abend geworden. Der Hochwächter vom Solaro gab plötzlich ein Zeichen, der vom Tuoro schickte es nach Massa. Ich fragte den fernspähenden Mann, was er gemeldet habe. „Heute nichts Neues“, sagte er vergnügt und zwinkerte mit den Augen, dann packte er seine sieben Sachen zusammen, winkte seinem Hunde und stolperte den Berg hinunter. Er wohnt aber hoch oben in Ana-Capri, und jeden Abend muß er die 560 Stufen der Felsenstiege hinaufklettern. Des Morgens kommt er wieder 560 Stufen herabgestiegen, und weil er nun schon seit zehn Jahren alle Tage bis auf einen Feiertag zu Ostern seine einsame Kunst betreibt, so kann man es mathematisch berechnen, daß dieser merkwürdige Mann schon hundertfache Chimborassohöhen erstiegen hat. Dreißig Groschen aber bekommt er täglich.

Außer diesem Aeschyleischen Wächter habe ich gar keine Altertümer auf dem Berg Tuoro gefunden. Doch hat auch auf ihm eine Villa des Tiberius gestanden. Nun senkt sich zwischen dem Tuoro und dem Castello zum Meer das Tal Tragara, welches von Reben und Oelbäumen grünt. Auf seinem Rande steht der schönste mittelalterliche Bau der Insel, die Certosa, ein jetzt verlaßnes Kloster. Es nimmt einen großen Raum ein; seine originelle Architektur, seine Arcaden, geschnörkelten Glockenstüle und Terrassen, und die Reihe gewölbter Dächer heben sich aus dem Grün und auf dem Hintergrunde des blauen Meers so grotesk hervor, daß dieser Anblick zu dem Reizvollsten gehört, was die Insel besitzt. Das schlanke turmlose Schiff der Kirche ist zugleich das einzige Gebäude Capri's, welches ein gothisches und mit roten Ziegeln gedecktes Dach hat. Tritt man in den Kreuzgang, so erfreut man sich an dem großen, von Arcaden umschlossenen Raum. Die Zellen nun gar, die kleineren Höfe und die verwilderten Gärten, welche die üppigste Vegetation bedeckt, machen dieses öde Kloster zu einem romantischen Labyrint.

Die Certosa wurde im Jahre 1363 von einem edeln Capresen, Giacomo Arcucci, gegründet. Sein Weib war unfruchtbar geblieben wie Sara; er aber hatte ein Kloster zu bauen gelobt, wenn ihm der Himmel zu einem Sohn verhelfen würde. Eilig that dies der Himmel und nahm den Mann beim Wort; da baute er ein Gotteshaus nach dem Plan jener herrlichen Certosa San Mar-

tino, welche auf dem Vomero Neapels steht. Mit der Zeit wurde dies Kloster reich, die besten Aecker Capri's fielen ihm zu. Aber die Parthenopeische Republik hob dasselbe und noch zwei andere Klöster in Capri auf, und ihre Güter fielen an den Fiscus. Heute sind sie der Kathedrale von Ischia zugewiesen, und so erleidet die arme Bevölkerung Capri's das große Unrecht, daß ihre besten Ländereien ihr entzogen sind, um die faule Priesterschaft einer fremden Insel zu nähren. Zur Zeit der englischen Besetzung Capri's war das Kloster das Hauptquartier Hudson Lowe's und auch unter der Herrschaft der Franzosen zu militärischen Zwecken eingerichtet; man baut es gegenwärtig zu einem Militärlazareth aus.

Auch im Tal Tragara sieht man antikes Mauerwerk, und hier wollen die Archäologen die Stelle der alten Ephebenschule und die Fundamente der Villa Julia erkennen, welche Augustus zu Ehren seiner verliebten Tochter soll gebaut haben. Auch die Sellaria des Tiberius verlegt man hierher, jenes schändliche Lusthaus, von welchem Sueton erzählt, daß es mit den frivolsten Bildern ausgestattet war. Indeß was jene Trümmer bedeuten weiß man nicht, und selbst von den großen Mauerresten, die über der Tragara bis Tuoro grande in einer gebogenen Linie fortlaufen, kennt man die ehemalige Bestimmung nicht. Man nennt diese Mauer Camerelle, wie einen ähnlichen Ueberrest in der hadrianischen Villa zu Tivoli. Sie ist teils aus Kalkstein, teils aus Ziegeln fest und stark aufgebaut und zeigt an ihrer Außenseite nebeneinander gereihte Kammern, deren Wölbungen noch zu erkennen sind. Die Meinung Rosario's Mangone, diese

Camerelle hätten eine Straße getragen, die zur Villa Tibers hinaufführte, mag wol richtig sein. Die Straße teilte sich dreifach; die eine wird nach dem Berg Tuoro, die andere nach der Villa auf San Michele, die dritte zu der des Zeus geführt haben.

Ueber den Camerelle erhebt sich der schöngeformte Hügel San Michele, eine der reizvollsten Höhen des Eilandes, von der man die herrlichste Ansicht auch der unten liegenden Stadt genießt. Ueber sie ragt das Fort Castello, hoch über diesem stehen die schroffen Felsen des Solaro, zu beiden Seiten grüne Täler und das blaue Meer. Daß auf dem Gipfel San Michele einer der schönsten Paläste des Tiberius stand, sagt schon die Lage dieses Ortes. Man sieht schon am Fuß des Berges mächtige Trümmer, Reihen von gewölbten Kammern, ohne Zweifel die Unterbauten der sanft aufsteigenden Straße. Oben auf dem Plateau stehen Gärten und Vignenhäuser auf holem Boden, der unter den Füßen klingt und anzeigt, daß unten Gewölbe liegen. Man sieht auch römische Mauerungen in Netzarbeit und mehrere alte Gemächer. Das eine zeigt Spuren einer Kapelle, die dem heiligen Michael geweiht war, und vom ihm hat der Berg den Namen. Heute steht ein Kirchlein dieses Heiligen ganz einsam am Berge und zieht durch seine originelle Architektur den Blick auf sich.

Man grub auch auf San Michele Manches aus, betrieb jedoch die Nachforschungen hier nicht so eifrig. Der Bauer hat den ganzen Berg nach der Landseite zu terrassirt und mit Oelbäumen bepflanzt; es stoßen aber die Häuser der Stadt hart an die Felsen, sodaß man

vom Berge auf die Dächer steigen kann. Eines Abends nahm ich so meinen Rückweg in die Stadt, denn mir selber einen Pfad suchend, stieg ich zuletzt von dem Berg auf ein Dach, vom Dach durch das Zimmer auf die Straße.

Die nahe Ostküste der Insel steigt zur Höhe von 970 Fuß auf, und stürzt senkrecht ins Meer, sodaß auf dem höchsten Uferrand die Villa des Zeus liegt. Hier ist das ganze Ufer von furchterregender Wildheit. Geht man vom Tuoro grande zuerst durch das kleine Tal Matromania nach der südöstlichen Seite, so gelangt man an eine Stelle, wo sich die Küste in einem Winkel von den steilsten Linien zusammenzieht. Da blickt man in einen phantastischen Wald von Felszinken, die das Ufer in gräulicher Verwirrung umstarren. Mitten dazwischen öffnet sich ein Fels zu dem prachtvollsten Bogen, dem sogenannten Arco naturale. Nächst der blauen Grotte ist er die überraschendste Einzelmerkwürdigkeit der Insel. Tief unten das Meer, schwarz verschattet, hoch oben der Himmel, rings rotbraune Klippen, über dem Meer der magische Anblick des Caps der Minerva und der Küstenberge von Amalfi und Salerno.

Hier führt eine schroffe Stiege hinab, wo mitten im Ufer eine tiefe, schöne Grotte sich aufthut, die rätselhafte Matromania. Sie hat ungefähr 55 Fuß Breite und 100 Fuß Tiefe. Ein Werk der Natur, wurde sie doch von Menschenhand erweitert; schon am Eingange sieht man römisches Gemäuer, und im Innern hängt noch Mauerwerk an den Wänden. In der Tiefe erheben sich im Halbkreise zwei Aufmauerungen gleich Sitzen übereinander; mitten hindurch führten Stufen, wahrscheinlich zu der Nische des Gottes, dessen Bildsäule hier aufgestellt war. Alles spricht dafür, daß man die Zelle eines Tempels vor sich habe.

Der Name Matromania, den die Grotte führt und das Volk in bewußtloser Ironie zu Matrimonio verdreht hat, als ob Tiberius hier seine Hochzeiten vollzogen hätte, wird erklärt aus Magnae Matris Antrum oder aus Magnum Mithrae Antrum. Dies Heiligtum war dem Mithras geweiht; denn man fand in der Grotte eins jener zahllosen Reliefs, welche das Mithrasopfer darstellen. In den Studien zu Neapel sah ich zwei dieser Vorstellungen; das eine Relief wurde in der Grotte des Posilip gefunden, das andere in der Matromania. Sie stellen Mithras in persischer Tracht vor, knieend auf dem Stier, in dessen Hals er das Opfermesser stößt, während Schlange, Skorpion und Hund den Stier verwunden. Zu dem mystischen Sonnendienst war diese Grotte Capri's wol geeignet; sie schaut gen Osten, und wer aus ihrer Tiefe Helios aufsteigen sieht und das Purpurglühen der Berge und des Meeres betrachtet, der wird hier wahrlich zum Sonnenanbeter.

In dieser Höle machte man einen geheimnißvollen Fund, eine Marmortafel mit griechischer Grabinschrift welche also lautet:

Die ihr das stygische Land, ihr guten Dämonen, bewohnet,
Nehmt auch mich nun auf, den Unseligen nehmt in den Hades,

Den nicht Moira's Gebot fortraffte, die Herrscher-
gewalt nur
Jählings traf mit dem Tod, da schuldlos nimmer
ich's ahnte.
Eben noch häuft' auf mich der Geschenke so manches
der Cäsar,
Aber er hat nun mir, und den Aeltern vernichtet die
Hoffnung.
Noch nicht funfzehn hab' ich erreicht, nicht zwanzig
der Jahre,
Ach! und ich schaue das Licht nicht mehr des er-
leuchtenden Tages.
Hypatos bin ich genannt; dich ruf' ich noch an, mein
Bruder,
Aeltern, ich flehe zu euch: O weint nicht länger, ihr
Armen!

Von welcher schrecklichen That spricht in so myste-riösen Worten diese Grabschrift eines Knaben? Hier ist ein Roman von Capri angedeutet. Des armen Hypatos Loos ist verschollen, doch ich weiß es. In einer dämonischen Stunde opferte Tiberius seinen Lieblingsknaben der Sonne, hier in dieser Höle, hier vor dieser Zelle. So opferte später Hadrian den schönen Antinous dem Nil. Denn damals waren Menschenopfer, wenn auch nicht häufig, so doch immer noch in der Gewohnheit, und am meisten brachte man sie dem Mithras dar.

Ja, könnte diese Höle den Mund aufthun, und wollten diese starren Klippen zu reden anfangen, grause Fabeln des Altertums würden sie zu berichten haben.

Die Ueberlieferung hat auf dieses wilde Ufer überhaupt den Wohnsitz des Tiberius verlegt. Es ist die schauerlichste Stelle auf der Insel. Geht man am Südostrand höher hinauf, so kommt man an einen Ort, welcher Salto di Tiberio, Sprung des Tiberius, genannt wird. Das Ufer fällt hier mehr als 800 Fuß tief ganz senkrecht in die See. Von diesem Punkt, so sagt die Ueberlieferung, stürzte der Kaiser seine Opfer hinab, und daß es eben derselbe Ort sei, den man schon zur Zeit Suetons als Merkwürdigkeit auf der Insel zeigte, unterliegt kaum einem Zweifel. Bei Sueton heißt es: „In Capri wird der Ort seiner Mordlust gezeigt, wo er die Verurteilten nach langen und ausgesuchten Martern in seiner Gegenwart ins Meer stürzen ließ. Sie fing unten ein Schwarm von Matrosen auf, um die Körper mit Segelstangen und Rudern zu zerschlagen, auf daß in keinem ein Lebenshauch überbliebe." Es ist wahrlich ein diabolisches Vergnügen von diesem schroffen Absturz Steine rollen zu lassen, welche in entsetzten Sprüngen von Zacken zu Zacken sich fortschnellen und die Felsen vom Donner ihres Falls widerhallen machen.

Zwei Schritte weit von dem grausigen Salto liegt jetzt ein kleines Haus, über dessen Thüre das Wort Restaurant zu lesen ist. Im Zimmer steht zu jeder Stunde ein gedeckter Tisch, beladen mit Früchten, mit Brot und mit Flaschen voll Tränen des Tiberius. Derselbe Wirt, der dies Tischchendeckedich eingerichtet hat, ließ auch den schmalen Rand des Salto mit einer kleinen Mauer einfassen, und so bietet er den Fremden das Gräßliche gleichsam auf dem Präsentirteller dar.

Man geht durch dieses Haus, um zu dem alten Faro Capri's zu gelangen, welcher kaum 30 Schritte vom Salto entfernt steht. Bis auf die mächtigen Unterbauten aus gebranntem Stein ist er zerfallen, auch schlug vor einigen Jahren der Blitz den obern Teil der Trümmer herunter. Rings umher liegen Stücke des Gemäuers, und weit bis in die Weinberge hinein bedecken sie den Boden. Sie und die noch stehenden Reste, welche auch Spuren von gewölbten Gemächern sehen lassen, bezeugen es, daß der Leuchtturm einst ein großartiger Bau war. Er wetteiferte mit dem Faro zu Alexandria, mit den Türmen in Ravenna und Puteoli. Der Dichter Statius nennt ihn in einem Verse den Nebenbuler des nachtdurchschweifenden Mondes. Nach Sueton stürzte derselbe Faro wenige Tage vor der Ermordung des Tiberius ein, erschüttert durch ein Erdbeben, doch wurde er wieder aufgerichtet, sonst hätte ihn Statius nicht preisen können. Seine heutige Höhe beträgt kaum 60 Fuß. Im Jahre 1804 veranstaltete Hadrawa auch neben dem Leuchtturm Ausgrabungen; er fand dort Spuren einer unterirdischen Stiege, vielerlei Marmor und auch jenes Relief, welches die flehenden Gestalten der Crispina und Lucilla darstellt.

Nun aber gelangen wir mit wenigen Schritten, aufwärts steigend, zu der berühmten Villa des Zeus. Nach Sueton war sie der eigentliche Wohnsitz des Tiberius, und ausdrücklich sagt er, daß der Tyrann nach der Hinrichtung Sejans aus Furcht vor einer Verschwörung neun Monate lang sich darin eingeschlossen hielt. Es ist zweifellos, daß die Reste auf dem höchsten Nordostufer der Insel, dem Capo, zu jener Villa gehören. Denn dafür spricht die Bestimmtheit der Ueberlieferung, der die Insel beherrschende Ort, mehr noch die Ausdehnung des Palasts, dessen Ruinen die größten Capri's sind und überhaupt zu dem Ansehnlichsten gehören, was sich von römischen Lustbauten erhalten hat. Man irrt dort in einem Labyrint von Gewölben, Gallerien und Gemächern, welche jetzt zum Teil zu Weingärten oder zu Viehställen benutzt werden. Capitäle, Vasen, Säulenstümpfe, Marmorschwellen liegen noch umher; einzelne Kammern zeigen Reste ihres Stucks, und man erkennt selbst die Malereien in tiefem Gelb oder in dem Dunkelrot von Pompeji. Einige Böden haben noch ihre Mosaik von weißen Marmorstücken mit schwarzer Einfassung, und hie und da sind die Stiegen zu den untern Sälen gut erhalten.

Die Villa scheint mehrere Stockwerke gehabt zu haben; das unterste steckt noch unausgegraben im Boden. Der oberste Teil überrascht durch den vollkommen erhaltenen Plan seiner Gemächer, welche nach der Seite des Ufers ein Halbkreis umgibt, vielleicht ein Theater; Nischen und Rundmauern lassen weiter auf einen Tempel schließen. Alles, was zur überschwänglichen Pracht des fürstlichen Lebens gehörte, hat diese Villa vereinigt, und weil sie so lange Zeit Kaisersitz war, muß sie, ehe Nero und Hadrian bauten, alle andern Villen Roms an Herrlichkeit übertroffen haben. Dazu kommt die unvergleichliche Lage über der Meerenge, wo zwei Golfe dem Blicke frei liegen. Von hier aus sah Tiberius Alles, was auf der Insel vorging, er sah auch die Schiffe, welche von

Hellas, von Asien und Afrika, in den Golf einliefen, oder die von Rom herabkamen. Schön aber muß auf der See selbst der Anblick gewesen sein, segelte man zwischen Capri und dem Cap der Minerva und betrachtete dort die Marmorschlösser und den Faro, hier die Tempel. Denn Tiberius sah auf jenem Vorgebirge, dessen Spitze heute ein Turm krönt, noch die weitberühmten Tempel der Minerva, der Sirenen, und des Herakles.

Ich saß manche Stunde lang auf den Trümmern und baute mir Capri wieder auf. Welch ein Anblick, denkt man sich alle diese Gipfel mit Marmorpalästen geschmückt und das Eiland bedeckt mit Tempeln, Arcaden, Statuen, Theatern, mit Lusthainen und Straßen. Und welch ein Bild würde es sein, sähe man alles dies von dem Hof eines römischen Kaisers belebt.

Man sieht in Neapel schöne Büsten und Kolossalfiguren des Tiberius, die trefflichsten aber besitzt das vaticanische Museum. Ich habe bemerkt, daß jene in Neapel ihn eher im Alter, diese in Rom in jüngern Jahren vorstellen, wahrscheinlich weil die meisten Büsten des Kaisers, welche in Herculanum und Pompeji ausgegraben wurden, seiner caprischen Periode angehören. Im Vatican steht seine kolossale Figur, die in Veji gefunden ist, aufgestellt in der Gallerie Chiaramonti; sie stellt ihn in idealer Jugendlichkeit als Heros dar, mit porträtgetreuen Zügen. Sein Kopf ist geistvoll und edel geformt, der Mund fein und schön; in jugendlicher Erscheinung sind seine Züge dionysisch, und auch die Fülle des Körpers ist wollüstig, ja weibisch zu nennen.

Dies moralische Ungeheuer war, wie Cäsar Borgia

zu seiner Zeit, der schönste Mann unter den Lebenden; von allen Kaisern Roms übertrifft ihn nur Augustus an classischer Schönheit. Man vergißt den Kopf des Tiberius nicht mehr, wenn man ihn einmal gesehen hat; man erwartete das verzerrte Antlitz eines Dämons zu erblicken und ist überrascht von der Feinheit seiner Züge, die einem Sardanapal so wol entsprechen würden. Nur im Alter zieht sich um den Mund ein schneidend scharfer Zug von Hohn und Skepsis, und der Ausdruck bekommt etwas widerwärtig Starres, hartherzig Verschlossenes, selbst Gemeines. So zeigt ihn der kolossale Kopf in Neapel, und so ihn seine Büste im Capitol.

Tiberius war der erste eigentliche Monarch nach August, der noch in den Formen der Republik regiert hatte. Er erbte eine schon sklavisch gewordene Menschheit. An der Schlechtigkeit der Welt ging er selbst zu Grunde. Caligula wurde bei dem Gedanken wahnsinnig, Herrscher der Erde zu sein, und dauerte nur wenig Jahre. Das ist kein Wunder. Denn diesen Menschen warf eines Tags der Zufall die Welt mit allen ihren Genüssen vor die Füße; sie wurden darüber sinnlos, sie hätten die Erde auf einmal ausschlürfen mögen wie ein Ei. Nach den Bürgerkriegen und nach Augustus trat eine Stille in der Weltgeschichte ein, die wüsteste Pause im Leben der Menschheit, da die alte Welt unaufhaltsam verrottete. Augustus war groß und glücklich, weil er seine Herrschaft errungen hatte; seine Nachfolger waren elend, weil sie nichts zu erstreben hatten. Auf einmal in den Besitz eines schon längst eroberten Weltreichs gesetzt, wußten sie nicht, womit sie ihre Tage hinbringen sollten, denn

auch der Genuß des Herrschens wird unerträglich, wenn ihn nicht Mühe würzt und Entbehrung unterbricht. Caligula überbrückte im Wahnsinn das Meer, Claudius ward ein Bücherwurm, Nero steckte Rom in Brand und spielte dazu die Zither, er machte Verse und wollte wenigstens als Wagenlenker und Komödiant etwas gelten. In jener Periode des antiken Weltschmerzes finden wir hintereinander Tiberius, Caligula, Claudius und Nero, Dämonen und Verrückte, weil das Räderwerk der Geschichte still hielt. Beispiellos teuflisch wäre die Natur, schaffte sie solche Ungeheuer nacheinander, grundlos und als ein abgeschmackter Zufall.

Aber man würde dem Charakter des Tiberius Unrecht thun, würfe man ihn mit seinen Nachfolgern zusammen. Diese waren plumpe, nackte Bösewichte, die ihre bestialische Natur offen zur Schau stellten. Tiberius, seiner Zeit an Geist überlegen, war ein feiner Kopf, ein vollendeter Diplomat aus der Schule des Heuchlers Augustus. So fein, verhüllt, still herauslauernd und vorsichtig spähend ist auch sein Antlitz, zumal der jesuitische Zug um den Mund, und schwerlich hat die Natur einen vollkommenern Diplomatenmund geschaffen. Scharf geschlossen sagt er das Wort Talleyrand's, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen. Wir aber wissen aus dem Tacitus, welcher Art die Kunst des Tiberius im Sprechen war. Die Grammatik und Logik der Diplomaten hat Tiberius erschaffen. Dieser Mann versprach nicht, noch schwor er, noch log er, der eine fortwährende Lüge war. Wie plump erscheinen gegen diesen feinen, classischen Despoten Herrscher der neuern Geschichte, Abenteurer, die sich auf einen Tron hinaufgelogen, und Könige, welche offenbar die Eidschwüre brachen. Tiberius würde sie unter seine Freigelassenen verweisen, mit verächtlichem Lächeln. Dieser Mann ließ niemals ahnen, was er thun würde, denn auch das Gegenteil war gewiß. Er schlug nie den Dingen geradezu und mit der brutalen Gewalt der sogenannten Staatsstreiche auf den Kopf, er umschlich sie. Sein Wille und seine Absicht waren wie Helldunkel zweifelhaft. Man lese nur die meisterhafte Geschichte vom Sturze des Sejan.

Der Mann von Elba hat einst den Charakter des Tiberius warm verteidigt und gegen die Urteile des Tacitus und der Geschichte in Schutz genommen.

Nachdem nun Tiberius die Diplomatie August's zu dem System des Jesuitismus verfeinert hatte, zog er sich in diese Villa zurück, um lebensekel sich im Genusse zu betäuben. Er erschöpfte jede Wollust, aber die menschliche Natur ist so dürftig angelegt, daß sie nur einen winzigen Teil von Lust genießen kann. Das lehrt die Felsenscholle Capri und diese Villa des Zeus, in welche sich der Herrscher der Welt verbannte, der diese selbst nur als ein Exil zu betrachten gelernt hatte.

Innerhalb derselben Wände, die einst widerhallten von lydischen Flöten und von dem Lachen der schönsten Weiber, wohnt jetzt das Vieh der armen Bauern; und dies ist heute die Ausstattung der Säle des Tiberius: Epheu, wilde Feigenbäume, Malven, Rosen, Cinerarien, Granatbäume, das wuchert in diesen zerstörten Zimmern durcheinander, und im Winde tanzen die Reben, die Enkel des alten capräischen Bacchus, als wären sie die

Geister jener Hetären, welche einst hier den Cancan um Tiberius getanzt haben.

Oben steht eine Kapelle, Santa Maria del Soccorso, auf der höchsten Höhe der Villa und über ihren Ruinen. Dort wohnt ein Eremit. Kein Ort in der Welt ist zum Büßen so passend als die Ruine dieser Villa des Tiberius, unter dessen Regierung und während dessen Aufenthalt in Capri Christus ans Kreuz geschlagen wurde. Die Kapelle steht hier wie das Christentum selbst auf den Trümmern der heidnischen Welt, deren Buße es war. Dies Zusammentreffen ist seltsam, und ich meine, hier ist eine der tiefsinnigsten Stellen, an denen man verweilen mag. Denn hier steigen vor dem Blick zwei ungewöhnliche Gestalten auf, Zeitgenossen, Repräsentanten zweier Weltperioden: hier im Westen der greise Dämon Tiberius, der Beherrscher der Erde, der Repräsentant der untergehenden heidnischen Welt und das Ebenbild ihres sittlichen Elends; dort im Osten der junge ideale Mensch Jesus, an das Kreuz geschlagen, aber umringt von begeisterten Propheten eines neuen Erdenfrühlings. Diese beiden Gestalten stehen sich gegenüber wie Ahriman und Ormuzd, der Gott des Lichts und der Finsterniß.

In solchen Betrachtungen über die Jugend des ersten Christentums stand ich auf diesen Trümmern, und siehe, da trat mir plötzlich die historische Erscheinung jener idealen Religion entgegen, in der Gestalt des schmuzigen Franciscanereremiten, und fast wich ich vor dem Mann zurück: ein alter Mönch mit langem weißem Bart, in schwarzer Kutte, ein Klumpfuß, hinkend, häßlich, mit habgierigen Augen. Da war es mir, als sah ich Tiberius als Mephistopheles vor mir, und mit satirischem Lachen hörte ich ihn sagen: „Das ist die Geschichte des Christentums!“

Der Klumpfuß hinkte mir voran in seine Zelle. Ich suchte unter seinen Büchern und las auf deren einem diesen Titel: „Legendarium der heiligen Jungfrauen, welche für unsern Herrn Jesus Christus sterben wollten.“ Auch der Eremit Tiberius las auf derselben Stelle Bücher von Jungfrauen, aber nicht von solchen, die für seinen Zeitgenossen sterben wollten, sondern es waren die Schriften der griechischen Hetäre Elephantis, welche die Kunst der Wollust behandelten und damals in Rom Mode waren. Sueton erzählt, daß er diese Bücher in Capri bei sich gehabt habe. Indeß auch Lascivitäten fand ich bei dem jetzigen Einsiedler. Er zeigte mir die Copie eines Reliefs, welches man im Museum zu Neapel sehen kann. Es stellt einen ältlichen nackten Mann zu Roß dar; vor ihm sitzt auf dem Sattel ein nacktes Mädchen mit einer Fackel, ein nackter Jüngling führt das Roß gegen die Statue eines Gottes. Die Aehnlichkeit des Reiters mit Tiberius ist so auffallend, daß man glaubt, jenes Relief stelle eine nächtliche Scene aus seinem Leben in Capri dar, etwa ein Opfer vor dem Priap; aber die Halskette, welche die Gestalt trägt, ist genau dieselbe, die der sterbende Fechter und andere Gallier tragen, sie paßt also nicht für Tiberius. Der Eremit hatte das Relief in Wasserfarben mit sichtbarem Behagen am Nackten copirt; es gehört nämlich zu seinem Local, weil es unter den Trümmern der Villa ausgegraben wurde.

Zwei mal wurden diese durchsucht, doch jedesmal un-

vollständig, im Jahre 1804 von Hadrawa, von Feola 1827. Man fand schöne Fußböden von Marmor, wovon eins sich in der Hauptkirche Capri's vor den Altar gerettet hat, auch viele köstliche Säulen, darunter eine kleine von Lapis Lazuli, welche ein Engländer erstand, Bildsäulen, die man verschleuderte, Mosaiken, welche das Museum in Neapel aufbewahrt.

Kein Kaiser in der Welt kann sich rühmen, im Besitz eines Hauses von gleich schöner Aussicht zu sein, als dem Eremiten seine merkwürdige Klause gewährt. Aus seinen Fenstern überschaut er die Golfe von Neapel und Salerno und die schönsten Küsten und Inseln Italiens. Nichts gleicht dem Blick auf das nahe Vorgebirge der Minerva, dessen Formen von der herrlichsten Plastik sind; hinter ihm sieht man die Bergreihen des Sant Angelo und des ganzen Ufers von Amalfi und Salerno in der Verkürzung aufgereiht, wie Coulissen eines ungeheuern Theaters. In klarer Luft sah ich Pästum weit über Meer, dann das Castell Baro und die Punta Licosa in meilenweiter Ferne. Bei Sonnenuntergang ist das Irisspiel der Farben über den Bergen hinreißend wie eine Phantasmagorie, und oft war es mir, als wäre, was ich sah, nicht Wirklichkeit, sondern das stralende Bild einer Vision.

Eines Abends saß ich auf den Ruinen der Villa und weidete mich an dem großen Anblick jenes Caps, da fiel mein Blick auf die silberweiße Haut einer Schlange, die, jüngst abgestreift, mir zu Füßen lag. Ich nahm sie auf wie ein göttliches Geschenk, das für mich selbst mit vergangenen Tagen in einer gewissen symbolischen Verbindung stand. Mir fiel aber auch ein, daß Tiberius hier eine Lieblingsschlange gehalten hatte, die er fütterte und mit der er zu spielen pflegte. Ich stieg mit meinem Fund den Berg hinunter. Da kam mir Mephistopheles auf einem Esel nachgeritten. Ich zeigte dem Mönch die Schlangenhaut und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß der geheimnißvolle Mensch auch Schlangenzauberer sei. Er erzählte mir, daß er Schlangen fange und zwar lebendige, zu jeder Zeit und jede, welche er wolle. Ich fragte ihn hierauf, wie er das mache. „Ich greife sie", sagte er, „wenn ich ihnen befohlen habe, stille zu liegen; sie wickeln sich sogleich um meinen Arm, dann sperre ich sie in ein Gefäß und schicke sie nach Neapel zum Apotheker." — „Wie aber könnt Ihr ihnen befehlen, stille zu liegen." Er antwortete mit einem satanischen Lächeln: „Ich sage ihnen einen Spruch vor und den Namen Sanct Paul, dann liegen sie gleich still." — „Könnt Ihr mir den Spruch nicht geben", fragte ich, „damit ich auch den Schlangen befehlen könne?" — „Nein", sagte er, „ich habe ihn von einem andern Einsiedler und dem mit heiligem Schwur gelobt, ihn nicht wegzugeben."

Als ich fragte, warum im Spruch der Name Sanct Paul vorkomme, so entgegnete er, daß der heilige Paulus der Patron der Schlangen sei, und daß alle Thiere ihre Patrone hätten. Wie mir nun der Mönch das gesagt hatte, so fragte ich ihn nach den Patronen von Allem, was da kreucht und fleucht. Von den Eidechsen ist die Patronin die heilige Gertrude; dies nimmt mich für sie ein, denn die Eidechsen liebe ich gar sehr; sie haben etwas Graziöses und Mädchenhaftes, auch lispeln sie mit dem

Zünglein auf die allerliebste Weise. Sanct Antonius ist der Patron der Fische, die heilige Agathe die Patronin der Löwen, die heilige Agnes die der Lämmer.

So hatte ich also richtig geahnt, daß dieser Eremit ein Schwarzkünstler sei, und ich glaube, er treibt noch andere dunkle Sachen im Mondschein auf den Ruinen und an den Klippen mit Kräutern, Wurzeln und schädlichem Gewürm.

Wir haben wahrlich vergessen, daß es auf dem Eiland noch ein zweites Städtchen, Ana=Capri, gibt. Dies ist kein Wunder, denn wer auf Unter=Capri lebt, hört und sieht von jenem Orte nichts. So sehr hat ihn die Natur von allem Verkehr abgeschieden. Man sieht eben nur die steile Felsenstiege, welche dort hinaufführt und deren Beschwerlichkeit nicht zum Steigen reizt; und so möchte es nicht leicht irgendwo die gleiche Sonderbarkeit geben, daß zwei Städte auf einem und demselben Eiland, deren Entfernung auf ebenem Boden wenig mehr als eine Viertelstunde betragen würde, so gänzlich voneinander gesondert sind, daß ihre Bewohner nur selten miteinander verkehren, an ihren Festen selten teilnehmen und selbst einen verschiedenen Dialekt reden.

Die Liebe, so erzählt die Sage, war die Gründerin von Ana=Capri. Ein junges Paar entfloh in alten Tagen aus der Unterstadt, erstieg die schroffen Felsen der obern Insel und baute sich dort im Gebüsch hoch oben am Fuße des Solaro eine Einsiedelei. Seitdem folgten andere Verliebte, und so entstand mit der Zeit diese Colonie der Liebesgötter, welche jetzt Ana=Capri heißt.

Und auch heute fliegt der beschwingte Amor wie ein Bergfalke herüber und hinüber von Capri nach Ana=Capri und leiht dem Jüngling seine Flügel, welcher eins jener wilden und schönen Mädchen liebt, die oben in ihrem kleinen Hause unter Rebenranken am Webestule sitzen, seidene Bänder weben und Lieder singen, wie Circe in der Odyssee.

So ist also Ana=Capri von der untern Insel geschieden, daß nirgends ein Weg nach oben führt, als jene 560 Stufen hohe Jakobsleiter. Denn plötzlich steigen die Felsenwände, steil und senkrecht wie Mauern, in den wildesten Formen über dem untern Capri auf und bilden gleichsam die gigantische Wand, über welcher, dem Dach einer Basilika gleich, der Berg Solaro sich lagert und auf seiner Senkung das weltabgeschiedene Volk und die Stadt Ana=Capri trägt, gleichsam ein Volk von Eremiten. Im Zickzack führt die in den lebenden Stein gehauene Stiege an dem scharfen Felsenrand aufwärts und endet oben an der Plattform. Man schreibt dies sonderbare Werk den ältesten Zeiten zu, als Phönizier oder Griechen die Oberstadt anlegten, denn nur auf dieser Stelle ist eine Verbindung mit der Unterstadt möglich. Man sieht auch noch Spuren der ältesten Stiege. Auf der Hälfte dieses Wegs steht heute die kleine Kapelle des heiligen Antonius, wo man Odem schöpfen kann, denn man erreicht die Höhe nicht, ohne entatmet zu sein. Aber die unvergleichliche Fernsicht von der Plattform, Capo di Monte genannt, belohnt die Mühe reichlich, da man den ungeheuern Fels mit seiner breiten Brust und den schwebenden Bäumen, welche hängenden Gärten der

Semiramis gleichen, frei in die Luft ragen sieht, und unter sich den Anblick von ganz Nieder-Capri und den Prospect in beide Meere hat. Hoch über der Plattform steigt der Solaro, von wüstem grauem Gestein überdeckt, noch einige hundert Fuß empor, und trägt auf einer scharfen Kante die schönen Ruinen des Castells Barbarossa, welches seinen Namen von dem berühmten Korsaren führt, der einst Capri zerstörte.

Sobald man wenige Schritte auf der Plattform weiter geht, breitet sich vor den Augen eine neue und fremde Welt aus. Der Berg Solaro, das Ebenbild des Monte Pellegrino von Palermo, gipfelt sich hier steil empor; er ist ganz öde, und mit zahllosen Felsblöcken wie mit Trümmern bedeckt. Gegen Westen und Norden senkt er sich zur größten Ebene nieder, welche die Insel besitzt, und auf diesem schrägen Abhange steht hoch über dem Meer, unter grünen Bäumen und blühenden Gebüschen, Ana-Capri.

Die kleinen, originell gebauten Häuser dieses Städtchens liegen in Gärten zerstreut; und hier gibt es viel Oelbäume und sehr viel Reben, die sich nach campanischer Art um die Bäume ranken. Die Luft ist rein und balsamisch, aber die Sonnenglut wirkt um so stärker auf der schiefen Ebene. Blickt man auf diesen malerischen Ort, auf diese seltsame sonnverbrannte Felsenöde über ihm, in die grenzenlose Stille des blauen Meers in allen Fernen, so möchte man hier den Wanderstab in die Erde stecken und der Welt Lebewol sagend seine Eremitenzelle bauen.

Hier ist es noch stiller als in Capri. Man sieht

nur Menschen, welche singend arbeiten, vor der Thüre am Webestul sitzen oder die Spindel mit der gelben Seide drehen, oder im Garten graben und die Maulbeerblätter für den Seidenwurm abpflücken, oder solche, die mit dem Wasserkrug auf dem Kopf daherkommen. Weil die Männer draußen sind und, da es Sommer ist, viele Jünglinge auf den Korallenfang nach Afrika oder Corsica gezogen sind, sieht man hier fast nur Frauen. Es scheint, wir seien zu den Weibern von Lemnos gekommen, welche männerlos auf ihrem Felsen sitzen, endlose Gewebe webend.

An den Tagen und Stunden, wo die Barken von Neapel heimkommen, fand ich bisweilen über der Stiege eine Schar Mädchen sitzen, oft mehr als dreißig, viele von seltner Schönheit. Plaudernd saßen sie um die Felsen und spähten den nahenden Segeln entgegen, um dann an den Strand hinabzusteigen. Ich setzte mich unter sie und blickte nicht minder sehnsüchtig über den Golf auf das weiße Schiff, ob es mir einen Brief in diese Einsamkeit herüberbrächte. Fast alle hatten sie einen Strauß in der Hand oder einen Zweig Basilicum, durch die Blume zu bitten; Antoniella aber hielt den prächtigsten Strauß vor sich von Basilicum, Nelken, purpurroten Rosen und Myrten, mit einem bunten Band kunstvoll in Schleifen zugebunden. Dieser Strauß wurde das Sinnbild unserer Freundschaft und der Schlüssel zu dem reizendsten Weberhäuschen in Ana-Capri, wo ich manche Stunde mit den naivsten Naturkindern verbracht habe.

Antoniella webte in einer Gartenkammer, ganz im Grün unter Weinlaub und blühenden Oleandern, und

sie war flink und geschickt wie die Spinnerin Arachne; ihre ältere Schwester webte neben ihr weißes Baumwollenband, sie aber ein buntgemustertes. Sie verstand nicht auf der Maultrommel zu spielen, aber desto geübter schlug sie die Handpauke. Ihre Brüder waren draußen auf dem Meer.

Der Fleiß dieser Mädchen, die alle mit der Weberei beschäftigt sind, ist erstaunlich, denn schon mit Sonnenaufgang setzen sie sich an den Webestul, und mit wenig Unterbrechung weben sie bis zum Sonnenuntergang, und so das ganze Jahr hindurch. Freilich sind sie nicht zu jenem Lasttragen verdammt, wie ihre Schwestern in Capri; nur wenn das Regenwasser in den Cisternen ausgeht, müssen sie die Treppe hinuntersteigen und in Krügen das Wasser von Capri holen, wo vier dürftige Quellen fließen. Goldnes Geschmeide und Korallenschmuck, auch silberne Pfeile in den Haaren tragen sie alle, und das Mädchen würde unglücklich sein, welches solchen Schmuck nicht besäße.

Es gibt im Ort einen Campo Santo, voll von Cypressen und Blumen; der größte Stolz der Ana-Capresen aber ist das sogenannte irdische Paradies, nämlich der Fußboden ihrer Kirche, auf dessen Fliesen in Smalto das Paradies dargestellt ist, eine Arbeit aus dem 17. Jahrhundert. Auch hier ist die Architektur bizarr und maurisch. Es gibt Masserien, die mit ihrer Pergola reizend genug aussehen.

Wenig tiberische Ruinen sind in Ana-Capri aufzufinden; der Weinbauer hat sie hinweggetilgt, auch standen hier weniger Gebäude als auf Capri. Die meisten Reste

von Altertümern hat die Ebene Damecuta, ein fruchtbares Land, welches zur Küste sanft niedersteigt und in dessen Ufer die blaue Grotte liegt. Es ist eigentümlich, daß Ober-Capri trotz seiner Höhe doch niedrigere Küsten besitzt als Unter-Capri; denn der hohe Berg senkt sich lang hingestreckt nach Westen wie nach Norden in's Meer, aber dennoch ist das Ufer weder der Barke noch dem Menschenfuß zugänglich, strandlos, hafenlos und dem Schiffbrüchigen sicheres Verderben bringend.

Der Turm Damecuta bezeichnet ungefähr die Stelle, wo unten am Ufer die nun weltberühmte blaue Grottte liegt, das Wunder Capri's, doch nicht das einzige dieser sirenischen Insel. Von dem Tage, da sie entdeckt wurde, erzählte mir mein Wirt Michele ausführlich. Er machte damals die Unternehmung als Knabe mit. Es waren sein verstorbener Vater Giuseppe, August Kopisch, der Maler Fries und der Schiffer Angelo Ferraro, welche es wagten, in diese Grotte einzudringen. Alle sind sie nun todt, nur Michele weiß von der Entdeckung zu erzählen. Ein Onkel Pagano's, Priester auf Capri, ermahnte die Gesellschaft, von dem Versuch abzustehen, denn die Höle sei der Aufenthalt böser Geister und viele Seeungeheuer hausten in ihr. Auch war das Eindringen schwierig, weil es vor der Entdeckung keine einzige kleine Barke auf der Insel gab. Es drang also Angelo auf einer Wanne ein, Kopisch und Fries schwammen. Mein Wirt beschrieb mir lebhaft das Jauchzen beider Maler, als sie in der Grotte waren, und zumal, sagt er, war Fries wie von Sinnen, er schwamm bald heraus, bald hinein, und immer mit Jubeln und

mit Jauchzen. August Kopisch hatte keine Ruhe, er eilte sofort nach Neapel und holte seine Freunde, und so that er ab und zu. Pagano bewahrt ein altes Fremdenbuch wie eine Reliquie; darin hat Kopisch unter dem 17. August 1826 folgende Entdeckungsurkunde hineingeschrieben:

„Freunde wunderbarer Naturschönheiten mache ich auf eine von mir nach den Angaben unsers Wirts Giuseppe Pagano mit ihm und Herrn Fries entdeckte Grotte aufmerksam, welche furchtsamer Aberglaube Jahrhunderte lang nicht zu besuchen wagte. Bis jetzt ist sie nur für gute Schwimmer zugänglich; wenn das Meer ganz ruhig ist, gelingt es auch wol, mit einem kleinen Nachen einzudringen, doch ist dies gefährlich, weil die geringste sich erhebende Luft das Wiederherauskommen unmöglich machen würde. Wir benannten diese Grotte die blaue (la grotta azurra), weil das Licht aus der Tiefe des Meeres ihren weiten Raum blau erleuchtet. Man wird sich sonderbar überrascht finden, das Wasser blauem Feuer ähnlich die Grotte erfüllen zu sehen; jede Welle scheint eine Flamme. Im Hintergrund führt ein alter Weg in den Felsen, vielleicht nach dem darüber gelegenen Damecuta, wo der Sage nach Tiber Mädchen verschlossen haben soll, und es ist möglich, daß diese Höle sein heimlicher Landungsplatz war. Bis jetzt ist nur ein Marinaro und ein Eseltreiber so herzhaft, diese Unternehmung mit zu wagen, weil allerhand Fabeln von dieser Höle im Umlauf sind. Ich rate aber Jedem, sich vorher mit diesen beiden des Preises wegen zu verständigen. Der Wirt, welchen ich seiner Kenntniß der Insel wegen empfehle, will einen ganz kleinen schmalen Nachen bauen

lassen, womit dann bequemer hineingefahren werden könnte. Bis jetzt will ich es nur guten Schwimmern raten. Sie ist des Morgens am schönsten, weil Nachmittags das Tageslicht stärker und störender hineinfällt und der wunderbare Zauber dadurch gemindert wird. Der malerische Eindruck wird noch erhöht, wenn man, wie wir, mit flammenden Pechpfannen hinein schwimmt."

Der treffliche Kopisch hat sich auf diesem Eiland ein herrliches Denkmal entdeckt, und mir ist es, als wäre die wunderbare Grotte deutsches Eigentum und deutsches Symbol.* An dieser Stelle verweben sich mit jenem Dichtermaler viel Erinnerungen auch an Tieck, an Novalis, an Fouqué, an Arnim, an Brentano, die nun Alle heimgegangen sind bis auf Eichendorff, und bis auf Heine, den letzten verwunschenen Prinzen dieser Dichterschule. Wir wollen denn als Grabesspender aus dem blauen Feuerwasser von Capri einen Weiheguß auf die Gräber jener todten Dichter gießen. Denn von dieser Grotte haben sie alle geträumt, und wahrlich, es konnte der Preis ihrer Auffindung auch nur einem Maler und Dichter zukommen, aus der Zeit derer, welche die blaue Wunderblume der Poesie suchten bei den Undinen in der Tiefe, bei der Frau Venus im Berge und in den unterirdischen Grotten der Isis. Sie waren alle liebenswürdige kleine und große Kinder, Knaben mit dem Wunderhorn. Ihr Hoherpriester Novalis sieht aus wie ein schöner, bleicher Knabe, der sich in das lange Predigergewand seines todten Urgroßvaters gesteckt hat und mystische Weisheit redet, von der Niemand weiß, wie das

Kind dazu gekommen sei. Ihre Muse aber ist eine Sirene. Sie wohnt in der blauen Grotte auf Capri, der Insel des grausamen Wollüstlings Tiberius. Sie haben alle ihren herzbewegenden Gesang gehört, und keiner hat sie gefunden, sie haben sie alle gesucht und sind vor Sehnsucht nach der blauen Wunderblume alle gestorben. Goethe hat es ihnen prophezeit in dem „Fischer": „Halb zog sie ihn, halb sank er hin und ward nicht mehr geseh'n." Und nun, da die blaue Wunderblume, nämlich die blaue Wundergrotte, denn das war das unbekannte Mysterium, gefunden ist, ward der Zauber gelöst, und kein Lied der Romantiker wird mehr gehört werden in deutschen Landen.

Als ich in die Grotte einfuhr, war es mir, als wäre ich in eins jener Märchen zurückgekehrt, in die man sich als Kind hineinlebt. Welt und Tag sind auf einmal verschwunden, und da ist man in der wölbenden Erde und in einem Dämmer von blauem Feuerlicht. Die Wellen atmen still und perlen Funken empor, wie als sproßten aus den Tiefen blitzende Smaragde und rote Rubinen und tausend Karfunkelsteine auf. Geisterhaft blau sind die Wände und mysteriös anzusehen, wie Paläste von Feen. Es ist Schein von fremdem Wesen und von fremdem Geist, ganz wunderbar, heimlich und unheimlich zugleich. Alles ist still wie in einer Schattenwelt, da Niemand auch nur reden mag. Du jauchzest zuerst auf, dann bist du still, und es schallt nur das plätschernde Ruder oder das Kichern der Wellen, welche Phosphorkränze um die Felsenwände schlingen. Das blaue magische Wasser lockt unwiderstehlich. Man muß

hinabspringen, und man taucht sich wie in ein Lichtmeer nieder.

Ja, ich glaube wol, daß Tiberius hier badete und unter den schönen Mädchen seines Harems umherschwamm, wie Sueton erzählt. In dieser wollüstig strömenden Phosphorflut glühten dann die Mädchenleiber wie strahlende Leiber von Meerfeien, und nicht hat hier Sirenengesang und Flötenspiel gefehlt, um solches Bad zu einem unsagbaren Wollustbade zu machen. Ich sah auf einer griechischen Vase eine Sirene gemalt, ein wunderliebliches Wesen, das hebt beide lilienweiße Arme auf, kichert und schlägt zwei blitzende Erzbecken zusammen. So kommen hier die Sirenen aus der blauen Feuerflut herauf, schlagen die Erzbecken zusammen, kichern und tauchen auf und unter. Aber nur Sonntagsmenschen sehen sie und kleine Kinder.

Man muß über den Reichtum dieses Eilands an Grotten sich verwundern. Erdgrotten und Meergrotten, seltsam geformt und alle schön, gibt es hier so viele, daß man nicht alle kennen lernen kann. Ich bin in mehr als funfzehn dieser Grotten eingedrungen und habe darunter auf der südlichen Seite eine kleine gefunden, welche genau die blauen Lichteffecte der Grotta azurra zeigt. In andern findet man grüne Lichter, je nach der Beschaffenheit des Grundes, in weißlichem Feuer phosphorescirend, zumal in der Grotta verde, der herrlichsten Capri's durch ihre prächtig gewölbte Architektur und die Umfassung grandioser Felsenzinnen. Sie ist nicht ganz unterirdisch bedeckt, sondern hat eine Felsendurchfahrt von einer Seite zur andern.

Einige dieser Grotten haben Namen, wie die Marmolata, die Marinella, andere sind namenlos. Ich machte mir das Vergnügen, alle die namenlosen, die ich besuchte, zu benennen, ohne den Ruhm eines Hölenentdeckers zu beanspruchen. Und so weiß ich nur allein, wie schön es ist in der Grotte Stella di Mare, in der meerblumengeschmückten Grotte Euphorion, in der Grotte der Meerspinne, deren Wände gelb sind und deren Gestein, wo es die Welle benetzt, rosig, sammtgrün und weißlich schimmert. In einer Grotte war es ein Wogenschlürfen und ein anapästisches Wellenschlagen, sodaß ich sie den Eumeniden geweiht habe. Alle liegen sie vom Ufer des Solaro bis hinaus über die Faraglioni, unscheinbar außen, da ihre Mündung oft dem oberflächlichen Blick entgeht, drinnen hochwölbig, dunkel, wellenstill, von Meerspinnen, Seeigeln, Meersternen bewohnt, eine zauberische Geistereinsiedelei.

Es ist höchst belohnend, die ganze Insel zu umfahren. Man braucht dazu drei Stunden und kann in dieser Zeit auch einige Grotten besuchen. Die Westküste hat die Hölenbildung nicht, denn hier sinkt das Ufer vom Solaro nieder zwischen beiden Caps Punta di Vitareto und Punta di Carena. Es sendet dort drei niedrige, doch schroffe Spitzen aus, Campetiello, Pino und Orica, welche mit Schanzen bewehrt sind. Und hier war auch die Stelle, wo die Muratisten bei Nacht die Felsen erklimmten. Rudert man aber um die Carena, so wird das Südufer plötzlich Furcht erregend hoch und steil; die gigantischen Felsen steigen senkrecht vom Wasserspiegel auf bis in das Gewölk, welches ihre Gipfel umspinnt. So

geht die Südküste fort bis zur Punta Tragara, und nicht minder erhaben, bizarr und wild zugleich ist die ganze Ostküste bis zum Lo Capo, dem Nordostcap der Insel. Hier ist das Ufer voll von stalaktitischen Hölenbildungen.

Nun noch hinauf zum Gipfel der Insel, zum Solaro. Steigt man über Ana-Capri auf pfadlosen Felsen mühsam empor, so gelangt man zum Kamm des Berges. Form und Anblick ist überraschend, weil der Solaro auf der Höhe selbst sich tief einsenkt und eine dürre braune Fläche darbietet, das Dach jener Felsenwände, die nach Capri abstürzen. Auf braunem Haideland geht man fort zwischen starren Kalksteinblöcken, und jeder Schritt stört Schwärme von Heuschrecken auf, welche in unglaublicher Zahl den Boden bedecken. Am Rand dieser Fläche aber hängt an schauerlichen Felsen hoch über dem Meer die Klause des Eremiten von Ana-Capri, und nimmer sah ich noch eine Eremitage, die es so ganz gewesen. Ich fand alle Thüren offen und den Siedler nicht daheim. Seine Kutte hing über der Mauer seines Felsengärtchens, über seinem Bette der heilige Antonius von Padua, ein geweihter Oelzweig und ein Rosenkranz; in seiner Vorratskammer die weinende Madonna dolorosa, grade über einem Häuflein Zwiebeln, und da standen umher ein Korb voll Brot und ein paar leere Teller.

Ich sah im Campo Santo zu Pisa jenes phantasiereiche Frescogemälde von Ambrogio und Piero Lorenzetti, welches das Leben heiliger Eremiten in der Wüste darstellt, und fand einen Zug daraus hier lebend wieder. Ich glaube, der alte Eremit predigt hier jeden Freitag den Fischen, gleich dem heiligen Antonius, den man auf

einem Bilde in Rom sehen kann, wie er auf einer Felsenklippe steht und in das Meer hinunterpredigt. Es strecken aber die dummen Fische ihre Köpfe heraus und sperren alle die Mäuler weit auf. Wie ich nun in der Klause umherging, kam der Alte, ein Laienbruder. Er trug ein Bündel Reisig auf der Schulter. Sehr froh einen Gast zu finden, entschuldigte er sich, daß er keinen Wein habe. Schon 32 Jahre klaust er oben in der Felsenwüste, und auch er denkt vom Klettern, doch nicht mephistophelisch wie der Tiberius-Eremit, sondern nur sanft wie Heilige und wie die indischen Götter, wenn sie die Erde der Sterblichen berühren.

Ueber seiner schwindelnden Klause steht der Gipfel des Solaro, die Spitze Capri's und, wie ich schon sagte, die Warte eines Telegraphen. Hat man sich dort hinaufgearbeitet, so genießt man endlich den Lohn des Hercules. Denn hier liegt zu Füßen hingebreitet das ganze Eiland und ein Kosmos wunderbarer Schönheit.

Dies ist der Horizont, den hier das Auge umfaßt: südwärts endloses Meer, nach West und Nord die Ponzainseln, Ischia, das Eiland Vivara, Procida, hinter ihnen traumhaft und weit die Berge von Gaëta und Terracina mit dem Cap der Circe, weiter die Bergpyramide des Misen, an deren Fuß Tiberius ermordet wurde, die elysischen Ufer und die der Kimmerier, die blauen Küsten von Bajä und von Puteoli, Cumä, mit dem Berge Gaurus und der Solfatara, das schloßgekrönte Eiland Nisita, der schlanke Posilip, die Spitze der Camaldoli, ferne Berge von Capua, dann das Ufer von Neapel, ein langer Kranz von Städten bis nach Torre del Greco;

der rauchende Vesuv über Pompeji, hinter ihm hervor die Berge von Sarno und Nocera, vielgegliedert und reichgefaltet; ostwärts das braune, scharfgemeißelte Ufer von Massa mit dem Cap Sorrento und dem der Minerva, dahinter der hohe Sant Angelo, weiterhin die sirenusischen Klippen und die Golfe von Amalfi und Salerno, endlich weit hinaus in der Ferne die bleichen Berge Calabriens, der Ufersaum von Pästum und Cap Licosa in Lucanien.

Auf solcher Höhe und in solcher Weite des Gesichtskreises fühlt man einmal auch Sonnenweiten menschlicher Existenz. Denn fürchterlich eng ist das Menschenleben, und es rücken die Dinge hart auf den Leib, welcherlei Namen sie haben, sodaß es ein ewiger kleinlicher, peinlicher Kampf ist um größern Horizont. So ist auch alle Bildung Horizontvergrößerung; ihr herrlichster Lohn ein Blick von Höhen der Cultur, wo sich die Künste und Wissenschaften, alles Geschaute, Gedachte und Gelebte in göttlicher Ordnung, schön und weit zu einem kosmischen Ringe schließen.

Auf dem Gipfel des Solaro dachte ich an Humboldt. Ich glaube, um dessen Geist liegt die Welt so schön und klar gegliedert; und auch an Plinius dachte ich hier, den Humboldt der Römer, weil ich den Berg Misen und den Vesuv sah; und an Aristoteles, den wahrhaft kosmischen Geist und Ordner des menschlichen Wissens.

Doch wir, schon zufrieden, nur mit dem leiblichen Auge eine so große Ordnung der Natur einmal angeschaut zu haben, steigen jetzt herab; denn es sinkt die Sonne hinter Ischia. Schon glüht das weite Meer im

Westen von dunklem Purpur, und der Fels von Ponza, der sich aus der Flut emporhebt, schön und fern, als läge er in einer andern Sphäre des Raums und Lichts, ist ganz durchglüht und erschimmert in durchsichtigem Purpurbrande. Also lebe wol, du schönes Eremiteneiland Capri.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

VOLUME 2

Wanderjahre

in

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1878.

Lateinische Sommer.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Vierte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1878.

Inhalt.

Subiaco,

das älteste Benedictinerkloster des Abendlandes.

1858.

Vierundvierzig Millien von Rom entfernt liegt in einem der schönsten Bergtäler der Campagna, welches der „immerkalte" Anio durchfließt, die berühmte Benedictinerabtei Subiaco. Die Apenninen entsenden hier eine Bergkette, die simbrivinischen Höhen, und scheiden den Kirchenstaat von dem Königreich Neapel, dessen angrenzende Provinz das alte Land der Marsen ist, heute Marsica, eine zu den Abruzzen gehörige Landschaft. Der Anio entspringt an ihrer Grenze, oberhalb Filettino; mit großer Gewalt herabstürzend, bildet er ein langes und zum Teil schmales Tal, welches von Oliven- und Kastanienwäldern beschattete Berge bis nach Tivoli hin einschließen. Auf den Gipfeln dieser Hügel erheben sich längs dem Lauf des schönen Bergstroms finstre Castelle des Mittelalters: Filettino, Trevi, Jenna und Subiaco, Agosta, Cerbara, Marano, Anticoli, Roviano und Cantalupo, Saracinesco, Vicovaro, S. Polo, Castell' Madama und Tivoli. Dies ist auch zum größten Teil das Gebiet jener alten Benedictinerabtei, ein merkwürdiger Schauplatz des noch wenig bekannten Mittelalters des römischen

Latium, und vor allen Dingen die Wiege des Mönchtums im Abendland.

Aus dieser wilden Einsamkeit unfruchtbarer Berge sind die Klöster hervorgegangen, welche sich als Colonien der römischen Kirche über Italien und Sicilien, über Deutschland, Frankreich und das ferne Britannien verbreiteten. Die Mönche halfen diese Länder an Rom ketten, und mitten in die Barbarei finstrer Jahrhunderte pflanzten sie (ihr bleibendes Verdienst!) Keime der Cultur, erhielten die classische Wissenschaft, abschreibend, sammelnd und forschend hinter der Nachtlampe dumpfer Zellen, wenigstens am Leben, und bewahrten endlich als Aufschreiber ihrer verworrenen Zeitereignisse in Chroniken und Urkunden uns unschätzbare Kunden des Mittelalters. Es ist wahr, Menschen, welche von dem Treiben der Welt grundsätzlich entfernt lebten, wurden die Väter der Geschichtschreibung — eine seltsame Thatsache, die indeß aufhört es zu sein, wenn man bedenkt, daß die Klöster in jenen Jahrhunderten zu dem politischen Leben in fortdauernder Beziehung standen.

Ich will in diesen Blättern die Geschichte einer der merkwürdigsten Abteien in ihren Hauptzügen geben. In wissenschaftlicher und historischer Hinsicht wird Subiaco freilich von Monte Casino weit überragt. Dies Kloster aber ist die älteste Tochter jenes in dem nahen Grenzlande des Liris; das ganze Mittelalter hindurch war es ein einsamer Leuchtturm der Wissenschaft, und noch heute zeichnen dasselbe die Schätze seiner Archive wie der Fleiß und die Gelehrsamkeit seiner Mönche aus. Doch ist die Geschichte Subiacos für die Kenntniß der mittelalterlichen Zustände im römischen Lande wichtig, und zugleich als

Bild des geistlichen Feudalismus lehrreich. Indem sich um dies Kloster nach und nach ein kleiner ihm untertäniger Lehnsstaat bildete, trat es als mächtiges Fürstentum in dem römischen Landgebiet auf, dessen König der Abt, und dessen gewaltthätige Barone die Mönche waren, welchen Städte, Ritter und Landvolk lange Zeit pflichtig und gehorsam blieben.

Die Gründung der Abtei fällt in die Zeit, als der Heldenstamm der Gothen unter Theoderich Italien und Rom beherrschte und den Untergang der römischen Cultur durch weise Gesetze noch für ein halbes Jahrhundert verhinderte. Aber der Sturz des römischen Reichs war bereits vollzogen. Indem sich die alte Ordnung der Welt auflöste, und alle bürgerlichen und staatlichen Bande der Gesellschaft zerrissen, bemächtigte sich der Menschen, ähnlich wie am Anfange des 4. Jahrhunderts, der Trieb zur Flucht aus der Welt und zum Anachoretenleben. Benedict begründete das abendländische Mönchtum und wurde neben seinem jüngern Zeitgenossen, Gregor dem Großen, der zweite Stifter der römischen Hierarchie. Was diese ihm verdankte, hat jener Papst gleich erkannt: er selbst beschrieb im zweiten Buch seiner Dialoge die Thaten seines Waffenbruders von Subiaco, der das Abendland von der Herrschaft der byzantinischen Ordensregel befreite, eine national-römische Regel aufstellte und seine Zöglinge in die Länder sandte, sie Rom zu unterwerfen.

Benedict, um das Jahr 480 zu Nursia in der Valeria geboren, kam mit 14 Jahren nach Rom, dort in den Studien der Humanität sich auszubilden. Aber plötzlich von Sehnsucht nach der Einsamkeit ergriffen, wan-

derte er in die Wildniß der simbrivinischen Berge, und lebte hier, in schwärmerische Betrachtungen versenkt, in einer Felsenhöle. Der Ort hieß Sublacus; er war dem Plinius bekannt, als köstliche Villa des Nero, wo dieser Kaiser durch Aufdämmung des Anio drei künstliche Seen hatte anlegen lassen, um in goldenen Netzen Forellen zu fangen. Die letzteren sind noch heute so wolschmeckend wie zu Nero's Zeit, aber die Seen verschwanden im Mittelalter.

Als der junge Einsiedler an jenem Ort lebte, bestand die Stadt Subiaco noch nicht; nur auf den Ruinen der neronischen Villa hatte sich bereits ein Kloster St.-Clemens angesiedelt, und es war einer der Mönche desselben, Romanus mit Namen, welcher dem Jüngling Speise in die Höle zu tragen pflegte. Benedict, von seiner frommen Schwester Scholastica ermuntert, trat endlich wie Mohamed aus der Grotte hervor: der Ruf seiner Heiligkeit war schon verbreitet, und indem sich an den begeisterten Anachoreten viele Römer anschlossen, entwarf er die Ordensregel und verteilte die Brüder in zwölf kleine Klöster. Sie standen alle in demselben Tal, in der rauhen Felsenwildniß. Blickt man in diesen Kreis ernster Berge, die bald nackt und steil in den blauen Aeter hinaufgreifen, bald mit grünen Büschen bedeckt sind, in denen die Nachtigall am Wildwasser ihr Lied erschallen läßt, so muß man den Natursinn des jungen Schwärmers loben. Keine der entzückenden Fernsichten, an denen die Campagna Roms so reich ist, lockt hier den Sinn in das sonnigwarme Leben, sondern der Horizont wird durch Felsen rings abgesperrt.

Nordwärts lagern sich, gigantischen Vorgebirgen ähnlich, zwei große Berge, zwischen denen der wilde Anio herabstürzt; seine von Felsblöcken behinderte Straße mit Gewalt sich bahnend, wälzt er seinen Silberstrom durch schattige Schluchten und wiegt durch sein unablässiges und melancholisches Brausen die Seele des einsamen Wanderers in Schlummer. Hier nun an den Felsenwänden über dem Fluß saßen in zwölf Klöstern die Heiligen Roms, gleich den Bergraben, versammelt, und das Tal von Subiaco mochte einem jener öden Felsentäler Aegyptens gleichen, wo ehemals Athanasius und Antonius zahllose Schwärme der östlichen Mönche um sich her geschaart hatten.

Indeß der Neid eines Priesters im nahen Vicovaro (Varia) vertrieb den Patriarchen aus Subiaco. Pelagius versuchte eines Tags jene Klöster durch schöne Mädchen in die Luft zu sprengen, welche er gegen die Zellen der Mönche auszusenden die Bosheit hatte. — Benedict verließ den entweihten Ort, wo er viele Jahre gelehrt hatte, bekümmert und ungewiß, wohin er sich wenden solle, und von drei jungen Raben begleitet, die er erzogen hatte. Er ging nach Monte Casino, wo er im Jahr 529 das berühmte Kloster stiftete.

In Subiaco waren jedoch seine Anstalten aufrecht geblieben, und er selbst hatte dort Honoratus als seinen Nachfolger und Abt eingesetzt. Aber die Geschichte der zwölf Klöster wird seitdem dunkel; es scheint, daß der Vernichtungskrieg der Gothen ihr Gedeihen hinderte. Honoratus hatte das Hauptkloster erbaut und es den Heiligen Kosmas und Damianus geweiht: es ist eben das heutige, welches den Titel Santa Scolastica führt, das einzige

von den ursprünglichen zwölf Klöstern, welches übrig blieb. Denn die Langobarden zerstörten diese bereits im Jahr 601; die verjagten Benedictiner hatten Mühe, sich nach Rom zu retten, wo ihnen der Papst das Kloster S. Erasmus auf dem Cölischen Berge einräumte.

Gregor der Große war der Stifter der weltlichen Macht der Abtei Subiaco's; man schreibt ihm nämlich eine Urkunde vom Jahre 599 zu, worin er ihr eine Menge von Gütern und Privilegien schenkte, und dies gefälschte Pergament ist die Grundlage für viele Rechte geworden, welche sich die Benedictiner in Subiaco aneigneten. Das Original der Schenkungsurkunde ist nur in einer sogenannten beglaubigten Abschrift vom Jahr 1654 erhalten. Es gibt übrigens noch andere Urkunden dieser Art, Schenkungen Gregor's IV. und Nikolaus' I., und der Könige Hugo und Lothar aus dem Jahre 941, die kein Einsichtiger für echt halten wird. Auch hatten sich die Fälschungen im Kloster so sehr angehäuft, daß Leo IX. im Jahre 1051 mit eigener Hand viele Documente dort verbrannte.

Die Abtei Benedict's blieb 104 Jahre lang verlassen, bis sie Johannes VII. im Jahr 705 neu bevölkerte. Aber die Sarazenen zerstörten sie um 840, worauf sie unter dem Abt Peter I. gegen die Mitte desselben Jahrhunderts wieder aufgebaut wurde. Noch einmal, durch die Ungarn im Jahre 938, verwüstet, wurde Subiaco endlich unter Benedict VII. im Jahr 981 von Grund aus hergestellt; dieser Papst weihte am 4. December die Klosterkirche unter dem Titel Sanct Benedict und Sancta Scholastica. Seither erfuhr die Abtei keine Beschädigung mehr durch

Feindeshand, sondern durch wirkliche und unbestrittene Schenkungen bereichert, begann sie aufzublühen.

Die Chronisten erzählen übereinstimmend, daß die Feudalmacht der Abtei mit dem 11. Jahrhundert begann, in der Zeit, als überhaupt in allen Ländern das Lehnswesen sich entwickelte. Das Ansehen Subiaco's war so groß geworden, daß mächtige Barone der Campagna Castelle und Besitzungen St. Benedict schenkten; unter andern war es der Marsengraf Rainald, welcher den Mönchen Arsoli, Anticoli und Roviano verlieh, und mehrere Castelle erwarben sie zu ewigem Lehn. Um diese Zeit wurden demnach die Aebte wirkliche Barone. Aber es ist auffallend, daß sie Subiaco selbst, einen Ort, der sich seit ältern Zeiten im Schutz des Klosters gebildet und vergrößert haben mußte, nicht unterjochten. Im Klosterhof der Sta. Scolastica sieht man einen Stein, in die Wand neben der Eingangsthüre der Kirche eingemauert; er enthält eine Inschrift vom Jahr 1052, dem vierten Leo's IX., welche besagt, daß der ehrwürdige Abt Hubertus den Klosterturm zu Ehren Christi, seines Bekenners Benedict und dessen Schwester Scholastica erbaut habe; sie zählt alle Besitzungen des Klosters auf, voran die Grotte Benedict's, die damals noch bestehenden zwei Seen, den Fluß Anio sammt dem Mühlen- und Fischrecht und 24 Castelle im Aniogebiet; Subiaco aber befindet sich nicht unter ihnen. Erst nachdem der Abt Johannes V. im Jahr 1068 die Burg über dem Ort erbaut hatte, mochte, wie ein Geschichtschreiber der Abtei behauptet, Subiaco dem Kloster untertan werden. Diese Burg nebst ihrem Palast erhebt sich noch heute, freilich in verwandelter Ge-

stalt, auf dem pyramidenförmigen Berge, um dessen Abhänge her die heutige Stadt aufgebaut ist.

Johann V., Cardinaldiaconus von Sta. Maria in Dominica zu Rom, ein kräftiger und kriegslustiger Abt, scheint der eigentliche Gründer der weltlichen Herrschaft Subiacos gewesen zu sein. Volle 59 Jahre regierte er wie ein Fürst; er führte glückliche Kriege mit den Baronen der Umgegend, und nachdem er sein Kloster mit Reichtümern erfüllt und über der Grotte Benedict's (dem Sacrum specu) zu seinem bleibenden Denkmal eine Kirche erbaut hatte, starb er im hohen Greisenalter, im Jahr 1121.

Seit dieser Zeit traten die Benedictineräbte als kriegerische Fürsten in der Campagna auf, angesehen und gefürchtet, wie die Orsini und die Colonna, mit denen sie wetteifern durften. Die Vasallen der Abtei, das Landvolk und die Bewohner der hörigen Castelle, seufzten unter einem feudalen Despotismus, der um so schrecklicher war, weil er von Menschen ausgeübt wurde, die, in ihren Leidenschaften durch keine bürgerliche Rücksicht gemildert, oft schonungsloser waren, als weltliche Barone. Sie selbst waren Knechte des Despotismus des Klosters und der wenigstens anfangs unumschränkten Gewalt des Abts, welchen sie wählten; aber sie hielten sich dafür durch die Herrschaft über die Vasallen schadlos, indem sie Zolleinnehmer, Castellane und Richter über Leben und Tod waren. Der Abt sandte in jedes Castell einen Mönch als Castellan, welcher dort die barbarische Justiz ausübte, und erst im Jahr 1232 bestimmte Gregor IX. zur Erleichterung der Vasallen, daß jene Burgvögte, so oft sie Gericht hielten,

einen Rechtsanwalt aus der Bürgerschaft zuziehen sollten. Man nannte ihn nach dem Gebrauch der Zeit buon' uomo, später aber Castellan. Denn endlich wurde den Mönchen die Gerichtsbarkeit entzogen, und während sie Verwalter und Zinseintreiber blieben, oder die Türme bewachten, übte der vom Abt bestellte Burgvogt unabhängig von jenem, doch in seinem Namen, die Justiz aus.

Die Untertanen der Abtei zerfielen in drei Klassen: Freie, welche nicht die Verpflichtung hatten, als Klostersoldaten zu dienen, weil sie keine Güter von den Mönchen zu Lehn trugen; Milites, welche in ihrer Eigenschaft als Lehnsträger des Klosters ihm mit den Waffen dienen mußten; und endlich die leibeigenen Bauern oder Servi. Alle diejenigen Vasallen, die als Milites in einem Castell wohnten, standen unter einem Connetabel. So gebot der Abt über ein kleines Heer dienstpflichtiger Untertanen; er besoldete später auch Banden, wie alle andern Barone, und wenn er ein kriegerischer Herr war, führte er seine Truppen zu Roß, mit Schild und Schwert, selbst in den Kampf. Die beständigen Fehden mit den angrenzenden Bischöfen von Tivoli, von Präneste und Anagni, oder die Streitigkeiten mit den umwohnenden Baronen gaben zu Waffenthaten oft Gelegenheit. Man gab den Aebten selbst in die Gruft das Schwert an die Seite.

Sie gehörten auch hie und da den angesehensten Adelsfamilien der Campagna an, wie unter andern der kampflustige Lando, Neffe Innocenz' III., aus dem berühmten Geschlecht der Conti von Segni. Er starb im Jahr 1244. Indeß schützte weder die eiserne Gewalt, welche diese Aebte ausübten, noch die geregelte Verfassung das Kloster vor

zufälligen Verwirrungen der heillosesten Art. Die Zustände des Papsttums in Rom wiederholten sich im kleinen auch in der Abtei Subiaco's. Die Mönche waren von wilder Parteiwut ergriffen, und der freche Ehrgeiz einzelner unter ihnen spottete aller Gesetze Benedict's. Nach dem Tode des Abts im Jahr 1276 überfiel der Mönch Pelagius mit bewaffneten Anhängern das Kloster, sich hier zum weltlichen Gebieter aufzuwerfen; er verjagte die Mönche, und nachdem er den Schatz geplündert hatte, zog er sich nach Cervara, einem wilden Felsennest oberhalb Subiaco, zurück, wo er sich vier Jahre lang mit den Waffen behauptete, während welcher Zeit die Abtei leer stand. Der Papst hatte jedoch einen neuen Abt gewählt und mit einem Heerhaufen ausgesandt: aber nur nach schwieriger Belagerung gelang es diesem, den Rebellen zu überwältigen.

Die Zustände verschlimmerten sich in der Zeit des avignonischen Exils, sodaß die Abtei viele Jahre hindurch unbesetzt blieb; wenn aber ein Papst aus Avignon einen Abt dort hin schickte, brachte dieser Mönche wie Vasallen durch sein tyrannisches Regiment in Verzweiflung. Bartolomäus aus Monte Casino, im Jahr 1318 zum Abt in Avignon geweiht, führte das ausschweifendste Leben; er hielt sich auf dem Burgpalast einen Harem schöner Mädchen, während die Mönche seinem Beispiele folgten. Das Kloster drohte sich aufzulösen, und nur der Strenge des Franzosen Ademar mochte es seine Erhaltung zu verdanken haben. Dieser kleine Tyrann war Abt um das Jahr 1353. Man mag sich vorstellen, welcher Art der dortige Zustand war, wenn Ademar sich nicht scheute,

eines Tages sieben aufsätzige Mönche an den Beinen aufzuhängen und durch langsames Feuer zu ersticken. Er war erklärter Ghibellin; er schlug einst die Truppen des Bischofs von Tivoli, des Anhängers des Papsts, am Anio vor dem Tore Subiaco's. Noch heute zeigen die Bürger dieses Orts dem Fremden die in einem Bogen gewölbte und mit einem kleinen Turm bewehrte Brücke, die dort über den Anio führt: dieselbe, welche Ademar aus der Beute und durch die Gefangenen Tivoli's hatte erbauen lassen.

Die Verwirrung stieg aufs höchste. Ein Abt nach dem andern wurde zur Abdankung gezwungen, und da keine Erlasse der römischen Curie noch wiederholte Reformen fruchteten, beschloß Urban VI. dem Unwesen durch einen Gewaltstreich ein Ende zu machen. Durch seine Bulle vom Jahr 1386 entzog er den Mönchen in Subiaco das alte Recht, den Abt zu wählen. Sie hatten seit dem Bestehen des Klosters der Reihe nach schon 57 Aebte gewählt, stolz auf die Privilegien ihres kleinen Wahlreichs, welches an ehrwürdigem Alter die Königreiche der Welt übertraf. Sie beugten sich murrend dem Machtgebot des Papsts, und seither begann der Glanz dieser Benedictinerabtei mehr und mehr zu schwinden.

Nun wählten die Päpste die Aebte, und man nannte diese so eingesetzten Klosterfürsten Manuales, weil sie aus den Händen des Papsts ihr Amt empfingen. Der erste in dieser Reihe war Tomasco von Celano, ein warmer Anhänger der Partei Urban's, ein Mann von rühmlichen Eigenschaften. Diese Ordnung der Dinge bestand bis zum Jahr 1455, wo die Aebte, noch immer mit der vollen

Lehnsgewalt über ihr Gebiet ausgerüstet, auch dieses Recht verloren.

Man erzählt, daß die fortdauernde Tyrannei, welche sie gegen ihre Hörigen verübten, Veranlassung zu diesem Verlust wurde. Indem ihre Regierung wie ein Fluch auf den armen Untertanen lastete, welche die Kerker anfüllten, und nicht selten in den unterirdischen Brunnen der Burg hinabgestürzt wurden, war die Erbitterung des Volks aufs höchste gestiegen. Ein Zufall gab zum Losbruch das Zeichen. Im November des Jahrs 1454 geschah es, daß 15 junge Leute zwei Mönche auf der Straße verhöhnten und endlich mit Hunden hetzten. Die Klosterbrüder klagten beim Abt: in der Nacht sandte dieser seine Häscher nach den Häusern, wo die Jünglinge, unter ihnen einige aus angesehenen Familien, wohnten, und als die Sonne aufging, erblickte die Bevölkerung alle jene 15 Unglücklichen am Galgen hängen. Der Hügel, wo dies geschah, wird noch heute Colle delle forche genannt. Da erhob sich das Volk in Wut, es stürmte das Kloster, ermordete die Mönche oder stürzte sie aus den Fenstern in die Tiefe, und verwüstete die Abtei. In Folge dieses Vorganges erhob Calixtus III. am 16. Januar 1455 Subiaco zu einer Cardinalscommende; er verordnete, daß ein Cardinal die reiche Pfründe unter dem Titel eines Abts zu verwalten habe. Er verlieh sie dem gelehrten Spanier Juan Torquemada, Cardinal von Sta. Maria in Trastevere, und befahl ihm, die Verfassung der Abtei und aller ihr zugehörigen Castelle zu reformiren. Es wurde hierauf ein neues Statut entworfen, und festgestellt, daß der jedesmalige Abt zuerst vor dem Gemeindekörper

Subiaco's ein gerechtes Regiment zu beschwören habe, worauf ihm dann erst die Untertanen den Eid der Treue leisteten. Denselben ersten Cardinalabt Torquemada und dieses Kloster ziert der schöne Ruhm, das erste außerhalb Deutschland in Italien gedruckte Werk ans Licht gefördert zu haben. Es waren die Buchdrucker Konrad Schweinheym und Arnold Pannartz, welche, ehe sie die römische Druckerei im Palast Massimi einrichteten, in der Abtei Subiaco gastliche Aufnahme fanden. Sie vollendeten daselbst am 30. October 1465 den Druck der Institutionen des Lactantius, und hierauf im Jahr 1467 Augustin's Werk „De civitate Dei". Diese besten Denkmäler der Mönchsherrschaft, zugleich ehrwürdige Monumente unsers deutschen Vaterlandes, bewahrt noch heute die Klosterbibliothek der Sta. Scolastica.

Torquemada starb zu Rom im Jahr 1467. Sein Nachfolger war gleichfalls ein Spanier, Roderich Borgia, nachmals Alexander VI.

Sein Andenken wird nicht durch gelehrte Druckwerke wie das seines Vorgängers gefeiert, aber im Palast der Burg lebt sein Name fort. Er baute dort im Jahr 1476 einen Flügel aus, und setzte darüber den noch bestehenden viereckigen Turm. Den Stier seines Wappens sieht man auf der Außenmauer, und die Inschrift sagt, daß der Cardinal Roderich die Burg Subiaco befestigt habe, den Mönchen und der Abtei zum Schutz und den Grenzen der römischen Kirche zur Sicherheit. Sechszehn Jahre später wurde er auf den päpstlichen Tron erhoben. Er bezahlte die Stimme des Cardinals Johann Colonna im Conclave, indem er ihm die Abtei verlieh, deren Commende

er selbst genossen hatte. Aber die Freundschaft zwischen Alexander VI. und den Colonnesen dauerte nur kurze Zeit: die mächtigste Familie Roms begann die ausschweifenden Pläne der Borgia zu durchkreuzen, welche sich anschickten, mit List und Gewalt, auf Kosten der großen Barone, eine weltliche Herrschaft zusammenzuraffen. Johann mußte nach Sicilien entfliehen; seine Commende wurde ihm entrissen. Während der Dauer des Pontificats Alexander's wurde sie von Luigi de Aspris, einem Palermitaner, verwaltet.

Kaum war jedoch Alexander VI. todt, als dessen Nachfolger Julius II. jenen Colonna wieder in die Abtei einsetzte. Im Jahr 1508 hinterließ dieser sie seinem berühmten Neffen Pompeo. Dieser üppige Cardinal verführte dort, wie erzählt wird, die schöne Marsilia, die Tochter des Attilio Corsi. Mit gezücktem Dolch drang eines Tags der Vater in die Zimmer des Verführers, aber von den Dienern ergriffen, wurde er in das unterirdische Verließ hinabgestürzt. Pompeo hatte sich bereits mit Julius II. überworfen, weil dieser die Abtei Subiaco mit der von Farfa vereinigte. Dies dritte der alten Benedictinerklöster war im 6. Jahrhundert in der sabinischen Landschaft gegründet und dann von den Langobardenherzögen Spoletos, in deren Gebiet es lag, erweitert und ausgestattet worden. Die Verbindung beider Abteien gab seither zu fortdauerndem Streite Grund. Denn eine Partei unter den Mönchen begehrte die Vereinigung mit Monte Casino, welche auch im Jahre 1514 durchgesetzt wurde; die andere, deutsche Partei bestand auf der Verbindung mit Farfa. Farfa führte den Titel einer kaiserlichen Abtei und zählte

viele Deutsche unter den Klosterbrüdern. Sie erhoben daher wiederholte Beschwerde vor dem Kaiser; und mehrmals wurden die Benedictiner von Monte Casino vertrieben, mehrmals durch die Päpste wieder eingesetzt.

Pompeo Colonna, von Julius II. excommunicirt, von Leo X. wieder eingesetzt, trat die Commende seinem Neffen Scipio ab. Die Colonna waren in der lateinischen Campagna mächtig, wo sie aus Städten der Volsker und Herniker sich ein kleines Reich gebildet hatten; sie trachteten darnach, auch Subiaco ihren Besitzungen dauernd einzuverleiben, und indem die Cardinäle dieses Hauses es bei den Päpsten durchsetzten, die Commende an ihre Neffen noch bei Lebzeiten abtreten zu dürfen, konnten sie Subiaco in der unglaublich langen Zeit von 116 Jahren beherrschen. Denn so lange blieb die Abtei in den Händen jener Familie, trotz aller Zerwürfnisse und Kriege mit den Päpsten. Clemens VII. erlitt sogar eine empfindliche Niederlage. Seine Truppen zerstörten im Jahre 1527 die Rocca von Subiaco, aber sie wurden am 28. Juni des folgenden Jahrs unter der Führung des Napoleon Orsini geschlagen. Das Banner des Papsts wurde erobert; es hängt noch heute als Trophäe in der Klosterkirche der Sta. Scolastica, und an demselben Schlachttag feiert noch alljährlich Subiaco eine Procession zum Andenken an den Sieg über einen Papst. So hartnäckig sind hier im Land historische Erinnerungen.

Die Herrschaft der Colonna war ein Baronalregiment von gesetzloser Willkür, wie es Manzoni in seinem Roman auf lombardisch-spanischem Gebiet geschildert hat. Diese

Cardinäle auf der Klosterburg sahen in dem Purpur, den sie trugen, nichts als das Fürstengewand; ihre besoldeten Banditen, schon damals mit dem Namen Bravi bezeichnet, führten ihre Winke getreulich aus und weder Eigentum noch Ehre der Familien waren vor den Söldlingen sicher, die im Hof der Felsenburg lagerten. Während noch die Händel wegen Farfa und Monte Casino lebhaft waren, geschah es sogar, daß in einer Nacht Scacciadiavolo, der gefürchtete Bravo Pompeo's, mit 44 Bewaffneten das Kloster Sta. Scolastica überfiel, es plünderte und alle Mönche herauswarf. Man sagte sich, daß der Cardinal seine Hand mit im Spiel gehabt habe; und wirklich wurde er vom Papst entsetzt, um bald wieder hergestellt zu werden. Die Geschichte jener Zeit ist reich an Gewaltthaten dieser Art, und es gibt in Subiaco Orte genug, welche dunkeln Erinnerungen geweiht sind. Man zeigt noch den Platz unter der Burg, wo mancher Bürger lebendig in die Erde eingegraben wurde. Unter andern Scenen erlebte Subiaco auch jenen schrecklichen Muttermord, welcher die Begnadigung der Familie Cenci verhinderte. Ein Sohn des Hauses Santa Croce aus Rom hatte im Jahre 1599 seine eigene Mutter in Subiaco erwürgt, und auf die Nachricht von dieser Schandthat unterzeichnete der Papst das Todesurteil der Beatrice Cenci, ihrer Stiefmutter, und ihres Bruders.

Unterdeß wanderte die Abtei aus der Hand des einen Colonna in die des andern; die angesehensten Namen dieser Familie sind mit der Geschichte des Klosters verbunden; so Marcantonio Colonna, so Camillo, endlich Ascanio, der letzte Cardinalabt dieses Hauses. Ascanio lebte auf der Burg mit seiner Geliebten Artemisia so ohne Scheu, daß er dieses schöne Weib zu seiner Stellvertreterin in Angelegenheiten der Abtei machte, so oft er nicht anwesend war. Das allgemeine Aergerniß bewirkte, daß den Colonna die Commende entzogen wurde. Denn nach Ascanio's Tode im Jahr 1608 verlieh sie der Papst seinem eigenen Neffen Scipio Caffarelli Borghese, welcher sie bis 1633 behauptete.

Die Colonnesen haben in Subiaco kein gutes Andenken hinterlassen. Der Ort selbst verdankt ihnen wenig, und man zeigt nur die mit ihren Wappen geschmückten Gemächer, welche sie im Burgpalast ausbauten und mit Malereien verzierten.

Nachdem im frühern Mittelalter bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts Colonna und Orsini Herren der römischen Campagna gewesen waren, traten seit dem 17. Jahrhundert die jüngern Nepotenfamilien Borghesi und Barberini an ihre Stelle. Sie erwarben die schönsten Güter in Latium und behaupten sie noch heute. Die Städte dieses Landes weisen noch ihre massiven und weiträumigen Landpaläste auf, an deren Wänden die Porträts aus jener Zeit hängen. Man findet solche oft, und selbst in der kleinen Bergstadt des Hernikerlandes, wo ich diese Blätter schreibe, sitze ich unter Familienporträts alter Cardinäle und stattlicher Damen des 17. Jahrhunderts, und unmittelbar vor dem wolbehäbigen Antlitz Scipio Borghese's. Es erschien das Zeitalter des galanten und sinnlich breiten Absolutismus in der gepuderten Perücke und in seidenen Strümpfen, dessen Charakter weichlich und intrigant, und abstoßend prosaisch war. Die in Erz gepanzerten Barone des

Mittelalters verwandelten sich in gemächliche Prinzen, welche auf den Polstern liegend, die Früchte genossen, die der zitternde Frohnvasall ihnen auf den Felsenpalast trug. Wenn die Cardinäle in Subiaco ihren Einzug hielten, um von der Pfründe Besitz zu nehmen, kamen sie an der Spitze eines kleinen Heers von Söldlingen und gefolgt von einem Troß übermütiger Diener, und sie empfingen am Tor aus den Händen des Magistrats herablassend die Schlüssel der Stadt.

Aus Subiaco wurden die Borghese indeß von den Barberini verdrängt. Urban VIII., Stifter dieses reichen Nepotenhauses, verlieh die Commende seinem Neffen Antonio im Jahr 1633, und seither wußten die Barberini das Beispiel der Colonna mit Glück nachzuahmen; denn 105 Jahre lang blieb die Abtei im Besitz ihrer Familie. Antonio erweiterte sogar die Gewalt des Cardinalabts: er fügte der Baronalgerichtsbarkeit auch die bischöfliche hinzu, welche bisher die angrenzenden Bischöfe von Tivoli, Anagni und Palestrina in den betreffenden Castellen ausgeübt hatten; so war der Commendator von Subiaco Baron und Bischof zugleich, ein Schrecken des armen Landvolks. Die Gesetze waren so schonungslos, daß selbst der Fang einer Wachtel oder eines Fasans mit 10 Jahren Galeere bestraft wurde. Die Regierung der Barberini hinterließ jedoch einiges Gute. Subiaco, durch seine Lage an einem wasserreichen Bergstrom von Natur auf den Betrieb von Fabriken angewiesen, verdankt dem ersten Barberini solche in Papier, Baumwolle und Farbestoffen, die einige hundert Menschen beschäftigen und ernähren, aber nicht zu größerer Cultur sich aufschwingen

können, weil alle Industrie ein Regal der Cardinalscommende geblieben ist.

Während nun die Abtei fortfuhr, eine solche Commende zu sein, hatten die Mönche es nicht vergessen, daß sie einst hier Feudalherren gewesen waren. Sie nahmen den Augenblick des Todes von Francesco Barberini im Jahre 1738 wahr, um ihre Rechte wieder zu erlangen. Sie ernannten aus eigener Macht ihren damaligen Abt zum Vicar. Bernardo ließ sich in die Kirche der Stadt führen, nahm dort vom Gonfaloniere der Bürgerschaft den Eid der Untertanentreue ab, beschwor die Statuten der Gemeinde und wurde dann nach vollzogener Ceremonie der Besitznahme in Procession auf einem Sessel durch Subiaco getragen — eine Nachahmung der Besitznahme und des Umzugs eines neugewählten Papsts. Gleich als wäre er einer der Aebte des 13. Jahrhunderts, erließ er Edicte, setzte Beamte in die Castelle ein, begnadigte, rief Exilirte zurück und führte die Sprache eines Fürsten. Das Edict seines Regierungsantritts beginnt mit diesen pomphaften Titeln: „Wir Don Bernardo Cretoni vom Orden St. Benedict's, Mönch und Profoß des heiligen und kaiserlichen Klosters der Sta. Maria von Farfa und gegenwärtig von Gottes Gnaden Regularabt des heiligen Klosters der Sta. Scolastica, und durch die Gnade des heiligen apostolischen Stuls sowol im Geistlichen wie im Weltlichen Vicegerens für denselben heiligen Stul." Doch der dreiste Abt fand den hartnäckigsten Widerstand an dem Volk, welches die Rückkehr unter die Despotie der Kutte verabscheute, und ein gleiches Hinderniß an der Eifersucht der städtischen Weltgeistlichkeit. Man wandte sich an den

Papst; er gab die Commendatur dem Cardinal Spinoza, dessen Bevollmächtigter endlich Besitz von Subiaco nahm.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war der Haß gegen alle feudale Institutionen überall hoch gestiegen; das gesammte Mönchtum, soweit es mit der bürgerlichen Verfassung der Staaten in Widerspruch gekommen war, sollte seine Wirkung empfinden. In Subiaco hatte man eine Verschwörung gegen die Benedictiner eingeleitet; man sang Spottlieder auf die Mönche, und Vorleser in den Straßen reizten das Volk durch eine Geschichte des Klosters auf, welche in grellen Zügen die Leiden der Bürger unter der Herrschaft der Aebte schilderte. Die Mönche hatten einen Aufstand am 13. Mai 1752 nicht erdrücken können, und riefen deshalb römische Truppen zu Hülfe. Eine Compagnie Corsen rückte in Subiaco ein, mit ihnen kam ein päpstlicher Untersuchungscommissar. Als hierauf die Commission erkannte, worin die Wurzel des Uebels liege, entschloß sich Benedict XIV., die Feudalrechte der Benedictiner aufzuheben. Ein Papst, welcher Benedict's Namen trug, hatte den Mut, ihn zu verleugnen, und indem er eins der ältesten geistlichen Fürstentümer der Welt vernichtete, ging er ihr auf jenem Weg der Reform voran, auf dem ihm dann sein unglücklicher Nachfolger folgte. Er hob am 7. November 1753 die weltliche Jurisdiction des Cardinalabts von Subiaco für immer auf, und ließ ihm nur gewisse Titel oder Einkünfte feudaler Natur, die größtenteils noch heute bestehen und noch drückend genug sind. Das weltliche Fürstentum wurde zum Staat geschlagen und durch einen Gouverneur und Richter verwaltet, welche die Sacra Consulta ernannte. Die Cardinalscommende blieb eine blos geistliche Pfründe; ihr erster Eigentümer in dieser veränderten Stellung war Giovanni Battista Banchieri.

Dies war das Ende der mittelalterlichen Abtei Subiaco, und seither verliert ihre Geschichte den Reiz. Doch tritt unter ihren Cardinalcommendatoren einer glänzend hervor, der im Sinn der neuen Zeit für die Cultur jenes Ländchens wolthätig gewirkt hat. Es war Pius VI. Braschi. Im Jahr 1773 zum Cardinalabt bestellt, blieb er es auch als Papst, und erfüllte Subiaco mit Wolthaten. Außer manchen Bauten, wie der Hauptkirche der Stadt, eines großen Seminars, der Erneuerung des Palasts und anderer Werke, ist sein bester Titel auf die Dankbarkeit jener Gegend die treffliche Fahrstraße längs des Anio nach Tivoli. Er verband durch sie die Abtei mit der Hauptstadt. Die Subiacesen errichteten ihm deshalb einen Triumphbogen nach dem Modell des Bogens des Titus; er ist eine Zierde des Orts, den derselbe Papst zur Stadt erhoben hatte. Pius VI. zog durch diese Ehrenpforte im Mai 1789 in Subiaco ein.

Aber bald darauf warf die französisch-römische Republik das Bestehende nieder; zweimal hob sie sogar das Kloster auf, bis es Pius VII. im Jahr 1814 wiederherstellte. Die Verhältnisse der Abtei sind seitdem geblieben, wie sie seit 1753 geordnet waren; der Cardinalabt ist im Besitz einer der trefflichsten Pfründen der Kirche; die Mönche, nicht mehr Gebieter über Castelle und Vasallen, sind doch Herren von vielen Gütern und Colonen; ihre an Wein und Oel reichen Besitzungen erstrecken sich bis zum Fuß der Volskerberge. Der Reinertrag des jähr-

lichen Zinses, welcher dem Kloster noch heute zufällt, wird auf 8—10,000 Scudi geschätzt. Die Abtei selbst umfaßt gegenwärtig 21,000 und mehr Einwohner, welche 16 Orte und Castelle bewohnen: Subiaco, Trevi, Jenna, Cervara, Camerata, Marano, Agosta, Rocca di Canterano, Canterano, Rocca di Mezzo, Cerreto, Rocca di Santo Stefano, Civitella, Rojate, Afile und Ponza. Unter ihnen sind Trevi und Afile alte römische Colonien.

Man überblickt dieses Land, das obere Berggebiet des Anio, am besten von einer der Höhen des Bergs Serrone, welcher das Aniotal von dem breitern lateinischen Tal des Sacco scheidet. Die Orte der Abtei stehen, mit Ausnahme des am tiefsten gelegenen Subiaco, auf den scharfen Felsenkanten der Gebirge, grau wie das um sie her aufragende Kalkgestein. Ihre bizarre Bauart, ihre Einsamkeit in der romantischen Wildniß, Tracht, Sprache und Sitten der Bewohner machen sie sehr merkwürdig. Aber die Armut dieser Bergbewohner ist erschreckend; ihre Nahrung, oft nur auf das schlechteste Maisbrot beschränkt, ist unsicherer als die der Thiere des Feldes, für welche die Natur reichlicher gesorgt hat. Ich sah nie in Italien ein größeres Elend als in einigen jener Orte. Man muß in die wüsten Steinhütten dieser Bergcolonen dringen, oder sie sehen, wenn sie unter dem melancholischen Gesang ihrer Ritornelle die Erde graben, oder über die Felsen, angestrengter als das Maulthier, ihre Lasten tragen, um sie zu beklagen. In ihren Lumpen und auf den fieberblassen Gesichtern liest man die Geschichte des Feudalismus der Mönche und der Barone deutlicher, als sie der Geschichtschreiber aus Chroniken dürftig zusammenstellen kann.

Erquicklicher als die politische Geschichte des Klosters wird dem Leser eine Schilderung von dessen Merkwürdigkeiten sein, welche den Blick von dem Elend des Volks entfernen und in andere Richtungen hinüberziehen. Denn während der Vasall frohndete und Hunger litt, saß der wolgenährte Mönch in seinem Kloster und schmückte dies mit kunstvollen Gebilden, Denkmälern alter Zeiten, wofür wir ihm manches zu gut halten müssen.

Es gibt zwei Klöster in Subiaco, welche beide unter demselben Abt stehen und eine einzige Körperschaft ausmachen. Das erste führt den Titel der Sta. Scolastica, das zweite ist vorzugsweise Benedict geweiht, und heißt auch „die heilige Grotte" (sacrum specu). Beide liegen außerhalb der Stadt hoch über dem rechten Ufer des Anio, in der Wildniß der Berge. Das Kloster Sta. Scolastica, das man zuerst ersteigt, ist das älteste, eine bizarre und malerische Masse von Gebäuden. Ein viereckiger Turm, vom Abt Humbert im Jahr 1053 errichtet, erhebt sich über denselben. Das Gemisch von römischer und gothischer Stilart in Fenstern und Nischen läßt verschiedene Epochen des Baues erkennen; aber im ganzen gibt es nur noch einige Reste der ältern Zeit, namentlich in den Höfen. Denn das Kloster wurde mehrfach erneuert, und seine heutige Kirche ist ein Bau des vorigen Jahrhunderts. Aus ihm schreibt sich auch die Façade des Convents her, und der zweite oder innere Hof von römischen Bogen und Pfeilern gehört dem 17. Jahrhundert an. Einige moderne Malereien auf Wänden oder Pfeilern im schlechten Zustand und von mittelmäßiger Kunst erinnern an die Geschichte der Abtei; es sind die lebensgroßen Figuren von

Päpsten und Fürsten, die einst das Kloster besucht haben; unter letztern der Kaiser Otto III. und die Kaiserin Agnes. Inschriften enthalten das Register aller Orte, die einst die Abtei besaß.

Von hier tritt man in einen kleinen Zwischenhof, unmittelbar vor dem Eingang in die Kirche. Er ist durch einige Reste gothischer Architektur merkwürdig, namentlich durch einen großen gereiften Bogen aus Stein, welcher mit vielen kleinen Figuren und Schnörkeln verziert ist. Hier fand ich auch das älteste Denkmal, was überhaupt die Sta. Scolastica besitzen mag: ein rohes Marmorrelief aus dem Jahr 981, der Periode der deutschen Ottonen und der tiefsten Barbarei Roms. Es ist ein Viereck von einigen Fuß Breite und Höhe, und enthält folgende im Mittelalter in ähnlicher Weise hie und da angewandte Vorstellung. Auf einem Pflanzenschaft erhebt sich eine Vase; zwei langohrige Thiere sind mit allen vier Füßen von jeder Seite an den Schaft aufgestiegen, aus dem Gefäß zu trinken. Ihr Aussehen ist so rätselhaft, daß ich mir nicht zu entscheiden getraue, ob sie Wolf und Hirsch, oder Fuchs und Hund, oder andere Thiere vorstellen. Auf dem Rücken eines derselben sitzt ein pickender Vogel. Das Ganze umgeben rohe Steinverzierungen. Der Leib eines der Thiere enthält eine Inschrift, welche sagt, daß Benedict VII. die um seine Zeit erbaute Klosterkirche am 4. December 981 geweiht habe:

EDIFICATIO UIUS ECLE SCE SCOLASTICE TEMPORE DOMNI BENEDICTI VII. PP. AB IPSO PPA DEDICATA Q. D. S. AN AB INCARNATIONE DNI CCCCCCCCLXXXI M. DECB. D. IIII. INDICTIONE VIII.

Ueber dem Relief befindet sich eine zweite verstümmelte Inschrift, von der ich den Anfang nicht habe entziffern können. Ihm gegenüber liest man, neben der Kirchenthüre, jene Inschrift aus der Zeit des Papsts Leo IX., von der ich schon gesprochen habe.

Die Kirche selbst (ihr ursprünglicher Bau war von Benedict VII. geweiht worden) hat nichts Altertümliches mehr. Aber zu ihrer rechten Seite tritt man in den eigentlichen Klosterhof, einen viereckigen Raum um einen Brunnen, von jenen kleinen Säulenstellungen und Rundbogen, wie sie mehrere Klöster Roms aufweisen: ein Werk aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, das Denkmal des mächtigen Abts Lando und der berühmten römischen Künstlerfamilie der Cosmaten. Die Hexameter über dem Haupteingang sagen:

Cosmus et Filii Lucas et Jacobus alter
Romani Cives in Marmoris arte periti
Hoc opus explerunt Abbatis Tempore Landi.

Diese würdigen Meister waren jedoch glücklicher in ihren Grabmonumenten und Tabernakeln als in diesem Bau, welcher keineswegs die schönen Verhältnisse des Klosterhofs der Benedictiner in S. Paul bei Rom hat. Die Säulen (je eine gewundene Doppelsäule zwischen zwei einfachen) sind kunstlos und roh, ihre Capitäler schlecht und balkenartig, und weder Musive noch Steingebilde verzieren irgend Bogen und Gesims. Die Kunst scheint sich hier der Campagna anbequemt zu haben.

Und dies sind überhaupt die einzigen oder bedeutendsten Altertümer des Klosters, ein dürftiger Ueberrest so

langer und reicher Vergangenheit, aber durch die häufigen Verwüstungen erklärlich. Die Klostergebäude, im Innern geräumig, mit vielen Corridoren, Zellen, Gemächern und Sälen des verschiedenartigsten Gebrauchs, sind zum Teil neu. Ich betrat mit Verlangen nur das Archiv und die Bibliothek der Benedictiner. Die wolregistrirten Schränke, die jenes anfüllen, bergen reiche Schätze aus dem Mittelalter Latiums. Einige stehen der Benutzung frei, andere sind unzugänglich, und selbst Muratori's Zauberrute vermochte diese Fundgrube nicht zu öffnen. Von hohem Wert ist das Regestum insigne veterum monumentorum Monasterii Scholastici, in Pergament, eine Sammlung von Documenten vom 9. Jahrhundert abwärts. Aeltere Urkunden fehlen. Keine der Chroniken von Subiaco ist dem Druck übergeben, mit Ausnahme jener anonymen, welche nur bis 1390 reicht und von Muratori edirt ist. Man verwehrte ihm den Druck der ausführlicheren Chronik, die ein Deutscher von Trier im Jahr 1629 zusammenschrieb: Chronicon Sublacense P. D. Cherubini Mirtii Trevirensis anno Dni 1629. Die Mönche verstatten die Einsicht in dies Werk. Es ist umfassender als die ältere, ebenfalls ungedruckte Chronik des Wilhelm Capisacchi von Narni aus dem Jahr 1573, aber keineswegs eine ausgezeichnete Arbeit, vielmehr nur Compilation, ohne Urkunden-Apparat. Die Geschichte der Abtei liegt daher noch in jenem Archiv begraben; sie schrieb freilich neuerdings der Kanonikus Janucelli, aber auch dies Werk ist unwissenschaftlicher Art. Mir kam indeß im Orte selbst ein Manuscript vom Jahr 1833 in die Hände, welches eine ziemlich genaue Geschichte der

Abtei enthält. Der Verfasser ist Livius Mariani, ein Bürger von Subiaco, der vor kurzem in Griechenland starb. Er schöpfte aus jenen Chronisten und benutzte einige Documente, und auch dies im liberalen Geist geschriebene Werk von 492 Seiten ist nur in einem einzigen Manuscript vorhanden. Ich verdanke ihm die meisten Nachrichten, die ich oben gegeben habe.

Die Bibliothek ist klein, aber durch jene ältesten deutschen Drucke merkwürdig, von denen ich schon berichtete. Ich nahm die ehrwürdigen, sehr gut und klar gedruckten Folianten mit Freude aus den Händen eines Landsmanns, eines jungen deutschen Benedictiners. Am Schluß des Lactantius steht: Lactantii Firmiani de divinis institutionibus adversus gentes libri septem, nec non ejusdem ad Donatum de ira Dei liber unus, una cum libro de opificio hoīs ad Demetrianum finiunt. Sub anno Dni MCCCCLXV pontificatus Pauli papae. Anno ejus secundo. Indictione XIII. die vero antipenultima mensis Octobris. In venerabili monasterio Sublacensi. Deo gratias — ein schlichter Freudenausruf der trefflichen Buchdrucker, welche aus Bescheidenheit nicht einmal ihre Namen nannten. Er erinnerte mich an den guten alten Spruch, womit Griechen wie Lateiner des Mittelalters die Mühe ihrer Arbeit am Schluß der Manuscripte zu krönen pflegen:

> ὥσπερ ξένοι χαίρουσι πάτριδα βλέπειν,
> οὕτως καὶ οἱ γράφουσι τέλος βιβλίου.

S. Scolastica zählt noch heute gegen 70 Brüder, darunter mehrere Deutsche. Der gegenwärtige Abt Don

Petro Casaretto hat die Ordenszucht strenge reformirt, und man sagte mir, daß die Mönche auf magere Kost gesetzt seien. Indeß habe ich auch in die ansehnliche und hochgewölbte Küche hineingesehen, und ein lieblicher homerischer Fettgeruch, der daselbst verbreitet war, schien mir nicht gerade nach der pythagoräischen Regel Benedict's zu duften, welche die animalische Speise verboten hatte.

Wir steigen jetzt zu dem eigentlichen Heiligtum der Benedictiner empor, jenem kleinern und zweiten Kloster, welches um die Mitte des 11. Jahrhunderts über der Grotte Benedict's erbaut wurde und deshalb il sacro speco genannt wird. Die Mönche von Monte Casino haben im Jahr 1688 die Straße angelegt, die über die Felsen zur Grotte hinaufführt, ein steiler Weg, aber reich an entzückenden Aussichten. Indem man über dem in der Tiefe rauschenden Anio emporklettert, blickt man dort auf das schöne Tal von Subiaco hinunter, hier aber in die große Schlucht des Anio; in der Ferne, wo sich dieselbe zu schließen scheint, sieht man das Felsenstädtchen Jenne, den Geburtsort Alexander's IV. und des Abts Lando aus der Familie der Grafen von Segni. Unmittelbar vor der heiligen Grotte tritt man in einen schwarzen, schattigen Eichenhain, der vielleicht schon den Einsiedler Benedict umfangen hatte, und welcher nun wie ein Götterhain der Alten die Nähe eines Mysteriums verkündigt.

Die kleinen Gebäude und Kirchen, nach und nach über der Grotte errichtet, sind an der schwindelsteilen Felsenwand angeklebt, ein originelles Gemisch verschiedener Stile, und schon von außen hie und da mit Gemälden geziert. Man geht über eine gemauerte Brücke, die im Mittelalter als Zugbrücke benutzt werden mochte, und tritt hierauf in eine lange Galerie, welche in das Innere führt. Sie ist mit Bildern der Evangelisten aus jüngerer Zeit geschmückt. Auf einer Wand liest man diese guten Distichen:

> Lumina si quaeris Benedicte quid eligis antra?
> Quaesiti servant luminis antra nihil.
> Sed perge in tenebris radiorum quaerere lucem,
> Nonnisi ab obscura sidera nocte micant.

Darunter: D. O. M. ordinis S. Benedicti Occidentalium Monachorum Patriarchae cunabula.

In Wahrheit, ich glaubte in das geheimnißvolle Wesen jener merkwürdigen Zeiten tief versenkt zu sein, als ich aus der Galerie in die erste Kirche trat und mich plötzlich in einem kleinen Dom mit reizender gothischer Säulenarchitektur befand, und von Wänden und Decke das Gewirr bunter, hie und da schon geschwärzter Fresken herabschimmerte. Unsichtbare Mönche im Chor sangen eben die Vesper; ihre kraftvollen Baßstimmen schallten feierlich und gemessen durch das Dämmerdunkel der Kirche, und die Pausen ihrer Litaneien wurden durch das heisere Gekrächz von Raben ausgefüllt. Denn drei junge Raben ernährt man hier im Klosterhof zum Andenken an S. Benedict; es scheint, daß die Zahl dieser lebendigen Symbole des Ordens nicht überschritten wird.

Eine Beschreibung des Klosters, welches durch seine Gemälde berühmt ist, zu geben, ist schwer. Der kleinen Tempel und Kapellen sind viele und von labyrinthischer Anlage, weil diese sich dem Bau der Felsenhölen anbequemt. Sie sind teils in und aus den Grotten selber

erbaut, deren nacktes Gestein bisweilen sichtbar wird, teils hat man sie an die Felsenwand angelehnt. Man steigt von einer Kirche in die andere auf Stufen hinab und glaubt sich in den wunderlichsten Bergkatakomben zu befinden, welche, mit Farben überladen, von Altarkerzen funkeln. Man sieht keine Decke oder Wandfläche in diesen Krypten, die nicht mit Fresken verziert wäre. Sie stellen das Leben Benedict's dar, beziehen sich auf die Geschichte des Klosters und enthalten Scenen anderer Heiligen oder allegorische Darstellungen.

Die Geschichte des Mönchtums hat im Leben Benedict's ihr Heldenepos aufgestellt, und dies liegt den romanischen Rittersagen parallel. Nicht schrecklich wie die Legenden der Märtyrer des mit dem Heidentum kämpfenden Christentums, sondern von einer milden Phantasie durchdrungen, durch Zeit und classische Lokale bedeutend und anziehend, entfaltet es einen Reichtum von angenehmen Bildern. Ich finde sogar, daß die Wunder Benedict's mehr Poesie haben, als die meisten andern Thaten der Heiligen. Die Liebe zwischen Bruder und Schwester mildert den Egoismus eines weltabgeschiedenen Einsiedlerlebens; sie stellt sich schön in Benedict und Scolastica dar, und ihre Abenteuer, Einsamkeit, Wanderung über die Berge, Zerstörung alter Heidentempel, der Bau von Klöstern bieten einen reichen Wechsel dar. An den Meister schließen sich edle Jünger, vor allen Placidus, der Apostel Siciliens, und Maurus, der Apostel Frankreichs; sie leiten die Phantasie aus der engen Anachoretenwildniß in eine bedeutende geschichtliche Ferne. Das Leben Benedict's eignete sich daher wol zu malerischer Behandlung; und

so hat diese große Romanze des Mönchtums (sie wirkte wol auf die Dichtungen vom Graal und vom Titurel ein) in Subiaco ihre classische Darstellung gefunden.

Ganz Latium hat nichts aufzuweisen, was jenen Gemälden gleichkäme, außer, in gewissem Betracht, die Malereien in der Krypte des Doms zu Anagni. Für die Geschichte der Kunst ist ihr Studium von Nutzen, weil diese Fresken verschiedenen Stilen angehören, dem strengen Byzantinismus, der Zeit Cimabue's und Giotto's, und dem 15. wie dem 16. Jahrhundert. Ich werde nur Einzelnes herausheben.

Die erste kleine Kirche, nach einer dortigen Inschrift vom Abt Johann V. um 1116 ausgebaut, wurde von Johannes VI. um das Jahr 1220 mit Fresken geschmückt. Sie bedecken im eigentlichen Sinn des Worts die Wände. Obwol sie hart und in der Zeichnung ungeschickt sind, zeigen sie doch ein auffallend frisches Leben naiver epischer Volkskraft des Chronikenstils in der Malerei, wenn man diesen Ausdruck gestatten will. Zur Rechten und Linken stellen sie viele Scenen aus dem Leben Christi dar, darunter seinen Einzug in Jerusalem, ein Gemälde von figurenreicher Composition, ferner seine Leiden und die Begebenheiten nach seinem Tod. Sie sind zum Teil gänzlich geschwärzt, doch glücklicherweise durch Erneuerung viel weniger verdorben als die Gemälde, welche sich auf Benedict beziehen. Unter diesen stellt ihn eins vor, wie er sich in Dornen wälzt, die lockende Erscheinung eines schönen Weibes zu verscheuchen, und in einem andern sieht man ihn in der Grotte die Regel

seines Ordens schreiben, und liest dabei dies alte leoninische Tetrastichon:

Hic mons est pinguis, multis claruit signis,
A Domino missus sanctus fuit Benedictus,
Mansit in cripta, fuit hic nova Regula scripta.
Quisquis amas Christum talem sortire Magistrum.

Eine kleine Tribüne, die durch das nackte Gewölbe des Felsens gebildet wird, schließt diese Vorkirche; vor ihr stehen, am Ende des Kirchenschiffes, drei Spitzbogen auf den zierlichsten Säulen, gleichsam den Triumphbogen bildend, dessen Lunette die Bildnisse der Aeltern Benedict's, des Probus und der Abundantia, zieren. Dahinter ein kleiner Altar sammt Tabernakel, die einzige sogenannte alexandrinische Arbeit, die ich im Kloster fand, wo das Musiv, im Widerspruch zu jener Zeit, von der Frescomalerei völlig verdrängt worden ist.

Eine Reihe sehr kleiner Kapellen führt in das tiefer gelegene Innere; sie bilden einen kurzen und schmalen Gang, gleichsam das Querschiff der Kirche. Auch hier sind alle Wände mit Gemälden bedeckt; aber leider hat man sie vor kurzem so schonungslos restaurirt, daß sie ganz grell und bunt heraustreten. Es sind Einzelbilder oder kleinere Compositionen. Man sieht Benedict mit seiner Schwester speisen, den Tod dieser Heiligen, den Tod des Placidus und des Maurus. Auch findet man dort einen antiken Kindersarkophag, welchen anmutige Reliefs von Vögeln umgeben, über einer kleinen Säule als Wasserbecken aufgestellt.

Eine Treppe führt in die besonders merkwürdige

Unter- oder Mittelkirche. Auch hier sind alle Wände mit Gemälden bedeckt, und einige Inschriften haben uns sowol Zeit als Namen der Maler aufbewahrt. Man liest in gothischen Charakteren: Magister Conxolus pinxit hoc opus; anderswo: Stamatico Greco Pictor perfecit A. D. MCCCCLXXXIX. Conxolus malte am Anfang des 13. Jahrhunderts, also noch vor Cimabue, und ehe sich die italienische Malerei von dem typischen Charakter des byzantinischen Stils lossagte. Vielleicht war er derselbe Maler, welcher die Vorhalle in S. Lorenzo vor Rom unter Honorius III. mit Wandgemälden schmückte; denn beide Arbeiten, sowol in Subiaco als in Rom, gehören derselben Zeit und Art an. Die Gemälde des Conxolus, und wol rühren die meisten Fresken in jenem Kloster von ihm her, haben noch die griechische Manier, aber keineswegs in ihrer ganzen Strenge und steifen Magerkeit. Man findet unter ihnen ganz vortreffliche Gestalten von edlen Formen und einer Einfachheit der Gewänder, die ans Antike streift. Jedenfalls ist dieser alte Meister, dessen Name (von κομψός?) einen Griechen zu verraten scheint, von Bedeutung, und vielleicht malte er, wie die Cosmaten, seine Namensverwandten (κοσμήτης) und Zeitgenossen meißelten, in Rom, in Subiaco und in der Krypta des Doms zu Anagni.

Es gibt in jener Unterkirche Gemälde der verschiedensten Vorstellung; die meisten aber beziehen sich auf die Geschichte des Klosters. Unter der Treppe sieht man Innocenz den III. dem Abt Johann VI. ein Diplom überreichen; und Gregor I., welcher dem Abt Honoratus die Schenkungsurkunde einhändigt. Auf das Leben Benedict's

beziehen sich mehrere: eins, welches ihn mit seiner Amme darstellt, ist durch die anmutige Gestalt des Weibes und die sehr gute Gewandung besonders ausgezeichnet. Ein anderes stellt seinen Tod höchst originell vor: der Heilige liegt in schwarzer Kutte auf dem Lager: aus seinem Munde führt ein Lichtstral auf die kleine und nackte Puppengestalt seiner Seele, welche ein geflügelter Engel bereits in den Händen trägt. Der Engel ist von gutem Ausdruck, mit streng griechischem Profil und den mandelförmig geschlitzten Augen. Die sanfte Neigung der Häupter, schon lange vor Giotto ein charakteristischer Ausdruck des Graziösen, erinnert lebhaft an die besten Katakombengemälde. Dies merkwürdige Bild von brauner Mittelfarbe ist glücklicherweise nicht übermalt worden. Ihm ähnlich an kindlicher Einfalt sind noch mehrere andere Gemälde, die ich übergehen muß. Nicht alle sind von demselben Meister, es finden sich auch einige, die ohne Zweifel schon dem 11. Jahrhundert angehören, da sie den schlechtesten Byzantinismus der Formen festhalten; so die kolossalen Deckengemälde, Apostel und Heilige vorstellend, welche zu den Fresken auf den Wänden in grellem Widerspruch stehen. Sie sind obenein auf das ungeschickteste angefrischt worden.

In derselben Mittelkirche befindet sich auch die Grotte Benedict's. Sie erinnerte mich lebhaft an die berühmte Grotte der heiligen Rosalia auf dem Berg Pellegrino bei Palermo. Denn hinter einem reichgeschmückten Altar sieht man die marmorne Figur des jungen Benedict im Gebet vor dem Kreuze knien; sie ist ein nicht schlechtes Werk aus der Schule Bernini's und obenein wird ihre

Wirkung durch das Halbdunkel der Höle erhöht. Freilich hat hier alles einen spielenden Charakter; die Kleinheit und Zierlichkeit dieser flimmernd bunten Kirchlein, Kapellen und Grotten gleicht einem Phantasiespiel, wie ich es in ähnlicher Weise auf dem Gebiet religiösen Vorstellens nicht wieder gefunden habe. Es ist ein illustrirtes Bilderbuch von Legendenpoesien, welche unblutig und schmerzlos, aber phantastisch sind, wie das Leben frommer Anachoreten in der Wildniß und unter den Vögeln des Feldes. Die Religion tritt hier als Märchen auf, und bringt nur eine dem entsprechende Stimmung hervor. Dies ist entschieden der Charakter jenes Klosters, insofern höchst merkwürdig und vielleicht einzig in seiner Art. Nirgends wird hier der Geist zum Ernst gestimmt; nicht einmal in jener heiligen Grotte kann selbst das gläubigste Gemüt des Katholiken von Ehrfurcht durchdrungen werden. Die Künstler, welche diese etwa durch einige schwermütige Gemälde erregen wollten, wurden um die feierliche Wirkung sofort betrogen, und die reizende Spielerei des Ganzen um sie her scheint ihre Phantasie selbst geneckt zu haben.

Dies merkte ich an zwei Frescobildern, welche sich dort an den engen Wänden gegenüberstehen, wo neben jener Grotte eine Treppe in die unterste Kapelle hinabführt. Sie stellen den Triumph des Todes nach den bekannten Canzonen des Petrarca dar: der auf einem Pferde reitende Tod sprengt über Leichen fort und erschlägt mit dem Schwert einen Jüngling, der sich mit seinem Gefährten unterredet. Gegenüber drei offene Särge; in dem ersten liegt ein ebenverstorbenes junges Weib; in

dem andern erblickt man ihre Leiche in ekelhafter Verwesung; in dem dritten endlich ist sie als Skelett dargestellt. Ein Greis deutet auf diese Stufen des Nichts, indem er drei schöne Jünglinge zu belehren scheint, welche, in vornehmer Tracht und Falken auf den Händen, mit trauervollem Ernste dastehen. Der Meister dieses merkwürdigen Gemäldes (es hat leider sehr gelitten) ist nicht bekannt; es scheint, daß er der Zeit Ghirlandajo's angehört. Von derselben Hand mag der bethlemische Kindermord über eben derselben Treppe herrühren. Die Handlung ist auf das einfachste und schönste so entwickelt: eine Gruppe von Müttern, ihre Säuglinge in den Armen, ängstlich und liebevoll sie an die Brust drückend; es bewegen sich gegen sie Krieger, lebhaft mit gezücktem Schwert. Ich habe diese greuelvolle Scene, einen Lieblingsgegenstand der Malerei aller Epochen, nie so fein und mit so künstlerischem, ja dramatischem Gefühl behandelt gefunden; und man lobe den Verstand des Künstlers in Erinnerung an die schonungslose Metzgerscene des Kindermords, wie sie auf den Tapeten im Vatican abgebildet ist. Der Maler in Subiaco wußte, daß er nur dann rühren konnte, wenn er das Unmenschliche ahnen oder fürchten ließ. Die Ausführung des Bildes ist sehr im kleinen.

Ich fand noch einige andere originelle Vorstellungen, besonders zwei Figuren des S. Stephan und Laurentius. Der erste Heilige wird gesteinigt; wunderlicherweise hat der Maler oder ein späterer Restaurator wirkliche Steine in das Gemälde eingefügt, und er scheint in solchen Eifer geraten zu sein, daß er sich selbst den Nimbus des Heiligen materiell vorstellte, indem er ihn durch einen derben Steinwurf zerschlug. Laurentius ist eine anmutige Jünglingsgestalt; mit seiner reichen Diakonengewandung bekleidet hält er die Palme in der Rechten, das Buch in der Linken, und er steht aufrecht auf dem Rost.

Ich füge noch hinzu, daß man aus der ebenbeschriebenen Kapelle in die letzte, sehr kleine Grotte hinabsteigt. Man sagt, Benedict habe daselbst seine Schüler in der Schrift unterwiesen. Ihre Wände sind mit Stuck bekleidet und zeigen noch Reste sehr alter Malerei.

Dies sind die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten jenes Klosters. Doch wollen wir nicht vergessen, uns auch den obern Hof anzusehen. Denn von hier hat man den besten Anblick der gigantischen Felswand, unter welcher alle diese Heiligtümer aufgebaut sind. Sie fällt lotrecht herab, ja sie scheint über das Kloster herstürzen zu wollen; es steht aber glücklicherweise im Hof die Figur des Heiligen, welche die Rechte abwehrend gegen diesen Fels ausstreckt und die Worte ausruft: Ferma, o rupe, non danneggiare i figli miei! Stehe still, o Fels, beschädige meine Kinder nicht! Als ich in diesen Hof trat, fand ich zu Füßen der Figur sämmtliche drei Raben sitzen und kläglich krächzen. Diese unheimlichen Vögel mit ihren Baßstimmen und ihren schwarzen Benedictinerkutten erschienen mir als passende Attribute des Heiligen, wie in der Mythologie der Alten andere Vögel andern Göttern beigesellt sind. Die Raben spielen mehrfach eine Rolle in der Geschichte Benedict's; ich habe schon gesagt, daß sie ihn auf seiner Wanderung von Subiaco nach Monte Casino begleiteten, und der Leser mag wissen, daß sie ihm zuvor das Leben retteten. Denn als der Feind Bene-

dict's ihm einst einen vergifteten Kuchen schickte, trugen sie diesen in die Felsenwüste fort. Es schien mir überhaupt der Bergrabe ein wahrer Mönchsvogel zu sein, und jedenfalls ist er ein besseres Attribut als der Hund mit der Fackel im Maul, welchen sich die Dominicaner zum Symbol erwählt haben.

Ich wurde noch an einer andern Stelle an das Altertum oder vielmehr an einen berühmten Namen erinnert. Es gibt nämlich am Kloster ein Felsengärtchen, welches voll von Rosen ist. Ehedem waren sie Dornen, und ebendieselben, in welchen sich Benedict nackten Leibes wälzte. Als im Jahr 1223 der berühmte Gründer des Franciscanerordens Subiaco besuchte, pfropfte er jenen Dornen Rosen ein, und deren Nachkommen stehen noch heute in üppiger Blüte. Man entdeckte mit der Zeit an diesen Rosen Wunderkräfte. Ein Mönch sagte mir ernsthaft, daß sie, zu Pulver gerieben und verschluckt, jede Heilung von Krankheit oder Zauberei bewirkten. Ob sie auch die köstliche Eigenschaft der Rosen des Apulejus besitzen, sagte mir der treffliche Mönch nicht, und es war auch sonst nicht wahrzunehmen.

Aus der Campagna von Rom.

1858.

Das Land, welches mit dem Namen Campagna von Rom bezeichnet wird, hat einen engern oder weitern Begriff, je nachdem man es geographisch beschränkt oder ausdehnt. Zunächst nennt man Campagna jene öde und großartige Landschaft, welche sich rings um die Mauern Roms verbreitet, und vom Tiber und Anio durchflossen wird. Man dürfte ihren Umkreis durch folgende bekannte Punkte obenhin bezeichnen: Civitavecchia, Tolfa, Ronciglione, der Soracte, Tivoli, Palestrina, Albano, Ostia. Im weitern Sinn dehnt sich die Campagna bis gegen das Königreich Neapel und seine Grenze aus, den Liris oder Garigliano, von welchem Fluß weiter bis zum Sarnus, der sich bei Pompeji in das Meer ergießt, jene andere Campania gerechnet wurde, heute die schöne Provinz Campanien mit der Hauptstadt Capua.

Die Campagna von Rom ist also nichts anders als das Land Latium, welches durch den Tiber von Tuscien geschieden wurde. Seit Constantin dem Großen kam der Begriff Latium außer Gebrauch, indem sich der Name Campania dafür an die Stelle setzte, und dieser bezeichnete im Mittelalter einen großen Teil des sogenannten Ducatus Romanus.

Dies Land wird seit mittelalterlichen Zeiten in zwei Hälften geteilt, die Campagna, welche das Innere, und die Maritima, welche die Strecke längs des Meeres bis Terracina begreift. Von Natur sondert es sich durch Gebirge und Ebenen in bestimmte Gliederungen. Es sind darin drei Ebenen zu unterscheiden: die eigentliche Campagna der Stadt, welche Tiber und Anio durchziehen, die Sabiner und Albaner Gebirge, die Berge von Ronciglione und das Meer begränzen; ferner die große Ebene zwischen den Albaner- und Volskerbergen auf der einen, dem Meer auf der andern Seite, worin die pontinischen Sümpfe sich befinden; endlich tritt die innerste dieser Campagna-Ebenen hervor. Sie ist das Tal des Sacco, der zwischen den Bergen der Volsker und der Aequer und Herniker fließt, und nach kurzem Lauf bei Isoletta unterhalb Ceprano in den Liris mündet.

Aus diesem herrlichen Latium will ich meinen Freunden erzählen, von denen manche, wenn sie, statt die Straße über Terracina nach Neapel zu wählen, den Weg über Frosinone und San Germano gemacht haben, der Schönheiten dieses Sacco-Tals und der dasselbe einschließenden Gebirge sich erinnern werden. Zwei Städte will ich auswählen, um die Schilderungen daran zu knüpfen: Genazzano, einen berühmten Wallfahrtsort am Eingang des Tals, und Anagni, die alte Residenz mancher Päpste im Mittelalter. Ich verlebte viele friedliche Wochen in Genazzano, und benutzte diese Zeit, die lateinische Campagna kennen zu lernen, und ihre Städte und Gegenden für die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter mir deutlich zu machen. Ich befand mich also in einem Mittelpunkt dieser Geschichte, im Erbland jener großen Familie Colonna, welche darin so bedeutend aufgetreten ist, und wie schon gesagt, in einer der Residenzen alter Päpste, von denen es genügt, den Namen Bonifacius' VIII. zu nennen, um für das Local sofort ein lebhafteres Gefühl zu erwecken. Aber es fürchte der Leser nicht, daß ich ihn mit allzuviel Namen oder Untersuchungen belästigen werde. Freilich verdienten jene Gegenden einmal eine genauere und angenehmer zu lesende Darstellung als wir sie von Gell oder von Nibby haben; und sie würden jede Mühe reichlich belohnen, wenn man die Streifzüge bis Anticoli, bis Alatri und Veroli, bis Sora und Arpino, dem Vaterland des Cicero und Marius ausdehnt, und alle jene wilden und schönen Berge und Täler darin begreift, die unter dem Namen des Ciociaren-Landes verstanden werden.

Man fährt von Rom nach Genazzano auf dem labicanischen Wege, aus der Porta Maggiore, von welcher ehedem die alten Straßen Labicana und Pränestina ausgingen. Von ihnen hat sich nur die Labicana behauptet, eine große Straße, die im Altertum unterhalb Anagnium in die Via Latina mündete, und also das Tal des Sacco (Trerus) durchziehend bei Ceprano (dem alten Fregellä) über den Fluß Liris fortging. Wer heutigen Tags aus jenem ehrwürdigen Tor Roms hinausfährt, wird eines neuen Schauspiels genießen; denn dort liegt der provisorische Bahnhof der eben erst eröffneten ersten Eisenbahn Roms oder des Kirchenstaats, welche nach Neapel führt. Seine unansehnlichen Gebäude verstecken sich an den gigantischen Bogen der alten Claudischen Wasserleitung. Es

ist, als scheute sich die modernste Erfindung der Cultur neben diesen riesigen Ruinen des Römertums aufzutreten, welche sie doch selbst an Genie so weit überragt, daß sie ein Plinius und Trajan mit demselben Erstaunen würde betrachtet haben, mit dem heute ein Schafhirt Latium's eine schnaubende Locomotive fortrennen sieht. Wenn man die schönste Eisenbahnstrecke der Welt, jene von Neapel nach Pompeji ausnimmt, so gibt es kaum einen auffallendern Gegensatz der Culturepochen als jenen, welchen die erste Eisenbahn Roms darbietet, wo man den Bahnzug an den moosigen Bogen der Aqua Claudia, und über die melancholische Campagna zwischen alten Römergräbern und einsamen Türmen des Mittelalters dahinjagen sieht.

Drei Millien von Rom entfernt liegt Torre Pignatara, das Grab der Helena, der Mutter Constantin's; sechs Millien weiter die Brücke über den Bach Marrana (Aqua Crabra) und dabei Torre Nuova, Castell und Landgut des Fürsten Borghese, mit majestätischen Pinien, wohin die Archäologen Papinia, die Villa des Attilius Regulus, zu versetzen sich die Freude machen — eine Freude, die wir ihnen nur durch ein Lächeln verkümmern, sonst nicht rauben wollen. Lacus Regillus — ja, dies ist wirklich der Regillische See, und deutlich läßt sich der Geist des Königs Tarquinius sehen, welcher uns selbst diese Wahrheit versichert. Heute ist kein Wasser darin, sondern der vulcanische Krater liegt trocken: eine nicht bedeutende kreisrunde Austiefung, die man il Laghetto, den kleinen See nennt. Es folgt die erste Station, Osteria della Colonna, am sechzehnten Meilenstein, eine einzelne Schenke unterhalb eines vom Albanergebirge abgetrennten Hügels, auf dem sich der heutige Ort Colonna erhebt, im Mittelalter die Wiege der Familie dieses Namens. Station ad Statuas, heute San Cesario, eine einzelne Osterie zwischen Weinbergen, in einem zerrissenen Grunde, welcher wegen seiner althergebrachten Räuberanfälle berüchtigt ist. Denn hier pflegen die Banditen den Diligencen in einem Holweg aufzulauern, oder herauszuspringen (saltar fuora, wie der technische Ausdruck sagt). Bei San Cesario enthüllt sich aus dem Grün der üppigen Weinberge der Ort Zagarolo, ein altes Lehn der Colonna, deren Gebiet wir mit diesem Städtchen betreten haben. Es ist oder soll das alte Pedum sein, dessen Name den Freunden des Horaz aus der vierten Epistel an Albius Tibullus bekannt sein wird:

> Albi, nostrorum sermonum candide judex,
> Quid nunc te dicam facere in regione Pedana?

Von hier erreicht man, immer höher hinaufsteigend, nach wenigen Millien den ziemlich großen Ort Palestrina, das alte berühmte Präneste der Römer, wo sich noch eine Strecke weit das polygonische Pflaster der antiken Straße erhalten hat.

Hier allerdings müssen wir eine Weile Halt machen, weil meine Leser mich tadeln würden, wenn ich sie blos an dem Namen einer so alten und merkwürdigen Stadt vorüberführte. Doch wollen wir kurz sein.

Präneste, dessen Nachfolgerin Palestrina wir als eine graue Masse von Häusern auf dem Abhange eines Kalksteinbergs vor uns liegen sehen, war einst die Gebieterin Latium's, älter als Alba Longa und Rom.

Davon geben noch heute die cyklopischen Mauern Zeugniß, die sich über der gegenwärtigen Stadt in zwei Linien erhalten haben, und einst die Arx befestigten. Denn diese lag auf dem höchsten Gipfel des pränestischen Berges, in einer von Natur außerordentlich geschützten und kaum einnehmbaren Höhe, wo auch das Castell des Mittelalters seinen Platz nahm. Die Gründung der alten Stadt wird in die Zeit der Fabeln versetzt, und dem König Cäculus zugeschrieben, welchen Virgil (Aeneide VII, 678) mit einer ländlichen Legion auftreten läßt, unter der sich auch die Völker vom Anio, vom Hernikerland und vom „reichen" Anagni befinden.

Präneste beherrschte die Campagna Latium's weit und breit, bis sie den Römern unterlag. Später wird sie mehrmals in der Geschichte genannt; Pyrrhus eroberte sie, und machte hier vor Rom Halt; noch wichtiger wurde sie zur Zeit des Sulla, als sich der jüngere Marius dort zu behaupten suchte. Als Sulla nach schwieriger Belagerung Präneste eingenommen hatte, ließ er alle männliche Bewohnerschaft niedermetzeln, verpflanzte an ihre Stelle seine Veteranen, und vergrößerte den Tempel der Fortuna, eins der berühmtesten Heiligtümer Latium's, mit solcher Pracht, daß er einen Raum einnahm, der dem Umfang der heutigen Stadt gleichkommen mochte; denn diese ist auf den Fundamenten jenes sullanischen Tempels aufgebaut. Augustus führte neue Colonisten nach Präneste, und er, wie sein Nachfolger Tiberius, wohnten in ihrer kaiserlichen Villa auf dem Gebiet der Stadt gern und oft, weil die Lüfte hier rein und heilsam sind. Die Villa Claudia war noch in den Zeiten

der spätern Kaiser ein beliebter Sommersitz, wie auch die Stadt sich im blühenden Zustande lange erhielt, bis sie in der barbarischen Zeit verfiel, und endlich ihren Namen in Palestrina änderte.

Es gibt eine Schenkung vom Jahre 970, worin eben dieses Palestrina vom Papst Johann XIII. an die Senatorin Stefania als Lehen gegeben wird. Deren Enkelin Emilia (Imilia nobilissima comitissa) vermälte sich um 1050 mit dem Besitzer von Colonna, und vielleicht war ihr Sohn Pietro de Colonna, mit dem die Herrschaft der Colonnesen auch in Palestrina beginnen mochte. Wenigstens ist so viel unbestritten, daß diese Familie mit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts in jenem Gebiet mächtig wurde, und ihre Besitzungen von den lateinischen Bergen bis zum Volskergebirge und zu den Bergen der Aequer und Herniker ausdehnte. Was Palestrina betrifft, so nahm im Jahre 1298 Bonifacius VIII., der erbitterte Feind der Colonna, ihnen diese Hauptstadt mit Gewalt, oder die darin eingeschlossenen Cardinäle jener Familie, Jacopo und Pietro, übergaben sie ihm, ohne den letzten Sturm abzuwarten, worauf der wütende Papst die Mauern und die Häuser der Stadt, mit einziger Ausnahme der Kathedrale des Sanct Agapitus, niederreißen, über die Trümmer Salz streuen und den Pflug führen ließ. Doch stellte sich Palestrina wieder her, um dann zum zweitenmal zerstört zu werden. Das geschah im Jahre 1436, als der Patriarch Vitelleschi, im Krieg mit den Colonnesen, die unglückliche Stadt eroberte und auf den Boden warf, ohne die Kathedrale von diesem Schicksal auszunehmen. Zwei

Jahre später wurde auch die Burg auf dem Gipfel des Bergs niedergerissen.

Ich erwähne nicht späterer Plünderungen Palestrinas. Die Stadt, wie sie heute besteht, reicht nicht über die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hinauf. Die Colonnesen fuhren fort sie als ihren Hauptsitz, neben Pagliano, zu beherrschen, ja sie erlangten sogar im Jahre 1571 von Pius V. den Fürstentitel für Palestrina, verkauften die Stadt aber im Jahre 1630, Schulden halber, an Carlo Barberini, den Bruder Urban's VIII., für die Summe von 775,000 römischen Scudi. Der letzte Colonna von Palestrina war Francesco, der im Jahre 1636 starb.

Der heutige Ort ist terrassenförmig auf der Senkung des Bergs errichtet, von düsterm Ansehen, bis auf die Hauptstraße, welche mehrere palastähnliche Häuser besitzt. Seine Höhe nimmt der heutige Palast Barberini ein, ein großer, doch nun gänzlich wüst stehender Prachtbau des siebenzehnten Jahrhunderts, und im Halbcirkel errichtet, so daß er an den Plan des alten sullanischen Fortunatempels erinnern sollte. In diesem Baronalpalast gibt es bei so viel geräumigen Sälen, Zimmern und Logen heute nichts was des Betrachtens wert wäre, als das große Mosaik, welches, als würdiges Seitenstück zur pompejanischen sogenannten Alexanderschlacht, in einem Saal aufbewahrt wird. Es stellt Scenerien Aegypten's im ländlichen Genre und auf den Cultus bezüglich dar, in trefflicher Behandlung, sowol was die Gruppen von Priestern und Priesterinnen, von Opfernden, Kriegern, Fischern, Hirten und Jägern, als was die Darstellung von Tempeln und Landhäusern, oder Thieren betrifft. Die Zeit seiner Ausführung mag jene des Sulla sein, auf welchen man das Mosaik hat beziehen wollen, oder die spätere eines römischen Kaisers. Man fand dieses seltene Kunstwerk im Jahre 1638 in den Trümmern des Tempels der Fortuna, wo es eine Nische ausgeschmückt zu haben scheint. Die Familie Barberini hatte es in ihren Palast nach Rom gebracht, dann aber nach Palestrina zurückführen lassen, um den dringenden Bitten der Stadt zu willfahren, die sich ihres besten Kleinods würde beraubt gesehen haben.

Was den Palast in Palestrina noch mehr auszeichnet, als dieses Altertum, ist seine unvergleichliche Lage auf der Höhe, wo eine immer bewegte, frische und balsamische Luft weht, und der Bewohner aus dem Fenster eine Aussicht genießt, deren Schönheit sich nicht sagen läßt. Hier liegt vor dem Blick der größte Teil von Latium auf der einen, und von Tuscien oder dem Patrimonium des Sanct Peter auf der andern Seite ausgebreitet, eine große und classische Ebene, aus der sich die Berge der Lateiner und Volsker erheben, zwischen sich ein weites Gefilde öffnend, bis zu dem in der Ferne stralenden Meer. Dort taucht die Weltstadt Rom aus blauen Dünsten auf; dort ragt einzeln der Soracte; neben ihm ziehen die gewaltigen Ketten der Apenninen, weiter die Massen des Sabinergebirgs in das Land hinein; links zu den Füßen das tiefe, schöne Tal des Sacco, über dem die flimmernden Berge von Montefortino und Segni emporstralen; weiter die Höhen der Serra, und die luftigen Häupter aller jener Gebirge, die vielgestaltig

über Anagni und Ferentino in der sonnigen Bläue sich verlieren. Man denke sich diese Ebenen und Hügel bedeckt mit Städten und Oertern, von denen die meisten an Erinnerungen reich sind, und bald die Vorgeschichte Roms, bald die Kaiserzeit, oder das Mittelalter ins Gedächtniß rufen, und man denke sich Umbrien, die Sabina, Latium, das Aequerland, das Hernikerland, Etrurien, die Volsker, die Albanerberge, und das Meer in einem einzigen Panorama zusammengefaßt, so mag man sich die Größe dieses Anblicks vorstellen. Wenn die Colonna im Mittelalter aus den Fenstern des alten Palasts oder Castells blickten, durften sie, indem sie ihre Besitzungen überschauten, sich als die reichsten und mächtigsten Fürsten Latiums empfinden.

Bei dieser erhabenen Landschaft, diesem azurnen Himmel und seinen klaren Lüften, mag man sich gern erinnern, daß Palestrina der Geburtsort eines der größten Genien der Musik gewesen ist.

Noch weiter wird der Horizont, steigt man über dem Palast zur uralten Burg empor. Sie krönt den pränestischen Berggipfel; man erreicht sie auf steilem Pfade über dem nackten grauen Kalkgestein mühsam, in einer kleinen Stunde. Es war ein heißer Augustmittag, als ich die luftige Höhe erklomm, und obwol die Sonne heftig brannte, fühlte ich mich dennoch frisch und wol. Auf diesem Gipfel hat sich ein kleiner Ort, San Pietro, angesiedelt, schon seit alten Zeiten, da schon im sechsten Jahrhundert hier ein Kloster erwähnt wird. Ihm zur Seite erheben sich die schönen Trümmer der mittelalterlichen Burg, von der noch Mauern und zersplitterte

Türme aufrecht stehen, fast erstickt von der Fülle des wilden Ginsters, und übersponnen von üppig wucherndem Epheu. Bonifacius VIII. hatte dies Castrum Montis Penestrini, die alte Burg der Colonnesen und das Centrum ihrer Campagna-Herrschaft, niederreißen lassen. Wir lesen noch die Beschwerde der Colonna vom Jahre 1304, wo sie klagen: „auch das Castell des penestrinischen Bergs hat er gänzlich zerstört; darin war eine herrliche Burg (Rocca nobilissima), und waren schöne Paläste, und sehr alte Mauern saracenischer Art (Saracenico opere), und aus prächtigen Steinen gebaut wie die Stadtmauern, und ferner war darin eine sehr ansehnliche Kirche des Sanct Petrus, einstmals ein Kloster; all dies hat er mit allen übrigen Palästen und Häusern, deren es im Castrum etwa 200 gab, ganz und gar vernichtet.“ Indeß der berühmte Stephan Colonna stellte Stadt und Rocca wieder her, und noch heute liest man auf den Trümmern der Burg über dem Tor und unter dem colonnischen Wappen diese Inschrift:

MAGNIFICVS DN̄S STEFAN̄ DE COLVMNA REDIFICAVIT CIVITATEM PENESTRE CV̄ MONTE ET ARCE ANNO 1332.

Die Burg Präneste ist eine der ältesten historischen Stellen Latium's, der Sitz des fabelhaften Cäculus, dessen Name wie eine Umbildung jenes sagenhaften Königs Cocalus von Agrigent erscheint, der aus der Mythe des Dädalus bekannt ist. Der Blick von hier in die ziemlich nahen sabinischen Berge, welche sich als eine mächtige Wildniß darstellen, ist groß und hinreißend.

Ich halte meine Leser nicht damit auf, sie noch in die Ruinen Präneste's zu führen, die unterhalb der heutigen Stadt in den Weinbergen überall, als Labyrinte von Gewölben und Kammern, zu Tage kommen, und noch eine reiche Ausbeute von Altertümern versprechen; denn solche Untersuchungen sind ermüdend, und in der Regel nicht fruchtbar.

Palestrina hat übrigens zwei namhafte Geschichtschreiber, den Cecconi und den Petrini, dessen Memorie Prenestine für die Geschichte des römischen Mittelalters und der Campagna von großem Wert sind.

Gleich unterhalb der Stadt führt der Weg durch eine schöne Bergschlucht im herrlichsten Grün von Castanienbäumen fort: es ist das Bett eines Bachs, zu beiden Seiten von Bergwänden eingeschlossen, welche dem Blick keine Freiheit geben. Endlich öffnet es sich auf eine große und malerische Brücke, die über einen der Quellflüsse des Sacco führt, und vor uns liegt auf schwarzen Tufwänden der finstere Ort Cave auf hohem Hügel, welchen rings Weinberge und Gärten umkränzen, und wo das Auge frei über die Volskerberge und die Sacco-Ebene streifen kann.

Auf dem Markt in Cave steht eine Säule als Wahr- und Wappenzeichen der Familie Colonna, deren altes Feudum der Ort ist. Das Volk redet hier einen Dialekt, welcher der mittelalterlichen Sprache der Chroniken, dem Romanesco, ja selbst dem Calabrischen sehr nahe kommt, weil er die Vocale in Diphthonge aufzulösen liebt. Statt si sagt man dort sei, oder auch mit dem bekannten Anhängsel des gemeinen Mannes: seine; statt

signor, signaure; statt muratore, murataure; statt Roma, Rauma. Dagegen findet man in Palestrina manchen Anklang an das Lateinische; so sagte dort mein wackerer Winzer Agapito, wenn er mich in seinen Weinberg einlud: venite in vigna mea (und nicht mia), worüber die Winzer in Genazzano, als über eine falsche Aussprache, den Palestrinesen gern zum besten hatten.

Noch haben wir drei Millien bis Genazzano auf der herrlichsten Hochebene am Berg von Cave entlang zu gehen, und immer den Blick in das entzückende Tal des Sacco gerichtet, aus welchem vor uns in der Ferne der zweite Hauptsitz der Colonna, Pagliano, mit seinem weißen Castell, und dahinter im blauen Duft des Horizonts das alte Anagni auf einem Hügel hervortreten.

Und nun senkt sich die schöne Fahrstraße plötzlich nieder, und führt uns in ein prachtvolles Gelände von Hügeln und Tälern, die im buntesten Wechsel sich darstellen, ein Bild ländlichen Glücks; hier graue Olivenhaine, dort schattige Castaniengebüsche, Korn- und Maisfelder, Gemüsegärten, und überall Weinberge, deren Reben mit breiten und dunkeln Ranken sich über die kleinen gegabelten Ulmbäume schlingen. Auf dem langgestreckten Felsenhügel, welcher diese kleine umschlossene Landschaft beherrscht, steht Genazzano, in einer schmalen Linie, schwarz und grau von Aussehen, wie die Tuffelsen, auf denen es gelagert ist. Diese Häuser scheinen in Procession zur Kirche der Santa Maria del buon Consiglio, dem größten Heiligtum der lateinischen Campagna, aufzuklimmen, oder jenem schönen Baronalschloß der Colonna, welches die Spitze des Orts einnimmt, als Vasallen zuzuziehn.

Ein Tor mit Zinnen schließt das Städtchen nach unten zu; sobald man eingetreten ist, fällt der Blick auf ein rohes Frescogemälde an der Wand eines Hauses, worauf man das heilige Bild der „Madonna vom guten Rat" in den Händen der Engel schweben sieht, während Pilger ihm verehrend entgegenziehen. Wüste Straßen führen zu dem Hauptplatz (Piazza imperiale); die Häuser scheinen wenig einladend, wenn nicht der Blick hie und da auf die halbrunden und schwarzen gothischen Fenster dieses oder jenes Gebäudes fiele, welche durch ihre moreske Rosettenarbeit auffallen, und an eine untergegangene Blüte des Mittelalters erinnern.

Wenn man in einem abgelegenen Ort für längere Zeit Wohnung nimmt (ich wohnte in Genazzano erst drei Monate mit den ländlichen Musen, dann kehrte ich noch zweimal in zwei Sommern dahin zurück), so ist die nächste Frage, außer der häuslichen Einrichtung, nach dem Raum für angenehme Bewegung, nach den Spaziergängen und Plätzen, wo es Luft und Schatten zum Ruhen, Lesen und Nachdenken gibt. Da überzeugte ich mich bald, daß Genazzano so recht ein Ort für ländliche Neigungen sein müsse. Im Städtchen kann man nicht spazieren, weil es nicht eben und gar zu klein ist; nirgend kann man dort im Grünen sitzen; aber ringsumher sind schattige Castanienbüsche und Weinberge mit allen Ergötzungen der Einsamkeit. Auch ist gleich eine ebene Straße zum Lustwandeln am Ort. Diese zu erreichen, muß man den Palast Colonna durchschreiten. Durch ihn hindurch kommt man an eine Brücke, welche über einen Abgrund hinwegführt, auf Steinbogen ruhend, die der Römer nicht ganz unwürdig

scheinen. Auf den Palast selbst ist eine Wasserleitung gerichtet, gleichfalls ein Werk jener Familie, doch nun zerfallen, aber außerordentlich malerisch mit ihren zertrümmerten Bogen im Grün des ehemaligen Parks, der nicht minder zerstört ist.

Am Aquäduct geht die Straße für Fußgänger entlang bis zu dem verlassenen Kloster San Pio.

Ich erinnere mich noch mit Lust des ersten Tags, als ich, auf Entdeckung meiner künftigen Spaziergänge ausgehend, diesen Weg weiter fortsetzte. Die Fahrstraße führt hier aufwärts zwischen Weinbergen und Gebüschen fort; aber plötzlich öffnet sich die Landstraße zur rechten Seite, und man blickt über wellenförmig abgesenkte Weinberge in die tiefe und ruhige Ebene des Sacco, in die herrlichen Bergreihen zu ihren Seiten, in eine meilenweite Gegend von majestätischem Stil, dessen vollendete Schönheit erhebt und beruhigt. Es gibt an jener Straße einen Weinrebenhügel, Fagnano genannt, an dessen Abhang alte Olivenbäume einen Steinblock beschatten; dort machte ich mir ungezähltemale das Vergnügen die Vita nuova des Dante zu lesen, oder des Boethius Trostbuch der Philosophie, und nach jedem Capitel im Anblick dieser ernsten Landschaft auszuruhen. Dort überschaut man sie am besten: ein grünumbuschter, großer Vorgrund, hinter ihm das braune, durch eine schwarze Waldpartie unterbrochene, meilenlange Tal, von blauem Duft und sonniger Wärme überzittert, links und rechts prächtige Bergketten. Jene zur Linken ist die Serra, ein Gebirgszug, aus welchem als Hauptform die riesige Pyramide des Serrone klar und schön hervortritt, andere Berge in

absinkender Linie der Perspective neben sich, alle zu ihren Füßen einen Teppich von grüner und brauner Farbe sanft hingebreitet, auf welchem die Castelle stehen, die sich in ihrem Schatten aufgestellt haben. Hügel laufen von der Serra, frisch und anmutig, in die Ebene hinein, gegen den Fluß sich vorziehend, und sie tragen auf ihren grünen Gipfeln Burgen und schimmernde Städte. Ihnen entgegen kommen von der andern Seite herrliche Hügel, doch minder weit sich vorwagend, Auswanderer des Volskergebirgs, welches rechts in stundenweiter, und doch nicht allzu langer Ferne der Serra gegenübersteht, mit andern Formen das Gemälde belebend, nicht als Pyramiden, sondern in kühnen Wölbungen gekuppelt.

Viele Oerter auf den sonnigen Höhen, oder in den dunkeln Falten der Gebirge; Burgen, Klöster und Städte wie spielend in die Luft gehoben. Eine epische Ruhe überall. Die Linien dieser Gebirge am reinsten Blau des Himmels sind so scharf und klar, daß sie das Auge bezaubern; man möchte hinüber, auf den leuchtenden Kanten und sanften Flächen in der Frische jener hohen Himmelszone einherzuschreiten. Ueber den Senkungen der Serra hebt sich hie und da ein beschneites, sanft violenfarbenes Berghaupt aus der Wildniß der Abruzzen, noch eine andere Ferne ahnen lassend; im Hintergrund tauchen aus Silbernebeln Berggipfel auf, fern und ferner, schattenhaft, vielförmig, einige wie Obelisken, andere wie Dome geformt, und sie rufen die Phantasie in die unbesuchten Gegenden des Sandalenlandes, oder an die Ufer des schönen Lirisstroms.

Wer malt diese lateinische Landschaft, wenn alle Berge

im purpurnen Irisspiel des Abends erglühen, und unten die weite Talgegend dunkler und dunkler wird? Dann kriecht die Nacht langsam auf die breiten Felsenwände der stralenden Serra, und scheint jene Städte auf den Gipfeln mit ihrer dunkeln Hand zu haschen, eine nach der andern, bis sie alle in Finsterniß begraben sind. Dort funkeln noch die rosenhellen Sonnenstralen in den Fenstern des fernen Ortes Serrone, dort in Rojate, jetzt drüben in Piglio; nun verlöscht eins nach dem andern; auch das Castell Pagliano ist schon verblaßt; aber hinter ihm flimmert die Abendsonne noch in den Fenstern einer dunkeln Stadt, die in meilenweiter Ferne auf einem Hügel zu erkennen ist, und welche, indem sie ihn mit ihren Massen bedeckt, ansehnlicher als alle übrigen Städte der Campagna zu sein scheint. Es war gleich am ersten Abend, daß ich jene Stadt erblickte; aus dem Charakter der Gegend erkannte ich, ohne mich zu irren, daß sie Anagni sein müsse, die Vaterstadt Bonifacius' VIII.; und ich begrüßte ihren lange gewünschten Anblick mit den Versen Dante's:

> Veggio in Alagna entrar lo fiordaliso,
> E nel vicario suo Cristo esser catto.

Der Eindruck eines großen Landschaftsgemäldes erhöht sich für den Denkenden, wenn er es mit der Geschichte zu verbinden weiß, oder wenn es überhaupt von dieser belebt wird: dies lateinische Tal zu unsern Füßen ist nun aber der Schlüssel zum Königreiche Neapel; es ist die Heerstraße der Völker des Mittelalters. Gothen und Vandalen, Franken und Langobarden, Belisar die Ottonen,

die Hohenstaufen, selbst Schwärme von Saracenen, Franzosen und Spanier, kurz ungezählte Völker waren es, deren Pferde aus den Wellen des Sacco getrunken haben, als sie die virgilischen Gefilde durchzogen, um sich über den Liris hinab in die Paradiese Neapel's zu versenken.

Im Uebrigen ist Genazzano keine Stadt antiken, sondern nur mittelaltrigen Ursprungs. Ihr Name allein mag alt sein, da man ihn von der Gens Genucia herleiten will, welche dort den Fundus Genucianus besaß. Erst im Anfang des elften Jahrhunderts wird ein Castell Genazzano in mittelaltrigen Pergamenten erwähnt, und dieser Ort gehörte den Colonna von Palestrina. Er gab einem eigenen Zweig der Familie Sitz und Namen. Man sagt, daß der einzige Papst, welchen dies große Geschlecht Rom gab, in Genazzano geboren wurde. Dies war Martin V. Oddo Colonna, gewählt zu Constanz im Jahre 1417, mit dem sich das avignonische Schisma der Kirche schloß. Wenigstens stammte dieser berühmte Mann aus dem Zweig der Colonnesen von Genazzano, und er wohnte gern in der entzückenden Einsamkeit seiner Familiengüter. Er liebte den Ort; er baute hier Kirchen, und erweiterte wahrscheinlich den Palast, den seine Nepoten verschönert haben. Von den Colonna rührt auch die Wasserleitung her, und die malerischen Reste von Bädern in einer Schlucht vor dem Stadttor lehren durch ihren Stil, daß sie der Luxuszeit dieser Barone zuzuschreiben sind. Ihr Palast oder Feudalschloß war einst groß und schön; aber heute ist es im Verfall, wie alle andern Paläste der Campagna. Sein Hof von edlem Geschmack, in doppelter Säulenstellung, anmutig und leicht erbaut, erinnert

fast an die Periode Bramante's. Zwischen den Säulen stehen jetzt alte, kopflose Marmorstatuen, die gut zu dem verödeten Palast stimmen; sie erinnerten mich an Schilderungen von verkommenen Feudalschlössern, wie sie Walter Scott bisweilen beschreibt. Ehemals hatten die Colonna auf der Wand einer Loge des Palasts die Abbilder der Städte malen lassen, welche ihr reiches Haus besaß; die Bilder sind verblichen, wie die Titel und Rechte auf jene Städte. Durch die hohen und leeren Säle schleicht jetzt ein ausgedienter, greiser Arzt mit silberweißem Bart, daselbst Einwohner, wie ein Magus oder Zauberer.

Wir haben sonst in Genazzano nichts aufzusuchen, uns nicht mit Altertümern und ihrem archäologischen Wust zu quälen, sondern unsere Freude ist es, ganz der Natur zu leben, und mit dem Landvolk uns zu beschäftigen. Ich will daher gleich von den Weinbergen reden, und zwar als Landmann, weil wir uns doch nicht immerdar mit himmelblauen Aussichten, oder mit mittelaltrigen Familiengeschichten speisen können, sondern auch nachsehen müssen, was wir werden zu essen und zu trinken haben. Es scheint nicht viel zu geben, weil die Rebe noch immer krank ist, und der Mais in Gefahr schwebt zu verdorren, da seit zwei Monaten nicht ein Tropfen Regen fiel.

Eines Tags war ich in einen Weinberg gegangen, einem verwilderten Pfad zwischen Brombeerhecken nachgehend, und nachdem ich ein sehr schönes einsames Plätzchen unter Oelbäumen gefunden hatte, setzte ich mich dort nieder, zog ein in Pergament gebundenes Buch aus der Tasche, und vertiefte mich ins Lesen. Mein Hund Moringa, mein beständiger treuer Begleiter, der mir immer

die schönsten Gegenden zeigte, murrte plötzlich zu meinen Füßen; ich sah auf, und erblickte eine gut gekleidete Frau, welche etwa fünf Schritte von mir entfernt mit allen Zeichen scheuer Furcht mir zusah.

Buon uomo, sagte sie hierauf, was machst du da? (In der Campagna geben sich die Menschen das Du, wie in den Abruzzen.) Warum, fragte ich, gute Frau, fragst du das? Ich meine, sagte sie, du thust nicht gut, und sie zuckte verächtlich und erzürnt die Achseln; es ist auch nicht anständig, setzte sie hinzu. Ganz erstaunt fragte ich das Weib, was ihr denn so sehr an mir auffalle, und ob sie in ihrem Leben noch nie einen Menschen habe in einem Buch lesen sehen. Es mag sein, sagte sie, aber es schickt sich nicht, und wer weiß was du vorhast ... Mit diesen Worten entfernte sie sich, indem sie sich mehrmals ängstlich und scheu nach mir umsah. Ich fuhr fort zu lesen, doch erhob ich mich bald, über den sonderbaren Auftritt nachdenkend. Abends erzählte ich davon in meinem Hause. Wißt, sagte meine Wirtin lachend, jene Frau hat sich eingebildet, daß Ihr ein Magus und Zauberer seid, und aus dem pergamentnen Buch die Weinreben ihr habt verhexen wollen. Hier mußte ich herzlich lachen, indem ich an die Möglichkeit dachte mit jenem Buch Zauberei zu treiben, welches des Platina Lebensgeschichte der Päpste war.

Der Wein erholt sich allgemach, und weil es das erste Jahr ist, daß die Krankheit weicht, so ist die Traube, wie die Leute sagen, eine cosa santa. Während meines Aufenthalts in Genazzano wurden in der Umgegend fünf Menschen ermordet, alle weil sie Trauben genascht hatten.

Ich verschweige nicht den einen Fall, weil er in die Zustände der Justiz ein helles Licht wirft. Ein reicher Mann, Schwager des Prior oder Bürgermeisters von Olevano, erschlug eines Tags einen armen Traubenfrevler an der Landstraße; auf die That flüchtete er sich in seinen Weinberg, welcher neben jenem meiner Wirtin liegt. Seine Freunde zogen ihm bewaffnet zu, denn die erwachsenen Söhne des Erschlagenen waren sofort mit ihren Flinten herabgestiegen, den Vater zu rächen. Die Justiz rührte sich nicht während mehrerer Tage; endlich hieß es, die Wittwe habe durch einflußreiche Gönner die Gerechtigkeit in Bewegung gebracht, und die Häscher in Olevano seien beordert, den Mörder zu greifen. Diese aber rührten sich nicht, weil sie, wie man sagte, bestochen waren. Die Wittwe setzte ihre Hoffnung auf die Häscher in San Vito, aber auch diese bewegten sich nicht. Unterdessen waren vierzehn Tage verstrichen. Schöne Gerechtigkeit übt ihr in der Campagna, so sagte ich eines Tags zum Apotheker von Genazzano, in dessen Laden wie in jenem seines Collegen in Hermann und Dorothea die geselligen Zusammenkünfte des Orts stattfinden. Hierauf sagte der Sohn des Asklepios, seiner schönen Tochter Sofia minder schöner Vater: O Signore, was denkt Ihr? Dieser todte Mann ist keineswegs von dem Schwager des Prior erschlagen worden, denn seht, unser Medichino, der kleine Doctor, und der Chirurg haben die Section gemacht; es hat sich gezeigt, daß der Mensch aus Schreck von einem Abhang gestürzt ist, und sich die Milz in zwei Stücke zerfallen hat. So ist es, sì, signore, egli si è ben vero, sagte hierauf der Erzpriester von Santa Maria del

buon Consiglio. Ich schwieg. Glaubt doch nicht, sagte mir Abends meine Wirtin, daß er sich die Milz aus gefallen hat, sondern — und sie zählte mit dem Daumen und dem Zeigefinger der rechten Hand beliebige Geld summen in ihre Linke. —

Die Fülle der Weinreben ist hier erstaunlich groß. Sie bedecken, so weit das Auge reicht, alle die anmutigen Hügel dieser Campagna. In langen Reihen ziehen sie sich in die Täler herab, entweder an Stäben von Holz und dem starken italienischen Rohr, oder über kleine ge gabelte Ahornbäume (ornello) und Ulmen sich rankend. Der Freund des Virgil wird wissen, daß schon der römische Landbau die Weinberge in solche zwei Gattungen unterschied. Es ist ein hoher Genuß mitten in den Vignen des heutigen Menschengeschlechts das Georgikon Virgil's zu lesen, das herrlichste Denkmal der lateinischen Poesie, nicht in Bezug auf die Kunst der Composition, welche mittelmäßig ist, sondern auf die reine, prägnante und ganz unnachahmliche Sprache. Ich las dieses Gedicht wieder und wieder unter den Reben in Genazzano, und überzeugte mich, daß alle seine Bemerkungen, Regeln und Lehren so durchaus gültig sind, daß sie für die heutige Bodencultur der Campagna geschrieben zu sein scheinen.

Der Weinberg ist hier alles in allem; er vereinigt die drei Götter des Feldes, Bacchus, Ceres und Pomona. Denn zwischen den Reben wird das Weizenkorn gesäet, zwischen ihnen erhebt sich anmutig und schlank der Mandelbaum, die Lerche unter den südlichen Bäumen, weil er mit dem ersten leisesten West des Frühlings zu blühen

beginnt; ihn verherrlicht sinnreich eine der Cento novelle antiche, die ihn von Amor als sympathischen Baum der Liebe am Grabe des Narciß gepflanzt sein läßt. Es taucht zwischen den Reben der nicht minder graziöse Oelbaum auf, mit feingefaserter, kunstvoll geflochtener Rinde von silbernem Grau, und den feinen Blättern, die in dem wechselnden Licht bald wie Silber, bald wie dunkles Erz erglänzen; und gern sieht man ihn über dem Korn hervorragen, für dessen schmackhaftes Brod er das Oel verheißt. Da steht auch der Pfirsich, der Apfel- und Birnbaum, und der feurige Granatbaum, der Wallnußbaum, die Castanie und der Feigenbaum mit seinen honigsüßen Früchten. Und alle diese Bäume bilden eine segensreiche Kette der Jahreszeiten, so daß, wenn der eine seine Frucht dargegeben hat, der andere sie anbietet, und der dritte sie verspricht. Da ich den ganzen Sommer auf der Campagna zugebracht habe, so haben sie mir, mit alleiniger Ausnahme des spätesten der Bäume, der Olive, alle ihren Tribut der Reihe nach dargebracht, und es ist mein Nachtisch nie von wechselnden Gaben leer gewesen.

Meine Wirtin besaß drei Weinberge, einen bei Palestrina, und die andern in der Bergwildniß Olevano's, 3 Millien weit von Genazzano. Dort steht auf einem Hügel ein einsames Winzerhaus mit offener, blumengeschmückter Veranda, von Feigenbäumen und Castanien beschattet, und rings umher den Blick auf die majestätischen Berge der Serra und die Sacco-Ebene frei lassend. Dort lohnt es wol Tage lang hinzubringen in einer reinen und aromatischen Luft, und sich von den Früchten zu nähren.

Welche zuerst brechen, und von welchem der Bäume, das bringt uns in Verlegenheit, denn ihre Menge ist groß, und ihrer Früchte sind unzählbare und gleich herrliche. Was soll ich gar von den Trauben sagen? denn keine Weinkrankheit hat diese in der ganzen Gegend berühmte Vigna versehrt; die Reben sinken unter der Last, sie sind hie und da gestützt, und die Trauben mit starken Fäden aufgebunden — Trauben deren Gewicht, und Beeren deren Größe ich nicht angeben werde, weil man mich der Unwahrheit beschuldigen könnte. Hier sind goldig-helle Muscatellertrauben, die in der Sonne durchsichtig funkeln, dort die Gattung der buntfarbigen, hier die weißlich klare Traube, buon vino genannt, dort die blauschwarze schwere Traube, welche den starken blutdunkeln Wein gibt. Also genährt und gelabt, setzen wir uns in den Castanienhain am Fuß des Hügels nieder, zwischen hohen Myrtengebüschen, unter dem Farrenkraut des Virgil, angeduftet von der Menthe und dem Serpyllum, welches überall wuchert, und dort lesen wir den Horaz, oder was wir sonst mit uns genommen haben. Die Menthe ist das wahre Campagnakraut; das ganze Gefilde Rom's duftet von ihr. Wenn ich fern bin in Toscana, oder in Oberitalien, und irgendwo auf dem Feld Menthe finde, so erweckt mir ihr Duft immer die heißeste Sehnsucht nach der Campagna von Rom.

Sollte man glauben, daß mitten unter der Fülle der Erzeugnisse das Landvolk arm sei? Ueberblickt man diese Gegend, so scheint sie ein Eldorado glücklicher Bewohner zu sein; aber lebt man mit diesen, so tritt uns aus dem Paradies der Natur nur zu oft der hungerleidende Mensch

entgegen. Alle diese Früchte (man kauft hier 20 Feigen, wie 20 Wallnüsse für einen Bajocco, und in guten Jahren für dasselbe Geld eine Flasche Wein), nähren den Landmann nicht; er würde verhungern, hätte er nicht das Mehl des türkischen Korns, das seine einzige Nahrung ausmacht. Die Schuld dieses Mißverhältnisses liegt an den agrarischen Zuständen. Von vornherein muß man wissen, daß der dortige Landbesitzer den vierten Teil des Ertrags dem Prinzen Colonna als Zins schuldig ist. Es ist der alte Fluch der Latifundien, welcher das Volk verarmen läßt; zwar gibt es wenige Landleute, die nicht einen kleinen Weinberg besitzen, aber er genügt nicht die Familie zu erhalten. Der Wucher ist unbeschränkt; selbst vom Aermsten werden zehn Procent genommen. Bei dem geringsten Unglück, bei Mißernten, wie sie nun schon seit Jahren auf einander folgten, verschuldet er. Borgt er Geld oder Getreide, so erdrücken ihn die Procente; der habgierige Reiche wartet auf den Augenblick der Not, um dem kleinen Besitzer sein Landeigenthum für einen Spottpreis zu entreißen. Barone und Klöster werden reich, der Bauer wird ihr Vasall und ihr Winzer. Ich habe diese Zustände viel zu beobachten Gelegenheit gehabt. In der Regel geschieht der Verkauf also: es verkauft der Verschuldete nur den Boden allein; die Bäume (gli alberi, worunter man auch die Rebstöcke begreift) bleiben sein, und indem er fortfährt den Weinberg zu bauen, genießt er für sich entweder die Hälfte oder auch drei Viertel des Ertrags. Kaum vergeht ein Jahr, so erscheint derselbe Winzer vor dem Käufer seines Bodens und bietet auch die Bäume zum Verkauf an. Er wird nun zum

Bauer seines Herrn, bewohnt mit seiner Familie den Weinberg, und hat für dessen Cultur weiter zu sorgen, indem er einen Anteil der Producte empfängt. Ist dieser auch gleich jenem des nunmehrigen Besitzers, oder selbst größer, so wird er doch fort und fort sich in der Verschuldung befinden, und einen nicht geringen Teil seines Gewinns dem Herrn vorweg abliefern müssen.

Auf dem Weinberg meiner Padrona, einer durch ihre Rechtlichkeit geachteten Venetianerin, lebte unter ähnlichen Verhältnissen eine Winzerfamilie von 8 Personen. Wie sie mir sagte, hatte sie diese Menschen, verarmt und im elendesten Zustand in ihren Weinberg als Pächter gesetzt, ihnen Vorschuß zur Bekleidung und zur Beschaffung des Hausrats gegeben, und sie in den Stand gebracht, sich zu erhalten. Aber sie lebten in so bitterer Armut, waren endlich durch Anstrengung und schlechte Nahrung sämmtlich fieberkrank geworden, daß wir ihnen die Lebensmittel aus dem Ort beschaffen mußten. Erst nach der Weinlese haben sie Aussicht sich für eine kleine Zeit Erleichterung zu geben, so lange nämlich das Geld hinreicht, welches sie aus dem Verkauf des Weins gewinnen.

Der Wein spannt die Nerventhätigkeit an, aber er nährt nicht die Muskeln. Der Landmann trinkt ihn von der schlechtesten Sorte, einen Wein vom zweiten Aufguß; nun muß er Brod haben. Der Weizen ist zu kostbar; er pflanzt oder kauft die Polenta, das Mehl des türkischen Korns. Wie in der Lombardei und in den Marken bedeckt die Campagna von Latium die schöne Pflanze des orientalischen Korns, deren große goldgelbe Kolbe die Natur wie ein köstliches Juwel zu betrachten scheint, denn

sie hat dieselbe mit neunfacher Einhülle umwickelt. Alles Landvolk genießt die Polenta, entweder als Brei, oder als Kuchen, Pizza genannt. Wenn ich jemand auf dem Weg fragte: was hast du heute zum Frühstück gegessen? so antwortete er: la pizza — was wirst du des Abends essen? la pizza. Ich habe sie selbst am Herde des Volks gegessen. Man bereitet sie so: der gelbe Mehlbrei wird zu einem Fladen geformt, und dann auf einem platten Stein über Kohlenfeuer gebacken. Glühend heiß wird der Kuchen verschlungen. Die ganze Familie sitzt um ihn her, und genießt in ihm ihre Malzeit. Abends gibt es einen Salat vom Felde mit Oel dazu, bisweilen eine Wassersuppe aus Cichorien und andern Kräutern oder Gemüsen bestehend. Oft fehlt das Oel, wie es in diesem Jahr fehlen wird, wo die Oelbäume, nachdem sie im verwichenen Jahr überreich getragen hatten, auch die geringste Frucht versagen — ein Bild menschlicher Thätigkeit, oder auch des Glücks und aller Freude, welche flutet und ebbt.

Man kann sich denken, mit welcher Aufregung das Landvolk der Ernte des türkischen Korns entgegensieht. Am Ende des Julius wölbt sich die Kolbe an der Pflanze, dann verlangt sie Regen. Es fiel keiner: eine glühend heiße Luft lag auf der Campagna. Das Volk geriet in Angst; man beschloß den Himmel um Regen anzuflehen. Tägliche Processionen am Nachmittag; indem sie mich an die heidnischen Gebräuche erinnerten, an jene Rubigalischen Feste, an den Regenstein des alten Rom, den man auf der Via Appia umhertrug, an das votisque vocabitis imbrem, konnte ich sie nicht ohne Erstaunen betrachten. Es ist wahrhaft befremdend, sich unter einem Volke zu

befinden, welches noch in unserer Zeit den naiven Glauben hegt, daß die unerschütterlichen Gesetze der Natur durch Gebet und Geschrei um Gnade können aufgehoben, verändert oder beschleunigt werden. Jeden Abend zogen die Frauen Genazzano's durch den Ort, paarweise, mit ihren roten Kopftüchern, welche schleierartig herabfallen, und stets getragen werden wenn das Weib die Kirche betreten will; vor ihnen die Geistlichkeit mit einem Heiligenbild. Erreichten sie murmelnd und singend den Hauptplatz, so schrieen sie mit einer an Raserei gränzenden Inbrunst drei- und mehrmal: Grazie, Grazie, Maria! und dieser Schrei, von hundert und aber hundert hellen Stimmen zugleich ausgestoßen, hallte in den Lüften wider. Et Cererem clamore vocant in tecta (beim Virgil). Jeden Tag ein anderer Heiliger: aber einer war tauber oder trockener als der andere. Meine Wirtin — sie war bis zu einem gewissen Grad aufgeklärt und besaß obenein kein mit Mais bepflanztes Ackerland — sagte eines Abends, da wir am Tisch saßen und plötzlich vor unsrer Thür jenes rasende Geschrei Grazie, Grazie, Madonna! erschallte: warum quälen sie doch die Heiligen im Himmel? sie werden das so lange thun bis sie böse werden und gar nicht regnen lassen! Ich selbst war von dieser fieberhaften Aufregung angesteckt, und wünschte sehnlich den Regen herbei; ja, ich besuchte die Maisfelder alle Tage; sie waren dem Verschmachten nahe. Endlich trug man Sanct Antonius von Padua in Procession umher; indem man ihn nach jenem Kloster San Pio brachte, predigte ein Augustiner von der Treppe desselben, unter Fackelschein, während alles Volk die Straße bedeckte, und Zu-

hörer selbst auf die Bäume geklettert waren — eine sonderbare Scene: der gesticulirende Mönch, das Heiligenbild, die schwarzen Kreuze, die weißen Sottanen der Chorknaben, die roten Schleier der Weiber, grelle Streiflichter der Fackeln, dunkle Bäume, und die herrlichste Bläue über so mächtiger Landschaft; und alles dies, um Regen vom Himmel herabzuziehen. Endlich bewölkte sich am dritten Tag der Himmel; es donnerte und ein tropischer Regen entstürzte mit heftiger Gewalt.

Es scheint daß die Götter, oder die Heiligen, welche nun ihre Stelle vertreten, nichts schenken, ohne ein Opfer zu verlangen. So geschah es hier; mit dem Regen kam eine Wolkentromba, ein herrliches Phänomen, welches ich reitend beobachtete; es zog von den Volskergebirgen, blauschwarz, über das Tal, und indem es zerplatzte, verwüstete es durch Hagelgüsse einen Strich der Weinberge. Alle Nachmittage Gewitter, Wolkenbrüche, Donnerschläge und Blitze. Dann läutet man mit allen Kirchenglocken, aus Angst. Eines Tags bewegte sich der Ort, alles Volk strömte auf die Gassen; es hieß, vier Personen seien vom Blitz erschlagen worden. Das Gerücht bestätigte sich. Man brachte die Todten in ein Winzerhaus, wo die Polizei durch 24 Stunden lang Wache hielt. Am folgenden Tag stieg das wollöbliche Gericht auf die Esel, und der medichino, der kleine Doctor, und der Chirurg mit ihm, die Leichenschau zu vollziehen. Diese Todten waren zweifelsohne vom Blitz erschlagen. Gegen die Nacht holte man sie herein; sie lagen auf einem Karren, bedeckt mit schwarzen Teppichen; ihnen vorauf ging die Geistlichkeit mit Kreuzen, und es begleitete sie die Todten-

brüderschaft in schwarzen Mänteln, Windfackeln in den Händen. Der Anblick war ergreifend. Das Volk harrte draußen vor dem Tor. Als der feierliche Zug mit dem Gesang des Todtenpsalms heraufkam, und das Tor erreichte, streckten alle in unsaglicher Aufregung die Hände empor, und stießen ein Klagegeheul aus, so wild, furchtbar und ängstigend, daß es auch das härteste Gemüt würde erschüttert haben. Die vom Blitz Erschlagenen werden nämlich mit Scheu betrachtet, als von Gott hingeraffte Wesen, von denen man nicht weiß ob sie zur Verdammniß bestimmt seien. Da rissen sich Verwandte, Frauen und Kinder aus der Menge los; ein Weib rang in verzweifelter Anstrengung mit den Umstehenden, welche es festhielten, willens sich auf die Bahre zu stürzen. Als nun die Leichen einzeln nach der Kirche gebracht wurden, wo sie auf dem Boden die Nacht durch liegen blieben, dieselben Scenen und dasselbe Klagegeschrei. Dies finstere Bild kann ich nicht mehr vergessen.

Die Gefühle dieses Landvolks drücken sich in primitiver Weise aus, und vielfach sind die ältesten Naturzustände hier bestehen geblieben.

Auffallend war mir stets die fast an den Orient erinnernde Zurückhaltung beider Geschlechter von einander. Es gilt dort der Grundsatz: Männer haben mit Männern, Frauen mit Frauen zu verkehren. Man findet es lächerlich, wenn der Ehemann seine Frau am Arm führt, und das Mädchen hält ihren Ruf für gefährdet, wenn sie von einem jungen Mann auf öffentlicher Straße angesprochen, oder gar von ihm des Wegs begleitet wird. Dem Geliebten wird nur der discorso gestattet, das heißt das

Zwiegespräch am Fenster oder an der Hausthür, jenes alte Liebesgeschwätz, die lenes sub noctem susurri des Horaz. Man bringt Serenaden auf der Guitarre; und oft hörte ich Schäferständchen von Gesang und klagenden Tönen der Sackpfeife, welche des Nachts melodisch und trauervoll die Luft durchschweben. In schönen Weisen singt das Volk hier die einfachen, langausgedehnten Ritornelli, und es ist angenehm im Weinberg Frage und Antwort zweier Liebenden zu hören, welche unermüdlich, wie die Cicaden des Sommers, sich singend zurufen.

Man heiratet hier sehr früh, der junge Mann von 21 Jahren nimmt ein Weib, das oft nicht mehr als fünfzehn Jahre zählt. Ein wirkliches Liebesverhältniß und Verkehr längerer Zeit (was man überall far amore nennt) ist eher bei dem gemeinen Mann, als bei den wolhabenden und höhern Ständen zu finden, wo die Heirat gewöhnlich ein Geschäft ist. Ich erlebte davon ein Beispiel. Ein junger Abate von 21 Jahren, Sohn einer begüterten Familie des Orts, ging mit dem Gedanken um in den weltlichen Stand zurückzutreten. Eines Tags kam ein Franciscanermönch von Civitella (die Franciscaner sind in jener Gegend die Mittler in allen Familienangelegenheiten) zur Mutter jenes Abaten, und sagte ihr: in dem Ort Pisciano befinde sich ein Mädchen von ungefähr achtundzwanzig Jahren, welches einen Mann suche; sie habe 1000 Scudi Mitgift, und sei aus der besten Familie. Wenn nun sie, die Mutter, zu dieser Partie zustimme, möge sie den Sohn befragen. Der junge und törichte Mensch ging auf den Vorschlag ohne Besinnung ein; er setzte sich am folgenden Tag in seiner

brüderschaft in schwarzen Mänteln, Windfackeln in den Händen. Der Anblick war ergreifend. Das Volk harrte draußen vor dem Tor. Als der feierliche Zug mit dem Gesang des Todtenpsalms heraufkam, und das Tor erreichte, streckten alle in unsaglicher Aufregung die Hände empor, und stießen ein Klagegeheul aus, so wild, furchtbar und ängstigend, daß es auch das härteste Gemüt würde erschüttert haben. Die vom Blitz Erschlagenen werden nämlich mit Scheu betrachtet, als von Gott hingeraffte Wesen, von denen man nicht weiß ob sie zur Verdammniß bestimmt seien. Da rissen sich Verwandte, Frauen und Kinder aus der Menge los; ein Weib rang in verzweifelter Anstrengung mit den Umstehenden, welche es festhielten, willens sich auf die Bahre zu stürzen. Als nun die Leichen einzeln nach der Kirche gebracht wurden, wo sie auf dem Boden die Nacht durch liegen blieben, dieselben Scenen und dasselbe Klagegeschrei. Dies finstere Bild kann ich nicht mehr vergessen.

Die Gefühle dieses Landvolks drücken sich in primitiver Weise aus, und vielfach sind die ältesten Naturzustände hier bestehen geblieben.

Auffallend war mir stets die fast an den Orient erinnernde Zurückhaltung beider Geschlechter von einander. Es gilt dort der Grundsatz: Männer haben mit Männern, Frauen mit Frauen zu verkehren. Man findet es lächerlich, wenn der Ehemann seine Frau am Arm führt, und das Mädchen hält ihren Ruf für gefährdet, wenn sie von einem jungen Mann auf öffentlicher Straße angesprochen, oder gar von ihm des Wegs begleitet wird. Dem Geliebten wird nur der discorso gestattet, das heißt das

Zwiegespräch am Fenster oder an der Hausthür, jenes alte Liebesgeschwätz, die lenes sub noctem susurri des Horaz. Man bringt Serenaden auf der Guitarre; und oft hörte ich Schäferständchen von Gesang und klagenden Tönen der Sackpfeife, welche des Nachts melodisch und trauervoll die Luft durchschweben. In schönen Weisen singt das Volk hier die einfachen, langausgedehnten Ritornelli, und es ist angenehm im Weinberg Frage und Antwort zweier Liebenden zu hören, welche unermüdlich, wie die Cicaden des Sommers, sich singend zurufen.

Man heiratet hier sehr früh, der junge Mann von 21 Jahren nimmt ein Weib, das oft nicht mehr als fünfzehn Jahre zählt. Ein wirkliches Liebesverhältniß und Verkehr längerer Zeit (was man überall far amore nennt) ist eher bei dem gemeinen Mann, als bei den wolhabenden und höhern Ständen zu finden, wo die Heirat gewöhnlich ein Geschäft ist. Ich erlebte davon ein Beispiel. Ein junger Abate von 21 Jahren, Sohn einer begüterten Familie des Orts, ging mit dem Gedanken um in den weltlichen Stand zurückzutreten. Eines Tags kam ein Franciscanermönch von Civitella (die Franciscaner sind in jener Gegend die Mittler in allen Familienangelegenheiten) zur Mutter jenes Abaten, und sagte ihr: in dem Ort Pisciano befinde sich ein Mädchen von ungefähr achtundzwanzig Jahren, welches einen Mann suche; sie habe 1000 Scudi Mitgift, und sei aus der besten Familie. Wenn nun sie, die Mutter, zu dieser Partie zustimme, möge sie den Sohn befragen. Der junge und törichte Mensch ging auf den Vorschlag ohne Besinnung ein; er setzte sich am folgenden Tag in seiner

geistlichen Kleidung aufs Pferd, und ritt nach dem Wohnort des Mädchens, um dasselbe zu sehen und sich mit ihm zu verloben. Nach geschlossener Verlobung ward der Schneider gerufen, aus dem geistlichen Rock einen weltlichen zu machen; die Schwester nähte in Eile ein Paar graue heiratsfähige, weltliche Hosen, und weil dem jungen Mann eine Weste fehlte, so schickte dessen Mutter in der Heimlichkeit zu mir, mich um eine solche für ihren Sohn zu ersuchen. Also ausgerüstet, präsentirte er sich zum zweitenmal seiner Braut in einem Winzerhaus, wo der Ehecontract gezeichnet wurde. Nach Verfluß von drei Wochen kam sie in einem Wagen angefahren, zwei große Säcke voll von Kupfermünzen mit sich führend, und es wurde die Trauung auf der Stelle vollzogen. Der junge Ehemann hatte seine Lebensgefährtin vor dieser Zeit nur zweimal, und dies nur auf Stunden gesehen. Ein Stübchen im Hause der Eltern war dem Paar eingerichtet, oder vielmehr nur ein kolossales Ehebett darin aufgestellt worden, sonst aber hatte dieses Ereigniß keine Veränderung hervorgebracht.

Ich will bei dieser Gelegenheit einer sonderbaren Sitte Latium's nicht vergessen. Eines Abends erhob sich auf dem Platz der Stadt ein fremdartiges und ohrenzerreißendes Getöse von allerhand nicht bestimmbaren Instrumenten; ich trat hinaus, und fand die große wie die kleine Jugend Genazzano's vor einem Hause versammelt, wo sie allem Anschein nach eine Katzenmusik darbrachte. Nie, selbst nicht auf deutschen Universitäten, hörte man eine genialer erfundene Disharmonie von Instrumenten. Denn diese stießen schauderhafte Töne aus der gewölbten Meermuschel,

die aus dem Kuhhorn, jene klapperten mit Winzermessern, Spaten, eisernen Pfannen; dieser hielt ein Bündel von allerhand eisernen Dingen an einem Faden, welches er mächtig schüttelte, und jener rasselte über dem Straßenpflaster mit einer alten Casserole, die er im Halbkreis an einem Strick hin und her schleifte. Ihrer zehn oder zwölf läuteten mit Kuhglocken auf das allervergnüglichste. Sagt, so fragte ich einen Herrn, welcher dem lärmenden Haufen lachend zuhörte, was bedeutet dieses sonderbare Wesen? In dem Hause dort, so antwortete er, wohnt ein Wittwer, welcher eben geheiratet hat; man bringt ihm die Scampanellata. So heißt der ziemlich barbarische Gebrauch von dem Ausläuten der Kuhglocken. In ganz Latium herrscht diese alte Sitte, einem Ehepaar, dessen einer oder der andere Teil vorher verwittwet war, durch drei Abende vor dem Haus eine Katzenmusik zu bringen. Und so thaten sie's dreimal in Genazzano, indem sie nach vollbrachtem infernalischem Spectakel durch den Ort zogen, voran auf einer Stange eine Kürbis-Laterne tragend; die Procession setzte so ungestört durch alle Straßen diese höllische Musik fort, nicht anders als zöge eine Schar Dämonen und Teufel, die Nacht durchschwärmend, durch dieses friedliche Städtchen.

Denn friedlich ist Genazzano wahrlich; seine Bewohner, sanftmütiger und auch abergläubischer als die Nachbarn, scheinen diese Gemütsart der Bedeutung des Städtchens mit zu verdanken, welches ein so berühmter Wallfahrtsort ist, daß seine reiche Kirche heute in Latium die Stelle des Tempels der Fortuna in Präneste und jener in Antium vertritt. Ich habe das berühmte Fest der Ma-

donna in Genazzano am 8. September mit erlebt, und kann daher davon erzählen. Vorher jedoch berichte ich von der fabelhaften Geschichte ihres Bildes, welche ein Seitenstück zu der Sage vom heiligen Hause zu Loreto ist.

In Scutari in Albanien erschien in derselben Zeit, als die Santa Casa von Nazaret nach Loreto durch die Luft getragen wurde, ein heiliges Bild der Muttergottes, sei es vom Himmel herab, oder aus einem unbekannten Ort, vor den Türken flüchtig. Man nannte es die Madonna del buon' Officio, d. h. vom guten Dienst. Nun geschah es, daß im Jahre 1467 zwei Pilger, welche den Türken entweichen und nach Italien gehen wollten, vor dieses Heiligenbild traten, um für ihre Wanderung Glück zu erflehen. Aber zu ihrem Erstaunen sahen sie an Stelle des Bildes eine weiße Wolke, und diese sich gegen Abend fortbewegen. Sie folgten ihr bis an die Küste des adriatischen Meers, und weil das Gewölk seine Reise über Meer fortsetzte, überschritten auch die Pilger trockenen Fußes die Wellen, weiter und weiter nachfolgend, bis die glänzende Wolke in der Nähe Rom's ihren Blicken verschwand. Hier hörten sie alsbald, es sei in Genazzano ein Bild der Madonna erschienen; sie eilten nach dieser Stadt, und fanden hier das Bild von Scutari wieder.

Seit dieser Zeit begann die Madonna in Genazzano, welche „vom guten Rat" genannt wurde, Wunder zu thun; eine Kirche wurde ihr erbaut, nebst daranstoßendem Kloster; der Orden der Augustiner setzte sich in Besitz dieses heiligen Schatzes, der nicht minder, wenn nicht mehr einträglich ist als die Madonna des Augustinerklosters in Rom. Denn diese Gottheit von Genazzano

genießt durch ganz Latium eines Rufs, welcher demjenigen alter Orakel der Heiden gleichkommt. Zweimal im Jahr, im Frühling und im Sommer, wird ihr Fest gefeiert, und eine doppelte Ernte von Opfergaben gehalten; nicht zu zählen sind außerdem Geschenke an Geld und Kostbarkeiten, welche Gläubige ihr darbringen. Weil auch der ärmste Landmann sein Scherflein auf den Altar der Jungfrau niederlegt, so darf man sagen, daß dieses eine Heiligenbild die ganze lateinische Campagna so gut besteuert, wie der Staat selbst es thut. Man sagte mir, daß die Opfergaben durch Genossenschaften aufgebracht werden; jeder Teilnehmer legt in die gemeinschaftliche Kasse monatlich 5 Bajocchi, und so geschieht es, daß eine wandernde Companie bisweilen 100 Scudi mitbringt. Die jährliche Rente der Wallfahrtskirche schätzt man auf 7500 Thaler.

Das Bild steht in einer sauber geschmückten Kirche, in einer Capelle, welche Lampen erhellen. Den unmittelbaren Zutritt verwehrt eine Umschirmung von Eisenstäben, und auch sonst ist es für gewöhnlich mit einer Decke von gelber Seide verschleiert. Man rühmt von ihm, daß es, von Engeln durch die Lüfte getragen, auch in jener Kirche nicht ausruhe, sondern von unsichtbaren Händen schwebend erhalten werde. Ich sah es mehrmals enthüllt, konnte indeß seinen überirdischen Zustand nicht erkennen.

Schon zur Vigilie des Fests kommen die Pilgerscharen; dann beginnt sowol der Ort als die ganze Landschaft sich seltsam zu beleben, und die Luft vom Gesange der Litaneien unablässig zu erschallen. Alle Straßen

zieht es entlang, bunte Schwärme, doch geordnet; sie kommen von den Abruzzen, aus dem Sandalenland, von Sora, vom Liris her, und die meisten eben aus dem ganzen Gebiet der lateinischen Campagna. Es scheint sich das Fest des Jupiter Latialis vor unsern Augen zu erneuern, so viel sind diese Tausende, die heranziehen, so verschiedenartig ihre Kleidung und ihr Dialekt. Sie mit dem dunkeln Gesang des „Ora" von den Hügeln herabwandern zu sehen und zu hören, in so großartiger Landschaft, dort die breite Straße herab, hier am Fluß entlang, auf Feldpfaden, und drüben und dorten wieder und wieder andere Pilgerscharen in bunten, roten, grünen und blauen Farben, die hohen Pilgerstäbe (bordoni) in den Händen, ist ein Schauspiel, welches dem Künstler, dem Poeten oder dem Historiker gleich merkwürdig sein wird.

Ich war hinausgeritten an dem Tag da die ersten Scharen ankommen sollten, um mir für die geschichtliche Anschauung des Mittelalters diese große und alte Scene zu gewinnen. Die Comarca von Rom, in welcher noch Genazzano liegt, endigt zwei Millien weit ostwärts von der Stadt an einem Arm des Sacco, über welchen eine steinerne Brücke, der Ponte Orsini führt, ehedem berüchtigt als Räuberstation. Jenseits beginnt die Legation Frosinone. Hier senken sich Hügel gegen den Fluß, sanft und anmutig niedersteigend, und vor den Augen entfaltet sich das herrlichste Gemälde der Ebene, der Volskerberge, der Serra, und der Höhen von Olevano, zu deren Füßen im Vorgrund schöne Baumpartien die Landschaft kraftvoll durchgliedern. An jener Brücke ist es ein passender

Ort, die Pilger zu erwarten; indem sie mit ihr das Weichbild des Wallfahrtsorts betreten, halten sie dort eine kleine Rast, und sie überschreiten sie mit inbrünstigem Chorgesang und auf den Knieen rutschend. So sah ich ungezählte Scharen über die Brücke ziehen; die Weiber knieend auf der einen, die Männer knieend an der andern Seite derselben. Als Chorführerin diente häufig eine alte Frau, und sie erhob, wenn sie das Ende der Brücke erreicht hatte und nun aufstand, ein helles „Evviva Maria!" worin der Chor einstimmte. Dann zog die Procession weiter, und obwol sie der anhaltende Gesang ermüdet haben mußte, hob doch wieder entweder ein Mann oder ein Weib die Litanei zu singen an. Dieser einförmige Gesang, einfachster Ausdruck des religiösen Gefühls in der klagenden Tonart des Volks, und hin und her strömend wie das monotone Rauschen der Wellen, übt eine bezaubernde Gewalt auf die wandernden Menschen aus. Die Procession scheint sich in dieser trauervollen Harmonie ruhig und sicher fortzutragen. Sie scheint dieselbe wie ein sittliches Element zu durchdringen, und sowol die Schritte der Füße wie die Empfindungen der Seele zu leiten, indem sie dieselbe beständig auf das Wanderziel gerichtet hält. Ich habe bei allen jenen Zügen bemerkt, daß die Pausen nach dem Gesang auffallend kurz waren, und daß, wenn sich durch das Schweigen die Gemüter herabspannten, und die Wandernden durcheinander zu reden begannen, die Chorführerin sofort wieder den Gesang erhob.

Eine Wallfahrt wird selbst auf denjenigen, der sich nicht zu der Kirche bekennt, mit welcher sie zusammen-

hängt, einen Reiz ausüben, zumal wenn die Illusion nicht durch die Uebel gestört wird, die von einem gemischten Wanderzug immer unzertrennlich bleiben. Ihrer sind weniger bei den Wallfahrten im Süden, als bei denen im Norden; der heitere Himmel, die Nüchternheit und Bedürfnißlosigkeit des Südländers entfernen von selbst viele Unordnungen; die Schönheit der Form, in welcher die südliche Procession auftritt, die herrlichen Gewänder der Frauen, ihre Wolgestalt und natürliche Grazie erhöhen sie, und scheinen sie der Gemeinheit zu entrücken; endlich findet die Sitte in dem angebornen Tact des Wolanständigen, welcher dem italienischen Volk eigen ist, ihre beste Schutzwehr. Unter all diesen Tausenden, die mir vorübergingen, unter allen Processionen, denen ich mich bei der Rückkehr nach vollendetem Fest anschloß, streckenweise mitwandernd, um das Volk, sein Vaterland, seine Gestalt und Sprache kennen zu lernen, bemerkte ich nie einen Zug von Rohheit.

Man denke ferner, daß dieses Volk, in solcher Form des religiösen Lebens erzogen, nichts höheres hat als eine Wallfahrt nach einem seiner Heiligtümer. Wenn es ein langes Jahr in Mühe geduldet, und alle solche Schicksale und Verschuldungen sich jahrdurch ihm aufgehäuft haben, welche seine moralische Welt verwirren und sein Gemüt belasten, dann greift es für ein paar Festtage nach dem Wanderstab. Von seiner harten Scholle in den Bergen sich lostrennend, und von schwerer Arbeit ausruhend, bewegt es sich einmal wieder und fühlt sich frei in Gemeinschaft seiner Dorf- und Stadtgenossen, mit denen es ein gleicher Zweck vereinigt.

Und da wandern sie den Sacco entlang, und von den Hügeln herab, come i grù, che van cantando lor lai, wie die Kraniche, die ihre Lieder singend ziehn. Es zieht das Mittelalter vorüber; ich gedachte jener Scharen von Wallfahrern, welche zum Jubeljahre nach Rom pilgerten, und mehr als einmal sprach ich bei solchem Anblick jene schönen Verse des Pilgersonetts der Vita Nuova aus:

> Deh! peregrini, che pensosi andate
> Forse di cosa che non v'è presente,
> Venite voi di si lontana gente,
> Com' alla vista voi ne dimostrate?

Sie ziehen zu 10, 20, zu 50, zu 100 und mehr Personen. Jedes Alter erscheint unter ihnen; der Greis wandert noch an demselben Pilgerstab, der ihn wol schon fünfzigmal die Straße geführt hat, und vielleicht zieht er sie heute zum letztenmal; es wandert die Matrone mit ihren Enkeln; die blühend schöne Jungfrau, der rüstige Jüngling, der Knabe; selbst der Säugling wandert mit auf dem Kopf seiner Mutter. Denn so sah ich in einem dieser Züge ein junges Weib daherschreiten, welches auf dem Kopf einen Korb trug, worin ein lachendes Kind lag, die Augen munter aufgethan, wie als freute es sich des schönen Sonnenscheins. Es tragen wol die meisten dieser Weiber einen Korb mit Mundvorrat, oder ein Bündel mit Kleidern auf dem Kopf, was die Schönheit der Erscheinung noch mehr erhöht. Wer nun gar von den Seelen den Schleier heben könnte, der würde die ver-

deckte Blutschuld neben der Unschuld gemeinsam pilgern, und Laster, Reue, Schmerz und Tugend im bunten Wechsel an sich vorüberschreiten sehen.

Es ist wie ein großer, schöner, doch ernster Maskenzug, was sich auf der herrlichsten Scene der Natur vorüberbewegt, in immer neuen Costümen und Farben, auch in verschiedenen Physiognomien. Da kommen die von Frosinone, die Anagnesen, dort das Volk von Veroli, die Arpinaten, die von Anticoli, die von Ceprano, hier die Neapolitaner von Sora.

Seht die Schar von Sora! olivendunkle Gesichter vom schönsten Oval! Die Frauen phantastisch aussehend, wie Weiber Arabiens; dicke Korallenschnüre oder goldene Ketten schlingen sich um den Hals, schwere goldene Ohrgehänge schmücken sie: ein weißes oder braunes Kopftuch mit langen Fransen umwölbt als tief herabhängender Schleier madonnenhaft Haupt und Nacken; der Busen ruht in einem weißen, in zahllose Falten zusammengezogenen, doch weiten und losen Hemde, das eine niedrige purpurrote Büste umschließt. Kurz ist das Kleid, die Farbe brennend rot oder blau, und der Saum ist gelb. Und diese großen und dunkeln Augen, unter schwarzen kühngezogenen Brauen!

Die Pilger von Ceccano! Die Weiber in amarantfarbigen Miedern, mit langen Schürzen gleicher Farbe; das weiße Kopftuch mit weit nach hinten überhangendem Ende; in Sandalen gehend. Die Männer im Spitzhut, mit amarant'ner Jacke; ein Gürtel um den Leib, aus buntem Band geflochten.

Pilger von Pontecorvo! Die Weiber in purpurroten,

schön verbrämten Kleidern; ein roter Kopfbund; prächtig und majestätisch.

Die Pilger von Filettino: schwarzes Sammtmieder; einfachste Gewandung; sauber und schön.

Ciociaren! Die Männer und Weiber vom Sandalenland! Vielleicht aus einem Ort bei Ferentino oder weiter hinweg von den neapolitanischen Gränzen des Liris und Melfa. Es ist ein Land schöner Bergwildnisse, welches von Ferentino aufwärts sich weit ins Neapolitanische erstreckt. Dort trägt das Volk die Ciocie, eine sehr einfache Fußbekleidung, wovon auch das Land la Ciociaria genannt wird. Ich fand schon vor Anagni dieses Schuhwerk im Gebrauch. Ein primitiveres läßt sich nicht erfinden, und vielleicht darf man sagen auch kein bequemeres. Wenigstens habe ich die Ciociaren aufrichtig darum beneidet. Der Schuh wird einfach aus einem viereckigen Stück der Esels- oder Pferdehaut hergestellt. Man bohrt Löcher in dieselbe, zieht einen Bindfaden durch, und umschnallt mit diesem Pergament den Fuß so, daß die Sandale nach der Fußspitze sich formt, und selber in eine gebogene Spitze ausläuft. Das Bein wird bis zum Knie herauf mit grober grauer Leinwand fest umwickelt, und mit vielfachen Binden von Stricken oder Fäden umschnürt. So bewegt sich der Ciociare frei und bequem auf dem Feld und über den Felsen, wo er das Land gräbt (zappar la terra), oder als Hirt mit dem Dudelsack, in einen grauen kurzen Mantel, oder in Felle gehüllt, die Schafe und Ziegen treibt. Man sieht, jene Sandalen sind classisch, und Diogenes würde sie, wenn er nicht barfuß ging, getragen, Chrysippus oder Epiktet in einer

Abhandlung über die Bedürfnißlosigkeit des Weisen sie verherrlicht haben. Ist dies Schuhwerk wol hergerichtet, und zumal die leinene Beinschiene noch neu, so sieht es gut aus, aber schlecht und lumpen- oder bettelhaft, wenn sich diese Beinbekleidung zerfasert. Und da dies häufiger der Fall ist, gibt es dem Sandalenvolk den ausgeprägten Charakter der zerlumpten Armut, und sein Name wird mißachtend, ja bisweilen als Schimpfwort gebraucht. Als mir eines Tags ein Bürger von San Vito das schöne Panorama der Campagna zeigte, sagte er: Seht Herr, dort, dort liegt die Ciociaria, und er lächelte mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung.

Die Ciociaren tragen lange, brennendrote Westen und einen spitzen schwarzen Filzhut, an welchem selten eine bunte Feder, eine Schleife oder Blume fehlt. Ich fand unter ihnen, wie überhaupt in der Campagna von Rom, auffallend viele Menschen mit blonden Haaren und mit blauen Augen. Sie scheren das Haar kurz am Hinterkopf wie die preußische Landwehr, und lassen an den Schläfen lange Büschel niederhängen. Noch einen grauen, zerlumpten Regenmantel, oder ein weißes oder schwarzes Schafsfell hängen wir dem Ciociaren über, und so ist der Sandalenmann fertig; aber eine Flinte geben wir ihm nicht in die Hand, sonst wird er als Räuber im Paß von Ceprano uns anfallen und zurufen: Faccia in terra! und mit erstaunlicher Behendigkeit unsere Taschen ausleeren. Auch das Weib trägt die Sandalen, einen kurzen bunten Rock, eine bunte schräg oder quer gezogene Wollenschürze, ein weißes oder auch rotwollenes Kopftuch, und endlich den busto, das Hauptstück der weiblichen Kleidung

überhaupt in ganz Latium. Dies ist das Mieder von steifer gesteppter Leinwand, hart wie ein Sattel, breit und hoch, und an Achselbändern auf den Schultern ruhend. In ihm wiegt sich und stützt sich die Brust, es scheint als Bollwerk die Tugend zu schirmen, als ein so gar fester Panzer umgibt es den Busen, doch lose und weit abstehend, so daß es gleichsam noch als Tasche dient.

Mit der Vigilie werden die Pilgerzüge häufiger; man hört bald nichts mehr, als den melancholischen Gesang der Processionen, welche eine nach der andern in der Stadt anlangen, die engen Straßen durchschreiten und nach der Kirche ziehen. Hier am Wanderziel angelangt, scheinen die Menschen aller Müdigkeit zu vergessen; ihre Gesichtszüge beleben sich von Inbrunst und Exaltation. Sie werfen sich vor der Kirche auf die Kniee, die Hände auf dem Pilgerstab gefaltet, ihre Bündel noch auf dem Kopf, und mit lautem Gesang singen sie die Litanei, dann erheben sie das gellende Geschrei: Grazie, Maria! Sie rutschen auf den Knieen die Stufen der Kirchentreppe empor; hie und da sieht man Weiber jede Stufe küssen oder mit der Zunge belecken — ein ekelerregender Anblick, der dadurch nicht gemildert wird, daß man sich erinnert, wie auch Karl der Große in so bigotter Weise die Stufen des Sanct Peter hinaufrutschte.

Schreckenerregende Scenen fehlen nicht; ich sah einen Menschen wie einen Hund auf den Vieren schleppen; an einem Tuche wurde er so in die Kirche geführt, während er wie ein Wärwolf heulte. Man sagte mir in der That, daß er diese Krankheit des Wärwolfs habe, was man in Latium Lupomanaro nennt. Ich hörte ein Weib stunden-

lang vor dem Gitter der Marienkapelle heulen; man sagte mir, daß sie besessen sei.

Fortdauernd rutschen Pilgerzüge durch das Seitenschiff der Kirche vor jenes Eisengitter, singend, betend, und mit Ekstase um Gnade schreiend. Dieser Schrei „Grazie, Maria!“ gellte mit schrecklicher Kraft, und die fieberhafte, ja rasende Inbrunst, mit welcher er ausgestoßen wird, machte mich tief erschaudern.

Die Lichter brennen; es ist Nacht geworden; die Pfeiler der Kirche werfen tiefe Schatten über den Boden und auf die Menschengruppen, während andere Gestalten in magischem Helldunkel sich herausheben, andere den vollen Lichtreflex empfangen. Schöne Scenen sieht man nun. Denn rings an den Säulen, um die Altäre, auf dem Marmorgetäfel des Bodens, vor den Capellen sitzen die müden Pilger in Gruppen beisammen, und ihre Costüme, der Wechsel der Lebensalter, der psychologische Ausdruck ihrer Gesichtszüge geben ein lebendiges Gemälde, welches zum Anschauen wie zum Nachforschen reizt.

An kleinen Tischen sitzen zu gleicher Zeit die Augustinermönche, Ablaßzettel oder Messen verkaufend, und sie scharren mit stumpfer Ruhe das Geld des Armen ein.

Vor der Kirche dieselben Gruppen auf der nackten Erde, und unablässig neue Pilgerzüge, welche ankommen. Sie enden weder Nachts noch Tags; indem sie die ganze Nacht hindurch, welche dem eigentlichen Fest vorangeht, herbeiziehen, einer dem andern folgend, und die feierlichen Klänge des lateinischen Hymnus fort und fort die Stille durchschweben, verbreiten sie eine mystische Atmosphäre von tiefer Schwermut um den Ort. Und

doch hat dieser religiöse Strom, welcher Tausende aus der Ferne in einem und demselben Zuge forträgt, wieder etwas Beruhigendes, wie jede harmonische Bewegung der menschlichen Geister, selbst im Schmerz.

Der Ort konnte die Pilger nicht fassen. Als es tiefere Nacht wurde, sah man diese hartgewöhnten Menschen auf dem rauhen Steinpflaster allerwegen in Scharen sich niederlegen. In allen Straßen, um die Brunnen, auf den Plätzen lagen sie, eine Nachtrast haltende Völkerwanderung im kleinen. Aber es ist ein altes Gesetz des Himmels, daß es regnet, wenn eine festtägige Menschheit beisammen ist, denn es gibt keinen größern Spötter als dieser Himmel ist, wenn er auf das seltsame Treiben der Menschenkinder herunter sieht. Und kaum lagen die Pilger — ein Knäuel von Hunderten — als Regen fiel. Jetzt Flucht, Verwirrung und Wehklagen, und das Zusammendrängen der Bedauerungswürdigen unter irgendeinem vorspringenden Dach oder der Halle eines Hauses. Und wie viele, ermüdet von der Wanderung, mochten obenein, sei es aus Armut, sei es um des Gelübdes willen, ohne Speise geblieben sein!

Am Morgen des Festtags Gottesdienst, und Meßkram. Man verkauft goldenen Schmuck, Heiligenbilder und Rosenkränze; am Eingang der Wallfahrtskirche aber viele Hunderte von Fläschchen in Fingerhutgröße, welche Oel aus den Lampen enthalten, die vor dem Madonnenbilde brennen. Das Volk kauft sie begierig für einen Bajocco das Stück, als unfehlbares Heilmittel für alle Krankheiten.

Nachmittags Concert einer Musikbande, die niemals

fehlende Tombola oder Lotteria, und am Abend Feuerwerk. Dann tanzen wol auch die Pilger fröhlich unter den Eichen des Parks; doch die meisten ziehen schon wieder heim, sobald sie ihre Gebete verrichtet und ihre Gaben dargebracht haben; und man sieht nun dieselben Menschen in geordneten Zügen, mit Gesang, hinauswandern, geschmückt mit den Sträußen von gemachten Rosen oder Nelken, welche im Süden bei solchen Festen verkauft werden. Auf dem Punkt der Straße, wo man Genazzano zum letztenmal erblickt, knieen sie nieder, und die Hände an den Pilgerstäben faltend, verrichten sie das stille Abschiedsgebet — eine Scene unter freiem Himmel, die mir von allen die schönste erschien; ich sah gern den Frauengestalten zu, wenn sie mit graziöser Bewegung niederknieten, die Augen nach dem Heiligtum gerichtet, von dem sie getröstet Abschied nahmen.

Auch wir verlassen Genazzano, um weiter nach Pagliano und Anagni zu reiten.

Pagliano, eine Stadt von 3700 Einwohnern, liegt sechs Millien von Genazzano entfernt, auf einem von Baumwuchs und Weingärten beschatteten Felsenhügel, welcher sich einzeln über der Campagna erhebt. Eine gute Straße führt dorthin, Maisfelder durchschneidend; man hat links neben sich die große Pyramide des Monte Serrone, welcher dieser ganzen Gegend einen majestätischen Charakter verleiht.

Noch angenehmer ist der Feldweg, wo man über Wildnisse bequem fortreiten kann, bis man den Felsenhügel erreicht. Auf seinem Gipfel steht die kleine, aber starke Festung, ehedem wichtig und oft bestritten, zumal in den vielen Campagnakriegen, oder in jenen Fehden, welche die Colonnesen mit den Päpsten geführt haben. Hoch und steil, ist sie schwer mit Geschütz zu bestreichen. Gegenwärtig dient sie zum Bagno oder Gefängniß von mehr als 200 Galeoten, welche eine Abteilung päpstlicher Jäger bewacht. Die Stadt selbst liegt unter dem Castell, um welches sie einen Ring bildet. Die Straßen sind enge, die Häuser schwarz und unansehnlich, wenn man wenige palastähnliche Gebäude ausnimmt; nirgend wird man anderer Regsamkeit gewahr als jener der Landleute, die aufs Feld ziehen oder von ihm heimkehren.

Nur der Palast der Colonna, deren eine Linie sich von Pagliano nennt, und der Hauptzweig des berühmten Geschlechts geblieben ist, kann uns hier beschäftigen. Er ist ein schönes Gebäude aus schwärzlichem Tuf, in regelmäßigem Viereck gebaut, von nur zwei Stockwerken Höhe, aber geräumig, und gleich am Eingang der Stadt auf dem Rand des Hügels gelegen, von wo man der köstlichen Aussicht nicht satt werden kann. Der elegante Stil gehört dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, in welchem der Palast muß erneuert worden sein.

Wenn man die berühmten Personen der Familie Colonna kennt, und weiß wie tief dieses Herrschergeschlecht in die Geschichte Roms und Italiens eingegriffen hat, so wird man ihren Sitz in Pagliano mit nicht geringem Interesse betreten. Es ist daher passend, hier von der Geschichte dieser Familie wenigstens die Umrisse anzugeben.

Neuerdings hat sich der Römer Antonio Coppi, als Fortsetzer der Annalen Muratori's rühmlichst bekannt, durch seine „Memorie Colonnesi" (Rom 1855) um die Geschichte des Hauses Colonna und des römischen Mittelalters verdient gemacht. Dieses Buch liefert gute Materialien, und verdankt sie dem Hausarchiv der Colonnesen. Coppi, wie dem andern Geschichtschreiber dieses Geschlechts, dem Grafen Litta von Mailand, stellte Don Vincenzo Colonna in Rom dies Archiv zur Verfügung.*) Unter den Geschichten der Adelsgeschlechter, deren es in Italien so viele gibt, daß sich mit ihren Annalen Bibliotheken anfüllen, verdienen die Denkwürdigkeiten jenes Hauses um ihrer historischen Wichtigkeit willen die größte Beachtung. Unruhig, kriegerisch und ehrgeizig, diente es als ein beständig bewegendes Princip in der Geschichte der Stadt Rom. Reich geworden durch den Besitz von Gütern, konnte es doch nicht wie andere und jüngere Geschlechter, zumal im Norden Italiens, zu einem selbständigen Fürstentum gelangen, weil seine Besitzungen im Gebiet der Päpste lagen; daher ewiger Krieg mit diesen und die Anhänglichkeit an die römischen Kaiser. In Waffen ist dies Haus größer und berühmter gewesen als in Thaten des Friedens, wenngleich es einen Papst, Martin V., welcher das Schisma beendigte, und viele Cardinäle unter seinen Söhnen zählt. Cultur und Wissenschaft verdanken ihm im ganzen nicht

*) Der ehrwürdige Greis Don Vincenzo Colonna starb im October 1867 im Schloß zu Marino. Ich verdanke ihm die jahrelange, völlig unbeschränkte Benutzung jenes Archivs und mancherlei Aufklärung über römische Verhältnisse.

viel; der Name Colonna verstummt in dieser Beziehung in Rom vor einzelnen, zum Teil fremden Päpsten und ihren Familien, die zu nennen überflüssig ist. Nur vorübergehend sind einzelne Erscheinungen in diesem Hause, welche mit der Blüte der Wissenschaften und Künste zusammenhängen, wie Petrarca's Verhältniß zum alten Stephan Colonna und dessen gebildeten und ritterlichen Kindern, und wie endlich die gefeierte Dichterin Vittoria Colonna, Zeitgenossin jener beiden schönen Frauen Julia Gonzaga und Giovanna di Aragona, welche in dieses Haus hineingeheiratet hatten.

Der Ursprung der Familie ist ungewiß, aber wol stammt sie von jenen Grafen von Tusculum, welche im zehnten Jahrhundert Rom beherrschten. Nach dieser Ansicht wäre als Stammvater der Colonna der Markgraf Alberich, Gemal der berüchtigten Marozia, anzusehen, welcher im Jahre 924 starb, und von dessen Nachkommen fünf den Stul Petri fast ununterbrochen besessen haben. Der Name Colonna tritt indeß erst am Anfang des zwölften Jahrhunderts auf, mit Pietro de Columna, von dem ich schon geredet habe. In dieser ersten Periode des Geschlechts finden wir die Städte Colonna, Zagarolo und Monte Porzio in seinem Besitz. Ob nun die Colonnesen jenes alte Haus der Grafen von Tusculum, welches mit der Zerstörung dieser Stadt durch die Römer (1191) verschwand, wirklich fortsetzten oder nicht, gleich viel, sie kamen von jenen Bergen, und zogen sich weiter und weiter in die Campagna hinüber; ihre Güter reichten von Monte Fortino, das heißt vom Volskergebirg, bis zu dem Aequer- und Hernikergebirge, selbst bis in die Sabina;

Palestrina wurde ihr Hauptsitz, und sie eigneten sich alles umliegende Land an.

Im dreizehnten Jahrhundert begann ihre Macht und ihr größerer Einfluß in Rom, wo sie seit alten Zeiten einen Palast neben der Kirche Santi Apostoli, in der Region Via lata besaßen. Cardinäle dieses Hauses spielen in jenem Jahrhundert eine große Rolle, und die Geschichte der Hohenstaufen nennt die Colonnesen als eifrige Ghibellinen in Rom. Wer endlich kennt nicht den Anteil, den sie am Sturz Bonifacius' VIII. hatten?

Im vierzehnten Jahrhundert, in der Zeit des Exils der Päpste in Avignon, stritten sie um die Herrschaft der Stadt mit den mächtigen Orsini, seither ihren geschworenen Widersachern und Freunden der Päpste. Damals glänzte Stephan der ältere als ihr Haupt. An ihn richtete Petrarca Sonette und Briefe.

In demselben Jahrhundert trennten sich die Linien von Palestrina und Pagliano.

Im fünfzehnten vergrößerte sich die Macht des Hauses durch die Gunst des Königs Ladislaus von Neapel; ferner durch Johanna II., und endlich durch den Umstand, daß Otto Colonna als Martin V. den päpstlichen Stul bestieg. Seit dieser Zeit erlangten die Colonnesen viele Lehen auch im Königreich Neapel, zumal das Herzogtum der Marsen (wovon ihr Titel Marsorum Dux) und die Grafschaft Celano, zusammen 44 Städte und Castelle.

Zur Zeit Sixtus' IV. waren sie im Krieg mit dem heiligen Stul; Girolamo Riario, Neffe jenes Papsts, belagerte Pagliano, ohne es jedoch zu erobern, da der Papst plötzlich starb. Nicht minder führten sie mit Alexander VI. Krieg, und es vergingen überhaupt wenige Jahre, ohne daß die Campagna verheert wurde. Hier war es der Zweig von Pagliano, welcher alle bedeutenden Männer in sich faßte. Ich nenne nur Fabricius, den ersten Connetabel aus dieser Familie, und seine zwei Kinder Ascanius (1522—1553), Gemal der Giovanna di Aragona, und Vittoria, Gemalin des Marchese von Pescara, Fernando d'Avalos. Ascanio's Sohn war Marcantonio, berühmt als einer der Sieger bei Lepanto. Welchen Anteil schon vorher Pompeo Colonna an dem Unglück Clemens' VII. und dem „Sacco di Roma“ hatte, ist allen bekannt, welche von jenen Ereignissen irgend gelesen haben.

In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts drohte den Colonna großes Unheil, da sie, mit Paul IV. zerfallen, von diesem jähzornigen Papst ihrer Besitzungen, wie zur Zeit Bonifacius' VIII., beraubt wurden. Pagliano erhob er hierauf zu einem Herzogtum, und verlieh es seinem Neffen Johann Caraffa. Marcantonio, das Haupt der Colonnesen, verteidigte sich, und in Gemeinschaft mit dem Herzog Alba durchzog er die Campagna, seine Städte wieder zu gewinnen. Dies ist der berühmte Krieg Paul's IV. mit dem König von Spanien, welcher auch der Campagnakrieg genannt wird. Er wurde im Jahre 1557 durch den Frieden von Cave (bei Genazzano) unter Vermittlung Alba's und des Cardinals Carlo Caraffa beendigt. Aber erst nach dem Tode Paul's gewann Marcantonio seine Güter wieder; jene die sie ihm entrissen hatten, fanden ein schreckliches Ende: Johann, Herzog von Pagliano, wurde in der Torre di Nona zu Rom enthauptet, und der Cardinal Caraffa in der Engelsburg erwürgt.

Marcantonio ist mit Recht der letzte große Colonna zu nennen. Er wurde in Pagliano begraben im Jahre 1584. Seither änderten sich die Zeiten; die Barone führten mit den Päpsten keine Kriege mehr; ihr Besitztum schmälerte sich durch Verkauf, zu dem sie aus Verschuldung gezwungen wurden. Der Ruhm von Lepanto war kostbar. Don Vincenzo sagte mir, daß Marcantonio aus dem Vermögen des Hauses eine Million für jenen Krieg hingegeben hatte, und daß sich die Familie seither nicht mehr erholte. Schon 1622 verkaufte sie ihre uralten Besitzungen Colonna und Zagarolo; im Jahre 1630 sogar Palestrina, wo nun die Barberini Herren sind. Das Haus sank von seiner Größe für immer herab, doch besteht es noch im Zweige von Pagliano fort, dessen Haupt gegenwärtig ist Giovanni Andrea, Gemal der Isabella Alvarez von Toledo. Von Rom hat es sich indeß nach Neapel hinübergezogen, wo die Colonna in der Regel leben. Die größere Zahl ihrer Feuda liegt auch dort; Philipp III. Colonna († 1818) besaß im Kirchenstaat 27, im Königreich Neapel 62, in Sicilien 8 Lehen, zusammen mit 149,403 Vasallen. Die Güter im Kirchenstaat sind folgende: Anticoli, Arnara, Castro, Cave, Ceccano, Collepardo, Falvaterra, Genazzano, Giuliano, Marino, Morolo, Pagliano, Patrica, Piglio, Posi, Ripi, Rocca di Papa, San Lorenzo, Santo Stefano, Sgurgola, Serrone, Sonnino, Supino, Trivigliano, Vallecorsa und Vico.

Die Feuda waren Majorate, und der größere Teil der Güter blieb fideicommissarisch, je nach den örtlichen Gesetzen. Aber die französische Revolution änderte dies System. Im Königreich Neapel wurde die Lehnsgerichtsbarkeit im Jahre 1806, in Sicilien 1812 abgeschafft; im Kirchenstaat verzichtete der größere Teil der Barone darauf im Jahre 1816, nach dem Beispiel des Prinzen Colonna. In Neapel wurden die Fideicommisse teilweise abgeschafft im Jahre 1807, und gänzlich im Jahre 1809. Zur Zeit des Todes Philipp's III. waren sie in Sicilien (wo sie am 2. August 1818 aufgehoben wurden) noch in Kraft, und ebenso im Kirchenstaat, wo sie es noch gegenwärtig sind. Deshalb wurde die Nachfolge nach den verschiedenen Gesetzen geregelt, und das väterliche Erbe geteilt.

Philipp, der Abkomme Marcantonio's in gerader Linie, hinterließ nur drei Töchter, Maria (vermält mit Giulio Lante della Rovere), Margareta (vermält mit Giulio Cesare Rospigliosi), und Vittoria (vermält mit Francesco Barberini); den Stamm pflanzte sein Bruder Fabricius fort.

Dies ist was ich von einem so berühmten Geschlecht habe berichten wollen, ehe ich den Leser in den Palast Pagliano's führte. Aber dieses Schloß, einst durch Pracht und Glanz belebt, ist heute, wie hundert andere Baronalschlösser Italiens, nur ein ödes und stilles Haus, durch welches ein mürrischer Castellan den Besucher führt, leere Wände zeigend, und bedauernd, daß die alte schöne Waffensammlung der Familie, Trophäen von vielen Schlachten, nicht mehr vorhanden, und daß die kostbaren Gemälde verkauft oder anderswohin fort gebracht seien.

Mit Vergnügen durchwandern wir alte Adelsschlösser, wo jetzt die Stammbäume als dürre Pflanzen an der Wand hängen, und die Tapeten zerfasern wie die Diplome, welche der Vasall endlich zerrissen hat. Wie gespenster-

hafte Schatten erscheinen noch einige geschwärzte Ahnenbilder, in vergoldeten Ramen, Porträts von Kriegern oder Cardinälen, und von schönen Frauen, deren Stuartkragen ihr Zeitalter kenntlich macht. Freilich fand ich ihrer wenige, kaum dreißig Bildnisse, von denen mir der Castellan nichts zu sagen wußte. In seinem Kopf sah es noch wüster und leerer aus als im Palast seiner Herren, und alle Erinnerungen der Vergangenheit waren im Bewußtsein dieses modernen Menschen ausgelöscht. Was hätte ich nicht gegeben, vermochte er mir jene schöne bleiche Frau mit dunkelschwarzen Augen zu bezeichnen, gehüllt in eine rote Sammetrobe! Doch war's am Ende nur ein Name, ob Felice Orsini, oder Lucrezia Tomacelli, oder Diana Paleotti, gleichviel. Oder war es jene unglückselige Herzogin von Pagliano selbst, deren tragisches Ende einen der seltsamsten Romane jener Zeit bildet? Sie fand ihren Tod nicht in diesem Palast, sondern in einem andern Schloß ihres Gemals.

In der kleinen Gallerie fehlt nicht das Porträt eines Astrologen, den wir uns einmal gewöhnt haben als spiritus familiaris in jedem großen Adelsschloß der Vergangenheit zu denken, mit langem, weißem Bart und in weitem Sammettalar. Solche Tracht stimmt gut zu der gediegenen und schwerfälligen Einrichtung mittelaltriger Paläste, worin heute unser französischer Frack nebst Glacéhandschuhen so überaus lächerlich erscheint. Der Sterndeuter, dessen Bildniß ich betrachtete, war Nicolaus Colinus de Paliano, Astrologus Insignis, wie die Inschrift sagt.

In andern Zimmern findet man die Wände mit Ansichten von Städten und deren Planen geschmückt, wie von Madrid, Paris, Venedig, Florenz und Genua.

Die Säle sind von mittelmäßigem Raum, und ländliche Zimmer im Vergleich zu dem fürstlichen Prachtsaal, welchen man im Palast der Colonna zu Rom bewundert.

In unmittelbarer Nähe steht die Kirche S. Andreas, Familien- und Gruftkirche der Colonna, ein zierliches Gebäude von mäßigen Verhältnissen. Sie enthält die Gräber des Zweiges von Pagliano. Es war Filippo I. (1578 bis 1639), welcher die Asche von vielen seiner Ahnen, die vorher an andern Orten beigesetzt gewesen, nach Pagliano schaffen ließ, wo er diese Familiengruft erbaut hatte. Als ich in dieselbe hinabstieg, erstaunte ich nicht wenig, sie gänzlich leer zu finden. Die Wände dieser großen runden Grabkammer sind weiß übertüncht; kein Sarkophag, noch anderes Monument von Marmor zeigt sich hier, sondern rings um die Mauern laufen Inschriften, deren gleichförmige Charaktere dem siebenzehnten Jahrhundert angehören. Man findet hier die Inschrift auf Marcantonio und seine Gemalin Felice Orsini, auf Ascanius und Johanna von Aragona, seine Eltern, auf Fabricius und Agnese von Montefeltro, seine Großeltern. Ob die schönste Frau Italiens, Giulia Gonzaga, des Vespasiano Colonna Gemalin, in Pagliano begraben liegt, weiß ich nicht anzugeben; ebenso wenig weiß ich dies von der berühmten Vittoria. In ihrem Testament bestimmte sie, daß man sie in dem Kloster begraben solle, wo sie sterben werde. Sie setzte zugleich ein Legat für die Nonnen von S. Anna de' Falegnami aus, welche sie in ihrer Krankheit gepflegt hatten, und der Testamentsact

selbst wurde am Lager der Sterbenden am 15. Februar 1547 vollzogen, im alten Palast der Cesarini nahe bei der Argentina. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß sie in jenem benachbarten Kloster S. Anna bestattet wurde.*)

Von Pagliano führt keine Fahrstraße nach dem nur sechs Millien entfernten Anagni, denn jene Stadt hat nur das einzige Tor im Gebrauch, welches gegen Genazzano liegt; wer nach der entgegengesetzten Seite heraus will, muß längs den Mauern hingehen. Nur ein labyrintischer Feldweg, für Reiter zugänglich, aber oft steil und rauh, weil der vom Regen ausgewaschene Kalkfels nackt zu Tage liegt, geht durch die öde Wildniß nach Anagni.

Ich machte diese Straße zu Pferd in Begleitung eines Campagnolen, den ich als Führer mitgenommen hatte, an

*) In nomine Domini Amen. Anno a nativitate ejusdem Domini MDXLVII. Pontificatus Sanctissimi in Christo Patris et Domini nostri Pauli divina providentia Pape III. anno ejusdem XIII. Indictione V. mensis Februarii die Martis XV. In presentia mei notarii et testium infrascriptorum ad hoc specialiter vocatorum et rogatorum. Constituta personaliter Illustrissima et Excellentissima Domina Victoria Columna Marchionissa Pescarie infirma corporis, et in lecto jacens, sana tamen mente, et intellectu ac loquela ....

Actum Rome et in Palatio Illustrissimi Domini Iuliani de Cesarinis vocato Argentina, et in stantiis viridarii, et in quadam camera in qua ipsa Illustrissima Domina Testatrix infirma jacebat in lecto presentibus audientibus et intelligentibus his videlicet ... (folgen die Zeugen).

Ita testavi ego Victoria Columna.

einem köstlichen Septembertage, welchen ich zu den genußreichsten meiner vielen Wanderfahrten durch die Saturnia tellus zählen werde, so reizend war jene Wildniß und so unvergleichlich der Anblick jener majestätischen Gebirge. Der Hügel von Pagliano läuft weit gegen den Fluß vor, indem er nach allen Seiten ziemlich schroff niederstürzt. Weinberge umkränzen ihn vom Gipfel bis zum Fuß; auf seinem Kamm, über welchen wir fortritten, wächst dichtes Gebüsch von Mastix, von Erdbeerbäumen und Myrten, worüber ich mich verwunderte, weil doch die Myrte die Küste und die Meeresluft zu lieben pflegt. Auf dem Hügel wohnen Colonisten, in Strohhütten von konischer Gestalt, wie man sie auf der Campagna von Rom überall findet.

Zwischen diesen Colonien reitet man zu einem einsamen Kloster fort, welches im grünen Wald von Eichen, Castanien und Ulmen liegt. Es heißt S. Maria di Pagliano.

Von dort muß man den Wald durchziehen, der den Hügel umgibt, und nur von engen Pfaden durchschnitten wird. Er senkt sich in die Tiefe hinab, so daß es schwer ist auf dieser Jähe fortzureiten. Unten liegt eine romantische Wildniß, ein ödes Gefilde, welches sich zwischen dem Hügel von Pagliano und jenem von Anagni ausbreitet. Nur hie und da steht eine einsame aus braunem Gestein erbaute Meierei, oder eine Mühle an einem schäumenden Wildwasser, über das wir hinwegsetzen müssen. Die Landschaft beleben Heerden von Rindern und Schafen. Man sieht hier den Pifferaro des weihnächtlichen Rom in seinem Naturzustande, und hört hier die

fremdartigen Klänge der cornamusa oder des Dudelsacks, die der Hirt ertönen läßt, wenn er hinter der Heerde hergeht, welche ruhelos, wie auf der Flucht das Gras zu weiden scheint.

Gegen Ende Septembers steigen von allen jenen Bergen, die wir um uns her sehen, Schafheerden in die Ebenen nieder; sie wandern bis vor die Mauerns Roms, dort zu überwintern. Auf meiner Heimkehr stieß ich auf einen solchen nach Rom ziehenden Trupp von Schafen; es war ihrer eine so große Schar, daß sie den Weg buchstäblich erfüllte, von zottigen Hunden, von Schäfern zu Fuß und zu Pferd geordnet und bewacht. Ich schätzte sie ungefähr auf 3000, aber ein Hirt sagte mir, es seien ihrer nahe an 5000 Stück, die von der Serra nach Rom zögen. Das Geschrei der Mutterschafe und das Blöken der Lämmer erfüllte die Luft mit jenen sanften Klagetönen, von denen die Campagna vor den Toren Roms im October und November wiederschallt, so daß sie dann noch mehr einer großen classischen Idylle gleicht.

Nun nähern wir uns Anagni, und wir sind schon am Fuß des Hügels, auf welchem diese uralte Metropolis der Herniker erbaut ist.

Ein hohes und stattliches Tor steht vor uns, und zeigt auf seinem Gesims das Wappen der Stadt, einen Löwen, in dessen Rücken ein Adler seine Krallen schlägt.

Anagni überraschte mich; an jene finstern Straßen und verwohnten Häuser der Campagnastädte gewöhnt, ritt ich an langen Reihen von ansehnlichen Gebäuden und von Palästen hin, welche den Luxusstil Roms aus dem siebenzehnten Jahrhundert zur Schau tragen, und der Stadt

das Gepräge einer gewissen Wolhabenheit geben. Dieses moderne Aussehen setzte mich in Verwunderung, und ich konnte mir dasselbe nicht erklären, bis ich mir eine Geschichte Anagni's geben ließ, und mich darüber belehrte.

Ich kam auf den Platz der Stadt, ein längliches Viereck, dessen eine Langseite wohnliche Häuser, dessen beide Kurzseiten Paläste schließen, während die vierte von einer steinernen Wehr eingefaßt wird. Er liegt am Rande des Hügels, und auf ihm lustwandelnd, blickt man in die Sacco-Ebene, durch welche sich die via latina von Valmontone her in großen Windungen weiter zieht. Sie berührt Anagni nicht, sondern geht unter seinem Hügel fort, Ferentino und Frosinone vorüber nach dem Liris, den sie gleich hinter Ceprano erreicht. Von diesem Platz aus ist der Blick so schön, daß er auch denjenigen hinreißt, welcher ganz Italien von den Alpen bis an das afrikanische und jonische Meer gesehen hat. Geradeüber steigen die Volskergebirge auf, deren sonnige Felsen sich so deutlich darstellen, daß man die Fenster in den Orten dort oben sehen kann. Allenthalben ziehen volskische Städte den Blick auf sich, weil sie am Gebirg entlang sich einander folgen. Monte Fortino, das berühmte Segni, Gavignano, Rocca Gorga, Scurgola; dann Morolo, Supino, Patrica, hinter welchem der hohe, als Pyramide aufragende Monte Cacume blau und schön sich darstellt. Dahinter Berggipfel neben Berggipfel; wieder andere Städte; hier Ferentino auf einem Hügel, dort Frosinone, deren Burg noch sichtbar ist, und Arnara, Posi, Ceccano, viele andere Orte, die der Blick entdeckt. Gegen die römische Seite dehnt sich eine große Ebene aus, begränzt

von den Bergen Palestrina's, welches selbst in so weiter Ferne sichtbar wird. Auch die Lateinerberge erscheinen; und so umspannt hier das Auge ohne Anstrengung einen großen Teil Latium's.

Ganz anders gestaltet sich die Landschaft, kommt man auf jene Seite, welche dem Platz abgewendet ist. Und hier wird uns die Lage Anagni's erst deutlich. Der Hügel, auf dessen äußerstem Rand es erbaut ist, zeigt sich im Zusammenhang mit der Serra, oder er springt aus ihr in einer sichelförmigen Krümmung hervor. Das braune Gestein ist nackt und schroff, daher man in eine öde Bergwildniß hinabsieht, in welcher nahe bei Anagni Monte Acuto steht, ein schwarzes Castell, von der Höhe gleiches Namens so benannt.

Ueberblickt man diese Lage, so wird man sich nicht wundern, daß Anagni ein beliebter Zufluchtsort, oder ein Sommersitz so mancher Päpste des Mittelalters wurde, als Landstadt über der offenen Campagna, auf einem Höhenzug gelegen, welcher durch seine Luft gesund, und durch seine Felsen und Mauern geschützt ist.

Es ist auch nur das Mittelalter, dem die Stadt ihre geschichtliche Bedeutung verdankt. Denn obwol Haupt der Herniker, eines kräftigen Volksstammes in Latium, spielte sie doch keine Rolle zur Zeit der Römer, und nachdem sie von diesen erobert worden war, blieb sie eine unterjochte Landstadt. Noch heute erinnern an das römische Altertum einige Trümmer, aber ihrer sind wenige. Man sieht hie und da Ueberreste römischer Mauern, und auf der nördlichen Seite der Stadt eine Reihe kolossaler Bogen, welche den schroff hinuntersteigenden Hügel stützen. Dieses

bedeutendste Denkmal römischer Zeit bietet einen mächtigen Anblick dar. Von den Resten einer Burg ist nichts zu entdecken; wahrscheinlich lag sie auf dem Punkt der Stadt, wo sich heute der Dom erhebt. Auch cyklopische Mauern, wie sie noch Ferentino und Segni haben, finden sich nicht vor.

Erst mit dem Ende des dreizehnten Säculum wurde Anagni eine wichtige Stadt, als es das seltene Glück hatte, in einem Jahrhundert vier seiner Mitbürger auf den päpstlichen Tron zu erheben. Der erste war Innocenz III. Conti (1198—1216), dann folgte Gregor IX. Conti (1227—1241), Alexander IV. Conti (1259—1261), und endlich Bonifacius VIII. Gaetani (1294—1303). Aber schon vor ihnen war die Stadt von Päpsten bevorzugt, weil in der Zeit als die Römer eine republikanische Regierung einsetzten, mehrere unter jenen in die Mauern Anagni's sich zurückzogen. Dort starb Hadrian IV. Breakspeare im Jahr 1159, der einzige Engländer, welcher die Papstkrone getragen hat, flüchtig vor dem römischen Senat, dessen Forderungen, die Republik zu bestätigen, er sich entzogen hatte; dorthin floh Alexander III., sein berühmter Nachfolger, nicht minder dessen Nachfolger Lucius III.

Der Vorzug, vier Päpste aus seinem Schooß hervorgehen zu sehen, mußte der Stadt vielfach zum Gewinn gereichen. Sie schmückte sich mit Gebäuden und Palästen; der Charakter ihrer Architektur war der gothisch-romanische, den man in vielen Orten Italiens bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein anwandte. Selbst in Genazzano fanden wir dergleichen alte gothische Gebäude. Ihrer aber

sind in Anagni wenige außer dem Dom; und die merkwürdigsten das Stadthaus und die Casa Gigli.

Der Palast der Comune hat eine mächtige Arcade, über welcher ein einfaches Geschoß ruht. Durch sie geht die Straße fort, als wie durch ein Tor. An der Façade befinden sich in Stein gehauene Wappen des Mittelalters, worunter das Brustbild eines Capitano der Stadt vom Hause Rovere, also dem fünfzehnten Jahrhundert angehörend. Merkwürdig ist die Hinterseite durch die Verzierung des Gesimses und der Fenster mit kleinen Säulen im moresken Geschmack, wie man ihn in Rovello oberhalb Amalfi wieder findet.

So hat sich das Stadthaus aus dem allgemeinen Untergang des mittelaltrigen Anagni gerettet, und dient nun neben der Casa Gigli als Monument der Vergangenheit. Dies Haus Gigli, ein kleines Gebäude, wol aus dem vierzehnten Jahrhundert, erinnerte mich an Häuser in Palermo. Es ist ein Viereck mit plattem Dach und einer Vorhalle. Diese besteht aus zwei Rundbogen; wo sie zusammenlaufen, ruhen sie auf einer einzelnen Säule. An ihr geht eine freie Treppe von Stein zu der gewölbten Thüre empor, welche in der Tiefe der Vorhalle angebracht ist. Schön wiederholt sich die Architektur dieser Halle in dem einzigen Fenster, welches gleichfalls den Rundbogenstil und die einzelne tragende Säule hat. Ueber den Bogen gliedert sich das Gesims in kleinen Ausschnitten einfach und harmonisch ab; indem nun darüber auf dem platten Dach Vasen voll blühender Blumen stehen, erhält dies Haus einen reizenden und südlich fremden Charakter.

Als ich diese Casa erblickt hatte, setzte ich mich auf einen gegenüberliegenden Stein und zeichnete ihr Bild in meinem Wanderbuch ab. Sofort umringte mich eine Schar von Bürgern; indem sie mein Vorhaben billigten, erkannte ich, daß sie einen patriotischen Stolz in dies Denkmal der bessern Zeit setzten. Sie klagten bitter über jene vier Päpste, ihre Landsleute, daß sie im ganzen so wenig für ihre Vaterstadt gethan hätten, und zumal daß sie Anagni nicht mit einer Wasserleitung versorgten. Dies ist freilich ein Unglück, denn die Anagninen trinken das schlechteste Cisternenwasser, welches mir faul und ungenießbar erschien; indeß ist ein Aquäduct nur mit großen Kosten herzustellen, da er von Monte Acuto über einen tiefen Taleinschnitt müßte hergeleitet werden. Wol, sagten jene Bürger, die Wasserleitung würde große Summen gekostet haben, aber bedenkt, es waren ihrer vier Päpste, und qualche cosa per uomo hätten sie hergeben, und so endlich das Werk ausführen können.

Der Dom Anagni's liegt auf der höchsten Erhebung des Hügels am Tor von Ferentino, auf einer ziemlich verbauten Stelle, so daß seine Façade und sein freistehender Glockenturm keine Wirkung hervorbringen. Diese Kirche ist eine der ältesten in Latium, älter überhaupt als die meisten Dome im Kirchenstaat, da sie der Zeit vor dem ersten Kreuzzuge angehört. Denn sie erbaute Pietro, Bischof der Stadt, aus dem Geschlecht der langobardischen Fürsten Salerno's, im Jahre 1074; er selbst nahm am ersten Kreuzzug als Gefährte des berühmten Boemund von Tarent Teil. Heute liest man an der Hauptthüre des Doms auf einem Stein in der Wand:

Quisquis ad hoc templum tendis venerabile gressum
Mox Conditorem cunctorum nosce bonorum
Condidit hoc Petrus magno conamine Praesul
Quem genuit tellus nobis dedit alta Salernus
Sic miserere sibi superi patris unice fili.

Die Charaktere dieser Verse sind modern, und wol aus dem sechzehnten Jahrhundert, aber Geist und Ausdrucksweise der Inschrift gehören der Zeit des Gründers des Doms an.

Mehrmals von den Bischöfen der Stadt und den Päpsten erneuert, hat die Kathedrale doch ihre ursprüngliche gothisch-romantische Gestalt behalten. Die Façade ist von roher Architektur; sie gipfelt sich zu einem stumpfwinkligen Giebel auf, dessen Dreieck ein einfaches Gesims abschneidet. Ein gewölbtes schmuckloses Fenster ist darin angebracht, darunter ein großes viereckiges, offenbar aus späterer Zeit. Die Pforte (es gibt nur eine) hat ein geschmackloses Gesims, welches aus verschiedenen Balken von Stein zusammengeflickt ist; Löwen- und Ochsenköpfe roher mittelaltriger Arbeit zieren diese. Ohne erkennbaren Zweck stehen ferner unsymmetrisch, weil nur an der einen Seite der Thüre, zwei aufgemauerte und an die Wand gestellte Pilaster mit zusammengesetzten Capitellen. Ueber der Thüre spannt sich ein Rundbogen von Stein, mit einfachen Arabesken geschmückt. Das Mauerwerk besteht durchweg aus dem schwarzen Kalktuf des dortigen Gebirgs. Man sieht, daß die Façade im Grunde die alte Anlage bewahrt, aber daß sie eine spätere Restauration nur zur Not und in Eile bekommen hat.

Schön und geräumig ist der Dom im Innern, nicht

in der Form der Basiliken, sondern in jenem gemischten gothischen Stil aufgebaut, welcher sich in Rom vereinzelt in Santa Maria sopra Minerva findet. Er hat drei große Schiffe und einen erhöhten im Kreuz gewölbten Chor. Der Fußboden ist musivisch ausgelegt, eine Arbeit der bekannten römischen Cosmaten vom Jahre 1226, und auf Kosten des Bischofs Alberto und des Canonicus Rainaldo Conti ausgeführt, der als Alexander IV. den päpstlichen Tron bestieg.

Unter dem Chor steigt man zur Krypta hinab, welche besonders merkwürdig ist, und einmal eine genaue Darstellung verdiente. Sie ist ein auf Säulen ruhendes Gewölbe von mäßiger Höhe; die Decke sowol wie den Boden schmückt bunte Mosaik, während die Wände nicht minder bunt und in gedrängter Fülle mit alten, leider sehr beschädigten, oft schon ganz unkenntlichen Fresken überladen sind. Es lassen sich unter ihnen verschiedene Epochen erkennen, denn manche dieser biblischen Darstellungen sind von sehr rohem byzantinischen Stil, andere freier behandelt; es gibt darunter Köpfe von schöner und graziöser Malerei, namentlich auf einem Bild, welches die Verehrung des Kreuzes darstellt. Ihre Zeit scheint die des Cimabue zu sein.

In dieser Unterkirche befindet sich das Grab des Sanct Magnus, des Heiligen des Doms, und eine alte Inschrift sagt: daß im Jahre 1231 daselbst Meister Cosma an der Translocation des Märtirergrabes beschäftigt war. So war also diese alte Künstlerfamilie, welche Rom mit manchen architektonischen Ornamenten schmückte, auch draußen in den Landstädten thätig.

Auch die Chorcapelle, im hintern Schiff, bewahrt eins ihrer Monumente, ein altgothisches Tabernakel über einem Sarkophag von Marmor, dessen Form mich bei dem ersten Anblick an das Grabmal des Bischofs Consalvus erinnerte, welches Johann, der Sohn des Cosma, im Jahre 1298 in S. Maria Maggiore zu Rom aufstellte. Unzweifelhaft ist auch dies Tabernakel von ihm, und nur vier Jahre früher gearbeitet, da die Inschrift sagt:

In isto tumulo requiescunt ossa D. Petri Episcopi
Qui nutrivit D. Bonifacium Pap. VIII Item subtus
Ossa D. Goffredi Cajetani Comitis Casertani.
Item ossa D. Jacobi Cajetani hic recondita Kal. Augusti
Anno D. 1294.

Auf dem sehr einfachen Sarkophag, welcher diese Mitglieder der Familie Gaetani umschließt, befindet sich das Wappen des Geschlechts, doch ohne die Adler, da das Schild der Gaetani in der Regel auf zwei Feldern die beiden doppelten sich schlängelnden Bänder oder Streifen, und auf den andern Feldern die Adler führt.

In derselben Chorcapelle zieht noch ein anderes Altertum unsere Aufmerksamkeit auf sich; es ist ein sehr gutes Madonnenbild, worunter zu lesen ist:

Hoc opus fieri fecit Doñ. Raynald Presbyter et Clericus
istius ecclesiae anno Dni. M. CCCXXII. mense Madii.

Also war es ein Geschenk desselben nachmaligen Alexander's IV. Conti.

Wenig Denkmäler von jenen anagninischen Päpsten sind sonst im Dom übrig geblieben. Dazu gehören vor

allem die Gewänder Innocenz' III. und Bonifacius' VIII., welche in einem Schrank der Sacristei gezeigt werden. Das Meßgewand des berühmten Innocenz ist aus blauem Stoff, reich und schwer in Gold ricamirt, und mit eingewirkten Bildern neutestamentlicher Gegenstände von so auffallender Schönheit bedeckt, daß sie eher nach Gemälden Giotto's, oder des spätern Fiesole gemacht zu sein, als einer so frühen Zeit anzugehören scheinen. Weit roher ist der schwerfällige Mantel Bonifacius' VIII., der nur Stickereien von Adlern und Löwen enthält.

Der Sacristan zeigte mir neben diesen Gewändern auch mehrere alte Bischofsmitren und Krummstäbe, deren außer Gebrauch gekommene Form den Antiquar beschäftigen mag.

Vergebens suchte ich nach Bildsäulen jener Päpste, es gibt deren keine, nur an der Außenseite des Doms sitzt in einer Nische, oder in einem Tabernakel, unter dem Dachgesimse die marmorne Figur eines Papstes auf dem Tron. Man sagte mir, daß diese unförmliche Bildsäule von götzenhaftem Ausdruck Bonifacius VIII. vorstelle.

In späterer Zeit stellte man die Brustbilder aller vier Päpste im Chor des Doms auf, große Medaillonbildnisse auf Leinwand, die nun über den beiden Galerien des Chors frei in der Luft stehen; ein bizarrer Einfall, der erst dem siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert angehören kann.

Ehe wir den Dom verlassen um zu dem Palast Bonifacius' VIII. zu gehen, erinnern wir uns an manche Scene, welche von hier aus folgenschwer in die Geschichte Deutschlands eingegriffen hat. Denn die Kathedrale

Anagni's steht zu dem Hohenstaufengeschlecht in bedeutender Beziehung. Dort vor jenem Altar verfluchte einst Alexander III. am Gründonnerstag des Jahres 1160, den großen Kaiser Barbarossa; dort las Innocenz III. die Bulle, welche Friedrich II. excommunicirte, und auf derselben Stelle bannte endlich Alexander IV. den jungen Helden Manfred. Wilde und barbarische Scenen des Mittelalters; sie sind nun lange vorüber, wie die Herrlichkeit unseres großen Reichs, und wie die Gewalt des Papsttums selbst.

Der letzte der Päpste aus Anagni war Bonifacius VIII. vom Haus der Gaetani. Wer kennt nicht seine Gefangennahme in seinem Palast, endlich seine Befreiung und sein unmittelbar darauf folgendes tragisches Ende?

Im Jahre 1294 hatte ein seltsamer Zufall den Einsiedler Pietro aus seiner Wildniß vom Berg Majella auf den päpstlichen Tron erhoben. Der unfähige Eremit hatte seinen Sitz in Neapel genommen, wo er ein willenloses Werkzeug in den Händen des Königs Karl war; nach der päpstlichen Krone aber strebte der herrschsüchtige Cardinal Benedict Gaetani von Anagni. Pietro oder Cölestin V. beschloß die Tiara niederzulegen. Er that dies fünf Monate nach seiner Erwählung, und floh in seine Wildniß zurück. Aber kaum war Gaetani als Bonifacius VIII. auf den Stul Petri gestiegen, als er den Flüchtling aufgreifen und nach Anagni in seinen Palast bringen ließ. Von dort schaffte er ihn nach der nahegelegenen Burg Fumone, wo der unglückliche Eremit sein Leben endete.

Bonifacius hatte es nicht vergessen, daß die beiden

Cardinäle aus dem Hause Colonna, Jacopo und Pietro, seiner Erwählung widerstanden hatten, und er sann darauf, diese mächtige Familie zu demütigen. Im Jahre 1297 brach die Feindschaft zwischen ihm und jener aus, unter Umständen welche ich hier übergehe. Es folgte ein förmlicher Kreuzzug des Papsts gegen diese Familie. Die Colonna entwichen vor seinem Grimm; die abgesetzten Cardinäle gingen nach Rieti, Sciarra Colonna aber, das damalige Haupt des Hauses, nach Frankreich, wo ihn Philipp der Schöne mit Freuden aufnahm. Denn dieser befand sich mit Bonifacius VIII. im Krieg, da er von ihm excommunicirt und des Trons für verlustig erklärt worden war. Mit Sciarra ward ein Anschlag geschmiedet, Bonifacius in Anagni, wo er im Sommer des Jahrs 1303 wohnte, zu überfallen und gefangen zu nehmen. Zu diesem Zweck verband sich jener mit Wilhelm Nogaret, dem Vertrauten des Königs; sie sammelten dreihundert Reiter und mehr Fußvolk, und nachdem Nogaret in Ferentino mit einem Trupp sich aufgestellt hatte, um schnell bei der Hand zu sein, brach Sciarra Nachts am 7. Sept. von dem nahen Scurgola auf. Die mit verschworenen Ghibellinen in Anagni öffneten ihm die Tore; er stürmte den Palast Gaetani, und drang in das Gemach des Papsts. Bonifacius setzte den Mißhandlungen, die er erlitt, eine heroische Würde entgegen. Drei Tage blieb er Gefangener, von Sciarra und Nogaret mit dem Tode bedroht, die ihn aufforderten vom päpstlichen Tron herabzusteigen, wie er einst den unglücklichen Cölestin davon herabzusteigen gezwungen hatte. Indeß rief der Cardinal Luca Fiesco das Volk in Anagni auf, den Papst, ihren

Mitbürger, aus den Händen des wütenden Haufens zu befreien. Es griff zu den Waffen und verjagte die Eingedrungenen. Dann führte man den Befreiten nach Rom, wo er schon am 11. October in Raserei starb.

Seine eigenen Landsleute, Cardinäle, Mitglieder der Curie, hatten Bonifacius verraten. Als bald nachher Benedict XI., sein Nachfolger, die Bulle gegen dessen Verfolger erließ, rief er darin aus: „Das eigene Vaterland schützte ihn nicht, sein Palast bot ihm kein Asyl dar; das höchste Priestertum ward geschändet; die Kirche mit ihrem Bräutigam in Ketten gelegt. Welch ein Ort kann fürder noch Sicherheit bieten? Was kann noch fürder ein heiliges Asyl sein, wenn der römische Papst selbst verletzt ward? O gottloses Verbrechen, o unerhörter Frevel! Wehe über dich, Anagni, die du solches in deinen Mauern geschehen ließest! Nicht Tau noch Regen falle auf dich, auf andere Berge mögen sie fallen, und dir vorübergehen, weil, da du es sahest und hindern konntest, der Tapfere gefallen, und der mit Stärke Gegürtete überwältigt ist."

Der Fluch Benedict's XI. ruht heute nicht mehr auf diesem Anagni; aber noch im Jahre 1616 gestanden die abergläubischen Einwohner, daß sie unter dessen Wirkungen zu leiden glaubten. Als damals der bekannte Reisende Leandro von Bologna die Stadt besuchte, fand er sie als Schutthaufen, und auch den Palast Gaetani in Ruinen; die schrecklichen Campagnakriege unter Alba hatten sie verheert, und die verarmten Anagninen klagten dem Bolognesen, daß seit jenem an dem hochsinnigen Bonifacius verübten Verrat ihre Stadt fortdauernd von Unglück heimgesucht worden sei.

Ich fragte in Anagni nach dem Schauplatz jener berühmten Scene, wo mit Bonifacius VIII. das weltgebietende Papsttum, wie es Gregor VII. geschaffen hatte, für immer unterging. Aber der Palast Gaetani ward längst zerstört, und das Haus, welches die Anagninen heute so benennen, ist ein modernes Gebäude, das der Marchese Traetti besitzt. Es nimmt jedoch die Stelle des Familienpalasts ein, nicht weit vom Dom auf dem Rande des Hügels. Man sagte mir, daß der alte Palast mit der Kathedrale selbst im Zusammenhang gestanden habe. Im Hof sieht man noch Mauerreste davon, und auf der Hinterseite des heutigen Gebäudes den ansehnlichen Rest einer großen Loge, von der noch drei mächtige Rundbogen stehen geblieben sind, welche den Hügel stützen. Ihnen zu Füßen liegt in der Vertiefung ein großes Gemäuer, das man mir als den Pferdestall Bonifacius' VIII. bezeichnete.

Ich fand auch hier, daß die Gegenwart meistens mächtigere Ansprüche an die Betrachtung erhebt als die Vergangenheit. Denn ich verlor Bonifacius VIII. über dem herrlichen Anblick der wilden Gegend aus den Augen. Man blickt hier in eine steinige Wildniß von ernsten Formen, aus der sich einsam ein dorischer Tempel erhebt, ein modernes Gebäude, der Campo Santo Anagni's. Weiterhin zeigt sich Monte Acuto. Geht man endlich wenige Schritte am Hügel fort, so enthüllt sich aus der Gebirgsferne von höchstens sechs Millien ein grauer Fels, auf dem sich eine schwärzliche Stadt in traurigster Verlassenheit erhebt. Das ist Fumone! so sagte mir ein

Weib, welches vorüberkam, und sie setzte mit Geringschätzung hinzu: Quando Fumone fuma, la Campagna trema (wenn Fumone raucht, zittert die Campagna). Ich verstand dies Sprüchwort nicht, und fragte um dessen Sinn; aber die Frau sagte nichts mehr als dies: Seht, seht, es ist ja so elend, und die Menschen hungern Tag und Nacht. — Das also ist Fumone, wo Cölestin V. umkam, der einzige Papst welcher abdankte, und dessen Geschichte so romantisch ist wie das Mittelalter selbst.

Hier muß ich eines lächerlichen Vorfalls erwähnen. Ich hatte ein Fernglas mit heller Metalleinfassung herausgezogen, um Fumone zu betrachten; zufällig richtete ich es auf einen Buben, der in geringer Entfernung am Wege stand. Der Junge erhob ein Zetergeschrei, und indem er die Luft mit ihm erfüllte, lief er voll Entsetzen in die Weite. Es kamen auf dies Geschrei Frauen, Männer, Kinder herab, fragend was vorgefallen sei. Mit Vergnügen mußte ich mich nun jener Scene in Genazzano erinnern, wo ich mit einem Buch als Zauberer Schrecken verbreitet hatte.

Wir haben das Merkwürdigste in Anagni gesehen und können diese Stadt verlassen. Mit Bonifacius endet das Interesse für dieselbe, wenn auch nicht ihre Geschichte. Denn noch zweimal wird Anagni namhaft: im Jahre 1378, als nach der Wahl Urban's VI. die französischen Cardinäle, die Gegner der römischen Partei, dorthin flohen, einen Gegenpapst aufzustellen, womit das große Schisma begann; und endlich im Jahre 1556, als während des Campagnakriegs der Herzog Alba die Stadt zerstörte. Sie ging fast ganz in Trümmer, und so erklärt

sich ihr modernes Aussehen. Heute ist sie eine einsame und todte Landstadt von etwa 6000 Einwohnern, stolz auf ihre Erinnerungen, ihre Päpste und Adelsfamilien. Noch zählt man deren zwölf, die sogenannten zwölf Sterne Anagni's, und noch dauern Gaetani wie Conti fort, ihre ältesten Geschlechter. Ihnen gesellten sich neuere hinzu, von denen das liebenswürdige Haus Ambrogi rühmend zu nennen mir ein Vergnügen ist.

Aus den Bergen der Herniker.

1858.

In der Campagna Roms liegen einige Orte, die durch Altertum, Schönheit der Gegenden, Charakter des Volks und manche merkwürdige Denkmäler zum Besuche einladen. Das Land, welches ich im Sinne habe, gehört zur Legation Frosinone, und breitet sich oberhalb des Flusses Sacco, auf den Abhängen des Apennin aus; die Hauptstädte in diesem Gebiet der alten Herniker sind Anagni, Ferentino, Alatri, Veroli und Frosinone — Orte, die ein höheres Alter haben als Rom, ja deren Anfänge in die mythischen Zeiten des Saturn und der mauerbauenden Cyklopen sich verlieren.

Es war mein Plan diese Städte zu besuchen, zugleich aber hoch in die Wildniß hinaufzugehen, um die berühmte Carthause Trisulti kennen zu lernen, und in ihrer Nähe die Grotte von Collepardo, wie den seltsamen Felsentrichter Santulla zu sehen, welcher unter dem Namen „Brunnen Italiens" weit und breit genannt, aber nur selten besucht wird. Ich ritt demnach in Begleitung meines braven Campagnolen Francesco Romano, der mir als Führer und Diener zur Hand sein sollte, von Anagni aus in dies schöne Land hinein.

Wenn man von der Höhe Anagni's herabkommt, hat man in einer Weite von acht Millien die Stadt Ferentino vor sich. Sie zeigt sich als ein ansehnlicher Ort, auf einem langgestreckten Hügelzug gelagert, dessen Fuß reiches Grün von Weinreben und Gartenpflanzungen bedeckt, während braune Türme, Klöster und Kirchen malerisch von den Gipfeln aufsteigen. Die lateinische Straße ist bis Ferentino einförmig und todt, wenn sie nicht durch Wanderzüge von Ciociaren belebt wird. Ihrer begegnet man manchen; denn die Via Latina führt der Stadt Rom die Producte nicht allein der Landschaften, sondern auch der neapolitanischen Gränzstädte zu, und die Landsleute des Cicero und des Marius, die Arpinaten, bringen gern ihre Hühner auf den Markt der Hauptstadt. Ich sah mehrere dieser Züge jener Gegenden, Reihen von großen plumpen, zweirädrigen Karren, die man Barocci nennt, und welche von hochgehörnten weißen Ochsen gezogen werden. Einige waren mit Kornsäcken, andere mit Wolle beladen, die meisten aber mit Hühnerkörben befrachtet. Die Campagnolen, welche sie führten, machten in ihrem spitzen Hut, in der langen roten Weste und den Sandalen von Eselsleder eine gar stattliche Figur.

Als ich Ferentino erreichte, hoffte ich hier auf die Gefälligkeit einer städtischen Familie, an welche ich einen Auftrag hatte. Ein junger Mann meiner Bekanntschaft, Gerichtsherr eines sabinischen Orts, wo ich mich längere Zeit aufgehalten, hatte in Ferentino seine Schöne. Dieses zärtliche Verhältniß war in der letzten Zeit eingeschlafen, der junge Mann wollte es wieder aufnehmen, und da er selbst verhindert war mich, wie er erst gewollt, auf meinem

Ritt zu begleiten, so ersuchte er mich die Rolle des Galeotto oder Liebesboten zu übernehmen, was ich ihm gern zusagte. Er gab mir also eine sauber geschriebene Epistel, mit dem ausdrücklichen Bemerken: sie der Freundin nicht in Gegenwart ihres Bruders, eines Priesters, zu übergeben, sondern in aller Heimlichkeit, wie einem Mittler geziemt. Kaum war ich nun am Gasthause der Stadt abgestiegen, so ging ich nach dem mir bezeichneten Hause; die Schöne lag im Fenster, ich eilte die Treppe hinauf, und da wir uns in dem ersten Zimmer, welches ich betrat, allein befanden, und nichts von Priestern zu sehen war, so richtete ich erst in bester Form die Grüße des Freundes aus, und zog dann den Brief hervor. Die junge Dame war jedoch in sichtlicher Verlegenheit; sie wurde blaß und rot, und ohne ein Wort zu sagen, eilte sie in ein Nebenzimmer, woraus sie bald zurückkam, mich zu bitten in jenes zu kommen. Kaum dort eingetreten, sah ich den Priester vor mir, faul auf ein nicht sauberes Bett gestreckt, und den Liebesbrief in den Händen, welchen er eben aufmerksam las.

Ich erkannte, daß die Arme unter dem despotischen Einfluß ihres Bruders stand, daß schlimme Scenen im Hause mußten gespielt haben, und dies Mädchen nicht die moralische Kraft besaß sich der Tyrannei des Priesters zu entziehen. Dieser Mann, der mir sonst in Beziehung auf Geschichte und Sehenswürdigkeiten seiner Vaterstadt hätte nützlich sein können, empfing mich kalt und ängstlich, und ich verließ das Haus mit Unwillen darüber, diesen Liebeshandel vielleicht noch mehr verwirrt zu haben. Indeß fand ich mich mit Hülfe anderer in Ferentino zu=

recht, und durchwanderte diesen alten Ort Latium's nach allen Richtungen.

Die ansehnliche bischöfliche Stadt besteht aus einem Gewirr enger Straßen, die nur hie und da durch einen Platz unterbrochen werden. Die ländliche Stille, die Verkommenheit der Geschäfte, die Wüstheit der meisten Häuser bringen einen sonderbaren Eindruck mittelalterlichen Wesens hervor, während zugleich hie und da Säulenstümpfe, Grabcippi und andere Postamente mit römischen Inschriften an das classische Altertum erinnern. Ich setzte mich auf einem kleinen viereckigen Platze nieder, der sich nach der Campagna öffnet und einen herrlichen Blick in das Volskerland gewährt, und versank dort bald in einen Zustand idyllischen Behagens. Ich sah den Frauen zu, die dort um eine graue mittelaltrige Cisterne geschart da standen, eine jede ihren blechernen Tubus am Strick hinunterlassend und emporziehend — eine langweilige und mühevolle Arbeit; denn Fontänen besitzt Ferentino nicht, und besitzen überhaupt die wenigsten dieser Landstädte Latium's. Der Reisende hat oftmals Mühe sich in diesen Orten aus jenem Torpor träger Beschaulichkeit emporzuraffen, in welchen heiße Sommerluft und verzaubernde Lebensstille so leicht versenkt. In solcher fremdartigen und doch zugleich traulichen Einsamkeit zieht dann wol erlebtes, empfundenes und was in weiter Ferne liegt schattenhaft und leise an der Seele vorüber. Doch ein Blick auf eine römische Inschrift dicht neben mir ermunterte mich, und mahnte mich an mein Vorhaben, die alten Mauern Ferentino's aufzusuchen. Diese Stadt hat davon noch sehr ansehnliche Ueberreste.

Wie manche andere Orte Latium's umgab sie ursprünglich ein Ring von Cyklopenmauern, während sich oben auf der höchsten Höhe die in gleicher Weise befestigte Burg befand. Daß diese Werke einer von uns unbegriffenen Urzeit erster, doch schon bestimmt geformter Civilisation sich noch in bedeutenden Resten erhalten haben, ist kein Wunder, vielmehr befremdet ihre teilweise gänzliche Vertilgung. Denn an vielen Stellen sind diese ungeheuern Steingefüge völlig abgetragen, an andern sind auf ihre Reste römische Mauern von länglichen Quadern gesetzt, über welchen dann hie und da noch Mauerwerk des Mittelalters in der „Saracinesco“ genannten Bauweise angefügt worden ist — so daß man mit einem einzigen Blick drei weit von einander getrennte Culturperioden und ihre Charaktere darin vereinigt sieht. Am besten zeigt sich dies neben dem Tor von Frosinone und an der Porta Sanguinaria, einem merkwürdigen uralten cyklopischen Bau, welchen die Römer hernach zu einem gewölbten Tor verändert haben, und worauf sich endlich die schlechteste Arbeit des Mittelalters angesetzt hat. Die riesigen, vieleckigen Steine, fest in einander gefügt, bilden bis zu einer beträchtlichen Höhe die Grundlage.

Sehenswürdig ist die alte Burg von Ferentinum mitten in diesem Mauerringe, der die Stadt umgab und umgibt. Diese Arx steht hoch auf einem Felsenhügel, und war ursprünglich durchaus von Cyklopenmauern umgeben. In der Römerzeit stand hier eine mit Toren und Türmen versehene Befestigung, deren Unterlagen aus großen Quadersteinen sich noch erhalten haben. Eine solche Festung mußte uneinnehmbar sein, und selbst noch heutigen Tages ließe

sich dort mit geringer Mühe ein tüchtiges Werk dieser Art herstellen. Während der Herrschaft der Römer stand hier der Palast des Präfecten. Im Mittelalter behauptete sich diese Burg in manchen Kämpfen und Belagerungen. Noch sieht man die Reste des obern Castells, namentlich zwei stumpfe Türme, welche ehemals ein viereckiges Gebäude bewehrten. Sie sind von überaus malerischer Wirkung.

In fast allen Städten Latium's kann man bemerken, daß sich die Kathedralen auf diesen Burgen niedergelassen haben, und kein passenderer Platz konnte für sie gefunden werden. Die Bischöfe bauten zugleich daneben ihre Paläste, und so waren sie im Stande, von dem Castell aus die Stadt zu beherrschen. Ferentinum war eins der ältesten Bistümer jener Gegenden; die es gründeten, wählten dazu mit Einsicht die Burg, indem sie den alten Palast der römischen Präfecten in die bischöfliche Wohnung verwandelten, den Dom aber aus den Materialien alter Monumente errichteten.

Wenn man durch das römische Tor, ein Werk von erstaunlich fester Anlage, getreten ist, so hat man unmittelbar neben sich sowol den Dom der Stadt als die daran stoßenden bischöflichen Gebäude. Alles dies macht den Eindruck des reinsten Mittelalters. Die Kirche ist klein, doch von guten Verhältnissen, reich an Inschriften und Fragmenten wunderlicher Sculpturen, die noch bis ins zehnte Jahrhundert hinaufreichen mögen, und bald in den Wänden, bald auf dem Boden sichtbar sind.

Ueberhaupt hat Ferentino einige ausgezeichnete Denkmäler des Mittelalters, worunter ich nur die schöne

Kirche S. Maria Maggiore nenne. Sie steht unten in der Stadt auf einem kleinen Platz, und ist eins der vollkommensten Werke gothisch-römischen Stils aus dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert, welche man in Latium antrifft. Ihr ganz ähnlich an Charakter sollen die Kirchen in Fossanova und Casamari sein, welche ich noch nicht gesehen habe. Obwol mich diese mittelalterlichen Bauten hauptsächlich beschäftigten, und meine Aufmerksamkeit auf Inschriften gerichtet war, die jener Epoche angehören, so versäumte ich doch nicht mich zu den übrigen römischen Altertümern führen zu lassen, welche hie und da zerstreut liegen. Indeß ihrer sind nicht viele, noch sehr bedeutende. Der Stolz Ferentino's in dieser Hinsicht ist das sogenannte „Testament". Mühsam kletterte ich über Felsen und durch Brombeergewinde eines Weinbergs, um diese Merkwürdigkeit zu erreichen, und sah endlich eine große Tafel vor mir, welche in den lebenden Stein selbst eingehauen ist. Eine lange Inschrift in trefflichen Charakteren sagt hier, daß Aulus Quinctilius, Quatuorvir und Aedil, der Wolthäter seiner Vaterstadt gewesen, die er testamentlich mit Gütern beschenkte und die ihn selbst dankbar verehrte, indem sie seine Statue öffentlich auf dem Forum aufstellen ließ.

Als ich von diesen Wanderungen ermüdet in meine Herberge am Tor von Frosinone zurückgekehrt war, fand ich das ganze Haus in lärmender Bewegung. Es war an diesem Tag das öffentliche Examen im Gymnasium der Stadt gehalten worden, und die wolhabenden Familien vieler volskischen und latinischen Orte der Umgegend waren gekommen, um ihre Söhne zu den Herbstferien nach Hause

zu nehmen. Mütter, Väter, Kinder füllten alle Gemächer des Gasthauses, und der tobenden Freude von Jung und Alt war kein Ende: die einen reisten ab, die andern rüsteten das Nachtmal, oder richteten sich zum Uebernachten ein; und es kostete mir die äußerste Mühe mein Zimmer zu behaupten, welches ich von vornherein für mich ausbedungen hatte. Einzuschlafen indeß gelang mir nicht, weil die Frauen und Mädchen, die Kinder, die Dienstboten in beständiger Bewegung und fast schreiender Unterhaltung blieben. Kaum aber hatte sich in tiefster Nacht dieser chaotische Wirrwarr gelegt, als draußen feierliche und sonderbar tönende Gesänge erschallten. Es waren Pilgerzüge, die vorüber kamen, Menschen, welche in der Nachtkühle nach irgendeinem entfernten Wallfahrtsort wanderten. Ihre Litaneien hallten trauervoll durch die Stille und brachten eine mächtige Wirkung hervor; denn nichts ist reizender als solchem Gesang in dem nächtlichen Schweigen zuzuhören, da die Phantasie den Ziehenden folgt, welche das Auge nicht sieht, und von denen man nicht weiß, von wannen sie kamen und wohin sie mitten in der Nacht ihre Reise richten. War nun ein Zug vorüber, so schallte schon das Ora pro nobis eines andern aus der Ferne hervor, und verschwebte, dem Haus vorüber kommend, dann wie jener in die Weite. Und so wiederholte sich dies die ganze Nacht hindurch.

Ich war endlich froh den Morgen hereinschimmern zu sehen, und die Sonne war noch nicht über die Berge gekommen, als ich frischen Mutes durch die Stadt ritt, um nach Alatri hinauf zu reisen. Es ging erst zwischen vielen Weinbergen, dann auf felsigen und rauhen Wegen

durch ein verwildertes Hügelland fort, welches von riesigen Castanienbäumen beschattet und von muntern Quellen bewässert wird. Aber je weiter wir vordrangen, desto wüster wurde das Gestein, desto einsamer die Landschaft, bis wir endlich den Fuß eines hohen Bergkegels erreichten, auf dem ein schwärzlicher und melancholischer Ort sich erhebt, einige zersplitterte Türme und zerfallene Mauern emporstreckend. Dieses Castell reizte meine Vorstellung in nicht geringem Maße. Ich hatte es bereits von Anagni aus mit Verlangen betrachtet, und nicht gewußt, daß mein Weg nach Alatri mich ihm so nahe bringen würde. Es ist das alte Fumone, und sein unmittelbarer Anblick versetzte mich in die Zeit des Dante und des Bonifacius VIII. zurück. Wer mit der Geschichte der Päpste bekannt ist, wird sich hier erinnern, daß jener Cölestin V., zur Abdankung in Neapel gezwungen, seinem Nachfolger Bonifacius als herumirrender Flüchtling ausgeliefert, endlich in das Castell Fumone gesperrt wurde, wo er nach einer peinlichen Haft von zehn Monaten am 19. Mai 1296 starb, im hohen Alter von 81 Jahren.

Indem ich nun Fumone betrachtete, erschien mir die Lage des Orts in so tiefer Einsamkeit der Berge erst recht bedeutend; ich konnte mir vorstellen, daß nicht leicht anderswo ein so trauriger Verbannungsort oder Kerker mochte zu finden sein. Jedoch die Einsamkeit schmerzte jenen Gefangenen nicht, welcher sein Leben als Eremit in Hölen und Wildnissen hingebracht hatte. Obwol im höchsten angeregt durch solches Bild einer Zeit, in welcher der mittelalterliche Charakter gleichsam seinen Gipfel erreichte, habe ich doch Fumone nicht besuchen können, sondern

mußte mich begnügen es anzuschauen, wie es, einem finstern Räubernest ähnlich, über meiner Straße herabdrohte. Ich wanderte diese fort; zwei mächtige Berge steigen zu ihren beiden Seiten auf, und eine Höhe sperrt den Mittelgrund. Sobald ich diese erreicht hatte, öffnete sich dem Blick ein Panorama von hoher Schönheit, da sich die herrlichste Apenninlandschaft mit Ebenen und Hügeln, und dahinter große Bergreihen entfalteten, worauf Städte, wie Vico und Guercino, in der Ferne sichtbar waren.

Es senkte sich nun die Straße sanft abwärts, und führte in die reiche Campagna Alatri's, welche bedeutende Stadt ich endlich vor mir sah, als ich um einen Hügel bog. Durch die altersschwarzen Mauern hinreitend — es war ein sonniger Vormittag — erfreute ich mich an der Lebendigkeit des Orts, wie an der Menge stattlicher Paläste, welche auf ein blühendes Gemeinleben der Vergangenheit schließen lassen. Keine gleich ansehnliche Stadt hatte ich noch in den Bergen Latium's gesehen, noch irgend welche von so hervortretendem Charakter gothisch römischer Architektur.

Alatri ist ein Fabrikort für Wolle, Teppiche und Tuch, ein großer Verkehrsplatz der lateinischen Bergciociaren, die dort ihre Wämmser und jene spitzen schwarzen Filzhüte kaufen, welche in Latium allgemein getragen werden. Zudem war es Markt; die Straßen und Plätze, bedeckt mit Früchten des August, mit Feigen, Pfirsichen, Aprikosen und großen Birnen, gewährten einen reichen Anblick und wimmelten von Volk. Die hochgewachsenen Bergbewohner in ihren roten Westen und den Sandalen,

den mit Blumen geschmückten Filzhut keck auf dem Scheitel, erinnerten mich daran, daß ich in dem Latium ferox des Virgil sei, dessen robuste Bevölkerung auch das ganze Mittelalter hindurch ihren Charakter behauptet hat.

Die Straßen sind meist enge und finster, denn alle Häuser sind aus dunkelm Tufstein gebaut, und nur selten mit Kalk übertüncht. Unter ihnen überraschte mich eine nicht geringe Menge palastähnlicher Gebäude; Palast aber nennt man in den römischen Städten jedes Haus mit einem Portal, und um so mehr beansprucht es diesen Namen, wenn es einem alten Adelsgeschlecht angehört. Zahlreiche Geschlechter des Mittelalters müssen demnach in Alatri während des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts geblüht haben, da die meisten Paläste der Stadt dieser Epoche anzugehören scheinen. Sie sind in der Regel mit einem platten Dach von sehr starker Ausladung versehen. Die Façade besteht aus einem Gefüge von sauber behauenen viereckigen Tuffsteinen, deren schwarze Farbe die schönste Wirkung hervorbringt. Die Thüren sind gothisch mit leichtem Bogenbruch; ich bemerkte deren sechs an einem schönen Palast, über ihnen ein feines Gesims, worauf sechs Fenster in den angenehmsten Verhältnissen die Wand durchbrachen. Diese Fenster sind alle im gothisch-römischen Stil gebaut, gleich jenen, welche die älteren Kirchtürme Roms gliedern, da sie aus zwei Bogen bestehen, die in der Mitte durch eine kleine Säule geteilt werden. Diese Bauart verleiht der Stadt einen imposanten Charakter. Es gibt dort Gebäude, welche mich an die toscanischen Republiken, namentlich an Siena, erinnerten. Der Palast Jacovazzi zeichnet sich vor allen andern durch seine turm-

gleiche Höhe und seine Façade halbgothischen Stils aus.
Da er gegenwärtig Eigentum der Stadt ist, so bildet er
als das Communalhaus ein prächtiges Centrum dieser
Bauten.

Ich war von Rom aus an eine der angesehensten Fa=
milien Alatri's gewiesen, welche ehemals durch Reichtum
und Einfluß in der Geschichte der Stadt eine nicht un-
bedeutende Rolle spielte. Ich suchte also den Palast Gra=
pelli auf, und in der That verdiente dieses alte Haus so
zu heißen. Ein geräumiger innerer Hof, stattliche Trep-
pen von Stein, ein prächtiger Saal, in welchem eben
ein Liebhabertheater aufgestellt war, viele Zimmer mit
gemalten Decken und Fresken auf den Wänden, endlich
über zerstörten Nebengebäuden ein verfallener Turm, der
einst dieses Haus zur Festung machte, zeigten mir, daß
es die Besitzung reicher Signoren gewesen sein mußte.
Nun aber war alles im Zustand der Verwilderung, die
innere Einrichtung höchst ärmlich, nur aus Resten alter
Wohlhabenheit zusammengesetzt; man sagte mir denn auch,
daß die Familie, wie so manche andere des Orts, zu
großer Armut herabgesunken sei. Indeß die Jugend, die
sich im Hause zeigte, blühte von Kraft und Gesundheit,
und ich betrachtete mit Vergnügen die muntern Mädchen,
welche in dieser frischen Bergluft herrlich emporgewachsen
waren. Sie entbehren hier vielleicht nicht ungern die
langweiligen Freuden Roms, in kleinen städtischen Kreisen
sich heiter bewegend, und ihre Abende bringen sie mit
Tanz und Spiel zu.

Als ich nach den Sehenswürdigkeiten Alatri's fragte,
machte man mich vor allem andern auf die Kirche Santa

Maria Maggiore und die cyklopischen Mauern aufmerk=
sam, um derentwillen ich allerdings die Reise unternommen
hatte. Jene Kirche, auf einem von mittelaltrigen Ge=
bäuden eingefaßten Platz gelegen, ist klein und von römisch=
gothischem Stil. Sie war auf zwei Türme berechnet,
von denen indeß nur einer, und zwar unvollendet oder
zerstört, aufrecht steht. Römische Bogenfenster gliedern
ihn. Eine unregelmäßige Façade von drei gothischen
Thüren macht den sonderbarsten Eindruck, da über der
Hauptthüre ein ganz außerhalb der Verhältnisse angelegtes
rundes Fenster eingebrochen ist. Seine Rosette ist mit
gemaltem Glas ausgefüllt. Das Gesims der großen Thüre
zeigt Zieraten von Akanthus, und der Thürbogen ruht
auf über einander vorspringenden Säulen.

Als ich in das Innere der Kirche trat, wurde ich
enttäuscht; denn obwol ihre drei Schiffe, von je vier
großen Bogenspannungen gebildet, halbgothischen Stils
sind, zeigte sich doch alles von modernem Ungeschmack
entstellt, mit falschem Marmor belegt und mit abgeschmackt
bunten Farben, wie man sie jetzt in Rom liebt, selbst
bis in die Kreuzgewölbe hinauf bemalt. Das Mittelschiff
wird durch zwei Rosettenfenster von jeder Seite erhellt,
und auch die Tribüne ist von einem ähnlichen durch=
brochen. Vergebens suchte ich nach alten Bildwerken; das
einzige, was der Betrachtung werth sein konnte, war ein
Taufstein, eine Vase von Gyps, getragen von drei Ka=
ryatiden in der rohesten Arbeit des Mittelalters.

Ich wanderte zu den cyklopischen Mauern empor.
Wie Ferentino war auch Alatri rings von solchen um=
schlossen gewesen; aber der städtische Ring ist beinahe

gänzlich zerstört worden, und nur die Mauern der Burg haben sich erhalten, ein erstaunliches Denkmal jener Culturepoche, ohne Gleichen unter allen Städten Latium's, so daß ein so wunderbares, ägyptischen Bauten völlig zu vergleichendes Werk gesehen zu haben eine tagelange mühevolle Reise belohnt.

Die alte Burg Alatri (man nennt sie heute Civita, die Stadt an und für sich) ist der höchste Hügel des Orts, und gegenwärtig der Dombezirk, denn auch hier, wie in Ferentino, hat sich das Bistum auf der alten Befestigung niedergelassen. Dieser Hügel nun, auf dessen großer, durchaus geebneter Fläche die Hauptkirche steht, ist von allen Seiten umfaßt, gestützt und bekleidet von Cyklopenmauern in einer Höhe von 80 bis 100 Fuß. Als ich diese schwarzen titanischen Steingefüge sah und umschritt, welche so wol erhalten sind als zählten sie nicht Jahrtausende, sondern nur Jahre, wurde ich zu weit größerer Bewunderung menschlicher Kraft hingerissen, als mir der Anblick des Colosseums in Rom eingeflößt hatte. Denn in vorgeschrittener Cultur, mit ausgebildeten Mitteln der Mechanik, lassen sich Amphitheater, oder Thermen wie die des Caracalla und Constantin auftürmen, ohne daß der Menschenkraft Uebermäßiges zugemuthet wird, und selbst die Dionysischen Mauern in Syrakus, das Großartigste solcher Bauten, was ich bisher gesehen hatte, machen nicht so sehr erstaunen. Hier sehen wir Mauern vor uns, von denen jeder Stein nicht ein großes Quaderstück, sondern ein geglätteter Felsblock ist, von unregelmäßiger Form, mehr- und vieleckig; und wenn wir verwundert nach der Mechanik fragen, welche im Stande

war so große Felsenstücke über einander zu erheben, so begreifen wir noch weniger wie man es vermochte, diese Vielecke so kunstvoll an einander zu fügen, daß sie ohne ausgefüllte Zwischenräume auf das genaueste an einander passen, und so die sauberste Riesen-Mosaik herstellen.

Die Sage versetzt diese Gattung urlatinischer Bauten in die Zeit des Saturnus, und rückt sie damit überhaupt über die geschichtliche Civilisation hinaus; die wissenschaftliche Forschung aber, welche sich so viel mit Indogermanen und Pelasgern in Italien zu thun macht, ist zum Geständniß verdammt, daß sie nichts von den Völkern weiß, welche jene Werke auftürmten. Ihr Anblick zeigt, daß ein Menschengeschlecht, welches solche Mauern baute, im Besitz einer schon bedeutenden materiellen Cultur war, und geordnete staatliche Verhältnisse besaß. Da diese cyklopischen Städte sich nahe bei einander und über ganz Latium zerstreut finden, so ergibt sich daraus, daß sich hier eine große Anzahl für sich bestehender Republiken oder Gemeinden in uralten Zeiten anbaute, deren Verbindung mit einander wir nicht kennen. Aber so ungeheure Befestigungen lassen auf beständigen Krieg der Städte unter einander schließen, und überhaupt auf räuberische, unsichere und vereinzelte Zustände. Wollte man nun zu den Dimensionen der Werke auch die Kräfte der Menschen in ein passendes Verhältniß bringen, so müßte man wahrhafte Giganten in denen sehen, welche sie errichteten, oder mit feindlicher Gewalt zu stürmen kamen; indeß diese Bauten deuten nur die Periode des Kolossalen an, womit die menschliche Cultur bei allen Völkern und in allen Weltteilen beginnt, bis sie dann von dem ma-

teriell Erhabenen zu dem hinabsteigt, was sich als wohlgefälliges und schönes mit ausgebildeten Mitteln herstellen läßt. Ueberhaupt dürfte man jene cyklopischen Werke in keine zu dunkle Zeit hinaufrücken; vielleicht wurden deren noch in Latium gebaut als bereits Rom gegründet war, und der Schritt von dieser vieleckigen Construction zu den Quadermauern der Etrusker und Römer ist keineswegs ein großer.

Aus den Mauern dieses Capitols des alten Alatri führte ein Haupttor, welches noch heute vorhanden ist, ein ungeheurer aus horizontalen Steinen zusammengefügter Bau; außer ihm zeigt sich noch ein kleinerer Eingang, und drei in der südlichen Mauer angebrachte viereckige Nischen lassen auf Götterbilder schließen, die dort aufgestellt gewesen sind, während zugleich ein cyklopischer Ueberrest mitten auf der Burg für den Gemeinde-Altar gehalten werden kann, auf dem die festlichen Opfer vollzogen wurden.

Bis zum Jahre 1843 waren diese Mauern unter Schutt und Schlinggewächsen halbbegraben, und kein Weg führte um sie herum. Ein Besuch Gregor's XVI. brachte die Alatriner auf den glücklichen Gedanken, so unvergleichliche Monumente des höchsten Altertums zu reinigen und zu befreien; es arbeiteten demnach 2000 Menschen zehn Tage lang den Schutt zu entfernen, und so wurde die Akropolis nicht allein wieder bloßgelegt, sondern ringsum mit einer Straße versehen, Via Gregoriana genannt. Damals wurde auch das große Tor ausgegraben, und der Aufstieg wieder eröffnet. Dieser breite, ganz ebene Burgplatz ist nun von einer steinernen Wehr umfaßt, die sich

über den Cyklopenmauern erhebt; da er keine Gebäude außer dem Dom enthält, gibt er dem Blick die entzückendste Aussicht in die Gebirgslandschaft frei. Es ist ein so hinreißend großes und schönes Gemälde umher verbreitet, daß ich nicht versuchen werde es in Worte zu fassen, oder nur die Linien der Gebirge anzudeuten, die sich in dem sonnigen Blau über paradiesischen Gefilden entfalten. Bei einer vollkommenen Stille, ja einer wahrhaften Einöde auf dieser rätselhaften Stätte uralter Menschencultur ist der Eindruck des Erhabenen ein doppelt wirksamer.

Ich sage auch nichts von dem kleinen Dom, der sich auf der einen Seite des Burgplatzes einsam erhebt, mit einem bizarren Glockenturm, und einer Façade, die dem Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts angehört. Eine breite steinerne Treppe führt zu dem Eingang empor. Leider ist im Innern alles modernisirt, und so erkannte ich mit Bedauern auch hier, daß selbst in den abgelegensten Ortschaften Latium's der falsche Ehrgeiz der Priester oder der Gemeinden das Ehrwürdige und Altertümliche durch das Neue zerstört. So wie die Modesucht allmälig die national ererbte Tracht der Bewohner vertilgt, so greift sie auch die Gebäude überall an, bedeckt sie mit nüchternen Façaden und entstellt ihr Inneres mit grellen und kindischen Farbenbidern wie im heutigen Rom, wo man in Geschmacklosigkeit mit den Sicilianern wetteifert.

Ich durchwanderte die Straßen Alatri's, und immer besser gefiel mir die Stadt. Eine ziemlich reiche Cultur von Gärten umher, und drinnen ein rüstiges und arbeitsames Leben, deuteten auf behagliche Zustände. Da in allen diesen Orten aus der Beschaffenheit des Brodes und

des Weins, als der hauptsächlichsten Nahrungsbedürfnisse, mit Recht ein Schluß auch auf andere Verhältnisse gezogen werden kann, so überzeugte ich mich, daß die Alatriner nicht Mangel leiden.

Ich erinnere mich nicht, in Alatri von Bettlern angesprochen worden zu sein, wie man sie überall in der Sabina und im Albanergebirg scharenweise nach sich zieht. Doch, dort betteln aus ihrem Gefängniß heraus die Gefangenen — ein wunderlicher Anblick, den man übrigens in fast allen römischen Orten haben kann. Während unsere strengen Systeme des Gefängnißwesens darauf hinzielen, den Gefangenen so viel als möglich von der Welt abzusondern, ja ihn wie einen verpesteten Gegenstand in der Zelle einzumauern, gönnt ihm hier die Toleranz des Südens wieder einen zu großen Spielraum. Ich hörte oft die Gefangenen in römischen Städten die heitersten Lieder hinter ihren Gittern singen, in Ritornellen denen auf der Straße antworten, oder ich sah sie mit der Gebärdensprache zum Fenster hinaus Geschichten erzählen, die der Fremde freilich nicht versteht. Nun aber ist ihnen selbst das Betteln noch im Kerker gestattet. Diese Verbrecher, oft nur um geringe Vergehen bestrafte Nichtsthuer, strecken ein langes Rohr aus dem Gitter heraus, an welchem mittelst eines Fadens ein leinenes Beutelchen befestigt ist. Zwei, drei, vier solcher Rohrstangen sieht man zu gleicher Zeit in Bewegung, und die sie herausstrecken gleichen den Anglern, welche mit der größten Seelenruhe ihr Rohr in den Händen halten, um es heraufzuziehen, wenn der Fisch angebissen hat. So taumeln dort die leeren Beutelchen in der Luft hin und her; geht nun jemand an dem Gefängniß vorüber, so

senkt sich Angelrohr und Beutel ihm vor der Nase nieder, und der Gefangene bittet um der Madonna willen ihm ein Geldstück hineinzulegen. Er ist nicht minder vergnügt, wenn man ihm eine Cigarre hineinsteckt, die er dann mit Wolbehagen hinter den Eisenstäben rauchen wird; hat er aber ein paar Bajocchi erhascht, so läßt er sich Wein holen, oder was ihm sonst wünscheswert erscheint. Ich konnte diese classische Art zu betteln niemals ohne Heiterkeit betrachten, und mußte mich stets der Sage erinnern, welche von Belisar erzählt, daß er aus dem Fenster seines Turms die Vorübergehenden angebettelt habe — wenigstens zeigt diese Fabel, daß jene Toleranz sehr alt sei, und vielleicht streckten die Gefangenen aus den Kerkern schon in alten Römerzeiten solche Rohrangeln hervor.

Ich brach von Alatri auf, um die Grotte von Collepardo zu besuchen, von deren Schönheit ich mir so viel hatte erzählen lassen. Ein Gebirgspfad führt zu ihr hin; denn wenige Millien hinter der Stadt verwandelt sich der Charakter des Landes, die Cultur verschwindet, nackte rote Kalkfelsen führen in das Gebirge, dessen wilde Einsamkeit nun den Wanderer umfängt.

Ein Kohlenbrenner aus dem kleinen Gebirgsort Collepardo, welcher in Alatri seine Last abgesetzt hatte, und zufällig mit mir zusammentraf, wurde mein Begleiter und Führer durch die Berge. Ich hörte gern den Erzählungen dieses gutmütigen Menschen von der Aermlichkeit, aber Genügsamkeit des Lebens in seiner Heimat zu, obwol sein Bergdialekt mir das Verständniß etwas schwer machte.

Die Felsenmassen wurden rauher und rauher, die Täler romantischer und wilder, und wir kamen nun über den Fluß Cosa, welcher mit Gewalt durch diese Berge herunterbraust. Sein Wasser, grünlich an Farbe, wie der Inn im Engadin, wimmelt von Forellen. Diese Lebensader des Gebirgs zieht den einzigen schmalen Culturstreifen durch die Felsenwildniß; nach einem jähen Lauf stürzt sie sich in den Saccofluß, und eilt mit ihm dem Liris zu.

Hoch über der Cosa, wo sie am Fuß einer steilen Felsenwand sich durch enge Schluchten zwängt, liegt Collepardo. Nichts melancholischeres mag man sehen: kleine Häuser aus Kalk stehen in gestreckter Reihe beisammen, durch eine bizarre Kirche unterbrochen, und eine schwarze zersplitterte Mauer zieht sich rings umher — ein Beweis, daß auch diese arme Ortschaft nicht vor dem räuberischen Feinde sicher war. Wenige Gärten, Olivenbäume und Weinreben gaben hier äußerste Dürftigkeit zu erkennen; denn außer der kleinen Fläche, worauf Collepardo steht, schien rings umher alles von Felsen zu starren. Der wackere Kohlenbrenner lud mich ein in seinem Haus abzusteigen, was ich gern that, da ich sonst wegen des Unterkommens in Verlegenheit geblieben wäre. Ich richtete mich in dem ärmlichen Gemach so gut ich konnte ein, um die Sonnenhitze vorübergehen zu lassen. Nun traf es sich mir äußerst erwünscht, daß einige Herren aus Velletri eben zu Pferd angekommen waren, welche die gleiche Absicht, die Grotte zu sehen, hierher geführt hatte, denn so wurde es mir möglich, dieses Wunder auch bei Fackelbeleuchtung zu betrachten.

Die Höle liegt tief unterhalb Collepardo. Eine steile Bergwand führt zu ihr hinab; hier braust der Cosafluß durch eine Schlucht; man reitet eine Zeitlang an seinem Ufer hin, welches Castanienbäume beschatten, und hat zu beiden Seiten Felsenwände in den großartigsten Formen. Zur Linken steigt der Berg Marginato auf, und streckt seine verwitterten Massen in die Luft hinaus, tiefe und schwarze Schatten in das Wasser werfend, welches um das Gestein mit Wut siedet und kocht. Rechts erhebt sich eine nicht minder abschüssige, von Baumwuchs umbuschte Felsenhöle, in welcher eben die Grotte liegt.

Schon der Eingang zu ihr verspricht etwas außerordentliches. Ein schwärzlicher Schlund gähnt aus finstern Blöcken hervor, und ein kalter Luftstrom scheint aus der tiefsten Tiefe heraufzuquellen. Wir hüllten uns sorgsam ein, ehe wir hinabstiegen. Die Führer mit den Fackeln waren vorausgegangen, und bald zeigten uns leichte Rauchwolken, die aus den Spalten der äußern Wand hervorstiegen, daß jene drinnen seien. Ich habe sehr viele Grotten in Gebirgen gesehen, und bin für diese Naturspiele im ganzen nicht mehr empfänglich; ich versprach mir daher auch nicht viel von der Grotte bei Collepardo, als ich sie betrat. Indeß machte sie doch Eindruck auf mich, und dies zumal deshalb, weil sie sehr großen Raum hat. Sie besteht nämlich aus zwei Hauptteilen, gleichsam zwei ungeheuern Sälen, die in der Mitte durch eine zerrissene niedrige Mauer getrennt sind. Die Farbe der Wände und des Bodens ist schwarz oder gelbbraun; große Felsen liegen umher, die man zum Teil erklettern muß, und von den unregelmäßigen Wölbungen der Decken hängen

Stalaktitenbildungen in mannichfaltigen Formen herab, während andere wieder vom Boden selbst in bizarrsten Gestalten und Gruppen ihnen entgegen zu wachsen scheinen. Die seltsamsten Gestaltungen haben sich in dem hintern Teil der Grotte gebildet; ihn völlig zu übersehen, ließ man uns im vordern Raum so lange warten, bis jener völlig erleuchtet war. Denn viele Männer und Knaben hatten sich nicht allein mit ihren Fackeln hie und da aufgestellt, sondern auch große Haufen von Werg an verschiedenen Orten angezündet. Als ich nun in den so erhellten Zaubersaal hineinblickte, war es allerdings ein befremdender Anblick. Bald schien man in einen ägyptischen Tempel von schwarzen Säulen einzutreten, zwischen denen Bildwerke von Sphinxen und Göttern standen, bald schweifte man in einem Wald von steinernen Palmenkronen und andern phantastischen Gewächsen, und wieder starrten hier Lanzen und Schwerter, oder hingen Rüstungen von Riesen und Zwergen von den Wänden nieder. All dies lebte und flackerte vom Schein der Fackeln, welche hier die Massen grell heraustreten ließen, und dort um so mächtigere Schatten erzeugten. Die wallenden Rauchwolken zogen wie Schleier hin und wieder, und durch die feuchte Luft warfen sich mit wildem Schrei die aufgestörten Fledermäuse und Nachteulen hervor. Es ist von solchen Hölen kein Bild zu machen, denn die Einbildungskraft eines jeden sieht sie auf besondere Weise, und bevölkert sie mit Phantomen. Natürlich fehlt es nicht an Benennungen einzelner besonders hervortretender Tropfsteingebilde, von denen mir nur die sogenannten „Trophäen der Römer" im Gedächtniß geblieben sind. Ohne

Zweifel enthält die Höle von Collepardo noch einen größern Zusammenhang von Gemächern und erstreckt sich tief in den Berg hinein; aber man hat es noch nicht möglich gemacht weiter vorzudringen.

Ueberhaupt finden sich in dieser Gegend viele Hölenbildungen im Kalkgestein, die ehedem manchen Einsiedler mögen beherbergt haben. Noch im Jahre 1838 wohnte bei Collepardo in einer Grotte des nahen Bergs Avicenna ein Eremit. Es erschien dort im September jenes Jahrs ein junger Franzose, der sich Stefan Gautier nannte, und erklärte, Eingebungen des Himmels zu folgen, welcher ihn in diese Wildniß berufen habe, um ein Anachoretenleben zu führen. Der Fremdling richtete sich in jener Höle ein; man brachte ihm Speise und Trank; er betete und casteite sich, und man sah ihn oft in Collepardo, in Veroli oder in der Carthause Trisulti, wo er die Kirchen besuchte und mit den Mönchen verkehrte. Seine Lebensweise war untadelhaft, ja die eines angehenden Heiligen, obwol er noch bei jungen Jahren war. So hatte Gautier bereits zwei Jahre in jener Einsamkeit gelebt, als eines Tags Häscher seine Höle umstellten, ihn ergriffen und gefangen mit sich führten. Niemand wußte die Ursache, und niemand konnte nachher von dem Schicksal des Eremiten eine bestimmte Kunde geben; man wußte nur, daß der Heilige in die Hände der französischen Justiz ausgeliefert worden sei; ein Gerücht sagte, er sei an einem der Attentate gegen das Leben Ludwig Philipp's beteiligt gewesen.

Die Natur hat viel merkwürdiges um Collepardo zusammengedrängt, denn nur eine kurze Strecke von der Stalaktitenhöle entfernt liegt jener berühmte Brunnen

Italiens, der Pozzo di Santulla, hart an der Straße nach der Carthause. Diese aber wollte ich noch vor Abend erreichen, um die Gastfreundschaft der Mönche anzusprechen. Nach einem halbstündigen Ritt zwischen Gärten und auf einer steinigen Hochfläche sah ich mich plötzlich an dem Rand einer kreisförmigen Vertiefung, welche auf das lebhafteste an die großen Latomien in Syrakus erinnerte. Bei einem Umfange von ungefähr 1500 Schritten versenkt sich dieser rätselhafte Brunnen in eine Tiefe von über 150 Fuß, und zeigt in seinem Grund einen dunkelgrünen Wald von Baumwipfeln und Schlinggewächsen, welche, wenn ein Lüftchen sich hinunterwagt, sanft wie die Wellen eines Sees auf- und niederschwanken. Die Sonne ließ von dem klarsten Himmel Streiflichter in diese Tiefe fallen, und ich sah weiße Schmetterlinge munter hin und her über dem versunkenen Walde spielen. Blühende Ranken hingen über den Zweigen dieser Bäume, welche, wie man versichert, mehr als 30 Fuß hoch aus der Tiefe emporsteigen, und von oben gesehen dennoch nur Sträuchern ähnlich sind. Die unerreichbaren Blumen in diesem Grunde, die wilden labyrintischen Pfade im dunkeln Dickicht, das Flattern des Geflügels welches dort sein Wesen treibt, locken die Phantasie hinunter; sie stellt sich in diesem unterirdischen Zauberhain ein Feenparadies und einen Lustgarten für Oberon und Titania vor. Reichlich sickern dort Quellen geheimnißvollen Laufs und ernähren ein immer grünes Kraut, während dieses Becken den Thau der Nacht zu sich niederzieht und in sich versammelt. Mit Bewunderung senkt sich dann der Blick längs den Wänden in die Tiefe; in

bizarren und phantastischen, tropfsteinähnlichen Formen und Figuren stürzen sie ringsum herab, überbuscht von goldblumigem Ginster und von Mastixsträuchern. Sie sind mit einem bunten Irisspiel von Farben geschmückt, denn bald ist das Gestein zart silbergrau, bald brennend rot, wieder dunkelblau, gelb und tiefschwarz. Die wilde Bergscenerie um diesen Brunnen bildet ein Theater, welches in Worten gar nicht ausgedrückt werden kann: hier die braune Ortschaft Collepardo hinter grünen Bäumen schwermütig gelagert, dort lange Blicke in absinkende Felsentäler; weiterhin riesige Berge von majestätischen Formen, um deren nie betretene Gipfel einsame Goldadler schweben, oder phantastische Nebel ihre weißen Schleier ziehen.

Wild aussehende Hirten, Sandalenmänner des Gebirgs, mit lanzenähnlichen Stäben, waren am Rande des Brunnens mit ihren Kletterziegen gelagert, und brachten Leben in die große Scene, während einige kräftige Buben sich vergnügten Steine hinabzurollen. Sie fielen mit dumpfem Gekrach in den Wald hinunter, und schreckten dann die grauen Tauben aus ihrem Nest auf, die mit der Schnelligkeit der Blitze aus den Wipfeln emporschossen und verzweifelt hin und wieder fuhren. Obwol diese Hirten mir einbilden wollten, daß in dem geheimnißvollen Brunnen sich ein Tiger aufhalte, so gestanden sie doch, daß sie dann und wann Ziegen an Stricken hinunter ließen. Diese Thiere finden dort Wasser und Kraut in Fülle und bleiben in dem Wald monatelang, bis sie wolgenährt wieder herauf geholt werden.

Läge der Pozzo in Deutschland oder in Schottland,

so würde ihn die Phantasie des Volks ohne Zweifel mit den fabelhaftesten Wesen bevölkern; aber die Italiener haben im ganzen keinen Sinn für das Märchen- und Geisterhafte, weil es die Klarheit der Lüfte bei ihnen nicht gedeihen läßt. Und so war mir auch die Erzählung von dem Ursprung dieses Brunnens charakteristisch, wie ich sie aus dem Munde der Hirten hörte, denn sie ist eine Legende. Der Pozzo, so sagten sie mir, war ehemals eine große kreisrunde Tenne; eines Tags erfrechten sich Leute dort Getreide auszustampfen, obwol das Fest der Assunta der heil. Jungfrau gefeiert wurde. Madonna erzürnte über diesen Frevel; sie versenkte plötzlich die Tenne mit allem was sich auf ihr bewegte, und so sei der kreisförmige Pozzo entstanden. Vulcanische Erscheinungen zeigen sich übrigens nirgend, daher mag wol die Ansicht richtig sein, daß dieser Brunnen ehedem eine Höle war, deren Gewölbe einstürzte. Nur ungern riß ich mich von dieser merkwürdigen Erscheinung los; ich dachte mir mit Verlangen das magische Schauspiel nächtlicher Beleuchtung, wenn der Mond durch diese große Bergwildniß schwebt, und sein dunstiges Licht von den Kraterwänden auf den Geisterwald dort unten niederquillt.

Die Ziegenhirten führten mich und meinen Campagnolen auf steinigen Pfaden seitwärts weiter, bis wir die betretene Felsenstraße erreichten, welche man einschlagen muß, um nach der Carthause Trisulti zu gelangen. Diese weit und breit berühmte Abtei sollte etwa eine deutsche Meile vor uns liegen; sie war nicht sichtbar, aber man zeigte mir oben in der hohen Bergregion, die zu ersteigen war, den finstern Streifen eines Eichenwalds, hinter

welchem ich sie, ein wahres Culturwunder des Gebirgs, finden würde. Ich erinnere mich kaum einer wilderen und schöneren Berglandschaft, als jene war, die ich nun tief absteigend durchritt. Der Blick fiel bald in schwindelnde Tiefen, aus denen dumpfen Schalles das Getöse des Cosaflusses emporkam, bald erhob er sich wieder zu prächtigen Bergpyramiden, unter denen die Monna gigantisch gen Himmel ragt.

Wir zogen hinunter, hie und da an grauen Felsenobelisken vorüber, welche, den Weg versperrend, sich einzeln vorgeschoben hatten, und nach einer beschwerlichen halben Stunde waren wir unten an dem Fluß angelangt. Er hat hier zwei Berggebiete durchrissen, und donnernd stürzt er seine Schaumwellen durch finstre Schluchten weiter. Die Sonne war schon hinter die Berge gesunken, sie vergoldete noch mit verschwebender Glut die Gipfel ringsumher. Nun stiegen wir über breite Flanken des Gebirgs empor. Ich wandte mich nach jener Richtung um, von der ich gekommen war, und sah in nicht zu großer Entfernung acht bis zehn Soldaten mit raschem Schritt den von mir zurückgelegten Pfad herunterkommen. Waren es Banditenjäger? Ich bezweifelte es, denn die berüchtigte Räuberbande des Gasperone trieb ihr Wesen in diesen Bergen nicht mehr, wo man noch an mancher Stelle Räubernamen lesen soll, welche jene Briganten mit ihren Dolchen in die Felsen eingegraben. Diese Soldaten, so sagte mein kundiger Begleiter, kommen aus Alatri zum Besuch nach der Carthause, bei den Mönchen Nachtlager und Kost zu finden. Denn Ihr müßt wissen, daß die reichen Weißkutten durch ein Gesetz gezwungen

sind, jeden Wegewanderer drei Tage unentgeltlich zu verköstigen; und wenn ein ganzes Heer in ihre Carthause einrückte, so dürften sie ihr Klosterhaus ihm nicht versperren. Da ich nun wußte, daß jene Gesellschaft, mit der ich die Grotte von Collepardo gesehen, die vorige Nacht auf Unkosten der Mönche gelebt hatte, da ich hinter mir her halbverhungerte Soldaten sah, welche schon in Gedanken das Kloster durchschwelgten, und weil ich die gleiche Absicht hegte und mir eines rücksichtslosen Hungers bewußt wurde, so stiegen mir einige Besorgnisse auf. Komm denn, Francesco, sagte ich, und laß uns die Schritte verdoppeln, damit uns jene Soldaten nicht überholen und die Gesichter der Mönche für uns finster machen, wenn auch wir an ihre Thüren pochen, Speise, Trank, und Herberge zu begehren. Francesco lachte, und wir trieben uns rüstig vorwärts.

Ich hatte die Höhe erreicht, auf welcher die Carthause von Trisulti steht; es ist die breite Absenkung herrlicher Bergpyramiden, welche sich unmittelbar über ihr auftürmen. Aber noch entdeckte ich das Kloster nicht, der schönste Eichenhain verbarg es meinem Blick. Ihm zureitend, sah ich schon von fern zwei weißgekleidete Klosterbrüder in ihm auf- und niedergehen. Diese heiligen Männer wandelten nachdenklich in dem kühlen Schatten majestätischer Bäume, so daß ich die philosophische Ruhe beneidete, die sie genossen. Wenn irgend das menschliche Gemüt sich in Ergebung, Ernst und hoher Betrachtung sammeln mag, so dürfte es hier in einer der erhabensten Einsamkeiten sein, welche ich irgend sah. Ein Abendlüftchen rauschte durch die tiefschattigen, jahrhundert alten

Wipfel, und rings standen in feierlicher Majestät ewige Berge umher. Die Glocke des Klosters scholl plötzlich über den Wald her; ich fühlte den Geist des Mittelalters mächtig auf mich wirken.

Ich trat auf einen der Mönche zu, kündigte mich als Reisenden an, und bat um Gastfreundschaft für eine Nacht. Der stattliche und wolgenährte Bruder wies mich ans Kloster selbst, wo ich mich beim Guardian zu melden hätte. Nachdem ich nun eine kurze Strecke den Hain durchritten hatte, enthüllte sich die Carthause meinen Blicken. Auf solcher Höhe eines unwegsamen Gebirgs, über dessen rauhe Felsenwände der Wanderer mühsam kletterte, plötzlich vor einer blühenden Oase der Cultur sich zu finden, dies hat etwas unbeschreiblich reizendes. Das kleine Himmelreich und Eden der Heiligen schimmerte aus grünem Laub hervor, phantastisch, heimlich und wunderbar; nicht ein einzelnes Gebäude, sondern ein Verein von saubersten Capellen, Kirchen, umschlossenen Höfen, Anlagen verschiedenster Art, im wohnlichsten Zustand, Reichtum und friedliches Glück verkündend. Ringsumher alte schattige Bäume, einzeln oder in Gruppen, umfriedete Gehege, Rinder, Schafe, Ziegen, Mönche auf- und abgehend, arbeitende Dienstmannen, ein lebhaftes Treiben von vielerlei Menschen, welche das Kloster ernährt.

Der Guardian, ein großer und ernster Mann mit langherabwallendem Bart, nahm mich am Tor des Vorhofs freundlich an, und bedeutete mir dem Superior mich vorzustellen, welcher dann die weitern Befehle für meine Aufnahme erteilen würde. Ich wurde in den innern Hof geführt, ein großes Viereck, welches die Klostergebäude

und die Façade der Kirche umschließen. Alles ist hier in der aufmerksamsten Reinlichkeit gehalten und gepflegt, aber die Gebäude haben nichts altertümliches, sondern zeigen den Luxusstil des achtzehnten Jahrhunderts. Im Innern lange und luftige Corridore, zu deren beiden Seiten die Zellen der Brüder sich befinden. Den Superior fand ich in einem geräumigen Gemach hinter einem Schreibtisch beschäftigt, Dienstleuten zuhörend, welche irgendein Anliegen vorzutragen schienen. Er genehmigte gern meine Bitte um Aufnahme, ohne mich nach Vaterland oder Confession zu fragen; freilich genügt den Mönchen ein flüchtiger Blick auf Gestalt, Physiognomie und Ausdrucksweise des Fremdlings, um den Katholiken oder Protestanten zu erkennen.

Nachdem mir der Superior einen Laienbruder zugewiesen, verließ ich ihn, und ward in die Foresteria geführt. So nennt man die abgesondert gelegenen Gastzimmer, welche in solchen Klöstern für die Herberge der Fremden bestimmt sind: sie sind ersten und zweiten Ranges, je nach dem Stande des Gasts. Denn wer zur anständigen Classe gerechnet wird, erhält ein Zimmer in der Foresteria nobile oder de' Signori; wer niedriger taxirt wird, begnügt sich mit einem bescheidenen Unterkommen, und die unterste Stufe der menschlichen Ansprüche führt endlich zu den Kammern der Knechte, oder in die Stallungen, wo das arme Wandervolk sich auf Stroh ausstrecken mag. Man hatte mir ein gutes Zimmer neben dem Gastsaal angewiesen. Ein reinliches Bett, frisch bezogen, verhieß ein bequemliches Lager, und der Diener, ein gewandter junger Mensch, welcher in verschiedenen Städten

Gasthauskellner gewesen und nun in den Dienst der Foresteria gekommen war, tröstete mich mit der Aussicht auf ein Abendessen, welches er mir zur vorschriftmäßigen Stunde in jenem Saal auftischen werde. Bis dahin, so sagte er, könnte ich mich in aller Ruhe mit Besichtigung der Klosteranstalten vergnügen.

Ein Laienbruder führte mich umher, und machte den Erklärer. Der Merkwürdigkeiten gab es in der Carthause wenige, denn leider ist alles Altertümliche verschwunden, so daß ich für meine Wißbegierde nicht viel zu verzeichnen fand. Die Lage im Gebirge, die Lebensweise der Mönche in ihrer einsamen Republik, ihre praktische Wirkung auf die Gesellschaft, die Geschichte dieses seltsamen Ordens gaben indeß reichen Stoff zu Betrachtungen. Bruno, einer jener Heiligen, welche die Epoche der Kreuzzüge erzeugte, hatte die Regel der Carthäuser gestiftet, gegen das Ende des elften Jahrhunderts. Dieser Orden, geselliges Mönchstum und Anachoretenleben in sich vereinigend, zur äußersten Strenge der Entsagung verdammt, erhielt seinen Namen von dem Ort la Chartreuse bei Grenoble, wo er seine Anfänge nahm. Seine Statuten (Consuetudines Cartusianae) sind vom Jahre 1134, seine Bestätigung durch den Papst erlangte er im Jahre 1170. Die Carthäuser breiteten sich bald in vielen Ländern aus. Schon im Jahre 1208 siedelten sich diese Väter in Trisulti an, welchen Ort ihnen Innocenz III. übergab. Sie fanden hier ein verfallenes Kloster vor, das ehedem den Benedictinern gehört hatte, und errichteten aus dessen Trümmern im Jahre 1211 die ursprüngliche Carthause. Man sagt, ein Castell Trisalto habe jener Gegend den

Namen gegeben, welcher gewöhnlich a tribus saltibus, von drei waldbewachsenen Höhen erklärt wird.

Obwol das Gelübde der Armut den Mönchen durch die Regel aufgelegt wird, schließt sie dennoch den Reichtum des Klosters nicht aus, und Trisulti wurde mit der Zeit in Besitz großer Landgüter in der Provinz Frosinone gesetzt, die es noch heute behauptet. Es prangt freilich nicht, wie jenes bei Pavia, durch Schönheit der Gebäude und Kunstwerke, vielmehr hat es einen durchaus ländlichen Charakter. Auch werden nicht so glänzende Räume in ihm gefunden wie sie die Carthause Roms in den Thermen Diocletian's aufzuweisen hat, welche übrigens eine junge Stiftung des sechzehnten Jahrhunderts ist und diese alte und ehrwürdige Certosa Trisulti als ihre Mutter anerkennt. Die kleine Klosterkirche, von Innocenz III. im Jahre 1211 gebaut, endlich im Jahre 1768 erneuert, ist mit buntem Marmor und vielen Bildern geschmückt. Ueber dem Eingange erinnert ein Gemälde an die Stiftung der Certosa, da Innocenz III. dargestellt ist wie er die Carthäuser in den Besitz derselben setzt. Auf beiden Seiten im Innern ist das Martyrium der Maccabäer, und ihm entsprechend die Verfolgung zu sehen, welche die Carthäuser in England unter Heinrich VIII. erlitten. Im prachtvoll geschmückten Priesterchor sieht man Moses die Quelle aus dem Felsen schlagend, und ihm gegenüber Bruno, der dasselbe erquickende Wunder wiederholt.

Das Refectorium, passend geschmückt mit einem Gemälde, welches die Brod- und Fischvermehrung darstellt, ist ein geräumiger Saal. Hier versammeln sich die Brüder zu einem gemeinschaftlichen Male an Festtagen, denn

sonst schreibt die Regel das einsame Essen in der Zelle vor. Man zeigte mir die saubere Küche und die Bäckerei, wo ein schmackhaftes Brod von feinerer und gröberer Qualität in Menge bereitet wird. Ein Wasserbecken, aus dem sich ein Canal ergießt, versorgt die Mühle in einem nahen Hof. Das sehenswürdigste jedoch, was man mir mit dem gerechtesten Stolz zeigte, ist die Apotheke, und ich betrat sie mit größerer Andacht als mir die Kirche eingeflößt hatte. Die Vereinigung des medicinischen Heils mit der Sorge für die Seele ist eine natürliche und uralte Aufgabe dieser Klosteranstalten in einsamen Gegenden; die Mönche, welche der Arzneiwissenschaft obliegen, üben eine Thätigkeit aus, die weithin wirksam und wahrhaft preiswürdig ist. Die Natur der Berge ladet sie zu unausgesetztem Studium der Heilkräuter ein, die hier in Fülle wachsen, und welche angenehmere Beschäftigung kann es geben, als in diesen Gebirgen an Fels und Fluß zu botanisiren, wunderwirkende Balsampflanzen zu sammeln und medicinisch zu bereiten?

Ein schöner Mönch, mit einem langen rötlichen Bart, so daß er einen Magier des Mittelalters trefflich darstellte, empfing mich in dem saubersten Tempel Aesculap's, den man sich vorstellen mag. Dieses Haus liegt nicht weit vom Eingang zum Kloster innerhalb der Ringmauer. Vor seiner offenen Gallerie erfreut Auge und Sinn ein wolgepflegter botanischer Garten voll von frischen duftigen Gewächsen mannichfaltiger Art, unter denen es auch nicht an Zierblumen fehlt. Blühende Stauden in großen Vasen schmücken die Terrasse. Tritt man durch die Glasthüre in das Innere, so sieht man sich in einem reichen

Apothekerladen. Der gelehrte Mönch zeigte mir mit Zuvorkommenheit seine Schätze in Flaschen und Gefäßen, und machte mich bedauern, daß ich ihn nicht durch medicinische Teilnahme zu unterhalten verstand. Mittlerweile erschienen Landleute sich Medicamente zu holen, welche unentgeltlich gereicht werden. Die Apotheke von Trisulti ist weit und breit als eine Heilanstalt in diesen Bergen verehrt, so daß ihre Wolthat bis tief hinein in die fiebervolle Campagna Latium's empfunden wird.

Wenn nun die Orte der Umgegend vielfachen Gebrauch von den Heilkräften dieser Apotheke machen, so wird sie von den Klosterbrüdern selbst wenig in Anspruch genommen. Ich erinnere mich nicht leicht Mönche so kräftigen Aussehens gefunden zu haben. Die Ruhe des Gemütes, eine immer gleich strenge Diät, und vor allem andern die köstliche Bergluft, erhalten sie im Wolsein, und ihre Nächte und Tage, durch wiederholtes Gebet und Kirchendienst unterbrochen oder ausgefüllt, werden sonst nicht in geistigen Anstrengungen hingebracht. Das Kloster besitzt zwar eine kleine Bibliothek, und es gibt Mönche, welche gelehrte Studien betreiben, aber im ganzen gedeihen solche in dieser Wildniß nicht. Ich überzeugte mich davon, als ich mit dem Bibliothekar, im großen Hof umherspazierend, mich unterhielt, und da meine Fragen diesen würdigen Mann in Verlegenheit zu setzen schienen, so hielt ich es für passend, dergleichen Gespräche nicht fortzuführen. Ich verabschiedete mich von ihm, setzte mich in einem der Höfe nieder, und betrachtete die Gestalten der umherwandelnden Brüder. In ihren schneeweißen Kutten nahmen sie sich prächtig aus. Es fiel mir auf,

daß sie weder Bart noch Haare tragen. Denn jeden Monat wird zweimal auch das Haupt geschoren, bis auf die Corona oder den Haarkranz, welcher stehen bleibt. Nur die Laienbrüder tragen einen langen Bart, wie die Capucinermönche. Ueberhaupt gibt es hier manche Abstufungen unter den Brüdern, gleich jenen des mystischen Bundes der Pythagoräer.

Die in ihre Zellen verschlossenen Heiligen des äußersten Grades sah ich nicht. Das Schweigen, in welches diese sich hüllen, muß als das höchste von selbstquälerischer Entsagung betrachtet werden, wozu der fanatische Mensch es gebracht hat. Indem sie das Wort, den Schlüssel des Lebens und der Dinge, von sich werfen, bannen sie die Seele in eine entsetzliche Geistesstille, welche völliger Blindheit gleichkommt. Ein memento mori unterbricht sie nur als schauerlicher Gruß, den sie einander begegnend sich zurufen. Man sagt, daß diesen wandelnden Todten, oder Gespenstern bei lebendem Leib, gestattet sei, ihre Zellen mit einigen Liebhabereien zu schmücken; der eine erzieht sich Blumen in Scherben, mit denen er schweigende Gespräche führt; der andere weidet seinen Blick an einem geliebten Heiligenbild, oder er pflegt einen Vogel im Bauer und horcht seinem Gesang, wenn überhaupt ein Vogel in solcher Geisterzelle singen mag. Bisweilen durchbricht die empörte Natur gewaltsam den Bann, der ihre göttlichste Lebensoffenbarung verschließt, und der Schweigende beginnt zu reden; dann wird er öffentlich mit Geißelschlägen gestraft. Es mag sein, daß in diesen ernsten, stummen Bergen die Qual des Schweigens erträglicher ist; denn hier scheint die Stimme Gottes allein

zu reden, im Rauschen des Waldes, im Brausen der wilden Cosa, im Sturm und Donner der Wetterwolken, die sich um die Berggipfel rollen. Und welche düstere Gemüter mag hier die Natur, die Zelle und die Klosterregel erziehen? Vermöchte der Blick in diese verschlossenen Seelenzustände hinabzudringen, er würde wol das Ungeheuerste gewahren.

Aus solchen Betrachtungen erlöste mich glücklich das Abendessen. Mein flinker Diener meldete mir, daß es angerichtet sei, und Appetit wie Neugierde waren gleich groß. Keine Fleischspeise wird im Kloster genossen, der Gast muß sich eben der Regel fügen; Oel und Essig mag er dagegen zum Ueberdruß haben. Nun bestand mein Tisch aus folgenden Speisen: in Oel gesottene Maccaroni, vortrefflich zubereitet und mit Bergkräutern statt des Parmesankäses gewürzt; kalte grüne Bohnen in Oel und Essig; eine Flasche ungenießbaren essigsauren Weins; zur Nachkost ein Stück in Oel gebackener Torte. Obwol ich meinen Wirten alle Ehre zu machen suchte, konnte ich doch nur wenig von diesen Speisen zu mir nehmen; ich begnügte mich mit Maccaroni und dem vortrefflichen Brod. Ich ging gesättigt hinaus, nachzusehen wie mein Campagnole versorgt worden sei; er sagte mir, man habe ihm ein Brod und einen kalten Fisch zu essen gegeben.

Es war tiefe Nacht geworden, der volle Mond stand an dem klarsten blauen Himmel, und erleuchtete das herrliche Bergtheater ringsumher. Die in Licht getauchten Bäume, die schwarzen Schatten der Felsen, schimmernde Dämpfe in den Tälern, das schauerliche Schweigen, durchbrochen vom melancholischen Ruf des Upupa, der großen

Bergeule, oder von dem dumpfen Rauschen der Cosa — all das wirkte magisch um das Kloster her.

Um Mitternacht weckte mich die Glocke vom Turm: man läutete die Matutine — ich wußte, daß nun der Excitator von Zelle zu Zelle ging um die Mönche zu wecken. Nun beten sie die ersten vier Bußpsalmen, dann gehen sie hervor in die Kirche, wo sie drei Stunden lang die Matutine singen. In ihre Zellen zurückgekehrt, setzen sie auch dort noch die Gebete fort, und dann ist ihnen zur Erholung eine kleine Pause des Schlafs gestattet. So geht es Nacht für Nacht. Ich horchte den Glockenklängen, die seltsam und gespensterhaft zu klingen schienen, und gern wäre ich zur Kirche hinuntergegangen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, die Heiligen zu stören. Ich schlief über den Gesängen ein, und als der Morgen graute, pochte mein Führer schon an meine Zelle, mich zum Ritt nach Veroli zu wecken.

Ich verließ das Kloster, ohne dem Superior meinen Dank sagen zu können, denn keine Seele zeigte sich außer dem Pförtner und dem Gastbedienten, welcher sich entschuldigte mir den Abends vorher zugesagten Kaffee nicht bringen zu können, denn auch für das Frühstück schreibe die Regel eine bestimmte Stunde vor. Dies war mir sehr unlieb, weil der Weg durch das Gebirge bis nach Veroli lang ist, und wir Culturmenschen fühlen uns selten am Morgen in völliger Nüchternheit wol aufgelegt. Indeß tröstete mich Francesco mit einem Stück Brod, welches er zu sich gesteckt hatte, und die schmackhaftesten Brombeeren wurden mir von einem Strauch in unmittelbarer Nähe des Klosters gastlich dargeboten.

Der Morgen in dieser Alpennatur war von einer entzückenden Schönheit, der Blick in die wechselvollen Berge immer neu belebend. Eine Stunde lang ging es neben Abgründen fort, welche die Cosa durchrissen hat, dann senkt sich der Pfad zu langen und anmutigen Alpenwiesen nieder. Dies alles ist Eigentum der Carthäuser. Die Pferde des Klosters weideten dort rudelweise, und von Zeit zu Zeit sah man Ziegenheerden; die Hirtenfamilien waren ums Feuer geschäftig die saure Milch in Käse zu verwandeln. Kleine Maiereien, von denen viele Klostergut sind, unterbrechen bisweilen die Einsamkeit; ich fand deren von so reizender Lage in grünen Tälern und an frischen Bergquellen, daß ich die Menschen glücklich pries, die dort in Frieden ihre Tage zubrachten. Sie alle sahen wolgenährt aus, und keiner bettelte den Reisenden an.

Nach mehreren Stunden erreichte ich, das Gebirge hinter mir lassend, die fruchtbare Campagna von Veroli, und sah diesen großen Ort auf einer wahrhaft bedeutenden Höhe vor mir. Er beherrscht ein erhabenes Theater, da der Blick über Latium bis ins Königreich Neapel dringt, und überall auf den blauen Vorhöhen in Ferne und Nähe weiße Castelle und Städte schimmern.

Veroli ist eine bischöfliche Stadt von einiger Betriebsamkeit; sie versorgt die Gegenden umher besonders mit Teppichen einer geringen, aber vielbegehrten Art, welche aus bunten Tuchstreifen gewebt werden — eine ächt national-ciociarische Waare. Die Straßen sind enge und vielfach gewunden, manche Viertel von ganz labyrintischer Anlage und voll von kleinen bizarren Häusern, die meist offene Gallerien haben. Ich fand die Plätze mit Früchten

des Sommers bedeckt, deren Wolfeilheit hier nicht in Erstaunen setzt. Um diese Zeit bringt man hauptsächlich die großen Wassermelonen zu Markt, deren ich hier vortreffliche fand. Ein ausgedienter Soldat, Veteran noch aus napoleonischen Zeiten, hörte zufällig, in dem Café wo ich mich niedergelassen hatte, daß ich von der Certosa komme, und indem er sich zu mir setzte, brach er in eine wahrhaft begeisterte Schilderung des paradiesischen Lebens in jener Klostereinsamkeit aus; er sagte, daß es der letzte Wunsch seines Alters sei, dort als Laienbruder Aufnahme zu finden. Er würde sich, so meinte er, sofort in die Pension des Klosters begeben, wenn er die Summe besäße, die man in die dortige Casse einlegen müsse. Und hierauf nahm das Gespräch die gewöhnliche Wendung: er überschüttete das päpstliche Regiment mit all den Invectiven, die man täglich und aus aller Munde hören kann. Der ehrliche Veteran machte mich neugierig das große Landgut der Carthäuser unterhalb Veroli zu sehen. Die Zeit drängte mich; ich beschloß demnach die Stadt Frosinone, die mir so nahe lag, bei Seite zu lassen, und über jenes Gut nach Ferentino zu reiten.

Ich verließ Veroli während eines prächtigen Gewitters. Die Volskerberge und der Apennin standen in düsteres Blau gehüllt, und hastige Sonnenstreiflichter brachten auf diesem finstern Grund eine bezaubernde Wirkung hervor, wenn sie diesen oder jenen Berg, und hier und dort ein Schloß oder Kloster, in hellstem Wiederschein hervorhoben. Ich eilte, schon vom Regen erreicht, durch eine üppige und flache Landschaft, zwischen Obst- und Weingärten, und befand mich bald vor der Wirtschaft der Car-

thäuser! Sie würde in der That einem römischen Fürsten alle Ehre machen. Die Wirtschaftsgebäude sind ansehnlich, höchst sauber gehalten, und sie vereinigen das Klosterartige mit dem Schloßähnlichen. Auch hier schreibt die Carthäuserregel vor, dem anpochenden Reisenden Speise und Trank zu reichen, und im Notfall Herberge zu geben. Ich begehrte weder das eine noch das andere, aber ich bat um die Erlaubniß, die Wirtschaft besehen zu dürfen. Der Inspector, ein robuster Laienbruder in weißer Kutte und langem Bart, gab mir Einlaß, und führte mich selbst umher. Indem ich nun aus dem Vaterland daran gewöhnt war, mir unter einem Gutsverwalter einen Menschen von ziemlich derbem Wesen, mit hohen Stiefeln und Sporen, die Reitpeitsche in der Hand und den Fluch im Munde, vorzustellen, so erschien mir ein Oekonom in der Mönchskutte und mit allen Manieren eines Heiligen als etwas höchst sonderbares. Es war auch der erste Schritt, den ich in seiner Begleitung machen mußte, der Gang zur Kirche, die unmittelbar in die Wirtschaftswohnungen hineingebaut ist. Als wir in diese Capelle traten, erkannte mein Führer nur zu bald, daß er einen Ketzer neben sich habe, und der heilige Oekonom warf sich mit einem tiefen Seufzer auf die Kniee, in welchem ich mein Schicksal nach dem Tod und sein wolgemeintes Gebet um Errettung meiner armen Seele zu vernehmen glaubte.

Das Gut der Carthäuser (Ticchiena genannt) ist eine der reichsten Besitzungen der Campagna. Tausend Colonen gehören ihm an, arbeitspflichtige Menschen, welche für den Genuß von Aeckern einen Zins in Handdienst und

Frucht zahlen. Sechs Laienbrüder bewirtschaften das Gut, ab und zu dort wohnend. Korn, Wein, Oel, Früchte werden in Menge gezogen; der Erlös fällt den Zwecken des Klosters anheim, von denen die ersten die der Woltätigkeit sind. Und im ganzen Land wird diese der Carthause Trisulti nachgerühmt; ja, man sagte mir, daß vor mehreren Jahren bei einer schweren Teuerung die Campagna durch eine geraume Zeit von dort aus mit Lebensmitteln versorgt worden sei. I certosini hanno governato la campagna per moltissimo tempo, dieses Lob habe ich oft und an vielen Orten gehört. Und so will ich aus Dankbarkeit, wie einem Gast geziemt, mit ihm diese Blätter beschließen.

Aus den Bergen der Volsker.

1860.

Ich wollte von Genazzano aus, wo ich wieder einen Sommer in ländlicher Stille verlebt hatte, über das Volskergebirge reiten, das so einladend vor meinen Blicken stand, um dann auf die andere Seite, in die Maritima hinabzusteigen; ich setzte mich also eines Morgens aufs Pferd, und habe dort die köstlichsten Tage zugebracht.

Von Genazzano bis an den Fuß des Gebirgs zu gelangen braucht man kaum drei Stunden. Man reitet über eine von Hügeln durchschnittene oder von grasreichen Flächen durchzogene Ebene, welche der Saccofluß durchzieht. Sie hat durchaus den Charakter der nächsten Umgebung Roms. Denn auch hier fehlen nicht die verwitterten schwarzbraunen Türme, die sich hie und da als Reste der Feudalzeiten melancholisch und einsiedlerisch erheben. Sie geben der Landschaft einen großen Reiz, sie erinnern zugleich an die wilde Epoche, in welcher die Baronengeschlechter des Mittelalters Latium beherrschten. Neben den Colonna hatten sich hier die Conti eines großen Teils des Landes bemächtigt, und diese berühmte Familie hatte zumal alles Gebiet in der Nähe der Volskerberge an sich gebracht. Sie teilte sich in verschiedene Zweige,

von Segni, Valmontone und Anagni; sie nannte sich vorzugsweise das Geschlecht der Grafen der Campagna, und führte in ihrem Wappen das Bild des römischen Campagna-Adlers. Ihr Haus, berühmt durch große Päpste, die aus ihm hervorgingen, ist seit 300 Jahren ausgestorben, aber die Familie Colonna besteht, und sie besitzt noch einen Teil von Latium.

Jüngere Nepotengeschlechter haben sich hier eingedrängt, und den Colonna durch Kauf- oder Familienvertrag viele Besitzungen entzogen: die Borghese, die Doria und die Barberini. Wenn man heute diese lateinischen Gefilde durchzieht, und den Hirten oder Landmann auf dem Felde, oder den Bürger in den schwarzen Castellen fragt wem das Gebiet gehöre, so hört man zumeist die Namen Colonna oder Borghese, und diesen letzteren häufiger als jenen. Steigt man aber von den Volskerbergen in die Maritima nieder, so beginnt die Herrschaft einer anderen berühmten Baronalfamilie Roms, der Gaetani oder der Herzöge von Sermoneta.

Ich passirte den Sacco bei der Mola de' Piscari, einer sehr malerisch gelegenen Mühle, die sich in den Trümmern eines alten colonnischen Castells angesiedelt hat, von dem noch der Kern erhalten ist. In Urkunden begegnete mir dieses unter dem Namen Turris de Piscoli. Der Sacco braust hier als ein lebhafter Bach an schwarzen Tuffelsen vorüber, auf denen die ganz von Gestrüpp umwilderte Burg in Ruinen liegt. Sie beherrschte einst die lateinische Straße, die kaum eine halbe Stunde entfernt von Valmontone herüber kommt.

Ich ritt auf einem Feldweg weiter über öde Fluren, die nur der Hirt mit seiner Schafheerde belebt. Die Hirten tragen hier Ziegenfelle um das ganze Bein gebunden, mit der rauhen Seite nach außen; dies zottige Vließ gibt ihnen das Ansehen von Satyrn, und man begreift bei ihrem Anblick, wie die Mythe und Gestalt jener Wesen aus dem Gefolge des Pan entstanden ist. Nicht anders gingen die Hirten in der fabelhaften Zeit gekleidet.

Wenn man die lateinische Straße erreicht hat, ladet erst Valmontone zu einem Besuch ein. Man reitet in kurzer Zeit dahin. Auf einem nicht hohen, aber steilen, ganz schwarzen Tufhügel erheben sich das Castell, der Palast Barberini, und die mit ihm zusammenhängende Kirche, ansehnliche Gebäude im Roccocostil des siebenzehnten Jahrhunderts, und ringsumher liegt der Ort zusammengedrängt, mitten in einem an Fruchtgärten und Weinbergen reichen Gefilde. Die heutigen Topographen nehmen an, daß auf der Stelle von Valmontone im Altertum Tolerium gestanden habe. Der neuere Name kommt in Urkunden des Mittelalters erst seit dem zwölften Jahrhundert vor. Er bezeichnete einen Flecken, der dem Capitel der lateranischen Basilica angehörte. Diese einst unermeßlich reiche Kirche verkaufte den Ort im Jahre 1208 an Innocenz III. aus dem Hause Conti, oder an dessen Bruder Richard Grafen von Sora, welcher hierauf Feudalherr und Stifter des Zweiges von Valmontone und Segni wurde.

Die Conti behaupteten den Besitz des Orts bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1575. Giovanni Baptista hinterließ nämlich nur eine Erbtochter Fulvia, welche die

Güter ihres Geschlechts an das Haus Sforza brachte, in das sie durch Heirat übergegangen war. Die Sforza verkauften Valmontone im Jahre 1634 an die Barberini, und vom Cardinal Francesco erstand es sodann Camillo Pamfili, Nepot Innocenz des X., im Jahre 1651. Seit dieser Zeit ist der Ort Eigentum des Hauses Doria-Pamfili.

Camillo, einer der reichsten Fürsten des siebenzehnten Jahrhunderts (seine Mutter Olympia Maidalchini raffte gierig Schätze wie eine Harpie zusammen), war es auch, der den Palast und die Kirche in Valmontone baute. Auch wenn man die Zeit nicht wüßte, in welcher diese Gebäude entstanden sind, so würde sie doch schon der erste Blick erkennen lassen. Sie tragen den Charakter der Epoche Bernini's, und versetzen den Beschauer in das siebenzehnte Jahrhundert Roms zurück. Man möchte in der That glauben nicht in einem Castell der Campagna, sondern vor dem Palast Pamfili und der Kirche S. Agnese auf der Navona zu stehen. Die Pamfili legten ihre Reichtümer in wahrhaft fürstlichen Luxusbauten an; der Neffe Innocenz X. schuf vor dem Tor S. Pancrazio die größte und schönste Villa Roms, die noch heute das Entzücken der Fremden ist; er baute im Corso einen der herrlichsten Paläste der Stadt, der heute von der Familie Doria genannt wird; er legte dort die berühmte Bildergallerie an, eine der reichhaltigsten Roms. Innocenz X. selbst errichtete den Palast Pamfili bei der Kirche S. Agnese in der Stadt, deren Neubau von ihm herrührt, und er ließ durch Bernini den prachtvollen Brunnen auf der Navona schaffen, welcher zu den großartigsten öffentlichen Werken Roms gehört.

So fügte diese Familie der Physiognomie Roms einige bedeutende Züge hinzu, nachdem die Borghese und Barberini kurz vorher in gleichem Sinne thätig gewesen waren. Was man nun auch über den Stil jenes Jahrhunderts urteilen mag, so wird man wenigstens zugeben, daß er, bei aller Ueberladung und Uebertreibung, doch viel Großartiges besitzt, und mit Entschiedenheit eine ganze Epoche ausspricht: nämlich die Zeit des baronalen Luxus wird darin vollkommen abgespiegelt, die Entfaltung des Reichtums, der Eleganz und der räumlichen Bequemlichkeit, darin ein vom Schweiß seiner Colonen gemästeter, nichtsthuender, nichtsnutziger, in Sammet und Seide gehüllter Baron sich gemächlich bewegte. Die französische Revolution ist über dieses schwelgerische Wesen mit Feuer und Schwert hingegangen und hat es für immer vernichtet. In diesem Jahrhundert haben die Päpste nichts mehr gebaut. Seit Pius VI. gibt es keine Nepoten mehr, und der prächtige Palast seines Neffen Braschi, der sich nicht weit von dem Palast Pamfili auf der Navona erhebt, beschließt die Reihe jener großen Luxusbauten Roms, die der Nepotismus auf Kosten des gedrückten Volkes geschaffen hat. Es wird nun keine Nepoten mehr geben, es werden keine Paläste Barberini, Borghese, Doria, Albani, Odescalchi, Rospigliosi und Corsini mehr entstehen. Es wird ein anderer Charakter über Rom kommen, und an Stelle jener prachtvoll geschmückten Häuser und Villen der päpstlichen Familien und der Cardinäle werden sich dort erheben: Eisenbahngebäude, Theater, Hôtels, Casinos und dergleichen.

Nichts Bemerkenswertes sonst in Valmontone. Kein

Denkmal des Mittelalters hat sich dort erhalten, denn im Jahre 1527 wurde die Stadt durch jenes Kriegsvolk Karl's V. zerstört, welches Rom geplündert hatte, und kaum wieder aufgebaut, erlitt sie dasselbe Schicksal durch die Soldaten Alba's, und des Marcantonio Colonna. Nur der Blick vom Platze des Baronalschlosses auf das nahe Volskergebirg fesselt dort einige Zeit; man sieht hinüber in die Häuserreihen von Monte Fortino, einem den Borghese gehörenden Castell, welches schwarz und finster auf jenen Bergen liegt, von dem großen Baronalschloß überragt.

So klein und vereinsamt auch Valmontone ist, so ist es doch durch starken Verkehr belebt. Denn alles was sich zwischen Rom und der neapolitanischen Gränze über Frosinone hin bewegt, berührt jenen Ort; man sieht fortdauernd Wagenzüge der Campagnolen, welche von weißen Ochsen gezogen ihre Waare nach der Stadt führen, sei es Getreide oder Wolle, Wein, Federvieh und dergleichen. Auch die Post kommt hier dreimal in der Woche durch, aber sie fährt nicht weiter als bis nach Frosinone, dem Hauptorte der Delegation, so daß man dort für die Weiterreise nach Ceperano oder ins Neapolitanische gezwungen ist ein Fuhrwerk zu mieten.

Von Valmontone führt die lateinische Straße durch ein von Bäumen beschattetes Tal, dann zwischen stillen Fluren, neben alten Türmen, an den Fuß des Volskergebirgs. Hier zweigt sich der Weg ab, welcher erst über den Sacco, und dann bald aufwärts nach Segni führt. Man reitet nun über die ersten Anhöhen des Volskergebirgs; zur Rechten liegt der Monte Fortino, zur Linken

auf einem anmutigen Hügel Gavignano. Der ansteigende Weg ist einförmig, aber je höher hinauf man kommt, desto prachtvoller wird der Anblick dieser classischen Ebene Latium's, welche so ernst und schön mit ihren Hügeln und Castellen sich dahinzieht, in der Ferne von den blauen Gebirgen des Apennin begränzt, während weithinaus gegen das Neapolitanische zu weiße Bergkuppen sichtbar werden.

Ich habe die meisten Gefilde Italiens durchzogen, ich habe die berühmten Fluren von Agrigent und Syracus durchwandert, aber trotz aller Farbenpracht jener südlichen Zone muß ich doch bekennen, daß mir die Campagna von Rom und Latium den mächtigsten Eindruck macht. Diese Landschaft, mir so wol bekannt wie meine Heimat, und auf der ich für die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter so viel nachforschte, bleibt immer neu und groß für mich, und sie erweckt mir, wenn ich sie verließ, immer wieder dieselbe Sehnsucht, so daß ich nicht vom Monte Mario aus in das Tal blicken kann, welches zwischen Palestrina und Colonna in jene lateinische Campagna führt, ohne das heftigste Verlangen zu fühlen wieder dort hinüber zu gehen. Es ist möglich, daß die großen Erinnerungen der Geschichte jener Landschaft einen so gewaltigen Reiz verleihen; aber ohne sie würde dieselbe durch das edle Gepräge entzücken, welches ihr die Natur verliehen hat. Es gibt Gegenden die vollkommen mythologischen Stils erscheinen; der Wald von Castell Fusano bei Ostia mit seinen hohen Pinien am Meer, und der breiten Tibermündung, ist eine solche, so daß er die Phantasie von selbst auffordert ihn mit Gestalten der

Mythenwelt zu bevölkern. Andere Gefilde sind vorwiegend lyrischer Natur, andere episch-homerisch, wie Astura und das Cap der Circe. Durchaus von großem historischen Stil und von der feierlichsten Ruhe des Tragischen ist die Campagna von Rom allein. Sie liegt da wie ein erhabenes Theater der Geschichte, eine große Bühne der Welt. Kein Wort des Poeten, kein Pinselstrich des Malers, so viele Bilder davon gemalt sind, kann die verklärte Heldenschönheit von Latium auch nur andeutend denjenigen ahnen lassen, der sie nicht selber sah und empfand. Nichts von Romantik, nichts von phantastischem Reiz — alles still, groß, männlich schön und ernst, und diese Natur steht vor dem verstehenden Beschauer da, wie eine marmorne Juno Griechenlands.

Wenn man so über das Volskergebirge aufwärts reitet, höher und höher, unter sich immer tieferes und weiteres, immer herrlicher scheinendes Land, möchte man sich in einen jener Adler verwandeln, die hier die wahren Conti di Campagna sind, und so wie sie durch die sonnigen, alles beseligenden Lüfte kreisen. Diese Prachtgeschöpfe, welche still und königlich auf den Felsen tronen, oder so feierlich über ihnen schweben, scheinen auch die große Natur zu haben wie die Landschaft unter ihnen; sie stimmen so herrlich dazu in ihrem lautlosen und majestätischen Fluge.

Man sieht Segni nicht eher als bis man es fast erreicht hat, denn der Weg zieht sich in Krümmungen an den steilen Kalkfelsen von rötlicher Farbe fort, und an einer tiefen Bergschlucht entlang. Die Gebirgswände sind in Blöcke zerrissen, welche oft schichtweise in weiten Strecken sich übereinander türmen und neben einander lagern, so

daß sie einem riesigen Mauerbau ähnlich sehen. Als ich diese Formation des Kalkgesteins betrachtete (es ist durchweg dieselbe Erscheinung in lateinischen Gebirgen), wurde mir plötzlich deutlich, daß es eben diese Natur war, welche den Menschen auf den Bau der Cyklopenmauern führte. Denn in der That, sie selbst hat hier überall cyklopische Mauern aufgerichtet, und es bedurfte im Grunde nur der Nachahmung um jene Bauweise zu bilden, die man die cyklopische nennt. Auf keinem andern Gebirg als einem calcaren war sie möglich, sie verstand sich hier von selbst.

Die Sonne brannte heiß im Mittag, als ich mich vor Segni befand. Diese uralte Stadt liegt hoch auf einer felsigen Fläche, deren cyklopische Mauerumfassung noch in großen Resten und in langen Strecken erhalten ist. Der erste Anblick der grauen Häuserreihen aus Kalkgestein, über welche hie und da ein unansehnlicher Turm aufsteigt, und die sich hoch auf dem Berggipfel terrassenartig, wie Palestrina, übereinanderschieben, hatte viel sonderbares, aber wenig einladendes. Kein Dom, kein mittelalterliches Castell fällt in die Augen; nur öde Häuser, einförmig bis zur Ermüdung, ohne Schmuck, ohne besondere Gestalt, begegneten meinem neugierigen Blick, und nachdem ich mir Hoffnung gemacht hatte eine altertümliche und durch Denkmäler ausgezeichnete Stadt zu sehen, fand ich mich enttäuscht. Die Städte im eigentlichen Latium, wie Anagni, Ferentino, Alatri, Veroli, tragen alle mehr oder minder den Stempel mittelaltriger Geschichte; doch das uralte Signia zeigte sich als ein durchaus öder, trauriger, völlig unhistorischer Ort. Ja langweilig sah Segni aus, denn dies ist der rechte Ausdruck. Nur das

prachtvolle Grün herrlicher Baumgruppen, die es von der einen Seite umgeben, und der Blick in den tiefschattigen Buchenwald, der sich in unmittelbarer Nähe tief hinunter und hoch hinauf in das Gebirge zieht, verheißen reiche Entschädigung.

Ich habe nun freilich die Erfahrung gemacht, daß die volskischen Städte, so viel ich deren eben sah, einen auffallend andern Charakter tragen als die lateinischen. Zunächst liegt dies darin, daß sie wesentlich einsame Gebirgsstädte sind, und weder Industrie noch Handel haben. Die meisten von ihnen besitzen nur wenig zur Agricultur geeignete Felder; sie ziehen dagegen Wein und Oel, auch Baumfrüchte genug. Das Gebirge liefert die trefflichsten Kirschen und Pfirsiche, der Wald die Castanie, und vor allem die Eichel, welche zur Schweinemast dient; denn die Zucht der Schweine (von schwarzer Race) wird im Volskischen stark betrieben, und die Schinken jener Gegend sind berühmt und gesucht. Wenn man Städte wie Cori ausnimmt, die schon näher nach Rom und nicht eigentlich mehr im Gebirge selbst liegen, so haben die übrigen volskischen Orte schon äußerlich das Ansehen der Verlassenheit und Dürftigkeit.

Die Häuser in Segni sind aus dem weißen Kalkstein des Gebirgs in abwechselnden Lagen von schwärzlichem Tuf und von Ziegeln errichtet. Dadurch wird ein bunter Charakter hervorgebracht, der wie die erste kindliche und rohe Stufe der pisaner Bauweise erscheint, welche im Aeußern der Dome, wie bekannt, schwarze und weiße Steinschichten abzuwechseln liebt. Ich habe in alten Urkunden oftmals den Ausdruck „Signino opere" von Häusern gefunden, und mich in Segni belehrt, daß er von dieser Bauart hergenommen sei. Aber ich kann nicht gerade sagen, daß sie von glücklicher Wirkung auf mich war, als ich Segni sah; vielmehr fand ich den Charakter der Stadt überall grau und monoton, zumal nirgend ein Garten, nirgend ein grüner Baum dieses ewige Einerlei der kalksteinernen Häusermassen unterbricht.

Ich ritt durch die Porta Maggiore, ein Gasthaus aufzusuchen. Sie ist das einzige Tor des Orts, denn nur hier ist die zusammengedrängte, auf drei Seiten von steilen Abhängen umgebene Stadt zugänglich, und kein anderer Weg führt nach Segni. Dieses Tor lehnt sich schon an die cyklopischen Mauern. Ueber ihm steht das Baronalschloß oder der Palast der Conti, welche einst Segni beherrschten, ein großes Gebäude „signino opere", das indeß eher einem Kloster als einem Grafenschloß ähnlich sieht. Es hat nichts castellartiges, nicht einmal einen Turm. Ohne Zweifel sah die Burg der Grafen von Segni anders aus, ehe die Söldner Marcantonio's die Stadt zerstörten.

Ich habe schon in Valmontone bemerkt, daß die Grafen aus der Familie Innocenz III., welcher auch Gregor IX. und Alexander IV. angehörten, Segni besaßen. Nach der Wiederherstellung der römischen Stadtfreiheit oder des Senats im Jahre 1143 wurden die Päpste oftmals gezwungen, sich in die festen Orte der Campagna zu flüchten, wo sie dem Haß und der Verfolgung der Römer entgingen. Sie lebten bald in Palestrina, bald in Tusculum, bald in Anagni oder in Segni. Eugen III. flüchtete sich vor dem römischen Senat zuerst

nach Segni, und baute dort eine päpstliche Wohnung im Jahre 1145. Der berühmte Alexander III., Lucius III., Innocenz III. lebten abwechselnd in diesem Ort, und Innocenz soll dort im Palast seines Vaters geboren worden sein.

Auch später behauptete sich die Familie Conti im Besitze Segni's, wo sie seit 1353 die Gewalt erst des Podestà, dann des Vicarius im Namen des Papstes ausübte. Als sie ausgestorben und die Conti'sche Erbschaft an Mario Sforza übergegangen war, erhob Sixtus V. die Grafschaft Segni zu einem Herzogtum. Die Kriegsvölker Alba's eroberten die Stadt trotz ihrer felsenfesten Lage, und zerstörten sie am 13. August 1557. Daher hat Segni fast gar keine Ueberreste gothischer Bauart mehr aufzuweisen. Der Ort richtete sich wieder auf, aber dem Hause Sforza wurde wegen seiner Schuldenlast der Besitz entzogen; Urban VIII. gab Segni seinem Nepoten, dem Cardinal Antonio Barberini, als Lehen. Ein halbes Jahrhundert hindurch führten deshalb die Sforza Proceß mit den Barberini, bis sie ihn am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gewannen, so daß die Sforza Cesarini noch heutigen Tages Barone oder vielmehr Herzoge von Segni sind. Dies ist in Kürze die mittelalterliche Geschichte der Stadt; ihre antike Epoche liegt uns so fern, daß wir uns bis in die Urzeiten des Janus und Saturn zurückversetzen müßten, um die Anfänge der uralten Signia zu erreichen.

Wenn ich in einer Campagnastadt bin, und mich über die Lage derselben aufgeklärt habe, so pflegt mein erster Gang der in die Hauptkirche zu sein. Die Kirchen solcher Orte sind die wahren Museen ihrer Geschichte, und es ist selten daß man nicht ein Denkmal mittelalterlicher

Zeit darin findet. Meist sind Inschriften darin, welche wichtige Begebenheiten verzeichnen, oder Grabdenkmäler, die mit ihren Sculpturen und lateinischen Charakteren einen großen Reiz für den haben, dem sie als Urkunden der Geschichte dienen. Aber leider zerstört die umwandelnde Zeit alles; sie verwischt den altertümlichen Stil der Gebäude, welche sie nach und nach in ein schlechtes modisches Aeußere verhüllt, und sie entfernt aus dem Innern der Kirchen die alten Gräberplatten und Inschrifttafeln. Wie viel sind deren in Rom verschwunden! Hier war einst jede Kirche erfüllt mit Grabdenkmälern des Mittelalters; jede große Familie hatte dort ihre Gruftcapelle. Aber seit Julius II. die Grabmäler selbst der Päpste aus dem St. Peter entfernte, zerstörte und hinauswarf, scheute man sich nicht mehr Monumente solcher Art überall zu vernichten, wo nur immer eine Kirche erneuert ward. Mit Mühe liest nun der Forscher noch in wenigen Kirchen Roms die Geschichte der Vergangenheit in Inschriften, so viele deren übrig geblieben sind, so im St. Peter, im Lateran, in der Minerva, in S. Maria in Araceli, der berühmten Kirche des mittelalterlichen Senats, und in wenigen anderen, deren Boden nicht völlig umgewühlt worden ist. Erst wenn es zu spät ist, erwacht die Liebe zu dem was man mutwillig zerstörte; so heute in Rom, wo de Rossi, der unermüdliche Erforscher der Katakomben, so viel altchristliche Inschriften gerettet und in das Museum des Lateran eingefügt hat.

Ich hatte mich auf den Anblick des Doms in Segni gefreut, denn wie altertümlich mußte nicht die Kathedrale einer Stadt sein, welche schon im Jahre 499 als Bistum

genannt wird. Aber ein rohes, und doch modernes Gebäude stand vor mir, auch innen im römischen Geschmack modernisirt, mit einer gemalten Kuppel, einem überflüssigen Luxus, der in Kirchen völlig verloren geht. Denn kein Mensch gibt sich die halsbrechende Mühe die Gemälde einer Kirchenkuppel zu betrachten. Zwei moderne Statuen stehen in dieser Kirche, beide sind berühmten Männern gesetzt, welche Segni geziert haben, dem Papst Vitalian und dem Bischof Bruno. Vitalianus aus Segni war Papst zwischen den Jahren 657 und 672, also in der Periode Roms, da die Byzantiner die Stadt beherrschten. Er war es, welcher den Kaiser Constans II. in Rom empfing, als er im Jahre 663 dorthin kam. Der kostbare Gast raubte damals den letzten Rest der bronzenen Kunstwerke, welche die Vandalen noch in Rom übrig gelassen hatten; er deckte auch die vergoldeten Bronzeziegel vom Dach des Pantheon ab, um sie nach Byzanz zu schleppen.

Die andere, ebenso mittelmäßige, Statue steht S. Vitalian gegenüber.*) Bruno stammte aus Asti in Piemont, kam nach Rom, wurde Gregor dem VII. empfohlen und später von Urban II. zum Bischof von Segni gemacht. Wider die Vorschrift des Canon verließ er

*) Auf ihrem Postament liest man die Inschrift: S. Brunoni Doctori Eucharistico Episcopo Signino Abbati Casinensi Qui Berengario Converso Haeresim Extinxit Henrico IV. Imp. Reducto Schisma Compressit Adulpho Expulso Tyrannidem Abrogavit P. H. M. Mylord Ellis Congr. Casin. Abbas Episc. Signin. S. Q. S. Protectori Exim. P. P. MDCCXII.

seinen bischöflichen Stul und ging nach Monte Casino, wo der Abt Oderisius ihn unter die Benedictiner aufnahm. Obwol Paschalis II. dem Flüchtling befahl in sein Bistum zurückzukehren, blieb er doch in Monte Casino. Er wurde dort sogar zum Abt gewählt, und verfaßte in der Muße des Klosters seine exegetischen Schriften.

In Folge des Streits um die Investitur war eben jener Papst Paschalis von Heinrich V. gefangen genommen worden; er erließ dann jenes Decret, womit er dem Kaiser das Recht der geistlichen Investituren zusprach. Nachdem Heinrich nach Deutschland zurückgekehrt war, drangen Cardinäle und Bischöfe in Paschalis die ihm gewaltsam abgenötigte Bulle aufzuheben und seinen Eid zu brechen; unter diesen Fanatikern war Bruno der eifrigste. Seine Heftigkeit erzürnte Paschalis; er verbot ihm zu gleicher Zeit Bischof und Abt zu sein. So legte Bruno seine Würde in Monte Casino nieder, und kehrte in sein Bistum zurück, wo er im Jahre 1123 starb. Die Kirche sprach ihn im Jahre 1183 heilig.

Ein Engländer Ellis, Abt von Monte Casino und Bischof von Segni, setzte seinem Vorgänger dieses Denkmal. Die Kirche in Segni hat noch eine merkwürdigere Beziehung zu dem fernen England. Denn auf einer in ihr gehaltenen Synode wurde im Jahre 1173 Thomas von Canterbury durch Alexander III. selig gesprochen, wenige Zeit nachdem er ermordet worden war. Eine Inschrift sagt dies im Dom.

Lord Ellis wurde im Jahre 1708 Bischof von Segni. Er erneuerte den Dom und gründete ein Seminar. In diese Anstalt kommen von weit und breit aus Latium

Zöglinge, um dort in den humanen Wissenschaften unterrichtet zu werden, so daß sie als ein Gymnasium betrachtet werden kann. Die Schüler gehen in priesterlicher Uniform, auch wenn sie sich nicht für den geistlichen Stand bestimmen. Das Seminar liegt neben der Kirche S. Pietro auf der höchsten Höhe und dem denkwürdigsten Punkt der Stadt; dort nämlich wo im grauen Altertum die volskische Cyklopenburg stand.

Hier, in einer Höhe die ganz Latium beherrscht, standen Burg und Tempel der alten Signia, aber nur wenige Reste sind davon erhalten, darunter eine große kreisrunde Cisterne in der Nähe des Seminars. Die Bewohner der Stadt haben hier einen ihrer beliebtesten Spaziergänge; sie wandeln dort an den cyklopischen Mauern auf der höchsten Fläche des Gebirgs, wie auf einem großen steinernen Tisch umher, zwischen grauen Felsblöcken, an denen Moose oder wilde Blumen wachsen. Man kann sich nichts originelleres denken als diesen Spaziergang in der Wolkenhöhe bei so gewaltiger Felsennatur. Tief unter den Spazierenden (und ich sah, da es Sonntag war, manche geschmückte junge Dame im seidenen Kleid und mit dem Fächer dort auf- und abstolziren) steigt der Berg lotrecht in die Tiefe nieder, und unten liegt Latium. Das Auge schweift über ein kaum abzusehendes, hinreißendes Gemälde von Provinzen mit ihren Bergen und Städten, die zu zählen man kein Ende findet, und deren jede von historischen oder mythischen Erinnerungen erfüllt ist. Denn dieses Panorama reicht von Rom, das dort fern in der verschwimmenden Ebene sichtbar ist, bis zu Arpino, der Vaterstadt Cicero's, die man weit im Königreich Neapel auf dem blauen Gebirge hervorschimmern sieht.

Die Luft weht hier kühl, fast scharf. Die braunen Halme auf den Felsblöcken, die wilden Rosen und die gelben Ginsterzweige neigen sich auf und ab. Der Geist der Urzeit und der Urwildniß, einer großen, schauerlichen, vorgeschichtlichen Welt, weht um diese verwitterten Cyklopensteine.

Ich stieg über die Felsen weiter fort, um die berühmten Cyklopenmauern zu erreichen. Wie in allen Städten Latium's umziehen sie in langen Linien die eigentliche Arx oder Burg, und senken sich schräg über die Berghänge herab. Das Gefüge ihrer ungeheuern Steine ist noch so wol erhalten als hätte es der Baumeister gestern errichtet; hie und da unterbricht sie eine kleine Pforte in etruskischer Gestalt. Am Ende der einen großen Mauerlinie steht noch das berühmte Cyklopentor, welches man jetzt noch benutzt. Gewaltige Blöcke von fast viereckiger Form bilden es, so daß die beiden Seitenwände sich oben in einem durch den Schlußstein abgestumpften Winkel entgegenneigen. Das Gigantische dieser grauen Mauern, ihr von Jahrtausenden verwitterter Bau, der wilde Wuchs der Pflanzen der darum hängt, die mächtige Gewalt des Gebirgs, an welches sich die Riesensteine anlehnen, und die große Natur umher bringen das Gemüt in einen Zustand von Empfindungen, den ich nicht schildern kann.

Aus jenem Tor führt der felsige Weg tief abwärts längs der andern Seite der Bergwände, wo nun der Blick auf Latium verschwindet. Ich traf unten wiederum eine

kreisrunde und noch viel größere in den Fels gehauene Cisterne von mindestens 30 Fuß im Durchmesser. In ihrem weiten steinernen Rande sind viele Kufen ausgehauen, worin die Weiber Segni's waschen. Ich habe in jeder volskischen Stadt solche uralte und wol erhaltene Cisternen gefunden; sie scheinen jenen Gegenden eigentümlich zu sein, denn ich erinnere mich nicht sie in Latium irgendwo in dieser Größe und Gestalt angetroffen zu haben.

Ein zweiter Spaziergang der Städter ist das Felsental vor dem Stadttor, welches zunächst zu dem im Walde versteckten Kloster und weiter hinauf in das Gebirge führt. Riesige Castanien, Ulmen und Eichen beschatten grüne Flächen; hier gibt es Waldeinsamkeit, mit Klosterromantik und Feerei, so viel nur das Herz begehrt. Da es Abend geworden war, strömten die Bewohner dort in Scharen hinaus. Die höhere Classe kleidet sich auch hier schon in französischer Mode, aber das Volk ist der Gebirgstracht treu geblieben. Drunten in Latium tragen die Weiber rote Tücher; die Farbe blüht in der Ebene heller, und, wie es scheint, auch das Gemüt, denn das Leben ist dort leichter als auf dem mühsamen, rauhen Gebirge, unter Gewitterwolken. Man trägt hier allgemein die Kopftücher von schwarzblauer Wolle, und die dunkle Farbe dieser Mantillen, wie sie in Sicilien genannt werden, kam mir in der Scenerie Segni's durchaus naturgemäß vor. Blau und schwarz waren die alleinigen Farben, die ich dort vom Volk tragen sah.

So groß und schön nun auch die Lage dieser Stadt ist, so würde ich mich doch nie entschließen hier einen Sommer zuzubringen. Diese grauen Steine, diese dämonische und schwermütige Natur würden bald die Musen verstummen machen. Auch weht hier der Wind fast immer scharf herein; die Berge schleudern Sommers täglich eine donnernde Wetterwolke hinunter, die ihre plötzliche Regenflut auf Segni ergießt.

Ich wohnte sehr gut im Ort; das einzige Gasthaus welches er besitzt, ist reinlich und billig in den Preisen, wie überall im Gebirge. Die Pfirsiche, von weißlichgelber Farbe, waren köstlich, und der bleichaussehende Wein gut, obwol stark säuerlich von Natur. Der Dichter Martial sagt von ihm, daß er etwas zusammenziehendes habe:

> Potabis liquidum Signina morantia ventrem;
> Ne nimium sistant, sit tibi parca sitis,
> Quos Cora, quos spumans inimico Signia musto.

Am Morgen wollte ich und mein Gefährte mit der aufgehenden Septembersonne zu Pferde steigen, um über den Gebirgskamm zu klimmen und dann durch die volskischen Urwälder nach dem alten Norba zu reiten; aber der Himmel war dicht umhangen, die Berge warfen sich donnernd Wolken auf Wolken zu und es regnete stundenlang. Wir verzweifelten schon an der Weiterreise, bis auf einmal Jupiter Pluvius zu lächeln begann. Wir sprangen daher geschwind auf die Pferde, und unser Führer schritt flink voraus uns die Wege zu zeigen. Der Wind warf die weißen zusammengeballten Wolken um die Felsen hin und her, oder trieb sie wie fliegende Segelschiffe weit in die Luft hinaus; es war ein großes und entzückendes Schauspiel.

Gleich hinter Segni beginnt grüner und dichter Wald. Froh ritten wir da hinein, denn ein Wald im italienischen Lande ist so etwas seltenes, und darum das heimatlichste was dem deutschen Wandrer begegnen kann. Doch hier sind keine schwarzen, weihnachtlichen Tannen, und keine sausenden Fichten, sondern herrliche Buchen, Ulmen, Eichen und Pinien. Die Pinie klingt wie eine Harfe, wenn der Wind in ihrer Krone spielt; sie saust nicht wie die schwermütige Fichte, ihr Ton hat etwas ganz Wonnesames von geisterhaftem Gesang.

Die Pfade trieften noch, aber wir saßen ja zu Pferd, und brauchten uns nicht zu durchnässen wie jene armen Mädchen und Knaben, die mit nackten Füßen im Walde kletterten, Pilze zu lesen, welche der Regen mochte über Nacht hervorgelockt haben. Tiefe Stille und Einsamkeit: hie und da die Schläge der Axt eines Holzfällers — und hier holen wir einen Handelsmann ein, der neben seinem beladenen Maulthier einhergeht, um Waaren nach Cori zu bringen. Ueber diesen steilen Gebirgskamm muß der hausirende Krämer mühsam klettern um in jene Stadt zu gelangen; die Verbindung zwischen Segni und Cori kann daher nicht sehr lebhaft sein.

Nach einem zweistündigen Ritt, teils durch Waldung, teils je höher wir stiegen über nackte und schwarze Felsenwände, erreichten wir den höchsten Paß im Gebirge, weideten noch unsern Blick an der Schönheit Latium's zu unsern Füßen, und stiegen dann langsam auf die andere Seite nieder. Aber von hier aus sahen wir noch nicht das Meer und die Maritima, denn ein Höhenzug türmte sich vor uns auf, um welchen wir hinwegzureiten hatten.

Er bildete mit den Bergen von Segni ein idyllisches Wiesental, Colle Mezzo genannt, oder eine Bergsenkung, die von Quellen durchrieselt wird. Nichts lachenderes als diese Bergwiesen, über die wir nun hinritten, oder vom Pferde steigend in der heitersten Stimmung wanderten.

Nun ging es wieder aufwärts und in den eigentlichen Urwald hinein. Es war ein prachtvoller Wald, durch den wir mehr als zwei Stunden lang ritten. Die Abwechslung von Berg und Tal, die tiefschwarzen Schluchten, in welche bemooste Stämme, wie besiegte Helden, hinabgestürzt waren, dämmernde Wiesen und dunkle Weiher, an denen Viehheerden weideten, die üppigsten mit Blüten bedeckten Gebüsche, schattige Hohlwege, in welche das Sonnenlicht spielend einfiel, das alles versetzte uns oftmals in die heimischen Gebirge zurück. Ehe ich südliche Wälder sah, glaubte ich immer, nur in Deutschland oder im Norden sei der wahre dichte „Wald" zu finden. Als ich aber wieder nach der Heimat zurückkehrte, und deren Wälder betrat, war ich um den stolzen Wahn betrogen. Dies darum, weil ihnen die Untergebüsche, die Schlingpflanzen, und die reiche Blumenflora fehlen.

Wie prächtig ist der Volskerwald! Ich sah nie zuvor eine solche Wildniß voll poetischen Lebens! Hier ist das Land der Elfen und Feen, und im tiefsten Dickicht, in einer grauen Höle schläft der alte Saturn mit langem silberweißem Bart. Ich bewunderte die herrlichsten Baumphänomene; die Buche mit ihrem in den blauen Aether greifenden Wipfel gleicht an Farbe ganz und gar dem Felsgestein, auf dessen sanftem Grau die grünen Moose haften. Manchmal schien es als wäre dieser riesige Baum

nur die organische Fortsetzung des Felsens selbst, auf dem er stand.

Wir sprangen an einem schönen Platz von den Pferden, und warfen uns ins Gras. Ringsum standen Brombeersträucher mit ihren reifen Früchten bedeckt, und boten uns die Nachkost zu einem ländlichen Frühmal. Nicht weit davon ein grüner Teich, von Schilf und Gras umwoben, in einer träumerischen Versunkenheit. Wie schön muß es hier zu streifen sein, wenn der Mond hoch droben durch die Buchenwipfel wallt, und alle Elfen über dem blumigen Grund ihre Ringelreihen tanzen.

Endlich öffnete sich der finstre Wald an dem südwestlichen Abhang, wir kamen auf die andre Seite des Gebirgs, und plötzlich war mir wie einem, dem man die verbundenen Augen löst, daß ihn ein wunderbarer Anblick überrasche. Vor mir lag das stralende Schauspiel der Maritima, das weite pontinische Sumpfland, ein in sanftesten Farben blühender Teppich, das von der Sonne vergoldete Meer, die fernen Ponza-Inseln in seiner stralenden Flut, das Cap der Circe, der Turm Astura, die Linea Pia, das Castell Sermoneta zu unsern Füßen. Der Anblick dieses glanzvollen Gemäldes, eines der schönsten welches Italien überhaupt besitzt, war, da wir eben aus dem Walddunkel hervorgekommen waren, so überwältigend, daß ich dafür weder damals ein Wort fand, noch heute eines habe. Man hatte mir in Rom gesagt, daß der Ritt über den Kamm des Volskergebirgs, und dann der Blick von der Höhe auf die Sümpfe und das Meer das schönste sei was der Wandrer weit und breit genießen könne, und man sagte mir nicht zu viel. Ich will

jedem Reisenden raten dieses einzige Schauspiel sich nicht entgehen zu lassen, wenn er im Römischen sich befindet.

Wir erreichten nach sechsstündigem Ritt den kleinen Ort Norma. Er steht auf der luftigen Fläche einer hohen, an manchen Stellen schwindelnd-steil abstürzenden Bergwand, seitwärts von den cyklopischen Trümmern des uralten Norba. Norma, Norba, Ninfa sind hier die märchenhaften Wesen die man überall nennen hört, die man aufsucht, und deren dichterische Namen diese Berge mit einem phantastischen Hauch von Mythen umgeben. Norma, Norba, Ninfa, Cori, Sermoneta, welche melodische Namen, wie reizen sie nicht die Phantasie.

Als wir in das Gasthaus zu Norma traten, und der Wirt uns in das Zimmer führte, aus dessen Fenstern all die Herrlichkeit der Maritima übersehen wird, fiel unser Blick tief unten am Rande der Bergwand, und gerade unter uns, auf einen großen Ring wie von epheugrünen Mauern, und darin lagen viele wunderliche Hügel, die alle von Blumen und Epheu gebildet zu sein schienen. Graue Türme stiegen daraus hervor, Ruinen, alle grün umhängt, und mitten durch diesen seltsamen Kreis sahen wir einen silbernen Quell forteilen, die pontinischen Sümpfe durchziehen, und in einen lichtstralenden See fern am Meeresrand verschwinden. Ich fragte erstaunt, was jener rätselhafte große Blumenkranz und Kreis mit den vielen grünen Hügeln dort unten sei. „Nympha, Nympha!“ sagte unser Wirt. Nympha! das also ist Nympha, das Pompeji des Mittelalters, diese im pontinischen Sumpf versunkene Stadt und Geisterwelt. Wir werden sie heute am

Abend durchwandern, wenn die sanfte Selene sich über die grauen Cyklopensteine Norba's erhebt.

Wir hielten im Gasthaus ein gutes Mittagsmal und eine erquickende Rast; dann durchschritten wir den kleinen Ort, um Norba zu besuchen. Norba ist der altvolskische Name der Stadt, und erst später entstand daraus Norma, ich weiß nicht in welcher Zeit. Zum erstenmal begegnete er mir so am Anfang des achten Jahrhunderts, wo der griechische Kaiser Konstantin V. dem Papst Zacharias zwei Grundstücke Nymphas et Normias schenkte, die dem Staat angehört hatten.*) Schon damals war also (denn so muß ich annehmen) die volskische Stadt Norba verlassen, und in ihrer Nähe mußte sich Normia oder Norma bereits angesiedelt haben.

Die Ruinen der alten Norba liegen nur wenige Minuten seitwärts von Norma entfernt. Sie bestehen aus den noch bedeutenden Ueberresten der Burg und der cyklopischen Mauern, welche jene umgaben. Die Arx lag auch hier auf einer Felsenfläche, die schon von Natur befestigt, nach der Seite der pontinischen Sümpfe in schwindelerregender Steile abwärts fällt. Doppelte Mauern umgeben das innere Viereck der Burg. Noch führt ein altes Tor hinein, an dessen einer Ecke sich eine runde Masse von Cyklopensteinen in einer Höhe von 36 Fuß, wie ein Pfeiler oder Turm erhebt. Die Mauern haben bis-

*) Donationem in scriptis de duabus massis, quae Nymphas et Normias appellantur, juris existentis publici. Siehe die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Band II. S. 292.

weilen eine Höhe von 40 bis 50 Fuß, und bieten ein gewaltigeres Ganze dar als jene in Segni. Sie umziehen in langen Linien den steilen Kalkberg; oben aber auf der Felsenfläche, welche zu einem ebenen Viereck abgearbeitet worden ist, sieht man noch drei aus Cyklopensteinen aufgebaute große Fundamente, auf denen einst vielleicht die Heiligtümer der Stadt, oder andere Gebäude der Burg standen.

Wenn man sich einen solchen Bau, sei es Tempel oder Haus, im Verhältniß zu den Cyklopenmauern selber denkt, so muß er von einem großartigen, obwol schweren und düstern Charakter gewesen sein. Wir können uns eine Architektur der Art, wenn auch nur aus der Ferne annähernd, etwa aus dem Tabularium Roms wiederherstellen, welches einer Zeit angehört die an die volskische und etruskische Bauepoche gränzt. Denn es ist irrig anzunehmen, daß jene sogenannten Cyklopenmauern einer fabelhaften Urzeit angehören. Von ihnen bis zum Mauerbau der sogenannten servischen Zeit in Rom war nur ein Schritt zu thun, wie ich dies schon bei Alatri bemerkte.

Eine antike Cisterne, einige unterirdische Gemächer und Grotten: dies ist alles was außer der Akropolis und den Mauern vom alten Norba sichtbar blieb. Mir fiel es auf daß man nirgend Grabmäler oder Loculi in den Felsen bemerkt, wie in den alten Städten Etruriens oder in jeder antiken Stadt Siciliens; und namentlich sind es die sicilianischen Städte welche, wie Syracus, Leontium, Agrigent und Enna, eine erstaunliche Menge von Felsengräbern enthalten. In Norba sah ich deren keins, doch ist es möglich daß sie meinem Blick entgingen. Das Volk

in Norma nennt übrigens die alte Stadt Civita la Penna, und ich kann mir nicht erklären wie dieser Name hierher gekommen sei. Denn aus dem Spanischen scheint er abzuleiten, wo Pegna oder Peña Felsen bedeutet. Der Name Felsenstadt ist passend für das mythische Norba, welches Hercules soll erbaut haben.

In späteren Römerzeiten hing Norba dem Marius an. Es wurde deshalb von Emilius Lepidus, dem General Sulla's, belagert; er drang mit Hülfe von Verrätern in die feste Cyklopenstadt, aber die verzweifelten Einwohner stürzten sich selbst, wie die Bürger Numantia's, in die Flammen ihrer Häuser. Vielleicht blieb Norba schon seit jener Zeit in Ruinen; wenigstens kennt sie schon Plinius als verödet.

Oben auf der Arx ist das Panorama der Maritima überaus herrlich. Deutlich wird der ganze Ufersaum des Meeres erkannt, welcher von Antium bis zum Cap der Circe bei Terracina reicht; selbst weiter hin werden Ostia, Pratica und Ardea und viele Strandtürme sichtbar, die sich einsam wie Obelisken am Meer erheben. Diese Wachttürme wurden seit dem neunten Jahrhundert gebaut, als die Saracenen anfingen die Küsten Italiens zu überfallen, und noch heutigen Tags ist ganz Italien, sind alle italienischen Inseln an ihrem Saum von solchen malerischen Türmen umkränzt. In jedem liegen etwa fünf Mann Artillerie, welche alte wunderlich aussehende Kanonen hüten, die nun schon seit Jahrhunderten verrostet sind. Lamoricière, der neue Generalissimus der päpstlichen Armee, hat die Kanoniere aus den Türmen nach Rom gezogen und auch die Feldschlangen abholen

lassen, die dort auf den Plattformen ins Meer hinausgähnten, wo nun statt der Saracenen Garibaldische Freischaren heimlich zu landen versuchen.

Dort sehe ich einen Turm am Meeresrande schimmern, wo der dunkle Wald ganz nahe herbeikommt: es ist das berühmte Schloß Astura. Eine Meile weiter ein anderer Turm: Foceverde, von dem Fluß so genannt, der dort aus der versumpften Waldeswildniß ins Meer fließt. Weiterhin ein Turm an einem großen See; dessen Wasserfläche leuchtet wie fließendes Gold, und ringsum zieht sich dichter, grüner Wald. Eine geisterhafte Stille umfängt dort den Wandersmann; er steht wie in eine fremde Welt versunken am See, und blickt den Fischadlern zu, die darüber hinkreisen, oder dem fieberbleichen Fischer, der auf dem schwanken Nachen schwebt, oder dem halbnackten Blutegelsucher, der dort sein Wesen treibt. Das ist Turm und See Fogliano, einst im Altertum Clostra Romana, wo Lucullus eine Villa besaß. Der Nymphäus, jener reißende Bach den wir durch die grünen Ringe von Nympha fortstürzen sehen, ergießt sich in jenen See; wir können seinem Lauf durch das ganze pontinische Sumpfland bis dahin folgen. Weiter neben ihm wird der Lago de' Monaci sichtbar, dann der Lago di Crapolace, endlich der große See von Paola mit seinem Turm, und nicht weit von ihm steigt das Cap der Circe inselartig auf.

Wer die pontinischen Sümpfe nicht auf der Via Appia bis nach Terracina durchreist hat, macht sich die irrigste Vorstellung von ihrer Natur, indem er nur an ekle Moräste denkt. Es gibt dort freilich Sumpf und See genug, aber sie liegen in Wäldern und Büschen ver-

steckt, wo das Stachelschwein, der Hirsch, das wilde Schwein, der Büffel, und das halb verwilderte Rind umherstreifen. Im Mai und Juni ist das pontinische Land ein Meer von Blumen, die so weit das Auge reicht sich über die Gefilde ergießen. Im Sommer ist es ein Tartarus, wo das blasse Fieber umherschleicht, und die armen Hirten oder Ackerleute auf den Gehöften plagt, die dort ausdauernd ihr Brod erwerben.

Je näher am Meer, desto mehr Wald, und wir sehen ihn von Norba aus deutlich sich bis zum Cap der Circe fortziehen. Es reihen sich von der Tibermündung her an einander die Wälder von Ostia, von Ardea, von Nettuno, Cisterna und Terracina. Mitten in ihrem Dickicht, oder an ihren Säumen liegen einzelne Gehöfte, hauptsächlich für den großen Viehstand bestimmt, aber auch Ackerwirtschaften; so Conca, Campo Morto, Campo Leone, Tor' del Felce und andere. Wo der Wald nach dem Innern zu aufhört, ziehen sich endlose Wiesen hin, dann festes Ackerland, und wir sehen deutlich die von Pius VI. erneuerte appische Straße die Maritima durchschneiden. Wir sehen an ihr Cisterna, den größten Ort in den Sümpfen, woneben im Altertum Tres Tabernae lag, und weiterhin For' Appio, das alte Forum Appium.

Kein Jahrhundert ist im Stande gewesen die pontinischen Sümpfe auszutrocknen. Julius Cäsar hatte dies im Plan, aber er starb, ehe er an die Ausführung desselben ging. Die römischen Kaiser, so verschwenderisch in Bauten jeder Art, thaten nichts dafür; es ist daher merkwürdig genug, daß erst unter einem Barbarenkönig, dem Erben oder Eroberer Roms, unter dem großen Theodorich sowol die verfallene appische Straße hergestellt, als ein Teil der Sümpfe bis Terracina ausgetrocknet wurde. Noch heute liest man die Urkunden jener rühmlichen That eines Gothen auf zwei Inschriftstafeln in Terracina. Unter den Päpsten war es erst Sixtus V., ein Mann von praktischem Römergeist, welcher die Austrocknung der Sümpfe wieder unternahm, und ihm folgte darin mehr als zwei Jahrhunderte später Pius VI. Dieser Papst stellte die Via Appia wieder her, zog den großen Canal neben ihr, ließ andere Canäle ausgraben, verwandelte einen Teil der Sümpfe in ackerbares Land, und erwarb sich dadurch ein bleibendes Verdienst um diesen Teil der Maritima.

Wir steigen von der Cyklopenburg Norba's nach Nympha hinunter, denn diese verlassene Stadt liegt tief zu deren Füßen, schon am Rande der Sümpfe, und man gelangt zu ihr entweder auf der bequemen im Zickzack hinabführenden Straße Norma's oder man sucht sich selbst einen Pfad auf dem steilen Niederhang des Bergs von Norba. Da wir flink zu Fuß sind, so wählen wir den letzten Weg, und es geht mit „Donnergepolter" über die Felsen im Sprung hinab.

Da ist Nympha, die märchenhafte Ruine einer Stadt, mit ihren Mauern, Türmen, Kirchen, Klöstern und Wohnungen halb versunken im Sumpf, und begraben unter dichtestem Ephen. Wahrlich dieser Ort sieht reizender aus als Pompeji selbst, dessen Häuser umherstarren, wie halb zerfallene Mumien, die man aus der vulkanischen Asche emporgezerrt hat. Aber über Nympha wogt ein duftiges Meer von Blumen; jede Wand, jede Mauer, jede Kirche,

jedes Haus ist mit Epheu verschleiert, und auf allen Ruinen wehen die purpurnen Fahnen des triumphirenden Gottes des Frühlings.

Es macht einen unbeschreiblichen Eindruck in diese Epheustadt einzuziehen, in den begrasten, blumenbedeckten Straßen, zwischen ihren Mauern umherzuwandeln, wo der Wind in den Blättern spielt, keine Stimme schallt als der Schrei des Raben im Turm, als das Rauschen des schäumenden Bachs Nymphäus, das Lispeln des hohen Schilfs am Weiher, und das melodische Singen und Säuseln der Halme ringsumher.

Blumen wimmeln durch alle Straßen, sie ziehen in Procession nach den verfallenen Kirchen, sie klettern auf alle Türme, sie liegen lachend und kichernd in allen öden Fensterräumen, sie verrammeln jede Thüre, denn drinnen hausen Elfen, Feen, Wassernymphen und tausend reizende Geister der Fabelwelt. Gelbe Camillen, Malven, duftige Narcissen, graubärtige Disteln, die einst hier als Mönche lebten, weiße Lilien, die im Leben fromme Nonnen gewesen waren, wilde Rosen, Lorbeersträucher, Mastix, hohe Farren, die Clematiswinde und der Brombeerstrauch, die roten Fuchsschwänze, die wie verzauberte Saracenen aussehen, die phantastische Caperblume in den Ritzen der Mauern, der duftige Goldlack, die Myrte und die würzige Mente, ganz von Gold starrender Ginster, und nun der dunkle Epheu, der alle Trümmer überwallt, der über die Mauern sich ergießt in grünen Cascaden, — ja, man wirft sich in dies Meer von Blumen, ganz trunken und vom Duft berauscht, und das reizendste Märchen hält die Seele umfangen.

Noch stehen die Mauern der Stadt aufrecht; sie umziehen sie in einem großen Ringe, aber sie sind überall von Epheu dicht bedeckt, und nur hie und da taucht aus ihm eine zerbröckelte Zinne, und ein viereckiger, zerbrochener Turm hervor. Die Stadttore sind nicht minder von wildem Wein, Epheu und Brombeergestrüpp verrammelt und verbarrikadirt, als fürchteten die Blumen in Nympha einen Feind, der von draußen eindringen wollte, wie ehemals der Saracen, oder das Soldheer Barbarossa's, oder des Herzogs Alba und der Colonna. Sie haben sich hinter Epheuwällen verschanzt; vielleicht sind es Nachts die wilden Schwärme von Meteoren und Irrwischen im pontinischen Sumpf, welche die verzauberte Stadt belagern oder stürmen, um die Blumengeister drinnen in ihre Sümpfe zu entführen.

Mancher Platz und manche Straßen stehen noch da; zu ihren Seiten verfallene, vom Epheu umsponnene Häuser; manche palastartig, mit halbgothischer Architektur, einst Wohnungen des reichen Adels. Wunderbar sehen die Kirchen aus, von denen noch vier oder fünf in Ruinen stehen. Ich sah nie so phantastische Trümmer. Aber wie soll ich sie in Worten malen? Wie soll ich einen solchen braunen, zersplitterten Glockenturm mit den runden, oder von kleinen Säulen geteilten Fenstern, mit seinen mittelalterlichen Friesen von spitzkantigen Ziegelsteinen, und mit dem romantischen Festschmuck von Epheu und im Winde schaukelnden Blumen zeichnen? oder die Trümmer der gewölbten Nischen und der Kirchenschiffe schildern, die alle von Blütenteppichen überhängt sind?

Diese Kirchen sind alt, sie gehören dem eilften oder

zwölften Jahrhundert, wenn nicht einem frühern an, denn ihr Stil ist von einfacher Basilikenform. In ihren öden Räumen beten nun die Blumen, und die Weihrauchfässer schwingen die bacchantischen Rosen. Von den Wänden, und hie und da aus einer vom Ephen umsponnenen Tribüne blicken noch alte Frescobilder herunter. Das sind alte Christen mit ihren Palmen in der Hand und mit den Marterwerkzeugen zu ihrer Seite. Den verlöschenden Nimbus um das bleiche Haupt, in goldiger Dalmatica, mit der Stola um die Schulter, starren sie mürrisch aus den Blumenschleiern hervor, und scheinen sich über den Heidendienst zu ärgern, den die Kinder der Flora in diesen verlassenen Kirchen aufzuführen wagen.

Der Käfer summt seine Sommerromanze fort und fort, und die Grille schrillt unablässig ihre anakreontischen Liebeslieder. Die Blumen und Käfer weichen nicht mehr aus diesen Tempeln. Dem heiligen Bernhard wurde einst geklagt, daß von einer Kirche, welche eben neu geweiht werden sollte, zahllose Schwärme von Fliegen Besitz genommen hätten und sie nicht mehr verlassen wollten; er rief hierauf: „ich excommunicire sie"; und siehe da, als die Boten in die Kirche zurückkehrten, lagen alle Fliegen darin todt. Aber schwerlich würde es einem heiligen Beschwörer gelingen, die Blumen aus den Kirchen Nympha's zu excommuniciren, und so zornig sich die gemalten Märtirer darin gebärden, schon kommt der Ephen geschlichen, und wird sie selber bald ganz verschleiert und eingemauert haben. Von manchem ist bereits nichts mehr sichtbar als der Zipfel seines Gewandes und der Name in alten lateinischen Charakteren: Sanctus Xystus, oder

Sanctus Cesarius, und Sanctus Laurentius. Ich trat in die letzte dieser Kirchen ein — welch ein Anblick! Die ehemalige Mosaik des Bodens, mit ihren Arabesken und Kreisen oder Quadraten schienen nun lebendige Blumen nachzuahmen, und aus der Confession, wo einst die Gebeine des Heiligen lagen, wächst nun fröhlich der indische Wein mit seinen blauroten Beeren.

So fehlt auch hier nicht das Seitenstück zu Pompeji. Wie sich dort das classische Altertum in den heitern Frescobildern entschieden ausspricht, redet in Nympha die christliche Epoche der Menschheit auch aus Malereien auf den Wänden der Ruinen. Dort sind es die anmutigen Gestalten des Lebens und der Lust: Amoren die am Weiher angeln, tanzende Satyrn, Grillen die ein Wägelchen lenken, schwebende Bachantinnen in weißen Schleiern, Cymbeln schlagend, oder ein geheimnißvolles Kästchen in den Händen, oder auf einer Fruchtschale saftige Feigen erhebend — doch im Pompeji des Mittelalters stellen die Fresken nur den Tod und den Schmerz dar. Statt jener fröhlichen Bilder sind es die schwermütigen Gestalten der Katakomben, die mythischen Götter der Marter und der Pein, in Flammen, ans Kreuz geschlagen, oder mit gefalteten Händen vor dem Henker knieend, der sein Schwert schon erhoben hat.

Ist es nicht Zeit alle diese Märtirer, Heiligen und morschen Kreuzesbilder endlich einmal in Blumen zu bestatten? Auf die Gräber der armen Büßer und Mönche und aller derer, die in der Zeit des finstern Aberglaubens sich geißelten und quälten, streut sie hier die Natur mit vollen Händen aus — ahmte doch auch die katholische

Menschheit ihr nach, und gäbe sie den Todten Frieden und ein Blumengrab!

Am Eingange Nympha's ragt noch das Castell auf, einst Sitz der Barone, in dessen Verließen die Opfer des Feudalismus schmachteten. Hoch steigt der viereckige Turm empor, aus Ziegelsteinen so fest gebaut, wie die Torre delle Milizie in Rom, und wie es scheint gehört er auch derselben Periode an. Er steht ganz nahe an einem Weiher, der hier wie ein stygischer Sumpf am Eingang der Todtenstadt sich verbreitet. Ihn umkränzt hohes Schilf. Es ist hier ein mythischer Sitz, wie aus der Schattenwelt des Aeneas oder Ulyß. Der finstere Turm und andere Ruinen werfen ihr zitterndes Bild auf das stille Wasser des Sumpfs. Das Schilf rauscht so schwermutsvoll. Manchmal schluchzt tief in ihm die Stimme eines Wasserhuhnes auf, wie die Seele eines Abgeschiedenen, die in diesem Hades wohnt und nach oben verlangt. Ich sitze auf Trümmern und blicke in dies grüne Geisterreich, dann empor zu den blauen entzückenden Bergen, auf denen die Cyklopensteine Norba's und die Castelle ragen, dann über die pontinischen Sümpfe in das abendsonnige Meer, dem funkelnd das Cap der Circe sich entschwingt.

Sollte wol die Zauberin Circe ihr Schloß drüben verlassen haben? Wohnt sie vielleicht jetzt in Nympha? Wurde sie zur Epheukönigin? So viel Epheu ist hier — mir schien es, als sei dies Nympha die Epheu-Rüstkammer Italiens, und als versorgten von hier die Epheugeister der Geschichte alle Ruinen dieses herrlichen Landes mit ihren Ranken.

Man muß hier sitzen, wenn der Abend diese Epheuhallen und jede Ruine erst in Purpur, dann in Gold taucht, und Berge, Meer und das Cap der Circe mit unsagbarem Farbenduft umstralt — doch ich will davon nichts sagen, noch es schildern, wie dies Feenmärchen sich gestaltet, sobald der Mond darin zu wandeln beginnt.

Aus dem Weiher stürzt der Quell Nymphäus. Er scheint hier seinen Ursprung zu nehmen, und plötzlich bringt er einen überraschenden Gegensatz jungen, brausenden Lebens in diese grüne Gräberwelt. Denn mit der stürmenden Gewalt des Bergbachs sprengt er an den Ruinen entlang, durchjagt sie, wie von Dämonen geschreckt, wie beflügelt, als wollte er den Todesschlingen des Epheu entrinnen, und gleich einem lebendigen Wesen ist er anzusehen, wenn er so blitzend und schäumend durch die pontinischen Sümpfe dem Meere zuflieht.

Er treibt am Weiher eine Mühle, die in einem Bau des Mittelalters eingerichtet ist, denn ein Teil dieses Hauses hat noch gothisch-römische Säulenfenster. Auf einem Speicher steht geschrieben, daß Franciscus Gaetani, Herzog von Sermoneta und Herr von Nympha, ihn und den Eingang in den Ort, sammt den Mühlen im Jahre 1765 erbaut habe.

Im Altertum soll an der Quelle und dem See ein Nymphentempel gestanden haben, von welchem die Stadt auch ihren Namen erhielt. Auf der Stelle jenes Nymphäum soll dann die Kirche S. Michael erbaut worden sein. Im Jahre 1216 gründete hier Ugolino Conti die Kirche S. Maria del Mirteto, vom Mirtenhain.

Die Geschichte Nympha's ist übrigens sehr dunkel. Im zwölften Jahrhundert besaßen diese Stadt die Fran-

gipani; der berühmte Alexander III. wurde dort am 20. September 1159 zum Papst geweiht. Dann setzte sich das Geschlecht der Gaetani seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Besitz Nympha's, und die Nachkommen dieses berühmten Hauses haben ihn bis heute behalten. Die Archive in der Familie in Rom bewahren noch viele Urkunden, welche zeigen, wie der Nepot Bonifacius des VIII., Pietro Gaetani, lateranischer Pfalzgraf und Graf von Caserta, nach und nach die Häuser und Güter Nympha's ihren Besitzern abkaufte. Ich fand dort kein Actenstück mehr aus dem funfzehnten Jahrhundert. Aber noch am 22. Februar 1349 ist eine Urkunde in jenem jetzt zerfallenen Baronalschloß gezeichnet. Es heißt darin:

Actum Nimphe in scalis palatii Rocce Nimphe presente Nicolao Cillone Vicario Sculcule . . .

Am folgenden Morgen mieteten wir Maulthiere in Norma, um nach dem alten berühmten Cori oder Cora zu reiten, welche Stadt man in drei starken Stunden erreichen kann. Ein Fahrweg führt in der Tiefe dorthin, Nympha vorbei, aber wir zogen es vor den kürzern Felsenpfad zu wählen, welcher sich über die Abhänge des Volskergebirgs fortzieht. Denn hier ist die Aussicht groß und schön, weil der Blick über die pontinische Ebene und das Meer, bis nach Rom frei hinüber schweift. Die Frische des Morgens, der klarste Septemberhimmel machten diesen Ritt entzückend genug, obwol die Berge, an denen wir hinzogen, einförmig und ohne Leben waren, es sei denn daß hie und da Schafhirten sich versammelt hatten ihre Heerden zu melken, den frischen Käse am Feuer zu bereiten, oder aus Ginsterzweigen ihre conischen Nomadenhütten zu errichten.

Wenn man so von oben in diese weite, sonnige pontinische Landschaft blickt, und zumal gegen den lateinischen Strand gewendet, wo das uralte Ardea im Land der Rutuler liegt, so ruft die poetisch erregte Phantasie gern die Gestalten aus dem Virgil herbei. Denn dort ist das Land des römischen Troja, dort ist die Scene der Heldenkämpfe der Aeneide, und wir sehen über den Wiesenplan oder durch die Wälder die schöne Amazone Camilla jagen, die Heroin des Volskerlandes:

Hos super advenit Volsca de gente Camilla,
Agmen agens equitum, et florentes ære catervas,
Bellatrix.

Die Schilderung ihres Todes und das tragische Geschick von Evander's Sohne Pallas sind die schönsten Blumen in dem Gedichte Virgil's. Man muß die melodischen Verse der Aeneide auf dem römischen Gefilde lesen, um ihren Zauber erst ganz zu empfinden. So verklärt ruhig, so voll ernster Schönheit ist die Poesie Virgil's, wie die Campagna von Rom. Diese unsterbliche Dichtung wird als das Seelenhafteste, was von der Römerwelt übrig blieb, durch alle kommenden Jahrtausende diesen Bergen, diesen Wäldern und Fluren Begeisterung verleihen. Turnus, Mezentius, Lavinia, Ascanius, und der treue Achates . . .

ja hier leben sie ... und welches Gemälde! so episch und groß, wie nur jenes am Skamander sein kann, oder wahrscheinlich erhabener. Denn kann es überhaupt etwas Erhabeneres geben, als das Feld von Rom und sein Meergestade?

Durch die virgilischen Erinnerungen ziehen sich hier Troja und Hellas in dies Local der Uranfänge Roms hinüber. Die Atmosphäre wird dadurch hellenisch, und immer mehr, je näher man Cori kommt. Denn diese alte Stadt gehört der uritalischen, oder pelasgischen Mythe an. Rom heißt ewig, aber nicht seines Alters wegen; die meisten Städte der Campagna sind viel älter, und nun gar Cori, welches nach den Berechnungen antiker und moderner Topographen eine der ältesten Städte der Welt ist, und 1470 Jahre vor Christi Geburt, also sieben Jahrhunderte vor Rom erbaut wurde.

Nach der Mythe gründete das alte Cori der Trojaner Dardanus, Sohn des Corytus, Königs von Italien, und der Electra, einer Tochter des Atlas; dann floh er, ein Brudermörder, vor Siculus und seinem Vater nach Asien, wo er Dardania gründete, das erst von seinem Enkel Tros Troja genannt wurde. Im siebenten Buch der Aeneide (Vers 670 und folgende) kommt der Name Coras vor:

> Tum gemini fratres Tiburtia moenia linquunt,
> Fratris Tiburti dictam cognomine gentem,
> Catillusque acerque Coras, Argiva juventus.

Die drei Brüder Catillus, Coras, Tibur oder Tiburtus waren nämlich Söhne des Amphiaraus von Argos; sie

kamen aus Griechenland nach Italien, und gründeten hier Tibur oder Tivoli. Coras soll Cora erbaut haben. Dies ist eine zweite Mythe von der Entstehung dieser Stadt.

Da liegt sie vor uns, eine Pyramide von Häusern auf einem Berge; hoch oben stehen die schönen Reste des Herculestempels, zu den Füßen der Stadt liegen Fruchtgärten und Olivenhaine. Cori hat gegen 5000 Einwohner. Seit mittelalterlichen Zeiten ist sie ein Lehn des „römischen Senats und Volks", ein Kammergut der Stadt Rom — in der That eine herrliche Besitzung.

Ich werde den Leser nicht mit der Beschreibung der Ruinen Cori's ermüden, denn er hat deren genug. Aber wol verdienen die cyklopischen oder pelasgischen Mauern auch hier Bewunderung. Sie sind an vielen Stellen in der Stadt sichtbar; man vergleicht sie mit den Mauern des alten Mykene oder Tiryntḥ. Sie stützen die Akropolis, das Haupt der Stadt. Wenn man dort emporklimmt, findet man sich voll Ueberraschung vor dem Rest des Peristyls eines Tempels, welcher völlig griechisch erscheint. Es ist ein kleiner, graziöser Bau dorischer Art, sehr wol erhalten; die blaugraue Farbe, welche der Travertin der Säulen angenommen hat, sieht schön altertümlich aus. Man nennt diesen Tempel vom Hercules, aber wahrscheinlich ohne Grund.

Castor und Pollux, Fortuna und Diana, die Göttin der pontinischen Jagdgefilde, Sol, Janus und Aeolus, Apollo und Aesculap hatten in Cori ihre Tempel. Man zeigt noch tiefer unten vier schöne korinthische Säulen, welche in einem Hause eingemauert sind, und schreibt sie dem Tempel der Dioscuren zu. Reste von Bädern und

Cisternen, eine römische Brücke über den reißenden Bergbach, der von Cori herunterbraust, andere zerstreute Altertümer mögen den Forscher hier beschäftigen.

Das Mittelalter ist in Cori schwach vertreten. Der Dom S. Pietro, in den Trümmern jenes Herculestempels erbaut, bietet nichts Merkwürdiges dar; dagegen ist Santa Oliva wegen ihrer Architektur der Beachtung wert. Indeß alle diese Trümmer, was sind sie gegen den hinreißenden Blick auf die Maritima, den man überall in Cori genießt? Es verlohnte sich wol hier Sommers zu leben. Die Luft ist kühl und balsamisch, der Wein köstlich, die Früchte sind in solcher Fülle vorhanden, daß ich für einen Bajocco 26 frische Feigen erhielt. Aber Cori wird von den Römern gar nicht besucht. Sie ziehen es vor in das städtische Albano und Frascati zu gehen, und die wenigsten von ihnen kennen die Reize ihrer eigenen Campagna. Gibt es ein herrlicheres Leben, als die Gebirge der Sabina, der Herniker, der Volsker zu durchstreifen, und in der unverfälschten Natur seinen Geist zu stählen?

Ich verließ Cori, zu Pferde steigend, um nach Velletri zu reiten; und wie in Nympha, so gelobte ich auch hier, wiederzukehren, und in dieser classischen Stille einige Zeit hinzubringen.

Von den Ufern des Liris.

1859.

Eine friedliche Wanderung durch das lateinische Gränzland von Veroli über Casamari, Isola, Sora, Arpino, Arce, Aquino nach S. Germano und Monte Casino, dies ist es, wozu die Leser eingeladen werden, während Mittelitalien in Waffen steht, die Romagna sich von der päpstlichen Herrschaft losgerissen hat, und die question romaine die Gemüter bewegt.

Jenes Gränzland ist die Fortsetzung Latium's; der Liris sondert nämlich Campanien in zwei natürliche Hälften; die römische wird vom Sacco durchzogen, bis er unterhalb Ceprano in jenen Strom fällt. Dies ist die eigentliche römische Campagna. Die andere Hälfte, eine prächtige Ebene zwischen dem Apennin und dem Volskergebirg, an welchem der Liris forteilt, ist das neapolitanische Campanien. Es setzt sich zwar bis über Capua fort, aber die Berge gegenüber S. Germano umstellen dieses Gefilde, und sondern es von dem „glücklichen Campanien" ab. In Monte Casino zeigte man mir eines Tags auf jenen Bergen das Castell S. Pietro in Fine, und erklärte mir diesen Zusatz durch in fine Latii; freilich bemerkte der gelehrte Don Sebastiano Kalefati: er arg=

wöhne, das „in fine" bedeute im Grunde nur das Ende der Diöcese Monte Casino's. Doch wir wollen uns darüber keinen geographischen Kummer zuziehen, sondern vor der Weinschenke in Veroli aufs Pferd steigen, um nach den Ufern des Liris hinunterzureiten — an einem lateinischen Octobernachmittag, da der warme Sonnenschein auf dem Gefilde liegt, die Berge im Farbenspiel des Herbstes stralen, die classische Campagna vor uns sich verbreitet, durchströmt vom grünen Liris, dessen Name, der schönste unter den Flüssen, das Gemüt mit lyrischem Wollaut füllt, indem er durch diese Fluren weit und breit einen poetischen Hauch ergießt.

Als ich aus dem Tor der hohen Felsenstadt Veroli an den zerfetzten Stadtmauern entlang ritt, um dann hinabzusteigen, hatte ich den ersten vollen Anblick des Landes, welches ich durchziehen sollte: rechts in der Tiefe die Gefilde von Ceprano, an dessen Brücke König Manfred verraten ward, darüber hinaus die Volskerberge, eine lange Kette blauer Höhen; links die majestätischen Berge von Sora, die, von den Abruzzen herangedrängt, den Liris oberhalb umstellen. Indeß wurde mein Blick besonders von dem breiten Bergzug vor mir gefesselt, oder vielmehr von einer deutlich auf ihm sichtbaren weißen Stadt. Das ist Arpinum! Da wurden Cicero und Marius geboren!

Es hat einen großen Reiz, zum erstenmal und in noch geheimnißvoller Ferne einen Ort vor sich zu sehen, dem zwei weltberühmte, Epochen bezeichnende, uns seit der Kindheit bekannte Namen angehören. Da kommen selbst kleine Erinnerungen aus der Jugendzeit herbei, und

sind geschäftig den Eindruck zu verstärken — Scenen von der Schulbank, da Cicero erklärt ward, selbst die Gestalt des zerlesenen Schulbuchs auf grauem Papier mit Cicero's Reden, obenan das donnernde und unvergeßliche Quousque tandem Catilina. Und da liegt denn vor mir Cicero's Vaterstadt, die einmal im Leben zu sehen ich schwerlich geträumt oder gehofft hatte.

Ich mußte vom Pferde steigen, um über den steilen Kalkfelsen Veroli's hinunterzugelangen: denn eine fahrbare Straße gibt es hier nicht, außer weiter unten gegen Casamari zu, und überhaupt besitzt dieses römische Gränzland nur einen einzigen großen Verbindungsweg mit dem Nachbarstaat, die Via Latina, die nach Capua geht.

Alle jene Campagnaorte, die wir ringsum bemerken, größtenteils älter als Rom, ja noch der saturnischen Epoche angehörend, stehen schwarz und finster auf ihren Felsenhügeln, und befinden sich seit Jahrhunderten in demselben Zustand. Die Grafen und Feudalherren des Mittelalters haben in jedem ihr Schloß gebaut, und ein jedes steht nun verödet als ein Nest für Eulen da. Der Colone baut nach wie vor, einem römischen Fürsten oder einem Kloster pflichtig, im Schweiße seines Angesichts Wein oder Oel oder Türkischkorn, und seine Lage bleibt im Grunde wie sie war, obwol er nicht mehr leibeigen ist. Wenn man die agrarische Verödung der nächsten Umgebung Roms mit einigem, doch nicht allem Grund den Einflüssen der Malaria zuschreiben darf, so findet diese Ursache in dem gesunden Latium nicht statt. Es ist sehr befremdend ein Land zu durchziehen, welches sich von fern wie ein Elysium dem Blicke darstellt, und wenig mehr in ihm zu

finden, als eine malerische, spärlich mit Mais bebaute Wüste, über deren öden, von Ginster und Asphodelos starrenden Feldern in sonniger Luft einsame Falken kreisen. Man wundert sich, hier nicht ein thätiges und erfinderisches Volk in blühenden Städten zu sehen, während man nur hie und da einen Häuserklumpen auf einer Anhöhe zusammengedrängt erblickt. Die Bewohner von Latium, ein starkes, gutherziges, schönes Menschengeschlecht, sind ganz primitiv geblieben; ihre Lebensweise, ihr Cultus, ihre Bedürfnisse sind unverändert, und käme einer ihrer Vorfahren wieder in seinen Ort zurück, so würde er darin wenig mehr neues entdecken, als etwa den Gebrauch des Tabaks, des Zündhölzchens und des Pulvers. Fast alle jene Castelle, welche Namen sie immer haben, Veroli, Posi, Arnara, Bauco (Babucum), Ripi, dauern seit Urzeiten. Man findet sie in Diplomen des neunten und zehnten Jahrhunderts mit ihren heutigen Namen, mit ihren selben Kirchen, mit ihren ehemaligen Grafen und Judices meist langobardischen Stamms erwähnt; aber ich weiß hier keinen Ort zu nennen, der in späterer Zeit neu entstanden wäre.

Die Nachmittagssonne brannte noch heiß auf dem dürren Felde, als ich auf entsetzlichen Wegen, auf einem kaum bereitbaren Felsenboden unterwärts weiter zog, Casamari zu erreichen. Ich kam an einem einsamen Gehöft vorbei, wo sich eine Gesellschaft von Einwohnern Veroli's vergnügte; der Anblick wolgekleideter Mädchen, die mitten in dieser Einöde ländliche Spiele spielten, war eine erfreuliche Ueberraschung. Sie glichen einer Schar von Singvögeln, die sich in der Wildniß zusammen niedergelassen.

Ein guter Fahrweg führte sodann weiter, und ein wolgepflegter Wein- und Olivenbau zu beiden Seiten kündigte ein größeres wirtschaftliches System an, welches irgendwo in der Nähe seinen Sitz mußte aufgeschlagen haben. Dieses belebende Princip enthüllte sich alsbald: Wallfahrer kamen mir entgegen, die Pilgerstäbe in der Hand, die Frauen ihre schwerbelasteten Körbe auf dem Kopf, die Männer unbeschwert daneben schreitend, alle in der bunten Tracht des lateinischen Berglandes. Sie kamen von dem weit und breit berühmten Casamari.

Ich hatte dieses Kloster so oft nennen hören; man sagte mir, daß es nebst Fossanova das schönste in ganz Latium, und ein vereinzeltes Wunderwerk gothischer Baukunst sei, und nun sah ich es vor mir liegen, einsam, bedeutend und beherrschend in der Hochebene, eine Masse großer grauer Gebäude, über denen sich der Giebel der Klosterkirche erhebt. All' dies umschlossen von einem Hof mit mächtigem römischen Portal, eine Arcade darauf hinführend, als Rest jener arcus deambulatorii der reichen Mönche des Mittelalters; daneben ein fließendes Wasser, die Amasena, mit melancholischen Pappelgruppen — ringsum eine feierlich schweigende, sonnverbrannte Wüste.

Ein solches weltabgeschiedenes Kloster zu betrachten, erregt heute ein eigentümliches Gefühl. Denn nirgends ist die Vergangenheit so ganz wirklich und fast greifbar. Die Zeit scheint hier in Wahrheit stillegestanden, die moralische Atmosphäre eines lange verflossenen Jahrhunderts und Menschengeschlechts hier versammelt geblieben zu sein. Womit die Mönche damals sich beschäftigten, singen, beten, schweigen, arbeiten, das thun sie noch heute

in gleichen Kutten, in denselben Räumen, mit derselben monotonen Geschäftigkeit. Die Weltgeschichte hat sich draußen verwandelt, sie aber nehmen daran nicht Anteil; es genügt, daß die Kirche, die Bischöfe, der Papst in Rom dauern wie zuvor. Ihre nächste Umgebung ist unverändert geblieben, denn noch stehen Veroli, Posi und S. Giovanni mit ihren Kirchen und Heiligen wie zuvor, und die Wallfahrer pochen an die Klosterpforte wie zuvor. Die Furcht vor den Saracenen, vor Raubgrafen und Condottieri quält sie nicht mehr, doch hat sie der Angst vor der Revolution Platz gemacht, die am Ende unerbittlicher sein wird, als Raubgraf und Saracen. Denn ehemals galt es nur Plünderung und Verwüstung mit Feuer und Schwert, aber heute gilt es Sein oder Nichtsein überhaupt. Außerdem: die Klostergüter sind geschmälert, und der Kirche dadurch ihr Wirken nach außen verengt. In der That, solch ein Kloster ist wie eine pergamentene Chronik, darauf die alten Miniaturen, als ein Schattenspiel, lebendig werden.

Man hat den Namen Casamari fälschlich durch casa amara erklärt, wie noch Westphal in seiner römischen Campagna that, als wäre dieses Kloster „Bitteres Haus" genannt wegen des furchtbaren Schweigens, zu dem die Brüder von der Trappe dort verdammt sind. Aber in Wahrheit heißt der Name Casae Marii, die Häuser des Marius, weil die Abtei auf dem fundus Marii, einer alten Besitzung des berühmten Helden von Arpino, erbaut worden ist. So berichtet die Tradition, und Rondinini, der die Geschichte des Klosters schrieb: Monasterii S. Mariae et Sanctorum Johannis et Pauli de Casaemarii brevis historia, Romae 1707. Fromme Bürger Veroli's haben dasselbe im Jahre 1036 gestiftet. Seine ersten Bewohner waren Benedictiner. Als ihre Zucht verfiel, führte Eugen III. im Jahre 1152 Cistercienser ein, die auch das benachbarte schöne Trisulti besitzen. Friedrich II. bestätigte im Jahre 1221 die Güter Casamari's in einem aus Veroli datirten Diplom, welches wir noch lesen; aber seine Kriegsvölker zerstörten die Abtei, als er Rom belagerte.

Die Geschichte Casamari's bietet sonst nichts außerordentliches dar, nur die Wechselfälle von Krieg, Zerstörung, Wiederherstellung, denen alle Klöster ausgesetzt gewesen sind. Kein berühmter Mann ging von dort hervor. Casamari hat keine eigenen Annalen aufgezeichnet, wie das benachbarte Fossanova, dessen Chronik Muratori herausgegeben hat. Es war niemals reich wie Trisulti, doch besitzt es noch einige Güter in der Campagna. Sein größter Ruhm ist die herrliche Kirche, deren Grundstein im Jahre 1203 gelegt wurde, also in der Zeit, da man in Italien anfing gothisch zu bauen.

Als ich in den Klosterhof und vor die Kirche trat, glaubte ich mich enttäuscht; denn die Façade, zu der eine breite Steintreppe führt, und das Vestibulum mit Bogenöffnungen versprachen nicht viel. In dieser Vorhalle fand ich eine Statue Pius' VI., und eine Gedenktafel für Pius IX. zum Gedächtniß dessen, daß er dem Kloster das Patrimonium hergestellt hat. Nun ins Innere der Kirche tretend, wurde ich lebhaft überrascht; ein dreischiffiger hoher Bau in den reinsten Verhältnissen, von vollendeter Einheit, in den wolgefälligsten Spitzbogen-

wölbungen, der Chor nur durch ein Gitter abgetrennt, öffnete sich vor mir. Die Harmonie der Architektur, die Einfachheit des Baues, der sanfte Travertin, die vaterländische Gothik brachten einen tiefen Eindruck hervor. Wenn das Auge seit Jahren nur an die römische Basilikenform mit ihrer platten Decke, oder an den spätern Luxusstil der Kuppelkirchen gewöhnt ward, stellt sich plötzlich die Gothik als ein neues, lebhaft und kühn nach oben strebendes System dar, und imponirt durch die Verbindung des Reichtums mit der Einfachheit, der Kühnheit mit der Grazie, der Stärke mit der Leichtigkeit, da das Massenhafte durch ein überall fortgesetztes, geteiltes, dennoch sich bindendes Leben einer und derselben Grundidee überwunden wird. Sonst gewohnt die Kirchen mit Sculpturwerk, mit barocken und schwerem Schmuck, mit Gemälden und Inschriften oder mit Grabmälern und Altären überladen zu finden, sah ich hier nichts dergleichen, sondern diese Kirche erschien mir als ein reiner und schöner Tempel, einem reinen und bildlosen Gottesdienst geweiht.

Keine Bilder, keine Nischen, keine Capellen, nur ein einziger Hauptaltar unter einem gekuppelten Tabernakel; so sehen protestantisch gewordene Dome in Deutschland aus. Casamari ist in der That sehenswert. Eine gleiche Einfachheit gothischen Stils erinnere ich mich nicht in Italien angetroffen zu haben. Das Mittelschiff hat je sieben Spitzbögen auf zusammengesetzten Säulenschaften; am fünften beginnen die Schranken, die den saubersten Chor abschließen. Darin war nichts von bizarrem Wesen, nichts von Figuren zu sehen, sondern hinter dem Gitter standen zu Seiten des Altars zwei hohe und vollblühende

Amaranthenbäume in großen Vasen. Man denke, wie gut diese Naturerscheinung in einem herrlichen und einfachen Raum wirken mußte.

Die reinere Gothik ist übrigens nur in der Kirche selbst zur Anwendung gekommen; denn im Kloster wird der Stil schon stark romanisch. Der Hof ist ein geräumiges Quadrat, welches halbgothische Oeffnungen mit je zwei Doppelsäulen in ihrer Mitte durchbrechen. Er ist nicht besonders schön. Der Capitelsaal neben ihm macht einen fremdartigen Eindruck. Seine Gothik geht ins Moreske über; seine Decke tragen vier Säulenbündel, aus je acht Säulen zusammengestellt, auf deren achteckigen Platten dann die Spitzbögen ansetzen, um sich von der Decke bis in die Mitte der Wand zu ziehen, wo sie in einem phantastischen Knauf endigen. Die abwechselnde Schichtung weißen und braunen Steins bringt ein buntes Wesen hervor.

Ich sah nur wenige Mönche im Kloster still und schweigend hin- und hergehen, und sie nahmen keine Notiz von mir. Ein Laienbruder reichte mir einen Krug Wassers, und da er hörte, daß ich aus Rom komme, fragte er mich wie es dort aussehe, und wo Garibaldi gegenwärtig sei. Der langobardische Name dieses tapfern Bandenführers schwebt an der Gränze von Neapel von Mund zu Mund, wie vor langen Jahrhunderten derselbe Name des Dux Garibald oder der Herzoge Grimoald, Romoald und Gisulfus von Benevent. Seine Figur, populär auch wo sie statt Hoffnung Furcht erregt, scheint dort auf das Vorstellen wie etwas dämonisches zu wirken. Dessen sollte ich bald im Neapolitanischen noch mehr

gewahr werden. Im Mittelalter gingen so aufregend durch die Campagna die Namen Nicolò Piccinino, Fortebraccio von Montone, Sforza d'Attendolo und anderer Capitäne, welche durch hundert Märsche, Schlachten und kühne Städte-Eroberungen ihren Ruf sich verdient hatten. Sie waren indeß nur kühne Räuber, ihr Waffenhandwerk die schändlichste Pest Italiens, während der Volksheld Garibaldi sein Schwert und sein Leben der Freiheit des Vaterlandes geweiht hat.

Ich stieg wieder aufs Pferd, um weiter zu reiten, da der Abend die schönen Berge Arpino's schon dunkler zu malen begann. Vom Kloster ist die neapolitanische Gränze nur eine kleine Stunde entfernt. Es macht immerhin ein besonderes Vergnügen sich in einem Gränzlande zu befinden. Wo Völker, Staaten, politische und sociale Formen aneinanderstoßen, bildet sich ein mittlerer Raum hüben und drüben, darauf eine gewisse Spannung der Geister, aus Anziehen und Abstoßen erzeugt, bemerkt wird. Gränzbewohner befinden sich in einem natürlichen Stande der Wachsamkeit. Wenn die Menschen in der Mitte des Staats in sichern und eingelebten Formen indolent werden, sind Gränzer immer beweglich, neugierig, erfinderisch, verschlagen, treulos, weil ewig von der Fremde berührt. Ein neuer, halbgeöffneter Horizont reizt ihre Phantasie, erweitert ihr Bewußtsein, und zwingt sie zu vergleichen und zu kritisiren. Das Uebergehen eines Zustandes in den andern bringt eine sonderbare Ungewißheit hervor; daher wohnt das Gerücht, die Göttin Fama, am liebsten auf der Gränze, wie im Leben Argwohn und Neid in der Regel Bastard-Dämonen einer moralischen Gränze sind.

Ich erreichte bald die römische Mauth, ein einsames Haus an der Straße, wo die Gränzsoldaten vergnüglich da saßen und Cigarren rauchten. Dann bogen wir vom Weg in ein Weingartenland ein, und kamen gleich zur Gränze selbst, die durch einen einfachen Stein bezeichnet wird. Friedlich mischt hier der Gott Terminus die Aecker Roms und Neapels, denn sie sind nicht einmal durch eine Furche getrennt.

Von diesem Gränzstein ist es nicht mehr weit bis zum ersten neapolitanischen Ort Castelluccio, einem kleinen Flecken, unterhalb dessen gleich Isola, die reizende Liris-Insel, liegt. Mächtige Baumgruppen, in einem tiefen verschatteten Grunde, der das Flußbett ahnen läßt, anmutige Villen, Fabrikgebäude, die aus dem Grün hervorsehen, endlich weiter hinauf ein reiches Culturland verraten schon das Leben, welches ein herrlicher Strom erzeugt. Und über diese mannichfach gegliederten Ufergefilde, die hier in cultivirter Gestalt hervortreten, dort sich in die Tiefen verlieren, erheben sich in unbeschreiblicher Pracht die mächtigen Berge von Sora in nicht zu weiter Ferne. Ich mußte diese vom Abendschein rosig stralende Gegend mit der goldenen Muschel bei Palermo vergleichen; sie hat wie diese majestätischen Ernst der Gebirgsformen, eine reiche Ebene; nur freilich nicht das Meer, sondern den Strom des Liris oder Garigliano, der von den Abruzzen wie ein junger Apoll, tönend herunterkommt, und diese Gefilde durchwallt, Römer und Neapolitaner tränkend, bis er durch die Volskergebirge sich nach todtenstillen und trümmervollen Meeresufern die Bahn bricht.

Wenn man die Gränze der „heiligen Republik

S. Peters“ verläßt, um in das „Königreich“ einzutreten, so darf man sich keineswegs auf erfreuliche Dinge gefaßt machen. Denn es ist nicht zu läugnen: einige Spuren der doppelten Größe Roms tragen die Bewohner des Kirchenstaats noch heute. Im Römischen herrscht ein Zug von Ernst, Bedächtigkeit und Maß, von ungezwungener und freier Haltung, ja selbst von Liberalität, zumal in der Rede, die sich hier seit Alters frei erhalten hat, und auch sonst bemerkt man wenigstens im Gewährenlassen eine gewisse Sorglosigkeit. Die eigentümliche Verfassung des Kirchenstaats, in welchem alle monarchische und rein politische Gewalt, der Natur des Staates gemäß, nur schwach auftritt, der Mangel einer kräftigen weltlichen Regierung, das von den päpstlichen Unterthanen nicht genug geschätzte Glück, daß sie von keiner stehenden Soldatenmacht bedrückt werden, der durch Vertrag und Statuten lange Zeit dauernde Municipalismus der Orte (er ward erst aufgehoben durch die französische Republik, dann durch die Restauration unter Consalvi), endlich das Nichtvorhandensein einer erblichen Landesdynastie, erklären die wolthuende republikanische Atmosphäre in römischen Landen. Betritt nun der Wanderer die neapolitanische Monarchie, so darf er darauf gefaßt sein, daß er vieles kleinlicher finden wird; das ernste Naturell der Römer verschwindet mit einem Schlag; die Sprache wird barbarisch und unverständlich; die Menschen minder wolgebaut, lebhaft, gutmütig, zudringlich, doch furchtsam. Es wimmelt von Soldaten, von Polizisten, Spionen, von Mauthbeamten eines argwöhnischen, unsichern, knechtischen Regiments. Kein Mensch redet mehr frei von der Leber weg, und

es ist für den Neapolitaner ein äußerstes, wenn er nicht mehr raisonniren darf.

Isola empfing mich mit einem lauten Wasserschwall und herrlichem Grün von Hängeweiden am Fluß, doch zugleich mit der Dogane. Um sechs Bücher willen wurde ich hier lange Zeit aufgehalten. Außer einem Horaz betrafen sie alle die Geschichte des Mittelalters, waren also unverfänglich genug, aber die Beamten begriffen ihre Titel nicht. Diese Herren beklagten zu mir den Tod Humboldt's, als sei auch die wissenschaftliche Cultur Neapels schwer davon betroffen worden; sie priesen die Bildung des preußischen Staats, wo jeder Mann mit den Schriften der Philosophen vertraut sei, und sie erklärten in demselben Atemzug, daß meine sechs Bücher Contrebande seien, daß sie dieselben weiter ins Land an eine höhere Behörde schicken müßten, die mich dann nach ein paar Tagen bescheiden würde. Ich bemerkte, daß ich allerdings Ursache habe mit meinem Vaterland Deutschland zufrieden zu sein, wo man die Reisen wissenschaftlicher Männer erleichtere statt sie zu erschweren, und daß ich ihre Mauthgesetze in diesem Punkt barbarisch finde. Ich pries meinen guten Geist, der mich in Rom gewarnt hatte, meine geschriebenen Materialien nicht nach Monte Casino mitzunehmen, denn ich hätte sie, die Mühe von Jahren, nimmer wieder gesehen. Solchen Zufällen ist der Fremde, der aus Zwecken friedlicher und ernster Wissenschaft reist, im Zeitalter, wo diese blüht, in jenem unglücklichen Lande ausgesetzt. Und es gibt in der That weder ein mehr barbarisches noch ein unnützeres Verbot, als dieses gegen das Einführen von Büchern. Ich kam endlich gut davon,

ohne daß der Beamte, ein wackerer und anständiger Mann, seine Pflicht verletzte, denn ich überzeugte ihn endlich von dem Charakter der Bücher. Um wie vieles nun die römische Art liberaler sei, will ich hier zeigen; als ich später von Monte Casino zurückkehrte, mit denselben Schriften, mit dort gesammeltem Material, mit andern Büchern, die mir Luigi Tosti zum Geschenk gemacht hatte, und als ich mit dieser Contrebande an der Brücke von Ceprano dem römischen Doganen-Officianten mich vorstellte, warf er nur einen flüchtigen Blick darauf, und sagte mit römischer Gentilezza: passate pure, signor.

Ich hatte demnach die köstlichste Zeit verloren, in vollem Abendsonnenschein Isola zu sehen. Dieser kleine freundliche Ort liegt auf einer Insel im Liris, schön von grünen Bäumen umschattet. Der herrliche Strom, von smaragdgrüner Farbe, gewaltig brausend und reißenden Laufs, stürzt sich am Haupt der Insel, also im Ort selbst, als ein Wasserfall herab. Ein 80 Fuß hoher Fels bewirkt diesen, und auf ihm ragen über dem milchweißen Sturz die Trümmer eines Castells empor. Schon in der Ferne hört man das Tosen des Wassers, und wo man sich auch hinbewege, überall erfreut sich der Blick entweder an der Bewegung des Stromes selbst, oder an zahllosen Canälen, die reißend schnell in ihn fallen, während sich tiefschattige Gärten mit prächtigen Platanen, Pinien und all dem reichen Baumwuchs des Südens ringsum verbreiten. Die Fülle des Wassers ist groß, denn oberhalb der Insel stürzt der Fibrenus in den Fluß, in mehrere Arme getrennt. So hat die Verbindung zweier Flüsse ein reiches Culturleben erzeugt, denn das Wasser

treibt hier viele Fabriken von Wolle und Papier, welche die ganze Gegend beschäftigen, Tausende von Menschen ernähren, rüstige Arbeitercolonien erzeugen, und weit in das Land hinein wolthätig wirken.

Sowol Isola als Sora sind Fabrikorte, und die gute Fahrstraße welche sie verbindet, ist zu beiden Seiten mit Fabrikanlagen, mit Casinos und Gärten besetzt. Es ist in der That eine überraschende Cultur-Oase, die hier seit dem Anfang dieses Jahrhunderts entstand, und der lang entbehrte Anblick industrieller Thätigkeit in so paradiesischer Gegend thut dem Reisenden wahrhaft wol.

Bei dem vollsten Mondschein fuhr ich nach dem nur eine Stunde entfernten Sora, auf einem Char-à-banc, wie man hier die neapolitanischen Curriculi französisch nennt; denn der Gebrauch dieser Einspänner beginnt schon hier, und man läßt mit derselben rasenden Wut wie in Neapel den armen Gaul in gestrecktem Galopp dahinrennen. Der Mondschein, welcher den Reiz der Straße erhöhte, ließ mir die ununterbrochenen Anlagen schöner erscheinen, als ich sie bei Tageslicht wieder fand. Die moderne Gestalt der Gebäude wirkt sonderbar auf den Reisenden, der eben aus dem Römischen kam, wo alles der Vergangenheit angehört, wo alles Geschichte ist, und die finstern Felsenstädte daran erinnern, daß sie dort schon seit dem fabelhaften Janus und Evander stehen. Die Gegend von Isola hat dagegen nur eine classische Erinnerung, die an Cicero, wie wir gleich finden werden.

Die jetzigen Fabriken, meist Papiermühlen in einem großen Maßstab und nach neuestem System, verdanken

ihren Ursprung hauptsächlich Franzosen aus der Zeit Murat's, unter ihnen einem Herrn Le Febvre. Dieser Mann kam arm dorthin, aber das Lirisufer wurde ihm zum Eldorado, denn er zog aus der Wasserkraft reines Gold. Er hinterließ seinem Sohn Fabriken und Millionen. Der König von Neapel, ich glaube Ferdinand II., erhob seine Familie in den Grafenstand; sie hat diese Würde reichlich verdient, denn eine bisher wenig cultivirte Gegend verdankt dem erfindenden Verstand jenes Fremdlings ein reiches Leben, welches nicht mehr schwinden, sondern hoffentlich sich steigern wird. Das schöpferische Wirken eines Mannes in einem bestimmten Kreis der Industrie gehört zu den Erscheinungen menschlicher Thätigkeit, die man mit dem reinsten Anteil betrachten darf; wenn solches in England, Deutschland und Frankreich häufig, in Neapel selten ist, so mag man leicht denken, wie hoch hier die Verdienste dieser Art anzuschlagen sind.

Die zwei Hauptfabriken Le Febvre's, die Cartiera del Liri und die Cartiera del Fimbreno, sind prächtige und schloßartige Gebäude. Es ist ein Genuß, der Thätigkeit jener Menschenschwärme zuzusehen, die dort das Papier bereiten oder vielmehr gießen, denn die aufgelöste Breimasse fließt als ein grauer Strom, wird milchiger, dichter, hemmt sich, kommt über der heißen Walze als Papier hervor, ja als eine endlose weiße Gedankenstraße. So ungefähr hat Gott die Welt erschaffen wie Monsieur Le Febvre das Papier, und hat sie dann den Menschen als ein endloses weißes Blatt hingebreitet, ihren Sinn und Unsinn darauf zu schreiben. Man kann solchen genetischen Papierstrom nicht fließen und gerinnen sehen, ohne daß

sich die Phantasie alle die Möglichkeiten vorstellt, welche dieser das Leben beherrschende wunderbare Stoff, der Papier heißt, auf sich nehmen wird. Denn dieser papierne Flug wird einst irgendwo an den Tag kommen als gedrucktes Product des Genies oder der Albernheit in Kunst und Wissenschaft, als politische Zeitung, als falscher oder echter Wechsel, falsche oder echte Verfassungskarte, Hiobs- oder Freudenpost, Todesurteil, Friedenstractat, Trauerspiel, Reisepaß, als ein Pamphlet Le Pape et le Congrès, als Spielkarte in der Spielhölle, als Proceß, Photographie, Liebesbrief, und in tausendfacher das Leben verbindender und trennender Gestalt!

Ich war in einer Villa bei Isola empfangen worden; der freundliche Besitzer führte mich in den nahegelegenen Park des Grafen, welcher ihm selbst ehedem gehört hatte. Dieser schöne Garten wetteifert in der That mit denen der Villen Roms, wenigstens darf der Fürst Doria oder Borghese Herrn Le Febvre um den Reichtum des Wassers beneiden, der dort nicht künstlich erschaffen zu werden braucht. Denn ein Arm des Fibrenus stürzt sich durch den Park; er bildet, über Felsen kommend, tausend kleine Cascaden, und fließt dann beruhigt als ein grüner Spiegel zwischen duftigen Hainen fort. Seine Ufer bedeckt der üppigste Baumwuchs, den ein ewiger Thau befeuchtet, und malerisch hängt die Weide ihre Zweige in ihn hinab. Dunkle Gänge, Hölen, elysische Ruhesitze, blühende Gebüsche laden zum Wandeln am Fluß, zum Schlafen und zum Nachsinnen ein; kurz, hier ist ein kleines Tivoli und Nymphenparadies schön zusammengefaßt.

Sora, die erste neapolitanische und bischöfliche Stadt

auf dieser Seite, erreichte ich vor 10 Uhr Abends, und ich übernachtete in einem guten Gasthof. Wie schnell die politische Gränze auch zu der des Gebrauchs und der Sprache wird, zeigte sich hier in unmittelbarer Nähe des Kirchenstaats. Der Kellner nannte mir eine Liste von Speisenamen, die kein Mann im Römischen mehr würde verstanden haben, auch wird hier schon das Don gehört.

Am Morgen enthüllte sich Sora als eine ziemlich saubere und moderne Stadt mit einigen guten Straßen, mit Industrieleben und lebhaftem Verkehr. Sie liegt am Liris, der hier smaragden grün zwischen hohen Pappeln, wie ein deutscher Fluß träumerisch und sanft daherkommt. Eine hölzerne Brücke führt darüber und an den Quai. Entzückende Stellen am Ufer lockten mich, und ich fand hier manchen Ort, wo ich gern würde verweilt haben. Denn ringsum breitet sich eine reichbebaute Campagna, ein vieldurchschnittenes Garten- und Weinland aus, durch welches treffliche Straßen in die Nachbarstädte führen.

Sora liegt flach in dem sich weit in die Berge ziehenden Liristal, welches im Hintergrund ein duftiger Gebirgskranz schließt. Es verengt sich an einigen Stellen, und die Berge rücken vor. Unmittelbar über der Stadt erhebt sich ein durchaus pyramidenförmiger Berg, hoch, steil, wildzerrissen, und völlig nackter brauner Fels. Er trägt auf seiner Spitze die malerischen Reste der uralten Burg, Sorella genannt, welche so tiefbraun aussehen, wie das Gestein selbst. Sie greifen schön und wirksam in den blauen Aether hinauf, und so verbinden sich hier unmittelbar Tiefebene, Fluß und schroffstes Gebirg. Im Schatten jener natürlichen Pyramide aber liegt Sora harmlos und

idyllisch da, jetzt ganz neu von Ansehen, doch einst eine mächtige Volskerstadt, die ihren Namen niemals änderte. Sie wurde später samnitisch, dann lateinisch, dann römisch. In der römischen Periode zierten sie als ihren Geburtsort die drei Decier, der berühmte Attilius Regulus, das Geschlecht der Valerier, unter ihnen der Redner Q. Valerius, dann Lucius Mummius, Namen die hinreichend sind, diesem Ort Glanz zu verleihen.

Während des frühesten Mittelalters findet sich Sora oft als Gränzstadt erwähnt, welche die Langobardenherzoge von Benevent überfielen und plünderten. Sie mochte damals byzantinisch sein. Abwechselnd von Grafen langobardischen Stamms beherrscht (denn die ganze Gegend um den Liris war einst von Langobarden erfüllt), fiel sie in die Gewalt des Kaisers Friedrich II., der sie zerstörte. Sie gehörte später den mächtigen Grafen von Aquino, die fast alles Land zwischen dem Vulturnus und Liris besaßen. Dann machte Karl von Anjou die Cantelmi, Verwandte der Stuarts, zu Grafen von Sora, und Alfons von Aragon erhob Sora zum Ducat, dessen erster Dux Nicolò Cantelmi war. Nun hatten jedoch die Päpste längst nach dem Besitz der schönen Gränzlandschaft getrachtet; sie erlangten sie unter Pius II., dessen Hauptmann Napoleon Orsini Sora eroberte. Der König Ferdinand I. von Neapel bestätigte den Besitz; aber Sixtus IV. entzog ihn der Kirche im Jahre 1471, als er seinen Nepoten Lionardo della Rovere mit der Nichte des Königs vermälte, welche nun das Herzogtum Sora als Morgengabe erhielt. Später kaufte Gregor XIII. Sora, im Jahre 1580, vom Herzog von Urbino für seinen Sohn Don

Giacomo Buoncompagni, und selten hat ein römischer Nepot einen reizenderen Besitz gehabt. Dieses Ländchen verblieb den Buoncompagni-Ludovisi bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wo es wieder an Neapel fiel, und von jener römischen Nepotenherrlichkeit blieb in Rom nur der Palazzo di Sora und nur der Titel eines Duca di Sora übrig, den heute der erste Sohn des Prinzen Ludovisi-Piombino führt.

Unter der Herrschaft der Rovere wurde zu Sora ein berühmter Mann geboren, Cäsar Baronius, die letzte Berühmtheit jener Landschaft. So entzückend, melodiös sonnig und zugleich träumerisch sind jene Ufer des pappelreichen Liris, daß es uns Wunder nimmt, wie hier nicht irgendein poetisches Genie, ein Horaz, oder Ovid, oder Ariost, seine Wiege fand. Jedoch diese Fluren erzeugten eiserne Kriegsmänner, endlich Redner, und freilich für Rhetoren sind sie immerhin vorbildende Umgebungen von unerschöpflicher Naturberedsamkeit im Wechsel der Bilder und Tropen.

Cäsar Baronius wurde am 31. October 1538 geboren. Er ist der Muratori der Kirche, deren Annalen (von Christi Geburt bis zum Jahre 1198) er schrieb. Ihr erster Band erschien im Jahre 1588, ein Werk riesiger Mühe, vaticanischen Materials, unschätzbar an Stoff, in vielen Partien, namentlich in den dunkeln Jahrhunderten des Mittelalters, unbrauchbar und lückenhaft, weil ihm damals noch nicht die Quellen zu Gebot standen, die der Wissenschaft heute bekannt sind — an Geist unfrei und ungerecht, geschrieben unter der Erbitterung der großen katholischen Reaction gegen die Reformation. Von seinen

Landsleuten, jenen Rednern, hatte Baronius kein attisches Salz, keine Urbanität, nicht den Geist philosophischer Discussion, nicht die Sprache geerbt. Tullianisch kann man an ihm nur die Breite nennen. Aber er besitzt eine gewisse Großartigkeit, welche um so größer erscheint, weil die Leistungen seiner Fortsetzer Rainaldus, Laderchius und Theiner so tief unter ihm geblieben sind. Er hatte seine Schule in Veroli empfangen, dann in Neapel studirt; in Rom ward er der eifrigste Schüler des wunderlichen Heiligen Filippo Neri, in dessen Oratorium S. Maria della Vallicella er auch als Mönch sein Leben zubrachte. Er wurde Cardinal; die Papstkrone schwebte über ihm nach dem Tode Clemens' VIII., aber der nicht ehrgeizige Mann setzte sie seinem Freunde Leo XI. Medici aufs Haupt. Nach zwei Jahren starb er am 30. Juni 1607, und ward begraben in jener Kirche der Väter des Oratoriums zu Rom. Er bleibt ein Stolz der Wissenschaft der Kirche, und seine Arbeitskraft ewiger Bewunderung wert.

Ich fordere den Leser auf, den Blick nach jenem hohen uns noch sichtbaren Veroli umzuwenden, von dem wir den Ausgang genommen haben. Wer weiß oder hörte nicht von einer berühmten italienischen Schrift: „Von der Wolthat Christi"? Im Jahre 1542 in Venedig erschienen, in zahllosen Exemplaren, in Uebersetzungen verbreitet, war dieses Büchlein schon nach dreißig Jahren spurlos verschwunden, von tausend geschäftigen Händen entfernt, von tausend Scheiterflammen verzehrt. Wir erlebten es in den vierziger Jahren, daß plötzlich in einer Bibliothek zu Cambridge ein Exemplar davon gefunden ward; nun ist es in England, in Deutschland, in Italien

wieder gedruckt. Aonio Paleario aus Veroli war der Verfasser dieser berühmten Schrift, und ich wende die Gestalt dieses Mannes nun jener des Baronius entgegen, seines jüngern Zeitgenossen, fast seines Landsmannes, da nur zwei Stunden Wegs ihre Städte trennen. Paleario starb nicht als Cardinal, er endete nach dreijährigem Inquisitionskerker am Galgen, und ward auf dem Scheiterhaufen im Jahre 1570 verbrannt.

Wir begreifen heute kaum, wie ein Mann hingerichtet werden konnte, weil er mit der Inbrunst eines Heiligen die Rechtfertigung durch den Glauben an Christum lehrte; aber wenn in späteren Jahrhunderten ein glücklicheres Menschengeschlecht diese fromme, nur auf die Lehren des Evangeliums gegründete Schrift wieder lesen wird, so möchte es an der Wirklichkeit der Thatsache zweifeln, daß sein Autor dafür von Christen selbst konnte an den Galgen gehenkt werden. Es war die Zeit, da auch Carnesecchi, der Freund Clemens' VII., hingerichtet ward, die Zeit der italienischen Reformatoren, der Juan Valdez, Bernardino Ochino, der Vergerii, Paolo Ricci, Antonio Flaminio, die Zeit wo auch Cardinäle wie Contarini, Morone und Pole vor die Inquisition geladen wurden. Die Flammen des Scheiterhaufens, die einen Aonio verbrannten, haben den Geist des Baronius erhitzt, und seine Annalen der Kirche sind aufgeflackert von solchem Schein, denn unter ihrem Licht schrieb er sie.

Die Stadt Sora war gerade von Militär erfüllt, wie alle Orte der neapolitanischen Gränze, um welche ein Soldatencordon gezogen ist. Gebirgskanonen standen auf einem der Plätze, Lanzenreiter sprengten daher, und kurz

vor meiner Abreise rückte das siebente Linienregiment aus Capua ein, welches die Straßen mit Bajonetten erfüllte. Ich fand, daß die Infanterie sehr gut und besser als die Reiterei aussah, namentlich bemerkte ich unter den Officieren manche blühende Gestalt. Die Kleidung der Cavallerie wie der Infanterie ist durchweg von blau-grauer Leinwand, was ein trauriges Ansehen gibt. Die vielen funkelnden Bajonette, die mohrenhaft verbrannten Gesichter, der dichte weiße Staub auf allen Kleidern, das Drängen in die Quartiere und das Commandorufen gaben ein kleines kriegerisches Bild, und so war ich denn hier allerdings auf die question romaine gestoßen. Diese Truppen marschirten nach den Abruzzen. Wenn sie eine Vorstellung von einem Feind haben, so verkörpert sie sich in der Person Victor Emmanuel's und Garibaldi's. Die verschiedenartigsten Berichte kreuzen sich hier; man wußte sich zu erzählen, daß Garibaldi bereits in die Abruzzen eingefallen sei; andere versicherten: die Franzosen bewegten sich durch Latium gegen Ceprano. Die völlige Absperrung Neapels, die Unterdrückung der Zeitungen und Nachrichten begünstigten und begünstigen noch diese aufregenden Gerüchte, um so mehr als die militärischen Maßregeln völlig nach Krieg aussehen.

Ich traf auf meiner Weiterreise überall marschirende Truppen, aber ich traute meinen Augen nicht, als ich bei der Heimkehr von Arce ab bis fast an die Brücke von Ceprano auf der friedlichsten Heerstraße wirkliche Vorposten aufgestellt fand, als stände der Feind schon an der Gränze. Diese ängstlichen Vorsichtsmaßregeln erregten lautes Gelächter im Römischen. Ihr könnt nicht denken, so sagte

man mir in Ceprano, wie groß die Furcht der Neapolitaner vor Garibaldi ist; wir haben vor einigen Tagen hier ein Kirchfest gefeiert und, wie üblich, ein paar Böller abgebrannt und Raketen steigen lassen — was thun diese Neapolitaner? Sie blasen und trommeln gleich Allarm in Arce und Isola. — Was meint ihr, so sagte mir ein Römer, von diesen Neapolitanern? Wenn wir nur 500 Mann irgendwo in ihr Land hineinwerfen, so reiten sie mit Hurrah durch ganz Neapel, ma bisogna che sieno buoni parlatori, sapete (aber sie müssen gut zu reden wissen), eine Phrase die ächt italienisch ist, und dasjenige freilich trifft was Not thut.

Die Kriegswolke hatte sich in die Quartiere verzogen, und ich setzte mich auf einen Schnellfahrer, um in die Vaterstadt des Marius zu fahren. Wie toll rannte dieses winzige Fuhrwerk davon, und warf gleich an der Brücke ein Weib um; ich schrie auf, doch glücklicher Weise erhob sich die arme Frau sogleich, und mein Wagenlenker jagte wieder fluchend und das Thier peitschend davon. Um von Sora nach Arpino zu fahren, muß man die Straße bis hart vor Isola wieder zurücklegen. Wir nahmen hier zwei Herren aus Arpino auf; solange nun unsere Fahrt dauerte, waren sie sehr gesprächig, obwol ich jedem politischen Gegenstand auszuweichen suchte; sobald wir aber ihre Stadt erreicht hatten, kannten sie den Fremden aus Furcht nicht mehr.

Nahe bei Sora kamen wir an der einst berühmten nun verfallenen Klosterkirche S. Domenico vorbei. Sie liegt auf einer Insel des Fibrenus oder Carnello, wie der Fluß genannt wird, kurz vor seiner Mündung in den

Liris, an einem wahrhaft entzückenden baumreichen Ort. Hier stand die Villa Cicero's, wo er und sein Bruder Quintus geboren wurden.

S. Domenico war ein Heiliger des zehnten Jahrhunderts, ein Zeitgenosse des S. Nil und Romuald. Im Jahre 951 zu Foligno geboren, wurde er Benedictiner in Monte Casino unter dem Abt Aligern; er stiftete dann viele Klöster in der Sabina, und auf Bitten des langobardischen Grafen Petrus von Sora dieses Kloster um das Jahr 1011. Die Urkunde seiner Stiftung lesen wir noch. Dominicus war hier Abt, und unter ihm lebte hier als Benedictinermönch Gregor VII., wie wenigstens die Tradition behauptet.

Oft mag dieser wunderbare Mensch in träumerischen Betrachtungen auf dieser reizenden Insel Cicero's unter den Flüsterpappeln gesessen, aber nie mag er geträumt haben, daß einst ein Kaiser im Büßerhemd an seiner Thüre stehen werde, und daß seiner in Rom, ja in der Weltgeschichte eine größere Aufgabe warte, als sie Marius oder der schwache Cicero gehabt hatten.

Trotz der Erinnerung an Gregor lösten die Mönche von S. Domenico später ihre Zucht in Wolleben auf, verführt durch die Sirenenstimmen einer zu schönen Natur; denn es ist gefährlich, Mönche, statt auf rauhen Bergen, wie Benedict that, im Paradies der Ebene anzusiedeln. Honorius III. vereinigte daher im Jahre 1221 S. Domenico di Sora, den hortus deliciarum, wie er ihn in seiner Bulle nannte, für immer mit Casamari. Fünf Jahrhunderte lang blieb das Kloster geschlossen, bis Clemens XI. Trappisten dort hinschickte; sie vereinigten sich

mit denen von Casamari. Der König Ferdinand II. schenkte endlich S. Domenico dem Capitel der vaticanischen Basilika, die gegenwärtig eine kleine Rente davon bezieht.

Die gothische Kirche liegt in Trümmern, und das Kloster hat nichts merkwürdiges mehr; nur die Erinnerung an Cicero macht es zu einer Stelle, an der man gern verweilt.

Hier war es wo Cicero, Quintus und Atticus das Gespräch führten, welches wir als die drei Bücher de legibus besitzen. Sie wandern spazierend von Arpinum nach dem Fibrenus, sie gelangen nach der insula quae est in Fibreno, sie wollen hier sitzend weiter philosophiren. Atticus wundert sich über die Schönheit des Orts, und Cicero, welcher bemerkt daß er hier gern nachdenke, lese oder schreibe, sagt ihm: er habe außerdem noch einen besondern Reiz für ihn, denn er sei seine eigene Wiege: quia haec est mea et hujus fratris mei germana patria; hinc enim orti stirpe antiquissima, hic sacra, hic gens, hic majorum multa vestigia. Schon sein Großvater, so erzählt er, habe dieses Landhaus besessen; sein kränklicher Vater, der es vergrößert, sei dort in den Studien alt geworden. Beim Anblick seiner heimischen Stätte gesteht Cicero, daß ihn das Gefühl überschleiche welches Ulyß gehabt, da er den Anblick Ithaka's der Unsterblichkeit vorgezogen. Er bekennt, daß Arpinum seine Heimat als civitas sei, daß er aber eigentlich dem arpinatischen Ager angehöre, und Atticus malt nun die schöne Lage der Insel in den Armen des Fibrenus, welcher das Wasser des Liris erfrische, und so kalt sei, daß er es kaum mit dem Fuß berühren dürfe. Sie sitzen nieder,

um sich über die Gesetze weiter zu unterhalten, und wir sehen lieber der Gruppe dieser drei Männer von römischer Urbanität und feinster Bildung in ihren Tagen zu, als jener Gesellschaft von Mönchen in Kutten, da Gregor VII. neben einem Heiligen mit verwildertem Bart sitzt, im elften Jahrhundert, der Zeit der tiefsten Barbarei Roms. Wie würden ein Cicero, Atticus und Quintus die Menschen des elften Säculum von Rom angestarrt haben!

So umstanden die Wiege Cicero's die redseligen Pappeln des Fibrenus — und man horcht nun gern in das unabläßige Flüstern dieser zitternden Aeste, deren Blätter geschäftig und geschwätzig sind, wie Zungen der Weiber. Ja! eine recht beneidenswerte Geburtsstätte hat Cicero gehabt; aber was hilft's, denen davon zu reden, die nicht selbst einen Blick in dieses nymphäische Land ewiger Blumen, eines ewigen Frühlings werfen können? Ringsumher welches Panorama von Bergen, die braun oder hyacinthfarbig in stiller Majestät sich in die Fernen verlieren! Cicero war ein Kind der Ebene, nicht des Gebirgs; sein großer Verstand sammelte in sich wie ein breiter Strom die Bäche des Wissens seiner Zeit auf; aber Marius war ein Sohn des Bergs, oben in Arpinum auf den Mauern der Cyklopen geboren, und dahin wollen wir uns nun aufmachen.

Ich habe selten einen so unruhigen und geschwätzigen Boden durchzogen als diese ciceronische Heimat, denn überall hier Quellen, Canäle, reißende Bäche, bald blau, bald grün, bald milchweiß, dazu das Klappern von Mühlrädern, das Rufen der Arbeiter, und unser wie proscribirt und auf der Flucht toll dahinschießender Char-à-banc.

Ueber herrliche Fluren, immer an Casinos, an Gärten ging es eine Zeitlang fort, dann verließen wir das Fibrenustal, und die gute Straße stieg bergan. Neue Blicke auf die ferne Campagna Roms und die Ebene von Pontecorvo in hinreißender Mannichfaltigkeit.

Die Fahrt von Sora nach Arpino beträgt sieben Millien; vier davon fährt man aufwärts über ein öl-reiches Bergland, tief unter sich den Liris. Der Anbau wird auf der Höhe sparsamer, und nur selten steht am Wege ein Landhaus.

Ich erreichte endlich auf der im Zickzack fortgehenden Straße Arpino um 1 Uhr Nachmittags, und fuhr durch das alte römische Stadttor ein.

Die Vaterstadt des Cicero und Marius zählt heute 17,000 Einwohner. Ihre Straßen sind eng, ihr Platz ist klein, an palastähnlichen Häusern fehlt es nicht. Indeß alles sieht hier abgestorben aus. Die Städte im Römischen pflegen altertümliche Kirchen auszuzeichnen; Arpinum hat deren keine, obwol die Kathedrale einst ein Tempel der neun Musen gewesen ist. Nun gehört sie den neun Engelchören, denn so vieler massenhafter himmlischer Musik und so vieler Musikanten bedurfte es, um die süßredenden heidnischen neun Jungfrauen vom Olymp durch das Christentum zum Schweigen zu bringen.

Arpino zerfällt in zwei Teile, die Altstadt oder hochgelegene uralte Burg, und die eigentliche Stadt zu ihren Füßen, die sich schräg über der Höhe fortzieht. Diese Einteilung ist uralt, und allen volskischen und latinischen Städten gemein. Daß übrigens das neue Arpinum auf dem Local des alten steht, lehren noch heute die cyklopischen Mauern, die sich von der Burg herunterziehen.

Schon das Stadttor selbst zeigt sich als ursprüngliche cyklopische Anlage. Die Mauern gleichen denen in Segni und andern Städten Latium's. Sie sind in sehr langer Strecke erhalten, da sie von der alten Burg herabkommen. Zu dieser führt ein steiler Weg im Zickzack auf den öden von Kalkgestein starrenden Berggipfel, welchen Olivenbäume schmücken. Ein schöner grüner Hang sinkt von ihm zur Stadt herab. Hier oben nun lag die cyklopische Arx, im Mittelalter die langobardische Grafenburg.

Noch steht ein von Ephen umsponnener Turm aufrecht, in dessen unmittelbarer Nähe sich in mächtigen Lagen diese saturnischen Mauern erheben, die man nicht ohne Staunen betrachten kann. Sie bilden auf der Burg ein Viereck, und noch sieht man hier ein merkwürdiges Cyklopentor. In der Regel schließen solche Tore mit einem spitzen oder gestumpften Winkel ab, wie in Alatri, Segni und Norba; aber dieses hier läuft in einer beinahe gothischen Linie aus. Doch liegt auch auf seiner Spitze der Schlußstein, so daß die Wölbung durch zufällige Senkung entstanden sein kann. Die Wände bestehen aus dreifach neben einander gestellten Blöcken, zu sechs in jeder Reihe, so daß das Tor acht Schritte breit, sieben Schritte innerhalb lang und etwa fünfzehn Fuß hoch ist. Seine Kalktuffsteine von sehr poröser Art sind fast quadratisch behauen.

Von dort ziehen sich die Mauern wie in Segni in sanfter Neigung abwärts, hie und da durch ein viereckiges, etruskisches Tor unterbrochen, und durch mittelalterliche Wehrtürme verstärkt. Ephen umspinnt sie, Oleaster und blühende Kräuter hängen in ihren tiefen Spalten, und

ihr finsteres, verwittertes Aussehen versetzt in jene Urzeit Italiens, mit der die Historia Miscella beginnt: „Zuerst herrschte in Italien Janus, dann Saturnus, der vor seinem Sohn Jupiter aus Griechenland in die Stadt Saturnia floh. Weil nun dieser Saturn in Italien sich versteckte (latuit), wurde das Land von seinem Versteck Latium genannt."

Die Arpinaten behaupten, daß der König Saturnus ihre Stadt gegründet habe (und welche hätte er in Latium nicht gebaut), und daß er auch dort begraben sei; und so zeigen sie dem Fremden an der Porta dell' Arco ein altes colossales Grabmal, und nennen es dreist „Grab des Saturn". Eine moderne Inschrift auf der Burg lautet also: „Arpinum a Saturno conditum, Volscorum civitatem, Romanorum Municipium, Marci Tullii Ciceronis eloquentiae Principis et Caji Marii septies Consulis patriam ingredere viator; hinc ad imperium triumphalis aquila egressa urbi totum orbem subjecit; ejus dignitatem agnoscas et sospes esto." So uralten Städten ist ihr municipaler Stolz schon zu verzeihen; zumal wenn sie Saturn, Cicero und Marius für sich haben. Das heutige Wappen der Stadt besteht denn auch aus zwei Türmen, über denen der Adler des Jupiter oder der Legionen Roms schwebte.

Man mag mit heiterer Zustimmung in jenem alten Grabmal den grauen Saturn begraben sein lassen, aber alle Gränzen übersteigt doch die Naivetät mit welcher die Arpinaten dem Fremdling das Haus des Cicero zeigen. Man führte mich auf der Burg, worin sich einige Häuser und eine Capelle angesiedelt haben, zu einem solchen aus

Backsteinen, in Weise der Hirten-Capannen, aufgebauten Stall, und das war denn la casa del famoso Cicerone!

Ich setzte mich oben auf die cyklopischen Mauern, und betrachtete bewundernd die latinische Landschaft, denn die sehr hohe Lage der Burg macht die Aussicht ringsum weit und groß. Der Berg von Sora erschien nun als kleine Pyramide, wie eine derer in Aegypten; in seinem schwarzen Schatten lag die Stadt; völlig dem Blick offen das Liristal, welches hohe Berge umziehen. Dort liegt la Posta, von woher der Fibrenus niederkommt, dort Sette Frati, Siebenbrüder, den Söhnen der Felicitas geweiht, wo jener wunderliche Alberich die Vision hatte, welche der Dante'schen voraufging, und vielleicht wirklich zu Grunde liegt. Viele andere Orte und Burgen flimmern im blauen Duft der herrlichsten Bergreihen; im Römischen zeigt sich Veroli, Monte S. Giovanni, Frosinone, Ferentino, und seitwärts ragt ein Bergobelisk auf, welcher die Burg Arce trägt; ein anderer, auf dem der ganz schwarze, einzelne Turm Monte Negro steht. Alle jene Burgen sind saturnischen Ursprungs, und man genießt das wunderbarste Schauspiel, selber sitzend hoch auf epheuumstrickten Cyklopenmauern, über denen die Elemente von Jahrtausenden hingegangen sind.

Auf diesen selben Mauern kletterte einst der junge Plebejer Cajus Marius umher, seine wilden Kräfte übend, oder er saß hier, in der Zeit da alle Völker von Calabrien bis zum Liris und zum adriatischen Meer um das Bürgerrecht rebellirten, auf Latium blickend, nach dem großen Rom sich sehnend, wohin die Gedanken aller kräftigen Geister in den Provinzen strebten, ihr Glück zu

machen. Ich mußte mir sagen, daß dieses cyklopische Arpinum eine dem Marius wol angemessene steinerne Wiege sei, die Wiege eines Giganten, dessen schreckliche rohe Natur etwas ungeschlacht cyklopisches hat, zumal neben dem feinen Aristokraten Sulla, der seine Wege wie ein Fuchs durchkreuzt, und ihm beständig das Glück zu stehlen weiß.

Die Atmosphäre in Arpinum wird von den Namen Marius und Cicero ganz durchdrungen. Man befindet sich hier auf einer jener Stellen in der Geschichte, die man mit demselben Anteil aufsucht, wie in der Natur das steinerne Quellenhaus von Strömen, von denen Bewegung und Leben durch Länder und Zeiten kommt. Das Wissen Cicero's hat sich als ein Hauptstrom der alten Literatur durch die Jahrhunderte des Mittelalters ergossen, und noch heute wird aus ihm geschöpft — ein unsterblicher Ruhm, der durch die Schwächen und Eitelkeiten des Menschen nicht geschmälert wird. Aber Cajus Marius war einer der Blutströme der Geschichte Roms und des Reichs. Man denke, welchen Stoß dieser Mann Rom und der Welt gab. Ohne ihn war kein Kaisertum, und Augustus, Tiberius, Caligula, wie die ganze Reihe der Despoten oder Helden der Proscription der Menschheit, entsprangen aus den Blutspuren des Marius. So ist Arpinum die wahre cyklopische Drachenhöle der römischen Kaisergeschichte zu nennen.

Die afrikanische Gestalt Jugurtha, sein schreckliches Ende im Verließ des Capitols, die Cimbern und Teutonen, welche den einstigen Fall Roms durch die Germanen weissagen, die fürchterlichen Bürgerkriege, die asiatische Gestalt Mithridat, Marius im Sumpf von Minturnä versteckt, Marius finster auf den Trümmern Carthago's als Flüchtling dasitzend, Marius triumphirend in Rom einziehend, ein zweiundsiebzigjähriger Greis, das Abschlachten der Proscribirten — und wunderbar, eines solchen Mannes ruhiger Tod — all dies zieht hier am Blick vorüber, und stimmt so merkwürdig mit der Umgebung überein. Dann erscheint Cicero, ein Jüngling, da jener grau war, und führt vor uns den Fall der Republik auf, welchen die Bürgerkriege unter Marius und Sulla einleiteten. Um ihn steht die wissenschaftliche, die rednerische, die staatsmännische Blüte der sinkenden Republik; mit ihm werden Namen und Gestalten lebendig, wie Pompejus, Cäsar, Antonius, Octavian, Brutus, Cassius, Cato, Atticus, Agrippa, — dann Cicero's Kopf aufgestellt auf der Rednerbühne, wo er so oft und so viel gesprochen hatte.

Der Leser mag diese historischen Betrachtungen ausführen, welche als natürliche Streiflichter in jene Gegend fallen, und er würde sie selbst auf der Burg Arpinum gemacht haben. Wie gewisse Höhenpunkte eine landschaftliche Aussicht dem Blick darbieten, so haben andere ein historisches Panorama um sich her. Arpinum ist ein solcher Höhepunkt, und ich verlasse diese Burg nicht, ohne an das kurze und gute Bild zu erinnern, in welchem Valerius Maximus Laufbahn und Natur des Marius zusammengedrängt hat. „Aus jenem Marius", so sagt er, „einem so niedrigen Arpinaten, einem so ignobeln Menschen in Rom, einem gleichsam zum Ekel werdenden Candidaten, ging jener Marius hervor, welcher Afrika

unterjochte, welcher den König Jugurtha vor seinem Wagen hertrieb, der die Heere der Teutonen und Cimbern vernichtete, dessen zwiefache Trophäen in der Stadt gesehen werden, dessen sieben Consulate die Fasten verzeichnen, der aus einem Exilirten Consul, aus einem Proscribirten ein Proscribirender wurde. Was ist widerspruchsvoller als seine Lage? Ja, dies ist ein Mann, der, rechnet man ihn unter die Elenden, als der Elendeste, unter die Glücklichen, als der Glücklichste erscheint."

Den rohen Marius, den listigen Sulla, mit dem blassen schlaffen Gesicht, entnervt, blasirt, alle Verhältnisse durchschleichend und beherrschend, alles verachtend und verwirrend, doch begleitet von der feilen Metze Glück, hat Rom als typische Gestalten der Geschichte aufgestellt. Indeß auf dem Platz in Arpinum weiß man nichts von jenen Römerzeiten — es ist heute, am 4. October, des Königs Franz II. und der Königin Geburtstag. In einer grell und coulissenhaft ausgeschmückten Loge des Stadthauses hängen die Porträts des jungen Königspaars, hängt das Bild einer bayerischen Prinzessin, einer Enkelin jener Teutonen und Cimbern, welche der furchtbare Marius ehedem von Rom zurückschlug.

Dort steht auf demselben Platz ein großes Gebäude, in dessen Façade die Büsten des Marius, Cicero und Agrippa in Nischen aufgestellt sind, denn auch Agrippa soll nach dem Glauben der glücklichen Arpinaten ein Sohn ihrer Stadt sein. Die stolze Inschrift sagt: Arpinum a Saturno conditum Romanorum Municipium, M. Tullii Ciceronis, C. Marii, M. Vipsanii Agrippae Alma Patria. Und dieses Gebäude heißt Collegium Tullianum; es ist

das Jesuitenseminar. Die Weltgeschichte hat sich seit Cicero sehr geändert. Alle Fenster jenes Hauses stehen offen, in allen liegen Jesuiten in ihrer schwarzen Tracht, die allmächtigen Günstlinge und Garden der bigotten Dynastie Bourbon, und schauen dem Fest zu. Eine Bande in harlekinmäßigem Putz spielt auf dem Platz. Man ruft Evviva il rè! Die Bande geht den Richter oder Giudice einzuholen, und dieses municipale Haupt Arpinum's erscheint hinter der Musik, nicht in einer purpurverbrämten Toga, sondern in schwarzem Frack und Glacéhandschuhen, neben sich den Sindaco und den Primo Eletto, welche ebenfalls in schwarzen Röcken stolz einhergehen. Man ruft wieder: Evviva il rè! und man zieht in die Kathedrale. Abends Musik, oder vielmehr Geräusch der Bande auf dem Platz, welches il concerto genannt wird; Feuerwerk, oder vielmehr Raketen und Abbrennen von Böllern, wie man sonst bei Festen der Heiligen zu thun pflegt.

Ich will nicht vergessen, daß Arpino noch eine moderne Berühmtheit hat, einen Maler, Giuseppe Cesari, der unter dem Namen il Cavalier d'Arpino bekannt ist. Wie Marius und Cicero ging er nach Rom um sein Glück zu machen, und er malte dort viel namentlich im Palast der Conservatoren, dessen großen Saal er mit Frescobildern aus der römischen Geschichte verzierte. Seine Wandgemälde gehören zu den besseren vom Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Die Kathedrale in Arpino bewahrt als einen Schatz eine Madonna von seiner Hand.

Ich verließ Arpinum auf einem Char-à-banc, um Monte Casino zu erreichen. Die Fahrstraße steigt über

ein ölreiches Hügelland ab. Man blickt auf die nahe römische Gränze, und fährt unter dem hochgelegenen Monte S. Giovanni den Liris entlang, dessen grünes Wasser hie und da aus Pappeln hervorscheint. Das große Bergland zur Linken ist ziemlich öde; bisweilen auf einem Felsengipfel ein mittelaltriger Turm, so Monte Negro, so die steile Burg Santo Padre. Nun kommt man über einen niedern waldigen Höhenzug, die Wasserscheide des Melfa und des Liris, und nahe an einigen Felsenstädten vorbei, ohne sie zu berühren, so an Fontana, dann an Arce. Wenn man diese schwindelerregend steile, höchst seltsame Burg Arce betrachtet, so erscheint sie wie ein wahres Aornos. Sie galt in der That als unersteigliche Festung im Mittelalter; und dennoch erkletterten und eroberten sie die wilden Provençalen Carl's von Anjou so flink, wie Zuaven unserer Zeit. Ihr Fall schreckte alle ghibellinischen Städte im Königreich, und er war das böse Omen für Manfred's Untergang.

Diese uralte Arx der Volsker erhebt sich auf einem wolkenhohen, wildzerrissenen und grauen Felsenberg; darauf stehen die finstern Reste der Burg, die sich an Cyklopenmauern lehnt, während unten am Abhang des Bergs die neuere Stadt Arce liegt. Die Anlage dieser Orte ist also überall gleich; hoch oben die Cyklopenburg, tiefer unten die Stadt. Auf diese Burgen flüchteten sich im Mittelalter Städte- und Landbewohner vor den Ungarn und den Saracenen Afrika's. Wer diese Lirisufer durchreist, wer zumal weiterhin die lachende Ebene von Aquino vor sich sieht, erinnert sich der fürchterlichen Zeit als die Saracenen hier hausten. Dreißig Jahre lang behaupteten

sie ihre Raubburg am untern Garigliano oder Liris bei Minturnä, und drangen von hier verheerend durch Campanien bis nach Tuscien und der Sabina hinauf; sie legten die schönsten Klöster in Asche, Monte Casino, S. Vincenz am Vulturnus, Subiaco und Farfa, zerstörten ihre Bibliotheken und Archive — ein unersetzlicher Verlust. Dann bezwang sie, durch eine italienisch-byzantinische Liga, der kraftvolle Johann X. im August 910, und ein Papst schmückte sich mit dem Ruhm der Retter Italiens gewesen zu sein.

Unterhalb Arce ist eine Mauth, Le Muratte genannt; man forderte meinen Paß, aber man visitirte zu meinem Trost meine Bagage nicht. Ein mir kostbares Buch und mein Reisejournal hatte ich zuvor mit Hülfe meines kühnen Wagenlenkers, eines lustigen jungen Arpinaten, im Wagen versteckt gehabt; hinter der Mauth zog er es dann lachend hervor, und ich schloß es wieder in mein Gepäck ein.

Ueberall sah ich Truppen, welche auf diesem uralten Kriegstheater sich gut ausnahmen, und mich noch lebhafter zu Betrachtungen über die Schicksale dieses schönen Landes anregten. Denn hier beginnt das Gebiet der süditalischen Geschichte. Im früheren Mittelalter zerfällt sie in drei Gruppen: in die der langobardischen Staaten Benevent, Salerno, Capua, in die des byzantinischen Calabriens, und in die Geschichte der Seerepubliken Neapel, Amalfi, Gaëta, Sorrent. Später wird all dieses Land normannisch. Indem nun hier so viele streitende Elemente um den Besitz ringen, Langobarden, Griechen, die Kaiser Deutschlands, die Päpste, die Republiken, die Saracenen, wird die Geschichte Süditaliens ein wahres

Chaos. Die Hölle Dante's ist nur ein schwaches Schatten=spiel gegen all die Leidenschaften und Verbrechen, die in Wirklichkeit in den Staaten und an den Höfen dieses heißen Landes gespielt haben. Ihre Geschichte fehlt noch; sie ist ein Labyrint. Monte Casino hat noch viele Schätze dafür in seinen Diplomataren, namentlich dem von Gaëta. Die berühmte Geschichte Giannone's, in den Partien über Justiz und bürgerliche Einrichtungen trefflich, ist doch im ganzen nicht gründlich, und unter die Forde=rungen der heutigen Wissenschaft herabgesunken.

Da ist die Brücke über den Fluß Melfa, der seinen alten Namen nicht geändert hat. Er fließt noch im October als ein fast vertrockneter Bach in seinem weißen breiten Kieselbett dem Liris zu. Man glaubt daß er einst die Gränze des Kirchenstaats oder römischen Ducats gegen das langobardische Herzogtum Benevent gebildet habe, aber dies ist zweifelhaft, und wahrscheinlich war die alte Gränze, wie noch heute, der Liris. An der Brücke lagern Rei=ter um einen Heuschuppen, ihre Lanzen mit den roten Fähnchen rings angelehnt — ein prächtiges Bild für Niederländer.

Bald nachdem man die Brücke hinter sich hat, öffnet sich die blühende sonnige Campagna von Aquino und Pontecorvo, die man auf der herrlichsten der Straßen, der von Capua, durcheilt. Links hat man ganz nahe die Kette des Apennin mit dem hohen Cimarone, mit den Felsenorten Castello, Rocca Secca, Pallazuola, Piede=monte; weiter steht der gewaltige Berg Cairo, das Ziel unserer Reise, und hoch neben und unter ihm sehen wir schon die palastartigen Gebäude und die Kuppel von Monte

Casino, dem mittelaltrigen Athen in der Nacht langer Jahrhunderte. Dort oben schrieb Paul Diaconus seine Geschichte der Langobarden.

Auf der rechten Seite der Ebene die blauen Reihen des Volskergebirgs in ähnlicher Bildung wie die Berge von Segni und Gavignano; auf ihnen mancher Ort, S. Giovanni in Carico, Pontecorvo, die kleine päpst=liche Enclave, einst Besitz Bernadotte's, ferner Oliva, Rocca Guglielma und andere. Der Liris fließt zu Füßen der Berge durch das wonnesamste Gefilde, das er nur zögernd zu verlassen scheint, denn er windet sich in vielen Krümmungen hin und her; rauschende Bäche stürzen sich noch von allen Seiten in ihn hinein, und es ist wahrhaft entzückend seinen sonnengoldigen Wasserspiegel hie und da auftauchen zu sehen.

Wie mögen hier die Saracenen geschwelgt haben! Denn schönere Ufer fanden sie weder am Guadalquivir, noch am Sebethus oder am Fluß Cyane. Viele Völker zogen seit den Römerzeiten verheerend durch dieses Para=dies: die Westgothen Alarich's und Ataulf's, die tapfern Gothen des Totila und Teja, Isaurier, Hunnen, Sar=maten, Griechen; die furchtbaren Fremdenhorden des Leuthar und Bucelin; die bildsamen Langobarden, welche dieses Land endlich erfüllten, colonisirten, wieder blühen machten; die Araber, die Ungarn, die Normannen, Fran=zosen, Spanier, Deutsche — alle hat dieses Gefilde als Feinde auf ihren blutigen Zügen in das untere glückliche Campanien gesehen; denn es ist der Schlüssel der nea=politanischen Landschaft.

Da sehen wir auch im Hintergrund die Berge gegen

S. Germano über, auf denen Rocca d'Evandro (eigentlich Bantra), S. Pietro in Fine, S. Elia stehen, und wo der prachtvolle Aquilone hervorragt. Der größte Teil der alten Diöcese Monte Casino lag in dieser schönen Ebene, und jenem Kloster verdankten viele Orte ringsumher ihr Entstehen. Dieses „letzte" Latium hat keineswegs den großen Ernst der römischen Campagna; alles ist hier südlicher, wärmer an Farbe, weicher, besser bebaut; alles näher zusammen, und auch weniger von Hügeln durchschnitten.

Da eben Fiera in S. Germano gewesen war, zogen mir viele Landleute entgegen. Ihre Tracht gleicht noch der im Sacco-Tal; Ciociaren oder Sandalenmänner sind noch sichtbar, aber die Frauen tragen statt des Busto einen weichen Latz an Achselbändern und zwei Kleider über einander, deren oberstes wie eine Schürze von hinten umgenommen wird, was sehr gut aussieht.

Ich lade nun den Leser ein, die capuanische Straße zu verlassen, und rechts ab nach dem nahen Aquino zu fahren, welches mitten in der Ebene liegt. Wir durchschneiden mit Vergnügen die frisch gelegten Schienen der Eisenbahn, die bis hierher fast beendigt ist. Leider wird ihre Eröffnung sich nun verzögern; wir rühmen die neapolitanische Regierung, daß sie mit dieser wichtigen Bahn vorrückte, und wir beklagen, daß von der römischen Gränze her ihr noch nicht entgegengekommen wird. Denn die Campagnabahn führt dort erst bis unter Albano.*)

*) Seit dem Frühling des Jahres 1862 ist die ganze Bahnstrecke von Rom bis Neapel in Gang gesetzt, und zwar verdient die päpstliche Regierung das Lob, daß sie mit ihrer Linie bis Ceprano früher fertig war, als die italienische Regierung mit der Strecke von Capua bis zur Lirisbrücke.

Auf einem Feldweg zwischen Maisäckern hinfahrend erreicht man Aquino in einer Viertelstunde. Die zur Römerzeit große Stadt Aquinum ist zu einem langen und schmalen Borgo zusammengeschrumpft, aus dem ein einzelner Kirchturm emporragt. Ihre ganz ebene Lage an einem Bergwasser hat nichts ausgezeichnetes, aber das Grün der Bäume und Gärten umher macht sie idyllisch schön, und der Horizont ist unvergleichlich. Seitwärts liegen die Trümmer der römischen Stadt, Tore, Mauern, Ueberreste von Tempeln der Ceres und der Diana, doch sie bieten nichts merkwürdiges dar. Nahe am Wasser eine mittelalterliche Kirche des elften Jahrhunderts, Santa Maria Liberia, in Ruinen, von trefflichem Stil, eine dreischiffige Basilika, über deren Portal eine byzantinische Madonna in Mosaik noch sehr gut erhalten ist. So gränzen die Trümmer der zwei Epochen Aquino's, des Altertums und des Mittelalters, an einander, und ihnen gehören auch die Berühmtheiten der Stadt.

Ein Kaisername verherrlicht kaum Aquino; es ist Piscennius Niger, der hier aus niederm Stand wie Marius geboren war. Der tüchtige Mann schwang sich zum Befehlshaber Syriens auf, nahm nach des Pertinax Ermordung den Purpur, und erlag bald dem Afrikaner Septimius Severus, der ihn schlug, ergriff und enthaupten ließ. Größern Ruhm erwarb Aquino durch zwei andere Söhne. Sie sind Charaktergestalten jener beiden Epochen,

und stehen hier so neben einander wie die Ruinen eines römischen Tempels und der Basilika S. Maria Libera.

Gibt es grellere Gegensätze, als welche durch die Namen Juvenal und S. Thomas von Aquino ausgesprochen werden, des größten Satirikers heidnischer Fäulniß Roms, und des größten Philosophen scholastischer Theologie, welchen man den Doctor Angelicus nennt? Es scheint, als hätten sich diese schneidenden Widersprüche in Aquino hervorgefordert, wie die römische Verderbniß die christliche Buße forderte.

Juvenal führt uns unmittelbar in den Zustand Roms ein, den jener Marius von Arpino einleitete, und das julische Geschlecht nach dem Sturz der Republik befestigte — Rom eine Blutlache, ein moralischer Sumpf, eine einzige Lüge — alles darin verpestet, geistig und physisch krank, und alles feil; der Adel, die Bürger alle schwelgend oder hungernd um die Tafel eines einzelnen Despoten — die Alleinherrschaft das furchtbare Fatum der Welt — der Gedanke, die Schrift, die Tribune geknebelt, nur die Schmeichelei frei — nichts als Sklavensinn, Genußsucht und gränzenlose Prostitution der Natur — in dieser von Wollust und Furcht gequälten Masse einige in sich gekehrte stoische Geister, welche ihrem moralischen Ekel in Satiren und Geschichtsbüchern Luft machen, sobald es ein milderer Despot erlaubt.

Juvenal war in Aquino geboren, doch sein Leben ist dunkel, wie das der meisten Poeten des Altertums, und diese Dichter sind deshalb nicht zu beklagen. Ihre Gestalt tauchte schön in die Mythe hinab. Kein indiscreter Erbe, Freund oder Verwandter edirte ihre Briefe, kein Journalist beschrieb mit tantenhafter Sorgfalt ihr Aussehen bis zum kleinsten Muttermal, noch begleitete er jeden ihrer Schritte von Kindesbeinen an, noch zählte er ihre Tugenden, Schwächen, Fehler und Schulden bei Juden und Christen, und andere Verlegenheiten auf. Das dunkle Leben des Horaz, Virgil und Ovid umfaßt ein paar Blätter; von des Aeschylus und Euripides Tod erzählt nur die Mythe; der feine Terenz erlosch in der Stille irgendwo in Hellas am stymphalischen Sumpf.

Daß Juvenal in Aquino geboren sei, erfahren wir aus einem einzigen seiner Verse. War er in Aegypten oder in Schottland verbannt? Wo starb er? Die Götter wissen es allein. Sein langes Leben wurde durch die Zeiten des Claudius, Nero, Galba, Otho, Vitellius, Vespasian, Titus, Domitian, Nerva, Trajan und Hadrian erfüllt, verfinstert und erhellt; worin er also die schrecklichsten Widersprüche sah, eine Reihe von wüsten Teufeln, eine Reihe von sanften Göttern auf dem Tron der Welt, die in Wahrheit elendeste, die unwahr „glücklichste" Epoche des Menschengeschlechts.

Es läßt sich kaum ausdenken, was ein fühlender Mensch über das Leben gedacht und empfunden haben muß, der das verzerrte Antlitz eines Nero, und das milde Angesicht eines Titus leibhaftig gesehen hat.

Wenn nun jene Doppelreihe von Imperatoren umgekehrt in sein Leben gefallen wäre, wenn er statt unter Claudius, unter Titus wäre geboren worden, so besäßen wir vielleicht Juvenal's Satiren nicht; aber die Eindrücke der Jugend bestimmen die Richtung des Geistes, und im Grund: die römische Gesellschaft war zu Titus' Zeit wie

sie zu Nero's Zeit war. Unglücklicher Juvenal! weil verdammt der Dichter seiner Epoche zu sein. Seine Sprache, seine Darstellung unter dem Druck der römischen Atmosphäre, unter dem Krampf seiner Erbitterung schon dunkel, schwer und gezwungen wie die des Tacitus, gleicht classischen Gebilden für deren Form nicht Marmor oder Thon, nein Koth den Stoff hergab. Wer wird ohne Ekel seine zwei Satiren über die Männer und die Frauen Roms lesen? wer nicht einen reichbegabten Geist beklagen, für den die Quelle der Begeisterung der Sumpf des damaligen Geschlechts sein mußte? Facit indignatio versum, qualemcunque potest.

Man hat Juvenal mit seinem edlern und größern Zeitgenossen Tacitus verglichen, und darin ist manche Wahrheit; aber den Geschichtschreiber jener Epoche befreite doch einigermaßen das Bewußtsein von dem tragischen Gericht, welches an der Despotie stets vollzogen wird. Was dagegen befreit den Satiriker oder Unzuchtmaler von der endlosen breiten Masse der Gesellschaft, die er voll Abscheu schildern muß? Und doch, wie hoch steht selbst ein Geist wie Juvenal über heutigen Roman- und Dramenschreibern, welche, lüsterner als Petronius, doch schwächlicher, das Laster mit süßlich sentimentalen Reizen malen, und feile Metzen als engelhafte Ideale schildern. Preisen wir Deutsche uns doch wenigstens darin glücklich, daß wir weder einen Juvenal, noch einen Sue oder Dumas in unserer Literatur zählen, sondern Schiller, dem hochherzigen Dichter der Freiheit und des Menschenideals, noch frische Kränze auf das Haupt setzen dürfen.

Beide Römer, Juvenal wie Tacitus, seufzten nach

der verlorenen republikanischen Freiheit Roms; beide verzweifelten an der Zukunft, die ihnen nur als Abgrund erschien, doch mehr noch Juvenal als Tacitus. Vor beiden stand das von ihnen schon erlebte, noch als Judensecte begriffene unverstandene Christentum als ein verschleiertes, jugendliches Menschheitideal. Es sollte einst die Despotie und Lüge Roms durch die Germanen zertrümmern, deren Naturfrische und heroische Einfalt Tacitus bewunderte.

Das Christentum . . . wir stehen in den Trümmern von Aquino . . . ein berühmter Heiliger, der Doctor Angelicus, tritt aus den Ruinen der S. Maria Libera hervor, ein Mann in der Dominicanerkutte, Bücherrollen unter dem Arm, von hoher, trockener Gestalt, doch gekrümmt, mit einem mächtig großen Kopf, das Gesicht dunkelbraun und runzelig, aber von weichlichem Fleisch, molli carne, quae acumen ingenii et excellentiam indicaret.

Tausend Jahre und mehr waren nach Tacitus und Juvenal vergangen, als, nicht in Aquino, sondern dort oben in der malerischen Burg Rocca Secca, Thomas im Jahre 1224 geboren ward. Dieses Castell hatte der Abt Manso von Monte Casino auf den Berg Aspranus am Ende des zehnten Jahrhunderts gebaut. Es gehörte dann den langobardischen Grafen von Aquino aus der alten Familie Landulf. Der Vater des Thomas war der Graf Landulf, seine Mutter Teodora Caracciolo, sein Oheim Landulf aber Abt von Monte Casino. Als der Knabe fünf Jahre alt geworden, brachten ihn die Eltern oben im Kloster dem S. Benedict dar, aus Eitelkeit, denn sie hofften daß er einst Abt sein werde. Es war

immer Sitte bei den Benedictinern, Kinder zarten Alters unter die Mönche aufzunehmen, und sie ist es noch. Don Luigi Tosti, heute ein berühmter Geschichtschreiber Italiens, Don Sebastiano Kalefati, der gelehrte Bibliothekar, beide würdige Männer, deren Namen mancher deutsche Gelehrte mit Freude begrüßen wird, kamen schon mit acht Jahren dort oben ins Kloster.

Sieben Jahre blieb Thomas dort, dann ging er nach Neapel, wo er ebenso lang Theologie studirte; er wurde Dominicaner, er studirte in Paris, er ging nach Köln Weisheit von dem Wundermann Albertus Magnus zu lernen; er ward Professor in Neapel, und er starb am 7. März 1274 bei Piperno im Cistercienserkloster Fossa nova, nur wenige Stunden von seiner Heimat entfernt. Dies also ist der große Mann des Mittelalters, der die Philosophie eigentlich in die Theologie einführte, oder diese zu einem philosophischen System erhob.

Wenn man heute den Namen der Scholastik nennt, so denkt man nicht mit Unrecht an ein Labyrint, welches der nüchterne, kleinliche, zerteilende, wieder einschachtelnde und verdumpfende Verstand in einer öden Muße von Jahrhunderten gebaut hat. Wer wird heute noch in die „Summa" des Thomas von Aquino hineintauchen, wer sich in diesen finstern Geisterwald wagen, in dessen Dickicht der aristotelisch-christliche Gedanken-Minotaurus liegt? Diese kolossale Gothik der Philosophie betrachten wir nun wie ein staunenswürdiges Altertum, und ihre haarscharfen Distinctionen, ihre moralischen und speculativen Untersuchungen, ihre weit von jedem Lebenszweck abliegenden Probleme beschäftigen ein praktischer oder materieller, oder im Denken freier und einfacher gewordenes Geschlecht nicht mehr. Doch vergessen wir nicht, daß auch jene Systeme Fundamente für die Wissenschaft des Denkens sind, und gestehen wir außerdem, daß der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts den höchsten Fragen, die der Geist aufwerfen mag, gerade so ratlos gegenübersteht, wie ein Scholast des Mittelalters, oder wie der erste Mensch im Paradies.

Scheiden wir denn von Aquino, froh auch solchen Boden gesehen zu haben. Wir kehren auf die Straße von Capua zurück, von wo uns eine kleine Stunde an den Fuß des Cairo bringt; wir rollen um den Berg; das römische Amphitheater bei S. Germano, diese freundliche Stadt selbst, die berühmte Burg Janula über ihr, liegt vor uns, und Monte Casino dort oben erwartet uns. Indeß es ist genug, und dieser Blätter schon zu viel. Wenden wir uns aber zurück, zu überdenken was alles der Wanderer auf einer so kurzen Wegesstrecke, als wir durchmessen haben, betrachten darf, so müssen wir den Reichtum dieses Landes bestaunen. Keines in der Welt ist so ganz von Geist durchdrungen und beseelt. Natur und Geschichte haben ihr vollstes Füllhorn über Italien ausgeschüttet, und jede Epoche hat ihre Entwicklungsformen in ihm dargestellt. Ist doch Italien die Mutter des Abendlandes, und die Pandora seiner Cultur, im guten wie im bösen Sinn. Wenn es sich nun immer wieder erhebt, und von den Völkern, die es zum Teil einst gebildet hat, und von denen allen es reichlich genossen, ausgebeutet, beherrscht worden ist, endlich seinen selbständigen Sitz unter den Nationen Europas begehrt, so fordert

es nur sein unbestreitbares Recht zurück. Ja! dies Land ist edel, und der Liebe des Menschengeschlechtes wert. Selbst mitten in dem gränzenlosen Chaos der Gegenwart, bei der ekelhaften Vermischung von Trug und Wahrheit, selbst heute nicht können wir Deutsche die Stimme des wärmsten Mitgefühls für die Befreiung dieses Landes, noch werden wir je sie unterdrücken.

Die römischen Poeten der Gegenwart.

1858.

Es scheint, daß die Musen, welche Rafael in einer der Stanzen des Vatican in Gesellschaft der größten Poeten Italiens so reizend dargestellt hat, Rom nur ungern und vorübergehend zu ihrem Aufenthalt gewählt haben. Daß eine so ungeheure Stadt, wie das alte Rom, der Poesie nicht günstig sein konnte, ist begreiflich; der Lärm einer chaotischen Welt betäubte die feinen dichterischen Empfindungen und forderte höchstens die Satire hervor, deren Element das Häßliche ist.

Um daher von jenen alten Zeiten zu schweigen, welche namhafte Poeten hat das christliche Rom hervorgebracht? Ich wandte mich mit dieser Frage eines Tags an einen mir befreundeten römischen Dichter, und nachdem wir die römische Abkunft der Vittoria Colonna und des Metastasio mit Vergnügen bemerkt hatten, zog mein Freund noch einige städtische Erscheinungen aus dem Dunkel hervor. Da ist Giusto de' Conti, der am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts einen Canzoniere (La Bella Mano) geschrieben hat, da ein volkstümliches Epos Meo Patacca vom Anfang des achtzehnten Säculum, und da sind aus neuerer Zeit der Improvisator Gianni, Lobredner der

Waffenthaten Napoleon's, Marsuzi, Verfasser der Tragödien Caracalla und Alfred der Große, und endlich Luigi Bondi, Uebersetzer der Georgica des Virgil.

Die Dichtkunst liebt einmal das bewegte Leben, und dies wird in Rom seit Jahrhunderten nicht mehr gefunden. Das Waffengetöse kämpfender Parteien klingt den Musen angenehmer als der dumpfe Klang von Kirchenglocken und die Litanei von Processionen; der narkotische Duft der Weihrauchwolken, welcher Rom im eigentlichen Sinn des Worts durchzieht, ist ein sehr schlechtes Reizmittel für die poetische Begeisterung. Der tiefe Ernst der Ruinen des Altertums fordert die Betrachtung des Philosophen und des Geschichtschreibers hervor, aber die Blumen der Poesie verbleichen in dem melancholischen Schatten so vieler Gräber. Die Steine sind in Rom mächtiger als die Menschen; die Vergangenheit ist riesengroß, die Gegenwart sehr klein, die Zukunft mit einem undurchdringlichen Vorhang bedeckt.

Als ich eines Abends durch Trastevere ging, hörte ich ein junges Mädchen, welches einsam auf der Treppe eines wüsten Hauses saß, gedankenvoll vor sich hinsingen: „O Roma antica, Roma illustre, non sei più." Es schien mir dieser im Munde eines Kindes sonderbare Seufzer bezeichnend für das Verhältniß der Dichtkunst zu Rom. Kann unter den Ruinen Roms ein lyrisches Talent zwanglos, lebhaft und naiv sich bewegen? oder wird es nicht von der geschichtlichen Schwermut, welche man hier auf jedem Schritt empfindet, allzusehr bedrückt werden? Es mag das letztere geschehen, und doch, auch eine so verschleierte Muse könnte schön und erhaben

sein, nicht wie jene schwülstige und rhetorische der römischen Nächte des Verri, sondern wie jene des Lord Byron im Childe Harold. Dies waren Apostrophen eines nordischen Wanderers und eines freien Mannes. Seien wir daher gerecht gegen die Römer: sie haben nicht einmal ihre Ruinen zu besingen vermocht, weil es ihnen nicht erlaubt war, den Ruin zu beklagen und auf den Trümmern der Vergangenheit über ihre Gegenwart Gericht zu halten. Sie haben endlich ihre poetischen Stoffe nicht zu benutzen vermocht.

Das Altertum, wie das Mittelalter, ist voll von heroischen und tragischen Motiven von noch fortdauernd nationaler Lebendigkeit für den Römer, und ein einheimischer Dichter brauchte sie nur aufzugreifen und mit einigem Geschick zu gestalten, um eine unfehlbare Wirkung hervorzubringen. Ich dachte mir oft, wenn ich im Mausoleum des Augustus, der heutigen Correa, den Pagliazzo in einer elenden Pantomime umherspringen, oder Kunstreiter sich tummeln, oder zum Glück die von Maffei übersetzte Maria Stuart Schiller's aufführen sah, welche große Gewalt in diesem Raum ein römisches Trauerspiel Brutus oder Virginia ausüben müßte, oder wie die Römer dort von einer Tragödie Cola di Rienzo müßten electrisirt werden, dort nämlich im Mausoleum des Augustus, wo die Leiche dieses Volkstribuns einst verbrannt wurde.

Die Römer überließen es erst Shakespeare, Corneille, Racine, Voltaire, dann Alfieri, römische Stoffe für die Bühne zu bearbeiten; man sieht sie jedoch nicht auf römischen Theatern, und unter den Büsten berühmter

Männer, welche heute den schönen Garten auf dem Monte Pincio schmücken, fehlt die Alfieri's. Sie stand dort eine Stunde lang; dann wurde sie plötzlich von der Polizei abgeholt, ein Ereigniß, das ich in Rom erlebte und hier bemerke, um mir eine längere Rede über die Unmöglichkeit eines römischen Nationaldramas im historischen Stil zu ersparen.

Erwägt man endlich, außer manchen politischen und physiologischen Hindernissen der poetischen Entwicklung in Rom, den fast völligen Stillstand literarischer Cultur in dieser Stadt, den Mangel der Journalistik und der kritischen Anstalten, und die Verkommenheit des Buchhandels, der sich kaum über die Geschäfte des Antiquars erhebt, so muß jede Regung der Dichtkunst unter so ungünstigen Verhältnissen doppelter Aufmerksamkeit wert sein.

Die Lust an der Poesie ging unter den Römern nie aus, denn sie lieben, wie alle Italiener, Verse, und das Volk in allen Classen der Gesellschaft verstreut Sonette und Canzonen gern mit vollen Händen, wo nur immer eine Gelegenheit sich darbietet. Wird eine Hochzeit gefeiert: Sonette — ein Kind geboren: Sonette — ein Laureatus promovirt: Sonette — eine Nonne eingekleidet: Sonette — ein Todter begraben: Sonette — das Fest eines Heiligen gefeiert: es regnet Sonette — ein Monsignore zum Bischof gemacht: er wandelt mit violetten Füßen auf Sonetten. Diese zerstreuten poetischen Ergüsse der Gelegenheit sammelten sich von jeher in Akademien, wo die Talente sich legalisirten und den Stempel einer traditionellen Reimschule empfingen. Der furor academicus, eine Reimpest des siebzehnten Jahrhunderts nicht

blos in Italien allein, sondern auch in andern Ländern, ist hier noch nicht ganz erstorben, und in Rom gibt es noch heute Arkadier, Quiriten, Tiberiner, und sogar Akademiker von der heiligen Conception, die man jedoch nicht im Sinn der poetischen Empfängniß zu deuten hat. Die Arkadia, am Ende des siebzehnten Jahrhunderts von Crescimbeni und Gravina, dem Pflegevater Metastasio's, gestiftet, ist weltbekannt. Ihr Name und Symbol, eine Hirtenflöte, bezeichnet gut die unschuldigen Gränzen, in denen die Poesie der Römer ein Asyl suchte, und im Ganzen paßt sie zur Geschichte der Stadt, deren einst weltbeherrschendes Forum sich in ein Kuhfeld (campo vaccino) verwandelte, deren Campagna vor allen Toren sich, als eine große Schäferidylle, mit zahllosen Heerden bedeckte, und deren Volk endlich selbst von Eroberern der Welt zu frommen Schafen herabsank, die der Papst als guter Hirt mit dem Krummstab bewachte und unter den Ruinen weiden ließ. Zur Zeit Goethe's, welchen sie feierlich in den Chor ihrer wunderlich benamten Hirten aufnahm, genoß die Arkadia Roms noch einen gewissen Namen, heute ist sie glücklich in das Reich der Curiositäten versunken, obwol sich ihre Flöte noch bei Gelegenheiten hören läßt. Die Menge aber der in ihrem Verein entstandenen Poesien ist so erschreckend wie die Nichtigkeit der Reimereien, und durchgeht man sie, so glaubt man das tausendfache Zirpen und Schrillen von Heuschrecken im Julimonat zu vernehmen.

Obwol es nun auch heute kein poetisches Talent unter den Römern gibt, das nicht nach althergebrachter Sitte sich in die eine oder die andere Akademie einfangen ließe,

wo ihm doch Gelegenheit geboten wird, in einem großen Saal sich hören zu lassen, so haben jene Reimschulen doch den herrschenden Einfluß verloren. Ein neues Geschlecht strebt nach eigener Gestalt und Geltung auch in Rom. Erwachsen unter den Bewegungen der verflossenen Decennien, welche die Römer aus ihrer Lethargie aufgerüttelt haben, teilt es die Hoffnungen der Zeit, und versucht es auch in Rom unter den schwierigsten Umständen eine Erneuerung der Poesie, welche nur möglich ist, wenn das dichterische Talent, statt die veraltete Livree der Sonettisten zu tragen, sich in eine neue, lebendige und ungekünstelte Form kleidet.

Die Grundstimmung dieser jungrömischen Schule, von der ich hier sprechen will, ist vorwiegend die lyrische Gefühlspoesie. Die realistische oder politische Muse, durch die voraufgegangenen Ereignisse heftig hervorgefordert, muß in Rom schweigen, und dies betrachte ich nicht einmal als ein Unglück, denn es wird dadurch Unreifheit des Urteils und banale Phrase vermieden. Eine bedeutende und originelle Stimme aber, wie die des Florentiners Giuseppe Giusti, kann in Rom nicht vernommen werden. Was sich in diesem Sinne dort regt, sucht, niedergehalten wie es ist, seinen Einfluß in allgemeinen Betrachtungen, und diese räsonnirende Lyrik ist größtenteils ein Reflex der Dichtungen Leopardi's, selbst ein Wiederklang von englischem und deutschem Weltschmerz.

Der Einfluß Leopardi's auf junge Dichter (sie schwärmen für jenen unglücklichen Poeten) ist groß, doch schwerlich heilsam. Seine schöne classische Form und schöne Sprache mag als Muster des Stils fördern, aber die

Phantasie schöpft wenig aus einem Dichter, der ohne Bilder und Metaphern nur mit dem Gedanken dichtet, und das Herz wird durch den trostlosen Nihilismus einer edeln, hoffnungslos verzweifelnden Seele nicht empor gehoben. Die Poesie dieses hohen und einsamen Geistes ist der herzzerreißende Schrei nicht allein seines Landes, sondern auch des Menschen, der sich gegen ein persönliches Schicksal sträubt, welches fast eine Ausnahme zu nennen war. Seine Lebensansicht aber ist die schlechteste Schule für ein mit der Welt kämpfendes Talent. Man darf den italienischen Poeten dasselbe in Betreff Byron's, Shelley's und Lenau's sagen, weil in ihrem südlichen Naturell nicht das Gegengewicht jener Ironie oder jenes Humors liegt, welcher den Nordländer am Ende doch über den Schmerz erhebt. Denn die Natur des Südens hat äußerst scharfe Conturen und die Extreme lassen hier schwer die Vermittlung zu, die das Wesen der nordischen Sentimentalität im besten Sinn des Wortes ausmacht.

Es ist nun immer überraschend zu bemerken, daß in die Poesie der heutigen Römer das germanische Element einzudringen strebt. Während die Neapolitaner sich eifrig an die deutsche Philosophie machen und Kant, Hegel und Schelling studiren, hat das Studium der deutschen Dichtung in Nord- und Mittelitalien einen starken Aufschwung genommen. Maffei's treffliche Uebersetzungen haben Schiller nicht allein auf den Bühnen, sondern auch in den Häusern Eingang verschafft, und die besten modernen Lyriker, Heine, Lenau, Uhland, sind in Rom nicht unbekannt. Mehrere der gegenwärtigen Poeten Roms sprechen oder verstehen die deutsche Sprache und lesen unsere Dichter im Original.

Was sie zu ihnen hinzieht, ist der lebhafte Gegensatz zu der kalten und gekünstelten Sonettenpoesie und den geistreichen Concetti; es ist das musikalische Leben des Gefühls, das warme lyrische Herzblut, das Sentiment, der glücklich empfundene Augenblick; es ist der psychologische Reichtum innerer Seelenzustände, die wir bis in die kleinsten Fasern erfassen und in ihren Erscheinungen entfalten, und es ist endlich der pantheistische Cultus der Natur. Dieses elementarische Wesen bringt einen Reiz auf die Italiener hervor, deren Gefühlsweise in so ganz andern natürlichen Bedingungen ruht. Die Form der italienischen Poesie, schön, klar, straff und plastisch wie ihre Sprache, ordnet den Inhalt unter, während bei uns die Seele des Gefühls über die Schranken der Form sich zu ergießen strebt. Harmonie ist das Wesen jener, Melodie das Wesen unserer Poesie, welche die am meisten liederreiche unter den Völkern ist. „Die Sehnsucht", so sagte mir ein römischer Poet, „das ist es, was die Deutschen in ihrer Lyrik auszeichnet und was unsere Poesie erfrischen würde, wenn wir diese Weise des Empfindens in sie aufnehmen könnten."

Don Giovanni Torlonia richtet in einem seiner Gedichte folgende Verse an die Römerin Teresa Gnoli:

E delle idee Germaniche
Seguendo il volo, libero, sublime,
Prendi soggetto alle tue nuove rime.
(Folgend dem Flug der deutschen Ideen,
Dem freien und hohen, entlehne
Dort die Stoffe für neue Gesänge.)

Don Giovanni gehört zu den wenigen römischen Aristokraten, die aus innerer Neigung die Wissenschaften cultiviren. Es gibt deren einige in Rom, welche kenntnißreiche und thätige Männer sind, wie der geistvolle Don Michele Gaetani, Herzog von Sermoneta, aus dem berühmten Geschlecht Bonifacius' VIII., oder der in den mathematischen Wissenschaften gelehrte Don Baldassarre Buoncompagni. Wenn man weiß, wie wenig der Zustand römischer Gesellschaft geistigen Interessen förderlich ist, so sind dergleichen Männer des Lobes wie des Dankes ihrer Vaterstadt in hohem Maße wert. Torlonia, vielseitig und gelehrt gebildet, ist eifrig bemüht, die lang vernachlässigte schöne Literatur in Rom wieder zu Ehren zu bringen. Es gehört dort, und namentlich in der Aristokratie, heute ein gewisser Mut dazu, den Titel eines „Poeten" zu führen. Die Zeiten der Vittoria Colonna und Leo's X. sind vorüber, und die arkadischen Reimereien haben das ihrige gethan, mit der Poesie auch dem Poeten die Achtung der Gesellschaft zu entziehen. „Er ist ein Dichter", so sagen noch heute die Römer, um einen Menschen zu bezeichnen, welcher statt die Advocatur oder ein anderes Geschäft zu betreiben, seine Tage ungefähr damit hinbringt, Fliegen zu fangen und sie dann zum Verkauf auszubieten.

Don Giovanni ist Mäcen und Poet zugleich, und jenes im heutigen Rom zu sein, ist ein noch größeres Verdienst, als Verse zu machen. Die jung-römische Poetenschule, von ihm angeregt und befördert, versammelt sich um ihn als eine freie und zwanglose Akademie zu gegenseitiger Ermunterung. Ich nenne nur die hervor-

tretenden Talente, welche sich bereits in selbständiger Weise bemerklich gemacht haben: Fabio Nannarelli, Ignazio Ciampi, Paolo Emilio Castagnola, Giambattista Maccari, und die Dichterin Gnoli. Es hat sich diese Poetenschule unter den Auspicien Torlonia's eben erst ein Organ erschaffen, dessen Fortgang für die schöne Literatur Roms von Bedeutung zu sein verspricht. Dies ist die „Strenna Romana". Mit dem Wort Strenna bezeichnet man in Italien das, was bei uns ein Musenalmanach ist. Der römische, herausgegeben von Torlonia und Castagnola, erschien zum erstenmal zu Neujahr 1858. Er enthält Poesien jeder Gattung, und schließt auch die Prosa nicht aus; so bringt er unter anderm ein Fragment der Chronik von Viterbo des Niccola della Tuccia, welches Ciampi abdrucken ließ. Diese Vermischung historischer Schriften mit lyrischen Poesien ist nicht zu loben, da sie den Begriff des Musenalmanachs aufhebt; ich spreche daher meinen römischen Freunden den Wunsch aus, dergleichen nicht belletristische Teile abzusondern und als ein selbständiges Heft herauszugeben. Uebrigens erklärt sich solcher Charakter aus dem Mangel an Journalen, wie aus dem Wesen der römischen Akademien, wo von Alters her wissenschaftliche Discurse mit dem Vortrag von Poesien wechseln, und von denen auch die Musenalmanache nur ein Reflex sind.

Es charakterisirt die literarischen Zustände Roms, daß die Strenna Romana nicht in der Stadt verlegt worden ist, sondern nach Florenz in den Verlag von Le Monnier auswandern mußte. Ueberhaupt haben sich alle diese römischen Poeten unter die Florentinische, rühmlichst be-

kannte Firma geflüchtet, und ihre Poesien sind dort in besondern Heften gedruckt worden.

Ich beginne mit den Gedichten des Don Giovanni Torlonia („Poesie", Florenz 1856), ein Büchelchen von nur 66 Seiten, und an Umfang das kleinste von allen übrigen. Reine und schöne Sprache, durchaus lyrische und musikalische Empfindung, entschiedene Neigung zur idyllischen Natur. Die Muse Torlonia's ist von deutscher Lyrik beseelt. Eine große Zahl seiner Lieder sind entweder Variationen zu deutschen Texten, oder Nachbildungen deutscher Gedichte. Er würde Heine oder Lenau vortrefflich in das Italienische übersetzen, wenn die Kühnheit der deutschen Metapher sich in der knappen und formstrengen italienischen Sprache wiedergeben ließe. Aber dies ist schwer und oft geradezu unmöglich, und ich erinnere mich der Versuche, die ich mit einem Poeten machte, einige Lieder Lenau's, welche ihn entzückten, ins Italienische zu verwandeln. Was im großen freien deutschen Element sich schön ausnahm, wurde im italienischen schwülstig, ja absurd und unerträglich. Wenn Lenau zum Beispiel sagt: „Der Frühling wirft die Lerchen, seine Singraketen, in die Luft", so widerstrebt dieses schöne Wagniß keineswegs unserer deutschen metaphorisirenden Bildkraft; sollte aber ein italienischer Poet vor einem Publikum recitiren: la primavera slancia le lodole, i suoi razzi di canto, nell' aria, so würde er ohne Zweifel ein unauslöschliches Gelächter erregen.*)

---

*) Ich bemerke, daß der römische Marchese Capranica Lenau's Albigenser und Savonarola übersetzt hat; aber diese Versionen sind noch nicht edirt.

Torlonia hat unter anderm Lenau's „Vergangenheit" (Hesperus, der blasse Funken) übersetzt:

Oh quanto melanconico
E d'Espero il fulgor,
Quando scintilla languido
Tra il giorno che si muor!

Le nuvolette, simili
A impalliditi fior,
Sembra che un serto intreccino
Al giorno che si muor.

Del cuore umano i gemiti
Ma le sue gioie ancor,
Al muto avello scendono
Col giorno che si muor.

Ich setze den letzten Vers des Lenau'schen Gedichts darunter:

Friedhof der entschlafnen Tage,
Schweigende Vergangenheit,
Du begräbst des Herzens Klage,
Ach, und seine Seligkeit.

Die Verse Torlonia's sind vortrefflich, aber sie drücken den Gedanken nicht völlig aus, und doch ist jenes Gedicht Lenau's eines von denen, die sich am besten ins Italienische bringen lassen. Die Uebersetzung aber diene zum Beweise, mit welcher Grazie und Leichtigkeit Don Giovanni den Vers handhabt. Er hat auch die „Blumenmalerin" Lenau's geschickt nachgebildet; von Heine das Lied: „Ich liebe eine Blume"; von Goethe „Das Blümchen Wunderschön" nachgeahmt. Seine botanischen Studien

in der Campagna Roms scheinen ihm eine Vorliebe für diese Blumenpoesie gegeben zu haben, und so finden sich auch in der Strenna von ihm manche gute Lieder auf die Blumen des römischen Feldes. Für die Italiener haben dergleichen Poesien etwas Volkstümliches, denn sie besitzen eine eigene Gattung von Blumen-Ritornelli, welche vom Volk überall gesungen werden. Torlonia gibt endlich auch eine Nachahmung von Geibel's „Der Dichter und die Natur", und ein sehr zierliches Gedicht „Racconto", wozu er den Stoff einer englischen Ballade entlehnte.

Wir finden also in dieser römischen Poesie die Blumen unserer deutschen Romantik wieder. Es scheint als hätte die Tramontana ihren Sonnenstaub von den grünen Bergen Schwabens auf die finstern Trümmer des Capitols und der Kaiserpaläste hinübergetragen. Dieses Verhältniß Roms zur deutschen Lyrik, unschuldiger als jenes zum deutschen Kaisertum, ist interessant genug. Indem es Torlonia offen ausgesprochen hat, ist er sich bewußt, daß Keime des deutschen Gesanges seiner heimischen Lyrik zur Belebung dienen können. Ein Oleanderbaum trägt freilich nur Oleanderblüten, und ein Lindenbaum nur Lindenblüten; es wäre vergebens, einen auf den andern pfropfen zu wollen. Der Genius der Italiener wird von dem der Deutschen immer grundverschieden sein, und weil die Lyrik am reinsten das innere Seelenleben eines Volks ausspricht, kann sie ursprüngliche Elemente nicht ungestraft vermischen. Don Giovanni ist weit entfernt davon, dies zu wollen, und sein Verdienst, auf die deutsche Weise aufmerksam zu machen, ist ein Verdienst literarischer Cultur. Da sich die Nationalgeister heute an

tausend Punkten berühren, sind solche Annäherungen sehr erklärlich, die Einflüsse möglich, wenn sie auch nicht tiefer gehen, als bis zur leichtern Färbung.

Fabio Nannarelli („Poesien", bei Le Monnier, 1853 und 1856) ist ein Poet von nicht gewöhnlichem Talent und einer schönen Zukunft gewiß; ein edler, dem Wahren zugewandter Sinn, der es mit dem Leben wie mit der Poesie ernst meint, und überhaupt muß von dieser ganzen jungrömischen Schule bemerkt werden, daß nicht eine Spur frivoler Koketterie in ihr gefunden wird. Nannarelli, mit der deutschen Literatur vertraut, ein Verehrer Schiller's und Lenau's, über welchen er eine Abhandlung geschrieben hat, hat deutsche Elemente am tiefsten in sich aufgenommen, und seine Muse trägt in sich selber einen dem germanischen Wesen verwandten Zug. Seine Grundstimmung ist melancholisch, ernst und sehnsüchtig. Es ist ein Todeshauch in seiner Poesie, der von der Pyramide des Cestius ihn angeweht zu haben scheint, in deren Schatten Jung und Shelley schlafen, große Genien poetischer Reflexion, der römischen Erde so innerst fremde Fremdlinge. Die Ungenüge eines mißgestalteten Lebens, die völlig zu empfinden ein Römer von heute mehr Gelegenheit hat, als ein Engländer und Deutscher, treibt Nannarelli in die Einsamkeit, und sie zwingt ihm einen Cultus des Schmerzes auf, der von Sentimentalität nicht frei ist. Ueber den Widersprüchen zwischen der Sehnsucht und dem Leben, welches des idealen Vorstellens spottet, sich zu erhalten, erfaßt er mit Liebesglut die heilende Natur, wie ein Deutscher, und sucht er sich zu der Anschauung der ewigen Harmonie des Universums als Philosoph zu erheben. Das Motto aus Tiedge:

> Suche Hoffnung, Trost und Ruh', und falle
> Weinend in die Arme der Natur,

welches er einem seiner Gedichte vorgesetzt hat (wie er andere Sprüche aus Schiller und aus Shakespeare's Hamlet nahm), bezeichnet durchaus die innere Richtung seines poetischen Sinnes, aber auch die Verirrung in ein träumerisches Wesen, das dem Schmerz die schöne Körperlichkeit raubt und Gedicht und Dichter bisweilen in das nebelhafte Reich der Schatten hinunterzieht. Ich finde dies klar in dem Gedicht: „Eine Stimme und der Dichter", ausgesprochen. Die Stimme ruft: Was sinnst du, Dichter, so nachdenklich? Schmücke dir frisch die Stirn mit dem Kranz der Liebe. — Der Poet: Die Liebe war ein Traum, er verblühte wie die Rosen. — Stimme: So wende dich an die Natur! — Poet: Es erhebt sich aus ihr nur Seufzerschall. — Stimme: So wende dich ans Wissen. — Poet: Die Seele schaudert vor dem Licht der Wahrheit, sie faßt es nicht. — Stimme: Was bleibt dann noch übrig? — Poet: Die Lust der Tränen und das Ausruhen im Mysterium des Grabes. — Man sieht, wohin die Skepsis führt; die Natur, in deren Armen der Dichter Heilung suchte, wird ihm zu einem seufzenden Gespenst, und er selbst wiegt sich in wesenlose Todessehnsucht ein. Die Sentimentalität eines Jacopo Ortis ist einigermaßen verzeihlich, weil sie doch mit Bewußtsein auf dem Grunde des Nationalunglücks ruht, das ein patriotisches und zart organisirtes

Gemüt im Tiefsten erschüttert; doch die melancholische Selbstvernichtung und die Verleugnung aller gesunden Praxis ist nicht erträglich, wenn sie nur als lyrisches Fühlen in den gestaltlosen Lüften schwebt.

Der romantische Cultus des Schmerzes scheint wie eine Cholera durch die Literaturen zu wandern; unter den Römern aber nimmt er sich seltsam aus. Mögen sich die Poeten Roms vor der Ansteckung bewahren, sonst erleben wir es noch, daß der Geist Werther's im Mondscheindämmer des Colosseums mit Förster's Reisehandbuch unter dem Arm spazieren geht. Zwischen dem Schmerz und dem Mysterium des Grabes steht immer, selbst für einen unglücklichen Römer von heute, das Wissen und die Arbeit. „Travailler sans raisonner", sagt der Philosoph Martin zum großen Philosophen Pangloß, „c'est le seul moyen de rendre la vie supportable", und wenn die römischen Poeten sich zu einer ihnen nicht nationalen Sentimentalität verführen lassen, so mag man ihnen mit Recht zurufen: „Cela est bien dit, Romains, mais il faut cultiver votre jardin."

Indeß der Dichter erhebt sich durch die Kraft seiner Natur glücklich über diese modischen Anwandlungen nervöser Abspannung in das sonnenklare Reich des Schönen, und läutert seinen Erdenschmerz an der Betrachtung der ewigen Gesetze des Alls. Sein schönstes Gedicht, dessen sich Terenzo Mamiani nicht würde zu schämen brauchen, ist Vignanello. Er befindet sich an jenem reizenden Orte des ciminischen Bergwaldes bei Viterbo, und in das Anschauen der großen und blütenvollen Natur versenkt, schlägt er seine Harfe in starken und reinen Tönen. Der

erste Teil dieses längeren Gedichts, „Venere e Sirio" überschrieben, ist eine treffliche Variation von Naturbildern und philosophischen Betrachtungen, und indem jene beiden Sterne, wahre Nachtsonnen am Himmel des Südens, mild und ruhig auf ihn niederblicken, ruft ihm der eine zu: „liebe!" — der andere aber: „denke!" Er spricht damit die beiden Mächte aus, welche die moralische Welt durchströmen und regieren, und wodurch das Körperliche mit dem Intelligibeln in Harmonie gebracht wird. Die sanfte pantheistische Melancholie des Gedichts thut wol, weil sie selbst der Ausfluß versöhnten Gefühles ist, und der Geist nicht mehr als ein zufälliges Atom des Schmerzes an sich verzweifelt, sondern im Wesen der Gottheit sich befreit und begriffen weiß, wo più aperto revelasi l'eterno amor.

Jedesmal wo der Poet die Region des unbestimmten Fühlens verläßt und sich an ein Reelles anlehnt, ist er glücklich. Die Klage „a un bambino" beim Anblick eines spielenden Kindes, ist wunderschön, und zu dem Seufzer:

> Die Pfade des Lebens sind erst mit Rosen bestreut,
> Mit Rosen darauf und mit Dornen, dann nimmer mit Rosen,

haben wir nichts hinzuzufügen, als den Seufzer der Bestätigung. Ein anderes Gedicht: „La viola dell' addio", ist nicht minder reizend, die Klage eines Mädchens über einem Veilchen das ihr Geliebter ihr gab, als er in den Krieg zog. Die zarte Innigkeit und Reinheit des Gedichts erinnert an Chamisso.

Nannarelli ist in jüngster Zeit auch mit einem kleinen Epos „Guglielmo" in versi sciolti aufgetreten. Er be-

handelt darin die Geschichte einer unglücklichen Liebe, und versichert, daß ihr ein wahres Factum zu Grunde liege. Guglielmo, durch politische Verhältnisse gezwungen, in der Werkstatt eines Bronzegießers ein Asyl zu suchen, liebt die Tochter seines Meisters; er stellt ihr schönes Antlitz glücklich in Erz dar; wir finden ihn über dieser Arbeit, und erfreuen uns an einer wahrhaft gelungenen Scene. Aber was der Dichter in diesem vortrefflichen Eingang verspricht, erfüllt er nicht; es kommt nirgends zum Fortschritt der Handlung. Daß ein junger Mann ein Mädchen liebt, ohne von ihm wieder geliebt zu werden, mag ein Unglück sein, ist aber noch keine Tragödie. Wenn er sich darüber das Leben nimmt, können wir seine Schwäche nur beklagen, sobald dieser äußerste Entschluß nicht durch tragische Verwicklungen von Schuld und Irrtum begründet ist; wenn er aber gar in den Hochzeitsaal seiner Geliebten stürmt und sich vor ihren entsetzten Augen in der Raserei ersticht, so werden wir gestehen, daß er weder das Mädchen wahrhaft liebte, noch von ihm geliebt zu werden verdiente. Eine grelle That nur barbarischer Passion verrät ein ungebildetes Gemüt, und mag sie immerhin im wirklichen Leben sich ereignet haben, sie fällt ohne Frage aus dem Bereich poetischer Darstellung. Obwol sich auch in diesem verunglückten Versuch die poetische Kraft nicht verleugnet, so möchte er doch darthun, daß der Dichter weniger für epische oder dramatische Poesie begabt sei. Er besitzt im hohen Grade die Eigenschaften, welche einen hervorragenden Lyriker verheißen, Schwung der Phantasie, Bildkraft, Wärme des Gefühls, Kraft in der Reflexion; sein Geist ist durch Studium und

Nachdenken genährt, und unfähig sich in klingenden Phrasen zu genügen. Dieses schöne Talent kann eine Zierde Roms sein, wenn es sich vor Abwegen bewahrt und wenn es, den wahren Quellen der Poesie, der inneren Erfahrung im Leben nachgehend, sich daran erkräftigt, der Phantasie verbietet, in der Sphäre des Abstracten zu weit umherzuschweifen, und endlich den innern Drang des Gemüts an das Ereigniß und das Gestaltete wendet.

Ein heiterer, begabter Dichter von romantischer Färbung ist Ignazio Ciampi. Ihm gelingt ein sangbares und melodisches Lied sehr gut, wie das folgende, die Fata Morgana:

Die Erde der Sel'gen
Zu suchen, mit Mut
Vertraut' ich dem Schiff mich
Und wallender Flut.

Da lachte ein Ufer,
O lachender Hohn!
Schon weiter und weiter
Mir war es entflohn.

Ich ahnte der Zukunft
Verworrenen Lauf,
Der graue Pilote
Versetzte darauf:

Ihr sahet die Fata,
Sie lachte, denn wißt:
Auf Erden die Erde
Der Sel'gen nicht ist.

Ciampi hat eine bewegliche Phantasie, angenehme Sprache und leichte, gefällige Bilder. Manches gute Lied

wird eine vermehrte Ausgabe seiner Gedichte bringen; die vorliegende enthält nur einen geringen Teil seiner lyrischen Poesien, und merkwürdigerweise auch Nachahmungen russischer Lieder. Die russische Sprache, für die Römer Sprache absoluter Barbarei, ist freilich nicht nach Rom eingedrungen; Ciampi hat sich nur Lieder Puschkin's von einem Freunde in italienische Prosa übersetzen lassen und diese dann in Verse gebracht, um seine Landsleute zu überzeugen, daß auch unter dem Bärenpelz ein poetisches Herz schlagen kann. Auch diese Erscheinung, welche vor Jahren in Rom unerhört gewesen wäre, ist ein Beweis mehr von der allgemeinen Verbreitung der europäischen Literatur. Rom ist im Winter ein Hotel aller Nationen; alle Sprachen werden dort vernommen, alle Literaturen dort aus der Fremde hinübergeführt: kein Wunder, wenn in dieser Weltstadt der Einfluß des Nichtnationalen sich geltend zu machen beginnt. Es mag immerhin dazu beitragen, den heimischen Horizont zu vergrößern; nur ist nicht jede Nationalität fähig, eine belebende Wirkung auszuüben, und es gibt keine, welche von dem italienischen Naturell weiter entfernt wäre, als die russische. Solche Versuche, wie Ciampi machte, sind daher nur als ein literarisches Curiosum zu betrachten. Ein größeres Verdienst würde sich der römische Dichter um seine Nation erwerben, wenn er fremde Poeten einführte, deren Gedichte entweder eine innere Vermittlung zu seiner Heimat haben, oder einen absolut classischen Wert besitzen. Da er mit großer Gewandtheit die Ottava rima handhabt, so würde er wol geeignet sein, den Childe Harold gut zu übersetzen.

Ciampi hat seine Begabung für die Romanze in Stanzen wiederholt gezeigt. Zwei Novellen in Versen, „Serena“ und „Stella“, sind von ihm geschrieben, die erste in drei, die andere in fünf Gesängen. Jene ist einer toscanischen Legende, diese einer normannischen Sage entlehnt; beide sind durchaus romantischer Natur, Liebesgeschichten mit abenteuerlichen Schicksalen und phantastischen Scenen. Der erzählende Ton ist leicht und fließend, die Schilderungen, namentlich in der Stella, die einige gute Partien enthält, sind warm und lebhaft. Indeß unsere Zeit hat für dergleichen ritterlich-phantastische Gemälde den Sinn verloren. Es thut Realität not und psychologische Vertiefung in die Charaktere. Es scheint, daß die Italiener für Ballade und Romanze nicht glücklich begabt sind, ich kenne wenigstens keine gelungenen Versuche der Art in ihrer Literatur, und ich nehme den Venetianer Carrer nicht aus. Novellen in Versen endlich mißraten, weil sie eine Zwitterhaftigkeit an sich tragen. Es kommt darauf an, daß Ciampi einen Stoff auffinde, der seinem Erzählertalent so angemessen sei, wie dem Verständniß der Zeit, und ich meine, er wäre wol geeignet, Novellen in Prosa aus dem Leben Roms zu schreiben; er würde damit ein Feld cultiviren, das in seiner Vaterstadt bisher völlig vernachlässigt ist.

Theresa Gnoli, eine Römerin, deren Gedichte dem Musenalmanach zur Zierde gereichen, besitzt ein wahrhaftes poetisches Talent, das sich bereits in weiten Kreisen Anerkennung erworben hat, ein ernstes und sinniges Gemüt, welches in schönen Formen sich ausspricht. Patriotismus belebt ihre Muse, die sich unter die Männer

wagt, im Namen der Frauen des Vaterlandes ihre Gaben auf den Altar der nationalen Cultur niederzulegen. Die Frauenliteratur, in England, in Frankreich, Amerika und Deutschland so zahlreich und von einem Einfluß auf die Gesellschaft, wie er zuvor noch niemals erlebt worden, ist im heutigen Italien sehr klein. Der männliche Geist scheint in Europa, was die poetische Production betrifft, heute den Frauen das Feld zu überlassen, oder mit ihnen nur in der Gattung des Romans zu wetteifern; nur in Italien sind die Frauen noch nicht hervorgetreten. So wunderlich es nun für alle diejenigen klingen mag, welche nicht Jahre lang mit den Italienern verkehrt haben, so ist es doch wahr, daß die Frauen nirgend in Europa häuslicher leben und mehr die Oeffentlichkeit scheuen, als in diesem Lande. Ihre Erziehungsanstalt ist noch größtenteils das Kloster; ihr Anteil an den öffentlichen Fragen der Gesellschaft und des Staats ist der bescheidenste, den man sich denken kann. Es gab im energischen und romantischen Mittelalter einige Frauengestalten, welche die großen Dichter Italiens als ihre Musen öffentlich feierten; dies war ein poetischer Madonnencultus, denn sie stellten, namentlich Dante und Petrarca, Frauen in den Mittelpunkt ihrer Dichtung als die mystischen Sonnen, von denen diese ihr poetisches Licht erhielt. Später sangen und dichteten die Damen selbst, und es ist merkwürdig, daß es gerade Rom war, wo die berühmteste Dichterin der Italiener herstammte, wenn auch nicht das ausgezeichnetste poetische Talent unter den Römern überhaupt. In neuern Zeiten glänzten noch hie und da Frauentalente in Rom

durch die Gabe der Improvisation, keines durch selbständige Leistungen von künstlerischem Wert.

Es wäre ungerecht, die Poesien der jüngsten römischen Dichterin in Parallele mit den Gesängen der Vittoria Colonna zu beurteilen. Im Gegenteil ist es sehr rühmlich, daß Fräulein Gnoli nicht den Spuren ihrer Vorgängerin nachgeht, daß sie jene metaphysischen Sonette auf Goldgrund nicht nachzuahmen sucht. Ihre Poesien sind völlig zwanglos ihr eigen. Sie wendet sich nur bisweilen erinnernd in das Vergangene, und sie hat in einem ihrer besten Gedichte, „Begegnung der Beatrice und Laura im Paradiese", die Schatten dieser beiden berühmten Musen mit ächt weiblichem Sinn heraufbeschworen. Schwesterlich tauschen sie ihre Reden und Erinnerungen aus und schweben dann als zwei Sterne durch das Paradies:

> Nova traciando via
> Di luce e d'armonia.

Gleiche Auszeichnung verdient ein Gedicht auf die Katakomben Roms, dieses ungeheure Schattenreich der Vergangenheit, ein Labyrint der Zeit, welches Tod und Geschichte unterhalb Roms in langen Jahrhunderten gedichtet haben. Die Schilderungen der Dante'schen Unterwelt sind nicht schauerlicher als die Grüfte, wo das Fackellicht endlose Gänge aus schwarzem Tuff, Sarkophage, leere Nischen, Knochen, byzantinische Gemälde, Inschriften überflackert, und Dante selbst würde, um sich in diesem Tartarus zurecht zu finden, einen Virgil zum Führer gebraucht haben. De Rossi, der gelehrte Epi=

graphiker, ist jetzt der Virgil jener Unterwelt, und beim Lesen des Gedichts von Fräulein Gnoli erinnere ich mich gern, daß ich eben in Gesellschaft dieser Poetin und der neapolitanischen Improvisatrice Giovanna Milli unter de Rossi's Führung einen Teil der Katakomben durchwanderte, „Hierusalem civitas et ornamentum martyrum Domini", wie das Motto des Gedichts (eine alte Inschrift aus dem dritten Jahrhundert) es sagt.

Fräulein Gnoli läßt unmittelbar auf die Nacht der Katakomben den Hymnus des Homer „An die Sonne" folgen, und befreit uns wolthätig aus dem Schauder der Finsterniß durch den Anblick des Urquells alles Lichts und aller Intelligenz. Ein religiöser Genius spricht sich rein in diesen Gesängen aus, und es scheint, daß die eigentliche Kraft der Dichterin in dem Hymnischen und Contemplativen bestehe. Sie versuchte sich mit weniger Glück in einem lyrischen Drama, „Torquato Tasso in Sorrent". Dieses melodramatische Genre ist nachgerade ungenießbar geworden, und selbst Pastor Fido und Aminta zwingen uns kein Lächeln mehr ab. Nur aus den Händen eines Dichters, dem in ausgezeichnetem Maße dramatische Kunst und lyrischer Zauber eigen sind, kann ein gutes Melodrama hervorgehen, und so ist „Echo und Narciß" von Calderon die schönste Erscheinung unter allen diesen schäferlichen Singspielen. Wenn man den guten Chorgesang im Eingange des „Tasso in Sorrent" ausnimmt, so zerfällt das Uebrige in ein nichtiges Spiel, und die Figur des großen Poeten, der, seine Heimat und seine Schwester zu überraschen, selbst in einer schäferlichen Verkleidung auftritt, sinkt mitten unter diesen Hirten, die doch weder sein Genie noch sein Schicksal zu fassen im Stande sind, zu einer Marionette herab. Der Gedankengehalt aber ist schon um des idyllischen Apparats willen unbedeutend, und das ganze Gedicht möchte nur das Verdienst des Beweises haben, daß diese unnatürliche Gattung völlig abgestorben sei.

Paolo Emilio Castagnola und Giambattista Maccari. Ihre Musen sind einander verwandt. Wir finden auch in ihren Poesien die unvermeidliche Klage über die Miseren der Gegenwart; die krankhafte Lebensanschauung Leopardi's, daß es auf Erden nichts Reelles als den Schmerz gebe (tutto fuorchè il duolo è vano) hat auch diese Herren angesteckt, jedoch ist sie ihnen nur angeflogen, wie der Geruch des Moschus sich an die Kleider gesunder Menschen heftet, die durch das Haus eines Sterbenden gegangen sind. Im Grunde sind beide Poeten frische Naturen, und sie würden mit männlicher Energie nicht eingebildete Schmerzen der Jugend, sondern die wirklichen Leiden ihres Vaterlandes aussprechen, wenn sie ohne Furcht vor dem Exil es thun dürften. In beiden läßt sich ein tüchtiger Sinn für das Geschichtliche und Reelle erkennen.

Castagnola hat das tragische Ende Conradin's, seine verräterische Gefangennahme im Schloß Astura am römischen Meer und seinen Fall in einer Romanze „Emellina" besungen. Dies ist der Name der jungen Tochter Frangipane's, welche, in dem einsamen Castell zwischen Himmel, Wald und Meer erzogen, den jungen Conradin erblickt, liebt und vergebens zu retten sucht. Der Stoff ist recht gut, das Gedicht ist es nicht immer. Die Ottave ist nicht

edel genug, sie schwankt zwischen dem cultivirten Stil und dem Volkston der Chronik, die Charaktere sind zu sehr in romantische Schwärmerei aufgelöst. Doch gibt es in diesem Epos einige Stellen von lyrischer Schönheit, so namentlich der Abschied Emellina's. Sie sitzt träumerisch in ihrem Turmgemach, die Harfe in der Hand; ihr präludirender Ton erweckt einen Vogel im nahen Walde, sie lauscht dessen Klagen, und ihre erwachende Seele stimmt nun selbst einen schwermütigen Gesang an.

Wenn sich Castagnola hie und da zu einem Gesang von wirklich politischem, auf die Gegenwart bezogenen Inhalt hinreißen läßt, so spricht Giambattista Maccari seine Gedanken noch freier aus. Der politischen Muse wird in Rom einigemal des Jahres Gelegenheit geboten, sich hören zu lassen. Wenn der fabelhafte Geburtstag der ewigen Roma in den Akademien der Stadt gefeiert wird, so erheben sich dort die Poeten in Schmerz, und die Cardinäle haben sich auf ihre Sonette gefaßt zu machen. Eine andere Gelegenheit, in Versen kühn zu reden, ist der Todestag des Tasso, eine dritte die Preisverteilung in den Akademien der bildenden Künste. Es gibt daher keinen Poeten in Rom, der nicht diesen Festen ein patriotisches Wagniß widmete, und es geschah wegen eines solchen Gedichts auf die Gründung Roms, daß sogar der Verkauf der völlig unpolitischen Poesien Torlonia's dort verboten wurde. Recht tüchtige Verse schrieb Maccari für jene Gelegenheiten. Seine Stanzen: „Nel dì natale di Roma", reden eine kräftige Sprache. Er ruft den römischen Männern zu:

O Bürger, die ihr hinter euch gelassen
Des Ruhms erhab'ne, herrliche Ruinen,
Die nutzlos meine Klagen nur umfassen,
Wenn sie in Schmerzensnächten mir erschienen,
Für euch nur öde Prunkgemächer passen,
Die ihr durchgähnt mit arroganten Mienen;
Dort prahlt die Dummheit auf den weichen Kissen,
Dieweil verachtet und verbannt das Wissen.

Und den römischen Frauen:

O Frauen ihr, jetzt gebt ihr hin euch denen,
Die reich an Ländern nur und goldnen Scherben;
Jetzt sinnt ihr nur darauf, wie euren Söhnen
Ihr eitle, todte Schätze mögt erwerben;
Indeß die zarten Kinder sich an Schein gewöhnen,
Und frühe durch Unwissenheit verderben.
Es sprießt der Nachwuchs auf im Unverstande,
Und seine Frucht in Zukunft ist die Schande.

Nicht minder energisch sind Maccari's Sonette bei Gelegenheit der Preisverteilung an die Künstler. „Italien", ruft er aus, „deine stolzen Monumente sind nur stumme und nutzlose Steine, wenn du deine heimische Schule nicht mit hochherzigen Geistern neu belebst. Verflucht sei der, welcher dich mit der großen Vergangenheit schmeichlerisch tröstet! Denn was hilft es euch, ihr entarteten Enkel, mit dem Ruhm eurer Ahnen zu prunken, wenn ihr selbst in der Welt unbekannt geblieben seid?"

Che vi giova, o degeneri nipoti,
L'andar superbi della gloria avita,
Se fatti siete a tutto il mondo ignoti!

Solche männliche Stimme der Wahrheit nimmt sich in den Ruinen Roms gut aus, und die römischen Epigonen mögen ihrem entrüsteten Poeten danken.

Maccari wendet sich mit lebhaftem Schritt in die Gegenwart, und von gähnenden Ruinen und Palästen zu den Hütten des Volks. Schon bei Castagnola finden sich einige Stornelli oder Verse in volkstümlicher Weise, und noch mehr schöpfte Maccari aus dem Leben. Er dichtete einige „Balladen“, die uns volkstümliche Gestalten aus der Campagna Roms vorführen: so „die Verkäuferin von Erdbeeren“, die mit ihrem zierlichen Korbe von den Bergen nach der Stadt kommt. Der Refrain dieses Gedichts ist:

> E venuta in città la montanina,
> Chi vuol comprar la fragoletta alpina?

So die Pastorella oder Hirtin, die Boscajuole, arme Mädchen, welche auf dem Gebirg Holzreiser sammeln und die zu einem Bündel vereinigte Last auf ihren Köpfen in die Städte hinuntertragen; so die Idyllen: „Der Schnitter“, und die „Cicoriara“. Das letztere Gedicht ist sehr glücklich und naiv; es schildert eines jener Landmädchen, welche in der Campagna den Cichoriensalat lesen, um ihn in der Stadt zu verkaufen. Ihrer viele sitzen in ihrer ländlichen, saubern Tracht täglich am Pantheon, oder auf der Piazza Navona. Maccari zeigt in diesen Schilderungen eine wirklich poetische Natur; man sieht, daß seine Muse die frischen Lüfte der Campagna geatmet hat, und so sind auch seine Lieder eine Erquickung. Möchten seine römischen Genossen solche

Wege nicht verschmähen, möchten sie aus den wirklichen Zuständen ihres Volks schöpfen; hier sprudelt manche Quelle der Kräftigung für ihre nationale Poesie.

In diesem Sinne begrüße ich mit Freude eine kleine Sammlung von Volksliedern, welche die römische Strenna unter dem Titel: „Saggio di canti popolari di Roma, Sabina, Marittima e Campagna“ aufgenommen hat. Die Herausgeber verdanken sie der Mühe des Herrn Visconti, der zum erstenmal im Jahre 1830 eine Sammlung dieser Art veranstaltete. (Saggio di canti popolari della provincia di Marittima e Campagna. Roma 1830.) Die vorliegende ist eine kleine, aber äußerst wertvolle Nachlese. Sie besteht aus Blumen-Ritornelli der römischen Campagna, aus sabinischen Vierzeilen, endlich aus zehnzeiligen Stanzen, welche der Marittima und lateinischen Campagna angehören.

Die Ritornelli sind reizende Feldblumen, frisch und duftig auf dem Gebirg oder in der Ebene gewachsen. Es gibt dort kaum Blume oder Blüte, die dem Volk nicht zu einem Symbol würde. Der Landmann heftet gern einen sentenziösen Einfall an eine Blume, und wenn er bei seiner Arbeit Rose, Narcisse, Margeritine, Viole erblickt, so lockt's ihm sein Ritornell hervor. Jede Pflanze blüht ihm als ein kleines heimatliches Gedicht entgegen, jede redet ihn in sinnigen Dreizeilen an. Diese eigentümliche Blumensprache erbt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort, oder blüht ab, und erzeugt sich jeden Tag neu und vielfach wieder. In ganz Italien ist diese poetische Gattung zu Hause; die Ritornelli wandern mit den Arbeitern des Feldes, und man singt bisweilen dieselben Blumen-

reime in der Maremma, in Corsica, im Römischen. Toscana, der Culturgarten Italiens und ein Land, wo vielleicht seine glücklichste Bevölkerung lebt, scheint die wahre Heimat dieser Ritornelli zu sein. Ihre Kunst ist althergebracht und sehr einfach. Die erste kurze Zeile enthält gewöhnlich nur den Namen der Blume, die beiden folgenden elfsilbigen Zeilen sprechen den Gedanken aus, so daß die letzte mit einem Reim auf die Blume schließt, die mittelste aber in der Regel assonirt.

Ich gebe einige römische Ritornelli:

1.

Io benedico de la rosa 'l fiore;
Quest' è la sorte de le cose care,
S'acquista 'n pianto, e se lascia 'n dolore.

Ich segne die Rose von Herzen;
Das ist das Ende von alle dem Schönen,
Gewonnen in Tränen, gelassen in Schmerzen.

2.

Akazie, wie lieblich dein Blühn!
Wäre dem Seufzer die Sprache verlieh'n,
Nicht bessern Gesandten wol gäb' es als ihn.

3.

Dorn mit stechendem Blick;
Ging er am Abend mit grimmigem Zorn,
'ne Stunde vor Morgen, da kommt er zurück.

4.

Ulmen-Blüte, so schön!
Wär' mir die Brust doch gemacht von Crystall,
Was ich nicht sagte, du könntest es seh'n.

5.

Kirsch-Blütenstrauß;
Ob wahr seine Liebe, ich merk' es daraus,
Erst von der Kirche spricht er, und dann vom Haus.

6.

Ich segne das Veilchen, es spricht:
Weil ich nicht schön bin, verachte mich nicht,
Mein Herz ist viel schöner als mein Gesicht.

7.

Ritornell ohne Blume.

Vogel, was soll dein Singen bedeuten?
Sind es, Traut-Vögelein, eigene Leiden?
Ich will mit den meinen dich gern begleiten.

8.

Ich liege im Fenster, da sehe ich Meer.
Alle die Barken, die sehe ich kommen,
Die Barke des Liebsten kommt nimmermehr.

M'affaccio alla finestra, e vedo mare.
Tutte le barche le vedo venire,
Quella dell' amor mio non vuol tornare.

Letzteres malerisches Ritornell findet sich auch in der Sammlung der toscanischen Volkslieder von Tigri, aber es verändert vedo mare in vedo 'l mare, was viel weniger sagt. Tigri hat allein 425 solcher Ritornelli oder Stornelli, wie die Toscaner sagen, gesammelt und darunter wahre kleine Edelsteine der Poesie. Der beliebte Eingang: m'affaccio alla finestra kehrt in manchen wieder, so in dem köstlichen:

Ich liege im Fenster, da sehe ich Nacht;
Mit den Tränen bethau' ich die Steine:
O Quelle der Schönheit, nun gute Nacht!

M'affaccio alla finestra, e vedo notte;
Con le lagrime mi bagno le lastre:
O fonte di bellezze, buona notte!

Ich setze ein sicilianisches Blumenritornell vom Aetna her:

Sciuri d'Aranciu:
Tutti li beddi di ssu munnu munnu
C'un capiddu di tia non ci li canciu.

Orangenblumen zur Zier:
Ich nähm' nicht die Schönen der ganzen Welt,
Um ein einziges Haar von dir.

Außer diesen kleinen reizenden Reimen verdienen auch die Zehnzeilen aus der Marittima Roms Auszeichnung. In Toscana nennt man diese Gattung Rispetti: die Zahl der Zeilen ist dort in der Regel acht, und sie sind zu einer Strophe verbunden. Indeß gibt es dort auch zehn- und mehrzeilige, während ich von römischen nur Zehnzeilen mit durchgeführtem gekreuztem Zwei-Reim kenne; die letzten zwei Zeilen sind bisweilen Plattreime. Diese Strophen enthalten entweder moralische Sentenzen, die bisweilen kunstvoll aus Sprüchwörtern zusammengesetzt sind, oder sie sind geradezu Liebesgesänge oder Serenaden in naivem Volkston. Von der ersten Gattung ist die folgende:

Wir sind all von einem Stamm so viel Aeste,
Wir sind all von einem Ast so viele Aepfel,

Wir sind all von einem Tuch so viele Fäden,
Wir sind all von einer Glut so viele Flammen,
Wir sind all von einem Eisen so viele Bleche,
Wir sind all von einem Quell so viele Bäche.
Adam war der Stamm, wir sind die Aeste,
In guten Sitten zeigt sich nur der Adel.
Das sag' ich zu dir, o Mädchen, daß es dir bliebe,
Und reicht es nicht hin: alles vergleicht die Liebe.

Von der zweiten Gattung:

Ich hörte, Geliebter, du willst mich verlassen,
Spiegel der Seele, du ziehst in die Weiten.
Und willst du den grausamen Willen nicht lassen,
Mit meinen Tränen dich will ich begleiten.
Mit Dornen bestreuen will ich die Straßen,
Daß du nimmer vermögst darüber zu schreiten;
Die Sonne am Himmel, die mach' ich erblassen,
Finsterniß will um die Wege ich breiten.
Ich hörte, Geliebter, du willst mich verlassen,
Spiegel der Seele, du ziehst in die Weiten.

Die Naivetät dieser Volkstöne, durch dialektischen Reiz doppelt wirksam, verwischt sich in jeder, besonders in einer sorgsamen Uebersetzung, und ich stehe davon ab, noch mehr dieser Strophen zu geben.

Die Pflege der Volkslieder ist seit zwei Decennien in Italien sehr gefördert worden; viele Sammlungen von Canti popolari sind entstanden; in neuester Zeit aber zeichnen sich vor allen andern aus die Sammlung von umbrischen, ligurischen, picenischen, piemontesischen, lateinischen Volksliedern des Oreste Marcoaldi (Genua 1855); die Canti popolari Toscani, gesammelt von Tigri (Florenz bei Barbera und Bianchi 1856), ein wahrer Schatz von

bewundernswertem Reichtum; endlich die Canti popolari Siciliani in der Sammlung des Lionardo Vigo von Aci Reale (Catania 1857). Nur die Insel Sardinien, eines der merkwürdigsten Länder Europas und durch ihre Dialecte so wichtig, bleibt völlig zurück, während das kleine Corsica dem Dichter Salvador Viale die Sammlung seiner schönen Volksgesänge verdankt.

Ich schließe meinen Bericht über die römischen Poeten der Gegenwart, deren rühmliche Bestrebungen ich als Gast unter ihnen nun seit Jahren mit lebhaftem Anteil verfolge; ich schrieb ihn als einen brüderlichen Gruß und Glückwunsch, der meinen Freunden nun in deutscher Sprache über die Alpen in die Stadt kommen soll. Sind wir doch alle, ob Römer oder Deutsche, „von einem Stamm so viel Aeste, von einer Glut so viele Flammen“.*)

*) Seit dem Jahre 1858, in welchem ich diese Blätter schrieb, hat sich in den literarischen Kreisen Roms manches verändert. Der treffliche Giovanni Torlonia starb am 9. November 1858 im Alter von 27 Jahren; ein empfindlicher Verlust für die junge Poetenschule. Nannarelli ward als Professor an die Akademie in Mailand berufen; der Advocat Ciampi hat mit anerkennenswertem Mut sein Talent weiter gebildet, und ist in dieser Zeit mit Glück als Komödiendichter hervorgetreten. In den letzten Jahren ist auch der römische Offizier Muratori als gewandter Dramendichter bekannt geworden.

Avignon.

1860.

Ein unverlöschlicher Zauber liegt in dem Namen der „Provence"; dieses sangberühmte und sonnige Land, reich an Oel und Wein, von einem herrlichen Strom getränkt, von tausend Erinnerungen der Vorzeit beseelt, zieht jeden Nordländer noch heute magisch an. Der romantische Abglanz der Lieder der Troubadours ruht auf ihm wie die Glorie einer blutig versunkenen Sonne; denn jene Epoche mittelalterlicher Poesie ist tief tragisch mit der Ausrottung der Albigenser verwebt, der kühnen Ketzer und Helden des Gedankens, mit denen die Dichtkunst der Provence, die Freiheit südgallischer Städterepubliken, die gesellige Blüte des Landes in Blut verdarben.

Das Mittelalter hat hier einen seiner Gipfelpunkte; seine Contraste, überall grell und schreiend, scheinen es hier um so mehr: Freiheit und Despotie; Liebes- und Lebenslust und die Inquisition; Blumen und Sängerfeste und qualmende Scheiterhaufen; Girault von Borneil und Pierre de Castelnau; Bertrand de Born und der heilige Dominicus. Dazu kommt der Reiz einer melodischen, berühmten, nun allmälig untergehenden Sprache, der

ältesten unter den romanischen, in welcher lange Zeit gedichtet und geschrieben ward ehe das Italienische sich zur Schriftsprache erhob: der Sprache von Oc oder Occitanien, die in sich selbst alle drei Hauptmundarten des Romanischen: das Italienische, das Spanische, das Französische, aus Gründen geographischer Berührung zu versammeln scheint.

Und so gibt es in ganz Frankreich kaum eine Provinz, die man mit gleich großer Spannung betreten wird. Aber der Bahnzug fliegt gar zu schnell, und die seltsam gestalteten Gegenden, die roten Felsen und ihre zersplitterten Burgen, die finstern Städte, die lachenden Ufer der Ströme, die Fruchthaine und Weinberge eilen dem Blick vorüber mit derselben Hast wie es die Schatten der Geschichte thun, welche der Reisende hier heraufbeschwört: die Boso von Arles, die Raymund von Toulouse, Simon und Amaury von Montfort, die Grafen von Beaux und Orange, Innocenz III., Karl von Anjou, Louis VIII., Dominicus, die Troubadours, die Heiligen, die Helden, die sieben Päpste Avignons.

Die Provence stellt sich indeß keineswegs als ein Paradies dar; man möchte sie oft einer arabischen Wüste vergleichen. Die Gegenden sind felsig und sonnverbrannt, oft von einer wilden und bizarren Melancholie und einem schneidenden Ernst. Als ich dies dürre Land sah, begriff ich recht gut, daß es der Schauplatz vieler fanatischer Religionskriege sein konnte, daß auf diesem glühenden Boden ein leidenschaftliches Geschlecht wachsen muß, daß hier wie in Calabrien die verschiedenartigste Neigung der Geister, asketische Schwermut, finstre Schwärmerei, Renaissance des alttestamentlichen Prophetentums, kühne philosophische Skepsis und Freiheitsglut ausgebildet werden konnten.

Liegt noch heute der Fluch der furchtbaren Kreuzzüge gegen die Albigenser, der Huguenotten-, der Cevennenkriege, der Dragonaden Ludwig's auf Südfrankreich? Es möchte so scheinen: die öden Städte, die überall auf den Felsen starrenden Burgtrümmer erzählen noch von jenen Zeiten, wie von den Jacquerien der französischen Revolution; aber sie lassen uns den Untergang der feudalen Tyrannei schwerlich beklagen. Doch nicht die zerfallenen Burgen allein bringen diesen düstern Charakterzug hervor; da sind die Dörfer und Städte, aus dem rötlich-gelben Felsgestein gebaut, auf welchem sie unter Maulbeerbäumen und silbergrauen Oliven in der flammenden Sonnenglut trauern. Ich sah kaum in den wildesten Gebirgen des Kirchenstaats, auf den Volskerbergen, in der Sabina, oder kaum in Corsica, gleich trostlose Orte. Diese provençalischen Dörfer sind klumpenweise aufgebaut, die Häuser aus rohen und kurzen Steinen zusammengeklebt, mit abgeschrägtem Dach, klein und hüttenähnlich, hie und da mit Fenstern ohne Scheiben, die nur durch hölzerne Läden geschlossen werden, versehen. Bisweilen hat die ganze Wand nur ein Fenster und eine kleine Thür. Die Straßen sind unreinlich, enge und finster, schief und krumm, ja oft kaum Straßen zu nennen, da die Wohnungen entweder ganz zerstreut oder so dicht aneinandergedrängt liegen, daß sie Gassen bilden, welche viel eher dem Rinnsal eines mäandrischen Bergbaches als einer Straße des Menschenverkehrs gleichen.

Ein zerstörtes Schloß liegt in der Regel über jedem Ort, als ein Kainsmal des blutigen Mittelalters an seiner Stirn. Die verschönernde Hand der Kunst wird kaum sichtbar, selbst die Kirchen ragen als nur not dürftige Bauten aus diesen Dörfern hervor. Das Leben, welches sich in ihnen versammelt, scheint der Civilisation bar zu sein; es trägt den Stempel der Verwilderung und auch der Armut. Denn würden wolhabende Land bauern noch heutigen Tags, wo sie weder die räuberische Gewalt der Barone, noch den plötzlichen Ueberfall von Söldnercompanien oder von Priestern der Inquisition zu fürchten haben, ohne Not fortfahren ihre Tage in solchen Häuserklumpen hinzubringen, welche als Scherben des Mittelalters liegen geblieben sind? Die Gewohnheit ist freilich, wenn auch nicht immer süß, so doch hartnäckig genug; der Süden hält mit wunder barer Zähigkeit an den Traditionen fest, zumal auf einem dürren Felsenboden, welcher agrarischen Ver wandlungen nicht leicht zugänglich ist. Und der Süden ist träge und unreinlich.

Ich spreche von kleineren Orten der Provence, ich rede nicht von den größeren Städten eines langen und geschichtlichen Lebens, obwol auch sie denselben Charakter düsterer Melancholie oder des absolut Vergangenen und der Unsauberkeit an sich tragen. So sieht Donzère aus, so Mondragon mit seinem schwarzen Schloß, so la Palud, so das blutige Mornas und Piolenc (bizarre, energische und fremdklingende Namen), und fast so Orange, welches die Geschichte Burgunds, der Niederlande, Englands, selbst Preußens plötzlich in diese provençalischen Gegenden hineinzieht, einst ein Sitz von Fürsten, das Stammhaus der Oranier, doch ein finsterer und kleiner Ort, von Monumenten der alten Römer und des Mittelalters überragt.

Auf den Fluren herrscht tiefe Stille: kaum sieht man arbeitende Menschen, und trotz der Nähe der großen Handelsstädte Lyon und Marseille scheint der Verkehr nur sparsam zu sein. Selbst die Stationshäuser an der Eisenbahn sind in der Regel leer; doch Priester mit ihren Brevieren, Nonnen mit Rosenkränzen und großen Kreuzen stehen wartend auf jeder Station. Ja, dieses Land ist nicht Frankreich, und diese sonnverbrannten, schwarzhaarigen Menschen, die es bewohnen, sind keine Franzosen, sind ächte Romanen, ein Mischlingsvolk von ligurischen Celten, von Burgundern und Westgothen, von Römern, selbst von massiliotischen Griechen, die einst diese Gegenden mit Colonien bevölkert haben.

Der oft hinreißend schöne Blick auf die Rhone und ihre hie und da gigantischen Uferbildungen aus nackten, warmtönigen Felsenmassen, wie das märchenhafte la Roche de Glun und andere wilde Partien, reizen die Phantasie; und je weiter südlich, desto origineller und schöner wird das Land.

Bei Mornas begrüßte ich die ersten Oelbäume wieder; doch sie scheinen dort nur als Anfänger aufzutreten, und von Limonen oder Orangen ist, trotz der Stadt Orange, nichts zu sehen. Bei Sorgues überschreitet man den berühmten Bergfluß dieses Namens, der aus den romantischen Felsen von Vaucluse herabströmt, wo Petrarca die schöne Laura besang. Avignon ist nahe, und dort zeigt es sich schon mit dem grauen Felsen über der herr-

lichen Rhone, auf welchem als die Charaktergestalt der ganzen Gegend der Palast der Päpste steht, eines der größten Monumente, die vom Mittelalter auf uns gekommen sind, finster, riesig und pharaonenhaft.

Avignon ist nicht groß und nicht schön, doch fremdartig und seltsam. In der päpstlichen Zeit hatte die Stadt 80,000 Einwohner, heute ist sie mit nur 37,000 die Hauptstadt des Departements Vaucluse. Sie ist, gleich vielen Städten Italiens, aus denen das historische Leben entwich, nur ein entseeltes Monument. Die Luft ist hier von der Legende und von der Geschichte durchhaucht, aber nicht, wie fast überall in italienischem Land, von einer sinnvoll und ruhig oder heiter stimmenden, sondern von einer düstern Tradition. Es ist zu viel Fanatismus, zu viel Baronalwesen, zu viel absolut Priesterliches, zu wenig Bürgerliches und Demokratisches darin; die wollautenden Gegensätze des Lebens und der Cultur, oder des Genies fehlen. Der Schatten jener einen Cyklopenburg des Mittelalters liegt schwer auf ganz Avignon, und läßt nichts unter sich aufkommen; und sieht man von ihm ab auf die Individualität der Stadt, so erscheint Avignon heute nur wie ein verarmter Legitimist, im abgeschabten Rock von Sammet, an dem noch Spuren von Goldbesatz zu sehen sind.

Als ich auf dem wahrhaft entsetzlichen Pflaster dieser krummen und finstern Straßen umherging, war es mir manchmal zu Mute als sei ich in dem italienischen Anagni, wo die Päpste einst auch ab und zu Hof gehalten haben, wo noch der Palast Bonifacius' VIII. in Ruinen steht, und wo es gerade so ausgestorben, so staubig, so öde

und langweilig aussieht wie in Avignon. Es war in Anagni, wo Bonifacius VIII. von Wilhelm Nogaret, dem Gesaudten des französischen Königs Philipp des Schönen, überfallen und mißhandelt wurde, und kaum vergingen wenige Jahre, so führte derselbe König Philipp das entwürdigte, ihm zu Willen stehende Papsttum in die französische Gefangenschaft, wo es denn hier in Avignon seinen Sitz nahm. Es mochte daher mit in diesem historischen Zusammenhange beider Städte liegen, daß ich immer wieder an das mir wolbekannte Anagni zurückdachte.

Die prächtigen Stadtmauern, Werke der Päpste, mit ihren viereckigen Türmen, ihren Zinnen und Toren, hoch über ihnen der große und breite Felsen (Rocher des Doms) mit der Kathedrale und dem ungeheuren Palast; die graue Häusermasse der Stadt, aus welcher einige altertümliche Türme ragen; der mächtige Rhonestrom unter den Stadtmauern, die schönen Trümmer der Brücke S. Bénézet; die Kettenbrücke, welche auf die Rhone-Insel führt; unmittelbar am andern Ufer das bizarre Villeneuve-lez-Avignon mit Türmen und Castell — dies sind die Hauptcharaktere für den ersten Blick auf Avignon.

Die Lage der Stadt ist, wenn auch nicht vorzugsweise schön, so doch bedeutend: denn der herrliche Strom gibt ihr und ihrem Gebiet einen Zug von Größe und Majestät. Der Horizont ist weit und schön; er überraschte mich sogar trotz meiner genauen Kenntniß Italiens, als ich vom Rhone-Kai die hohe Steintreppe zum Rocher des Doms emporstieg. Eine ganz südliche Landschaft liegt vor dem Blick verbreitet, voll von Olivengärten, Krapp-Pflanzungen, Maulbeerbäumen und Weinstöcken, durch-

strömt von der Rhone, von der Sorgue und Durance, von vielen Canälen bewässert, von vielen Ortschaften angefüllt. Ein bläulicher Aeter umflimmert dieses große hügelige Land. Auf dem rechten Ufer des Stroms zeigen sich gelb und dürr wie Felsen Siciliens die Ufer von Villeneuve, das Fort S. André, Château Neuf des Papes, die olivenreichen Berge von Vaucluse, weiter der hohe Ventoux, der blaue Luberon, die Alpenspitzen der Dauphiné und der Provence, endlich die Bergreihen Languedocs.

Diese Berge haben nicht die edlen Formen Italiens, aber sie atmen doch in südlichem Duft, und lassen als Vorstufen das schönere Land ahnen. Wenn die italienischen Cardinäle (und es gab am Hof der französischen Päpste deren immer einige) auf diese provençalische Campagna blickten, mochte sie ihnen wie eine schwächere Copie heiße Sehnsucht nach den Paradiesen Italiens und dem großen Horizonte Roms erwecken. Die Franzosen freilich, und die Päpste, welche Liebe zum Vaterland an diese Gegenden fesselte, durften mit Freude auf die Gefilde der Provence blicken, und den Italienern raten sich mit den Weinen Burgunds und mit den schwarzäugigen Frauen Avignons zu trösten — ein Trost den sie nicht verschmäht haben.

Die Vegetation auf dem Rocher des Doms ist ganz südlich. Die Terrassen schmücken sich mit blühendem Oleander, selbst mit Lorbeeren, Lebensbäumen, Ginster und Pinien, selbst mit Aloëpflanzen; aber diese Kinder Italiens waren hier klein und verkümmert, fast wie fremde Pflanzen anzusehen, die sich auf fremdem Boden zu ihrer natürlichen Fülle nicht entwickeln können. Indem

ich an den Reichtum italienischer Natur dachte, schien es mir fast als habe hier das Papsttum auch die Flora Roms in das babylonische Exil mit sich geführt. Die Orange und die Limone gedeihen in Avignon noch nicht im freien Feld, so heiß auch die Sonne glüht, und von Lorbeerbäumen, Pinien und Cypressen, die in Rom so majestätisch emporstreben, sah ich nur kleine Exemplare. Indeß der Boden Avignons ist fruchtbar, er erzeugt Wein und Oel, Feigen und Mandeln und viel Krapp.

Auf die Krapp=Pflanzungen bezieht sich sonderbarer Weise eine große Bildsäule von Erz, die auf der Esplanade des Rocher des Doms aufgestellt ist. Gewohnt, wie ich war, auf den Kathedralplätzen Italiens Statuen heiliger Patrone zu finden, trat ich an jene Figur, um zu erfahren was sie für ein Patron sei. A Jean Althen, introducteur de la garance, les Vauclusiens reconnaissans. 1846. Dem Johann Althen, der die Färberröte eingeführt hat, die Bewohner von Vaucluse aus Dankbarkeit. So steht auf dem Postament. Also vor dem Dome Avignons, in der Nähe des französischen Vaticans, nicht die Bildsäule eines Papsts, nicht die Statue eines Martirers oder Bischofs, sondern das Standbild eines Bürgers, der in die Provence nicht die Inquisition, sondern den Krapp eingeführt hat, von dem sie reich wird, und von dem die Pantalons von 600,000 kriegslustigen Franzosen so schön rot gefärbt werden? Da überzeugte ich mich, daß ich mich nicht in Anagni, sondern in einer Stadt des thätigen, industriellen Frankreichs, zwischen Lyon und Marseille befand. Johann Althen war übrigens nicht aus Avignon, sondern aus — Persien. Er

kam als Flüchtling im Jahre 1756 in diese Stadt, und starb in ihrer Nähe zu Caumont, 1774.

Es war windstill als ich dort oben stand, und troẞ des Octobermonats brannte die Sonne glühend heiß auf dem nackten Gestein. Aber der Nordwestwind, der Maestrale oder Mistral, soll dort heftig strömen, und Avignon selbst ihm zu sehr ausgesetzt sein, daher das alte Wort:

Avenio ventosa,
Sine vento venenosa,
Cum vento fastidiosa.

Ich möchte indeß fast sagen: cum et sine vento fastidiosa. Das Sprüchwort erinnerte mich an jenes von Tivoli: Tivoli di mal conforto, o tira vento, o piove, o suona a morto.

Der Name Rocher des Doms ist aus Domnis oder Dominis entstanden, wie auch die Kathedrale Notre Dame des Doms heißt. Diese Felsenhöhe ragt 138 Fuß über dem Meer, und 81 Fuß über Avignon empor. Sie ist die uralte Akropolis der Stadt, und hat zu allen ihren Epochen die Hauptmomente ihrer Geschichte getragen. Ganz so verhält es sich mit vielen Städten Latiums und Etruriens; sie alle haben ihre uralte Akropole, auf der die Heiligtümer der Stadt standen, sowol in heidnischer als in christlicher Zeit; denn aus den zerstörten Tempeln wurden Kathedralen, neben denen die Bischöfe ihre mit Türmen verschanzten Paläste anlegten.

Ehe ich nun den Leser in die berühmte Burg der Päpste führe, will ich auf diesem alten Capitol Avignons einen schnellen Blick auch in die Geschichte der Stadt und

dieser Gegend werfen; denn was ist die Betrachtung von Steinen und Mauern eines berühmten Orts ohne die Kunde seines geschichtlichen Lebens?

Die Gründung Avignons liegt im vorchristlichen Dunkel. Die Griechen sagten Avenion, die Römer Avenio, man weiß nicht ab a vento, ab avibus, a vineis, oder sonst wie, herzuleiten. Die Stadt soll ein Hauptort der Cavaren oder Celten gewesen sein, welche dieses Gebiet Galliens bevölkerten, und später wurde sie auch von Massilioten als ein Emporium an der Rhone colonisirt. Avenio wurde römische Colonie mit lateinischem Stadtrecht, und inbegriffen in der gallischen Provinz Vienne, wie Genf, Grenoble, Valence, Orange, Carpentras, Arles und Marseille. Die Städte blühten in der ersten Epoche des Kaiserreichs empor, und füllten sich mit Monumenten römischer Baukunst. Doch Avignon hat von ihnen nichts mehr bewahrt, während Orange, Carpentras, Cavaillon, Arles in ihrer Nähe daran noch reich genug sind. Es ist vielleicht wahr was die neuern Geschichtschreiber Avignons sagen, daß jene Denkmäler durch Burgunder, Gothen, Franken und Araber zerstört worden sind; wenn ich jedoch die Riesenmasse des päpstlichen Palasts betrachtete, so schien es mir nicht minder wahrscheinlich, daß ihm so gut wie den Palästen und Kirchen Roms manches römische Monument im Leibe stecke.

Die letzte gallische Provinz der Römer (die Provence), in Sprache und Sitten ganz romanisirt, blühend von lateinischer Cultur, einst an Schulen und Akademien reich, wurde zuerst, doch nicht für lange, von Westgothen besetzt, dann burgundisch, dann eine Provinz der Franken unter

Chlodwig. Aber die germanische Race blieb den lateinisch redenden Provençalen ewig verhaßt, und selbst als die Franken zu Franzosen geworden waren, trennte sie Sprache, Nationalgefühl, Landesart lange, bis fast zu unserer Zeit hinab, von dem gallischen Süden diesseits und jenseits der Rhone, und bis zum Fuß der Pyrenäen. Südfrankreich widerstrebte heftig der Dynastie der Merowäer, wie der Karolinger; jene Provinzen suchten ein eigenes Reich zu bilden; daher ihre Einverständnisse mit den Saracenen, den geschwornen Feinden der Franken. Aber Karl Martel, welcher die Araber bei Tours vernichtete, warf sie auch aus der Provence, eroberte die Stadt Avignon, die ihnen die Tore geöffnet hatte, und zerstörte sie mit Feuer und Schwert. So unterwarf er die Provence dem Joch der Franken.

Indeß die Provençalen rissen sich nach dem Fall der Karolinger von der französischen Monarchie wieder los; sie erhoben zu Vienne den Grafen Boso zu ihrem Nationalkönig (879), und so wurde das Königreich Provence gestiftet, welches man auch das Cisjuranische Burgund nannte, weil es viele Teile des alten Burgundien in sich begriff: Provence, Dauphiné, Stücke Savoyens, Nizza, Lyonnais, Bresse und Stücke der Freigrafschaft. Von ihm war das transjuranische Burgund unterschieden, bis beide Königreiche im Jahre 933 vereinigt das Reich Arelat bildeten. Der letzte Herrscher desselben, Rudolf III., vererbte es im Jahre 1032 an die Könige Deutschlands, welche jahrhundertelang über diese jetzigen französischen Provinzen und noch länger über die Schweiz die politische Oberhoheit behauptet haben.

Obwol nun die Provence ein Bestandteil des Königreichs Burgund blieb, wurde sie doch von eigenen Nationalgrafen, als Vasallen jenes und des Kaisertums, regiert. Sie kommen seit 900 vor, residirend in Arles. Im Lauf der Zeit machten sie sich erblich und fast selbständig; zugleich erhoben sich Nationalgrafen in Languedoc, und stifteten das berühmte Geschlecht der Grafen Raymund von Toulouse.

Avignon gehört zu Arelat, aber sowol die Grafen der Provence als die von Toulouse, als die von Forcalquier besaßen Rechte auf die Stadt, so daß dieselbe, ehe sie päpstlicher Besitz wurde, lange Zeit dreien Herren gehörte, und obenein dem deutschen Kaiser untertänig war — ein absurdes Verhältniß, welches aus dem Feudalismus und seinem labyrintischen Rechtssystem sich erklärt.

In der großen Epoche beginnender und wachsender Städtefreiheit errang auch Avignon die bürgerliche Freiheit, wie Arles und Marseille. Consuln und Podestà regierten die Gemeinde nach dem Vorbild italienischer Republiken. Der Kaiser Barbarossa bestätigte im Jahre 1137 das Statut Avignon's, und diese aufblühende Stadt nannte sich sogar eine kaiserliche Republik.

Bald darauf wurde sie in den Strom der großen Bewegung hineingerissen, welche den Namen von den Albigensern trägt. Die Befreiung des Gedankens ging Hand in Hand mit der Befreiung des Bürgertums, und die Städte des südlichen Galliens, wo sich seit Griechen- und Römerzeiten her immer Reste der Municipalität erhalten hatten, erhoben freudig die Fahne der Albigenser und Raymund's von Toulouse, um ihre völlige Unabhängig-

keit zu gewinnen. Man weiß, welches Ende dieser letzte Kampf Südgalliens um seine Freiheit nahm: die mörderischen Kreuzzüge, welche Innocenz III., dann Honorius gegen die Albigenser predigten, hatten das Resultat, daß die Selbständigkeit jener Städte unterging, ihre Cultur vernichtet und ihre Nationalität von Frankreich verschlungen ward.

Simon von Montfort riß Languedoc, das schöne Besitztum der Grafen von Toulouse, an sich, und Rom, welches damals Länder verschenkte als ob der Papst Herr des Erdballs wäre, bestätigte ihn in diesem Besitz. Die unglücklichen Grafen, Raymund und sein Sohn, erschienen indeß aus ihrem Exil in Genua wieder, die Republiken Avignon und Marseille nahmen sie jubelnd auf, und der schrecklichste aller Kriege wütete aufs neue. Der glückliche Steinwurf eines Weibes zerschmetterte das Haupt Simon's vor dem belagerten Toulouse, und die Albigenser triumphirten kurze Zeit.

Sie erlagen dann dem Schwerte Louis' VIII., welchen der Papst Honorius III. bewaffnete. Der junge Raymund wurde zum Frieden gezwungen; er trat viele Besitzungen an die französische Krone ab, und an die römische Kirche viele seiner Rechte auf Avignon und die Grafschaft Venaissin. Der Papst gewann aus dem Albigenserkrieg die ersten Titel für ein neues Patrimonium in Frankreich; er erhielt Venaissin (Venasque, Carpentras); aber eben diese Abtretung hatte nur die Gestalt eines Pfandes, und die Kirche sah sich genötigt, jene Städte bald wieder an den Grafen von Toulouse herauszugeben. Indeß sie vergaß ihre Ansprüche nicht mehr,

und schon im Jahre 1273 trat der König von Frankreich die Grafschaft Venaissin völlig und für immer dem Papst ab.

Avignon, im Jahre 1226 von Louis VIII. zur Uebergabe gezwungen, blieb noch eine Weile unter den Grafen von Toulouse wie unter denen der Provence. Aber dem Pariser Frieden gemäß hatte Raymund seine Erbtochter Johanna mit des Königs Bruder Alphons von Poitiers vermält, und nach seinem Tod (1249) endete das berühmte Haus von Toulouse, und fiel sein Land an Frankreich. Das gleiche Schicksal hatte der Stamm der Grafen von Provence; der letzte ihrer Reihe, Raymund Berengar, vermälte seine Tochter Beatrix mit Alphons' Bruder, Karl von Anjou, dem spätern Eroberer Neapels und Henker Conradin's; und so fiel auch die Provence im Jahre 1245 an das Haus Frankreich.

Die Brüder machten nun ihre ererbten Rechte auf Avignon und andere Städte geltend. Vergebens riefen die bedrohten Republiken die Hülfe des großen Kaisers Friedrich II. an, ihres Oberherrn auf Grund uralter Titel des Reichs; sie fielen alle unter die Gewalt jenes Eroberers. Avignon unterwarf sich am 10. Mai 1251; seine republikanische Verfassung wurde ausgelöscht, und die bürgerliche Blüte der Stadt hörte auf, um 60 Jahre später einer andern exotischen und curialen Platz zu machen, welche die Päpste in dieselbe Provence hinüberverpflanzten, wo unter ihren Vorgängern das mörderische Schwert der Kreuzfahrer und die Scheiterhaufen der Legaten die heitere Cultur Südgalliens, die gaie science von Arles, Toulouse und Nimes, zerstört hatten.

Avignon gehorchte endlich ausschließlich den Königen von Neapel, welche sich auch Grafen der Provence und von Forcalquier nannten, und ich werde im Schloß der Päpste selbst erzählen wie die römische Kirche diese Stadt von der Krone Neapel erwarb.

Dieses finstere Schloß mit plumpen und ungeheuern Türmen, mit zum Himmel ragenden nackten und schwarzen Riesenmauern, welche wenige gothische Fenster unregelmäßig durchbrechen, mit Gräben, Saracinesken und tiefen Kerkern, betritt man nur mit unheimlichem Gefühl. Es ist durchaus häßlich, ein Gemisch von Kloster und Burg, Gefängniß und Palast, völlig planlos und labyrintisch durcheinander gebaut. Diese päpstliche Festung in Frankreich, so isolirt in der Geschichte des Papsttums, so ohne allen Zusammenhang mit ihren Monumenten, wie sie ist, trägt zugleich den Stempel des Zufälligen und des Kleinen an sich, sobald man an den Vatican in Rom denkt. Auch dieser hat eine Festung neben sich, aber es ist das Grabmal eines römischen Kaisers. Das Genie der Künste mildert und verschönert seine Riesengröße, und seine Räume werden durch die Wunder der classischen Welt verklärt. Was der St. Peter beim Vatican, das ist hier neben dem Schloß zu Avignon die kleine Kirche Notre Dame des Doms, die mit ihm zusammenhängt. So spiegelt diese vorübergehende Residenz in sich sowol die Verkleinerung als das Schicksal des Papsttums in Frankreich ab; sie ist ein Gefängniß der Päpste, und zugleich ihr Baronalschloß aus jener Zeit, wo die Oberpriester der Christenheit nur Vasallen Frankreichs waren, und

nicht erröteten sich mit dem feudalen Titel der Grafen von Venaissin und Avignon zu schmücken.

Die Geschichte von sieben Päpsten belebt das Schloß, aber sie genügt nicht diese Räume zu füllen, diese Wände zu beschreiben; sobald endlich die Päpste diesen ihren Palast verlassen haben, behält er kein größeres Interesse mehr als es jedes andere Baronalschloß darbietet.

Ueber dem großen Portal hängt das Wappen Avignons, eine von zwei Adlern getragene Stadt, darunter drei päpstliche Schlüssel von Gold; man tritt ein: wüste Höfe, steile Mauern, endlose Treppen, lange klosterartige Gallerien, nun verbaute gothische Capellen, zerteilte Säle, Turmgemächer und Gewölbe; ein dädalisches Labyrint welches verwirrt. Die Trommel rasselt, Soldaten lärmen durcheinander; in den ehemaligen Prunksälen Clemens' VI. sieht man lange Reihen von Matrazen, lange Reihen französischer Soldaten. Seitdem die Revolution im Jahre 1790 den apostolischen Vicelegaten aus Avignon vertrieb, verwandelte sich der Palast der Päpste ohne Mühe in eine Caserne, wozu er noch heute dient. Er hat völlig den Charakter einer solchen, zumal er in der Revolutionszeit und während der Restauration nach 1815 von den dort einquartierten Soldaten barbarisch verwüstet worden ist. Die kostbaren Fresken der Capellen und mancher Gemächer wurden zerstört, und der Besucher erkennt heute nur noch mit Mühe die kläglichen Reste schöner Werke aus der Schule des Giotto.

Diese jetzt stummen Mauern umschließen indeß immer die Geschichte von 70 Jahren des Papsttums in einer

merkwürdigen Epoche Europas, wo das Licht der Wissenschaften wieder zu erwachen begann.

Der erste Papst in Avignon war Clemens V., Bertrand de Got, Erzbischof von Bordò, ein schlauer Fuchs im Priesterkleide. Nach einem geheimen Abkommen mit Philipp dem Schönen im Jahre 1305 gewählt und bestätigt, ließ er sich wider Willen der Cardinäle in Lyon krönen; er zwang sie nach Frankreich zu kommen, und ihm nach Avignon zu folgen, wo er im Jahre 1319 seinen Sitz nahm. Diese Stadt gehörte damals Karl II. von Neapel; der Papst war also dessen Gast; eine päpstliche Residenz gab es dort noch nicht, und Clemens richtete seine Wohnung im Kloster der Dominicaner ein. Als willfähriger Diener des französischen Despoten gab er sich zu der schändlichen Vernichtung des Ordens der Templer her. Die Stimme des sterbenden Jacob Molay lud ihn und den König Frankreichs binnen Jahresfrist vor den Richterstul Gottes, und der Zufall bestätigte diese Prophezeiung: denn Clemens starb in Roquemaure am 20. April 1315. Er hatte seine Nepoten reich gemacht, aber er hinterließ von sich selbst das häßliche Bild eines habsüchtigen Geizhalses, wie es zwei große und berühmte Florentiner, ein Geschichtschreiber und ein heiliger Bischof, der Welt gezeichnet haben.

Nach seinem Tode blieb Avignon Sitz seines Nachfolgers, eines Provençalen, welcher zufällig auch Bischof dieser Stadt war. Johann XXII. mochte hoffen sie in ein päpstliches Eigentum zu verwandeln, und mit Venaissin und Carpentras zu vereinigen. So wiederholte sich das Schicksal der Stadt Rom im kleinen Avignon: die Päpste

welche über jene allmälig die weltliche Gewalt erlangt hatten, suchten auch Herren Avignons zu werden, sobald sie dort zu wohnen gekommen waren. Mitten in einem fremden Lande, und der Gewalt der Könige Frankreichs bloßgestellt, beschloß der kraftvolle Greis sich in einem Palast zu verschanzen. Diese neue Wohnung mußte eine Burg mit Gräben und mit Türmen werden, wozu die Lage des Rocher des Doms an der schützenden Rhone von selbst einzuladen schien.

Johann XXII. begann die avignonische Burg zu bauen; von ihm rührt zumal der große Turm Trouillas her, welcher sich noch jetzt wie ein plumper Nimrodsturm unvollendet gen Himmel erhebt. Wie nun dieses Baronalschloß vor den Augen der Bürger Avignons emporwuchs, konnten sie in ihm ihr baldiges Schicksal lesen. Johann also bewohnte hier sein eigenes festes Haus; es war von hier daß er seine Bannstralen in die Welt schleuderte, welche auch das Haupt Ludwig's des Bayern trafen; es war hier wo er den Gegenpapst Pietro di Corbara als Gefangenen empfing, einschloß und bis an seinen Tod verpflegte. Johann XXII. starb neunzigjährig im Jahre 1334. In seinen Truhen fand man die zusammengeraffte Summe von 25 Millionen Goldgulden, wovon 18 Millionen in klingendem Gold, und 7 Millionen in Gefäßen und Juwelen sich vorfanden.

So reich waren also jene Päpste im babylonischen Exil, und obenein in einer Zeit wo der Kirchenstaat im vollen Aufstand sich befand, wo alle Provinzen abgefallen waren!

Jacques Fournier wurde als Benedict XII. der dritte

Papst in Avignon. Ein Greis ohne Genie, aber gelehrt als Theolog, folgte er dem gewandten Johann XXII., dem Freunde von Königen, mit dem rühmlichen Vorsatz, die Curie vom Nepotismus, die Kirche von tausend Mißbräuchen zu reinigen. Ein strenger und mönchischer Geist begann im Palast Avignon's zu regieren. Aber auch Benedict XII., auf welchen die Römer hofften, erhörte ihre wiederholten und dringenden Bitten nicht, den Sitz des Papsttums nach Rom zurückzuführen. Die französische Partei hintertrieb dies, der König zwang den Papst in Avignon zu bleiben, weshalb Petrarca ihn mit den heftigsten Vorwürfen strafte.

Benedict verwandelte die Wohnung Johann's XXII. vollends in eine uneinnehmbare Burg, oder in ein befestigtes Kloster. Sein üppiger Nachfolger vermochte nicht mehr dieses Gepräge des Palasts zu verwischen.

Clemens VI. war ein geistreicher und gebildeter Herr von weltlichen Neigungen, ein lebenslustiger Edelmann aus dem Hause Beaufort; Freund des Dichters Petrarca, Verehrer der Kunst und Wissenschaft. Er zog alle Musen an seinen schwelgerischen Hof nach Avignon. Diese Stadt, welche der verzeihliche Haß der Italiener das zweite Babylon und Sodom nannte, blühte damals von einem flüchtigen Glanz, der nicht ihr eigen war; auf einem so engen Theater, als sie selbst darbot, konnte der Hof der Päpste und Cardinäle sich nicht ausbreiten; diese französischen Päpste waren doch nur Kleinstädter in Avignon, nur provençalische Barone. Indeß Avignon blühte, und Rom ward ein Dorf. Verlassen von den Päpsten, welche sie so oft verjagt hatte, sehnte sich die Weltstadt nach

ihnen zurück, und weil jene nicht wiederkamen, führte sie selbst eins der seltsamsten Schauspiele auf, welche die Geschichte erlebt hat. Es war die Zeit des Cola di Rienzo.

Die Römer schickten eine Gesandtschaft an Clemens VI., ihn dringend zur Rückkehr nach Rom zu ermahnen; unter ihr befand sich Cola, welchen Petrarca hier in Avignon kennen lernte. Unter ihr war auch Stephan Colonna, Haupt der ersten Familie Roms, Freund Petrarca's, nicht ahnend, daß eben jener junge Notar Cola in kurzer Zeit seine Söhne und Enkel erschlagen werde.

Als ich die finstern Räume der Papstburg Avignons durchwanderte, stiegen die Gestalten Petrarca's, Laura's und jene romantische Figur des Tribuns der Römer vor meinem Blick empor, und sie warfen einen mildernden Reflex auf diese traurigen Wände. Aber die rothosigen Soldaten Napoleon's III., kaum heimgekehrt von den blutigen Schlachtfeldern bei Magenta und Solferino, oder sich rüstend aus diesem selben avignonischen Palast der Päpste als Besatzungstruppen nach jenem päpstlichen Rom abzugehen, welches heute in weit kritischerer Lage sich befindet als zu des Cola di Rienzo Zeit — diese Soldaten also stellten sich immer wieder zwischen mich und die Schatten der Vergangenheit. Sie wissen von Petrarca und Madonna Laura, von Cola di Rienzo und von Johanna von Neapel auch nicht ein sterbendes Wort, aber sie wissen daß hier einst Päpste wohnten, und sie mögen sich sagen, daß auch jetzt wieder ein Papst fast ein Gefangener Frankreichs ist, und daß man davon redet, er werde in dies alte Avignon geführt werden. Ja, viele

Betrachtungen verknüpften mir in jener Papstburg die Zeit des avignonischen Exils mit der Gegenwart.

Es war also hier und am Anfange des Jahrs 1344 wo Cola di Rienzo den Papst Clemens VI. anredete; der Augenblick war glänzend und gemacht für einen Demosthenes oder Cicero — der junge Redner hatte alle seine Talente aufgeboten die erlauchte Versammlung und das Herz des Papsts zu rühren, für sich selbst aber unsterblichen Ruhm davonzutragen. Er entwarf ein beredtes Gemälde von dem Elend der Stadt Rom, und besonders schilderte er die räuberische Gewalt der Barone, die in ihr hausten. Dies stürzte ihn; die Colonna (Giovanni war als Cardinal anwesend) nahmen den Papst gegen den kühnen Demagogen ein, und Cola blieb eine Zeitlang in ärmlicher Lage in Avignon, ein Gegenstand des Spottes der Cardinäle und Großen. Indeß Clemens VI. fand sich bewogen ihn nach Rom zurückzusenden, in der Eigenschaft eines Notars der städtischen Kammer. Von da begann seine phantastische Laufbahn in Rom, wo er nicht allein die alte Größe der Stadt, sondern auch die Einheit Italiens herzustellen beschloß.

Noch einmal erschien der große Tribun in diesem Palast zu Avignon. Der erste Act seines wunderbaren Trauerspiels war in Rom ausgespielt. Er kam als Gefangener aus Prag, vom Kaiser Karl IV. ausgeliefert, im Jahre 1351. Als er in der Stadt, im kläglichsten Aufzug von Bewaffneten geleitet, anlangte, strömte alles Volk herbei, den seltsamsten der Sterblichen zu sehen, der so außerordentliches in Rom ausgeführt hatte. Cola wurde im Palast festgesetzt, an Ketten gelegt, kärglich genährt; ein Proceß auf Leben und Tod hing über seinem Haupt, während Avignon und alle Welt draußen von tiefer Teilnahme für ihn ergriffen war. Der Zauber seines Namens und seiner Thaten war wirksam; die classische Glorie der Römer umgab den sonderbaren Enkel, welcher in der Toga eines Volkstribuns vor der Welt aufzutreten gewagt, und sie mit einem römischen Schauspiel entzückt hatte. Petrarca schrieb Briefe an die Römer, und ermahnte sie, ihren gefangenen Tribun, seinen unglücklichen Freund durch eine Gesandtschaft aus dem Kerker zu befreien. Indeß träumte der arme Cola in einem Turm der Burg, vielleicht in diesem furchtbaren Trouillas, welcher noch heute aufrecht steht; denn niemand weiß den Ort mit Bestimmtheit anzugeben, wo er gefangen saß, aber die Tradition bezeichnet jenen Turm. Seine Haft wurde milder, man speiste ihn von der Tafel des Papsts, und sein träumerisches Genie durfte sich in die Bücher des Titus Livius vertiefen, in denen er die Größe Roms, das Vorbild seiner eigenen Thaten und auch ihr Schicksal las. Er lebte dort bis zum August 1353, wo ihn der Nachfolger Clemens des VI. wieder nach Rom, und zwar als seinen Statthalter abgehen ließ. Die seltsame Laune des Schicksals erlaubte dem gestürzten Tribun noch einmal glänzend hervorzutreten. Es waren seine „Hundert Tage" in Rom, dann fiel er von Schwertern durchbohrt am Fuße des Capitols.

Ich fragte im Palast nach irgendeinem Denkmal der Anwesenheit dieses merkwürdigen Römers: der Concierge zeigte mir Cola's Porträt, das er in seinem Zimmer bewahrt. Dieses Brustbild in Oel stellt ihn als Senator

dar, das schwarzlockige Haupt bedeckt von einem roten Barett. Sein großer Kopf ist ausdrucksvoll, das bartlose Angesicht von edlen Formen hat bereits die breiten und fetten Züge, welche Cola in seiner letzten Zeit gehabt haben soll. Die etwas gebogene römische Nase verleiht dem Gesicht Energie; der Blick ist ruhig und gebietend. Die Unterschrift des Gemäldes sagt: Nicolas Cabrini Dit De Rienzi Tyran de Rome, en 1347. Dies Porträt beruht freilich auf keiner historischen Ueberlieferung, sondern gehört ohne Zweifel der Zeit an, als der Jesuit Cerceau sein unbedeutendes Buch schrieb: „Conjuration de Nicolas Gabrini dit de Rienzi, tyran de Rome" (Amsterdam 1734).

Eine andere Gestalt aus Rienzo's und Petrarca's Zeit schwebt durch den Palast Avignon's: eine jugendliche Fürstin von seltener Anmut, angeklagt als Mörderin ihres Gatten, und vom Papst losgesprochen, die Herrin der Provence, Johanna I., Königin von Neapel. Als Erbin des Königreichs war sie noch in ihrer Kindheit dem jungen Fürsten Andreas von Ungarn von ihrem Großvater Robert I. vermält worden. Dieser König starb am 19. Januar 1343, nachdem er einen Vormundschaftsrat für die Dauer der Minderjährigkeit Johanna's niedergesetzt hatte. Die sechzehnjährige Fürstin liebte ihren Gemal nicht, dessen barbarische Art und Untauglichkeit die neapolitanischen Geschichtschreiber kaum übertrieben haben. Die Barone des Reichs murrten gegen die Anmaßung der Ungarn, mit denen sich der junge Hof umgab; man beschloß Andreas beiseitezuschaffen, und dies um so mehr, weil Clemens VI. bereits die Bulle ausgefertigt hatte,

welche die vorzeitige Krönung des minorennen Andreas befahl.

Johanna befand sich am 18. September 1345 mit ihrem Gemal in Aversa; gegen die Nacht wurde Andreas aus ihrer Kammer gerufen um wichtige Depeschen zu empfangen; der unglückliche Jüngling trat auf den Balcon; Masken empfingen ihn hier, schlangen ihm einen Strick um den Hals, und warfen ihn geräuschlos in den Garten, wo man des Morgens die Leiche am Seil hängen fand. Eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich des Volks; die Königin eilte nach Neapel, wo sie sich im Palast verbarg; die allgemeine Stimme bezeichnete sie als Mörderin, oder doch als Mitwisserin des Mords. Processe und Hinrichtungen folgten auf ihr und des päpstlichen Legaten Betreiben, der von Avignon abgeschickt worden war.

Nun rüstete Ludwig von Ungarn, Bruder des Ermordeten, ein Heer, um nach Neapel überzusetzen, und Rache zu nehmen, wie er sie auch vollauf nahm, und Johanna, jung, üppig und schön, wie die spätere Maria Stuart, und so geistvoll daß man von ihr sagte: es ruhe das Genie ihres glorreichen Großvaters auf ihr, wußte nicht wie sie diesem drohenden Sturm entgehen sollte. Sie vermälte sich mit Ludwig von Tarent, ihrem eigenen Vetter, zu dem sie lange vor dem Mord ihres Gatten eine Leidenschaft gefaßt hatte. Die Welt indeß wurde durch die laute Anklage des Ungarnkönigs und durch die Beteuerung Johanna's von ihrer Unschuld aufgeregt, und in Parteien geteilt.

Ihre beiderseitigen Gesandten erschienen sogar in Rom

vor Cola di Rienzo, und Johanna ließ sich herab vor dem damals großen Volkstribun und Gebieter Roms ihre Unschuld durch demütige und schmeichelnde Briefe zu beteuern, die von reichen Geschenken begleitet waren. Sie entwich jedoch vor der nahenden Rache des Ungarnkönigs im Januar 1348 mit ihrem Gemal in die Provence, und sie erschien in ihrer eigenen Stadt Avignon vor Clemens VI., der wegen Neapels ihr Oberlehnsherr und in dem Proceß zugleich ihr Richter war.

Der Papst wies ihr Villeneuve jenseits der Rhone zur Wohnung an, bestätigte ihre nicht kanonische Ehe mit dem Prinzen von Tarent, und instruirte den Proceß. Er lud sie in seinen Palast vor in Gegenwart der Cardinäle und der Barone der Provence. Sie richtete eine lateinische Verteidigungsrede an die Versammlung, mit so viel Ruhe, Sicherheit und Geist, daß sie von allen angestaunt ward. Ihre Erscheinung als Schutzflehende und Vertriebene, die Vorstellung daß sie die Enkelin Robert's, des großen Beschützers der Kirche, war, noch mehr ihre Anmut, Jugend und Schönheit standen ihr als beredte Anwälte zur Seite.

Johanna wurde vom Verdacht des Gattenmords durch Urteil der Cardinäle freigesprochen. Sprach sie ihr Gewissen frei? War sie schuldig? Berühmte Geschichtschreiber Neapels absolviren, aber andere verdammen sie, und das gewichtige Urteil des größten und besonnensten Geschichtsforschers der Italiener brandmarkt sie als Mitwisserin der verruchten That. Sie wußte um den Mord, und billigte ihn, wie Maria Stuart um Darnley's Mord gewußt hatte.

Johanna rüstete sich, wieder nach Neapel zu gehen, ihr Königreich zu erobern. Sie brauchte Truppen und Geld; da verkaufte sie ihre Stadt Avignon dem Papst für die kleine Summe von 80000 Goldgulden am 8. Juni 1348. Man hat aus dieser Thatsache Schlüsse gezogen, und sie liegen nahe genug. Die Ermordung eines Königs, die Freisprechung von dessen schuldiger Gattin waren die Umstände, welche Avignon zum Eigentum der Päpste machten. Die Königin setzte sich hierauf in Besitz Neapels, wo sie noch lange Jahre unter Tumulten mit Klugheit regierte. Nach Ludwig's von Tarent Tode vermälte sie sich noch zweimal, mit Jakob von Aragon, mit Otto von Braunschweig. Sie fiel endlich in die Hände Karl's III. von Durazzo, ihres Verwandten und Todfeindes, und dieser Prätendent der Krone befahl seinen Söldlingen sie den Tod ihres ersten Gemals sterben zu lassen. Johanna wurde erwürgt, im Schloß zu Muro in Apulien, im Jahre 1382.

Indem diese blutige Episode aus der Geschichte Neapels an meinem Blick vorüberging, rief sie mir das Bild der lebendigen Gegenwart desselben Reichs hervor — ein Schauspiel, welchem die Welt mit Erwartung, wie einer Tragödie auf der schönsten Bühne Europas, zuschaut: der junge König Franz in Gaëta, Erbe des Verhängnisses und der Sünde seiner Väter, ein Flüchtling aus seiner Residenz, von dem das Volk in allen Provinzen abfällt; eingeschlossen in seiner letzten Festung, welche die Truppen Italiens umringen; bedroht vom Könige Piemonts, welcher herannaht den Sohn seiner Schwester vom Tron zu stürzen, und welcher die alte

Fahne Rienzo's, die Fahne der Einheit Italiens mit dem Centrum Rom, in der Hand erhebt. Der blutige Feuerschein Gaëta's ist das Abendrot einer untergehenden Despotie.

Avignon also war das Eigentum S. Peter's geworden, und Clemens VI. setzte sich ohne Scrupel in den Besitz der Stadt. Nun war er hier so völlig Herr wie in Carpentras und Venaissin. In einer Zeit, wo die Patrimonien in Italien der Kirche verloren gegangen waren, konnte jenes provençalische Land den Päpsten als ein wirkliches Asyl und eine von Stürmen des Aufruhrs unerreichbare Schanze erscheinen. Während vieler Jahrhunderte waren sie durch wiederholte Aufstände der Römer aus Rom verjagt, und fast immer auf der Flucht gewesen: in Avignon hatten sie Ruhe, und die siebzig Jahre jenes babylonischen Exils waren die einzigen friedlichen des Papsttums in einer langen Zeit. Kein Wunder, daß die Papste zögerten, Avignon zu verlassen.

Wenn heute die römische Kirche irgendwo jenseits der Alpen eine solche Domäne besäße, würde sich dann nicht Pius IX., unter Verhältnissen, die jenen der Zeit des Cola di Rienzo einigermaßen ähnlich sind, gern dorthin zurückziehen, statt unter dem zweifelhaften Schutze Frankreichs in Rom zu bleiben?

Clemens vergrößerte und verschönerte den Palast seiner Vorgänger. Er baute hier eine prachtvolle Capelle, oder vielmehr eine gothische Kirche, im Vergleich zu deren Größe und Schönheit die spätere Sixtinische Hauscapelle im Vatican nur ein dürftiges Zimmer zu nennen ist. Er schmückte sie und viele Säle des Schlosses mit kunstvollen Fresken, wozu er italienische Meister kommen ließ. Diese Bilder sind zerstört; nackte Wände zerteilen die große Capelle in Casernenräume, selbst in zwei Stockwerke, und mit Schmerz betrachtet man die vermauerte Gothik der Bogen, und sucht die Reste schöner Fresken auf, die freilich nicht von Giotto selbst herrühren, sondern Werke irgendeines seiner Schüler gewesen sind.

Clemens VI. starb am 6. December 1352 nach mehr als zehnjähriger Herrschaft, nach einem in Lust und Pracht hingebrachten Leben. Er hatte in Avignon die Blüte Südfrankreichs versammelt, die Säle seines Palasts mit provençalischen Festen, mit dem Flor schöner Frauen, mit Poeten, Künstlern, Gelehrten erfüllt, und die Würden der Kirche, die Schätze seiner kargen Vorgänger an Günstlinge und Nepoten verschleudert. Unter den Päpsten Avignon's ragte er durch geistige Gaben hervor, und sein finsteres Schloß mochte damals dem Vatican zur Zeit Sixtus' IV., Julius' II. und Leo's X. zu vergleichen sein.

Noch drei Päpste beherbergte nach ihm der Palast; von ihnen machte der letzte dem unnatürlichen Exil ein Ende, indem er den Sitz des heiligen Stuls in das ewige Rom zurückverlegte.

Der strenge Innocenz VI. war wiederum der gerade Gegensatz zu Clemens VI. Cola di Rienzo entließ er nach Rom, und mit ihm sandte er den Cardinal Gil Alvarez Albornoz, den größten unter allen Staatsmännern und Feldherren der Kirche, welcher es besser verstand die abgefallenen Provinzen St. Peter's wieder zu erobern, als es heute der General Lamoricière verstanden hat. Selbst Rom unterwarf sich diesem gewaltigen Spa-

nier, und kehrte zum Papst zurück. Innocenz starb am 12. September 1362 in Avignon.

Sein Nachfolger Urban V. (1363—1370) konnte die Vorsicht seines Vorgängers segnen, welcher Avignon ummauert hatte, denn ohne dies wäre er in die Hände der Söldnerbanden gefallen, die damals Südfrankreich plündernd durchzogen. Sie umzingelten die Stadt; der Papst war genötigt, ihren Abzug mit vielem Gelde zu erkaufen. Der alternde Petrarca ermahnte jetzt Urban, Frankreich zu verlassen, und in das beruhigte Rom zurückzukehren, wohin ihn die Römer durch Gesandte gerufen hatten. Urban V. ging nach Rom im Jahre 1367. Aber er verließ diese verödete Stadt und das wüste Italien wieder im Jahre 1370, nicht zurückgehalten durch die Bitten der heiligen Brigitta, die ihm den Tod prophezeite, wenn er nach Avignon zurückkehren würde. Hier starb er schon im December. Er hatte den päpstlichen Palast vollendet, und ihm den siebenten Turm des Anges hinzugefügt. (Die andern Türme waren Trouillas, S. Jean, l'Estrapade, S. Laurent, la Campane und la Gache.)

Sein Nachfolger Gregor XI. war der letzte Papst in Avignon. Bestürmt von den Römern, von Peter von Aragon, von den heiligen Nonnen Brigitta und Katharina von Siena, welche letztere selbst in Avignon erschien, verließ er am 13. September 1376 die Provence für immer, um nach Rom zu ziehen, begleitet von allen Cardinälen, mit Ausnahme von sechs, die es vorzogen ihre schönen Villen am Ufer der Rhone zu bewohnen.

Und hier endet eigentlich unser Anteil an jenem Schloß der Päpste; denn seit ihrer Rückkehr nach Rom verödete

der Palast. Es bewohnten ihn während des Schisma noch ein paar Gegenpäpste, erst Clemens VII., dann Benedict XIII., welcher hier belagert wurde.

Seit dem Jahre 1409 wurde Avignon und Venaissin durch Cardinallegaten verwaltet, von denen jedoch die Italiener, fast immer Nepoten, nicht aus Rom in jene Stadt kamen, sondern ihre Vicelegaten dorthin schickten. Der letzte war Filippo Casoni; die französische Republik vertrieb ihn und das Papsttum für immer aus Avignon, und diese Stadt wurde der Schauplatz fürchterlicher Metzeleien unter Jourdan, Duprat und Jouve (in der Nacht vom 16.—17. October 1791). Man zeigt noch die Stelle am Turm Trouillas, von welcher die Geschlachteten von jenen Bluthunden hinabgestürzt wurden. Der Haß gegen den langjährigen Sitz des Papsttums mußte natürlich zu so scheußlichen Gräuelscenen führen; das Volk sprach von unterirdischen Folterkammern der Inquisition im Schloß, von tausend blutigen Mysterien, die dort während des Regiments der Legaten sollten gespielt haben. Die Sage erzählt, daß in einem Saal des päpstlichen Palasts im funfzehnten Jahrhundert, in der schrecklichen Epoche der Borgia, ein Vicelegat die vornehme Gesellschaft Avignons zu einem Feste lud, dann die Thüren schloß, und die Gemächer anzündete und seine Gäste lebendig verbrannte. So rächte er einen Neffen, welchen ein geschändeter Ehemann hatte ermorden lassen.

Wenn man mit dem Eindruck dieser Gräuel der französischen Revolution und der noch frischen Erinnerung an die Ermordung des Marschalls Brune durch die Royalisten am 2. August 1815 Avignon durchwandert, wenn

man sich unter seiner wild und fanatisch aussehenden Bevölkerung bewegt, so sehnt man sich sehr bald den Ort zu verlassen. Noch heute gilt das Volk Avignon's in Frankreich als bigott, leidenschaftlich, roh und unwissend, und diese Gegenden können noch öfter der Schauplatz vulkanischer Ausbrüche werden.

Aber wir wollen gegen eine merkwürdige Stadt nicht undankbar sein, sondern uns noch eine Weile darin umsehen. Wir haben noch nicht die alte Kathedrale betreten, den St. Peter in Avignon. Ja, der große St. Peter Roms konnte siebzig Jahre lang auf dieses kleine schwarz und finster aussehende Gebäude neidisch sein, wie auf den Usurpator seiner durch Jahrhunderte geheiligten Rechte. Indeß die Päpste fanden sich hier in einem Winkel der Welt auf eine Capelle beschränkt, welche den Pomp ihres Cultus und die Acte der Kirchengeschichte den Blicken der Christenheit entzog.

Notre Dame des Doms ist der Legende nach von der heiligen Martha, der Schwester des Lazarus, gestiftet worden; denn diese Fromme landete in der Camargue, lehrte in der Provence das Christentum, und baute auf den Trümmern des Herculestempels zu Avignon die erste Kirche. Ihr Ursprung ist unbekannt, und ihr Ruhm, eine Stiftung Karl's des Großen zu sein, unsicher; aber sie ist sehr alt, wie das römische Portal mit seinen beiden antiken, korinthischen Säulen lehrt. Leider hat der Vandalismus der Revolution sie so wenig verschont wie die übrigen Kirchen der Stadt, deren manche in Trümmerhaufen verwandelt wurden. Der Freund des Altertums mag sich noch mit der sogenannten Capelle

Karl's des Großen trösten, aber er wird den Ruin der Monumente einiger Päpste beklagen, denn sie waren merkwürdige Denkmäler der Gothik des vierzehnten Jahrhunderts.

Das Grabmal Benedict's XII. hat man wiederhergestellt, so auch jenes Johann's XXII., ein noch schöneres Mausoleum, in der Gestalt eines gothischen Tabernakels mit vielen Türmchen und Spitzen, worin die Figur des Papsts auf einem Sarkophag liegend dargestellt ist. In einer Nische zeigt man die Trümmer des Monuments des Cardinals d'Armagnac, und im Sanctuarium die Grabplatte des Louis Balbe Berton de Crillon nommé le Brave, des Freundes Heinrich's IV. Er starb in Avignon im Jahre 1615; seine eherne Statue steht auf dem Platz de l'Orloge.

Zu diesem Platz, der Hauptzierde der Stadt, steigt man von der Papstburg mit wenig Schritten hinab. Einige gute Gebäude umgeben ihn, das Theater, das Hotel de Ville im französischen Renaissancestil, mit einem von Säulen überladenen Vorhof. Der Concierge, der mich darin umherführte, versicherte mit bedeutender Miene, daß Napoleon III. auf seiner Reise nach Algier dieses Hotel mit seiner Gegenwart beehrt habe, daß die Treppe mit Purpur belegt gewesen sei, und kurz, das ganze Gebäude feenhaft ausgesehen habe. Man hat Napoleon mit vielem Lärm empfangen; aber die legitimistische Partei ist noch heute in der Provence zahlreich genug, obwol der Reichtum jener Herren längst dahingeschwunden ist. Napoleon mag indeß noch einige Zeit ruhig schlafen; er hat die besitzenden und arbeitenden Classen für sich;

überall ertönt sein Lob: er hat die Revolution gebändigt, dem Bürger Ruhe gegeben, und was hat er nicht durch seine Handelstractate für dieses weinreiche Südfrankreich gethan? Außerdem „notre prépondérance légitime“. Dies kann man allerwegen hören.

Ich will es doch gestehen: dieses Herumwandern in Avignon ermüdet. Diese Straßen, hie und da durch einen Palast aus der Zeit der Renaissance, oder durch ein älteres Gebäude mit Arcaden und Höfen die Aufmerksamkeit fesselnd, sind leer, und die geistige Atmosphäre darin melancholisch, oder durch grelle Erinnerungen aufregend.

Wie viel angenehmer wandert es sich doch in Städten Toscana's, in Pistoja, Prato, Siena und Arezzo, wo die Erinnerungen an die Zeit der städtischen Freiheit und eines mächtigen Bürgerlebens so wolthuend sind.

Ich habe die meisten Kirchen Avignons besucht; keine ist wahrhaft schön; fast jede trägt die Spuren der Verwüstung durch die Revolution. Da ist S. Didier, ein gothischer Bau; ich fand die Kirche mit weißverschleierten Frauen gefüllt, welche knieend eine wolklingende Litanei sangen. Dies war ein gutes Bild voll Leben und Mannichfaltigkeit; ich glaubte in der Zahl der Betenden und in der Inbrunst ihres Gesanges den Einfluß wahrzunehmen, welchen Rom durch Jahrhunderte auf Avignon ausgeübt hat. Es war ein Gemälde von wirklich römischem Charakter; aber der ländliche Platz um die Kirche mit seinen schönen schattigen Bäumen hatte weder etwas römisches noch südliches überhaupt, sondern versetzte mich in die Heimat zurück.

Die große Menge der Beter hinderte mich, mehr als einen flüchtigen Blick auf ein Relief zu werfen, welches man Images du roi René nennt; denn dieses wird dem „guten König“ zugeschrieben, und wie viele Bildsäulen oder Gemälde hat die Sage ihm nicht in der Provence beigelegt!

Da ist die Kirche des S. Agricol, welcher in allen öffentlichen Calamitäten, namentlich bei der Dürre angerufen wird. Das alte Gebäude stammt aus dem zehnten Jahrhundert, und wurde später erweitert; seine gothische Façade mit breiten, von gezackten Aufsätzen gekrönten Türmen ist originell, und die Einfachheit des Ogivstils auch im Innern spricht für das Alter des Baues.

Da ist die Capelle der Pénitents noirs de la Miséricorde. Sie bewahrt den berühmten elfenbeinernen Crucifix von Guillarmin (1659); die Schwester die ihn vorzeigt erzählt die Legende von dem zum Tode verurteilten Neffen des Künstlers, welchen diese Fürbitte in Gestalt eines Crucifixes rettete.

Ich würde mit mehr Freude das Kloster und die Kirche der Dominicaner betreten haben, die Denkmäler der Zeit der Albigenserkriege. Aber diese einst herrlichen Bauten hat die Wut der Revolution in Staub zermalmt. Der erste avignonische Papst wohnte in diesem zerstörten Kloster; Johann XXII. sprach hier das größte philosophische Genie des Mittelalters, Thomas von Aquino, heilig, in Gegenwart des Königs von Neapel. Den Pergamentcodex seiner „Summa“ betrachtete der Papst als seinen größten Schatz, und er vererbte ihn der Bibliothek dieses Klosters, unter der ausdrücklichen Bedingung ihn

an die Wand mit Ketten festzuschließen. Dieses theologische Pantherthier von Pergament wurde indeß, vielleicht von der Revolution, losgekettet, und genießt jetzt seiner bestaubten und unbelästigten Freiheit, oder seiner seligen Vergessenheit, in der Stadtbibliothek Avignon's. Katharina von Siena, Schwester desselben Ordens, bestürmte in diesem Kloster den letzten avignonischen Papst mit Ermahnungen heimzukehren. Sein Hof soll so schön gewesen sein wie der berühmte Kreuzgang zu S. Trofime in Arles. Die Sansculotten zerstörten auch die Monumente von vierundzwanzig Cardinälen, die dort begraben lagen. Die Kirche wurde seither in eine Kanonengießerei verwandelt.

Wenn man sich einen deutlichen Begriff von dem machen will, was die französische Revolution in der Provence zertrümmert hat, muß man in das Museum Avignons gehen. Es ist in einem geräumigen Palast des achtzehnten Jahrhunderts aufgestellt. Seitdem der verdienstvolle Dr. Calvet im Jahre 1810 dieses städtische Museum stiftete, flüchteten sich in dasselbe die Trümmer der plastischen Kunst aus Kirchen, Klöstern, Baronalschlössern und Palästen nicht allein Avignon's, sondern auch der Umgegend. Das Mittelalter von der frühesten Epoche bis in die Renaissancezeit ist hier vertreten; mit um so mehr Anteil betrachtete ich diese Sammlung, als ich nur vor wenigen Monaten das Germanische Museum in Nürnberg besucht hatte, ein in der Entwicklung begriffenes ruhmwürdiges Institut, welches die unausgesetzte Beisteuer von ganz Deutschland weiter fördern möge.

In der avignonischen Gallerie des Mittelalters kann der Kunstfreund eine reiche Anzahl von Bildwerken betrachten, und die Entwicklung der Kunst von dem altchristlichen Sarkophag bis zu den Resten der Mausoleen der Cardinäle Brancas und Lagrange, des Grafen Raymond de Beaufort und des Marschalls de la Palice durchlaufen.

Die Sammlung classischer Altertümer enthält Beiträge aus vielen Städten Südfrankreichs: sie ist freilich arm und nicht durch Meisterwerke ausgezeichnet, denn fast jede dieser Städte sammelt ihr eigenes Museum. Mit Anteil betrachtet man alles was dieser südgallische Boden aus der Epoche der Römer, ja selbst der Griechen, an das Tageslicht gebracht hat. Es gibt dort mehrere altgriechische Inschriften, andere sind griechisch aus römischer Zeit. Eine bedeutende Anzahl kleiner Bronzen, eine zahlreiche Münzsammlung aus allen Provinzen und Epochen Galliens schließt sich jenen Gallerien an. Dasselbe Local umfaßt auch die städtische Bibliothek von mehr als 60000 Bänden. Sie enthält vortreffliche Werke über die südfranzösische Geschichte, aber die Zahl ihrer Manuscripte und Urkunden ist nicht groß. Die Acten des avignonischen Papsttums sind längst in die geheimen Archive der Vaticana hinübergebracht worden. Einen der Säle in der Bibliothek zieren die Porträts berühmter Männer aus dem Departement Vaucluse, wie des Herzogs von Mahon, des tapfern Grillon, des Jean d'Althen, des Cardinals Maury, des Malers Mignard, des Dr. Calvet, und auch die Bildnisse Petrarca's und Laura's sieht man hier; freilich gehören sie einer spätern Zeit an.

Das Obergeschoß des Museums bewahrt eine für Avignon immerhin bedeutende Gemäldesammlung; es gibt nur wenige gute alte Italiener, Niederländer und Deutsche

darunter, aber viele Franzosen, besonders Mignards, und viele Vernets, von fünf Malern dieses Geschlechts, welches in jener Stadt heimisch ist. Im Uebrigen wird man bemerken, daß kein einziges wirkliches Genie von Bedeutung aus Avignon hervorgegangen ist; ja selbst von allen jenen, mit Recht oder Unrecht, berühmten Poeten der Provence hat keiner seine Wiege an den Ufern der Rhone oder der Durance gehabt. Es mußte der Fremdling aus Arezzo in dieses schöne Vaucluse herüberkommen, um ihm für alle Zeiten einen dichterischen Nimbus zu verleihen; Avignon aber bot diesem Meister als Modell für seine Poesieen ein schönes Weib dar, wie Kroton oder Tarent dem Zeuxis Mädchen zu Modellen bot. Glücklicher ist Florenz, da es Dante und Beatrice zusammen hervorbrachte.

Doch nun adieu Kirchen, Paläste, Museen, armselige Altertumsscherben Avignons. Wie ermüden die Bilder, die Monumente, diese zerstümmelte Antiquität; und was sind sie gegen einen Blick in das volle Leben dieser Rhonelandschaft zu Füßen Avignons! Draußen lacht die Sonne der Provence auf die grünen Strominseln nieder, und vergoldet schon die Berge von Villeneuve; dort lockt es den Reisenden an den flüsternden Pappeln und Platanen des Stroms zu wandern, die wilden Laute seiner Woge zu hören, und in die Flut zu blicken, die dort die großen geschnäbelten Lastkähne pfeilschnell durch die Brückenbogen reißt. Das Bild der mächtigen und breiten Rhone hart vor dem Tor de l'Ouille, mit ihren beiden Inseln und den seltsamen Ufern Landguedocs ist sehr schön, und dennoch verwischte mir dieser Anblick nicht das noch frische Gemälde des mächtigern Weichselstroms, wie er seine tiefe Woge durch die riesigen Bogen der Eisenbahnbrücke bei Dirschau wälzt, noch das Bild der Nogat, wie sie sanfter der alten schönen Marienburg vorüberfließt. Das mittelaltrige Ordensschloß der deutschen Ritter prangt dort herrlicher als hier die Papstburg Avignon's.

Der Strom trennt Villeneuve von der Stadt, und die Provence von Languedoc. Brücken verbinden beide Ufer; deren eine steht in Ruinen, denn nur vier römische Bogen sind ihre großen und malerischen Reste. Sie führen vom Ufer noch eine Strecke weit über den Strom, dann brechen sie ab. Eine kleine Capelle steht auf ihnen, und blickt verlassen und sagenhaft in die Flut. Sie diente, so sagt man, einst dem heiligen Manne zum Ruheort, der die Brücke selbst erbaute. Die Legende dieses Baues ist der einzige milde und tiefpoetische Zug, den ich im Bilde Avignon's erblickt habe.

Der kleine Bénézet weidete die Schafe seiner armen Mutter auf den Bergen von Vivarais; plötzlich verhüllte eine Sonnenfinsterniß Berg und Tal; es war am 13. September 1177. Eine Stimme rief: Bénézet, höre mich, denn ich bin Jesus Christus. Der Hirtenknabe antwortete erschrocken: Wo bist du, o Herr, und was begehrst du von mir? — Fürchte dich nicht, laß deine Schafe weiden, steig' herab zum Fluß der Rhone, und baue eine Brücke über ihn! — Herr, ich weiß nicht wo der Fluß der Rhone ist, ich bin ein armes Kind, ich habe nur drei Pfennige in der Tasche; wie soll ich eine Brücke über die Rhone bauen? — Die Stimme erwiederte: Thue wie ich dir gebot, denn ich weiß wie und

wo du die Brücke bauen wirst. — Der Hirtenknabe ließ die Heerde, und stieg weinend den Berg hinab; da kam ein Pilger mit dem Stab auf ihn zu, und sagte ihm: Mein Sohn Bénézet, folge mir an den Ort, wo du die Brücke bauen wirst. — Als sie an den Strom kamen, und das Hirtenkind dessen breites und wildes Wasser sah, weinte es noch heftiger; aber der Pilger tröstete es, und befahl ihm in eine Barke zu steigen, nach Avignon zu fahren, und dem Bischof seine Mission kundzuthun. Bénézet trat vor diesen, welcher eben in der Kathedrale predigte, und rief ihm furchtlos zu: Herr Bischof, der Herr hat mich abgesendet eine Brücke über den Fluß der Rhone zu bauen. — Man griff den tollen Knaben, und führte ihn ins Gefängniß zum Vicar. Er wiederholte dem Richter seinen Auftrag, und lächelnd wies der Vicar auf einen Stein im Hof, und sagte zu Bénézet, daß er an seine Sendung glauben werde, wenn er im Stande sei diesen Block zu erheben. Der Knabe faßte den Stein, warf ihn auf seine Schulter, und trug ihn unter dem Wundergeschrei des Volkes bis ans Ufer der Rhone. Fünftausend Goldstücke sammelte er augenblicks ein, und der Bau der Brücke begann.

Das ist die Legende von der Herstellung der alten Brücke zu Avignon; ich werde ihren poetischen Reiz nicht durch die Erklärung mindern, die man ihr gibt. Im Jahre 1188 wurde das große Werk vollendet, aber seine Zerstörung durch die catalanischen Banden begann schon im Jahre 1395, und die Zeit oder die Wut der Rhone setzten die Vernichtung bis auf die Reste fort, welche noch heute dauern.

Um nach Villeneuve zu gelangen, geht man über eine Ketten= und eine Holzbrücke, die über zwei verbundene Rhoneinseln führen, Vile de Piot und la Barthelasse. Villeneuve=lez=Avignon ist ein malerischer Ort. Man sagt, daß hier im Altertum Stathmos oder Statumä lag, eine Handelsstation der Massilioten. Das heutige Städtchen datirt erst von 1226 her; es verdankte den Mönchen in St. Andreas seinen Ursprung, bis Philipp der Schöne den Ort vergrößerte und befestigte. Er diente ihm als vorgeschobener Posten Frankreichs an der Rhone, was er blieb während die Könige Neapels Herren der Provence, und die Päpste Eigentümer Avignon's waren. Noch steht unweit der Rhone der prächtige Turm aufrecht, welcher vorzugsweise Turm Philipp's des Schönen heißt. Seine Lage gegenüber der Brücke St. Bénézet, der er als Castell gedient haben muß, ist bedeutend genug, und der Gang zu ihm unter den schattigen Bäumen des Ufers mit dem Blick auf den Strom und die jenseits drohende Papstburg sehr reizend. Das graue Städtchen selbst ist öde und unfreundlich, auch sieht es ärmlich aus, obwol es einige Krappfabriken und Spinnereien besitzt. Nur hie und da erinnern verwitterte Paläste und Kirchen an die glücklich überwundene Zeit der Feudalität.

Es ist wunderlich zu sagen: während Avignon sich mit dem Manne ziert, welcher die Färberöte in den Provinzen eingeführt hat, kann Villeneuve diesem Jean Althen den Mann gegenüberstellen, der im Jahre 1560 den Tabak nach Frankreich gebracht hat. Die ersten Blätter zeigte er der berüchtigten Katharina von Medici.

Ich habe keine bronzene Statue des Jean Nicot, Gesandten Frankreichs am Hofe Portugals, im Ort bemerkt; man sollte ihm eine errichten, eine große Tabaksdose in der Hand, und eine riesige Havannacigarre im Mund. Im Uebrigen machen die französischen Cigarren dem Jean Nicot keine Ehre, denn sie sind sehr schlechter Qualität.

Es gibt in Villeneuve nur wenig zu betrachten; in der Kirche des Hospitals steht jetzt das Grabmal Innocenz' VI., ein gothisches Werk im Tabernakelstil. Es befand sich ehedem in der einst schönen, jetzt verfallenen Chartreuse zu Villeneuve. Es ist restaurirt, und die liegende Papstfigur ist neu.

Auf dem steilen Berg Andaon liegt das noch wolerhaltene Castell St. Andrée. Man geht durch ein mächtiges Tor hinein, und befindet sich dann auf dem ummauerten Plateau des Hügels, in dessen Mitte eine Capelle steht. Von dort überblickt man das schöne Panorama der Provence. Es gleicht dem welches man vom Rocher des Doms sieht, aber es hat den Vorzug daß sich hier Avignon und seine Burg den Blicken darstellen. Wenn die Abendsonne jene schwarzen Riesenmauern der Papstburg rosig und violett überhaucht, ist die Wirkung zaubervoll — und hier ist auch der rechte Ort, von diesem durch die sinkende Sonne verklärten alten Avignon einen guten Abschied zu nehmen.

Ich warf einen sehnsüchtigen Blick in das provençalische Land umher, das ich so gerne durchwandert hätte. Provençalen umgaben mich; ihre uralte Sprache erweckte mir tausend Erinnerungen und Bezüge zur Geschichte

der Cultur. Diese Sprache geht unter; alle Anstrengungen der Dichter jenes Landes, unter denen Mistral der berühmteste ist, fristen ihr nicht mehr als ein künstliches Fortleben. Ich möchte gern einstimmen in die trostreichen Reime, welche ein heute lebender Dichter seinem Freunde Mistral eben zurief; aber ich glaube, sie bezeichnen nur einen frommen Wunsch:

Prouvènço, o païs dei troubaire,
Lou gai-sabé reverdira:
Deja milo novèu cantaire
Dison lou bèu tems que vendra.
Lou mounde vèi la reneissènço:
Lei Troubadour van reflouri . . .
O moun païs, bello Prouvènço,
Toun dous parla pòu pas mouri.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

VOLUME 3

Wanderjahre
in
Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1881.

Siciliana.

Wanderungen in Neapel und Sicilien

von

Ferdinand Gregorovius.

Fünfte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1881.

An

Herrn Franz Sabatier
in Florenz.

Sie haben, mein verehrter Freund Sabatier, diese früher zerstreuten Schriften der Ehre gewürdigt, Sie selbst auf Ihren wissenschaftlichen Reisen in Sicilien zu begleiten; Sie wünschten, daß ich sie gesammelt herausgebe, und ich sende sie Ihnen jetzt in einer bequemeren Form zurück. Mögen Sie darin immerhin den frommen Wunsch erkennen, vergangenen Tagen in Rom und in Florenz eine Erinnerung unter uns zu stiften: vor allem aber ist es meine Hoffnung, daß diese kleineren Arbeiten Ihrem umfassenden Werk über Sicilien als Boten nur um ein kurzes vorangehen werden. Ihre langen und gründlichen Studien

über jene paradiesische Insel (ich bewunderte sie in Ihren Materialien) machen alle Ihre Freunde Ihr Werk mit Ungeduld erwarten.

Lassen Sie sich durch meine Kühnheit, oder meine Mängel ermuntern. Indem Sie in diesem anspruchslosen Buche finden, wie so gar wenig dessen sei, was ich von dem Reichtum der Welt Siciliens aufgesammelt, oder wie viel dessen, was ich nicht gewußt, und nicht gesagt habe, so wird Sie die unwillige Begierde ergreifen, ein vollkommenes Gemälde des schönsten aller Länder zu vollenden, welches Sie so genau durchforscht haben.

Als ich jene Studien niederschrieb (sie datiren meist aus den Jahren 1854 und 1855) ahnte ich nicht, wie bald jene Provinzen der Schauplatz einer neuen Umwälzung werden sollten. Seit Jahren haben wir für die Erlösung Neapels und Siciliens aus dem Regiment eines blinden und unfruchtbaren Despotismus, welcher nun — dies ist das naturgemäße Schicksal solcher Herrschaft — vor den staunenden Augen der Welt in einem fast beispiellosen Verrat untergeht, dieselben Wünsche gehegt. Sie waren der zufällige Augenzeuge der ersten Erhebung Palermo's im April dieses Jahrs: sie unterbrach die Fortsetzung Ihrer friedlichen Arbeit, und zwang Sie, abzureisen. Ich fand Sie im Juni nicht mehr in Florenz, aber ich konnte noch unsern gemeinschaftlichen sicilianischen Freunden die Hand reichen, als sie nach einem zwölfjährigen Exil auf das Schiff eilten, ihre blutende Heimat wieder zu betreten.

Soll ich Ihnen sagen, wie schwer es mir wurde, Italien, den Schauplatz so ernster Ereignisse, zu verlassen, in einer Zeit, aus deren unmittelbarer Anschauung ich auch für die Geschichte der Stadt Rom

im Mittelalter so viel Belehrung ziehen durfte? Indeß Sie wissen, nach langen Jahren, die ich in Rom meinen Studien widmete, trieb mich die Sehnsucht in mein Vaterland; ich habe die teure Heimat wiedergesehen, und ich darf sie ruhiger verlassen, um an meine römische Arbeit zurückzukehren.

Sie lieben Deutschland und seine Cultur; Sie zeigten dies eben wieder durch Ihre gewandte Uebersetzung des Schiller'schen Wilhelm Tell; und ich sah wenige Franzosen, welche gleich Ihnen so tief eingeweiht in deutsches Wesen, und der deutschen Sprache so völlig mächtig wären. Wie Sie die Neugestaltung Italiens ersehnen, so fühlen Sie auch das tiefe Bedürfniß meines Vaterlandes, die unheilvolle Zerspaltung, die schlimme Erbschaft des Mittelalters und der jüngeren politischen Künste, auszutilgen. Könnte ich Ihnen nur sagen, daß ich meine Heimat dem schönsten Ziele wirklich nahe gerückt wieder fand! Doch, teurer Freund, unsere glückliche deutsche Zeit ist noch nicht gekommen. Wir freilich fühlen alle, daß sie kommen wird und muß, aber mein Vaterland wird seine Einheit nicht auf jenen Wegen suchen, welche einzuschlagen Macchiavelli seinem „Fürsten" geraten hat.

Weder Sie noch ich schwärmen für eine absolute, alles nivellirende unità Italiana; ich glaube, daß ebenso wenig Sie, wie ich, manche der Mittel gutheißen, welche in Italien angewendet werden, ein nationales und edles Ziel zu erreichen; aber ich begrüße mit Ihnen froh den Fortschritt zur Freiheit, Unabhängigkeit und Einheit, welchen dieses Land macht, mit dem uns nicht die gewöhnlichen ästhetischen Sympathien, sondern viele Fäden moralischer und praktischer Natur verbinden. Ja, ich ersehne die Zeit der Reor-

ganisation Italiens als eine glückliche Epoche der verjüngten Geschichte, des gesundeten Völkerlebens, der neu belebten Cultur, und als einen großen Sieg der Menschheit überhaupt.

Wird dieser Sieg, an dem die Jahrhunderte verzweifelt haben, jetzt erfochten werden? Sollen diejenigen Recht behalten, welche mit den Annalen Italiens in der Hand darthun, daß die heutige Bewegung nur eine von jenen sei, die seit der Epoche der Langobarden sich so oft wiederholten, und immer mißglückten? Ich will, teurer Freund, das fatale Buch der italienischen Geschichte gerne von mir werfen, und hoffen, daß eine neuere und intensivere Zeit den Bann alter Verhältnisse zersprengen könne; ich will hoffen, daß der innere Feind Italiens, die Parteiwut, oder die excentrische Ueberstürzung, und daß sein äußerer Feind, die Politik der Mächte, dieses edle Land in das alte Elend nicht mehr werde zurückstoßen dürfen. Als eine italienische Provinz Italien entzogen ward, sank freilich meine Hoffnung, und ich sah den tragischen Schatten wieder aufsteigen, welchen derjenige fürchten muß, der die unselige Consequenz der Geschicke dieses Volkes kennt, für das Homer die fatale Fabel von der Scylla und Charybdis erfunden zu haben scheint.

Möchten Sie mir sagen können, daß ich, zu tief in das Studium italienischer Jahrhunderte vergraben, ohne Not auf die Gegenwart übertrage, was der Vergangenheit angehört. Ihre Ruinen stehen noch, und bedrücken die moralische Welt. Nächst meinem Vaterlande verehre ich diese italienische Erde mit der wärmsten Liebe, und mein Schmerz wäre groß, sollte der jetzige nationale Aufschwung auch nur eine moralische Fata Morgana sein, wie solche unser in der Irre wanderndes Menschengeschlecht zu täuschen pflegt.

Ich hoffe eine glückliche Stunde des Wiedersehens mit Ihnen und den Freunden zu feiern. Ich grüße Sie in der frohen Aussicht, auf Ihrer Villa, dem reizenden Sitz der Musen des Gesanges, der Malerei und der Wissenschaft, bald einige Tage zu verleben, und ich datire diesen Brief an Sie voll Freude aus meinem deutschen Vaterlande, und aus einer der altertümlichsten und schönsten Städte des Nordens.

Danzig, im August 1860.

Inhalt.

Neapel.

1.

Seit der Revolution von 1848 ist Rom noch stiller geworden, als es schon seinem Charakter nach immer sein mußte; Freude und Lebenslust sind aus dem Volke gewichen; der Vermögende hält sich ruhig daheim; die arbeitende Klasse ist gedrückt. Immer seltener werden die Volksfeste; der Carneval verfällt, selbst die sonst so heitere Octoberfeier, welche die Menge vor die Tore in's Freie trieb und beim Becher und Saltarello fröhlich sein ließ, ist fast hingeschwunden. Rom ist eine große Ruine der Civilisation, durch welche nur Prozessionen von Mönchen und Geistlichen einherziehen, und die nur vom dumpfen Klang der Glocken und geistlicher Musik belebt wird. Alles Lebendige scheint dort von der Curie, den Cardinälen, den Priestern und Mönchen allein auszugehen. Das Volk verhält sich nur anschauend. Es handelt nicht, es arbeitet nicht, es betrachtet. Betrachtung ist hier alles; gleichviel ob ihr Gegenstand die römische Ruine sei, oder die Gallerie des Vatican, oder eine Function in Sanct Peter

und in der Sixtinischen Kapelle, wo der Papst und die Cardinäle in ruhender Stellung sich immer gleich zu einem fertigen Bilde gruppiren, welches man so betrachtet, als wäre es bereits auf die Leinwand getragen. Selbst auf dem Corso, wo der Römer Mittags und Abends gravitätisch einhergeht, bewegt er sich nicht um sich zu bewegen, er findet sich dort ein, um die schönen Frauen zu bewundern, die in Karossen auf- und abrollen. Man sieht an einzelnen Stellen des Corso Gruppen versammelt, die sich dort aufgestellt haben, um die vorüberfahrenden Damen ruhig zu betrachten.

Nun Neapel. Diese fieberhafte Erregung der Lebensthätigkeit, dieses allgemeine Mit- und Ineinanderhandeln des gesammten Volkes ist ganz erstaunlich. Die Stadt scheint in fortdauernder Revolution; nichts bleibt, alles fließt, strömt von Lebensflut. Gleich groß das Gewühl am Hafen, gleich groß auf den Quais, auf den Märkten, auf dem Toledo, und glaubt man sich aus ihm auf Capodimonte, auf den Vomero, auf den Posilip gerettet zu haben, so gerät man in ein neues Chaos strömender Menschenverwirrung. Man hat hier keine Zeit und keinen Raum. Man kann nicht betrachten; wo man auch sei, überall sind die Sinne in beständigem Verteidigungskrieg. Selbst die stralenden Lichter des Meers und der Küsten machen unruhig; sie blenden das Auge und regen die Phantasie auf; selbst nicht in tiefster Nacht hat das Ohr vor dem Lärm der Stimmen und dem Rollen der Wagen Ruhe.

Ich war zum Castell Sant Elmo, nach dem Kloster San Martino hinaufgegangen. Der fürstliche Bau

der Benedictiner, der kaum seines Gleichen weder an luxuriöser Pracht noch an Lage haben mag, prangt hoch über Neapel auf dem Vomero, wo er eine überwältigende Aussicht auf den ungeheuren Golf, seine Inseln und die vom Posilip bis unter den Vesuv hin sich ausbreitende Stadt darbietet. Hier dachte ich das schweigende Neapel ruhig zu betrachten. Aber selbst bis zu dieser Höhe stieg das Brausen der Stadt empor, vernehmlich wie eine nimmer ruhende Brandung; es schien, als kämpfte das Volk dort unten mit wildem Getöse eine Revolution durch. Fragt man sich, weshalb und was denn eigentlich diese Tausende von Stimmen unablässig zu rufen haben, so muß man sich endlich sagen: nichts weiter als Genuß: sie bieten alle nichts als Genüsse aus. Ein neben mir stehender Benedictiner versicherte mich, daß er aus diesem dumpf brausenden Gewoge von Stimmen mit Entschiedenheit einzelne Worte fruchtausgellender Weiber heraushöre. Und was bieten sie nicht aus? Was schaffte diese gesegnete Erde oder industrieller Menschenwitz, was dort nicht seinen Ausruf fände, vom Thunfisch im Wasser, vom Pfirsich auf dem Baum bis zum Pulcinella auf der Straße, und dem hölzernen Heiligen, der eben fertig aus der Werkstätte kam. Nur das schöne Mädchen wird nicht ausgeschrieen; der bleiche Ruffiano wankt den Toledo entlang und zischelt im Vorüberschleichen, wie die Schlange der Verführung: una ragazza, fresca, bella, bellissima, di tredici anni.

Ich stand lange auf der Balustrade in San Martino und horchte nach Neapel hinab. Wenn dieses Volk,

so dachte ich, schon in der alltäglichen Regung seiner Thätigkeit, in dem ganz gewöhnlichen Tact seiner Lebensempfindung die Lüfte mit solchem Schall erfüllt, wie erst muß es tosen, wenn es im Schmerz und in Wut aufschreit, wenn diese Tausende von Lazzaroni im Straßenkampf lärmen oder nach Beute schreien — wie sie es nach dem 15. Mai 1848 gethan haben, als sie schaarenweise hinter dem Wagen des Königs Ferdinand herliefen und Plünderungsfreiheit begehrten.

Doch alles bewegt sich hier fröhlich, friedlich und selbst in der buntesten Unordnung dennoch geordnet. Einzelne wie ganze Klassen, ob sie sich tausendfach durchkreuzen, gehen wie die Ameisen in ihrem Staat in gewohnten Richtungen, auf bekannten Geleisen. Das ungeheure Leben circulirt hier wie das Blut; uns scheint dieser Pulsschlag bis zur wahnsinnigen Aufregung fieberhaft, und doch ist er normal und geregelt.

Die Revolution wie die moralische Niederlage der jüngsten Jahre ist an Neapel spurlos vorübergegangen. Das Leben hat ihre Erscheinung hinweggeflutet, und kaum wüßte man von ihr, wenn man nicht von Wolmeinenden gewarnt würde, in Reden vorsichtig zu sein und die Spione zu scheuen, die allerorten umherwandern, und wenn man nicht zufällig einige verwüstete Häuser und Paläste bemerkte, namentlich auf Medina und Monte Oliveto, wo die Kanonen des Castello nuovo schonungslos gefeuert haben. Nun ist dem Fremden auch unverwehrt, spitzen Hut und spitzen Bart zu tragen, seitdem die französische Gesandtschaft für einen Schimpf Genugthuung verlangt hat, der einem französischen Un-

tertan in Neapel widerfuhr. Die Polizei hatte ihn auf der Straße aufgegriffen und ohne weitere Umstände in eine Barbierstube gebracht, wo ihm von Staats wegen der Bart abrasirt wurde. Neapolitanischen jungen Leuten begegnet es, daß sie das Verbrechen eines revolutionären Hutes und Barts in irgend einem Verbannungsort, einer Insel oder einem Castell, abbüßen, wie ein Staatsgefangener selbst in Puzzuoli mir erzählte.

Man merkt keine Verstimmung, denn diese elysische Natur ist ja niemals verstimmt; man sieht nirgend ein düsteres, nachdenkliches Antlitz, denn dieser lachende Himmel ist eitel Seligkeit. Tausend Barken tummeln sich nach wie vor im Hafen, tausend Karossen jagen über die Chiaja, Santa Lucia wimmelt von Austern- und Maccaroniessern, auf dem Molo geigt und harft es nach Herzenslust; alle Theater spielen, das Blut des heiligen Gennaro fließt noch wie sonst, keine Bombe hat den kleinen Pulcinell in die Luft gesprengt, und die Villa Reale ist voll von Fremden, welche Geld ausstreuen. Dies Volk lebt nur für den Augenblick. Es ist im innersten Wesen unpolitisch, untragisch und jener männlichen Leidenschaft baar, ohne welche das geschichtliche Thun nicht denkbar ist. So lange Neapel steht, waren seine Herrscher Fremde, Byzantiner, Normannen, Schwaben, Anjous, Spanier, Bourbonen, Joachim Murat. Ein unnationales, charakterloses Volk nimmt jeden Herrscher hin; und noch heute ist es in Neapel höchst ergötzlich, die Münzen mit dem Kopfe Murats friedlich neben denen mit dem Kopfe Ferdinands coursiren zu sehen.

Aufgeklärte und denkende Männer, welche aus diesem Volkscharakter kein Hehl machen, sind ratlos. Ich fuhr in einer Nacht von Portici nach Neapel zurück. Unterwegs gesellte sich in meinen Wagen ein Arzt zu mir, ein kräftig blühender Mann, lebhaften Geistes, wolgebildet. Er sondirte meine Gesinnung, dann sprach er rückhaltslos seine Ansichten über die gegenwärtige Lage Neapels aus. Sie waren so scharf, wie ich nicht erwartet hatte, daß sie vor einem Unbekannten würden ausgesprochen werden. Die Italiener politisiren leidenschaftlich gern mit Fremden und sind dann grenzenlos offen. Jener Mann hatte einige Verfolgungen erlitten, weil er mit Poerio obenhin bekannt gewesen war. Ich unterbrach unser Gespräch, indem ich auf die zahllosen Ampeln deutete, welche man eines Festes wegen auf der Marinella angezündet hatte. Wie märchenhaft schön, rief ich aus, ist dieser Anblick vereint mit jenem Lichterkranz um den Hafen! Ja, sagte mein Begleiter, es ist leider zu schön. Seht, das ist unser Volk. Sie tanzen um jeden Despoten, wenn er ihnen nur ein Kinderspielzeug, ein Licht, eine bunte Ampel vor die Augen hält. Kann diese geblendete Masse einen ernsten Gedanken haben?

Sie sind erbittert, aber sie lachen. Und wol nirgend auf der Welt läßt sich Despotismus leichter ertragen als in Neapel, denn diese unerschöpflichen Schätze der Natur sind nicht zu zerrütten, dieser Boden ist nicht auszusaugen, dieser Himmel macht alle Lebensthätigkeit öffentlich und läßt der Sitte eine fast schrankenlose Freiheit. Die Natur gleicht hier alles aus, sie ist nirgend

demokratischer als in Neapel. Wer kann diese Magna Charta der Freiheit je vernichten? Es war mir für das Wesen Neapels folgende Erscheinung immer charakteristisch: um die Mittagszeit liegen im Porticus einer glänzenden Kirche, des Doms San Francesco di Paola, im Angesicht des königlichen Schlosses, hundert und hundert Lazzaroni schlafend ausgestreckt, in unschönen Gruppen, mit zerrissenen Wämmsern, diese Säulenhalle keineswegs verzierend. Ich dachte dabei an jene Lazzaroni des alten Roms, die wol auch so in den Säulenhallen des Pompejus und des Augustus Siesta hielten, nur hatten sie Getreidemarken in der Tasche, und diese haben keine. In jeder andern Residenz Europas würde die Polizei solche Schläfer von den Stufen des Doms und aus dem Angesicht des Schlosses hinweggefegt haben. Hier schlafen sie den ruhigsten Schlaf, und vor ihnen schreiten, wie vor einer selbstverständlichen und ganz natürlichen Erscheinung, die Wachen, welche an den beiden Reiterstatuen Karls III. und Ferdinands I. schildern, achtlos auf und ab.

Diese Piazza Reale, so nahe am Meer und doch nicht frei genug gelegen, da vorgebaute Paläste den Blick in die See sehr beschränken, köstlich gepflastert, daß sie einem Tanzsaale gleicht, von eleganten Gebäuden eingefaßt, ist für den neapolitanischen Staat sehr bezeichnend. Hat doch der König, der Hof, die Staatsgewalt hier den Sitz aufgeschlagen, und scheint es doch, als blicke man hier nicht in das Herz Neapels (das ist der Hafen), aber wol in das Centralorgan seiner denkenden und leitenden Thätigkeit. Hier fällt denn der Charak-

ter völliger Ungeschichtlichkeit, modernster Nüchternheit und Wesenlosigkeit auf, so in dem schönen königlichen Schlosse mit seiner glatten Façade, deren rötliche und graue Wandfläche, deren ermüdende Symmetrie eine matte und nüchterne Wirkung hervorbringt, so in den beiden ganz gleichen Seitenpalästen, so endlich in jenem Dom des heiligen Francesco di Paola, einem Abbild des Pantheon zu Rom, welches bei innerer Unselbständigkeit nur in der Art einer geistlosen Copie zu wirken im Stande ist. Selbst die beiden bronzenen Reiterstatuen Karls III., des Gründers der gegenwärtigen Dynastie, und Ferdinands I., Werke des Canova und des Antonio Cali, munter hellgrün in ihrer Farbe, glatt und leicht in ihren Formen, haben gar nicht den Charakter des geschichtlich Monumentalen, sondern nur den des zufällig Verzierenden. Und so ist überall hier der Geist des Gegenwärtigen, Modernen und einer flachen Heiterkeit verbreitet. Das königliche Schloß würde, ohne daß sein Charakter sich dagegen sträubte, als großes Gartenschloß und Villa in einen grünen Park sich verpflanzen lassen und das sein können, was Caserta oder das Schloß von Capodimonte ist, dem es ziemlich ähnlich sieht. Auch dies ist für dasselbe ganz wesentlich, daß San Carlo, das berühmte Theater, ja das größte aller Theater, mit ihm verbunden einen seiner Flügel vorstellt. Die Musen der Oper und des Ballets wohnen unter einem Dach mit dem Oberhaupt des Staats, und in einem Seitenhof, in welchen man von der Straße aus hinunterblickt, exerciren jeden Morgen Schweizer, von Kopf bis zu Fuß in nüchtern blaugraue Leinwand gekleidet, die ich niemals an-

blicken konnte, ohne zu finden, wie vortrefflich diese grauen Reihen mit der kalten Heiterkeit der Architectur des Schlosses zusammenstimmten.

Der König Ferdinand zürnt noch auf Neapel. Das Schloß war wie ausgestorben; der Hof befand sich in dem reizenden Ischia. Aber eines Tages kehrte er nach der Hauptstadt zurück, um dem Fest der Madonna auf dem Mercato beizuwohnen, welche eines fast gleichen Ansehens genießt wie ihre Schwester von Piedigrotta. Ich hatte also das Vergnügen, die königliche Familie und den gesammten Hof sowol nach dem Mercato, als zurück nach dem Residenzschlosse fahren zu sehen. Es war ein überaus prächtiger Zug von ungezählten, in Gold strotzenden Kutschen, welcher sich über den Largo di Castello nach dem Schloß bewegte, und plötzlich erhielt dies stumme und leblose Gebäude den Ausdruck höchster, stralender Lebendigkeit. Aus keinem Munde hörte ich den Ruf viva il re! Man entblößte die Häupter, wie man es thut, wenn die Glocken die Ave Mariazeit ankündigen. Prächtig nahm sich das Militär aus, zumal die Husaren auf schönen Pferden, in bunter, malerischer Tracht. In Rom nur an die Züge marschirender Franzosen gewöhnt, war es mir interessant genug, wieder national italienisches Militär zu sehen. Die Neapolitaner sind stattliche Soldaten, trefflich gekleidet, militärisch gehalten, aber man merkt ihnen an, daß sie nur Soldaten scheinen, daß sie gleichsam ein theatralisches Militär sind.

Es gibt in Rom charakteristische öffentliche Straßenerscheinungen, die stets paarweise einherwandelnden Kor-

porationen, welche in langen Zügen feierlich sich fortbewegen und in der Todtenstille und Leerheit der Straßen malerisch auffallen; sie sind höchst wesentlich für den Begriff der Stadt, weil sie dem Betrachter das aufschließen, was sich im innern Leben derselben geistig geordnet und gegliedert hat. Ich will der Hauptsache nach zusammenstellen, was so paarweise durch Rom wandelt: Züge der Mönche, der Nonnen, der Jungfrauen aus den verschiedensten Instituten, der armen Waisenkinder, Züge der Collegienschüler, der Roten, Schwarzen, Blauen, Weißen; Züge der Todtenbrüderschaften in ihren Capuzen, der Schwarzen, Grünen, Weißen, Violetten, endlich das Militär. Auch Neapel hat die meisten dieser stereotypen, wandelnden Erscheinungen, aber in der ungeheuren Menschenflut fallen sie nicht auf, und das Weltliche drängt das Geistliche zurück. Das Militär ragt hervor, und noch auffallender als dieses treten aus dem Straßengewühl jene unseligen Galeerensklaven heraus, welche paarweise und kettenklirrend, von Soldaten geleitet, je nach ihren Klassen bald in die Farbe des Mordes, blutrot, bald in die des Betrugs und der Schande, hochgelb, uniformirt, durch die Gassen und über die Plätze ziehen und selbst in meilenweiter Entfernung bei Portici und Torre del Greco noch den Blick entsetzen. Dies Schauspiel ist entwürdigend, zumal im Angesicht einer Natur, welche Herz und Seele erweitert und mit seligen Empfindungen des Lebensgenusses erfüllt.

Wie ich schon sagte, tritt in Neapel keine jener socialen Gliederungen so stark und für sich auffällig in die Erscheinung, wie in Rom. Und selbst Geistlichkeit

und Mönchschaft, wie allgemein bekannt, in unverhältnißmäßiger Anzahl vorhanden und das parasitische Gewächs, welches die Lebensentwicklung Neapels hindert, verlieren sich in der Menge, zu deren greller Buntheit allein sie beitragen. Ich habe an jenem Fest der Madonna del Mercato, wie später an vielen andern Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie auch hier alles in's Weltliche, Heitere, in's Volk selbst hineingezogen wird. Man geht nicht zum Fest, um den Anblick geistlichen Pomps oder kirchlicher Schaustellungen zu haben, man geht, um im Freien an der Dekoration der Natur sich zu ergötzen, in welche diese ungeheure Menschenmenge einen nicht zu sagenden Farbenreichtum hineinträgt. Ich sah das neapolitanische Volk in ungezählten Tausenden bei dem Feste Centesimo, dem hundertjährigen Besuch der Madonna des Posilip beim Könige, und nimmer sah ich ein ähnliches Festtheater. Die herrliche Chiaja und die Villa Reale bis an die Grotte des Posilip mit buntem Menschengewühl übergossen; Fahnen, Teppiche, Blumen überall; der Golf lichtstralend, im Bogen von der Chiaja bis zum Hafen hin sechs ausgeflaggte Kriegsschiffe aufgestellt, welche unabläßig feuerten. Gewühl und Getöne sinnverwirrend. Die Prozession aber unbedeutend, weder voll feierlicher Würde, noch von wirklichem Glanz, ja wunderlich für den, welcher eben aus Rom kam.

In Rom haben auch die kleinsten Prozessionen immer einen Anstrich von künstlerischer Schönheit, und man merkt wol, daß die Kunst wolthätige Wirkungen ausübt selbst noch bis auf die geringsten kirchlichen Darstellungen, Embleme, Sinnbilder und Figuren der Hei-

ligen. Nichts ist dort ganz des Sinnes für das Schöne baar; die Götter Griechenlands im Vatican und auf dem Kapitol wehren selbst noch von den christlichen Heiligen das allzu Christliche, das allzu Barocke oder Häßliche schützend ab. Solche Wirkung auf den Schönheitssinn im Volk übt in Neapel das bourbonische Museum gar nicht aus. Die Plastik, welche das römische Wesen durchaus zu bestimmen scheint, hat auf Neapel keinen Einfluß; eher und fast allein nur die Malerei, und ganz unbezweifelt das heitere Frescowerk von Pompeji, welches überall nachgebildet in die Augen fällt. Je phantastischer, desto beliebter.

Welche Bildwerke nun in kirchlichen Prozessionen Neapels zur Schau getragen werden, ist mir zu schildern nicht möglich. Ich sah die geschmacklosesten und abenteuerlichsten Ausgeburten bizarrer Phantasie einhertragen, in einer an das Indische grenzenden Uebertreibung. Was hier das Volk anzuschauen verträgt, lernt man schon aus den barocken Sculpturen von Heiligen kennen, welche an den Straßen stehen, auch aus jenen hölzernen Christusbildern, nicht etwa plastischen Figuren, sondern flach aus dem Brett geschnittenen Bildern, die auf den Plätzen hie und da zu finden sind.

Endlich muß man einen Blick in irgend eine Werkstätte der Heiligen Neapels thun, um sich gründlichst darüber zu belehren, wie in diesem Süden Religion und Kunst dem Volk vor die Sinne gebracht und von ihm empfangen wird. Ich war eines Tags in eine jener engen und unheimlichen Straßen gekommen, welche vom Hafen sich quer gegen die Berghöhen empor-

ziehen; der Anblick von emsig beschäftigten Künstlern, die in einem offenen Zimmer saßen, fesselte mich. Ich blickte in ein langes, tiefes, nach innen sich verdunkelndes Gemach; dort standen an den Wänden übereinander Reihen von schon fertigen Heiligenbildern, in der Mitte eine Agnes mit dem Lamm, im fliegenden weißen Röckchen, mit kirschrot gefärbten Wangen. Am Eingang arbeiteten Künstler, von denen einer eben beschäftigt war, eine hölzerne Puppe mit Flittern auszuputzen. Es gab da wol Hunderte von Heiligen in jeder beliebigen Größe von Puppengestalt bis zu menschlicher Höhe, mit Gold und Silber überflittert, in den ungeheuerlichsten Stellungen, geräderte, gespießte, mit dem Beil zerhackte, geschundene, an den Gliedern verstümmelte Figuren. Wie soll ich sie nennen? Wie ferner die entsetzliche Grellheit dieser Farben, oder die Ungeheuerlichkeit der Körpergestalten, wie endlich die bunte Menge von Amuletten und Symbolen des Aberglaubens bezeichnen, welche dort verfertigt umherlagen? Ich schaute diesen geheimnißvollen Künstlern zu. Wahrhaftig, man möchte sagen, sie machen Götter für das Volk, wie einst Homer und Hesiod die Götter gemacht haben. Mit diesem Blick in eine Fabrik neapolitanischer Heiligen, in dies lange, tiefe, schauerliche Zimmer glaubte ich einen Blick in die Religion des Volks selbst gethan zu haben, und ich gestehe, ganz verwirrt, ganz ekel ging ich hinweg und schöpfte wieder auf dem Molo Atem, als mein Auge auf die ewig reine, klare, heilig große Natur fiel. Nein, der Mensch ist nicht wie sie, ist nicht wie die Natur, die ihn umgibt; würde er sonst im Angesicht

dieses Meers, dieses Himmels und dieser Berge so abscheuliche, kleine, beflitterte Puppen anbeten können?

2.

Man merkt es bald an seinem eigenen innern Drange, daß alles Leben in Neapel nicht in die Stadt, sondern aus ihr hinaus in die Umgebung strebt. Neapel selbst hat geradezu etwas Abstoßendes; dies wüste Chaos himmelhoch getürmter Häuser mit barocken Architecturen, die Schwüle und der Staub der Straßen, das sinnbetäubende Gewühl, fesselt wahrlich nicht für lange; wer in Neapel verweilt, bleibt nur, weil die Natur rings umher das zauberhafteste Paradies aufgebaut hat, und weil man von der Stadt wie aus dem Mittelpunkt desselben überall hin in kurzer Zeit gelangen kann, nach Pompeji, wie nach Ischia, nach Sorrento, wie nach Bajä, auf den Vesuv, wie nach Capri.

Es gibt daher eine immerwährende Bewegung der Massen von der Stadt weg in's Freie, in drei Hauptrichtungen, welche zugleich die topographische Beschaffenheit Neapels bestimmen. Die eine geht zu den schönen Hügeln Capodimonte's hinauf durch die Pulsader Neapels, den Toledo, bis auf die obersten mit Villen bedeckten Anhöhen und die reizenden Eremitagen der Camaldoli; die zweite und dritte führen rechts und links vom Ende des Toledo längs des Meers, hier über den Hafen und die Marinella nach Portici, Pompeji und dem Vesuv, dort über die Chiaja den Posilip hinauf, oder durch die große Grotte nach Puzzuoli und Bajä.

Dies sind die drei großen Lebensströme Neapels; es gewährt ein einziges Schauspiel sie, namentlich des Nachmittags und Abends, in unablässiger Bewegung zu sehen. Hier rollen sowol die Karossen, als die Curriculi, die vom bebänderten Maulthier gezogenen zweirädrigen Wagen, in unabsehbarer Linie auf und nieder; in diesen Richtungen drängt sich auch alle Industrie, aller Luxus, aller Lebensbedarf zusammen: das Glänzende in den Magazinen des Toledo, dessen Untergeschosse Waarenlager jeder Art sind; das Notwendige zu den beiden andern Seiten am Meer. Doch auch hier mit einer besondern Eigentümlichkeit. Denn das elegante Neapel, dessen Gebiet eigentlich der Toledo ist, setzt sich noch über die Chiaja bis an die Grotte des Posilip fort. Die Chiaja ist einer der herrlichsten Quais der Welt; ihre modernen Paläste sind Wohnungen der Reichen, der Gesandten, und die ersten Hotels der Stadt. Vor ihnen liegt die Villa Reale, deren Garten nur den sogenannten anständigen Klassen geöffnet ist. Das Volksleben ist also hier ausgeschlossen; die vornehme Welt hat dies Gebiet für sich in Beschlag genommen. Selbst am Strande sieht man kaum einige Fischer, und die Bäder, die dort angelegt werden, kosten teures Geld, wenn man sie benutzen will. Erst wo die Chiaja sich nach der Grotte des Posilip und nach der Mergellina teilt, beginnt wieder das Revier der Volksbedürfnisse, des Volkslebens, der Fisch- und Gemüsemärkte in kleinerer Dimension, und der Schenken.

Es hat daher diese Richtung ein stilles und vornehmes Ansehen. Dies ändert sich wie mit einem Zau-

berschlage, wenn man über das Castell hinaus den Quai Santa Lucia betritt. Von hier ab ergießt sich das Volksleben, noch einmal auf kurzer Strecke durch das königliche Schloß unterbrochen und durch das Castell nuovo gleichsam gezügelt, in steigender Progression über den Molo und den Hafen hinaus längs des Quais der Marinella bis zum Mercato, dem großen Markt hin, und setzt sich, schwächer werdend, in den Vorstädten Neapels, man kann sagen, bis nach Portici fort. Den Uebergang vom aristokratischen Neapel zum demokratischen macht also Santa Lucia, welches einen gemischten Charakter hat, und wo die Gasthäuser zweiten Ranges stehen. Vom Hafen an, um den sich aller Verkehr zusammenhäuft, der die unteren Klassen in Bewegung setzt, und wie ein Centralpunkt nach allen Seiten eine unglaubliche Thätigkeit, Arbeit und Industrie ausstralt, wächst die Bewegung des Gewerbes, des Volksbedürfnisses, des Volksgenusses. Diese ganze Seite sieht verwohnt, verlebt, verarbeitet aus; der Quai ist schmutzig von Kohlenstaub und von unzähligem Material bedeckt, dichtgedrängt voll Lazzaroni, voll Barkenführer, Fischer, Hausirer. Hier findet sich alles zusammen, was die Lebensbedürfnisse erheischen und was die kleinen Händler für Spottpreise feil bieten. Hier kauft der gemeine Mann seine Kleider und Schuhe, und diese Waaren häufen sich in vielen engen Straßen von Untergeschoß zu Untergeschoß. Jeglicher Artikel häuslichen Bedarfs ist hier vorrätig. Hier sind die Volksboutiquen, die Kaffee- und die Liqueurschenken; hier stehen die Fruchttische bedeckt mit schon in Scheiben zerlegten Orangen und

Wassermelonen, die man für einen Tornese kauft und stehend verzehrt. Hier ist die Speise des gemeinen Mannes, die indische Feige, bereits geschält. Und hier sammeln sich auch die feineren Volksbedürfnisse, die Straßensalons der Volksunterhaltung. Jeden Nachmittag sieht man in einer Winkelgasse am Hafen einen Vorleser aus einem abgegriffenen Buch Romanzen, Rittergeschichten, Räubertragödien nachdrücklich vor einem Zuhörerkreise vortragen. Auch der Schreiber sitzt hier, welcher Liebesbriefe schreibt. Zerstreut auf der ganzen Marinella stehen die Pulcinellatheater, das Pullcinellhäuschen am Eingange, woraus die schnalzenden Töne des kleinen Männchens lockend herverschallen. Auch das höhere Volkstheater San Carlino befindet sich nahe am Hafen. Selbst für Bäder ist hier gesorgt; denn der ganze Quai wimmelt von Badehäusern, worin der Unbemittelte ein Bad erschwingen kann.

Aber all dies an's Meer und um das Schiffsgewühl des Hafens gedrängte Leben scheint noch Ebbe zu sein, vergleicht man es mit jener ungeheuren Flut, die sich über die beiden großen Speisemärkte Neapels ergießt. Ich meine den Porto nuovo und den Mercato, welche parallel neben der Marinella hinlaufen. Es ist nicht in Worte zu fassen, welche Volksmenge namentlich im Porto nuovo durcheinander wogt. Ganz Campanien scheint seine Früchte, und der ganze Golf alle seine Fische auf diesen Platz geworfen zu haben. Das Volk ist nur da, um zu kaufen, zu essen. Hier ist das Theater für den Hunger Neapels. Es ist ergötzlich dieses Gewühl in der Stille zu betrachten. Man flüchte sich in eine jener wunderlichen Garküchen, wo hinter Bretterverschlägen

die pizzi, große, flache und runde Kuchen, gegessen werden, welche mit Käse oder mit Schinkenstücken belegt sind, je nach dem Geschmack des Bestellers. Man fordert sie und in fünf Minuten sind sie gebacken. Es gehört der Magen eines Lazzarone dazu, sie zu verdauen.

Auf dem Mercato werden die Wochenmärkte gehalten. Der ungeheure Platz, dem Deutschen eine Stätte der Trauer, weil hier der letzte Hohenstaufe enthauptet ward, ist zugleich dadurch charakteristisch, daß auf ihm die Geschichte Masaniello's gespielt hat. Die Lazzaroni haben hier ihren König gekrönt und erschlagen. Er ist darum das historische Lokal des neapolitanischen Volks, der Bastilleplatz Neapels, blutig durch schreckliche Scenen der Volksjustiz, welche hier die Köpfe des Adels abschlug und zur Schau stellte, und schrecklich durch die Erinnerungen an die Pest.

Diese ungeheure Menschenwelt zu entwirren und in Gruppen ihrer besondern Art zu ordnen, möchte eine ebenso interessante als unendlich schwierige Aufgabe sein. Man hat so viele Darstellungen neapolitanischen Lebens, so viele fleißige und geistreiche Bücher, aber ihrer tausend könnte man zuvor gelesen haben und stünde doch vor diesem Wechsel der Erscheinungen ganz unberaten da.

Am ehesten läßt sich noch das Leben in Santa Lucia in einen Ramen zusammenfassen. Ich habe schon gesagt, daß dieser Quai, einer der merkwürdigsten Punkte Neapels, die neutrale Mitte ist, wo sich die obern und die untern Schichten der Bevölkerung begegnen und die mittlere Bürgerklasse den Sieg davongetragen hat. Der schöne

Quai von geringer Länge wird links von den Gebäuden des Schlosses, rechts von dem malerischen Castell dell' Ovo abgeschlossen. Fast in der Mitte des großen Bogens gelegen, welcher den Golf umfaßt, steht er offen gegen das Meer, und hier kann der Blick frei über die Wasserfläche streifen, weil kein Schiffsgewühl, wie im Hafen, ihn behindert. Die überaus köstliche Ansicht zieht daher sowol die Fremden in die Gasthäuser mittleren Ranges, welche sich in Santa Lucia aufgethan haben, als den Mittelstand auf den Quai, um Abends sich des unvergleichlichen Schauspiels und sonstiger Genüsse zu erfreuen.

Ich habe sechs Wochen auf Santa Lucia zugebracht. Wenn ich auf den Balkon meines Fensters trat, lagen vor meinem Blick der stralende Golf, der zweigegipfelte Vesuv, die weißen Städte an seinem Fuß, die malerischen Küsten von Castellamare und Sorrent bis zum Cap der Minerva, und die Felseninsel Capri. Jeden Morgen weckte mich der Golf selber, sobald er die Rosenhelle seines stillen Spiegels in mein Zimmer stralte, und jeden Morgen betrachtete ich das Wunder des Sonnenaufgangs und die unsagbare Farbenpracht der Berge und des Meers, welche auch die ungeheure Stadt zu entzünden und zu erwecken scheint. Diese Lage hat Santa Lucia; aber noch ein feenhafteres Schauspiel gewährt sie zur Vollmondzeit, weil dann der Mond mit beginnender Nacht über dem Vesuv steht und sein magisches Licht über Berge, Meer und Stadt ergießt, während den ganzen Golf bis zum Quai ein breiter Lichtstrom wundersam durchflutet. Der schwarze Mastenwald

im Hafen schwebt dann geisterhaft in einem weißen Silberdunst, der schlanke Leuchtturm funkelt matter, tausend Barken gleiten traumhaft wie dunkle Schatten über die Lichtfläche, tauchen auf und verschwinden, am Horizont steigt der schöne Fels von Capri aus der Nacht märchenhaft empor, und ganz überwältigend magisch still, wie phantasmagorische Lichtbilder, glänzen drüben die Somma, der Vesuv und die silberhellen Berge von Castellamare und Sorrent. Wer kann in solcher Nacht schlafen? Man steigt in Santa Lucia in eine Barke und rudert hinaus durch die phosphorescirenden Wellen, oder man setzt sich zum Volk auf den Quai und ißt frutti di mare.

Denn hier lärmt unmittelbar am Wasser die Nacht durch das fröhlichste Leben. In zwei Reihen stehen die kleinen Buden der Austernhändler. Santa Lucia ist der Sammelpunkt aller Meerfrüchte. Muscheln und Austern jeder Art liegen hier zierlich geordnet auf schrägen Laden. Jede Bude ist numerirt und mit dem Namen des Besitzers versehen. Unaufhörlich wird zum Genuß eingeladen; die Lichter flimmern; in ihrem Schein blitzen die wunderlichen, schönen, bizarren Muscheln reizend genug, und Seeigel, Seesterne, Meerkorallen, Krebse locken mit ihren seltsamen Formen und bunten Schalen weniger zum Genuß als zur Betrachtung. Das geheimnißvolle Reich der Tiefe ist hier aufgeschlossen; so märchenhaft sieht dieser kleine Muschelmarkt aus, wie ein Meeresweihnachten und alle Abend hat man die Freude des Anblicks.

Geht man die steinernen Treppen an das Wasser hinunter, so befindet man sich plötzlich in einem großen, nächtlich erleuchteten Saal unter freiem Himmel. Hier verzehrt das Volk an Tischen Austern und Maccaroni, und hier kann man auch die Maccaronivertilger anstaunen. Man macht sich wol das Vergnügen, einem Lazzarone oder einem Fischerjungen ein paar Gran zu schenken, damit er sich Maccaroni kaufe, und sich im Verschlingen derselben producire. Wo dieses Gewühl der zu Nacht Schmausenden endigt, beginnt eine andere bunte Scene. In einem Gewölbe sprudelt dort am Quai die Schwefelquelle von Santa Lucia. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht schöpfen dies Heilwasser Weiber und Mädchen mit unsaglichem Geschrei in Gläsern und bieten den Trank aus. Man sitzt auf Stülen umher, man trinkt ein Glas des mineralischen Wassers und ißt dazu kleine Kringel. Hier hat also der Mittelstand sein Vergnügen um wenig Geld. Der Einzelne wie die Familie findet sich hier ein, und wer nicht Maccaroni verzehrt, ergötzt sich wenigstens an der Schwefelquelle und an den Kringeln. Von allen Seiten strömen Besucher, von der Stadt her, wie aus den Barken, welche kommen und gehen. Und hier wirft auch die nächtliche Nymphe ihre Netze nach den Fremden aus. Die losen Mädchen kommen mit der Mutter oder gewöhnlich mit einer grauhaarigen Kupplerin, welche scheinbar die Ehrenwächterin spielt, nach Santa Lucia und knüpfen sehr ominös bei einem Glase Schwefelwasser ihr Liebesabenteuer an.

So ist der Abend auf Santa Lucia. Auch der Tag ist nicht minder geräuschvoll. Man badet hier öffentlich, vor den Augen der Welt. Von dem Quai am Castell dell' Ovo sieht man zu jeder Stunde Schaaren von

Buben und Jünglingen in das Wasser springen und köpflings ihre Schwimmkünste produciren. Die Neapolitaner schwimmen gleich Delphinen. Das Element erhält den Menschen im ursprünglichen Naturzustande; der warme Himmel bringt die Nacktheit wieder zu Ehren, und die herrlichsten Studien der Antike lassen sich hier auf der Straße machen. Dieser Gegensatz ist sehr grell; am Quai rollen die prächtigen Equipagen mit den elegantesten Menschen der höchsten Gesellschaft, und vor den Augen des besternten Prinzen, der feinsten Dame aus dem Salon von Paris oder London springen Schaaren nackter Menschen in paradiesischer Unschuld in die Wellen. Fischerbuben laufen nackt selbst auf die Straße und begrüßen mit vielen graziösen Verbeugungen und lebhafter Gesticulation den Fremden, der ihnen dann und wann einen Gran zu schenken pflegt. Ich machte mir oft das Vergnügen, vom vierten Stock meiner Wohnung herab diese nackten Buben mit einem Gran auf die Straße zu locken. Auf einen Wink sprangen sie ins Wasser, producirten ihre Künste und kehrten wassertriefend wieder zurück, um den Lohn zu empfangen. Den Anblick des Nackten wird man im ganzen Golf nicht los. Selbst auf die eisernen Gitter des Hafens klettern nackte Knaben, um sich dann von oben kopfüber in das Meer zu stürzen.

Seit dem 18. Mai 1853 ist landwärts noch eine Straße öffentlicher Bewegung des Volks eröffnet worden. Es ist die neue Strada Teresa, von dem jetzigen Könige angelegt und zu Ehren seiner Gemalin so genannt. Sie führt in einer Parabole von der Stadt um das Castell

Sant Elmo durch Hügel und Täler über den Vomero und mündet dann auf die Chiaja. Sie ist noch nicht vollendet, noch nicht gepflastert; über manche Austiefungen sind erst Bretter gelegt, aber schon jetzt wälzt sich der Volksstrom über sie hin; zahllose Reiter, zu Pferd, auf Eseln und Maulthieren, sprengen darauf einher, und Schaaren von Fußgängern durchziehen diese Anlage, zumal an den Sonn= und Festtagen. Es scheint, als genügten der Volksströmung Neapels jene drei angegebenen Richtungen nicht mehr, und als habe so das Leben dieser ungeheuren Stadt sich durch die Berge ein neues Bette gewühlt, um sich dann vom Vomero wieder auf die Chiaja zu ergießen.

Die neue Straße wird mit Häusern überall sich besetzen, aber immer den Charakter des Ländlichen behalten und dem Bedürfniß der Meeranwohner nach Landluft und Gartenluft vollkommen genügen. Schon jetzt ist sie die herrlichste Straße der Welt. Es wechseln hier die Ansichten der Stadt, des Golfs, der Berge und Inseln mit jeder Windung des Weges, mit jedem Hügel, mit jedem Tal; man weiß nicht, wohin schauen, in diese elysischen Seligkeiten des Meers und der Fernen, auf dieses lichtumflossene Amphitheater der Stadt, oder in jene üppigen Gärten voll der goldenen Orangen, der blühenden Granaten, der heitersten Villen, und auf jene malerischen Gruppen der schönsten Pinien, Palmen und Cypressen. Wer hier von der Natur nicht ergriffen und zu Tränen gerührt wird, muß wahrlich fühlloser sein, als eine ausgebrannte Lavaschlacke.

Man steigt zu der Straße von den Studien herauf,

wo stets Reihen von Eseln zum Vermieten bereit stehen. Besser wandelt es sich zu Fuß. Wir wollen hier hinaufgehen und vorwärtsschreitend nur die wechselnden Scenen still an einander reihen. Das ungefähr würde unser Auge nach einander festhalten: Castell Sant Elmo mit seinen weißen Mauern auf gelbbraunen Felsen, von Cactus, von der Aloe umwuchert, von grünen Ranken umschlungen; Gärten in der Tiefe; nun an einer Schenke vorüber, welche ganz in Weingewinden begraben liegt; wieder braune wüste Tufffelsen; ein Tal voll Citronen, Tulpenbäumen, Granaten, ein narkotisch süßer Duft überall; wieder eine Vorstadt mit städtischem Gewerbe; wieder freie, lachende Hügel, Blicke auf Landhäuser; eine Schlucht mit Cactus und Palmen; ein plötzlicher Blick auf die Stadt zur Linken, auf den Golf, auf Capri; ein Hain von Pinien, über welchem der Vesuv in dem zartesten Violett schwebt. Wieder eine wüste Felsenpartie; darauf Gärten und bizarre Landhäuser mit offenen Hallen. Eine ländliche Scene, Hirten, welche Ziegen treiben. Ein Kloster mit Staffage von Mönchen. Höhere Hügel mit Pinien, — ach, wer kann alle jene wonnesamen Bilder nennen! Meer, Himmel, Erde tanzen hier im Licht, und die Seele wird von dem balsamischen Duft der Pflanzen berauscht. Ich warf mich auf die Erde hin an einer Cypresse, ich blickte in die Gärten unter mir und sah den Weinreben zu, wie sie in bacchantischer Lust sich um die Bäume wanden, leicht bewegt vom lauen Hauch der Sommerluft. Sie kamen mir vor, wie die schwebenden Bacchantinnen von Pompeji. In einem Buch habe ich gelesen, wie sich ein

Gelehrter den Kopf mit der Frage zerbricht, warum die Bacchantinnen jener Fresken in der Luft tanzen; weil dies unnatürlich sei und die Füße doch auf dem Boden stehen müßten, so könnten, meinte der Pedant, diese Figuren eigentlich doch nur als Arabesken gelten. Es ist ein schreckliches Ding die Gelehrsamkeit und die Archäologie! Wie die Alten empfunden haben, fühlt man auch in diesem paradiesischen Grün auf dem Rücken liegend. Es ist eitel Bacchusdienst umher, die Seele wogt vor Lust in den Lüften wie eine Bacchantin mit dem Thyrsusstab, von der Erde weg schwingt sie sich, hebt sie sich über sich, wird ganz eine losgelöste Existenz, ein Jauchzen schwebender Lust.

Aber liegt es in der Schönheit der Natur oder nur in dem christlich gewöhnten Gemüt, daß die höchsten Wunder der Erde endlich doch immer zur Wehmut stimmen? Ich war auf eine Höhe hinaufgegangen; Schweizersoldaten saßen und zechten dort vor einer Strohschenke. Zu Füßen lag in abendlicher Klarheit das Meer mit den Eilanden Nisita, Procida und Ischia. Ich blieb von diesem Schauspiel hingerissen stehen. Ein gemeiner Schweizersoldat hatte sich zu mir gesellt und sagte plötzlich, auf dieses Paradies weisend, in wehmütigem Ton: „Ach, es ischt zu schön, es macht ganz traurig!“

3.

Ich habe nun die drei herrlichsten Seestädte Italiens, Genua, Neapel und Palermo gesehen, welche um den

Vorzug ihrer Lage streiten, und kann sie also mit einander vergleichen. Unbezweifelt wird hier Neapel den Sieg davontragen, denn welche Stadt rühmte sich eines so klassischen und ungeheuren Amphitheaters der Natur, eines solchen Golfs, des Vesuvs, der Küsten von Castellamare und Sorrent, und solcher zauberhaft schönen Inseln? Die Farbenpracht, die Größe und Weite dieses Totalbildes ist wol ohne Gleichen in der Welt; die Dimensionen sind so riesengroß, daß sie das Auge nicht zusammenfassen kann; ins Unendliche scheint sich hier das Werk der Menschen wie der Natur auszudehnen, und die schöne Erscheinung in Licht und Glanz weithin sich aufzulösen. Man kann dies Totalbild Neapel nicht übersehen, wenn man es aus der Nähe anschaut; es sondert sich dann gleich in Gruppen. Um es mit dem Blick ganz zu umspannen, will es einen verkleinernden Augenpunkt, die Perspective aus der Höhe oder die aus der Meeresferne, wo dann die Formen der Stadt sich verlieren, und nur die der Natur allein wirken.

Dagegen gewähren die kleineren Seestädte Genua und Palermo die Anschauung eines von dem prächtigsten Ramen übersichtlich umfaßten Gemäldes; jenes amphitheatralisch mit seinen schönen Palästen und Landhäusern auf die Berge hinaufgestellt, dieses mit seinen Kuppeln und Türmen im üppigsten Tal verbreitet und von braunen, ernsten, plastischen Bergen unbeschreiblich schön eingefaßt, welche zu beiden Seiten das Cap Pellegrino und das Vorgebirge Zaffarana in nicht zu großer Weite in das Meer hinausstrecken. Sie machen also ein Bild, dessen Farbenreichtum sowol als dessen Formen das Auge entzücken.

Bei Neapel ist alles Weite, ja in Licht schwimmende Unendlichkeit, welche die Sinne mit sich fortreißt und dem zerteilten Blick keine Ruhe gestatten will. Wo man auch seinen Standpunkt wählen mag, um Neapel anzuschauen, auf dem Castell Sant Elmo, auf Camaldoli oder auf dem Vesuv selber — und dies sind die erhabensten Standpunkte für dieses wunderbarste Panorama der Erde — überall wird sich Neapel selbst als Stadt formlos im Unendlichen verlieren, überall die Landschaft und das Meer übermächtig und bewältigend hervortreten. Die ungeheure Häusermasse, welche sich um den Golf ergossen hat, wirkt nicht durch ihre architectonischen Formen, sondern durch die Vorstellung von schrankenloser Ausdehnung, welche das Menschenleben in einer elysischen Natur genommen hat. Lage und Aussicht ist dem Menschen hier genug; es scheint, als habe er in der Bewunderung so bewältigender Herrlichkeiten und in der Entzückung an diesem Naturschauspiel seine Hände in den Schooß gelegt und es aufgegeben, mit der Natur in erhabenen Werken zu wetteifern. Nichts strebt aus diesem Häusermeer Neapels auf; endlos dehnen sich die platten Dächer, eben so viele Schauplätze, auf denen man des Anschauens froh werden kann; wenige Kirchenkuppeln, und diese klein und unscheinbar, fast nirgend ein Turm, unterbrechen die Einförmigkeit der horizontalen Linie. Unvergleichlich schöner und malerisch nimmt sich Constantinopel aus, dessen zahllose Kuppeln sich über die Stadt aufschwingen, und dessen schlanke Minarete über Cypressen und Pinien sich hinwegstreckend dem Gemälde der Stadt einen größeren Reiz geben.

Diese architectonische Unterschiedlosigkeit, ja völlige Unbedeutendheit Neapels ist mir immer höchst wesentlich für seinen Begriff erschienen. Sie spiegelt so vollständig auch die Geschichte des Landes ab, den Unbestand und Wechsel flüchtiger Herrschaften, das Unorganische, die Unentschiedenheit, die Bestimmungslosigkeit des Volksgeistes für irgend eine culturgeschichtliche Aufgabe, Passivität und Genuß, das Gegenwärtige, höchste Lebendigkeit der Sinne und allgemeine, heitere Lebensentfaltung. Die Geschichte hat hier keine Form gewonnen; deshalb ist auch die Stadt formlos und unmonumental im höchsten Grade. Weder der Geist der flüchtigen Dynastien, noch der Volksgeist hat sich hier in bestimmten Monumenten ausgesprochen; und Monumente sind Denkmäler von Culturprincipien, sinnliche Darstellungen des innern Wesens, der lebendigen Ideen, welche eine Zeit beherrscht haben oder noch beherrschen. Es ist für Neapel charakteristisch, daß seine vorzüglichste Culturleistung der Musik angehört. Scarlatti und sein Schüler Porpora, Leonardo Leo, Francesco Durante, Pergolese, Paisiello, Cimarosa und alle jene Meister, welche bis auf Bellini und Mercadante aus der musikalischen Schule Neapels hervorgingen, sind seine Größen. Alle anderen geistigen Potenzen, so viele glänzende Köpfe auch dies mit dem lebendigsten Geist ausgestattete Neapel hervorgebracht hat, haben entweder keine dauernde organische Entwicklung gewonnen, oder sind nur als einzelne Erscheinungen bedeutend.

Doch ich will nicht abschweifen. Denn im Angesicht Neapels wollte ich von seinem architectonischen Charakter reden. Dies geschichtslose und unmonumentale Wesen wird dem Beschauer noch mehr in die Augen fallen, wenn er eben aus Rom kam, welches die monumentalste Stadt der Welt, ja das Denkmal der Weltgeschichte selber ist. Aber auch abgesehen von diesem innern Charakter Roms, glaube ich, daß es keine Stadt auf der Erde gibt, welche so wie diese Landschaft und Architectur in völliges Gleichgewicht und Harmonie setzt, und wieder auch ohne die Natur gesehen, allein durch ihre architectonischen Massen den Geist zur Bewunderung zwingt. Man muß sich, um jene herrliche Verbindung des Landschaftlichen und Architectonischen zu erkennen, auf den Monte Testaccio, auf den Monte Mario, auf San Pietro in Montorio, auf den Turm des Capitols stellen; um die Größe der architectonischen Wirkung allein zu erfahren, genügt schon ein Blick vom Monte Pincio, wo die Stadt für sich selbst in majestätischen Formen, großen Linien, ernsten, gewaltigen Massen als ein erhabenes Riesenwerk der Geschichte sich darstellt. Hier bestimmen die Monumente der Culturperioden, die Ruinen des Heidentums, die triumphirende Kuppel des Christentums den Eindruck, die Richtung der Gedanken, die besondere Vorstellung. Man weiß, was Rom bedeutet.

Was sich nun in dem lebensheitern Neapel, dieser Stadt der Gegenwart, als architectonisch auffallend sondert und in die Augen springt, sind weder Ruinen noch Kirchen. Die Ueberreste des Altertums sind verschwunden; nie ward hier für die Ewigkeit gebaut. Das einzige, aber erstaunliche Monument alter Zeit, welches Neapel besitzt, sind seine Katakomben, die vielleicht nicht einmal

von denen in Syrakus an Ausdehnung erreicht werden; auch ist's die merkwürdige Grotte des Posilip. Beide Monumente der Vergangenheit sind unterirdisch. An Kirchen besitzt Neapel mehr als genug, aber sie zeichnen sich nicht aus; ja die wahrhaft demokratische Unterschiedslosigkeit, mit welcher sie sich anspruchslos den Häusern anreihen und in der Straße aufgehen, turmlos und mit schlechten Façaden, gibt den Beweis, daß das neapolitanische Volk, obwol von Geistlichen und Mönchen wimmelnd, dennoch zu jeder Zeit religiös indifferent gewesen sein muß. Begeisterung für die Größe der Kirche, für den Glauben hat hier nicht geherrscht; lange Zeit hat Neapel unter den Hohenstaufen mit den Päpsten in entschiedenem Kampf gelegen. Die Lebenslust hat endlich alles Geistliche verweltlichen müssen, und ich glaube recht deutlich spricht sich dies in dem neuesten kirchlichen Prachtbau Neapels aus, der Kirche San Francesco a Paola, welche Ferdinand I. für die Wiederherstellung seiner Herrschaft gelobt und gebaut hat. Diese Nachbildung des Pantheon zu Rom dient eigentlich nur zur Verschönerung der Piazza reale; und wie weit die Kirche davon entfernt ist, auf religiöse Würde Anspruch zu machen, kann man in ihrer Arkade sehen, in welche Läden hineingebaut sind, in denen Klaviere verkauft werden.

Auch die Paläste, nebst den Kirchen die ansehnlichsten Gebäude in italienischen Städten, verlieren sich in der Unendlichkeit der Häuser, umbaut und eingeengt, als große zum Teil geschmacklose Massen, oder selbst wenn sie durch Majestät imponiren könnten, wie der stolze,

burgartige Palast Maddalone, nicht recht genießbar, weil sie eben nicht frei genug stehen. So springt nirgend das Mittelalter, überall der moderne Charakter in die Augen.

Wer nun in diesem Sinn des architectonisch Auffallenden Neapel betrachtet, wird endlich finden, daß sich am meisten bemerklich machen die schönen Villen und Casinos auf den Hügeln, die Arsenale und Hafenbauten, das königliche Schloß und vor allem andern die drei großen Castelle. Ueberall treten sie in dem Totalbilde als die wesentlichen Glieder der großen Stadt hervor. Hoch auf dem Vomero tront über ganz Neapel das Castell Sant Elmo, unendlich malerisch gelegen und von bezaubernder Schönheit in der Morgen- oder Abendbeleuchtung; in den Golf hinein stehen die Castelle dell' Ovo und Castell nuovo, prächtige, bizarre, doch ernst drohende Massen aus grauem Tuff. So wird das feurige Roß Neapel gezügelt.

Es war mir nicht gestattet, das Innere des Castells dell' Ovo zu betreten. Es gehört zu den ältesten Gebäuden Neapels, da es schon dem Lucullus den Ursprung verdanken soll, und Romulus Augustus, der letzte Kaiser Roms, darin sein Leben beschloß. Friedrich II. vollendete es im Jahre 1221, ohne zu ahnen, daß es einst der trostlose Kerker seiner letzten Nachkommen werden sollte. Denn mehrere Jahre nach der unglücklichen Schlacht bei Benevent, in welcher König Manfred Reich und Leben verlor, schmachteten dort dessen Kinder in Ketten; nur seine Tochter Beatrix verdankte ihre Befreiung der sicilianischen Vesper. Es war am 5. Juni

1284, als die Sicilianer die große Seeschlacht im Angesicht von Neapel schlugen, unter dem Befehl des berühmten Admirals Ruggiero Loria. Karls von Anjou Tochter schaute derselben von den Zinnen des Castells zu, ängstlich des Ausganges harrend, und nicht minder besorgt mochte die unglückliche Tochter Manfreds der Entscheidung entgegengesehen haben. Jene Prinzessin sah die neapolitanische Flotte untergehen oder fliehen; ihr Bruder Karl ward gefangen; es kamen zwei sicilianische Galeeren vor das Castell; Loria forderte die unverzügliche Auslieferung der Tochter Manfred's, wo nicht, so drohte er, Karls von Anjou Sohn auf seinem Schiff im Angesicht Neapels enthaupten zu lassen. Die Gefangene ward aus dem Kerker gezogen und dem Sicilianer ausgeliefert. Nach achtzehn Jahren sah sie die Freiheit wieder; ihre ganze Jugend hatte sie im Gefängniß verlebt. Man führte sie im Triumph nach Messina, wo ihre Schwester Constanza, Gemalin Peters von Aragon, sie wie eine von den Todten Erstandene in die Arme schloß.

In derselben Burg endeten die Söhne Manfreds ihr Leben.

Das Castell nuovo ist noch bedeutender und das größte Architecturwerk Neapels. In ihm befindet sich der merkwürdige Triumphbogen, den Alfonso I. von Aragon im Jahre 1470 von Giuliano da Majano, oder nach andern von Pietro di Martino errichten ließ. Er spannt sich, auf korinthischen Säulen ruhend, zwischen zwei Türmen aus, und zeigt in mehreren Abteilungen über einander viele interessante Reliefs, die sich auf den Einzug jenes siegreichen Königs in Neapel beziehen. Die bronzenen Thüren sind das Werk des Guglielmo Monaco. Der Triumphbogen ist eins der bedeutendsten Monumente Neapels, und auch hier fällt es auf, daß ein solches Werk der Oeffentlichkeit entzogen, in einem Castell versteckt gehalten wird. Man hatte zwar die Absicht, es vor dem Dom aufzustellen, aber zufällige Bedenken verhinderten dies.

Das Castell nuovo ist eine Anlage Karls von Anjou aus dem Jahre 1283. Ueberhaupt sind es die Anjous gewesen, welche die größten Bauten in Neapel ausgeführt haben, und auch die wichtigsten Kirchen der Stadt schreiben sich aus ihrer Zeit her. Sie sind die wahren geschichtlichen Denkmäler Neapels, nicht allein um mancher Grabmäler willen, sondern weil sie ihre Entstehung größtenteils historischen Ereignissen zu verdanken haben. Wir werden das sofort sehen, wenn wir die größten Kirchen der Stadt anführen. Den Dom baute Karl I. auf den Ruinen eines Neptuntempels, und ihn vollendete Robert I. Er bezeichnet den Beginn der anjouinischen Epoche. San Domenico Maggiore baute Karl von Calabrien im Jahr 1289, um ein Gelübde zu lösen, welches er gethan hatte, als er in die Gefangenschaft des Ruggiero Loria fiel. San Lorenzo Maggiore gründete Karl I. im Jahre 1265, um ein Gelübde zu lösen, welches er nach der Schlacht von Benevent gelobt hatte. San Pietro Martire baute Karl II. von Anjou; Santa Chiara der König Robert im Jahre 1310; die Incoronata, verherrlicht durch Giottos Fresken, gründete Johanna I. zum Andenken

an ihre Vermälung mit Ludwig von Tarent. San Giovanni a Carbonara, Montoliveto, Sant Antonio Abbate bauten Ladislaus und Johanna. Auch das köstliche Kloster San Martino auf Sant Elmo verdankt Ursprung und Ausbau den Anjous, und endlich bezeichnen Carmine Maggiore und das Purgatorio del Mercato den Fall des Hohenstaufengeschlechts, weil in jener Kirche die Grabstätte Konradins und seine im Jahre 1847 von Maximilian von Baiern errichtete Statue sich befinden, und in dieser Kapelle die Porphyrsäule steht, welche Karl I. auf der Stelle soll errichtet haben, wo Konradin und Friedrich von Baden enthauptet wurden. Die Inschrift darauf lautet:

Asturis ungue, Leo pullum rapiens Aquilinum
Hic deplumavit acephalumque dedit.

Weder die Normannen noch die Hohenstaufen haben in Neapel irgend einen nennenswerten Bau ausgeführt, und keine jener maurisch-normännischen Architecturen, von denen Sicilien angefüllt ist, darf man hier suchen. Die Gründung der neuen Dynastie Anjou, welche sich nach dem Verlust Sicilien's auf Neapel beschränkte, entwickelte auch die einzige Blüte der Architectur und Sculptur, die Neapel hervorgebracht hat, und indem der romanische Baustil der Basiliken aufgegeben wurde, trat an seine Stelle der germanische. Diese Periode dauerte etwa bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts; ihr Gipfelpunkt ist die Regierung des kunstliebenden Königs Robert. Neapel brachte damals die beiden Masuccio hervor, von denen der Zweite auch als Bildhauer ausgezeichnet war. Er machte die Grabmäler des Karl von Durazzo, der Katharina von Oesterreich, Roberts von Artois und der Johanna von Durazzo in der von ihm nach älteren Plänen ausgeführten großen Kirche San Lorenzo; er baute auch die gothische Kirche Santa Chiara, und verfertigte dort hinter dem Hauptaltar das merkwürdigste Werk neapolitanischer Sculptur, das Grabmal Roberts, der im Jahre 1343 starb. Es erhebt sich im gothischen Tabernakelstil mit vielen Sculpturen; wenn auch die Formen noch nicht frei entwickelt sind, so machen diese Bildwerke doch immer den Eindruck künstlerischer Composition und wolthuender Naivetät. Santa Chiara ist reich an solchen Grabmonumenten, denn es liegen daselbst noch viele andere Anjous bestattet, Karl von Calabrien, Roberts Sohn, Johanna I. und mehrere Prinzessinnen.

Im Allgemeinen drängt sich vor den Grabmälern der Anjous die Bemerkung auf, daß sie alles wahrhaften Ernstes, aller imponirenden Würde baar sind. Wie wir an den Grabstätten dieser Herrscher, deren Geschlecht für die menschliche Cultur bedeutungslos gewesen ist und in wüster Lust und byzantinischen Gräueln unterging, nichts empfinden, was Rührung oder Nachdenken erweckt, so wußte auch die Sculptur an den Denkmälern eigentlich nichts Innerliches auszusprechen. Es ist ein Reichtum gothischer Ornamentik, schon nach dem Bizarren und Seltsamen neigend, bisweilen eine glückliche Naivetät, öfter ein wunderliches, geziertes Wesen. Man fühlt sich auch hier in Neapel. Und rettungslos, nicht durch den Verfall des Hauses Anjou,

nicht durch die Schuld der Zeiten, ging die neapolitanische Kunst in das Ueberladene und Bizarre über. Sie erzeugte dann dies ganz ungeheuerliche Wesen im Innern wie im Aeußern der Kirchen, Façaden von unsagbarem Charakter, wie jene von Gesu nuovo, die von einem Festungsbau entlehnt zu sein scheint, oder andere, die ganz kindisch ausschweifend sind; selbst die ältere gothische Architectur wurde durch öftere Restaurationen in Folge von Erdbeben in das Wüste und Uebertriebene hineingezogen.

Der Gipfel dieses Ungeschmacks sind die drei Obelisken della Concezione, di San Gennaro und di San Domenico, pyramidalisch aufgetürmte Stockwerke, welche auf der Spitze die vergoldeten Heiligen tragen und mit ganz unbeschreiblichen Bildwerken, Figuren und Ornamenten in schwülstiger Uebertreibung bedeckt sind.

Hier erkennt man bereits den Einfluß Spaniens, das unter seinen Vicekönigen, in einer Folge trostlosester Zeiten, jenes schöne Land Neapel beherrscht hat. Die Spanier haben manches Denkmal dieser Periode zurückgelassen; so auch die größte Fontäne, Fontana Medina, ein Werk des Domenico Auria, auf Befehl des Vicekönigs Olivares im Jahre 1593 entworfen. Dreimal wurde dieser Springbrunnen, unter Castro, Alba, Monterey, bald hier, bald dort aufgebaut, bis ihn Donna Anna Carafa, Gemalin des Vicekönigs Medina, auf seine jetzige Stelle setzen ließ. Auch er ist ohne große Wirkung, ein reiches, überladenes Figurenwerk von Tritonen, Delphinen, Meerwesen, aus deren Mitte sich über einer von drei Satyrn getragenen Muschel Neptun

erhebt. Aus seinem Dreizack springen, nicht übel anzusehen, Wasserstralen.

Das beste Denkmal spanischer Vicekönige wird immer der Toledo bleiben, welcher dem Vicekönig Pietro di Toledo aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts seinen Glanz verdankt.

Ich habe die merkwürdigen Katakomben Neapels besucht. Der Eindruck, den man dort empfängt, ist gemischt aus Grausen, Verwunderung und lebhaftestem Interesse an jenen dunkeln Zeiten, welche dieses unterirdische Werk schaffen und pflegen, ja mit Leben durchdringen und mit Kunst verzieren konnten.

Die Katakomben von Syrakus erscheinen minder düster, weil ihre Gallerien und Gräberstraßen durch feste Symmetrie geregelt werden. Dagegen sind die römischen Katakomben, so weit sie zugänglich gemacht wurden, nur enge, niedrige, kunstlose Gänge und Kammern von freilich unermeßlicher Ausdehnung; aber doch die merkwürdigsten, weil sie in der Hauptstadt der Welt selber die Stätten waren, wo das Christentum sein nächtliches Leben nährte und sich gleichsam aus der Erde emporwühlte, um endlich Rom und die Welt zu beherrschen.

Die Katakomben Neapels liegen gegen die nördlichen Höhen von Capo di Monte unterwärts in dem Tufffelsen, durchbrechen die Hügelkette, zwei, ja wie man behauptet, drei Stockwerke hoch, und dehnen sich als eine weite Todtenstadt bis gegen Puzzuoli aus. Kein Stein konnte leichter zu bearbeiten und kein Felsen leichter zu durchgraben sein, als dieser gelbe vulkanische Tuff Nea-

pels. Wie mit der Zeit solche unterirdische Hölungen und Stollen entstanden sind, kann man überall da in Neapel erkennen, wo diese Tuffwände als Steinbrüche für den Häuserbau angegriffen werden. So auf der neuen Straße des Posilip, wo sich Grotten, Austiefungen und Gemächer im Fels zeigen, die nun zu Vorratskammern, selbst zu Wohnungen benutzt werden.

Die ungeheuren Räume, welche so in der Erde entstanden und allmälig zu einem troglodytischen Labyrint anwuchsen, mußten von selbst zu irgend einer Benutzung sich darbieten. Man hat von den Kimmeriern gefabelt, den Anwohnern des neapolitanischen Meeres, daß sie sich hier in die Erde hineingewühlt hätten. Aber wer kann sich ein noch so rohes Menschengeschlecht vorstellen, welches im Angesicht einer solchen Natur, unter dem glücklichsten Himmel sich in ein unterirdisches Dunkel verkröche? Jene uralten Felsenwohnungen, wie sie im Tale Ispica und in Malta gefunden werden, öffnen sich doch immer dem Tageslicht. Gegen feindlichen Anfall und Bedrängniß konnten diese Räume wol Schutz bieten. Indem nun die Stadt anwuchs, die von dorther das Material zu ihren Häusern holte, war nichts natürlicher als der Gedanke, die Todten daselbst zu begraben. Daß nicht erst die Christen diesen Gebrauch von den Katakomben machten, ist unbezweifelt; daß bereits Römer und Griechen dort Grüfte anlegten, ist eine Thatsache. Man findet auch noch heute eine kleine Säule in einem ziemlich geräumigen Gemach der Katakomben, welche in griechischer Schrift das Wort Priapos lesen läßt.

Wann indessen der Gebrauch aufkam, ist ungewiß. Das Lokal, die Beschaffenheit des Bodens bedingte ihn, nicht die Sitte oder der Todtencultus von vorn herein. Wir wissen, daß die Römer ihre Grabmäler über der Erde erbauten, weil sie auf der Ebene wohnten; in bergigen Gegenden würden sie, wie die Etrusker, Felsengräber angelegt haben. Aber auch schon zur Zeit der Republik gruben sie Todtenstätten in den vulkanischen Tuff und legten unterirdische Gemächer an, worin sie die Sarkophage aufstellten, wie denn auch heute die Gräber der Scipionen ganz das Bild einer Katakombe im Kleinen gewähren.

Jene allgemeinen Katakomben nun werden ursprünglich der Begräbnißort des armen Volks gewesen sein, welches kostbare Denkmäler über der Erde nicht errichten konnte. Mit geringer Mühe war hier ein Grab in den Tuff gehauen, waren hier Loculi eingegraben, worin man die Aschenkrüge aufstellen konnte. Man findet in den Katakomben Neapels noch Malereien, welche durchaus der heidnischen Zeit und Vorstellungsweise angehören; die meisten freilich sind christlichen Ursprungs. Denn nachdem die verfolgte christliche Gemeinde in diesen unterirdischen Stätten Schutz gesucht und sie zum Vereinigungspunkt ihrer Andachtsübungen gemacht hatte, schmückte man die Grüfte der geliebten Todten, welche man in dem gemeinsamen Asyl bestattete, mit Bildern und Symbolen, die auf den Glauben sich bezogen. Die Formen dieser Darstellungen waren noch die hergebrachten heidnischen, und man erkennt den heitern Sinn der pompejanischen Arabesken auf den Wänden dieser Chri-

stengräber. Selbst die symbolischen Vorstellungen sind noch heidnisch, wie namentlich die vom Bacchus entlehnten Abbildungen der Weinlese und Kelter. Man sieht Rebengewinde, Genien, Trauben, an denen Vögel naschen. Christus wird als Orpheus vorgestellt. Dann entwickeln sich wesentlich christliche Symbole, Christus der gute Hirt, welcher das Lamm trägt und die Schafe weidet, der Hirsch, der Pfau, der Fisch, die Taube, das Bild des Kreuzes, Engel. Es macht einen seltsamen Eindruck diese nun leider durch den Dampf der Fackeln geschwärzten altchristlichen Wandbilder zu betrachten, und hier die Anfänge der christlichen Kunst aus der römischen Wandmalerei hervorgehen, vom pompejanischen Stil bis zu dem von Byzanz fortschreiten, und unmittelbar an die heidnische Mythologie eine neue christliche sich anschließen zu sehen, welche, wie die Religion selbst erst unterirdisch sich entfaltend, in der Folgezeit mit ihren Symbolen an das Tageslicht hervortreten und die Kirchen erfüllen sollte.

Hier liegt wahrlich das Samenkorn der christlichen Entwicklung, und wie es in eine Grabkatakombe gelegt gewesen und aus ihr emporstieg, so ist es kein Wunder, daß der Charakter des Christentums ein katakombenhaftes Wesen mit in die freie Luft hinübernahm: das Todtenhafte, Düstere, die schreckende Majestät der byzantinischen Heiligen und Christusfiguren, welche wie aus der Unterwelt heraufgestiegene Todtenrichter anzuschauen sind, — würden sie ohne das Katakombendunkel entstanden sein? Ja das Todtenhafte selbst der christlichen Lebensanschauung, asketische Weltentsagung, Märtyrertum,

Lebensverachtung, Lust am Schmerz, endlich finstere Unduldsamkeit und Fanatismus, würden sie dem Christentum so tief in das Wesen eingedrückt worden sein, wenn es seinen Cultus in der heitern, sonnigen Luft über der Erde, in der fröhlichen Natur oben würde entwickelt haben und nicht wäre gezwungen worden, in der dunkeln Grabhöhle bei düsterem Fackellicht, in beständiger Angst vor dem Verfolger bei den Grüften der Märtyrer zu wohnen?

So hat mich denn in Neapel nichts so tief bewegt, als der Eintritt in diese Katakomben, und der Eintritt in Pompeji. Beide so nahe bei einander sind unschätzbare Denkmäler der menschlichen Geschichte; beide liegen im Schooß der Erde; und man kann die Katakomben wahrlich das Pompeji des Christentums nennen. Beide erschließen uns den tiefsten Blick in zwei große Perioden der Menschheit; ihr Widerspruch kann nicht greller sein. Sehen wir dort die nun auch leichenhaft und grausig öden Wohnungen des Heidentums, so lacht uns doch aus Haus und Säulentempel wie von den bemalten Wänden der lebensheitere Menschensinn entgegen, der sich mit den Formen des anmutig Schönen umgibt und unter und mit seinen Göttern genießt, welche er in das Reich der Poesie gestellt hat. Hier blicken wir in die Wohnstätte eines andern und doch desselben Menschengeschlechts. Es sind Griechen und Römer, wie jene in Pompeji, noch derselben Periode angehörig, und wie verschieden! Den heitern, pompejanischen Geist scheinen sie noch nicht vergessen zu haben, selbst in der Wüste der Katakomben. Wie in der Erinnerung haben sie die pompejanische

Freske, die zierliche Arabeske, die Weinkelter des Dionysos auf die dunkeln Wände übertragen; aber sie schmücken Gräber. Sie selbst sitzen an Gräbern, sie genießen unter und mit den Todten ihre Liebesmale, die Agapen. Sie erfüllen diese düstern Gallerien mit ihren Klagegesängen und ihren monotonen Gebeten. Einst werden sie hervorkommen; sie werden an das Tageslicht mit sich nehmen fürchterliche Götter, von schreckendem Angesicht, wie das Medusenhaupt, Götter des Todes, vor denen das schöne Leben der Natur versteinern wird, Märtyrer, Todtenschädel, zahllose Gebeine, Knochensplitter, Reliquien der Todten, welche über die Welt sich verbreiten werden, und die man einst auf jene Altäre zur Anbetung niederlegen wird, wo die schönen Statuen griechischer Götter standen. Das wird aus diesen Katakomben hervorsteigen, und mehr als der Vesuv über Pompeji ausschüttete, wird die Katakombe über die Welt ergießen — Asche der Trauer.

Sollten diese unheimlichen Vorstellungen vielleicht mehr als Katakombenphantasieen sein? Ich lasse es auf sich beruhen. Es gibt kein besseres Lokal für speculative Theologie und Gespenster, als jene Grüfte. Die Luft ist dumpf, feucht und schauerlich; tiefes Dunkel oder ein grauer Dämmerschein, Modergeruch, fürchterliche Todtenstille. In die wirren Kammern, durch die langen, verworrenen Gallerien, zu deren Seiten mit Knochen und Moder gefüllte Gräber sich endlos ausdehnen, oder Nischen und Loculi sich sehen lassen, schlüpft man hinein, wühlt man sich hervor. Grell leuchten die Fackeln in die Schatten, und herauf zu den Malereien in den

Nischen, zu Gestalten der Abgeschiedenen, die mit aufgehobenen Händen, gespenstisch und überirdisch herunterblicken. Verwischte Inschriften, griechische, römische, selbst hebräische, ob zu entziffern oder nicht, und zahllose Symbole, Monogramme, Zeichen bringen recht in's Bewußtsein, daß man in einer Welt sich befindet, wo alles Mysterium, Allegorie und Rätsel ist. Zwei Hospitaliten von San Gennaro dei Poveri, Greise, die in jenem Kloster am Eingang der Katakomben verpflegt werden und die Fremden in die Grüfte führen, halten die Fackeln, erklären und gehen voran. Passendere Führer in diese Unterwelt kann man nicht finden. Sie schleichen in ihren langen, blauen Kutten, die Fackeln in den Händen, wahrlich wie Gespenster; von Alter gekrümmt, mit silberweißem Haar, eingefallene Gesichter und todtenbleich; wenn ich diese Alten betrachtete, so schienen sie mir bereits todt wie die Gerippe, welche ihr Fackelschein beleuchtete, und als wankten sie schon tausend Jahre in den Katakomben. Der Eine las vor zwei Figuren in einer Nische, indem er die Fackel hielt: Votum solvimus nos quorum nomina deus scit: Wir haben unser Gelübde gelöst, wir deren Namen Gott weiß. Man muß es an Ort und Stelle empfinden, wie bei einmal aufgeregter Phantasie solche mysteriöse Sprüche sich anhören; mir schien es, als sagten diesen Spruch die beiden Alten von sich selber, und als wollten sie mir damit zu verstehen geben, daß sie bereits abgeschieden seien. Ich sah ihnen in's Gesicht, und wie sie so dastanden in ihren Kutten und mit diesen todtenfarbenen Gesichtern, überkam mich ein heimliches Grauen;

ich wollte nichts mehr hören noch sehen. Diese Mysterien, dieser tiefe, schwarze, nächtige Grund des Lebens, in welchen uns die Natur wieder einmal hinunterstürzt, — bliebe er doch dem menschlichen Auge stets verschlossen. Mir ward unendlich weh, in den Spalt der Schöpfung hinunterzusehen. Ich bat die Alten, mich wieder an's Licht zu führen, ich hätte genug. Sie lächelten, und schlichen nun zurück. Am Eingang überzeugte ich mich denn auch, daß sie beide noch lebten, denn sie bedankten sich herzlich für das Silberstück, das ich ihnen gab, ihr altes Herz mit einem Trunk Wein zu erlaben.

Um sich nun auch mit dem Gedanken an den Tod auszusöhnen, kann man nichts Besseres thun, als von jenen Katakomben nach dem neuen Campo Santo Neapels hinüberzugehen. Man sagt, daß er der schönste Friedhof Europas sei, und wol möchte ich es glauben, denn seine Lage ist so entzückend, wie seine Monumente inmitten eines paradiesischen Gartens freundlich und dem Auge wolgefällig sind. Man hat ihn auf einem Hügel unter Poggio reale angelegt, welcher die Straße nach Nola beherrscht, und von wo aus das herrliche Panorama auf Stadt und Golf, die Küsten von Sorrent, den Vesuv und die reiche Vegetation zu seinen Füßen offen liegt. Dieser Hügel ist ganz mit Grabmonumenten bedeckt, welche meistens in der Form kleiner, sehr zierlicher Säulentempel sich erheben. Sie bilden hier bisweilen ganze Straßen, da sie auf beiden Seiten sich aneinander reihen, und indem man zwischen ihnen hingeht, möchte man ungefähr in kleinerem Maßstab die Vorstellung von dem haben, was einst die Via Appia

gewesen ist. Andere stehen wieder in andern Gruppen vereint, oder schließen sich zu einer kleinen Todtenstadt zusammen. Etwa auf der Höhe des Hügels erhebt sich eine Säulenhalle und eine Kirche von ziemlichem Umfange, wo Todtenmessen gelesen werden. Auch hat man weiterhin ein sehr zierliches kleines Kloster in gothischem Stil aufgebaut, worin zwölf Kapuzinermönche wohnen und Gottesdienst halten. Die größte Anzahl jener Tempel gehört den Brüderschaften Neapels; diese höchst wolthätigen Vereine zum Zweck der Bestattung von Todten, ohne Frage die trefflichsten socialen Gemeinschaften, da sie auch Kranke und Notleidende pflegen, belaufen sich auf die Zahl 174. Man liest ihre Namen an den Frontispizen der einzelnen Grabmäler. Andere Monumente sind Familiengräber. Die kleinen Tempel haben Raum zu einer Kapelle, welche durch eine Gitterthüre verschlossen wird. Es befindet sich darin ein kleiner Altar, ein Madonnenbild, die ewige Lampe; auch fehlt es nicht an Bildern und Büsten der Todten. Hier können sich denn die Nachgebliebenen zum Gebet versammeln und sind nicht ganz von der Gemeinschaft mit geliebten Todten getrennt. In jeder Weise erinnern diese Grabmonumente an die der Alten: heiter und sinnreich, sauber und anmutig, in schönen Formen, selbst in pompejanischer Weise mit Farben geschmückt, machen sie einen ungemein beruhigenden und versöhnenden Eindruck. Dazu diese Haine von blühenden Bäumen, diese Oleanderbüsche, Amaranten, Tulpenbäume, diese köstlichen Hortensien, blühenden Myrten all überall; sie drängen alles Düstere und Farblose zurück; wenn man hier unter

solcher Blütenpracht dasitzt, den Blick auf das gesegnete Campanien und das abendlich verklärte Meer gerichtet, muß man glauben, daß den Todten hier recht wol gebettet sei. Der schöne Kirchhof wurde erst im Jahre 1845 eingeweiht.

4.

Man wird schwerlich Neapel verlassen, ohne den Vesuv bestiegen zu haben; aber nicht viele mag es geben, die auch seinen Zwillingsbruder, den schönen Berg Somma besuchten. Alles Interesse nimmt der rauchende Vulcan in Beschlag, und es bleibt seine zweite, ausgebrannte Spitze unbeachtet; und doch so gar schön gipfelt sich die Somma mit ihren steilen schwarzen Lavawänden neben dem Vesuv empor, und senkt ihre grünbewaldete Seite in die Ebene Campaniens allmälig nieder.

Ich beschloß eine Fahrt auf den Berg, denn schon ein Blick von seinem Gipfel auf den Aschenkegel des Vesuv dürfte belohnend sein, da dieser, so von oben herab und in unmittelbarer Nähe angeschaut, sich in einer neuen Form darstellen muß. Wir waren eine heitere Gesellschaft von sieben Männern, darunter auch zwei Naturforscher, ein französischer Zoolog, und ein Arzt aus Tambow in Rußland. Um 6 Uhr des Morgens fuhren wir von der Stadt aus, und nachdem wir San Giovanni passirt hatten, wendeten wir uns links durch blühendes Gartenland nach Santa Anastasia zu Füßen der Somma. Wir nahmen uns hier Führer, die des

Weges durch die Bergwaldung kundig waren. Ein kräftiges Weib trug unsern Speisekorb, und zwei malerisch aussehende Männer, von denen der eine im Gürtel einen langen Dolch und auf der Schulter eine Flinte mit sich führte, schritten uns vorauf. So setzte sich die kleine Karavane in der fröhlichsten Laune in Bewegung, entzückt durch den stralenden Himmel des Julimorgens und durch die schon jetzt wundersame Fernsicht in das Paradies Campaniens, welches der Somma zu Füßen ausgebreitet liegt.

Wir stiegen zuerst durch Weinberge aufwärts, in denen der edle Wein von Somma wächst, dann kamen wir in schattige Castanienwälder, bis das Aufsteigen immer beschwerlicher und die Bergsenkungen immer steiler wurden. Durchweg und bis gegen die Kanten des Gipfels ist die Somma mit Castanienwuchs bedeckt und mit einer üppigen Flora geziert. Die herrlichsten Blumen, Feuerlilien zumal, Nelken, Lychnis, Trifolium, purpurnes Antirrhinum, die köstliche Valeriana lockten den Botaniker, während der Zoolog auf die bunten Schmetterlinge eifrig Jagd machte.

Je weiter wir hinaufstiegen, desto wegloser wurde der Berg; nicht einmal Hirten haben ihre Straße hier ausgetreten; oft verschwinden die schmalen Pfade, und verlieren sich in Gebüschen oder in wildzerrissenen Abgründen und Schluchten. Wir fanden tiefe, steile Rinnen, nun trocken gelegte Betten der Regenflut, deren Wände in vulcanischer Aufschichtung bald Asche, bald Lapilli, bald feste Lava bildeten.

Drei von unserer Gesellschaft stiegen in eine solche

vulcanische Schlucht nieder, mit Hammer und Schaufel ausgerüstet, um den Crystallisationen nachzuspüren. Wir fanden ihrer genug in den Grotten, welche hier von der basaltischen Lava und den verhärteten Aschenschichten gebildet sind. Vielfache Eisencrystalle und das herrlichste vulcanische Gestein liegt teils auf dem Boden, teils läßt es sich hervorschlagen; die mineralogische Ausbeute könnte hier groß sein, wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, und die Gefahr nicht scheut, von den ziemlich lockern Wänden der Schluchten verschüttet zu werden.

Mit Gestein beschwert gesellten wir uns wieder zu den Andern, die unterdeß im Schatten des Baumwuchses auf uns gewartet hatten. Wir stiegen rüstig weiter, bis wir, von der Anstrengung des pfadlosen Kletterns und der Sonnenglut erschöpft, ungefähr auf dem zweiten Drittel des Bergs an einer Quelle niedersanken. Die Quellen sind auf der Somma sparsam; unsere Führer nannten diese, deren Wasser nicht reichlich, aber erquickend frisch war, Fontana di Menone. Wir beschlossen sie in der That Quelle des Memnon zu taufen, den Castanienhügel aber, auf dem sie fließt, den Berg des Memnon zu nennen. Auch ist ja alles Gestein ringsum tönend, weil es gebrannt ist; schlägt man mit einem Eisen oder nur mit einem Stock an diese graublauen Tuffe, so klingen sie mit fast metallischem Ton, nicht anders als auch die Säulen auf dem Forum in Pompeji klingen, wenn man an sie schlägt.

Höher hinauf wurde der Berg immer wüster, mehr und mehr häufte sich die Asche und das Lapilligebröckel; das Aufsteigen ward beschwerlicher, aber auch immer

lohnender die Aussicht. Vom Vesuv sahen wir noch nichts, weil der steile Kamm der Somma ihn verdeckte; dagegen erweiterte sich landhinein der Horizont fast mit jedem Schritt und umfaßte eine der erhabensten Ansichten von der Bai von Bajä und den Gipfeln Ischia's über Neapel und den Golf hinweg, über die Ebene von Caserta und das ganze große Gartenland Mittelcampaniens bis gegen die Berge von Sarno hin. Vom Golf, an dem sich das unermeßliche Neapel die Hügel hinaufzieht, bis so weit das Auge zu den Apenninen, zu den Bergen von Mattese und Santa Vergine reicht, dehnt sich diese selige Ebene aus; sie gleicht einem ungeheuren Park, von weißen Wegen durchschnitten und bedeckt mit Schlössern, Villen, Kirchen und Klöstern, und mit Städten, die im Grünen inselgleich hervorschimmern. Auf dem letzten Vorhügel unter dem Kamm der Somma standen wir von Entzücken hingerissen, denn wir konnten nun Neapel und das Meer auf der einen, die Ebene Campaniens auf der andern Seite wie mit einem Blick übersehen.

Wir zählten folgende Städte: Santa Anastasia und Somma, weiterhin Pomigliano d'Arco, Acerra, Afragola, Santa Maria unterhalb Capua, rechts von hier Caserta und sein Schloß, Maddaloni zu Füßen blauer Berge, gerade vor uns, über Somma hinaus, Marigliano, und weiterhin Nola, dann Ottajano, Palma und Sarno, wo die Berge zur äußersten Rechten bei Nocera die Ebene schließen. Es war heute das Fest der Mutter der Gnaden. Aus den Städten unten drang wie ein dumpfes Pelotonfeuer der Schall von

Kanonenschlägen aufwärts, und wie wir hoch auf dem nun ausgebrannten Krater der Somma standen, glichen die rollenden Schüsse vulcanischen Feuern, die im Innern des Bergs verknatterten.

Wenn man dies herrliche Meer und Land zu Füßen überblickt, so begreift man, daß wer einst hier Herrscher war eher sterben als den Verlust verschmerzen mochte; so die Schwaben, so Aragon, so Joachim Murat. Auf einem solchen Standpunkt mochte einst der freidenkende Kaiser Friedrich II. ausgerufen haben: „Jehovah hätte seinem Moses das gelobte Land weniger angepriesen, hätte er Neapel gesehen.“ Und noch wartete ein neues, größeres Schauspiel auf uns. Noch sahen wir den Vesuv nicht; wir näherten uns dem Gipfel der Somma, welchen ein hölzernes Kreuz als den höchsten Punkt bezeichnet, und noch ein paar Schritte auf dem scharfen Grat vorwärts, so wuchs plötzlich aus dem Boden empor, so stand vor uns die unbeschreibliche Gestalt des Aschenkegels, nah und nächst uns gegenüber. In grellstem Contrast wurde der Blick von den entzückenden Gefilden Campaniens nun in die graue, leichenstarre Todeswüste hineingerissen, wo die freudenlose Natur in Asche trauert. Die Gewalt dieses Gegensatzes kann ich nicht mit Worten schildern, noch den Eindruck bezeichnen, den der plötzliche Anblick des dampfenden Aschenberges machte; schien er doch mit einemmal in dämonischer Furchtbarkeit aus dem finstern Höllenschlund schwefelflammend emporzusteigen.

Von keinem Punkt aus kann der Vesuv ein gleiches Bild gewähren wie von der Spitze der Somma, die

ihn an Höhe beinahe erreicht. Wenn man auf dem Wege von Resina zu ihm emporklimmt, sieht man ihn nur von unten auf, hier von oben nach unten; man schaut fast in seinen Rachen hinein, und sieht ihn in seiner vollen Gestalt auf dem herlichsten Hintergrund von Landschaft und Meer; außerdem hat man das wüste Theater des Sommakraters vor sich mit allen seinen abgestürzten Lavawänden, die sich schwindeltief herabsenken. Wer nun endlich vom Fuß des Vesuvs sich zum Aschenkegel emporwindet, sieht überhaupt nicht mehr die Gestalt desselben, sondern nur seine Asche und seine Lavafelder.

Drei von uns wagten sich auf dem schmalen Grat der Somma bis an die äußerste Spitze vorwärts, und hier war die Scene diese: dreifach zerschmettert und zerrissen gipfelt sich die Somma dreimal, nach dem Vesuv senkrecht hingestürzt. Zur Rechten und zur Linken starrt der alte zerschellte Krater, ein schwarzer zerbrochener Rachen; rötliche und graue Felsenzinken, massige scharfe Lavasplitter werden von wüst zusammengeballtem vulcanischen Geschiebe unterbrochen. Wenn der Beschauer auf dem mittelsten Auslauf des Sommarandes steht, sieht er diesen Rand in pyramidischen Bildungen halbkreisförmig um den Vesuv gebogen, von dem er durch den schwarzen Abgrund getrennt wird. Nah vor den Augen steht der Kegel, überwältigend erhaben, vom Scheitel bis zum Fuß in Asche gehüllt, graugelb von Farbe, nur an den Seiten wo ihn die Lava überfloß, tiefschwarz gestreift; der Kraterrand hochgelb und weiß umfaßt, einen leichten Dampf ausatmend.

Allmälig verschwindet der Schauer des ersten Eindrucks, und mit der Bewunderung des Erhabenen verbindet sich das Entzücken über die sanften Formen und Linien dieses schönen Kegels, wie über die nicht zu beschreibende Zartheit seiner Farben. Ich kenne keine Ansicht der Natur, in welcher sich eine so vollkommene Verbindung des Furchtbaren mit dem Reizenden zeigte wie in dem Aschenkegel des Vesuvs; und nun, da ich auch den Krater des Aetna bestiegen habe, darf ich sagen, jene Verbindung ist das Charakteristische, welches dem Vesuv eigen ist. Es ist wahrlich stille, ruhende, schwermütige Majestät; die zarte Farbe der Asche, mit deren Anblick sich zugleich die Vorstellung des Sanften und Weichen verbindet, ihr bräunlicher oder bläulich milder Ton, endlich die schönen Linien des Kegels kommen hinzu um eine wunderbar harmonische Erscheinung hervorzubringen. Wenn nun die glänzende blaue Meeresfläche, das violette Gebirge und die duftige Landschaft den grauen Aschenkegel als Hintergrund von den Seiten umgeben, und so diese lebhafteren und stralenden Farben gleichsam hervorquellen, wird hier eine bezaubernde Farbenstimmung hervorgebracht.

Der Blick mag sich von dieser Gestalt nicht losreißen, und doch lockt ihn wieder die unsaglich heitere Meeresbläue, der segelbedeckte Golf und am Horizont das herrlich geschnittene Eiland Capri. Auf der Linken taucht der Blick nicht minder froh in den Ufersaum von Castellamare und in die rebenumgrünten Landschaften von Bosche tre Case, Bosche Reali, Scafati und Lettera hinab.

Wir lagerten auf der steilen Wand der Somma, alle Seligkeit der Welt in Himmel, Erde, Meer über, um und unter uns verbreitet. Ruhig ließ uns der Vesuv gewähren; nur aus dem hochgelben Schwefelrande dampfte er, um uns zu sagen, daß mitten in das Paradies aller Wonnen der Dämon der Zerstörung hingestellt sei. Jene beiden Lavastreifen, welche den Aschenkegel schwarz einfassen, sind die erstarrten Ströme zweier jüngerer Eruptionen. Der auf der linken Seite schreibt sich vom Jahre 1850 her. Damals hatten sich an der Seite des Vesuvs, ziemlich gegen den Fuß des Aschenkegels hin, fünf kleine Krater gebildet; wir sahen und zählten diese sonderbaren schwarzen Kegelchen. Herr B. zeigte mir auch die Stellen, wo beim Ausbruch von 1847 ein Amerikaner und ein Deutscher ums Leben kamen. Tollkühn sich vorwagend wurden beide von glühenden Steinen niedergeschlagen. Der Deutsche, dem ein Stein beide Beine zerschmettert hatte, starb am Fuß des Vesuvs selber, der Amerikaner, nachdem der Brand seinen zerschmetterten Arm ergriffen, im Spital zu Neapel.

Ein wunderbares Schicksal traf im Jahre 1822 einen Schuster aus Sorrent. Er war auf den Vesuv gegangen ohne einen Führer mitzunehmen. Der Krater, ausgeleert durch den Ausbruch vom Jahre 1820, lag frei; der verwegene Schuster stieg hinein, und es wandelte ihn die Lust an, dem Höllengeist nicht allein in den glühenden Rachen zu schauen, sondern ihm als ein obscöner Titane noch ein Schimpflicheres anzuthun. In dieser vulcanischen Verunglimpfung begriffen überfiel ihn ein Schwin-

del; der Mann stürzte in den Krater hinab. Erstarrte Lava hielt ihn auf. Mit einem zerschmetterten Bein und Arm blieb er in dieser Lage zwei Tage lang am innern Kraterrande schweben, bis einige Vesuvfahrer am dritten Tage sein Wimmern hörten. An Seilen zog man den Unglücklichen in die Höhe; der Schuster aber schien die unzerstörliche Natur Ahasvers zu haben, denn er kam aus dem Spital von Neapel lebend und gesund in seine Heimat zurück. Diese schrecklich heitere Geschichte erzählte uns Don Michele, Pfarrer der Einsiedelei auf dem Vesuv, zu dem wir hinabgestiegen waren. Denn nach einer Stunde Aufenthalts hatten wir den Gipfel der Somma verlassen, um rechts fort zu der Einsiedelei hinabzugehen.

Die Scene wechselte hier. Ein Nebel kam über den Vesuv gezogen, und ein heftiger Wind jagte sein Gewölk durch Schluchten und Felswände über den Aschenkegel fort — ein prachtvoller Luftkampf, der dem wüsten Schauplatz neues Leben und neuen Reiz gewährte, wenn durch die flatternden Nebelgespinnste Felszacken, Lavablöcke und Krater hervorgrauten. Der Nebel teilte sich bald, und vor unsern Füßen lag wieder das ganze Paradies, Neapel, der stralende Golf, Capri, Ischia, Misen, und rechts hin die campanische Ebene.

„Voilà la Cléopâtre!" Dieser seltsame Ruf weckte mich aus allen Betrachtungen. Es war der 67jährige französische Naturforscher, der ihn zu wiederholten malen ausstieß, und fortsprang, die Kleopatra zu fangen, der neue und doch so alte Antonius. Die Neigungen der Menschen sind seltsam. Dieser liebenswürdige Greis, von dem heitersten Temperament und von unermüdlicher Kraft, würdigte weder den Vesuv noch die Landschaft eines Blicks: er hatte nur Augen für die kleinen Schmetterlinge.

Wir waren auf dem steilen Rand der Somma nicht ohne Gefahr hinuntergestiegen, und nach einem mühsamen Weg über Asche und über Lavageschiebe aus dem Jahre 1850, die nun in ihrer Erstarrung einem schwarzen Sturzacker gleich sehen, gelangten wir sehr ermüdet zu dem Einsiedler. Die kleine Einsiedelei liegt nahe am Observatorium, einem zierlichen Gebäude von entzückender, weithin herrschender Lage. Zweihundertjährige Linden umgeben sie in deutscher Traulichkeit, und ihre vom Vulcan unversehrte Kraft belehrte uns, daß dieser Punkt besonders geschützt sei. Es fällt nämlich der Aschen- und Steinregen in einer Parabole über die Einsiedelei hinweg, und der Hügel, auf welchem das Kirchlein steht, wird von dem Vesuv durch eine tiefe Austalung geschieden, also vor jedem Lavastrom geschützt. Außerdem zeigte uns ein schwarzes Schild mit gelben Messingbuchstaben, daß das Ganze in die Magdeburger Feuerversicherungsgesellschaft eingekauft sei. Am Heerde des Vulcans und in unmittelbarer Nähe seiner furchtbaren Verwüstungen ein Magdeburger Feuerversicherungspatent — das ist gewiß im höchsten Maß ergötzlich.

In frühern Jahren wohnte ein wirklicher Eremit an dem Kirchlein von San Salvadore; der Pfarrer von Resina hat ihn aus der einträglichen Stelle verjagt und kommt nun selber von Zeit zu Zeit hinauf,

dort Messe zu lesen und die Gäste mit Lacrimä Christi zu bewirten. Die kleine Gemeinde besteht aus einigen Colonen, die am Fuß des Vesuvs zerstreut sich angesiedelt haben, ferner aus der Bewohnerschaft des Observatorium, und der Gendarmenwache. Zur Pfingstzeit wird hier ein Fest gefeiert; dann kommen von den umliegenden Städten wol 12000 Menschen herauf und ziehen in Procession von San Salvadore bis zum Kreuz am Fuß des Vesuvs, um mit Gebeten den fürchterlichen Feuerdämon zu beschwichtigen. Nun ruht der Berg seit dem Jahre 1850, und auch damals war seine Verheerung nicht groß, der Lavastrom floß gegen Ottajano in ziemlicher Breite, verwüstete die Gärten des Fürsten dieses Namens und zerstörte das Kloster der heiligen Teresa wie einige Wohnungen.

Nach einem herrlichen Mal bei dem Pfarrer Don Michele, der uns obenein die liberalste Rechnung machte, weil er unsern Freund B. persönlich kannte, stiegen wir über die Lavaströme nach Resina hinunter. Dieses schwarze, endlose Lavafeld gewährt einen trostlosen Anblick. Aber auch hier ist der Mensch in seiner alles bewältigenden Industrie bewundernswert; denn kaum ist der Lavastrom erkaltet, so macht er sich daran, ihn zu benutzen. Selbst im Observatorium fand ich die bizarrsten künstlichen Grotten und Gartenumzäunungen von Lava, und in der Einsiedelei hatten wir unsern Kaffee auf einem zierlich gearbeiteten Tisch von Lava getrunken. Man meißelt selbst Büsten aus diesem Material, und wie herrlich es nach der Politur sich ausnimmt, sollte ich erst in Catania erfahren, wo die Mannichfaltigkeit

der Aetnalaven und ihre schöne Färbung mich in Erstaunen setzte.

Wir stiegen nun nach Resina nieder. Scharf gränzt hier die Lavawüste an die üppigste Rebenvegetation, und unmittelbar an der Lava und in der Asche selbst entwickelt der Granatbaum seine köstlichen Blüten, welche so brennend rot sind, als wären sie Blumen gediegenen Feuers. —

Die Fahrt war so heiter und so lohnend gewesen, daß wir beschlossen bald eine ähnliche zu unternehmen, und so rollte mit uns wenige Tage darauf der Wagen von neuem über die Magdalenenbrücke nach dem Vesuv hinaus. Diesmal wollten wir seine Ansicht von der entgegengesetzten Seite genießen. Wir fuhren also nach den Lavaströmen von 1850, die sich über Bosche tre Case und Bosche Reali hinaus erstrecken. Zum erstenmal sah ich hier diese merkwürdigen Dörfer, die auf der gefährlichsten Stelle am Vesuv selber sich angesiedelt haben. Ihre verlassene Lage mitten unter dem schönsten Grün, welches die vulcanischen Mächte nähren, ist so reizend idyllisch wie die der Aetnadörfer; aber noch mehr als diese haben sie ein ganz orientalisches Ansehen. Klein und gewölbt wie die Häuser auf Capri, sind ihre Wohnungen aus der schwarzen Lava gebaut, und selbst die Türme der Kirchen bestehen aus diesem düstern Material. Das Volk sieht wild, scheu und ärmlich aus — nirgends ein schönes Antlitz. Wir waren in einer Schenke in Bosche Reali abgestiegen, um von dort aus unsere Wanderung nach dem Lavafelde fortzusetzen. Vergebens fragten wir nach Früchten; unsere Begierde

nach ihnen wurde durch die Unmöglichkeit sie aufzutreiben gesteigert. Da bemerkten wir plötzlich, daß ein Pferd neben unserm Tisch aus einem Eimer mit größter Seelenruhe Johannisbrodfrüchte fraß. Es gab nun eine wunderliche Scene, da wir alle über den Eimer herfielen und das schmackhafte Pferdefutter mit verzehren halfen. Hier erfuhr ich's handgreiflich, daß man in Neapel die Pferde mit Johannisbrod füttert.

Wir besuchten die Lavaströme. Scharf haben sie in die Weingärten hineingeschnitten, so daß unmittelbar an der Lava vieljährige Ulmenbäume stehen, um welche die Rebe ihre dreifachen Guirlanden schlingt. Um so grauenhafter erscheint durch den Contrast des heitersten Lebens der Natur die schreckliche Verwüstung. Ich sah nun auch die Trümmer vom Palast des Duca di Miranda in der Lava und Spuren anderer verheerter Wohnungen. Immer gleich prächtig zeigte sich auch von dieser Seite der Aschenkegel.

So war ich denn genugsam in die Mysterien des Vulcans eingeweiht, um nun endlich auch seinen Krater zu ersteigen. Ich hatte mir oft erzählen lassen, daß dieses Anklimmen auf den Aschenkegel des Vesuvs ermüdender sei, als die Besteigung des Aetnakegels. Nachdem ich beide Mühsale genossen habe, darf ich sagen, daß mir das Erklettern des Vesuvs wie ein Spaziergang vorkommt gegen die ungeheure Anstrengung, welche der Aetnakegel kostet, zumal in so verdünnter Luft und bei so starken Gasausströmungen des heißen und schwankenden Bodens. Ja, wenn man durch jene phlegräischen schwarzen Wüsten des Aetna, die nimmer zu enden scheinen, und über jene gigantischen Lavafelder stundenlang geritten ist, will dieser städte- und volkverschlingende Vesuv sich zu einem artigen Feuerspielzeug für die Neapolitaner verkleinern. Indeß gewährt sein Krater in seiner Kleinheit doch ein gedrängteres und lebhafteres, farbenglühenderes Gemälde der Hölle als ich auf dem Aetnakrater sah.

Es war eine köstliche Nacht als ich vom Vesuv herunterstieg. Die Sonne war im Meer von Ponza verglommen; bei wachsender Dunkelheit leuchteten die Städte der campanischen Ebene und Neapel in funkelnden Lichtern, und am tiefblauen Himmel stand durch die Unendlichkeiten des Raums hingezogen das feurige kriegverkündende Bild des Kometen — ein großer Anblick und die Seele ergreifend, weil auf einem Vulcan angestaunt.

5.

Man hatte mich in Neapel auf das Fest des heil. Paulinus in Nola aufmerksam gemacht, als auf eine höchst merkwürdige Erscheinung. Ganz Campanien, so sagte man, ströme dort zusammen, und es gebe ein Schauspiel das seines Gleichen nicht mehr habe. Ich machte mich also am 26. Juni dorthin auf, ohnehin neugierig Nola kennen zu lernen, welches so manche Erinnerung darbietet: Marcellus hatte einst vor den Toren Nola's dem großen Hannibal die erste Niederlage beigebracht, der Kaiser Augustus war hier gestorben, Tiberius hatte hier seine Herrschaft angetreten. Wer

wüßte ferner nicht, welche unerschöpfliche Fundgrube herrlicher Vasen Nola geworden ist; die schönsten, welche das bourbonische Museum besitzt, hat man hier, in Ruvo und in Santa Agata dei Goti gefunden, und wer sie gesehen hat, wird sich mit Vergnügen jener großen nolanischen Vase erinnern, welche in einer figurenreichen Composition die Zerstörung Troja's darstellt. Endlich müssen wir auch der Erfindung der Glocken gedenken, deren sich diese campanische Stadt rühmt; und auch der heil. Paulinus, einst Bischof der Stadt, ein trefflicher Poet und gelehrter Kirchenvater, ist ein gar nicht zu verachtender Stolz Nola's.

Saverino de Rinaldis hat ihn in einem lateinischen Epos besungen. Dies Gedicht ist dem Virgil nachgeahmt, und heißt die Paolineide. Ich kaufte es mir eines Tags im Hafen zu Neapel, wo es mir bei einem Straßenbuchhändler in die Hände fiel, aber obwol mich das wunderliche Fest des Heiligen genug für ihn interessirt hatte, brachte ich es doch nicht über mich das Gedicht auszulesen. So viel wollen wir uns merken, daß der berühmte Mann im Jahre 351 in der heutigen Gascogne geboren war, daß sein Vater, Präfect von Gallien, sich noch zum Heidentum bekannte, und daß auch der Sohn darin aufwuchs. In Bordò zum Christentum übergetreten, wurde Paulinus bald sein eifrigster Anhänger. Er hatte den Consulat erlangt, und war zum Verwalter der Provinz Campanien ernannt worden. Hier verlegte er seinen Sitz von der Hauptstadt Capua nach Nola, aus keinem andern Grund, als weil dort der heil. Bischof Felix begraben lag, und

durch seine Wunder alle Welt herbeizog. Er entsagte dem weltlichen Leben; seine innern Neigungen und unglückliche Erfahrungen trieben ihn zum geistlichen Stande; war er doch einst des Brudermordes öffentlich angeklagt gewesen, und nur durch die Dazwischenkunft seines Lehrers Felix von der fürchterlichen Anklage gereinigt worden. Paulinus wurde Geistlicher; sein Genie als Dichter und gelehrter Kirchenschriftsteller brachte ihm Ansehen, sein heiliger Lebenswandel eine gränzenlose Verehrung. Er wurde der Nachfolger des heil. Felix auf dem Bischofsstul zu Nola. Als er im Jahre 431 gestorben war, begrub man ihn in der Kathedrale; später kam sein Körper nach Benevent, und endlich in die Kirche des heil. Bartholomäus in Rom.

Was nun Paulinus im Gemüte des Volks lebendig erhält, sind weder sein Genie noch seine Wunder, sondern es ist eine gute That, die von ihm berichtet wird. Als er nämlich Bischof war, wurde der einzige Sohn einer nolanischen Wittwe von den Vandalen in die Sklaverei nach Afrika hinweggeführt. Paulinus machte sich in christlicher Selbstaufopferung auf die Reise, den Sohn zu lösen, und an seiner Stelle das Joch der Knechtschaft zu tragen. Nach vollbrachtem Werk kehrte er aus Libyen heim; die Nolaner aber zogen ihm aus der Stadt festlich entgegen, holten ihn ein und führten ihn mit Musik und Tänzen und seltsamen Feierlichkeiten auf seinen Bischofssitz zurück. Das war geschehen am 26. Juni eines ungewissen Jahrs; das Andenken dieses Tags wird nun alljährlich in Nola gefeiert, und versammelt eine unglaubliche Menschen-

menge, welche von den weitentlegensten Gegenden Campaniens heranzieht, an dem seltsamsten Volksfest teil zu nehmen.

Ich begab mich am frühen Morgen auf die nolanische Eisenbahn. Die Fahrpreise waren auf ein Minimum herabgesetzt, der Zudrang groß, alle Straßen mit Wagen jeder Art bedeckt, welche auf dem Landweg nach Nola eilten. Eine und eine Viertelstunde lang fuhr der Zug durch das blühende, weinrebenumgürtete Land, dessen unerschöpfliche Fülle ein ewiges Fest der Natur scheint. In Nola angelangt, sah ich hier schon vor den Toren eine unabsehbare Menschenflut sich gegen die Stadt ergießen. Ein Krammarkt war am Eingang aufgeschlagen, die alte Stadtmauer und ein daran stoßender Turm beklebt mit riesengroßen Bildern; da gab's im Turm selber die gran Foca marina zu sehen, und Trompeter wie Ausschreier machten über diesen Seehund einen unsaglichen Lärm von Trompetenstößen und Anpreisungen. Zugleich erscholl aus einem gegenüberstehenden Hause wüste Musik, und das alles übertönende Geschrei von Schauspielern, die auf einem Brett stehend zu ihren Künsten einluden. Nicht zu sagen ist die bunte Menge von Waaren, welche in den Buden ausgerufen wurden, noch der Lärm der in die Stadt Strömenden, noch die Grellheit der Farben, die sich hier in Tüchern und Kleidern und in den zahllosen Fähnchen zusammenfanden, welche man in Händen schwang.

Kaum war ich in die wimmelnde Stadt eingetreten, als mich eine nie gesehene Erscheinung verwirrte. Rauschende Musik drang aus einer Seitenstraße, ein

sonderbares Ungetüm kam dahergewandelt, dessen Anblick mich aus Campanien geradezu nach Indien oder nach Japan versetzte. Ich sah einen hohen, grell mit Gold, Silber und Rot überkleideten Turm von Lastträgern herbeitragen; er war fünf Stockwerke hoch, aus Säulen aufgebaut, mit Frontispizen, Friesen, Nischen, Bogen, unzähligen Figuren geschmückt, zu beiden Seiten mit bunten Fähnchen besteckt, mit Goldpapier, mit roten Decken, mit jeglichen Farben überzogen. Die Säulen metallglänzend rot, die Nischen goldgrundig mit den ausschweifendsten Arabesken verziert; die Figuren Genien, Engel, Heilige, Ritter in den buntesten Costümen; sie standen stockwerkweise übereinander, hielten Füllhörner in den Händen, oder Blumenbüsche, Guirlanden oder Fahnen. Alles rauschte, knitterte, flatterte in der Luft, da der Turm selber auf den Schultern von etwa dreißig Lastträgern hin- und herschwankte. Es saßen in seinem untersten Stockwerk blumenbekränzte Mädchen, mitten inne ein Chor von Musikanten, mit Trompeten, Pauken, Triangeln, Zinken eine sinnverwirrende Musik erhebend.

So bewegte sich dieser Turm langsam weiter, über die Häuser der Straße wegragend, und oben auf der Spitze einen sonnenstralenden Heiligen gen Himmel haltend; und nun hörte ich auch von einer andern Seite her schallende Musik, und sah über den Häusern weg hie und da noch einen, und wieder einen und immer wieder mehrere solcher Wandeltürme hervorragen.

Mein Gott, fragte ich einen neben mir stehenden Mann, was ist denn dieses? Er antwortete mir in

einer unverständlichen Sprache, von der ich nichts begriff als die Worte guglia di San Paolino. „Ihr müßt wissen“, bemerkte hierauf ein Neapolitaner, welcher sich zu mir wandte, „daß dies die Festobelisken für den Heiligen sind; denn als er aus der Barbarei nach Nola zurückkehrte, gingen ihm die Bürger dieser Stadt tanzend entgegen, und trugen eben solche Obelisken vor sich her. Da könnt Ihr auch die andern sehen, sie alle ziehen nach der Kathedrale, um zu tanzen.“

Wir eilten auf den Platz des Doms, denn dort sollten jene Obelisken aufgestellt werden. Es kamen ihrer neun von verschiedenen Seiten herangezogen. Sie mochten alle von der nämlichen Größe sein, bis auf den einen Turm, den größten von allen, der sich 102 Palm hoch erhob, und dieser gehörte der Körperschaft der Landbauern an. Jedes bedeutende Gewerk (arte) stellt nämlich einen solchen Obelisken für das Fest her. Man arbeitet daran vier bis sechs Monate. Die Kosten dazu werden von den Gewerken aufgebracht, und belaufen sich für jeden Turm auf etwa 96 neapolitanische Ducaten.

Als ich diese sonderbaren Erscheinungen in der Nähe betrachtete, fiel mir erst auf, daß sie die architectonischen Abbilder jener barocken und bizarren Obelisken sind, welche auf einzelnen Plätzen Neapels stehen, und durch ihre ausschweifende, gränzenlos phantastische Sculptur und Architectur von der Richtung neapolitanischer Phantasie ein so auffallendes Zeugniß geben.

Ein jeder der Obelisken hat seinen Standort in einer Straße neben dem Haus eines angesehenen Gewerkmeisters. Man zimmert dort das wunderliche Wesen unter einem mit Leinwand überzogenen hohen Verschlag auf, welcher die Arbeiter und das Werk vor der Witterung schützt. Aus Mastbäumen und Querstangen macht man das erste Gerippe; man setzt Stockwerk auf Stockwerk, dann überkleidet man das Ganze mit Papiertapeten, doch nur an der Fronte und den Seiten, denn die vierte hintere Seite ist nur mit Myrtenästen, grünen Zweigen und einem Wald von Fähnchen überdeckt. Die Nebenseiten zeigen auf der bunten Papierverkleidung schwebende Genien, welche Guirlanden halten. Auf das kunstreichste wird die Vorderseite dargestellt; Maler wie Architecten sind dabei reichlich beschäftigt. Jedes Stockwerk hat korinthische Säulen, zwischen ihnen Nischen, darüber einen Fries. Man füllt die Nischen mit Gestalten aus; in die des untersten Stockwerks stellt man lebende Figuren: Mädchen oder Knaben, welche kurze Röcke und goldpapierne Helme tragen. In der mittleren Nische steht das Hauptbild: auf dem Obelisken der Landbauern oder Schnitter war es eine kolossale Judith in prachtvollem Gewand, das Haupt des Holofernes in der Hand erhebend; in anderen Obelisken Heilige und Schutzpatrone. Nun folgen über dem Mittelbild und an den Seiten jedes Stockwerks Figuren mit den verschiedenartigsten Emblemen: Engel welche Fahnen, andere welche Harfen tragen, Genien mit Blumenkränzen und Füllhörnern. In der Mittelnische des obersten Stockwerks steht ein Engel, der ein Weihrauchfaß schwingt; dann folgt die goldene Kuppel, die das Ganze krönt, oder eine lilienartige Ausschweifung, über der sich

das oberste Heiligenbild abschließend erhebt. Auf dem Obelisken der Schnitter war dies der heil. Georg mit dem Malteserkreuz und einer weißen Fahne in der Hand.

Welchem Gewerk jeder Obelisk angehöre, sagt ein Attribut, das vom Fries der Mittelnische herabhängt; am Obelisken der Schnitter sah man eine Sichel; an dem der Bäcker zwei gewaltige Kringel; bei den Fleischern ein Stück Fleisch; die Gärtner hatten einen Kürbiß; die Schneider eine weiße Weste; die Schuster einen Schuh; die Pizzicaroli einen Käse; die Weinhändler eine Flasche herausgehängt. Nun ging jedem Obelisken noch ein Emblemträger vorauf: bei den Gärtnern ein Jüngling, welcher ein Füllhorn trug; bei den Schenkwirten sah ich zwei Doppelfiguren vorauftragen, angelehnt an einen versilberten Pfeiler, worauf ein Weintönnchen lag. Mir schienen diese Figuren dem Sanct Peter und Sanct Paul ähnlich zu sein.

Die Obelisken zogen, ein jeder mit dem Musikchor im untersten Stockwerk, nach der Kathedrale. Die rauschenden Klänge, die unabsehbar wogende Menschenmasse in den lebhaftesten Farben, mit den zahllosen Fähnchen von Gold und Silberpapier, die von Blumen und Mädchen lachenden Balcone der Häuser, die hereintaumelnden bizarren Türme, die flimmernde Sonnenglut des campanischen Himmels — dies war ein so sonderbares, grelles, schreiendes Schauspiel, daß es mich betäubte und mitten in das Heidentum zurückversetzte. Den Zug des Hauptobelisken eröffneten zwei sehr kleine, in deren Unterstock bekränzte Kinder saßen, dann folgte

ein Schiff, worauf ein als Türke gekleideter Knabe saß, eine Granatblume in der Hand. Hinter diesem Schiff trug man ein großes Kriegsfahrzeug mitsammt einem Stück Meer, das ihm als Fundament diente, und auf das vollendetste ausgerüstet. Auf dem Bugspriet stand ein junger Mensch in maurischer Tracht, vergnüglich eine Cigarre rauchend, auf dem Steuerbord aber kniete vor einem Altar die Figur des heil. Paulinus selber.

Sobald nun ein Obelisk vor dem Dom anlangte, begann das seltsamste Schauspiel; denn der ungeheure Turm begann zur schallenden Musik zu tanzen. Vor den Trägern her schritt einer mit dem Stab, und indem er den Tact angab, bewegten sich jene im tanzenden Rhythmus hin und her. Der Koloß schwankte, er schien fallen zu wollen; die Figuren bewegten sich, die Fahnen rauschten. Einen Turm auf lebendiger Menschen Schultern also balanciren zu sehen, war mir eine ganz unerhörte Erscheinung. Und so stellte sich jeder Obelisk tanzend vor dem Dome dar; dann und wann tanzte einer gegen den andern. Der Einzeltanz und Gegentanz währte etwa fünf Minuten. Hierauf blieb der Obelisk vor der Kathedrale stehen, und sobald er dort Posto gefaßt hatte, begann vor ihm ein Ringeltanz von Jünglingen und Männern. Deren zwanzig etwa schlossen sich im Kreise so zusammen, daß ein jeder seine Arme auf die Schultern seiner Nebentänzer legte; während sie in dieser Stellung im Kreise sich bewegten, führten in der Mitte des Ringes zwei Solotänzer die graziösesten Touren auf. Sie hoben einen dritten auf ihre Arme, und indem sie mit ihm tanzten, tanzte dieser selbst in liegender Stellung

das oberste Heiligenbild abschließend erhebt. Auf dem Obelisken der Schnitter war dies der heil. Georg mit dem Malteserkreuz und einer weißen Fahne in der Hand.

Welchem Gewerk jeder Obelisk angehöre, sagt ein Attribut, das vom Fries der Mittelnische herabhängt; am Obelisken der Schnitter sah man eine Sichel; an dem der Bäcker zwei gewaltige Kringel; bei den Fleischern ein Stück Fleisch; die Gärtner hatten einen Kürbiß; die Schneider eine weiße Weste; die Schuster einen Schuh; die Pizzicaroli einen Käse; die Weinhändler eine Flasche herausgehängt. Nun ging jedem Obelisken noch ein Emblemträger vorauf: bei den Gärtnern ein Jüngling, welcher ein Füllhorn trug; bei den Schenkwirten sah ich zwei Doppelfiguren vorauftragen, angelehnt an einen versilberten Pfeiler, worauf ein Weintönnchen lag. Mir schienen diese Figuren dem Sanct Peter und Sanct Paul ähnlich zu sein.

Die Obelisken zogen, ein jeder mit dem Musikchor im untersten Stockwerk, nach der Kathedrale. Die rauschenden Klänge, die unabsehbar wogende Menschenmasse in den lebhaftesten Farben, mit den zahllosen Fähnchen von Gold und Silberpapier, die von Blumen und Mädchen lachenden Balcone der Häuser, die hereintaumelnden bizarren Türme, die flimmernde Sonnenglut des campanischen Himmels — dies war ein so sonderbares, grelles, schreiendes Schauspiel, daß es mich betäubte und mitten in das Heidentum zurückversetzte. Den Zug des Hauptobelisken eröffneten zwei sehr kleine, in deren Unterstock bekränzte Kinder saßen, dann folgte ein Schiff, worauf ein als Türke gekleideter Knabe saß, eine Granatblume in der Hand. Hinter diesem Schiff trug man ein großes Kriegsfahrzeug mitsammt einem Stück Meer, das ihm als Fundament diente, und auf das vollendetste ausgerüstet. Auf dem Bugspriet stand ein junger Mensch in maurischer Tracht, vergnüglich eine Cigarre rauchend, auf dem Steuerbord aber kniete vor einem Altar die Figur des heil. Paulinus selber.

Sobald nun ein Obelisk vor dem Dom anlangte, begann das seltsamste Schauspiel; denn der ungeheure Turm begann zur schallenden Musik zu tanzen. Vor den Trägern her schritt einer mit dem Stab, und indem er den Tact angab, bewegten sich jene im tanzenden Rhythmus hin und her. Der Koloß schwankte, er schien fallen zu wollen; die Figuren bewegten sich, die Fahnen rauschten. Einen Turm auf lebendiger Menschen Schultern also balanciren zu sehen, war mir eine ganz unerhörte Erscheinung. Und so stellte sich jeder Obelisk tanzend vor dem Dome dar; dann und wann tanzte einer gegen den andern. Der Einzeltanz und Gegentanz währte etwa fünf Minuten. Hierauf blieb der Obelisk vor der Kathedrale stehen, und sobald er dort Posto gefaßt hatte, begann vor ihm ein Ringeltanz von Jünglingen und Männern. Deren zwanzig etwa schlossen sich im Kreise so zusammen, daß ein jeder seine Arme auf die Schultern seiner Nebentänzer legte; während sie in dieser Stellung im Kreise sich bewegten, führten in der Mitte des Ringes zwei Solotänzer die graziösesten Touren auf. Sie hoben einen dritten auf ihre Arme, und indem sie mit ihm tanzten, tanzte dieser selbst in liegender Stellung

mit den Gliedern. Zuletzt ward er matter und matter, bis er vom Taumel hingenommen das Haupt sinken ließ — er war todt. Indeß umtanzte der ganze Kreis im lebhaftesten Tact diese Gruppe; nach kurzer Zeit richtete sich der Todte wieder auf, und lachend sein Haupt erhebend, schlug er mit den Fingern Castagnetten in der Luft. Mir fiel der Cultus des Adonis ein; aber niemand hat mir über diesen mystischen Tanz eine Aufklärung zu geben vermocht. Vor jedem Obelisken tanzte man ihn, doch auch in wechselnder Weise, denn ich sah in der Mitte des Kreises athletische Künste ausführen, da jener dritte Tänzer sogar auf dem Kopf seines Trägers balancirte, und in den gewagtesten Bewegungen sich sehen ließ. Auch das große Kriegsschiff ließ sich den Tanz nicht nehmen. Oft schallte die Musik von vier Obelisken zugleich, und vereint mit dem Geschrei der Tausende und aber Tausende gab sie ein Concert, das nicht auszusprechen ist. —

All dies geschah draußen vor der Kathedrale, während drinnen der Bischof von Nola in unerschütterter Seelenruhe die christliche Messe las, und die Gläubigen ungestört auf den Knieen lagen.

Nachdem der Tanz der Obelisken und die Messe des Bischofs beendigt waren, schloß die religiöse Ceremonie mit einer Procession der Geistlichkeit und der Mönchsorden. Ich machte die Bemerkung, daß ich nirgend in italienischen Ländern so stattliche und so in Gesundheit blühende Mönche gesehen hatte als hier. Es bewirkt dies der Himmel Campaniens, die Fülle und Heiterkeit der Natur, endlich die Freiheit des Genusses, welche

sich neapolitanische Mönche herausnehmen. Die Procession hielt ihren Umzug durch die ganze Stadt, und hinter ihr her folgten auch die Obelisken; ein unaufhörliches Schießen und Knallen von Handbomben verbreitete sich im Augenblick über alle Straßen.

Es war Mittagsstunde; die religiösen Functionen waren beendigt, das Volk ging seinem Vergnügen nach. Ganz betäubt von dem infernalen Spectakel und von dem Gedränge ermattet, fand ich mich in einer Trattoria, die von Landleuten bereits erfüllt war. Ueberall liebt man hier das Grelle und Bunte; selbst die Wände dieser Schenke waren bunt bemalt und die Ziegel farbig ausgestrichen. Ich sah unglaublich große Schüsseln voll von Maccaroni, unglaubliche Massen von gebratenem Lammfleisch auftragen und verschwinden. Der rotdunkle Wein wurde aus zweihenkligen Vasen von Terra-Cotta getrunken. Nicht wie in Ober- und Mittelitalien trinkt man hier den Wein aus gläsernen Gefäßen, sondern wie in uralten Zeiten aus Krügen. Lebhaft mußte ich hier der Terra-Cotten Campaniens gedenken, und mich daran erinnern, daß der Boden Nola's dieser herrlichen Gefäße voll ist. Nun mundete mir der Wein doppelt gut, da ich ihn aus einem Kruge trank, der wenigstens in seiner Form noch den alten Vasen ähnelte, und selbst unter den pompejanischen Gebrauchsvasen, die im Museum Neapel's aufbewahrt werden, hatte ich eben diese Gefäße mit zwei Henkeln und der in Kleeblattform gebildeten Mündung betrachtet. Die jetzt in Campanien allgemein gebrauchten Trinkkrüge sind weiß überlasirt;

ihre Topfmalerei hat freilich nichts von dem griechischen Stil an sich.

Nachmittags trieb die fast unerträgliche Hitze in die Caffés. „Nobile Caffé“ heißt in campanischen Städten jedes einigermaßen anständige Kaffeehaus. Ich suchte das alleredelste auf; es war zum Ersticken angefüllt: Bauern, welche ritornelli sangen, Improvisatori, Herren, Damen in besten Festkleidern, alles saß, stand, ging durcheinander. Eis wurde in großen Scheiben gegessen, von vortrefflicher Zubereitung. Niemals hatte ich so sehr empfunden, welch ein köstliches Labsal Sorbetto sei, als hier, denn die schwüle Luft war erstickend; und so währte es nicht lange Zeit, daß ich in diesem Menschengewühl in einen halben Schlaf versank, von den wunderlichsten Vorstellungen heimgesucht, von Marcellus und Hannibal, dem sterbenden August, der Livia und Tiberius, von den Bacchantinnen pompejanischer Fresken, von nolanischen Vasen, und durch meinen Kopf tanzten die seltsamen Obelisken und der heil. Paulin. Draußen wogte das endlose Geschrei der Menge. Wenn es so recht wie ein Element anschwillt, läßt sich dabei schlafen wie beim Wellenrauschen des Meeres.

Die Stadt, welche ich durchwanderte, hat nichts Merkwürdiges, aber sie ist freundlich und sauber, und zu allen Seiten lacht das üppige Grün der Gärten herein. Im Altertum war sie nicht unbeträchtlicher als Pompeji, welches damals mit Nola im lebhaftesten Verkehre stand, weil alle drei blühende Städte Campaniens, Nola, Nocera und Acerra, in Pompeji, am Ausfluß des Sarno, ihren gemeinschaftlichen Hafenplatz hatten.

Das Meer, welches jetzt weit hinter Pompeji sich zurückgezogen hat, bedeckte einst einen großen Teil dieser herrlichen Ebene.

Ich war aus der Stadt gegangen, um zu dem Kloster Sant Angelo hinaufzusteigen, einem schön gelegenen Franciscanerconvent mit luftigen Hallen in einem Hain von Fruchtbäumen. Auf der Landstraße erreichte ich eine schon vom Fest heimkehrende Familie. Es war eine Matrone mit ihren Enkeln, wol achtzigjährig und von einer wahrhaft classischen Schönheit, groß von Körper, ja von tragischen Maßen der Gestalt, gekleidet in ein langes weitfaltiges Gewand von carmoisinfarbner Seide mit einem breiten Saum von Goldbrokat, die Taille hoch nach griechischer Weise; über dem Gewand trug sie eine gleich rote goldgestickte Jacke, um das greise Haar ein Stirnband nach der antiken Weise Pompeji's. Wie diese stattliche Gestalt dahinschritt, schien sie einem antiken Fürstenweib, einer Königsmutter zu gleichen; und wahrlich sie hätte in den Persern des Aeschylus als die Atossa, des Dareios erhabene Gemalin, und die Mutter des Xerxes wol figuriren können. Ich hatte mich an diese Gesellschaft angeschlossen, und obwol eine der Enkelinnen der Alten von hoher Schönheit war, vergaß ich dennoch über dieser Matrone alle Freude an der blühenden Jugend. Denn kaum konnte ich den Blick von ihrer imponirenden Gestalt wegwenden. Die Enkelinnen waren nicht so reich gekleidet, sie trugen bunte bauschärmelige Röcke und das Kopftuch dieser Gegenden. Man nennt es hier Mucador; es wird nicht ganz um den Kopf gewunden, sondern nur

leicht um den Hinterkopf geschlungen, so daß die Haarflechten um die Schläfe sichtbar bleiben. In eben dieser Weise sieht man auf Fresken Pompeji's Frauen das Kopftuch tragen. Leider verstand ich fast gar nichts von dem Dialekt, welchen diese Landleute redeten. Sie luden mich in ihr Haus zu Gast; es liege, so sagten sie, nur wenige Millien von Nola entfernt. Gern hätte ich in das Hauswesen dieser Familie hineingeblickt, aber ich schlug ihre Einladung aus, weil der Tag sich neigte und mich Sant Angelo und die Aussicht in die Ebene von Nola reizte.

Es ist ein herrlicher Blick in diesen unermeßlichen Fruchtgarten, den man von jenem Kloster aus genießt. Links erblickt man den Monte Somma, der seinen Zwillingsbruder, den Vesuv, verdeckt, rechts die Berge von Maddalone, über dem Kloster hinauf die verfallene Burg Cicala, welche malerisch einen Hügel krönt. Zwischen diesen Bergen nun liegt die Campagna Nola's, ein Wald von Pappeln, Ulmen, Fruchtbäumen, um welche die Rebe ihre Guirlanden windet. Zwischen den Bäumen wächst der herrlichste Segen an Mais und Weizen in Fülle, und allerorten prangt die Citrone und die Granate. In diesem endlosen Park liegt die Stadt begraben, in ein Meer von Laub, Weinranken, Blumen und Sonnenlicht versunken. Wol ist dies ein Land, wo solche Feste entstehen müssen; die schwelgerische Natur ist hier ein ununterbrochener Schöpfungsjubel.

Ich verließ Nola am Abend. Es sollte noch ein Pferderennen gegeben werden, und Nachts Illumination mit Lichtern und bunten Ampeln das Auge ergötzen.

Als ich nun am Spätabend auf dem Quai Santa Lucia in Neapel im Fenster lag, sah ich zahlloses Fuhrwerk mit Rückkehrenden über die Chiaja eilen; die Maulthiere mit Bändern und Blumen geschmückt, die Menschen ihre Fähnchen schwenkend, Wagen, Thiere, Volk vom Staube weiß gepudert; und so jagten sie jubelnd und jauchzend auf der Chiaja hin, um auch noch den Corso in der Stadt mitzunehmen.

6.

Wer je von Salerno aus längs dem Meere nach Amalfi gewandert ist, wird wol mit Entzücken dieses Strandes gedenken. Nichts Schöneres wird er in neapolitanischen Landen gefunden haben. Von allen Wanderstraßen, die ich in Italien gezogen bin, hat mir diese den reizendsten Eindruck zurückgelassen.

Sie führt immerfort hoch am Gestade entlang, da der Weg spiralförmig am Ufer hinläuft. Man hat also zur Rechten über sich die bräunlichen Bergkuppen, die grünen mit Ortschaften bedeckten Täler, die sich zwischen ihnen herniedersenken, unter sich das azurblaue Meer, und immerdar den Blick über die See auf Pästum und die Berge Calabriens bis zum Cap Licosa, wo sich die Küste, nach dem Golf von Policastro umbiegend, dem Auge entzieht.

Der erste Ort auf dieser Straße und nahe bei Salerno ist Vietri. Die Lage dieses Städtchens erinnerte mich an Tivoli. Eine tiefe und große Schlucht zieht

sich dort hinunter, vom Wasser durchbraust, welches vielerlei Mühlen treibt. Auf dem Rande steht Vietri, braun und bizarr, mit gekuppelten Kirchen und Capellen. Tief unten liegt an dem weißen Strande die kleine Marine mit ihren Segelkähnen. Fast ein jeder dieser Orte, die hoch auf dem Ufer stehen, hat seinen kleinen Hafen. Da gab es die stillsten Fischerscenen, die sich besser in der Natur ausnehmen als auf der Leinwand, und blickt man von den Klippen auf die smaragdgrünen Wellen hinunter, so scheinen die Barken auf ihnen wie in ätherklarer Luft zu schweben.

Nun regt der Anblick so vieler Türme am Meer und so mancher Burg auf den Felsenkronen die Erinnerung an, daß man jener Zeit gedenken muß, wo hier die Normannen ihr merkwürdiges Reich stifteten, welches in der Geschichte der Cultur Epoche machte, und weit hinein ins Abendland, wie ins Morgenland gewirkt hat.

Es waren wunderliche Zustände in Süditalien; wüste Herrschaft der Griechen und Langobarden, ewige Streifzüge der Araber, und glänzende Republiken, wie Amalfi, Gaeta und Neapel. In jenem schönen Salerno, das sich nun so friedlich am Meer erhebt, herrschte der Langobardenfürst Waimar; eben lag eine Flotte der Saracenen vor der Stadt, und die Moslems stürmten die Mauern. Die Salernitaner waren verweichlicht, wie Sybariten und Byzantiner; die schlecht bewehrte Stadt drohte zu fallen. Nun fügte es sich, daß zu dieser Zeit vierzig Pilger, Normannen, auf amalfitanischen Schiffen vom heiligen Grabe zurück und nach Salerno gekommen

waren. Sie forderten Waffen, stürmten aus dem Tor und stürzten unter die Moslems; ihnen folgten die beschämten Salernitaner; nach einem großen Blutbad hoben die Saracenen die Belagerung auf. Waimar belohnte die Pilger fürstlich, und nachdem diese in die Normandie zurückgekehrt waren, entzündeten sie die Phantasie ihrer Landsleute durch Erzählungen von jenen seligen Küsten Salerno's, von dem ewigen Frühling des Landes, den süßen Früchten und den Schätzen, welche tapfere Männer dort erbeuten könnten. Also machten sich abenteuernde Normannen zuerst unter Dragut nach dem Süden auf. Es war der Anfang des elften Jahrhunderts. Dies Geschlecht war glücklicher als Napoleoniden und Muratisten.

Sismondi erzählt, daß sich seit jenen Tagen in der isländischen Sprache, der alt-scandinavischen Mundart, noch das Wort figiakasta erhalten habe, d. h. nach Feigen Luft haben, eine bildliche Redeweise für den Begriff einer heftigen Sehnsucht überhaupt.

Aber nun sind wir vor Cetara am Ufer angelangt, einem wonnesamen unbeschreiblich reizenden Ort, ja einer elysischen Frucht-Oase in rauhfelsigen Bergmassen. Mir fiel gleich die maurisch pittoreske Bauart auf. Die Häuser sind klein und einstöckig, mit Logen und Verandas versehen, welche Weinreben umschlingen; ihre Dächer gewölbt und schwarz übertüncht. Die bizarre Architectur der kleinen Kirchen hebt sich phantastisch aus dem dunkeln Laub der Orangenbäume. Es war eine so fremde Erscheinung, daß man wol wähnen mochte bei Kairewan zu sein, mitten in einer uneuropäischen Cultur. Alles

lachte von Sonnenglanz, Goldfrüchten und fremden Blüten; die weißen, kleinen Häuser mit ihren Verandas waren alle in das üppigste Grün wie eingesponnen. Nirgend Unreinlichkeit, alles sauber und zierlich wie die Orangen, die Johannisbrodbäume und Maulbeeren, und fremd wie der blütenbedeckte, stachlichte Cactus und die hohen Aloestauden.

Das schöne Cetara war der erste Ort an dieser Küste wo sich Saracenen niederließen, sich anbauten und weiter bis nach Amalfi hinauf über Majori und Minori, bis nach Scala und Ravello Colonien gründeten.

Denn schon vor der Eroberung Siciliens streiften Moslems an diesem Strande. Die langen Kämpfe der Griechen mit den Städten, und dieser mit den Langobarden Süditaliens, zogen sie herein. Die Stadt Neapel selbst machte damit den Anfang im Jahr 836, da sich ihr Consul Andreas an die Araber um Hülfe wandte, um sich dem Fürsten Sicard von Benevent zu entziehen. So schloß die damals blühende Republik ein Bündniß mit den Saracenen, ungeachtet der Bannstralen der Päpste und der Drohungen des griechischen wie des römischen Kaisers. Dies Bündniß dauerte ein halbes Jahrhundert, und Chronisten erzählen, daß der Hafen Neapel's damals aussah wie ein saracenischer Port. Als nun nach Sicards Tode im Jahre 839 die Langobardenherrschaft in Benevent und Salerno auseinanderfiel, und dort Radelchis, hier Siconulf sich befehdeten, so rief jeder dieser feindlichen Fürsten einen Saracenenschwarm zu sich. Siconulf nahm in Dienst den Moslem Apolosar mit einem Heerhaufen von Kreta; die

Araber sah man frank und frei in Salerno einhergehen; sie bauten sich in der Umgegend an.

Nachdem jedoch Siconulf und Radelchis im Jahre 851 friedlich in Benevent und Salerno sich geteilt hatten, setzten sie in den Friedenspact ausdrücklich die Bestimmung: die Moslem nicht mehr auf der Küste zwischen Amalfi und Salerno zu dulden. Trotzdem blieben viele Saracenen zurück, die sich hatten taufen lassen. Sie haben jenen Orten für die Dauer ein maurisches Gepräge aufgedrückt. Andere kamen von Sicilien herüber, als im Verlauf des neunten Jahrhunderts ganz Calabrien muselmannisch zu werden drohte, in Bari ein eigener Sultan herrschte, Tarent in ihre Hände gefallen war, und sie selbst Rom bedrohten, wo sie die Kirchen Sanct Peter und Sanct Paul überfielen und plünderten, während Neapel ihnen fortdauernd Freundschaft hielt, trotz dem Kaiser Ludwig II.

Sie siedelten sich in Cetara von neuem an im Jahre 880; im selben Jahre gab ihnen die Republik Neapel ein Stück Land am Sebetos; unter dem Vesuv setzten sie sich fest, in den classischen Gegenden Pompeji's, endlich auch am Garigliano, von wo aus sie ganz Campanien durchstreiften. Auch in der Nähe von Pästum stifteten sie ihre Colonie in Agropolis.

Sie schwanden aus diesen Gegenden nicht einmal zur Zeit der Normannenherrschaft. Viele waren Christen geworden, andere blieben im Dienst Ruggiero's, und so brachten sie in das schöne Land Salerno orientalische Sitten und Cultur. Der Name Cetara selbst scheint arabisch, und klingt nach der Guitarre.

Die Sonne brannte schon heiß auf den nackten Felsen, an denen wir rüstig weiter schritten, und noch war es weit bis Amalfi. Von hier ab wird die Küste immer entzückender. Wolkenhohe Berggipfel steigen schroff empor; ihre braune Farbe im brennenden Sonnenlicht, welches nun das Meer zu unsern Füßen immer tiefer erblauen ließ, lag im schönsten Gegensatz zu Himmel und See. Auf einzelnen Bergspitzen schwärzliche Ruinen alter Castelle aus der Normannenzeit. Sie beschirmten einst die Ortschaften, welche unter den Berghängen liegen. Dort stehen nun überraschend herrlich Majori und Minori, die schönsten Orte dieses Ufers, Städtchen gleich jenem maurischen Cetara, in märchenhafter Stille, in Gärten versteckt und an die Berge angelehnt.

Der Strand bei Minori und Majori ist das Reizvollste was die Ufer der Golfe in Salerno, Amalfi und Sorrent zu bieten haben, und, auf die Gefahr der Ketzerei beschuldigt zu werden, will ich es dreist behaupten, daß ihre Lage die Sorrento's weit übertrifft. Es sind paradiesische Idyllen von der zaubervollsten Ruhe, klein und lieblich, schattig und kühl, sonnig und träumerisch aus der Welt verloren. Nirgend sah ich Orte von solcher Grazie. Da liegt zuerst Majori, welches Sicard von Salerno im neunten Jahrhundert erbaute; ein schmaler Strand, schneeweiß und feinsandig, faßt seine Marine ein. Oben hängen Gärten von den terrassirten Bergen; lockend stehen dort die zierlichen weißen Häuser, von denen ein jedes eine Villa zu sein scheint. Hoch oben erhebt sich malerisch ein altes Schloß. Die stillsten Wege und Straßen verlieren sich in den Berg

hinein, von dem ein munteres Wasser herunterströmt. Die zauberische Einsamkeit befängt das Gemüt, und wol steigt jedem Wandrer die Sehnsucht auf, hier zu leben, oder doch einen Sommer zuzubringen; nun gar dem Nordländer wird ganz und gar „Figiakasta" zu Mut.

So saßen wir denn auch in einer zierlichen, buntgemalten Schenke am Meer, bei den Weinbechern, saftige dunkle Feigen und goldene Orangen vor uns aufgeschichtet. Die warme Sonne flimmerte; die stille Luft, das Atmen des Meers und der Duft der Blumen machten uns schlaftrunken.

Und wir fanden uns auch drüben wieder in dem nahen Minori halb eingeschlafen in einem Kaffeehause. Die Häuser sind hier alle so klein und niedlich wie die pompejanischen. Jenes Stübchen war so enge, daß nicht vier Menschen darin bequemen Platz hatten. Am Schenktisch stand der Wirt mit einem Fliegenwedel in der Hand, und wedelte uns Luft zu und die Fliegen ab, und schwatzte allerlei Geschichten im Dialekt jener Gegenden, besonders von den Maccaroni, welche hier wie am ganzen Ufer von Amalfi gefertigt werden und das ganze Königreich Neapel versorgen.

Wir stiegen in der Nachmittagssonnenglut die Berge Minori's aufwärts, bogen dann um einen Ufervorsprung und sahen vor uns Atrani, welches durch einen gigantischen Fels von Amalfi getrennt wird.

Die Lage Atrani's ist durch Großartigkeit überraschend. Auf dem höchsten Ufer, dessen Felsen sich wolkenhoch auftürmen, zieht es sich in Pyramidenform

bergan. Die pittoreske Bauart der Häuser mit Logen macht den sonderbaren Anblick noch fremder, und herrlich wirkt die weiße Farbe der Mauern auf dem schwärzlichen Grunde der Felsen. Diese teilen sich zur Seite des Orts in zwei gigantische Massen, durch welche sich ein tiefgrünes Tal niedersenkt. Auf dessen oberstem Rande sieht man den Ort Pontone stehen, ein Prospect von unbeschreiblicher Großartigkeit. Die Felsen krönen Türme und Castelle; hoch oben grünt in den Spalten des Gesteins die Zwergpalme. Es liegen rings auf den steilsten Bergen andere Orte, nur mit Mühe zu erklettern, in der wildesten Felseneinsamkeit, doch selbst auf dieser Höhe noch umgrünt von üppigem Weinwuchs und schattigen Castanienhainen. Hoch über Atrani stehen Pontone, Minuto, Scala und Ravello.

Unter diesen Orten ist Ravello ausgezeichnet als saracenische Erinnerung. Es liegt hoch und wunderbar schön über Atrani. Man steigt von hier auf einem schwierigen Pfade, durch bedeckte Gallerien und über Felsgestein einen wild romantischen Weg empor, immer zwischen Weingärten, Johannisbrodbäumen und Castanien. Der Blick auf das Meer wird, je höher man klimmt, desto entzückender. Ueber braune mit Türmen gekrönte Felsen blickt man in die blaue See hinunter, welche in wonnevoller Klarheit zwischen den bizarren Bergkuppen Pontone's hereinzuquellen scheint. Unter den Füßen grüne Abhänge, bedeckt mit den Wohnungen glücklicher Menschen, die nun kein Saracene mehr aufstört.

Wir kamen an den verlassenen Convent der Clarissinnen, und sahen hier zuerst den maurischen Bogenstil. Dann stiegen wir nach Villa Cembrono hinüber, einem in Oleandern und Rosen vergrabenen Landhause eines reichen Neapolitaners, welches von der Höhe eines Felsens kühn in's Meer hinuntersieht. Diese Vigna ist unvergleichlich, und vor allem setzte mich die große Pergola oder Rebenlaube in Erstaunen, die quer durch den herrlichen Garten läuft. Es war ein von weißen Pfeilern getragenes Dach, ganz in üppiges Rebenlaub gehüllt, und voll von schwellenden Trauben; in dem sauber gehaltenen Garten flammte ringsum die köstlichste Blütenpracht ungezählter Gewächse des Südens, in der vollen Glorie des Julimonats. Am Felsenrand ein Belvedere, von erschrecklichen Marmorfiguren eingefaßt, die aber aus der Ferne gesehen von guter Wirkung waren. Von hier aus sieht man die stralenden Meeresweiten, die traumhaft verschwommenen Küsten Calabriens mit ihren silbernen Bergspitzen, die mächtig ragende Punta di Conca und das finstre Cap d'Orso bei Magiori; alle diese Berge von den schönsten Schwingungen der Formen, von einer ernsten, bronzenen Plastik. Ja, dies ist eine Aussicht, die man mit tagelanger Mühe erkaufen würde; und hier ist sehen und schweigen besser, als reden. Schaut man aus diesem Armida-Garten voller Rosen und Hortensien in jenes sirenische Meer, das ein zweiter lichtdurchdrungener Himmel zu sein scheint, dann sehnt man sich zu fliegen. Ich glaube, Dädalus und Ikarus saßen einst in seliger Abendruhe auf solchem Felsenvorsprung über dem kretischen Meer; da erfaßte sie Sehnsucht zu fliegen; sie erhoben sich und machten sich Schwanenflügel.

Wir stiegen weiter aufwärts nach dem Kloster Sant Antonio. Auch dies ist ganz moresk, mit kleinen Ziersäulen in gebrochenen Bogen; seine Lage paradiesisch. Nun aber traten wir in das alte Ravello ein, und hatten plötzlich, mitten in dieser abgelegenen Felsenwildniß, eine maurische Stadt vor uns, an Türmen und Häusern mit phantastischen Arabesken ganz arabisch anzusehen. Sie ist aus schwarzem Tuff gebaut, einsam in grüner Bergöde, wunderbar still, verlassen und tot. Hier ist die Welt hinweg geschwunden; nichts als [illegible] und Felsen; tief unten in träumerischer Ferne bisweilen das purpurfarbne, blitzende Meer. Hohe und schwarze Türme in Gärten, bizarre Architecturen moresken Stils mit halbzerstörten Arabesken über den Fenstern und den graziösen, kleinen Säulen in den Bögen.

Am Markt steht neben der Kirche ein altes maurisches Haus, ebenfalls aus schwarzem Tuff gebaut, und phantastisch mit Arabesken geschmückt. Zwei wunderlich gebildete Säulen schließen die Ecken. Das Dach besteht aus einer Reihe gewölbter Aufsätze nebeneinander. Man nennt dieses fremdartige Gebäude il teatro moresco. Ohne Zweifel war es einer der Paläste der alten Signoren Ravello's. Denn diese jetzt öde und verkommene Stadt war ehemals eine blühende Colonie Amalfi's, und zählte 36000 Einwohner. Reiche Familien verpflanzten allen Luxus hieher, welchen die Verbindung mit dem Orient und die fortdauernde unmittelbare Berührung mit den Saracenen Siciliens erzeugen mußte. Besonders mächtig waren die Afflitti, Rogadei, Castaldi und vor allen die Ruffuli. Diese Herren bauten sich

prächtige moreske Paläste in den schönsten Gärten, mit Fischweihern und springenden Fontänen, streng nach dem Stil der Araber, und arabische Baumeister führten die Anlagen aus. Man weiß, daß Ravello in beständigem Verkehr mit den Saracenen blieb, daß solche selber hier wohnten, und daß bis auf Manfred's Zeit Araber hier in Garnison lagen. So geschah es, daß dieser Ort einer der ersten in Süditalien war, welcher rein maurische Architectur in sich aufnahm, und daß er heute einer der wenigen ist, die deren Ueberreste erhalten haben.

Ich fand in dem kleinen Ravello fast ebenso viel moreske Architectur als in Palermo selbst, wo die Schlösser Cuba und Zisa bis auf die Umfassungsmauern geschwunden sind. Da ist gleich der Palast Ruffuli eine wahre Fundgrube saracenischen Baustils jener Zeit und Gegenden. Er liegt in einem Garten, und gehört wie dieser seit drei Jahren dem Engländer Sir Francis Nevil Reed, der ihn erst aus dem Schutt hat ausgraben lassen. Der schöne Palast ist eine kleine Alhambra zu nennen, ein Gebäude von mehr als dreihundert Gemächern in drei Etagen, die alle von moresken Säulen getragen werden. Die Säle sind mit Arabesken reich verziert, und haben ganz den sicilisch-arabischen Charakter. Sie müssen von einer feenhaften Pracht gewesen sein. Daneben steht noch eine Rotonde in moreskem Geschmack mitten im Garten, und ein Rest von Mauern, wie ein viereckiger Turm, welcher ebenso ausgeschmückt ist; Bogen und halbversunkene Hallen lassen auf andere Anlagen von Bädern und Höfen schließen, die ein wolgeschlossenes und zugleich

castellartiges Ganze müssen gebildet haben. Man kann sich hieraus eine Vorstellung von dem unermeßlichen Reichtum machen, der bei den Familien Ravello's zu jener Zeit aufgehäuft lag.

Wie nun alle diese Landschaften Neapels herabgekommen sind, lehren solche Ueberreste alter Herrlichkeit in den verarmten Städten. Zweimal blühten jene von der Natur überschwänglich gesegneten Küsten: im griechischen Altertum, wovon das nahe Pästum das redende Zeugniß gibt, und im republikanischen Mittelalter, als Neapel, Gaeta, Amalfi, Sorrent mit ihren Flotten die Meere bedeckten, lange bevor sich der republikanische Geist, der letzte Rest altgriechischer und römischer Städteverfassungen, nach Norditalien zog, und Genua, Pisa und Venedig zur Macht gelangten. Das erstemal zerstörten die Römer die Blüte Süditaliens, das zweitemal sank sie unter der Fremdherrschaft der Normannen, und tiefer und tiefer bis zum heutigen Elend. Es fehlt noch an einer gründlichen Geschichte jener süditalischen Republiken vom siebenten Jahrhundert bis auf Roger von Sicilien. Die Archive Neapel's sind voll von Material, aber die ägyptische Finsterniß bedeckt sie.

Ich sah unterdeß ein wunderbares Lichtphänomen über dem Meer, als ich im Garten des Palasts Ruffuli stand. Die Sonne ging eben unter. Die Berge über Pästum und Salerno erblaßten schon zu einer tiefgrünen Sammetfarbe; hoch über Pästum aber schwebte ein riesiges, weißes Gewölk, welches den vollen Glutbrand der Abendröte empfing. Es glich einer über dem Himmel wachsenden Feuerrose, und so warf es sein Licht über das Meer, den ganzen weiten Golf Salerno's entzündend, bis es sich nach und nach vergoldete, dann mit blaßgrünen Farbenstreifen durchzog, in's Viole, Gelbliche, Graue hinüberspielte und endlich erstarb. Dies unbeschreibliche Wolkenphänomen ließ mich nicht von der Stelle, und schon dunkelte der Abend.

Ich könnte noch mancherlei Dinge von Ravello erzählen, zumal vom alten Dom, den Niccolo Ruffuli im elften Jahrhundert erbaute, wo eine seltsam mosaicirte Kanzel und alte Bronzethüren zu sehen sind, und wo in einer Ampolla das Blut des San Pantaleo so gut flüssig wird wie jenes des San Gennaro; aber es sei genug, denn man muß weder zu viel sehen noch zu viel erzählen.

Palermo.

1. Die arabische Periode.

Sicilien war das erste europäische Land, welches die Saracenen überfielen, nachdem die arabische Herrschaft sich über die Nordküsten Afrika's ausgebreitet hatte. Seit dem siebenten Jahrhundert wurde die Insel von ihnen angegriffen; sie kamen von Asien, dann von Afrika, von Candia und von Spanien, planlos herumschwärmende Corsaren. Aber erst im Jahre 827 faßten sie den bestimmten Plan der Eroberung.

Michele Amari hat in seiner Geschichte der Muselmannen in Sicilien mit umsichtiger Kritik die Thatsachen der arabischen Invasion aus allen vorhandenen Quellen klar wieder hergestellt. Diese sind bei den Italienern die Chronik des Johann Diaconus von Neapel (850), der Anonymus Salernitanus (gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts); bei den Byzantinern der Chronograph Constantin Porphyrogenitus und dessen Nachfolger; bei den Arabern Ibn-el-Athîr, Nowairi und Ibn Khaldûn. Es war in Sicilien, welches unter der byzantinischen Herrschaft schwer zu leiden hatte, eine militärische Revo-

lution ausgebrochen; der General Eufemius hatte sich erhoben, die Insel von Konstantinopel loszureißen. Aber die nichtsicilischen Truppen schlugen sich wieder zu Byzanz, und zwangen den Rebellen sich nach Afrika in die Arme der Aghlabiten zu werfen. So wurde der Sicilianer aus Haß und persönlicher Rachlust zum Verräter an seiner Religion und seinem Vaterlande.

Er machte in Kairewan Ziâdet-Allah den Vorschlag ein Heer nach der Insel zu senden, welche mit Hülfe der empörten Sicilianer leicht zu erobern sei. Er selber begehrte für sich den kaiserlichen Titel. Die Stimmen in Kairewan waren geteilt, da viele die Unternehmung für zu gewagt hielten. Doch Ased-ben-Forâd, der 70jährige Kadi der Stadt, berühmt und gefeiert als Rechtsgelehrter, bestimmte den Herrscher zur Unternehmung, und übernahm selbst den Oberbefehl. Araber, Berbern, flüchtige spanische Saracenen, Perser und die Blüte Afrika's, segelten am 13. Juni 827 auf 70 bis 100 Barken aus dem Hafen von Susa aus, nicht stärker als 700 Pferde und 10000 Fußsoldaten. Sie landeten am 17. Juni bei Mazzara. Den General Palata schlugen sie in einer blutigen Schlacht, während welcher Ased, wie einst Mohamed und Ali, in verzücktem Gebete lag, das Capitel des Korans Ja-Sin betend. Bald darauf zogen die Saracenen gegen Syrakus; sie schlugen ihr Lager in gewissen Hölen um die Stadt her auf, wie der arabische Geschichtschreiber sagt, das heißt in den berühmten Latomien. Ein Jahr lagen sie vor Syrakus, aber die Griechen hielten sich tapfer, ermutigt auch durch die Hülfe, die der Doge von Venedig, Giu-

stiniano Partecipazio, zugesagt hatte. Die Saracenen wurden durch die Pest decimirt, wie alle Heere, die einst vor Syrakus lagen, zumal die der Carthager und der Athener. Auch Ased-ben-Forâd starb an der Krankheit im Jahre 828.

Das saracenische Heer wählte Mohamed-ibn-el-Gewâri zum Anführer, zog aber endlich entmutigt ab, und in kaum besserer Verfassung als einst Nikias von Syrakus abgezogen war, auch in derselben Richtung, aber mit minderer Energie verfolgt.

Gleichwol setzten sie sich, von Eufemius geführt, in Minoa fest, und durch neue Zuzüge verstärkt, eroberten sie Agrigent. Panormus fiel im Jahre 821. Von den Mohamedanern Bulirma genannt, erhielt diese Stadt seither den Namen Palermo. Hier schlug Ibrahim-ibn-Abdallah-ibn-el-Aglab, erster Wali, d. h. Statthalter von Sicilien, seine Residenz auf. Unter seinem Nachfolger geriet auch Castro Giovanni, das alte Enna, in die Hände der Saracenen. Noch aber widerstanden Syrakus und Taormina, bis die erstere nach heldenmütigem Widerstande fiel. Was uns von dieser Belagerung erzählt wird, erinnert an den Heroismus der alten Syrakusaner zur Zeit des Nikias und Marcellus. Alle Speise war aufgezehrt worden; man fristete sein Leben mit zerstampften Knochen und mit Leichen; man hoffte immer auf Entsatz durch den Kaiser Basilius, der seinen Flottenadmiral Adrian der Stadt zur Hülfe geschickt hatte.

Wie groß noch damals die Ehrfurcht vor dem alten Syrakus war, zeigt eine merkwürdige Sage: Während

Adrian im Peloponnes an der Küste von Elis unthätig zögerte, kamen eines Tags Hirten zu ihm und meldeten, die Dämonen in den Sümpfen hätten ihnen angezeigt, daß am morgenden Tage Syrakus fallen werde. Die Hirten führten den General selbst an den bezeichneten Ort, und wirklich ließen sich Stimmen hören, die den Untergang der alten Hellenenstadt verkündeten. Und so geschah es, daß Syrakus zur angesagten Zeit fiel, am 21. Mai 878. Die Saracenen drangen in die Stadt, mordeten die Einwohner mit grausamer Wut, plünderten die Häuser und verbrannten sie. Aus der großen Beute kann geschlossen werden, daß Syrakus auch in der byzantinischen Epoche durch Handel wieder aufgeblüht war.

Wir haben aus dieser Zeit ein schätzbares Document, den Brief des Mönchs Theodosius an den Archidiaconus Leo, worin er die Belagerung und seine und des Erzbischofs Gefangennahme beschreibt. Nachdem die Stadt gefallen und der größte Teil der Einwohner getödtet war, schleppten die Saracenen den Schreiber des Briefs und den Erzbischof nach Palermo vor den Groß-Emir. Sobald die Heiden mit ihrer Beute in Palermo erschienen, eilte man ihnen mit Siegesgesang entgegen; es schien alles Volk des Islam, so sagt der Mönch, zusammengeströmt vom Aufgang der Sonne und vom Untergang, vom Norden und vom Meer. Die Gefangenen wurden vor den Emir geführt, der auf dem Boden saß und in seiner tyrannischen Gewalt sich sehr behagte. Der Moslem machte dem Erzbischof Vorwürfe, daß die Christen Mohamed schmäheten, und dieser antwortete ihm mit der Entschlossenheit eines Märtirers. Beide Geistliche wurden in den Kerker geworfen, aus welchem eben dieser Brief geschrieben ist.

Am 1. August 901 ergab sich auch Taormina, und seither war ganz Sicilien der Herrschaft des Halbmonds unterworfen.

Als die Insel unter die Saracenen gefallen war, empfing sie mohamedanische Gesetze, arabische Sprache, arabische Sitte. Von Sicilien, welches Rom bereits vier Päpste gegeben hatte (Agathon im Jahre 679, Leo II. 682, Sergius 687 und Stephan III. im Jahr 768), drohte das Christentum ganz zu verschwinden; indeß die Araber traten nicht fanatisch auf, obwol sie sich hie und da bemühten, die Sicilianer mohamedanisch zu machen. Abulfeda erzählt, Achmed, Gouverneur der Insel (im Jahr 959), habe dreißig edle Sicilianer mit sich nach Afrika geführt und sie gezwungen zum Islam überzutreten. Viele Kirchen und Klöster zerfielen, viele Gemeinden gingen ein, andere erkauften sich durch Tribut Duldung und behaupteten mitten in der arabischen Herrschaft standhaft das Christentum. Als später die Normannen nach Sicilien kamen, leisteten ihnen die Christen im Val Demone und im Val di Mazzara thätige Hülfe; in Palermo gab es sogar einen griechischen Bischof Nikodemus, der in der Kirche des heil. Ciriacus sein Amt verrichtete.

Die Herrschaft der Araber war übrigens nach der Natur dieses Volkes unruhig und viel bewegt, und wie nach außen durch Kriege mit den Griechen in Byzanz und in Calabrien stürmisch, so innerlich durch Factionen

verworren, endlich durch wiederholte Aufstände der sicilischen Städte, Syrakus, Agrigent, Himera, Lentini, Taormina gefährdet. So lange die Aghlabiten von Kairewan herrschten, wurde die Insel von ihren Walis regiert, als aber jene Dynastie durch die Fatimiden im Anfang des zehnten Jahrhunderts unterging und man das Kalifat in Tunis mit jenem Aegypten's vereinigte, wurde auch Sicilien eine ägyptische Provinz. Dies geschah nicht ohne blutige Kämpfe der früheren und der neuen Besitzer dieser schönen Insel.

Die Herrschaft der Fatimiden war die glücklichste Periode Siciliens unter dem Joch der Mohamedaner. Die Insel wurde zu einem eigenen, von Aegypten abhängigen Emirat erhoben, welches seinen Sitz in Palermo nahm. Hassan-ben-Ali war der erste fatimidische Emir im Jahre 948; und schon um 969 wurde Sicilien ein in seinem Hause erbliches Emirat. Seine Weisheit wird so hoch gepriesen wie seine Kraft; er unterdrückte alle innern Parteien und gab dem Lande Ruhe, so daß er nicht allein dort sicher herrschte, sondern auch Calabrien und Italien bis nach Rom hinauf schreckte. Vergebens ermannte sich der griechische Kaiser Constantin Porphyrogenitus zu einer Unternehmung; sein Heer ward geschlagen, seine Flotte vernichtet. Auch Hassan's Nachfolger Abul Kâsem Ali ängstigte Italien mit Streifzügen, und kaum entging der Kaiser Otto II. dem Tod oder der Gefangenschaft. Von der unermeßlichen Beute, welche die Araber fortdauernd nach Sicilien schleppten, wurden die Städte reich, und immer neue Schaaren kamen von Afrika herüber, die Insel zu bevölkern. Gleich dem maurischen Spanien begann sie aufzublühen.

Glücklich war auch Jussuff's Regierung (990—998), und die Giafar's im Anfange des elften Jahrhunderts, ferner die Herrschaft Al Achal's, seines Nachfolgers. Etwa achtzig Jahre dauerte dieser geordnete Zustand, bis die Verwirrungen in Afrika auch Sicilien ergriffen, und endlich in viele kleine Sectenherrschaften zerspalteten, wodurch der Untergang des arabischen Inselreichs herbeigeführt wurde.

Hassan Samsan Eddaula war der letzte Emir von ganz Sicilien. Gegen ihn hatte sich der eigene Bruder Abu Kaab erhoben und ihn im Jahre 1036 nach Aegypten verjagt. In einzelnen Städten hatten sich arabische Despoten aufgeworfen, und andere Emire in Afrika benützten die Verwirrung um sich zu Herrschern zu machen. Dies war der günstige Zeitpunkt, die Araber zu verdrängen. Der Kaiser Michael der Paphlagonier sandte deshalb den tapfern Georg Maniaces mit einem Heer nach Sicilien. Aber nicht diesem gelang die Eroberung, sondern den Normannen, und erst im Jahre 1072.

Wir sehen übrigens, daß der Charakter der arabischen Herrschaft in Sicilien ein weit anderer war, als jener des maurischen Reichs in Spanien. Beide Länder, die gesegnetsten Südeuropa's, waren von afrikanischen Arabern erobert worden, aber unter sehr verschiedenen Verhältnissen. Die Mauren in Spanien zerstörten ein mächtiges, christliches Reich, welches ein wolgeordnetes Regierungs- und Verwaltungssystem besaß. Sie mußten

deshalb ein gleiches an die Stelle setzen. Ihre Herrschaft, aus dem Kalifat der Ommajaden hervorgegangen, stellte sich den Abassiden in Asien als rechtmäßig und orthodox entgegen; ihr wiederum trat das Christentum mit heroischer Ritterlichkeit gegenüber, und zwang sie durch diesen Gegensatz zur verdoppelten Energie. Endlich war Spanien ein großes und reiches Land.

Anders war die Stellung der Araber in Sicilien. Sie zerstörten dort keine große, einheimische Macht, sie verdrängten nur die elenden und barbarisch gewordenen Griechen von Byzanz; die Unterjochung wurde ihnen leicht, und was sie eroberten, waren herabgekommene Städte. Ferner war ihre Herrschaft aus einer Secte oder Provincialdynastie hervorgegangen, entbehrte also aller derjenigen Kraft, welche ein großer Ursprung verleiht. Das Christentum endlich trat in keinen Gegensatz zu ihr, denn es fiel sogleich zusammen, weil der Umfang Siciliens zu klein war, die Berge der Insel keine Stellung gaben, wie die Pyrenäen.

Während demnach die Mauren in Spanien zu einer ganz Europa verdunkelnden Herrlichkeit emporblühten, während sie ihr neues Reich durch schöne Denkmäler der Baukunst und durch eine große wissenschaftliche Cultur zu einer europäischen Epoche erheben und sich selbst 700 Jahre lang behaupten konnten, kamen die Araber Siciliens in 200jähriger Dauer ihres Reichs eigentlich nicht über den tumultuarischen Zustand einer flüchtigen Besetzung hinaus. Trotz der heutigen Sicilianer, die auf die Periode ihrer arabischen Unterjochung mit einem gewissen romantischen Behagen zurückblicken, darf man

behaupten, daß jenes Reich des Groß-Emirs von Sicilien den afrikanischen Raubstaaten nicht unähnlich gewesen sei.

Die Saracenen waren indeß nicht rohe Barbaren. Sie nahmen alle Anteil an der gemeinschaftlichen Cultur des Orients, die sich mit reißender Schnelligkeit entwickelt hatte. Die Poesie, die Künste, die Wissenschaften des Morgenlandes verpflanzten sich auf den altdorischen Boden Siciliens. Die heutige Literaturgeschichte der Insel hat auch sicilische Araber in den Katalog ihrer Schriftsteller aufgenommen, wie ihn Amari zusammenstellt. Aber wir würden mit Freuden alle diese Versekünstler mit ihren pomphaften Namen für die eine arabische Geschichte Siciliens des Ibn Kattâ dahingeben, die verloren ging, und für solchen Ersatz selbst auf den Divan des Ibn Hamdis von Syrakus verzichten.

Wichtiger jedoch und das einzig übriggebliebene Denkmal vom Leben der Araber in Sicilien ist ihre Baukunst gewesen. Kairewan, von wo sie herüberkamen, war schon berühmt wegen seiner von Akbah im siebenten Jahrhundert gegründeten Moschee, und wird als Hauptsitz des Kalifats jener Gegenden an glänzenden Gebäuden reich gewesen sein. Von dort brachten die Araber Sinn und Geschmack für schöne Architectur mit sich; aber sie errichteten auf der Insel keine so großen Bauwerke, wie die Mauren in Spanien. Wir wissen von keiner berühmten Moschee Siciliens, und selbst vom Alkassar der Emire in Palermo, dem spätern Normannen- und Schwabenschlosse, läßt sich nicht mehr mit Gewißheit sagen, wie viel den arabischen Herrschern davon zuzuschreiben sei. Palermo war vor allen andern Städten durch Luxus

und Reichtum blühend und ein ganz orientalischer, üppiger Herrschersitz geworden. Dort und in andern Städten bauten die Araber ihre Kaufhallen und ihre Gartenschlösser, von der entzückenden Natur dazu eingeladen, welcher zum Reiz orientalischer Märchenwelt nichts mangelt, weder die wunderbare Schönheit des Himmels und des Meers, noch die schwelgerische Pracht der Vegetation.

In der Blütezeit der arabischen Herrschaft unter der Regierung Hassan ben Ali's und Kasem's, von denen ausdrücklich gesagt wird, daß sie viele Städte und Schlösser bauten, mußte sich die Insel mit maurischen Architecturen erfüllen. Kein Gegensatz konnte größer sein, als dieser des graziösen und phantastischen Stils des Orients zu dem ernsten und majestätischen Charakter der dorischen Tempel Siciliens.

Der Baustil der Mauren drang auch in die folgenden Perioden ein; er dauerte wie ihre Schrift und Sprache im Gebrauch selbst der Normannen und Schwaben, welche vielfach die arabischen Formen beibehielten. Indem nun die Architectur der Saracenen sich mit der byzantinisch-romanischen verschmolz, erzeugte sich der gemischte Stil, den man den arabisch-normannischen nennt. An ihm allein oder an dem bleibenden Einfluß des arabischen Charakters kann man erkennen, wie viele und schöne Gebäude die Mauren in Sicilien müssen aufgeführt haben. Aber alle jene Schlösser der Emire, über deren Pracht der Normannenfürst Roger in Erstaunen geriet, hat die Zeit zerstört, und von der arabischen Architectur aus zwei Jahrhunderten steht heute

wenig mehr aufrecht als die Cuba und die Zisa, zwei Lustschlösser bei Palermo, die sich mit Sicherheit als Saracenenbauten erkennen lassen, wenn sie auch spätere Restaurationen und selbst teilweise Erweiterung erfuhren.

Beide Schlösser liegen außerhalb der Porta nuova auf dem Weg nach Monreale. Die Cuba (das heißt Bogen oder Wölbung) dient schon seit Jahren zur Reitercaserne und ist sehr in Ruinen gegangen, so daß von der innern Anlage wenig übrig blieb. Das Aeußere ist ein regelmäßiges Viereck von wolgefügten Quadern, in schönen Verhältnissen, durch Bogen und Fenster gegliedert, die zum Teil blind nach arabischer Weise nur zum Ornamente dienen. Auf der Kranzspitze des Gebäudes sieht man noch eine arabische Inschrift, die nicht mehr entziffert werden kann. Das Innere ist vollkommen wüst, und zum Teil schon in späterer Zeit umgestaltet; nur in dem Mittelraum, der einst von einer Kuppel überwölbt gewesen ist, sieht man noch malerische Ueberreste von Bogen und prächtige Arabesken in Stuk.

Boccaccio verlegte in diesen herrlichen Palast die Scene seiner fünften Novelle des sechsten Tags, und der Geschichtschreiber Fazello schildert seine Pracht. Er entnahm die Beschreibung der Cuba aus älteren Schriftstellern, denn schon im sechzehnten Jahrhundert war das Schloß verfallen. „Mit dem Palast", so sagt er, „hing außerhalb der Stadtmauern gegen Westen ein Pomarium von ungefähr 2000 Schritten Umfang zusammen, Park genannt, das heißt königlicher Cirkus. Hier prangten die lieblichsten Gärten von allerlei Bäumen,

und immerdar von Wassern benetzt. Hier und dort gab es Gebüsche, die von Lorbeer und Myrte dufteten. Drinnen erstreckte sich vom Eingang bis zum Ausgang ein sehr langer Porticus mit vielen offenen runden Pavillons zur Ergötzung des Königs, von denen einer noch heute unversehrt geblieben ist. In der Mitte befand sich ein großer Fischteich, aus antiken großen Quadersteinen von bewundernswürdiger Dicke aufgebaut, worin lebendige Fische eingeschlossen waren. Er ist bis heute unzerstört, nur fehlen die Fische und das Wasser. Darüber erhob sich, wie auch noch heute, der prachtvolle Lustpalast der Könige mit saracenischer Schrift auf dem Gipfel, für die ich bis jetzt keinen Erklärer habe finden können. Auf der einen Seite dieses Gartens wurden wilde Thiere fast jeder Gattung zur Lust und Ergötzung des Palastes gehalten. Aber all' das ist heute zerfallen, und von Wein- und Gemüsegärten der Privatleute eingenommen. Nur läßt sich der Umfang des Pomarium genau erkennen, weil der größte Theil der Mauern beinahe unversehrt geblieben ist. Wie ehemals nennen die Palermitaner auch heute diesen Ort auf saracenisch Cuba."

Wie zur Zeit Fazello's besteht also auch jetzt noch der Palast in seinen Grundbestandteilen, und im Garten lassen sich noch die Umfangsmauer und die Reste des Fischteichs erkennen. Aber das ist alles, was von der Cuba sich erhielt.

Die Zisa war ein noch größeres und schöneres Lustschloß saracenischer Emire. Eine spanische Familie, Sandoval, welche in den Besitz des Gebäudes kam, hat

es durch Umbauten vielfach verändert, aber dadurch vor dem gänzlichen Verfall geschützt, so daß sich von seiner ursprünglichen Anlage mehr erhalten hat als in der Cuba. Auch hier derselbe Stil: ein großer Würfel von einfachen, schönen Verhältnissen, aus Kalksteinquadern aufgeführt, durch Gesimse, Bogen und Fenster in drei Teile gegliedert.

Wilhelm der Böse hatte die Zisa herstellen und wahrscheinlich erweitern lassen, denn die Angabe des Romuald von Salerno, dieser König habe einen Palast Lisa gebaut, kann sich nur auf einen Umbau der Zisa beziehen. „Zu dieser Zeit", so sagt Romuald, „ließ der König Wilhelm bei Palermo einen hohen Palast mit bewundernswürdiger Kunst erbauen; er nannte ihn Lisa, umgab ihn mit schönen Gärten und lieblichem Grün, und machte ihn durch verschiedene Wasserleitungen und Fischteiche äußerst ergötzlich." Die Zisa war indeß arabischen Ursprungs, obwol sie durch König Wilhelm viele Veränderungen erfuhr.

Ihr ganz modernisirtes Innere enthält viele Säle und Gemächer, die nichts mehr von saracenischem Charakter zeigen. Nur die Vorhalle hat noch zum Teil die altertümliche Weise bewahrt. Hier zeigen sich Nischen und von Säulen getragene Bogen in der Wand, in deren einem ein Springbrunnen über Marmorstufen fließt, von Moos und Schlingpflanzen schön umgrünt. Der saracenische Bogen über dem Quell ist durch Ornamente von ineinander gezogenen und durchknoteten Spitzbogen phantastisch geschmückt. Bunte Frescomalereien und Mosaiken, Palmen und Olivenzweige, Bogen-

schützen und Pfauen, sind Zusätze der Normannen. Ebenso ist die kufische Inschrift an der Wand normannischen Ursprungs, wie der Orientalist Morso in seinem Palermo Antico und de Sacy es nachgewiesen haben, und nur die nicht mehr leserliche Schrift auf dem Gipfel des Palastes rührt von den Arabern her.

Die Quelle floß aus der Vorhalle in einen prächtigen Fischteich, der noch im Jahre 1626 erhalten war und von dem bologneser Mönch Leandro Alberti in seiner Beschreibung Italiens und der umliegenden Inseln geschildert wird. Er lag nahe vor dem großen Portal, ein Viereck von 50 Fuß in der Länge, umgeben von netzförmigem Gemäuer. In der Mitte stand ein schönes Gebäude, in welches man über einer kleinen Brücke von Stein gelangte; hier befand sich ein Saal von 12 Fuß Länge und 6 Fuß Breite, im Kreuz gewölbt, mit zwei Fenstern, aus denen man die Fische im Wasser schwimmen sah. Von dort, so sagt Alberti, kam man in ein schönes Frauen-Gemach mit drei Fenstern, in deren Mitte je eine kleine Säule vom feinsten Marmor zwei Bogen trug.

Mehrere Treppen führten zu den Obergeschossen des Palastes, wo viele gewölbte Säle mit arabischen Bogenfenstern und Säulen, und innen ein offener Raum mit Pavillons lagen. Der ganze Bau war mit Zinnen versehen. Die Pracht der Säle, ihrer von Mosaik glänzenden Wände, die Arbeit der in buntem Marmor und Porphyr ausgelegten Fußböden, muß schön und reich gewesen sein. Aber schon Alberti fand die Zisa so sehr verfallen, daß er sich bitter darüber beklagte: „in Wahrheit, ich glaube, daß kein edles Herz diese Gebäude, wie sie nun teils zerstört sind und teils den Einsturz drohen, ohne schweres Herzeleid ansehen kann.“ Welche schwelgerische Gartenlust muß dort zur Zeit der Emire, der Normannen und Friedrichs geherrscht haben, unter diesem seligen Himmel, in diesen rosigen Nächten, in einer wahrhaft paradiesischen Natur, die bis an's Meer und an den Fuß der Berge ihre blüten- und goldfrucht-bedeckten Gärten verbreitet!

Ich habe wol nie einen so hinreißenden Anblick genossen, als den von dem platten Dach dieses Saracenenschlosses auf das Rundgemälde Palermo's, seine Ebene, seine Küsten und Berge. Es ist eine Schönheit, die alles übertrifft was man sich vorstellen mag, und die ausschweifendste Phantasie reicht nicht an die Zauber dieser Feenwelt. Hier ist alles in einem mäßigen Ramen überschaulich zusammengefaßt; denn um die ganze Conca d'Oro, die goldene Muschel Palermo's, stehen diese flimmernden Berge, braun und ernst, köstlich gefaltet, wie von dorischem Meißel ausgeschlagen; zu ihren bronzenen Füßen goldene Orangenhaine und Lusthäuser in Gärten; die hochgetürmte und gekuppelte Stadt am Meere hin; das Meer in die Ferne hinein, silberbläulich und lichtausatmend, und dort mächtig hingelagert der zackige, dunkelhäuptige Pellegrino, jenseits aber das funkelnde Cap Zaffarana mit seinen Türmen und schön ausgeschnittenen Vorsprüngen, und silberweiße Bergspitzen darüber hinaus durch die Lichtnebel blinkend, ein feiner, ätherischer Duftschleier über der ganzen stillen Natur wonnig verbreitet. Es ist Land, Licht, Luft und

Meer des Orients, und blickt man von der Zisa in die Gärten hinunter, so möchte man wähnen, es sollten nun daraus hervorkommen schöne, arabische Mädchen mit Mandolinenschall, und langbärtige Emire im roten Kaftan, mit gelben Schuhen. Man könnte hier wahrlich zum Leben ausreichen mit der Weisheit des Koran und der des Hafis.

Der christliche Religionseifer, besonders in der spätern Zeit der spanischen Herrschaft, mag die Lustschlösser der Saracenen grundsätzlich dem Verfall überlassen haben. Aber von den Normannenfürsten wissen wir, daß sie von der Schönheit der arabischen Paläste und Gartenanlagen angelockt in ihrem Geschmack weiter bauten. Schon Roger baute sich solche Lustschlösser, die Favara, Mimnermus und andere ergötzliche Orte, wie Ugo Falcando, der Zeitgenosse der letzten Normannenfürsten, erzählt. Besonders waren es schöne Fontänen und Fischteiche, die man nach morgenländischer Art anlegte, und ausdrücklich wird auch von Friedrich II., dem Freunde des Orients, angeführt, daß er mehrere kostbare Fischteiche geschaffen habe. Der große Wasserreichtum Palermo's, das seit alten Zeiten durch viele Aquäducte versorgt wird, machte solche Anlagen leicht. Wie sehr sie beliebt waren, zeigt uns schon die genaue Beschreibung von dem Fischteich der Zisa, welche Leonardo Alberti macht, und auch der Jude Benjamin von Tudela erzählt in seinem kurzen Bericht über Palermo mehr von dem Fischteich Albehira als von jeder andern Merkwürdigkeit der Stadt. Er reiste im Jahre 1172, zur Zeit Wilhelms des Guten, nach Sicilien, um dort die

jüdischen Gemeinden kennen zu lernen. Seine Beschreibung der Albehira ist diese: „Drinnen in der Stadt sprudelt die größeste von allen Quellen; sie ist von einer Mauer umgeben und bildet einen Fischteich, den die Araber Albehira nennen; verschiedene Arten lebendiger Fische sind darin eingeschlossen. Auf dem Teich fahren königliche Barken, die von Gold und Silber oder Malerei glänzen. In ihnen fährt der König mit seinen Damen oft zur Lust umher. In den königlichen Gärten liegt auch ein großes Schloß, dessen Wände mit Gold und Silber bedeckt sind, während der Fußboden aus den verschiedensten Marmorarten zusammengesetzt ist, und musivische Figuren von allen Dingen der Welt enthält. Es gibt nirgendwo Gebäude, die den Palästen dieser Stadt gleich kämen."

Man weiß nicht, wo die Albehira gelegen war. Morso sucht zu beweisen, daß Benjamin das sogenannte Mar-Dolce gemeint habe. So heißen nämlich heute die Trümmer des im saracenischen Charakter gebauten Schlosses Favara, welche außerhalb der Stadt seitwärts vom malerischen Kloster di Gesu und unter der Grotte liegen, die durch ihre Knochenfossile berühmt ist. Man nennt dies zertrümmerte Schloß Mar-Dolce, weil sich ihm gegenüber ein altes Wasserbecken befindet. Aber auf arabisch hieß es Casr Djafar. Die Trümmer lassen genau den Stil der Zisa und Cuba erkennen.

Es gibt noch ein viertes saracenisches Lustschloß außerhalb Palermo, Ainsenin, vom Volk Torre del diavolo genannt. Seine Ruinen liegen in dem malerischen

Tal der Guadagna, das vom Oretos durchflossen und vom Berg Grifone überragt wird.

Dies sind die letzten Denkmäler saracenischer Bauten, welche in Palermo noch heute die Epoche der Araber im Gedächtniß erhalten. Mit der spanischen Herrschaft verschwand jener graziöse Baustil; auch hörten die letzten lebendigen Traditionen des Islam schon mit Friedrich II. auf, als er im Jahre 1223 alle noch in Sicilien wohnenden Araber nach Lucera in Apulien gebracht hatte. Denn während seiner Abwesenheit hatten sie unter der Führung ihres Häuptlings Mirabet ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen versucht. Seither verschwand ihre Sprache und ihre Sitte aus dem Leben des sicilischen Volks, und eine andere Nationalität, die spanische, machte sich auf der Insel geltend. Die Spuren des Islam wurden vertilgt.

Erst mit dem vorigen Jahrhundert, wo nach der Entdeckung Pompeji's überall in Italien die Liebe zu den Antiquitäten wieder erwachte, hat man sich auch dem saracenischen Altertum Siciliens mit Eifer zugewandt. Die Inschriften in Kirchen und Palästen führten auf das Studium der arabischen Sprache, ein Lehrstul wurde für sie in Palermo gestiftet. Doch geschah das nicht ohne einen lächerlichen Betrug, welcher bewies, wie völlig die Kunde des Arabischen auf jener Insel verschwunden war, wo auch christliche Könige arabisch zu sprechen gewußt hatten. Der Malteser Giuseppe Bella, welcher nach Palermo gekommen war, hatte sich das Ansehen eines großen Arabisten gegeben und dort

einen Codex gefälscht, der vielerlei Correspondenzen der Araber Siciliens enthalten sollte. Der Betrüger brachte die gelehrte Welt Europa's durch seine Entdeckungen in Bewegung, bis er entlarvt und vom Katheder in's Gefängniß geführt wurde.

Unterdessen hatten sich auch Sicilianer dem Studium des Arabischen zugewendet, wie Airoldi, Rosario di Gregorio und Morso, besonders der letztere, welcher Bella's Nachfolger auf dem Lehrstul wurde und in Verbindung mit den großen Orientalisten Tychsen, Silvestre de Sacy, Hammer und Frähn für die Erklärung der kufischen Inschriften in Palermo thätig gewesen ist. Wirkliche Resultate für die Geschichte der sicilischen Araber gingen daraus hervor, wie Gregorio's Rerum arabicarum, quae ad historiam siculam spectant, ampla collectio, Panormi 1790; und Martorana's Notizie storiche dei saraceni siciliani, Palermo 1833. Endlich hat die mohamedanische Geschichte und Literatur der Insel ihren ausgezeichneten Bearbeiter an Michele Amari gefunden, von dessen Geschichte der Muselmannen in Sicilien die zwei ersten Bände erschienen sind.

Mit der Pflege des arabischen Altertums erwachte zugleich auch die Liebe für den saracenisch-normannischen Stil. Wie dieser gegenwärtig wieder auf das lebhafteste in die Erinnerung des Volks gekommen ist, erkennt man schon im Toledo Palermo's an vielen Verkaufsläden, welche sich im arabischen Geschmacke eingerichtet haben, und an manchen Lustbauten der Großen. Der Stil sicilischer Paläste und Villen ist wegen seiner ausschweifenden Bizarrerie mit Recht in aller Welt

verrufen gewesen. Während die edelsten Muster von Prachtbauten vor Augen standen, während vor den Toren Palermo's die Cuba und die Zisa, in der Stadt selbst mancher normannische oder spätere Bau, wie der Palast des Tribunals, die Architecten belehren konnte, daß sich großartige Massen mit Einfachheit und Anmut der Gliederung und der Ornamente wol vereinigen, haben sie es vorgezogen die Paläste mit barockem Unsinn auszustatten, wie der Prinz Pallagonia in seiner Villa, oder haben sie selbst das Chinesische aufgenommen, wie in der Villa Favorita.

In neuerer Zeit ist man zum arabisch-normannischen Stil zurückgekehrt, und hier macht vor allem die Villa Serra di Falco's Epoche, ein schönes Schloß unweit der Zisa, welches der um das Studium der sicilischen Altertümer verdiente Herzog neu umgebaut hat. Der herrliche Garten desselben versetzt wahrhaft in die Zeiten Al Hassan's zurück.

In der Stadt selbst baut der Marchese Foccella einen schönen Palast im arabisch-normannischen Charakter aus. Freilich ist er von Spielerei nicht frei, wie alle diese nachgeahmten Bauten eines untergegangenen Stils, von denen wir bei Stuttgart an der Wilhelma ein Beispiel haben. Er steht auf dem reizenden Platz Teresa unmittelbar am Griechentor, das ihn durchbricht. Große Summen sind bereits darauf verwendet, und der Bau der Vollendung nahe. Die Außenseite ist von Bogenfenstern mit buntem Glase durchbrochen, welche durch kleine gewundene Säulen getrennt werden; die Säle im Innern reich und mannichfach, besonders der arabische in der Mitte, dessen Wände in bunten Arabesken und hellen Farben von Rot, Blau, Gold, Schwarz und Weiß verziert und mit dem edelsten Gestein incrustirt sind. Die gewölbte Decke glänzt von phantastischem Schmuck; der Fußboden ist aus den köstlichsten Steinarten zusammengesetzt, welche zugleich eine Anschauung vom geologischen Reichtum der Insel geben, da nur sicilische Steine dazu verwendet sind. Es fehlt nicht die plätschernde Fontäne, um die Täuschung einer Alhambra vollständig zu machen. Andere Gemächer hat der reiche Marchese in römischem und pompejanischem Sinn eingerichtet, und den patriotischen Beweis gegeben, daß sicilische Künstler auch in der Frescomalerei Gutes zu leisten vermögen, denn alle diese Nachahmungen alter Wandmalerei sind Werke einheimischer Maler.

2. Die normannische Periode.

Zwei weit von einander entlegene Inselländer, England und Sicilien, hatte ein und dasselbe streitbare, glückliche aber schnell verblühende Geschlecht der Normannen zu einer und derselben Zeit erobert. Wie hier, so dort hatte es beiden Inseln den Feudalismus eingepflanzt, sie mit Baronien und Majoraten angefüllt, die noch heute dauern, und eine aristokratische Constitution geschaffen, welche sich in England mächtig entwickeln, in Sicilien zwar verfallen, aber doch nicht ganz verschwinden sollte.

Diese innere Verwandtschaft beider Inseln ist sehr

merkwürdig, und dürfte sie nicht manche historische Beziehungen seit der französischen Revolution erklären, von denen ich nur die durch die Engländer dictirte Constitution von 1812 bemerken will?

Die Herrschaft der sicilischen Normannen war von kurzer Dauer und schneller Blüte. Sie umfaßt ein Jahrhundert. Ordnender Verstand, Consequenz, Kühnheit und Wildheit, weit um sich greifende Politik, Großartigkeit in Plänen und Unternehmungen zeichnete diese Dynastie aus, bis sie der saracenischen Ueppigkeit, dem Klima und der zügellosen Parteiwut erlag. Wir wollen die Periode dieser Herrschaft hier überblicken.

Im Jahre 1038 war Georg Maniaces vom griechischen Kaiser zur Vertreibung der Saracenen nach Sicilien abgeschickt worden. Er bat Waimar, den Herzog von Salerno, ihm die kleine Normannenschaar, welche seit einiger Zeit in seinen Diensten stand, mitzugeben, und dieser lieh ihm 300 Krieger unter dem Befehl Wilhelms des Eisenarms, Drogo's und Humfrieds. Nun stürzten sich Griechen und Normannen auf die Insel, wo sie den uneinigen Arabern Messina, Syrakus und viele andere Städte im Fluge entrissen. Der Beutelohn entzweite sie, denn der habsüchtige Grieche verdrängte die Normannen und beleidigte sie schimpflich. Sie verließen ihn und segelten nach Italien, wo sie sich schadlos halten wollten. Sie überfielen Melfi und andere Städte Apuliens; so begann die Gründung ihrer selbständigen Macht. Kaum war dies geschehen, als die Griechen Sicilien verließen, um die Normannen aus Apulien zu verjagen; doch sie richteten nichts aus, sondern

verloren alle eroberten Städte der Insel wieder an die Araber.

Es vergingen Jahre ohne wichtige Ereignisse, während die Normannen in Apulien festen Fuß faßten. Dort war Wilhelm Graf geworden, Drogo hatte später sein Reich geerbt und Humfried nach dessen Tode den besiegten Papst Leo IX. gezwungen, ihn mit Apulien rechtskräftig zu belehnen. Frische Züge aus der Normandie waren angekommen, unter ihnen Robert Guiscard, der sich nach Humfrieds Tode im Jahre 1056 zum Herzog von Apulien und Calabrien ausrufen ließ. Später kam auch sein jüngster Bruder Roger, sein Glück zu versuchen.

Die tapfern Brüder hatten im Jahre 1060 bereits Reggio erobert und von hier aus die Küste der schönen Insel unmittelbar vor Augen. In einer Nacht setzte Roger mit nur 60 Begleitern nach Messina hinüber, den Zustand des Landes zu erkundschaften; tollkühn schlug er sich mit den Saracenen am Ufer herum, stieg wieder in's Schiff, und segelte nach Reggio zurück. Bald darauf rief ihn das Glück von selbst, nun alles Ernstes an die Unternehmung sich zu wagen. Es erschien vor ihm Bencumen, Emir von Syrakus, den sein Bruder Belcamed vertrieben hatte, gab ihm Kunde von der heillosen Zerrüttung Siciliens und forderte ihn auf, herüberzukommen, den Arabern das schöne Besitztum zu entreißen.

Dies Unternehmen war nicht leicht; die Saracenen leisteten tapfern Widerstand, und selbst von Afrika kamen frische Heere, sich Roger entgegenzuwerfen, als er nach

einem blutigen Kampf Messina erobert hatte. Sein Bruder Robert vereinigte sich dort mit ihm; bei Castro Giovanni schlugen sie das Hauptheer der Saracenen, und ohne weitere Erfolge kehrten sie wieder nach Calabrien zurück, neue Kräfte zu neuen Anfällen zu sammeln. Unterdeß hatte Almoëz, Kalif von Aegypten, eine Flotte nach Sicilien gesandt, doch sie scheiterte bei der Insel Pantellaria. Das Glück begünstigte die kühnen Abenteurer, aber die Eifersucht hätte sie bald in's Verderben gestürzt. Denn Robert Guiscard begann die Erfolge seines Bruders mit Neid anzusehen; Roger hatte für sich die Hälfte Calabrien's und ganz Sicilien verlangt, jener ihm das nicht zugestehen wollen. Und so griffen diese trotzigen Helden zu den Waffen und entbrannten, ungeachtet der Griechen und Saracenen und der Unsicherheit ihrer jungen Herrschaft, in wildem Kampf gegen einander. Robert fiel in die Hände seines Bruders; aber dieser beugte sich dem Ungestüm des außerordentlichen Menschen, und gab nach. Versöhnt wandten sich die Helden mit vereinter Kraft gegen Sicilien.

Mehrmals erschienen die Normannen vor Palermo; aber durch die Angelegenheiten Calabriens immer wieder abgerufen, konnten sie an keine systematische Belagerung denken. Erst im Jahre 1071 schritten sie dazu. Die Stadt war damals vielleicht mehr bevölkert, als jetzt andere Italiens, ohne Zweifel blühender, ein schöner Sitz orientalischer Lebensfülle und erstaunlich reich. Die Araber wehrten sich verzweifelt, und machten lange jede Anstrengung der Feinde zu nichte. Die Sage erzählt, daß sie, um ihre Furchtlosigkeit zu zeigen, nicht einmal die Tore Palermo's schlossen, und daß eines Tags ein Normannenheld zu Roß mit gefälltem Speer die ganze Stadt zu durchrennen wagte. Endlich drang Robert von der südlichen Seite ein, und Roger brach das westliche Tor auf. Die Saracenen hatten sich in die innere Stadt zurückgezogen und capitulirten hier; sie übergaben Palermo dem Sieger auf Bedingung der Lebensschonung und der Freiheit ihres Cultus.

Zwanzig Jahre später zogen die Christen in das eroberte Jerusalem wie bestialische Horden mordend ein, aber die Normannen, so gewaltige Kreuzfahrer, verschonten das mohamedanische Palermo. Ohne Blutvergießen, ohne Plünderung besetzten sie die herrliche Stadt als fröhliche Sieger, die den Feind aus dem reizenden Lustgarten verjagt haben, um an seiner Stelle aller Herrlichkeit zu genießen. Hier findet sich noch kein Zeichen von jenem fanatischen Todeshaß des Christentums gegen den Islam. Ungefährdet ließ man Cultus und Sitte der Mohamedaner; das bisher verfallene Christentum richtete sich von selbst wieder auf und drängte nun den Islam zurück. Er verlosch mit der Zeit in den Städten; er lebte am längsten im Innern der Insel, wo sich alles hartnäckig Saracenische in die Berge rettete und fast 150 Jahre lang behauptete.

Die Normannen blieben aus politischen Gründen gegen die Araber tolerant, und nirgend haben sich Christentum und Islam so gut mit einander vertragen. Die Eroberer, an Zahl gering, verschwanden beinahe in der saracenischen Bevölkerung, welche gerade deshalb durch

Milde mußte gewonnen werden. Arabische Künste und Wissenschaften wurden aufgenommen, in arabischem Stil wurde gebaut, eine arabische Färbung nahm selbst der christliche Hof an, der sich mit saracenischen Leibwachen umgab, und in saracenischen Gewändern einherging. Als Mohamed-Ibn-Djobair von Valencia gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts das blühende Sicilien bereiste, pries er den König Wilhelm und seine Liebe zum Islam. Der König, so berichtete der Reisende, liest und schreibt arabisch; sein Harem besteht aus muselmännischen Frauen. Seine Pagen und Eunuchen sind heimliche Muselmänner. Die Frauen Palermo's fand der Reisende schön, üppig und ganz saracenisch gekleidet, und wenn er sie an festlichen Tagen in den Kirchen sah, in goldgelber Seide, mit eleganten Mantillen, in farbigen Schleiern, mit goldenen Ketten und Ohrgehängen, geschminkt und balsam-duftend wie Frauen des Orients, so erinnerte er sich der Verse des Poeten:

> „Fürwahr, wenn man eines schönen Tags in die Moschee tritt, so findet man dort Gazellen und Antilopen."

Die arabische Sprache wurde erlernt und im Gebrauche beibehalten, selbst in Diplomen, selbst in Inschriften auf christlichen Kirchen, wo man noch heute auf Mosaiken und Säulen die Schriftzüge des Koran findet, die nicht Araber, sondern Christen, Bischöfe, Könige, Erbauer der Kirchen dort angewendet haben.

Die Normannen fanden in Sicilien folgende Sprachen vor: die griechische der alten Hellenen und der

Byzantiner, die lateinische von den Römern her, im Volksmunde aber die Lingua Volgare, die bald zur italienischen Schriftsprache ward; endlich die hebräische und die arabische Sprache. Alle diese Mundarten waren im Gebrauch des Volks; daher findet man sie alle vier in Diplomen angewendet, in der ersten normannischen Zeit am häufigsten die griechische mit gleichzeitiger Uebersetzung ins Arabische.

Mit dem Falle Palermo's ging es an die Teilung der Insel. Robert Guiscard nahm für sich die schöne Hauptstadt und halb Sicilien, Roger die andere Hälfte; ihr tapferer Neffe Serlo erhielt große Baronien, Tancred, ein anderer Neffe, wurde Graf von Syrakus. Robert nannte sich Herzog von Sicilien, Roger Graf, und reichlich wurden jetzt Erzbistümer und Feudalherrschaften gegründet. Aber noch war die Insel nicht ganz unterworfen, denn erst im Jahre 1088 ergab sich Syrakus, 1091 Agrigent, sodann Castro Giovanni, und zuletzt Noto und Butera.

Nun blieben bis zum Jahre 1127 die Herzogtümer Apulien und Sicilien in der bezeichneten Verwaltung, bis der Zweig Robert Guiscards ausging und des Grafen Roger Sohn auch das Land jenseits des Faro erbte. Dies war Roger II., der größeste Mann aus dem Normannengeschlecht. Sein tapferer Vater, welcher Sicilien erobert hatte, war im Jahre 1101 gestorben, und nachdem der ältere Sohn Simon fünf Jahre lang Graf gewesen, folgte ihm Roger noch minderjährig, unter der Leitung seiner Mutter Adelasia und des Admirals Georg Antiochenus. Roger erhob das Normannen-

reich zum höchsten Glanz, und alle diejenige Kraft und Geistesgröße, welche ein emporgekommenes Herrscherhaus auszuzeichnen pflegen, vereinigten sich in seiner gewaltigen Natur. Er erbte 1127 das Herzogtum Apulien. Dies schreckte den Papst, den deutschen und den griechischen Kaiser; aber gegen sie alle und die Fürsten von Salerno, von Capua, Neapel, Avellino und viele andere kämpfte Roger nicht allein mit Glück, sondern er zwang auch den Papst ihn mit Apulien zu belehnen, und setzte sich endlich die Königskrone auf. Er durfte das nicht ohne die Zustimmung des Parlaments, der Barone und der hohen Geistlichkeit, wie sich überhaupt aus dem Verhältniß der normannischen Eroberer zu dem schon vorhandenen und dem neuen Adel mit Notwendigkeit eine gewisse Adelsconstitution ergeben mußte. Das Parlament kam in Salerno zusammen uud gab dem Fürsten die Krone, doch wurde er in der Kathedrale zu Palermo gekrönt, am Weihnachtstag des Jahres 1130. So entstand das Königreich beider Sicilien.

Roger richtete nun seine Monarchie ein; den Baronen gegenüber mußte er ihr Glanz, Würde und Sicherheit geben. Daher schuf er die sieben Kronämter, den Connetabel und Großadmiral, den Großkanzler, Großrichter und Oberkämmerer, den Protonotar und den Großmarschall, und bildete aus ihnen sein Cabinet. Er umgab sich mit orientalischem Ceremoniel und ließ seinen Palast von Eunuchen und saracenischen Garden bewachen, auf die er zählen konnte. Seine ganze Regierung war Kampf und Krieg. Er bändigte alle seine innern und äußern Feinde; den griechischen Kaiser, welcher seine

Rechte auf Sicilien nicht aufgeben konnte, schreckte er vor Constantinopel selbst; er plünderte Korinth, Athen und Theben. Von dort führte er viele in der Seidenweberei geschickte Griechen nach Palermo, und so kam diese Kunst überhaupt nach dem Westen. In Roger's Fabriken wurde auch das berühmte Pallium gefertigt, welches später die deutschen Kaiser bei ihrer Krönung trugen. Roger eroberte Malta; 150 Schiffe schickte er gegen Afrika aus, und bestrafte dasselbe Reich Kairewan, welches einst Sicilien unterjocht hatte. Wunderbar schnell hatte sich die normannische Kraft unter ihm entfaltet. Er starb am 26. Februar 1154 in einem Alter von 59 Jahren. Ihn zeichneten große Eigenschaften aus, Klugheit, Tapferkeit, Gerechtigkeit, ein bezwingender Verstand. Von Körper war er schön, von Manieren gewandt und höfischer Sitte zugethan. Gegen die Araber bewies er sich duldsam; ihre Kunst und Wissenschaft ehrte er. Unter andern nahm er auch Edris Edscherif, welcher aus Afrika vertrieben worden war, freundlich an seinem Hofe auf, und dieser gelehrte Araber machte für ihn einen silbernen Erdglobus, auf welchem alle bekannten Länder verzeichnet und arabisch benannt waren. Das Werk wog 800 Mark. Zugleich verfaßte Edris eine Geographie, die allgemein das Buch Roger's genannt wurde; ein Auszug davon ist unter dem Titel Geographie von Nubien (Geographia Nubiense) bekannt und mehrmals in Rom, in Paris, im Jahre 1790 noch in Palermo herausgegeben worden.

Roger's Devise auf seiner Schwertklinge spricht ganz

seinen Herrschergeist aus: Apulus et Calaber, Siculus mihi servit et Afer.

Es folgte auf ihn Wilhelm I., welchem Adel und Geistlichkeit aus Haß den Namen des Bösen gegeben haben; der einzig überlebende von Roger's Söhnen, da seine Brüder Roger, Anfuso, Tancred und Heinrich vor ihm gestorben waren. Der schnelle Verfall eines so männlich starken und so zahlreichen Geschlechts ist auffallend; es schmolz in wenig Jahren bis auf einen einzigen Seitensprößling zusammen; und auch die Macht Siciliens sank sogleich von der Höhe, auf welche sie Roger gestellt hatte. Es zeigte sich, daß sie nur auf der persönlichen Kraft einiger Helden beruht hatte. Schon unter Wilhelm's des Bösen Regierung finden sich in Sicilien Zustände, welche an die saracenischen Emirate erinnern, die Günstlingsherrschaft eines Emporkömmlings Majone von Bari, Großadmirals des Reichs, welcher einen Anschlag auf die Krone machte; Verschwörungen, Palastrevolten, Aufstände des Adels, gränzenlose Verwirrungen. Der verhaßte König Wilhelm starb nach harten Schicksalen, nicht unberühmt durch Kriege, im Jahre 1166, 45 Jahre alt.

Mit seinem Sohn, Wilhelm II. oder dem Guten, der als elfjähriges Kind den Tron bestieg, endigte schon die gerade Linie des Normannengeschlechts. Die ersten Jahre der Regierung dieses Königs waren durch Streit um die Vormundschaft, durch Rebellion der Barone und durch Hofcabalen so tumultuarisch, wie es die Herrschaft seines Vaters gewesen war. Die Normannen

konnten ihr schönes Reich erobern, aber dauernd behaupten konnten sie es nicht. Sie gingen unter, nachdem das südliche Klima und der orientalische Luxus ihre nordische Kraft gebrochen hatte, und sie scheiterten endlich an dem Feudalismus, oder der unzähmbaren Wildheit des Adels. Auf dem vulcanischen Boden Neapels und Siciliens hat überhaupt keine Dynastie lange gedauert: jede war fremd, auf abenteuerliche Weise zum Besitz des Landes gelangt, und jede endete kläglich, meist durch Verrat. Wilhelm II. war übrigens seinem Vater ungleich, darum führt er auch den Beinamen „der Gute", den ihm wol die dankbare Geistlichkeit beigelegt hat. Wenn der böse Wilhelm wie ein Saracene lebte und üppige Gartenschlösser baute, so stiftete der Gute Kirchen und Klöster. Viele Denkmäler kirchlicher Architectur aus der Normannenzeit gehören ihm an, zumal der weltberühmte Dom in Monreale und die Kathedrale zu Palermo. Er starb im jungen Alter von nur 36 Jahren, am 1. November 1189.

Das Geschlecht Roger's war mit ihm ausgegangen bis auf einen Bastard, Tancred, Grafen von Lecce, den natürlichen Sohn Roger's, des erstgeborenen und frühverstorbenen Sohns des Königs Roger, und bis auf eben dieses Königs Tochter Constanza, welche mit dem Kaiser Heinrich VI. vermält war. Rechtmäßig fiel also das Erbe beider Sicilien an den Kaiser; aber die nationale Partei unter den Sicilianern wandte sich zu Tancred und berief ihn auf den Tron. Der Graf von Lecce kam aus Calabrien und ließ sich im Jahre 1190 in Palermo krönen. Dieser tapfere Bastard hat viel Aehn=

seinen Herrschergeist aus: Apulus et Calaber, Siculus mihi servit et Afer.

Es folgte auf ihn Wilhelm I., welchem Adel und Geistlichkeit aus Haß den Namen des Bösen gegeben haben; der einzig überlebende von Roger's Söhnen, da seine Brüder Roger, Anfuso, Tancred und Heinrich vor ihm gestorben waren. Der schnelle Verfall eines so männlich starken und so zahlreichen Geschlechts ist auffallend; es schmolz in wenig Jahren bis auf einen einzigen Seitensprößling zusammen; und auch die Macht Siciliens sank sogleich von der Höhe, auf welche sie Roger gestellt hatte. Es zeigte sich, daß sie nur auf der persönlichen Kraft einiger Helden beruht hatte. Schon unter Wilhelm's des Bösen Regierung finden sich in Sicilien Zustände, welche an die saracenischen Emirate erinnern, die Günstlingsherrschaft eines Emporkömmlings Majone von Bari, Großadmirals des Reichs, welcher einen Anschlag auf die Krone machte; Verschwörungen, Palastrevolten, Aufstände des Adels, gränzenlose Verwirrungen. Der verhaßte König Wilhelm starb nach harten Schicksalen, nicht unberühmt durch Kriege, im Jahre 1166, 45 Jahre alt.

Mit seinem Sohn, Wilhelm II. oder dem Guten, der als elfjähriges Kind den Tron bestieg, endigte schon die gerade Linie des Normannengeschlechts. Die ersten Jahre der Regierung dieses Königs waren durch Streit um die Vormundschaft, durch Rebellion der Barone und durch Hofcabalen so tumultuarisch, wie es die Herrschaft seines Vaters gewesen war. Die Normannen

konnten ihr schönes Reich erobern, aber dauernd behaupten konnten sie es nicht. Sie gingen unter, nachdem das südliche Klima und der orientalische Luxus ihre nordische Kraft gebrochen hatte, und sie scheiterten endlich an dem Feudalismus, oder der unzähmbaren Wildheit des Adels. Auf dem vulcanischen Boden Neapels und Siciliens hat überhaupt keine Dynastie lange gedauert: jede war fremd, auf abenteuerliche Weise zum Besitz des Landes gelangt, und jede endete kläglich, meist durch Verrat. Wilhelm II. war übrigens seinem Vater ungleich, darum führt er auch den Beinamen „der Gute", den ihm wol die dankbare Geistlichkeit beigelegt hat. Wenn der böse Wilhelm wie ein Saracene lebte und üppige Gartenschlösser baute, so stiftete der Gute Kirchen und Klöster. Viele Denkmäler kirchlicher Architectur aus der Normannenzeit gehören ihm an, zumal der weltberühmte Dom in Monreale und die Kathedrale zu Palermo. Er starb im jungen Alter von nur 36 Jahren, am 1. November 1189.

Das Geschlecht Roger's war mit ihm ausgegangen bis auf einen Bastard, Tancred, Grafen von Lecce, den natürlichen Sohn Roger's, des erstgeborenen und frühverstorbenen Sohns des Königs Roger, und bis auf eben dieses Königs Tochter Constanza, welche mit dem Kaiser Heinrich VI. vermält war. Rechtmäßig fiel also das Erbe beider Sicilien an den Kaiser; aber die nationale Partei unter den Sicilianern wandte sich zu Tancred und berief ihn auf den Tron. Der Graf von Lecce kam aus Calabrien und ließ sich im Jahre 1190 in Palermo krönen. Dieser tapfere Bastard hat viel Aehn-

lichkeit mit dem nachmaligen Könige Manfred; wie dieser war er fein gebildet, ein Dichter und Sänger, und ausgezeichnet in mathematischer und astronomischer Wissenschaft, welche die Araber damals verbreitet hatten; wie Manfred war er edel und unglücklich. Aus dem Kampf, den er um sein väterliches Reich mit dem deutschen Heinrich zu führen hatte, ging er anfangs siegreich hervor; es fiel sogar Constanza, des Kaisers Gemalin, in seine Hände; aber er behandelte sie mit ritterlicher Galanterie und schenkte ihr hochherzig die Freiheit.

Es schien als wollte der edle Zweig der Normannen in Tancred wieder aufblühen, denn er selbst hatte zwei Söhne, Roger und Wilhelm. Den Erstgeborenen, einen herrlichen Jüngling, hatte er mit Irene, des griechischen Kaisers Isaak Angelus Tochter, vermält und ihn bereits krönen lassen; da starb Roger plötzlich im Jahre 1193. Dies Leid nahm sich Tancred so zu Herzen, daß er dem Sohn am 20. Februar 1194 nachstarb. Es blieben als Erben übrig sein letzter minderjähriger Sohn Wilhelm, welcher in Palermo gekrönt ward, und drei Töchter, Albina, Constanza und Mandonia. Die Vormundschaft führte die Witwe Tancred's, Sibylla.

Unter diesen Umständen war es dem Kaiser Heinrich leicht, Sicilien zu erobern. Die Truppen Sibylla's wurden geschlagen, Messina, Catania und Syrakus fielen in des Kaisers Hand, die Barone traten auf seine Seite. Die unglückliche Königin hatte sich mit ihren Kindern auf die feste Burg Calatabellota gerettet, und erwartete hier in Angst die Ereignisse. Am 30. November 1194 war Heinrich in Palermo eingezogen, das

ihn festlich empfing, mit Paukenschall und Jubelliedern das neue schwäbische Herrschergeschlecht begrüßend. Hierauf unterhandelte Sibylla, da sie sich treulos verlassen sah. Der junge Prinz Wilhelm, welchem der Kaiser die Grafschaft Lecce und das Fürstentum Tarent feierlich zugesprochen hatte, erschien vor Heinrich und legte die Krone zu seinen Füßen nieder. Arglos waren die Unglücklichen in die Falle gegangen, denn kaum hatte sich der Kaiser krönen lassen, als er, auf das listig ausgesprengte Gerücht einer Verschwörung, gegen die Anhänger des Normannenhauses und die unselige Familie selbst seine Rache eidvergessen wüten ließ. Viele Barone und Geistliche wurden gemartert und hingerichtet, Sibylla mit ihren Kindern in den Kerker geworfen, der letzte Normanne, Wilhelm, geblendet; dann wurde jene Königin mit ihren Töchtern in's Kloster Hohenburg im Elsaß gebracht, wo sie lange Zeit in der Gefangenschaft lebten. Man weiß nicht, wie Wilhelm endete; eine Sage erzählt, er sei dem Kerker entflohen und habe dann als Eremit zu Sanct Jacob bei Chiavenna noch lange gelebt.

So tragisch fiel das heroische Normannengeschlecht, welchem das Glück einst die schönsten Länder der Welt geschenkt hatte. Sein Sturz wird um so bedeutungsvoller, weil ihm der Untergang des Hohenstaufengeschlechts so bald folgte. Die Nemesis vollzog dasselbe Schicksal auch an ihm. Wie es die Herrschaft Siciliens mit Blut und Gräueln angetreten hatte, lud es das blutige Verhängniß auf sich, und erntete eigentlich nur was es gesäet hatte. Wenn wir dem Bericht Glauben schenken

dürfen, so wurde an demselben Tage, am 26. December 1194, wo der Kaiser Heinrich VI. seine Hand in das Blut der Sicilianer tauchte, Friedrich II. geboren. Heinrich selbst starb schon drei Jahre darauf in Messina im Alter von nur zweiunddreißig Jahren, und nun blicken wir gleich auf das trauervolle Ende der Hohenstaufen, um das Walten des Verhängnisses in der Aehnlichkeit ihres Geschicks mit dem der Normannen zu bewundern. Manfred, Bastard, wie vor ihm Tancred, tapfer und hochgesinnt wie er, war verraten worden und in der Schlacht bei Benevent gefallen; sein Weib Helena hatte sich mit ihren vier Kindern auf die Burg Trani gerettet, wie einst Sibylla mit ihren vier Kindern nach Calatabellota geflohen war; wie diese sah sich auch Helena von aller Welt verlassen, wie diese ward auch sie mit ihren Kindern gefangen gesetzt. Sie starb vor Gram im Kerker; ihre Tochter Beatrix lebte achtzehn Jahre lang im Castell dell' Ovo in Neapel, ihre drei kleinen Söhne, Heinrich, Friedrich und Anselino lebten mehr als dreißig Jahre in der Gefangenschaft; Conradin endlich starb auf dem Blutgerüst.

Und wieder erweckte aus all' diesem Blut dasselbe richtende Verhängniß den Rächer auch über das Haus Anjou in der sicilischen Vesper. Hier ist wahrlich Ebbe und Flut tragischer Schicksale.

Die Hohenstaufen fanden übrigens die Insel in einer schönen Blüte; von Natur ein Paradies, war sie unter der Normannenherrschaft durch Industrie und Handel reich geworden. Kein Feind hatte während ihrer Periode die Städte heimgesucht, aber von den Küsten des Orients

und Afrika's war eine Fülle von Kostbarkeiten herübergebracht worden. Als Heinrich VI. seinen Einzug in Palermo hielt, ergötzte er sich an der Pracht der feenhaft schönen Stadt, und im Palast der Normannenkönige fand er große Schätze an Gold, Juwelen und seidenen Gewändern, welche er einschiffen ließ. Arnold, Abt von Lübeck, sagt: „Der Kaiser Heinrich zog in die Aula des todten Tancred ein und fand dort Lagerstelle, Sessel und Tische von Silber, und Gefäße von dem lautersten Gold. Er fand auch verborgene Schätze und alles köstliche Gestein und die herrlichsten Kleinodien, so daß er 150 Saumthiere mit Gold und Silber, kostbarem Edelgestein und seidenen Gewändern belud, und ruhmreich in sein Land zurückkehrte."

Bei dieser Gelegenheit kam auch das wunderbar gearbeitete mit arabischen Charakteren gestickte Krönungsgewand Roger's I. nach Deutschland, welches im Jahre 1424 auf Befehl des Kaisers Sigismund mit den andern Reichskleinodien in Nürnberg verwahrt wurde und für das Pallium Karl's des Großen gegolten hat.

Neuerdings hat Reynaud die arabische Inschrift auf dem Mantel Roger's so übersetzt: „Gearbeitet in der königlichen Fabrik, dem Sitz des Glücks, der Erleuchtung und des Ruhms, der Vollendung, der Dauer, des Wolthuns, der guten Aufnahme, der Glückseligkeit, der Freigebigkeit, des Glanzes, der Reputation, der Schönheit, der Verwirklichung aller Wünsche und Hoffnungen, des Vergnügens der Tage und Nächte, ohne Aufhören und ohne Veränderung, mit dem Gefühl der Ehre, der Devotion, der Erhaltung, der Sympathie, des Glücks,

der Gesundheit, der Hülfe und der Genugthuung: in der Stadt Siciliens, im Jahre 528 (1133 Jesu Christi)." Diese schwülstige, phrasenhafte und lächerliche Inschrift im Geiste des Orients auf dem Krönungsmantel des Normannenkönigs beweist hinlänglich, mit welchem Vergnügen sich die Normannen das arabische Wesen angeeignet hatten.

Wir haben aus jener merkwürdigen Zeit eine der ältesten Beschreibungen Palermo's von dem Normannen Ugo Falcando, der unter Wilhelm dem Bösen lange in Palermo gelebt hatte und dann nach der Normandie zurückgegangen war. Als die Dynastie Roger's sich dem Ende zuneigte, schrieb er einen Brief an Petrus, Schatzmeister der Kirche in Palermo, worin er über das Sicilien bedrohende Unheil klagte und zugleich einen Begriff von der Schönheit Palermo's gab. Sein Brief atmet einen fanatischen Haß gegen die Deutschen. Nachdem der Normanne an Messina und Catania glühende Apostrophen gerichtet hat, sich den Barbaren zu widersetzen, wendet er sich auch an Syrakus und ruft aus: „Den Barbaren wird zu Dienst gezwungen werden jener alte Adel der Korinther, welche einst das Vaterland verließen und nach Sicilien hinübergingen, und welche eine für die Erbauung einer Stadt passende Stelle suchend, endlich auf dem schönsten Ufer Siciliens zwischen ungleichen Häfen deine Mauern am sichersten aufbauten. Was hilft dir nun die alte Blüte deiner Philosophen, und daß du den Mund der Dichter mit der prophetischen Quelle genetzt hast! Was hilft es dir, daß du das Joch des Dionys und seines Gleichen abgeschüttelt hast!

Besser war es für dich, die Wut sikulischer Despoten zu dulden, als die Tyrannei eines barbarischen und gräulichen Volkes zu ertragen. Wehe über dich, hehre Quelle von gefeiertem Namen, o Arethusa! Du sankst zu solchem Elend herab, daß du, nachdem du einst die Gesänge der Dichter modulirtest, jetzt die Trunkenheit der Deutschen mäßigen und ihrer Scheußlichkeit dienstbar sein mußt." Falcando's Brief ist eine wichtige Urkunde über den Zustand Palermo's unter den Normannen; der Verfasser ruft darin einmal aus: „Wer kann die herrlichen Gebäude dieser berühmten Stadt genug bewundern? Wer die Fülle der Quellen, welche überall strömen? Wer den Liebreiz der allezeit grünen Bäume? Wer die Wasserleitungen, die reichlich für den Bedarf der Bewässerung sorgen?"

Schon vor Falcando hatte Ibn-Haukal aus Bagdad in der Mitte des zehnten Jahrhunderts Palermo in einem geographischen Werke beschrieben (Description de Palerme au milieu du Xe siècle de l'ère vulgaire, par Ebn-Haucal, traduite par Michel Amari. Paris 1845). Diese Schrift ist zwar nicht von großer Bedeutung, aber doch merkwürdig genug. Der Verfasser teilt das arabische Palermo in fünf Quartiere. Im Al-Kassar (der Paläopolis des Polybius) bewunderte er die große Festtagsmoschee, die ehemalige Kathedrale der Christen, worin man ihm eine Capelle zeigte, in welcher der Sarg des Aristoteles in der Luft schwebte. Zu ihm, so sagt er, beteten ehedem die Christen um Regen.

In Khalessah war die Residenz des Emirs. In

Sakalibah (nach Amari das Viertel der Sclavonier) befand sich der Hafen. Das vierte Quartier war das der Moscheen, Ibn-Saktab. Im Süden der Stadt endlich lag das Quartier El-Jadid, die heutige Albergaria.

Er spricht von den vielen Kaufleuten und ihren Boutiken, namentlich denen der Fleischer. Er führt die Bereitung des Papyrus an. Am meisten hält er sich jedoch bei den Fontänen auf, worunter er die Fawara nennt.

Die Reise des Mohamed-Ibn-Djobair habe ich bereits bemerkt; auch sie enthält lesenswerte Schilderungen der Stadt aus der normannischen Zeit. Er vergleicht Palermo und namentlich die Altstadt (Al-Kassar) wegen ihrer schönen Paläste und Türme mit Cordova. „Die Stadt ist staunenswürdig", so ruft er aus, „gebaut im Stile Cordova's, und ganz aus gehauenem Stein errichtet, von der Gattung, die man El-Kiddan nennt. Die Paläste des Königs sind um sie her aufgerichtet und hängen darum, wie das Halsband, welches den schönen Hals eines jungen Mädchens umschlingt."

Diese beiden Araber, und die Berichte des Juden Benjamin von Tudela werden also durch die kleine Schrift des Normannen Falcando ergänzt. Er beschreibt die meisten Gebäude des damaligen Palermo ausführlich, und zugleich lernen wir, daß sich noch die arabische Einteilung der Stadt und viele Benennungen der Plätze, Straßen und Tore lebendig erhalten hatten. Aus allem, was er von den Bauten jener Zeit sagt, läßt sich ersehen, daß Palermo damals in seinem höchsten Glanze sich befand. Wenigstens war, was

Schönheit und Reichtum der Architectur betrifft, die normannische Periode die herrlichste Siciliens, und alles was uns heute in Palermo als bedeutend entgegentritt, ist ein Denkmal der Normannen; denn nicht die Schwaben, selbst nicht einmal der Kaiser Friedrich, fügten irgend Erhebliches hinzu. Ihre Verhältnisse nach außen zogen sie von Palermo ab, während die Normannenfürsten hier ihre dauernde Residenz aufgeschlagen und der Stadt den Glanz einer neugeschaffenen, mächtigen Monarchie gegeben hatten.

Vor diese Baudenkmale Palermo's aus der Normannenzeit will ich jetzt meine Leser führen.

Den Anfang mache hier, wie billig, der königliche Palast. Dies merkwürdige Schloß, welches auf den Deutschen so viele Anziehungskraft ausübt, weil einst ein großer deutscher Kaiser dort seine liederreiche Jugend verlebte, und welches der Italiener mit Recht als die Wiege seiner nationalen Poesie betrachtet, beherrscht am Ende der Straße Cassaro, wo sie sich auf die Piazza reale mündet, das ganze Palermo. Man hält es für das älteste Gebäude der Stadt, denn es rührt nicht erst von den Saracenen her, sondern hier sollen bereits Carthager, Römer und Gothen ihren Herrschersitz gehabt haben. Unbezweifelt war es der Palast der arabischen Emire und darum Cassaro genannt. Dieser Name wurde auf die ganze alte Stadt ausgedehnt und hat sich noch heute in der Hauptstraße erhalten. Dem Saracenen Adelkam schreibt man den Bau des Schlosses zu; Roger I. und seine Nachfolger erweiterten ihn; und hier lebte Friedrich, hier residirte Manfred und alle

folgenden Herrscher Siciliens, welche dem Gebäude durch Zusätze seine heutige unregelmäßige Form gegeben haben, so daß es ein Mittelwesen zwischen Festung und Palast geworden ist.

Wir haben von Falcando die Beschreibung dieses Schlosses, und wissen daher, wie es zur Zeit Wilhelm's des Bösen aussah. „Schöne Quadern", so sagt er, „mit großem Fleiß und großer Kunst bearbeitet, bilden das herrliche Gebäude, weite Mauern umschließen es rings von außen, und drinnen glänzt der Palast auf das prächtigste von Gold und Gestein. Zwei Türme stehen an seinem einen und andern Ende, die Pisana, bestimmt die königlichen Schätze zu hüten, und die Greca, welche den Stadtteil Khemonia überragt. Die Mitte ziert ein Bau, der durch die Mannichfaltigkeit seiner Ornamente sich auszeichnet, und Joaria heißt; hier pflegt der König die Stunden der Muße zuzubringen. Im ganzen übrigen Palast sind der Ordnung nach die Gemächer verteilt, wo die Frauen, die Jungfrauen und die Eunuchen wohnen. Auch gibt es hie und da kleine, sehr prächtige Paläste, wo der König entweder mit seinen Vertrauten über Staatssachen insgeheim sich unterredet, oder die Barone einführt, um über öffentliche und wichtige Reichsangelegenheiten sich zu beraten."

Von den damaligen Baulichkeiten ist fast jede Spur verwischt, bis auf den Turm der Santa Ninfa, welcher der älteste Teil des Schlosses sein soll, und bis auf die berühmte Capella Palatina. Auf der Spitze des Turms steht heute die Sternwarte, auf welcher Piazzi am 1. Juni 1801 den neuen Planeten entdeckte, und dieser

hat daher mit Recht den Namen der Schutzgöttin Siciliens erhalten.

Der Hof hat drei moderne Logen über einander, die um alle vier Seiten laufen. In der ersten liegt die berühmte Capella Palatina, eines der herrlichsten Denkmäler der normannischen Periode. Der König Roger hat diese Basilika im Jahre 1132 erbauen lassen und dem heiligen Petrus geweiht. Eingefügt in das Schloß, bietet sie keine eigentliche Façade dar. Ein Porticus von acht Säulen aus ägyptischem Granit zieht sich an der Eingangsthüre hin und läßt auf dem obern Teil der Wand moderne Mosaiken sehen, welche Scenen aus dem alten Testament darstellen, und sich auf Roger's Krönung beziehen. Am Eingang berichtet eine Inschrift in lateinischer, griechischer und arabischer Sprache, daß Roger eine ausgezeichnete Sonnenuhr im Palast habe aufstellen lassen. Die arabische Schrift drückt sich so aus: „Ergangen ist der Befehl der königlichen Majestät, der Herrlichkeit Roger's, des Erhabenen, dessen Tage Gott verewige und dessen Zeichen er bestätige, daß dies Instrument entstehe zur Beachtung der Stunden. In der Metropole Siciliens (von Gott) behütet im 536sten Jahre (der Hedschra)."

Ganz fremdartig, phantastisch und mystisch, ja mit nichts zu vergleichen, was man in der Art im übrigen Italien sehen mag, stellt sich diese vom Sonnenlicht nur sparsam erleuchtete Basilika dar, auf deren mit Marmor, oder mit Goldgrund bedeckten Wänden die Mosaikfiguren bald in Dämmerdunkel verschwimmen, bald im Streiflicht der Sonnenstralen hell hervor-

blitzen. Als ich in die Kirche eintrat, wurde eben eine Todtenmesse für den verstorbenen König gelesen. Ein prächtiger, mit schwarzem Sammt bedeckter Katafalk stand in der Mitte aufgerichtet, eine goldene Krone lag auf ihm, und brennende Kerzen standen in der Runde, während die Priester sangen und die Kirche mit Weihrauchwolken erfüllten. Dies Schauspiel mitten in der geheimnißvollen Pracht der Mosaiken und der fremdartigen arabischen Ornamente konnte wol ganz und gar in die alten Zeiten des Königs Roger zurückversetzen.

Die schöne Capelle hat die Form einer Basilika mit einer Tribune und Kuppel über dem Chor. Zehn korinthische Säulen, welche Spitzbogen tragen, teilen sie in drei Schiffe. Der Fußboden ist mit farbigem Stein ausgelegt. Unterhalb sind die Wände bis zur Höhe von 12 Palm ebenfalls mit buntem Marmor geschmückt, oberhalb allenthalben, wohin nur das Auge fällt, mit Mosaikmalerei bedeckt, welche Scenen aus dem alten und neuen Testament vorstellt, und zwar so, daß die Wände des Schiffs Vorstellungen aus dem alten Testament, die Tribune und ihre Seiten solche aus dem Leben Christi und der Apostel enthalten. Auf dem Triumfbogen die Verkündigung, in der Tribune selbst die grandiose Halbfigur Christi, welcher die Hand zum Segen erhebt. Die Figuren haben griechische oder lateinische Inschriften. Diese Mosaiken schreiben sich nicht von Roger I., sondern von Wilhelm I. her, wenn man einer Nachricht des Romuald von Salerno Glauben schenken darf, welcher sagt: „Wilhelm ließ die Capelle des heil. Petrus im Palast

mit musivischer Malerei malen und ihre Wände mit mancherlei köstlichem Marmor bekleiden." Indeß schon der Erbauer der Capelle wird die Mosaiken begonnen haben.

Es scheint sich in Sicilien und Unteritalien eine griechische Schule der Mosaikmalerei seit alten Zeiten erhalten und dem byzantinischen Stil eine lebendigere Richtung gegeben zu haben. Die sicilischen Mosaiken haben einen auffallend sanften Charakter in der Farbe, und weder in der Zeichnung noch im Ausdruck jene Härte oder schreckende Strenge der byzantinischen Art; freilich entsprangen sie schon einer späteren Zeit. Während sich die Venezianer Mosaicisten aus Constantinopel holten, um San Marco auszuschmücken, fanden die Normannen, als sie ihre Kirchen bauten, eine Mosaikschule in Sicilien vor. Sie mochte ihre Ursprünge noch von der Zeit der Hellenen herleiten, wo die Mosaikmalerei in der alexandrinischen Periode blühte, wie es das große Prachtschiff des Hieron von Syrakus bewies, auf dessen Boden die ganze Ilias in Mosaik abgebildet war. Zu keiner Zeit scheint sich diese Technik ganz verloren zu haben. Am Ende des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt übertrafen die Sicilianer in Mosaikarbeiten die Künstler in Rom, so daß der Papst Symmachus an einen gewissen Antiochus in Sicilien schrieb, ihn um ein Modell für römische Mosaicisten zu bitten. Seine Worte lauten: „Es ist die Eleganz deines Genies und die Feinheit deiner Erfindung sehr zu schätzen, denn du hast eine neue musivische Gattung, die früher nicht versucht worden war, erfunden; sie wird auch unser Ungeschick zur Aus-

zier der Gemächer anzuwenden versuchen, wenn wir entweder auf Tafeln oder Platten ein Muster der von dir erdachten Arbeit werden entnommen haben."

Auch zur Zeit der Saracenen ging die Mosaikmalerei in Sicilien nicht unter; vor ihnen hatte sie durch dauernde Verbindung mit Byzanz Pflege und Nahrung erhalten, nachher gebrauchten sie auch die Araber, weil sie gewohnt waren, ihre Wohnungen musivisch auszuschmücken, wenn auch nicht mit Figuren, so doch mit Arabesken. Wol mögen die Mosaikarbeiten im Dom zu Salerno, die in Palermo und in Monreale Werke einer einheimischen unteritalischen Schule sein. Von König Roger selbst wird berichtet, daß er im Palast eine bedeutende Mosaikfabrik anlegte.

Herrlich glänzt auch das Dach der Capelle vom Schmuck des goldigen und mit Arabesken bunt verzierten Getäfels, und verdoppelt den Eindruck mysteriöser Pracht und märchenhaften Zaubers. Im Jahre 1798 entdeckte man an diesem Dach eine große arabische Inschrift, die in zwanzig gothischen Rosetten mit kufischen Charakteren eingeschrieben ist, und so viel man sie entziffert hat, Ausdrücke überschwänglichen Lobes und Segenswünsche enthält, wol in Bezug auf den Erbauer der Capelle und das prächtige Werk überhaupt. Weil diese Inschrift, wie alle andern arabischen in den Kirchen Palermo's, christlichen Ursprungs ist, so befremdet es, Sprache und Schrift des Korans in so naiver Weise in christlichen Kirchen angewendet zu finden, und dies zur Zeit, da der Fanatismus der Kreuzzüge eben seinen Höhenpunkt erreicht hatte. Daß keine dieser arabischen Inschriften

dem Koran entnommen ist, versteht sich von selbst; aber wo immer arabische Schrift angewendet wurde, hat der Gedankenausdruck etwas Mohamedanisches. Die arabische Schrift war damals nicht minder edel und hochgehalten als die griechische, und der Orient dem Abendland an Luxus wie an Intelligenz weit überlegen. Die Kenntniß eines großen Teils der griechischen Literatur hatte dem Occident die arabische Schrift übermittelt. Der stolze Gedanke, einen Teil des großen arabischen Völkergeschlechts unterworfen zu haben, mußte nicht minder als das Wolgefallen an dem Fremdländischen, oder die politische Klugheit den officiellen Gebrauch des Arabischen unterstützen. Die orientalischen Schriftcharaktere haben etwas Rätselhaftes, Mystisches, und indem sie selber schon geometrische Arabeskenfiguren sind, passen sie vortrefflich auf die Wände und Säulen dieser sicilischen Basiliken, welche Christentum und Orient so mit einander vermitteln, wie die Kirchen Roms das Christliche und Antike mit einander vereinigt haben.

Im Archiv der Capelle des Palastes werden viele Diplome in griechischer, lateinischer und arabischer Schrift aus der normannischen Zeit aufbewahrt, so wie eine kostbare Cassette, die von kufischen Schriftzeichen umgeben ist.

Wir verlassen die altertümliche Kirche, um zu der nahen Loggia des Palastes hinaufzugehen. Dort gibt es viele reich decorirte Säle und Gemächer, an welche sich die Geschichte der Herrscher Siciliens knüpft; darunter der Saal des Parlaments, der Tronsaal und der Audienzsaal. In dem letzten steht jetzt nur noch

einer von den zwei berühmten Widdern von Bronze, die
ehemals ein Tor der Stadt Syrakus schmückten; der andere
verunglückte in einer Feuersbrunst. Der Saal der Vice-
könige ist durch die Porträts all dieser Regenten vom
Jahre 1488 bis auf unsere Zeit ausgezeichnet.

Mehr als diese modernen Prunksäle reizt das zier-
liche, mit Mosaiken bedeckte Gemach Roger's. Man sieht
dort Kämpfe der Centauern, Vögel, und eine Jagd ab-
gebildet, in sehr altertümlicher Weise. Warum dies Ge-
mach die Stanza di Ruggieri heißt, läßt sich freilich
nicht sagen; die Mosaiken sind ohne Zweifel Werke des
zwölften Jahrhunderts, aber die ursprüngliche Gestalt
aller dieser Gemächer hat die größeste Umwandlung er-
litten. Vergebens forscht man nach den Gemächern
Friedrich's II., obwol um der Ehre des Mannes willen
eins nach ihm benannt wird. Und welcher Name zierte
dies merkwürdige Schloß mehr als der Friedrichs? Viele
Fürsten aus den entlegensten Ländern, Saracenen, Nor-
mannen, Schwaben, Spanier, Anjous, Bourbonen haben
von diesem Palast aus geherrscht und diese Räume mit
Lust und Elend erfüllt; doch treten alle andern Erinne-
rungen hinter dem Gedanken zurück, daß in diesen
Mauern jener große Kaiser seine Jugend verlebte.

3. Der Dom in Monreale.

Viele Einflüsse wirkten zusammen, um in Sicilien
eine so prächtige Kirchenarchitectur zu entfalten und eigen-
tümlich auszubilden: im allgemeinen der Geist eines Zeit-
alters, wo das Christentum dem Islam in enthusiasti-

scher Begeisterung zum Kampf auf Leben und Tod ent-
gegengetreten war; im besondern der Gegensatz, in wel-
chen sich das neue Herrschergeschlecht der Normannen
zur Religion Mohameds gestellt sah. Hier war nach
einem rühmlichen Triumf die christliche Kirche neu auf-
zurichten und ihre Hoheit zur Erscheinung zu bringen.
Prächtige Dome, Wunderwerke einer begeisterten und
doch vom Orient selbst angehauchten Kunst entstanden
nun an vielen Orten, als eben so viele Denkmäler des
großen Sieges über Mohameds Religion.

Unter gleichen geschichtlichen Bedingungen hatte Si-
cilien seine erste große Architecturperiode erlebt. Die
Hellenen hatten in der Schlacht bei Himera die afrika-
nischen Carthager, von denen Sicilien überschwemmt war,
vernichtet, und in Siegestrunkenheit die befreite Insel
mit den Prachtbauten ihrer Tempel bedeckt. Die Götter
Griechenlands, Zeus, Apollo, Ceres und Aphrodite hatten
den Moloch Afrika's überwunden; ja in höchst merk-
würdiger Weise war von den Hellenen jener Gegensatz
ihrer gebildeten Religion und Cultur zu der des Orients
ausgesprochen worden, denn eine der Friedensbedin-
gungen, welche Gelon von Syrakus den Puniern vor-
schrieb, war die, daß sie die Menschenopfer für immer
abschaffen sollten.

Nach mehr als anderthalb Jahrtausenden wiederholte
sich dieselbe Erscheinung in der zweiten großen Archi-
tecturperiode dieser Insel — eine wunderbare Consequenz
der Geschichte, wie sie kein zweites Land aufweisen kann,
und zugleich ein Beweis, daß die menschliche Cultur
nach ewigen Gesetzen sich abwandelt, im Wesen dieselbe,

in den Formen verschieden, durch immer neuen Ausdruck der Zeiten und ihrer leitenden Gedanken. Wie in der ersten Periode die Hellenen die berühmten Tempel zu Segesta, Selinus, Agrigent, Syrakus erbauten, so errichteten die Normannen, nachdem sie Sicilien von den andern Puniern Afrika's befreit hatten, die herrlichen Kathedralen in Monreale, Palermo, Cefalù, Messina. Damals hatte der Strom der Cultur die Richtung mehr nach dem Süden der Insel genommen, während der Norden nur teilweise berührt ward; jetzt breitete er sich auch über den Norden aus, während der Süden und Südosten zur Unbedeutsamkeit herabgekommen waren.

Neben das dorische Säulenhaus stellte sich der christliche Dom, neben die ernste steinerne Pracht des Junotempels in Agrigent die von Gold schimmernde Kirche der Jungfrau Maria in Monreale, als Denkmäler zweier denkwürdiger Phasen der Menschheit. Beide schließen uns wunderbare Tiefen des Menschengeistes auf, der hier wie dort eine herrliche Jugendblüte offenbart hat. Beide ergreifen wie alles ursprünglich Geniale und geschichtlich Notwendige, ist auch die Stimmung, in welche sie versetzen, grundverschieden. Wer kann seine Empfindung aussprechen, wenn er auf dem braunen Trümmergestein sicilischer Oede vor einem jener erhabenen Tempel zu Agrigent in Betrachtung verloren ist? Man möchte da meinen, nichts Vollendetes, nichts Schönes könne über diese harmonischen Formen hinaus der Mensch mehr erfinden; tritt man aber in eine der normannischen Basiliken, in diese dunkelschönen,

schimmernden Kirchenschiffe, deren Bogen und Wände von zahlreichen Mosaikbildern leuchten, so fühlt man sich auch hier, das Antike vergessend, in einer neuen Sphäre der Harmonie und Schönheit.

Der religiöse Sinn, dem jene normannische Architectur entsprang, die ich die eigentliche vom Orient mitbestimmte Architectur der Kreuzzüge nennen möchte, war bei den Normannen schon an sich tief, weil sie das nordische Gemüt nach dem Süden mitbrachten. Dazu kamen andere Verhältnisse. Ihrer Eroberung mußte die römische Kirche, Byzanz gegenüber, welches Sicilien als sein Eigentum ansprach, ein heiliges Recht und eine höhere Weihe geben. Der kluge Papst hatte die normannischen Grafen zu apostolischen Legaten ernannt, er hatte dem König Roger geistliche Insignien als Zeichen seiner von der Kirche bestätigten Herrschaft verliehen. Die Könige selbst schrieben ihre Krone nicht der Gunst des Papsts zu, sondern der Gnade Christi; auf Mosaikbildern in mancher Kirche sieht man daher Roger oder Wilhelm dargestellt, wie Christus selber ihnen die Krone auf's Haupt setzt. Von Gottes Gnaden nannten sich diese Abenteurer Könige. Ihre Herrschaft mußte sich also auch in dem Eifer aussprechen, womit sie das Christentum in Sicilien wieder aufrichteten. Malaterra, der Geschichtschreiber der beiden Roger, sagt von dem Eroberer Siciliens: „Als der Graf Roger sah, daß durch die Gunst Gottes ganz Sicilien seiner Herrschaft huldigte, wollte er gegen eine so große Wohltat nicht undankbar sein; er begann, sich Gott zu weihen, gerechtes Urteil lieb zu haben, der Wahrheit nachzutrachten, die Kirche oft zu

besuchen, mit Devotion den heiligen Hymnen beizuwohnen, den Zehnten aller seiner Einkünfte den Kirchen zu geben, der Wittwen und Waisen und der Trauernden gerechter Tröster. Hier und dort in ganz Sicilien stellte er die Kirchen her."

Uebrigens hatte die Frömmigkeit jener Zeit der Kreuzzüge an dem kirchlichen Eifer nicht mehr Anteil, als die politische Berechnung; das neue nur durch Eroberung auf den schönsten Tron Europa's gekommene Fürstenhaus bedurfte des Papstes und der Geistlichkeit, um sich zu erhalten. Ohne ihre Freundschaft waren die Normannen verloren, wie nach ihnen die Hohenstaufen im Kampf gegen die Kirche Neapel und Sicilien einbüßten, und selbst zu Grunde gingen. Zu diesen Einflüssen gesellte sich das natürliche Bestreben eines siegreichen Fürstengeschlechts, seine Herrschaft durch Denkmäler unsterblich zu machen, und so mußte die kirchliche Architectur in Sicilien einen hohen und schnellen Aufschwung nehmen. Alles was auf dem Festlande gebaut worden war, wollte man verdunkeln, ganz mit Gold wollte man die Kirchen überkleiden, selbst jene Sophienkirche und jenes Byzanz überbieten, dessen orthodoxem Kaiser man das schöne Reich entrissen hatte. Roger baute in unglaublich kurzer Zeit, man sagt in einem Jahre, den Dom in Cefalù, zugleich die Kirche in Messina und die Capelle im Palast. Die Blüte der Künste war so eilig, wie die Herrschaft der Normannen selbst es war.

Alle jene Bauten übertraf der fromme Wilhelm II., der letzte legitime Herrscher aus dem Normannenhause; er setzte im Dom zu Monreale seinem Geschlecht das

schönste Denkmal, welches zugleich eins der merkwürdigsten Monumente mittelalterlicher Architectur überhaupt ist. In sechs Jahren von 1170—1176 wurde das Werk vollendet; der Ruf seiner Schönheit ging flugs durch alle Länder. Schon im Jahre 1182 erhob der Papst Lucius III. Monreale zum Erzbistum, und in seiner Bulle sagt er vom König Wilhelm: „In kurzer Zeit hat er dem Herrn einen bewundernswürdigen Tempel gebaut, ihn mit festen Castellen und mit Einkünften erweitert, ihn mit Büchern, heiligen Gewändern und Silber und Gold geschmückt, endlich hat er eine Schaar von Mönchen des Ordens von La Cava dort eingeführt und den Ort selbst durch Gebäude und andere Dinge so sehr erhoben, daß nie seit alten Tagen ein ähnliches Werk durch einen König errichtet ward, und daß selbst der Bericht von dem, was dort geschaffen worden ist, zur Bewunderung hinreißt."

Die Kirche in Monreale hat etwas Fremdartiges. Das Christentum scheint hier, in der Nähe Afrika's, unter aromatischen, schönen, bizarren Pflanzen, unter Palmen, Aloe und Agaven, im Farbenduft des leuchtenden Himmels eine südlichere und phantastische Bildung angenommen zu haben.

Die Architectur des berühmten Doms ist das Muster des normannisch-sicilischen Kirchenstils überhaupt. Sie setzte sich aus dreifachen Bestandteilen zusammen, sie ist byzantinisch-griechisch, lateinisch und arabisch. Die Normannen, welche vom Abendland herüberkamen, wo die römische Basilikenform noch herrschend war, fanden in Sicilien sowol die byzantinischen Traditionen als die

saracenischen Formen vor. Seit Jahrhunderten war die Insel im Besitz der Byzantiner gewesen; griechisch war die Sprache und der Cultus der Sicilianer, griechisch daher auch ihre kirchliche Bauweise. Sie charakterisirt sich durch die quadratische Grundform, durch das Vorherrschen der Kuppel, durch das erhöhte Sanctuarium, welches in ein dreifaches Oval, das Sinnbild der drei göttlichen Personen, ausgeht; denn der Chor-Nische stehen zu beiden Seiten die niedrigeren Halbkuppel-Nischen, links die Prothesis für die Opfervorrichtung, rechts das Diakonikon, für die Diakonen und ihre Lesungen bestimmt. Mit Mosaikbildern schmückten auch die Byzantiner die Kuppeln, die Bogen und Wände ihrer Heiligtümer.

Diese Formen nahmen die Normannen auf; von den Saracenen entlehnten sie den Spitzbogen und die Arabesken für das malerische Wesen der Ausschmückung.

Endlich behielten sie auch den in Europa üblichen Typus der römischen Basilika bei, das heißt eines durch Säulenstellungen geteilten Langschiffs mit dem hergebrachten Sparrendach. Sie setzten dies lateinische Schiff vor das Sanctuarium, und indem sie nicht nach der Weise vieler alten Basiliken einen Architrav auf die Säulen legten, sondern ihnen Spitzbogen zu tragen gaben, vereinigten sie jene drei Formen der Architectur und erzeugten den eigentümlich zusammengesetzten Baustil, der in ganz Sicilien angewendet wurde und in die gothische Architectur allmälig hinüberging, ja das Gothische mitbestimmte.

Man mag hierfür das Werk Serra di Falco's über

Monreale und andere sicilisch-normannische Kirchen, Hittdorf's und Zanth's moderne Architectur Siciliens, Lelli's und del Giudice's Beschreibung Monreale's zu Rate ziehen.

Der Dom, der jene drei Grundbestandteile vollkommen deutlich verbindet, hat eine Länge von 372,6 Palm; seine Breite beträgt im Prospect 174 Palm, die Höhe der Türme 154 Palm. Eine kunstvoll gearbeitete Bronzethüre fesselt an der Façade die Aufmerksamkeit. Mehrfache Bogen, nur wenig gebrochen, in reicher Arabeskenarbeit umziehen sie und ruhen auf Pilastern, die wiederum mit Mosaiken und marmornem Bildwerk geschmückt sind. Eine lateinische Inschrift vom Jahre 1186 nennt als den Verfertiger der Thüre den Bronzegießer Bonannus von Pisa, denselben, der auch die Thüre für das Portal des Doms in Pisa gegossen hatte. Die Reliefs stellen in 42 Feldern Scenen aus dem alten und neuen Testament dar. Ihr künstlerischer Wert kommt dem der byzantinischen Mosaiken gleich. Die Figuren sind steif und gezwungen, aber anziehend durch kindliche Naivetät. Merkwürdig sind die Inschriften in der Lingua Volgare jener Zeit, womit die Figuren versehen sind; sie stimmen mit der Sprache der gleichzeitigen sicilischen Dichter überein. Auf der Langseite der Kirche sieht man eine zweite Bronzethüre, ein Werk des Barisanus von Trani.

Edel, hoch und herrlich ist das Innere, freilich nicht von jener Erhabenheit der gothischen Dome, in deren hochaufstrebenden Räumen die Seele vor dem Unendlichen in Schweigen sich verliert, auch nicht von jener

Riesengröße des Sanct Peter, wo die triumfirende Pracht des Papsttums die Sinne bewältigt, noch von jener düstern Majestät byzantinischer Basiliken; hier ist nur mäßige, doch gefällige Größe, freie wolthuende Räumlichkeit, ein würdiger Ernst der mit dem Schimmer anmutiger Kunst umkleidet wird. Die gefälligen Spitzbogen, welche auf je neun korinthischen Säulen von orientalischem Granit ruhen, geben dem Mittelschiff graziöse Bewegung und öffnen den Raum leicht und wolthuend in die beiden Seitenschiffe. Die Pracht des mit köstlichem Gestein figurenreich ausgezierten Fußbodens, der Glanz der vergoldeten Gebälke, das farbige Tafelwerk des Dachs, und nun überall an Bogen und Wänden der Schiffe die Mosaiken und Arabesken, dieser ganze mit Bildern auf Goldgrund gestickte Raum bringt eine seltsam schöne Erscheinung hervor. Für den Gott des Nordens würde ein so buntverziertes Tempelhaus wenig passen, für den des Südens scheint es sehr geeignet. Man muß aus der stralenden Landschaft Monreale's in diesen Tempel treten; ja bisweilen will hier der Eindruck des Kirchlichen verschwinden, so daß man sich in einem großen Palast glaubt, dessen Wände von Perlen und Edelsteinen funkeln.

Im Mittelschiff beginnen die Mosaiken schon mit den kleinen Architraven, welche auf dem Säulencapitäl aufliegen. Die ganze Wand über den Säulen ist durch ein Gesims in zwei Hälften getrennt. Auf der untern teilen senkrechte musivische Leisten von einer Spitze des Bogens zur andern Felder ab, die mit bildlichen Darstellungen auf Goldgrund geschmückt sind. In der obern

befinden sich die in Spitzbogen auslaufenden Fensterräume, zwischen denen wiederum Mosaiken angebracht sind. Gegen das Dach hin zieht sich ein breiter, mit Arabesken verzierter Fries, mit welchem Kreise abwechseln, von denen halbe Engelfiguren umschlossen sind. Wo auch der Blick hinfallen mag, in die Nischen, die Seiten des Sanctuarium, die Schiffe, überall treten ihm Mosaiken entgegen, bald Handlungen der heiligen Geschichte vorstellend, bald Figuren, von Gott Vater und den Engeln herab bis auf die griechischen und lateinischen Heiligen, und über das ganze malerische Reich des alten und neuen Testaments sich erstreckend. Hier also ist der Sagenkreis der mosaischen und der christlichen Religion auf den Wänden eines Doms abgebildet. Selbst die beiden feindlichen Hälften der Kirche sind hier vereinigt, und so ist es höchst bedeutungsvoll, griechische und römische Heilige in Einem Tempel beisammen zu sehen.

Hier macht weniger der ungeheure Aufwand mühsamster Kunst als die Vorstellungskraft des religiösen und künstlerischen Gedankens erstaunen, der das gesammte christliche Religionssystem erfassen, das unendlich Vielfache concentriren und darstellen konnte. Solcher universellen Auffassung der geistigen Menschengeschichte ist unsere Kunst gar nicht mehr fähig, alle ähnlichen Vorstellungen, welche unsere Gegenwart in vereinzelter Weise durch die Freskomalerei versucht, sind als kalte Verstandesallegorien geistig unwirksam. Diese Mosaiken, Giotto's Sculpturen am Campanile zu Florenz, welche die Geschichte menschlicher Cultur darstellen, und das Dante'sche Gedicht darf man als die zusammengehörigen Denkmäler

jener Periode, wo die christliche Idee die umfassendsten Bildungen der Kunst hervorrief, in ihrer innern Geistesverwandtschaft nebeneinander stellen. Man vergesse nicht, daß der Mosaikencyklus in Monreale um hundert Jahre Giotto und Dante vorauf geht. Wenn man ferner weiß, daß die göttliche Komödie noch bis auf Michel Angelo herab ihren Einfluß auf die Kunst geltend gemacht, und die Maler zu cyclisch-epischen Freskobildern angeregt hat, so muß man um so mehr erstaunen, daß schon so früh in jenen Mosaiken das System des Christentums in großartiger Einheit aufgefaßt werden konnte.

Wir wissen nicht, wem ein solcher Gedanke entsprang. Da auch in andern, ältern Kirchen Palermo's aus der Normannenzeit derselbe Ideengang in musivischen Darstellungen wenn auch in kleinerem Maaß vorherrscht, so mögen hier byzantinische Traditionen zum Grunde liegen. Wer diese Arbeiten geleitet hat, ist unbekannt. Wenn drei Jahre auf die musivische Ausschmückung des Doms verwendet wurden, müssen, nach der Berechnung Serra di Falco's, 150 Mosaikbildner dabei fortdauernd thätig gewesen sein. Kaum dürfte man sich eine mühsamere Arbeit vorstellen.

Das System der Verteilung ist dieses. Indem sich alle bildliche Darstellung und jede heilige Handlung oder Gestalt auf Christus bezieht, dessen gigantische Figur in der Tribune als der göttliche Ausgangs-, Mittel- und Endpunkt des Kosmos abgebildet ist, beginnt der Cyclus mit der Schöpfung und erstreckt sich bis zum Kampfe Jacobs mit dem Engel. Dem alten Testament ist das Mittelschiff eingeräumt. Auf das Sanctuarium und die

Flügel verteilt sich die Geschichte des Lebens Christi und setzt sich in die beiden Seitenschiffe fort; doch werden auch hier Patriarchen und Propheten hereingezogen, wenn sie auf Christus deuten, und endlich wird die kaum übersehbare Mythologie der Märtyrer und Heiligen ausgebreitet. Petrus und Paulus haben als die obersten Kirchenfürsten ihre Stelle in den Nischen, dem Christus zu den Seiten; rechts sitzt Petrus auf der Kathedra, die linke Hand auf ein Buch gestützt, die Rechte segnend erhoben. Ueber ihm und seitwärts sind Scenen aus seiner Lebensgeschichte abgebildet. In gleicher Weise sieht man links Sanct Paul auf seinem Stule sitzen, und über ihm seine Enthauptung dargestellt. In der Mitte der Tribune stralt das riesige Brustbild des Erlösers; ein griechisches Kreuz ragt in einer Glorie hinter seinem Haupt hervor, von dessen Scheitel lange Locken bis auf die Schultern herabfallen. Mächtig und voll ist auch sein Bart. Er hebt die Rechte wie lehrend auf und hält in der Linken ein Buch. Die griechische Versalinschrift nennt ihn Jesus Christus Pantokrator. Der Eindruck dieses riesigen Antlitzes ist von übernatürlicher Gewalt und finstrer Hoheit. Ueberhaupt haben byzantinische Christusköpfe etwas Dämonisches, wie die mystischen Antlitze der ägyptischen Götter, wie überhaupt das byzantinische Wesen in der Empfindung des Göttlichen an's Ethnische streift. Dieser Typus führt uns in ein Ideenreich, welches uns heutigen Menschen bei weitem ferner liegt, als die Antike. Es ist ein fürchterlich Abstractes, eine alles Menschliche, alle Phantasie, allen Zufall, alle freie Lebensregung ausschließende Notwendigkeit. Von solchem

Christusantlitz geht wie von einem Medusenhaupt ein Hauch der Versteinerung aus. Ich kann solche Bilder nicht betrachten, ohne in ihrem schrecklich erhabenen Gesicht die christliche Kirchengeschichte wie in einem prophetischen Spiegel zu lesen; die fanatische Askese, das Mönchtum, den Judenhaß, die Ketzerverfolgungen, die dogmatischen Kämpfe, die Allmacht der Päpste. Nichts in der That vermag so sehr die negative wie die positive Gewalt der christlichen Religion symbolisch zur Anschauung zu bringen. Für die Entwicklung der christlichen Kunst im Fortschritt der Jahrhunderte ist wieder nichts bedeutender, als der Vergleich eines solchen Christusantlitzes mit dem Christuskopfe Rafaels oder Tizians; die beiden äußersten Grenzen der Anschauung des Göttlichen sind hier ausgesprochen.

Ich übergehe andere Mosaiken, wie die Jungfrau mit dem Kinde in der Mitte der Nische und die Scenen aus dem Leben Christi. Im allgemeinen bemerkt man, daß alle Wirkung im Sanctuarium in's Pathetische, Uebermenschliche, in das Höchste der religiösen Empfindung geht, daher der Ausdruck übernatürlich sein muß. Dagegen steigt die Vorstellungsweise in den Scenen des alten Testaments wieder herab, und hier entfaltet sich ein menschlich heiteres Leben, ein naives Genre, und auch die Pflanzen- und Thierwelt wird mit hereingezogen. Wir stehen auf dem Boden der Natur- und der Menschengeschichte. Manche dieser Bilder sind sehr originell. Man sieht z. B. das Opfer Isaaks in großer Derbheit vorgestellt; Isaak liegt auf dem Holzstoß; Abraham hat ihn am Kopfe gepackt und erhebt ein Messer, welches

die halbe Länge des Knaben mißt; hinter ihm kommen zwei Männer mit Knitteln; unter ihm weidet ein gesatteltes Pferd, über ihm schwebt ein Engel. Die Zeichnung ist oft sehr mangelhaft, namentlich die der Thiere ungeschickt; die Kamele, denen Rebecca zu trinken gibt, sehen höchst komisch aus. Im Ganzen aber sind die Mosaiken von einer wolthuenden Erscheinung; in ihrem Farbenton sind sie sehr gedämpft.

Am 11. November 1811 war der schöne Tempel Monreale's in Gefahr, ein Raub der Flammen zu werden. Ein Chorknabe hatte an einen Schrank eine brennende Kerze gestellt und dadurch dort befindliche Zeuge entzündet; der kleine Herostrat hatte das Feuer zu ersticken gesucht, den Schrank verschlossen und aus Furcht sich still davon gemacht. Um die Mittagszeit sah man aus den Thüren und Fenstern des Doms dicken Rauch hervorquellen; das Volk stürzte in die Kirche und fand den Chor in lichten Flammen stehen. Nach vier Stunden wurde das Feuer gelöscht; aber die Verwüstung war groß; beide Orgeln zerschmolzen, das Sparrenwerk des Dachs verzehrt; die herabfallenden Balken hatten auch die Grabmäler Wilhelms I. und Wilhelms II. zertrümmert, und ein großer Teil der Mosaiken war gänzlich vernichtet worden. Seit dem Jahre 1816 hat man die verwüsteten Teile wieder hergestellt, und glücklicherweise waren die Tribunen und die Schiffe von den Flammen nicht ergriffen worden.

Die Grabmäler der beiden Wilhelm und ihrer Familie, welche damals zerbrochen wurden, stehen auf dem rechten Flügel des Chors. Wilhelm der Böse ruht in

einem Sarkophag von Porphyr; auch seine Gemalin Margarethe und seine drei Söhne Roger, Herzog von Apulien (gestorben 1164), Heinrich, Prinz von Capua (gestorben 1179) und Wilhelm der Gute sind hier bestattet, so daß von dem sicilischen Herrschergeschlecht der Normannen hier nur Roger I., Simon und Tancred fehlen. Wilhelm der Gute, der Erbauer der schönen Kirche, dessen Figur zweimal in Mosaik dargestellt ist, über dem königlichen Tronsitz, wo ihn Christus krönt, und über dem bischöflichen Stul, wo er der Madonna das Abbild des Tempels überreicht, liegt in einem geschmackvollen Sarkophag von weißem Marmor, welchen Arabesken auf Goldgrund sehr graziös verzieren. Dieses Grabmal wurde ihm erst im Jahre 1575 vom Erzbischof Ludovico de Torres errichtet; denn der fromme König hatte befohlen, seine Gebeine in einer schlichten Kiste von gemauertem Ziegelstein neben dem prächtigen Sarkophag seines Vaters beizusetzen. So geschah es auch, und Jahrhunderte lang hatte Wilhelm II. kein anderes Grabmal.

Derselbe König hatte sich mit dem Bau des Doms nicht begnügt, sondern auch ein herrliches Kloster ihm angeschlossen, wo er Benedictiner aus der Abtei La Cava hineinsetzte; es gehörte zu seinen Erholungen, mit den frommen Vätern zu verkehren und sich der Prachtbauten zu erfreuen, um welche mit der Zeit die Stadt Monreale sich ansiedelte. Das Kloster ist längst verfallen und ein neues neben seinen Trümmern aufgebaut, ein prachtvolles Benedictinerhaus, welches von Marmor strotzt wie alle Klöster dieses gelehrten und vornehmen

Ordens in Italien, die eher Paläste für Fürsten als Wohnungen für Mönche scheinen.

Das alte Kloster muß eins der stattlichsten Gebäude gewesen sein und an Pracht San Martino weit übertroffen haben. Es stand neben dem Dom und beherrschte die Ebene Palermo's. Aus seinem Garten hat man eine entzückende Aussicht über dies Paradies von Meer und Land. Wilhelm hatte das Gebäude mit Mauern und Türmen befestigt, von denen nur noch Trümmer übrig geblieben sind. Auch das Kloster ist zerstört bis auf einige Mauerreste, die noch die normannische Architectur erkennen lassen, und bis auf den Kreuzgang, der seines gleichen nicht finden mag, ein großes, von einer Arcade umgebenes Viereck. 216 phantastische Säulen, je zwei verbunden, tragen die musivisch ausgelegten Spitzbogen; an den Ecken hat man jedesmal vier solcher Säulen vereinigt, und mit besonderm Fleiß sind ihre Capitäler gearbeitet. Ueberraschend anmutig ist die Erscheinung dieser zahllosen schlanken, kleinen Säulen, deren Schäfte alle verschieden behandelt, teils gewunden, teils gerade sind, bald geriefelt, bald glatt, bald mit wellenförmigen Linien, bald mit spiralischen, und wiederum mit musivischem Schmuck ausgeziert. Die Kunst hat sich hier den anmutigsten Wechsel der Decoration zum Gesetz gemacht und eine reizende Willkür gestattet: alles ist naiv, zierlich und kindlich, bunt, flimmernd und phantastisch. Die Kleinheit der Formen erlaubt dies wol, denn das Kleine spielt. Diese Arcaden sind der vollkommenste Gegensatz zu den dorischen Säulenstellungen, und schwerlich könnte man

architectonische Formen in größerem Contraste denken. Der unendliche Reichtum des Schönen in der Form überhaupt, die wunderbare Fülle der Ausdrucksweisen, in welchen sich die menschliche Poesie auszusprechen vermag, von der Tragödie bis zum Märchen, wird hier offenbar.

Die größte Aufmerksamkeit verdienen die Capitäler jener Säulen. Auch hier herrscht dasselbe Gesetz spielender Willkür, denn nicht eins ist dem andern gleich, sondern der Künstler scheint hier mit der Natur gewetteifert zu haben, die Mannichfaltigkeit ihrer Pflanzenbildungen in heiterer Lust nachzuahmen. Aus korinthischen Akanthusblättern, die in verschiedenartiger Zeichnung den Blattkelch des kleinen Capitäls bilden, entsteigt das phantastische Gebilde gleich einer Blume von Thier-, Pflanzen- oder Menschengestalten zusammengefaßt, welche als eine kleine Geschichte jedesmal sich entfalten. Hier sind es wirkliche Figuren, die als Karyatiden zugleich den Abakus tragen, dort sind es arabeskenartige Gebilde, Löwen, Pferde und Delphine, geflügelte Genien, Drachen, Harpyen, Greifen, wunderliche Wesen, welche den Blumen entspringen und die wechselvollsten Capitälplatten in bunter Mosaik und bizarrer Zeichnung tragen. Viele enthalten Scenen aus dem alten und neuen Testament, wenn auch nicht gut gezeichnet, so doch immer von höchst naivem Charakter. Auf einem Capitäl ist der König Wilhelm selber dargestellt, wie er das Abbild des Gebäudes der Madonna übergibt; auf einem andern sieht man die Könige aus dem Morgenlande dem Christuskind Geschenke darbringen, teils zu Fuß, teils zu Roß. Es

fehlt nicht an Ritterkämpfen, wo Gewappnete mit Lanzen gegen einander sprengen, und die bei den Normannen auch in musivischen Bildern beliebte Darstellung von Bogenschützen wiederholt sich hier und erinnert an die nordischen Eddasagen von Eigil dem Bogenschützen, welche die Normannen auch in dem fremden Süden nicht mochten vergessen haben. So ist hier Weltliches und Heiliges, die Bibel und das Naturmärchen in einer reichen Phantastik vereinigt und zu einer steinernen Bilderwelt rings um den Klosterhof verbreitet, ein merkwürdiges Seitenstück zu dem Mosaikencyclus im Dome selbst.

Wie im menschlichen Wesen Ernst und Spiel sich immer zu einander gesellen, und wie das Erhabene an dem Wechsel des Kleinen seinen Gegensatz fordert, macht Monreale recht deutlich. Das ist überhaupt der Charakter der gothischen Architectur, die in ihrem universellen Ausdruck unendlich reicher ist als die der Hellenen, weil sie auf einer mehr umfassenden Anschauung der Natur beruht.

Der Klosterhof in Monreale ist eins der besten Denkmäler jenes frühern Mittelalters, in welchem der menschliche Geist in Architectur, Sculptur und Poesie diese fast rätselhafte Fülle von Formen auszusprechen begann; und wie in der Cultur auf jedem Gebiet schöpferischer Thätigkeit die Gestalten mit einander verwandt sind, so ist es offenbar, daß auch die poetischen Formen der romantischen Poesie in Sonetten, Canzonen, Madrigalen, Terzinen und all den zahllosen bunten Strophen und Weisen genau den Mosaiken, Arabesken, Architectur-Ornamenten und Sculpturen jenes Zeitalters

entsprechen. Wie man ferner den Charakter der Tragödie des Aeschylus deutlicher erkennt, wenn man ihre leibhaften architectonischen Abbilder, die dorischen Tempel von Pästum und von Sicilien vor Augen gesehen hat, so werden die großen Gedichte Dante's und Wolframs von Eschenbach ebenso durch die Dome Italiens und die Münster Deutschlands in ihrem innern Wesen begreiflicher.

4. Die Kathedrale und andere Kirchen in Palermo.

Der Dom Palermo's war schon vor der saracenischen Periode die Hauptkirche der Stadt und des Erzbistums, und der Maria Assunta geweiht. Die Araber hatten ihn in eine Moschee verwandelt, die Normannen ihn dem christlichen Cultus zurückgegeben und alles Saracenische daraus entfernt. Nur auf einer einzigen Säule des südlichen Porticus sieht man noch eine arabische Inschrift, den 55sten Vers der siebenten Sura, welcher lautet: „Euer Gott hat den Tag geschaffen, dem die Nacht folgt, und der Mond und die Sterne sind dem Werke beigefügt nach seinem Befehl. Ist nicht sein eigen die Creatur und nicht sein die Herrschaft? Gelobt sei Gott der Herr der Jahrhunderte!“

Die alte Kirche baute der Erzbischof Gualterius Offamil, ein Verwandter Roger's, in den Jahren 1170—1194 prächtig aus; er gab ihr den ernsten gothischen Charakter, welchen der Dom trotz aller neuern Verunstaltungen im wesentlichen behalten hat. Von dem alten

Gebäude ließ er nur die Capelle der Santa Maria Incoronata stehen, in welcher Roger wie alle folgenden Könige Siciliens die Krone empfingen, was die Inschrift: **Hic Regi Corona Datur** besagt. Im Jahre 1781 wurde der Dom erneuert und durch die geschmacklose Kuppel, ein Werk des neapolitanischen Architecten Fernando Fuga, auf das sinnloseste entstellt, wodurch der schöne ursprüngliche Stil völlig zerrissen ward. Gleichwol macht die Kathedrale einen mächtigen Eindruck; sie verbindet die gothische Erhabenheit mit allem Reiz saracenischer Bogen und Arabesken, und kein anderes Gebäude Palermo's spiegelt so klar die an Contrasten reiche Geschichte der Insel ab.

Der Dom steht frei auf einem großen Platz, den eine marmorne Balustrade mit barocken Steinfiguren umgibt. In der Mitte desselben erhebt sich die Statue der Pest-abwehrenden heiligen Rosalia auf einem dreiseitigen Piedestal. Sie ist für Palermo, was der heilige Gennaro, der den Dämon des Vesuvs beschwört, für Neapel bedeutet.

Vier Türme von schöner Arbeit entsteigen den Ecken des Doms, und kleine Kuppeln laufen an der Längenseite hin. Der alte viereckige, unverjüngte Glockenturm erhebt sich daneben nach toscanischer Weise und ist durch Bogen mit der Kirche verbunden. Die halbrunde Tribune ist von außen mit schwarzen Arabesken schablonenartig bemalt. Ueberall an den Außenwänden, in Portalen, Fenstern, Friesen und Gesimsen erfreut sich das Auge an der feinen Sculptur der Arabesken und an den phantastischen Bildungen von Säulen und Zinnen. Die

entsprechen. Wie man ferner den Charakter der Tragödie des Aeschylus deutlicher erkennt, wenn man ihre leibhaften architectonischen Abbilder, die dorischen Tempel von Pästum und von Sicilien vor Augen gesehen hat, so werden die großen Gedichte Dante's und Wolframs von Eschenbach ebenso durch die Dome Italiens und die Münster Deutschlands in ihrem innern Wesen begreiflicher.

4. Die Kathedrale und andere Kirchen in Palermo.

Der Dom Palermo's war schon vor der saracenischen Periode die Hauptkirche der Stadt und des Erzbistums, und der Maria Assunta geweiht. Die Araber hatten ihn in eine Moschee verwandelt, die Normannen ihn dem christlichen Cultus zurückgegeben und alles Saracenische daraus entfernt. Nur auf einer einzigen Säule des südlichen Porticus sieht man noch eine arabische Inschrift, den 55sten Vers der siebenten Sura, welcher lautet: „Euer Gott hat den Tag geschaffen, dem die Nacht folgt, und der Mond und die Sterne sind dem Werke beigefügt nach seinem Befehl. Ist nicht sein eigen die Creatur und nicht sein die Herrschaft? Gelobt sei Gott der Herr der Jahrhunderte!"

Die alte Kirche baute der Erzbischof Gualterius Offamil, ein Verwandter Roger's, in den Jahren 1170—1194 prächtig aus; er gab ihr den ernsten gothischen Charakter, welchen der Dom trotz aller neuern Verunstaltungen im wesentlichen behalten hat. Von dem alten

Gebäude ließ er nur die Capelle der Santa Maria Incoronata stehen, in welcher Roger wie alle folgenden Könige Siciliens die Krone empfingen, was die Inschrift: Hic Regi Corona Datur besagt. Im Jahre 1781 wurde der Dom erneuert und durch die geschmacklose Kuppel, ein Werk des neapolitanischen Architecten Fernando Fuga, auf das sinnloseste entstellt, wodurch der schöne ursprüngliche Stil völlig zerrissen ward. Gleichwol macht die Kathedrale einen mächtigen Eindruck; sie verbindet die gothische Erhabenheit mit allem Reiz saracenischer Bogen und Arabesken, und kein anderes Gebäude Palermo's spiegelt so klar die an Contrasten reiche Geschichte der Insel ab.

Der Dom steht frei auf einem großen Platz, den eine marmorne Balustrade mit barocken Steinfiguren umgibt. In der Mitte desselben erhebt sich die Statue der Pest-abwehrenden heiligen Rosalia auf einem dreiseitigen Piedestal. Sie ist für Palermo, was der heilige Gennaro, der den Dämon des Vesuvs beschwört, für Neapel bedeutet.

Vier Türme von schöner Arbeit entsteigen den Ecken des Doms, und kleine Kuppeln laufen an der Längenseite hin. Der alte viereckige, unverjüngte Glockenturm erhebt sich daneben nach toscanischer Weise und ist durch Bogen mit der Kirche verbunden. Die halbrunde Tribune ist von außen mit schwarzen Arabesken schablonenartig bemalt. Ueberall an den Außenwänden, in Portalen, Fenstern, Friesen und Gesimsen erfreut sich das Auge an der feinen Sculptur der Arabesken und an den phantastischen Bildungen von Säulen und Zinnen. Die

mühsamste Kunst ist an die Portale verwendet, und zumal merkwürdig die kunstreiche Arabeskenbildung der Hauptthüre und der Charakter des Porticus auf der südlichen Seite. Die Halle rührt vom Jahre 1430 her. Sie wird von drei Spitzbogen über vier Säulen gekrönt und ist von sehr malerischer Wirkung. An der innern Wand des Atrium sieht man zwei moderne Sculpturen, welche die Krönung Karl's III. und die des Victor Amadeus von Sardinien darstellen, der einst König Siciliens war.

Der innere Raum von einfachem und freundlichem Charakter, aber ganz modernisirt, ist dreischiffig, in der Form des lateinischen Kreuzes, mit Rundbogen, die von Pfeilern getragen werden. Capellen wie Altäre strotzen von Ueberladung und barockem Ungeschmack. Marmor und Porphyr sind reichlich verschwendet, aber weder Malereien noch Sculpturen bemerkenswert, außer den beiden kunstvoll gearbeiteten Marmorbecken, von denen das eine aus der Schule des Antonio Gagini ist, des Schülers Michel Angelo's und des besten Bildhauers, den Sicilien hervorgebracht hat. Von diesem talentvollen Künstler rühren viele Sculpturen im Dom her, namentlich auch Grabmäler in der merkwürdigen Krypta. Die Unterkirche wurde nämlich noch in der normannischen Zeit erbaut und hat den ursprünglichen Charakter beibehalten, denn sie ist eine Basilika mit Spitzbogen, die von mächtigen Granitsäulen getragen werden. An den Wänden stehen Grabmäler der Erzbischöfe Palermo's, zum Teil antike Sarkophage von mittelmäßiger römischer Arbeit, auf welchen dann später die liegenden Figuren der Erzbischöfe aufgesetzt wurden. Die düstere Einfachheit der rustiken Massen macht einen tiefen Eindruck.

Das Merkwürdigste, was der Dom enthält, sind die Särge der Könige aus dem Geschlecht der Normannen und der Hohenstaufen, Denkmäler der Geschichte Siciliens und zugleich unsers deutschen Vaterlandes. Sie stehen in zwei Capellen des rechten Seitenschiffs, würdige und ernste Sarkophage aus schwerem, blutrotem Porphyr, oder aus Marmor, zum Teil unter kleinen Grabtempeln aufgestellt. Ich habe nie fürstliche Grabmäler christlicher Zeit gesehen, die so großartig einfach und mächtig, gleichsam für ewige Dauer berechnet wären, als diese. Selbst die beiden großen Porphyrsarkophage aus der Zeit Constantins, die jetzt im vaticanischen Museum stehen, wirken nicht so kräftig, weil ihre Flächen durch die Reliefs zersplittert werden. In Grüften von so großartiger Einfalt und ernster Majestät könnten auch Nibelungenkönige würdig ruhen. Die große Zeit des dreizehnten Jahrhunderts erkennt man in ihnen. Uebrigens zeigen diese Sarkophage, daß damals die Sicilianer die Kunst, den Porphyr zu behandeln, noch verstanden, während sie in Italien bereits verloren gegangen war, und wie Vasari sagt, erst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wieder durch Francesco del Tadda in Aufnahme kam.

Es liegen dort bestattet der große König Roger, seine Tochter Constanza, ihr Gemal Heinrich VI., ihr beider Sohn Friedrich II., der genialste Fürst, den Deutschland erzeugt hat, und dessen erste Gemalin Constanza von Aragon.

Vor allen zeichnet sich das Grabmal Friedrichs aus. Der Kaiser war in Firenzuola bei Lucera in Apulien am 13. December 1250, nur 56 Jahre alt, gestorben. Man brachte seine Leiche nach Sicilien unter dem Geleit von sechs Schaaren Reiter und der saracenischen Leibwache, und bestattete sie in derselben Kirche, wo Friedrich einst als Kind die Krone empfangen hatte, und wo auch sein Sohn Manfred sich krönen ließ. Dieser hatte den Bildhauer Arnolfo di Lapo, den Schüler des berühmten Nicola Pisano, mit einem prächtigen Grabmal für den Kaiser beauftragt, das aber nicht zu Stande kam. Man weiß nicht, welcher Künstler das gegenwärtige Denkmal verfertigt hat, ob es ein Toscaner oder ein Sicilianer gewesen ist. Sein Sarg, dessen Decke Adler und Greife schmücken, ruht auf vier Löwen, die in den Tatzen Sklavenfiguren halten, darüber erhebt sich ein Tempeldach auf Säulen, welche auf einem dreistufigen Untersatze stehen. Alles ist aus Porphyr gehauen.

Im Jahre 1491 wagte es zuerst der spanische Vicekönig, Fernando d'Acunha, die Gräber zu öffnen; er ließ in Gegenwart der Erzbischöfe von Palermo und Messina und des Senats die Sarkophage Heinrichs VI. und der Gemalin Friedrichs aufbrechen, und nur der Unwille der Anwesenden hielt ihn ab, ein Gleiches mit den andern zu thun. Als im Jahre 1781 der Dom restaurirt wurde, standen noch alle diese Grabmäler in einer Capelle neben dem Chor; sie wurden hierauf an die Stelle gebracht, wo sie jetzt aufgestellt sind, und bei dieser Gelegenheit öffnete man sie alle. Der Prinz

Torremuzza, welcher bei der feierlichen Eröffnung der Särge am 11. August zugegen war, erzählt in seiner Lebensbeschreibung: „Die Leichname Roger's I., Heinrich's VI. und seiner Gemalin Constanza fanden sich beinahe zerstört und zerfallen, und wenig war von ihren Ornamenten zu bemerken; aber die Leichen Friedrich's II. und Constanza's II. erregten die allgemeine Bewunderung wegen des Reichtums ihrer Gewänder und des schönen Schmucks von Edelsteinen, die ihnen in die Gräber mitgegeben waren. Auf der Krone Heinrich's VI. und auf der Alba oder dem Hemde, mit welchem Friedrich II. unter dem Gewande bekleidet war, fand man mehrere arabisch-kufische Charaktere a ricamo, von denen eine getreue Zeichnung genommen und auf meine Veranlassung an den Professor Tychsen in Bützow gesendet wurde, um seine Erklärung zu hören."

Diese Angabe stimmt nicht ganz mit dem Bericht des neapolitanischen Historiographen Daniele (i reali sepolcri del duomo di Palermo illustrati). Friedrich II. lag in prachtvollen Gewändern, und wol erhalten, obgleich man ihm unehrerbietig genug noch zwei andere Leichen in dem Sarg beigegeben hatte, eine, die man für Peter II. von Aragon hielt, der im Jahre 1342 gestorben war, und eine andere, die nicht erkannt wurde. Seine mit Perlen besetzte Krone lag auf seinem ledernen Kopfkissen und links an seinem Haupte der Reichsapfel. Er hatte einen Smaragdring am Finger, an der Seite das Schwert, um den Leib einen seidenen Gürtel mit silberner Schnalle, an den Füßen buntgestickte seidne Stiefeln und goldene Sporen.

Leider ist kein ganz klares und lebenstreues Bildniß des großen Fürsten auf uns gekommen, als nur auf Münzen und auf einem Ringe, den der Geschichtschreiber Daniele nach dem Gypsabdruck eines Kopfs des Kaisers stechen ließ. Die Bürger von Capua hatten nämlich dem Kaiser Friedrich und seinen beiden Räten, Thaddäus von Suessa und Peter von Vinea, auf der Brücke über dem Vulturnus Bildsäulen gesetzt; nur die des Kaisers hat sich erhalten, doch schmachvoll verstümmelt, da ihr, wie Raumer erzählt, freche Söldner Arm und Fuß zerbrachen und sogar den Kopf herunterschlugen. Ehe nun diese Verstümmelung geschah, hatte Daniele den Kopf abformen und nach der Form den Ring stechen lassen.

Mit welcher Empfindung steht der Deutsche in diesen Tagen vor dem Sarge jenes großen Kaisers, auf dieser weit entlegenen Küste? Welche Rechenschaft und welche Kunde wird er dort niederlegen? Dieses Grab weckt große Erinnerungen — wer kann davor stehen ohne Ehrfurcht und ohne Liebe? Andere Fürsten werfen noch nach Jahrhunderten einen schwarzen Schatten in die Welt, dieser Herrliche breitet einen Lichtschimmer über unsere Nation und Italien aus, der nicht verlöschen wird. Was in dieses einzigen Mannes großer Seele, die alle Tiefen der Lust und des Leids menschlich erschöpft hatte, an genialen Kräften lag, ist ewiger Bewunderung wert. Große Impulse gingen von ihm aus, welche die Zeit weitertrug und noch in späten Jahrhunderten zur Wirkung brachte, obwol er im Kampf erlegen scheinen mochte. Das Papsttum, mit dem er sein Leben lang gestritten hatte, hat er zuerst gebrochen und geschwächt: in diesem Kampf wurde der edelste Stamm Deutschlands aufgebraucht, aber nicht ohne dauernde Frucht. Ein Vorläufer der Reformation war Friedrich II.; weit über seine Zeit hinweg sprach er Ideen der Humanität, der Bildung, der Vernunft aus, welche die pfäffisch-feudale Barbarei des Mittelalters bekämpften, und die Welt erleuchteten. Seinen Völkern gab er ein Gesetzbuch, wie sie es bis dahin nicht gehabt hatten, voll Weisheit und Menschlichkeit. Den Gedanken einer Volksvertretung stellte er zuerst fest, indem er dem dritten Stand in den Parlamenten Sitz und Stimme gab. Er pflegte die Wissenschaften, deren tiefsinniger Kenner er war, mit uneigennütziger Liebe; die Poesie lebte durch ihn auf und erweckte die italienische Dichtung. Friedrich II. war ein Mensch von idealster Bedeutung, eins von den großen Culturgenies, die, wenn sie erscheinen, ein Feuer in der Menschheit entzünden, welches Jahrhunderte lang fortlodert.

Ich führe meine Leser noch zu andern Kirchen Palermo's aus der Normannenzeit. Es gibt unter den ältesten einige von sehr graziöser Art. Vor allen ist die Kirche und das Kloster della Martorana (oder Santa Maria dell' Ammiraglio) merkwürdig. Sie wurde vom Großadmiral Georgius vor dem Jahre 1143 gebaut, in einem reizenden, nun höchst altertümlichen Stil. Ein Glockenturm von arabisch-normannischem Charakter, welchen kleine Säulen gliedern, erhebt sich neben ihr; ins Innere gelangt man durch einen Porticus, und hier überrascht die gleiche düstere Mosaikpracht, wie wir sie in der Capella Palatina gesehen haben.

Der Chor hat acht granitne Säulen mit goldenen korinthischen Capitälern, welche die Bogen tragen. Diese, die Kuppel, die Wände bis zur Mitte sind ganz mit Mosaiken auf Goldgrund bedeckt und durch Arabesken abgeteilt, während der Fußboden mit buntem Marmor und Porphyr kunstvoll bekleidet ist. Auch hier gewahrt man auf einigen Säulen arabische Inschriften.

Unter den trefflichen Mosaikgemälden zeichnen sich besonders zwei aus. In der einen Capelle sieht man zu Füßen der heiligen Jungfrau den Großadmiral niedergefallen, und über ihm die griechische Inschrift Δȣλȣ δεησις σȣ Γεωργιȣ Αμηρ (Gebet deines Knechts Georgs des Admirals). Die Jungfrau, sittsam in Gewand und Schleier gehüllt, hält eine aufgerollte Schrift, während Christus aus der Höhe mit einem Scepter herabdeutet. Auf der Rolle steht griechisch geschrieben: „Behüte, o Sohn, das Wort in allen, und vor aller Schuld Georg aller Fürsten Ersten, der mir diesen Tempel von Grund aus gebaut, und gib ihm die Erlassung der Sünden, denn wie Gott allein hast du Gewalt.“ Ein anderes Mosaikbild von noch besserer Ausführung stellt den König Roger selbst dar, wie Christus ihm die Krone aufsetzt. Roger ist Porträt, ein schöner Kopf mit lang auf den Nacken herabwallendem Haar und mit spitzem Bart. Er trägt ein langes blaues Gewand, eine blaue goldgestickte Tunika darüber, und über den Schultern eine blaue Binde in Gold, welche sich auf der Brust kreuzend über den linken Arm fällt. Auf dem Haupt trägt er eine Krone oder vielmehr ein viereckiges Berretto, an den Füßen rosenrote Schuhe. Dies war auch der Anzug

Friedrichs II., als man seinen Sarg öffnete, und ebenso Heinrichs VI. und Wilhelms I. Morso meint sehr richtig, daß alle diese Zeichen königlicher Würde geistliche Insignien seien, und er beruft sich darauf, daß Roger sie vom Papst Lucius II. erhalten hatte, um seinem Königtum mehr Weihe zu geben. Diese Insignien waren Scepter, Ring, Dalmatika, Mitra und Sandalen, wie Otto von Freisingen es genau berichtet.

Leider sind die Mosaiken der Tribune bei einer Restauration im sechzehnten Jahrhundert getilgt, und die Tribune selbst mit barockem Geschmack in eine andere Form umgewandelt worden. Die Martorana ist noch dadurch merkwürdig, daß sich hier nach der sicilischen Vesper das Parlament versammelte, welches Peter von Aragon zum Könige erkor.

Eine andere kleine Kirche, San Giovanni degli Eremiti, ist noch älter, da sie im Jahre 1132 durch Roger gebaut sein soll. Sie hat vier ganz arabisch geformte blaue Kuppeln von fremdem Aussehen. Der innere Raum ist sehr klein, und zeigt, weil die Kirche längst verlassen ist, nur die leeren Wände. Nebenan steht die Ruine eines malerischen Klosterhofs in arabisch-normannischem Stil, gleichfalls von sehr kleinem Umfange.

Die dritte normannische Kirche aus früherer Zeit ist Santa Catalda, griechischen Charakters, fast rechteckig und mit drei Halbkreiskuppeln, die von Spitzbogen getragen werden. Ihre Mosaiken sind zerstört. Der Admiral Majone soll sie erbaut haben. Manche normannische Kirchen, wie San Giacomo la Magara und San Pietro la Bagnara, gingen fast spurlos unter, andere

wurden in späterer Zeit durch die Spanier gänzlich umgewandelt. Daß die Hohenstaufen in Sicilien fast gar keine Kirchen bauten, ist aus ihrer Geschichte leicht erklärlich; dagegen schien die religiöse Architectur in der ersten Zeit der aragonischen Könige noch eine Nachblüte zu treiben. Dies beweisen Sant Agostino und San Francesco, besonders die letztere, deren Entstehungsjahr freilich nicht ganz gewiß ist. Ihr Portal ist mit gewundenen Säulen geschmückt; vielleicht stammen diese noch aus arabischer Zeit und gehörten einst einer Moschee an, denn die kufische Inschrift auf einer derselben ist hier geradezu mohamedanisch; sie lautet: „Im Namen Gottes des barmherzigen Erbarmers. Es gibt keinen Gott außer Gott und Mohamed ist Gottes Prophet.“

Schön und sehr malerisch ist auch die Façade der kleinen Kirche Santa Maria Catena aus dem vierzehnten Jahrhundert. Sie steht am Toledo. Ihr Porticus ist sehr schön, zu drei Bogen ausgespannt, die durch zwei Säulen getrennt werden. Ein Fries mit reizender Arabeskenarbeit läuft darüber hin. Einen ähnlichen Porticus hat übrigens auch Santa Maria Nuova. Und so könnte ich noch manche sehenswerte Kirche nennen, wie die prächtige Olivella, aber das würde uns in andere Zeiträume hineinführen, und einen entschiedenen Charakter hat keine mehr, weil mit dem fünfzehnten Jahrhundert auch der normannische Bogen verschwindet, um dem Kreisbogen und dem schweren Pilaster Platz zu machen. Da ist es denn keine Freude mehr, diese bunten und grellen Kirchen zu besuchen. Der künstlerische

Charakter der Mosaik ist verschwunden; die Wände sind nur mit bunten Steinen geschmacklos überladen. Auch gute Gemälde sucht man hier vergebens; das einzige große Meisterwerk, dessen sich Palermo rühmen konnte, der Spasimo Rafael's, ehemals in Santa Maria dello Spasimo aufgestellt, ziert nun das Museum in Madrid.

Agrigent.

Am 4. September brach ich mit meinem Reisegefährten von Palermo auf, nach dem alten Agrigent zu reiten. Giuseppe Campo, der trefflichste aller Führer Siciliens, ein Bürger der alten saracenischen Stadt Misilmeri, hatte uns zwei stattliche Maulthiere gegeben, während er selbst auf dem Bagagethier ritt. Es war ein herrlicher Tag, da wir hinauszogen, über Monreale, in die öden Berggegenden hinein und zwischen Felsen fort, wo wir keiner lebenden Seele begegneten als den Adlern des Jupiter, die dort ernst und still heruntersehen oder kreisend umherfliegen. So geht es einige Stunden fort, bis die Ebene von Partinico und Sala, ein herrliches Gartenland am Golfe von San Vito, sich den Blicken zeigt. Rechts bleibt die Landschaft von Borghetto, einst Hykkara, die Vaterstadt des schönsten Weibes Griechenlands, jener Lais, die von den Hellenen unter Nikias als Kind geraubt und nach Athen entführt wurde.

Die Linien des Golfs von San Vito sind groß und schön geschwungen, wie die von Cefalù; die Ebene, eine der prächtigsten Siciliens, prangt in tropischer Fülle des Pflanzenwuchses. Wir hielten Mittagsrast in dem

kleinen Ort Sala und durchritten nun die reichsten Gefilde, welche von Oel und Wein triefen, um nach Alcamo zu gelangen, einer Stadt, die hoch auf den Bergen liegt. Weiter hinauf ist großstilisirtes Land von dorischem Charakter, Berge von prächtigen Senkungen, in langverzogenen Linien, rotdunkel und warm; die Grundtöne von schwärzlichem Braun. Die Physiognomie dieser Gegenden macht der Herbst noch ernster, und die riesengroßen Pinien, die schwarzen Cypressen, schlanke Palmen und hochaufragende Blumenschafte der Aloe wirken charaktervoll in einander. Es ist Alles monochromisch, braun in braun; was die Natur mit einer einzigen Farbe zu malen vermag, wird man hier mit Entzücken gewahr.

Abends erreichten wir Alcamo, nach einem anstrengenden Ritt von neun deutschen Meilen, und mit der untröstlichen Aussicht, am folgenden Tage zehn, am dritten Tage elf, am vierten wiederum zehn deutsche Meilen reiten zu müssen, ehe wir Agrigent erreichten. Alcamo ist eine saubere und freundliche Stadt von 15000 Einwohnern, mit alten Saracenenburgen. Ich sage nichts von ihr, außer daß mich im kümmerlichen Gasthof die Mosquitos im Schlaf überfielen und so arg zurichteten, daß ich die Wundmale vier Wochen lang als Andenken mit mir tragen mußte. Abends hatte der Capitano der Guardia zu uns geschickt und uns militärische Bedeckung bis Segesta angetragen, welche wir ausschlugen.

Um den berühmten Tempel Segesta's zu sehen, machten wir uns mit dem Stern Orion auf und ritten

in der purpurnen Morgendämmerung neun Millien weit seitab durch öde und kahle Bergdistricte. Es verkündigt hier die Frühe eben jener schönste Stern unsers Himmels, ein echt sicilisches Gestirn, dessen Mythe in Messina spielt. Ich hatte dieses Sternbild oft genug in Corsica bewundert, wo es das Volk die drei Könige aus dem Morgenland oder die drei Magier nennt; aber in Sicilien erschien es mir erst in seiner vollen himmlischen Pracht, wie ein Candelaber der Götter, welchen die Horen im Azur anzünden. Seine Lampen flimmern und flammen wie in bengalischem Feuer; dann wittert die Luft, und der Ost quillt von einem krokusfarbenen Schein; die Berge fangen an zu atmen, sie heben und senken die Nebel wie Schwingen; dann wird es purpurrot über dem Meer, und alle Lüfte rauchen von Purpurdampf. Der Orion aber verlöscht seine Kerzen, nach welcher seligen Götternacht!

Da ist nun der Tempel des alten Segesta! Schon drei Millien weit sahen wir ihn vor uns, ein schöner Anblick, weil er, kaum Ruine zu nennen, sondern ganz aufrecht, mit allen Säulen und beiden Frontonen, einsam an der braunen Bergseite steht und die wilde Landschaft majestätisch überragt. Der Weg, welcher dort hinführt, ein wenig betretener Hirtenpfad, war eine Millie weit mit Aloeblumen besetzt. Wol Hunderte zu beiden Seiten erhoben aus ihrem riesigen Blättergerüst die 20 Fuß hohen Blumenschafte und bildeten eine Allee, durch welche die Perspective geradezu auf den Tempel führte. Dies berühmte Heiligtum steht auf einem nackten Hügel. Die gelbbraune, von dürren Disteln bedeckte

und von Ziegen umweidete Bergwildniß, die Einsamkeit, die Erinnerung an die alten trojanischen Sagen, die schönen Verse des Virgil, endlich jene Kriege der Segestaner mit Selinunt, welche die Expedition der Athener gegen Syrakus und so große geschichtliche Folgen nach sich zogen, beschäftigen hier die Phantasie. Die poetische Oede ringsumher übertrifft noch jene bei Pästum. Ueberall sagenvolle Atmosphäre und nebelsame Gestalt von Mythen oder von Historie. Wenn man auf dem alten (von Hittorf ausgegrabenen) Theater sitzt, so ist der Blick in die blonde Wildniß zauberhaft und von tief tragischem Ernst. Man übersieht hier den Golf von Castellamare, dort die prächtigen Berge bei Alcamo; zu Füßen liegt ein verwildertes Tal, welches der fabelhafte Fluß Krimisos durchirrt; drüben steht der grau-alabasterne Berg von Calatafimi, einer Stadt, die schwarz und eintönig seinen Gipfel bedeckt. Wendet man sich westwärts, so blickt über die gelben Hügel herauf ein blauduftiges, phantastisches Berghaupt. Das ist der schöne Berg Eryx, der einst den Tempel der Venus trug. Auch das ägadische Meer schimmert dort hyacinthenfarb hervor und lockt den Blick nach Carthago und die Phantasie in die punischen Kriege zurück.

Ich sage nichts mehr vom Tempel der Segestaner; er ist bekannt genug. An den Bergen Pispisa ritten wir fort, hinter dem Tempel weg, durch die sonneverbrannte Wildniß, wo hier und da Hirten in schafsfellenen Kleidern ihre Heerden trieben. Es geht über Haiden fort, die nur braune Disteln tragen und von Millionen von Schnecken überdeckt sind, welche jede

Pflanze wie versteinernd überziehen; weiter fort, ohne Weg noch Steg durch Felder, die von der Sonnenglut tief zerklafft und zerspaltet sind. Auf einmal enthüllt sich das große und weite Ostufer und das ägadische Meer, die herrliche Pyramide des Eryx, Drepanum zu ihren Füßen, heute Trapani genannt, die ägadischen Inseln, welche silberhell durch den Meeresduft erglänzen und alles Küstenland bis Lilybäum, Marsala und Mazara. Hier wehen schon Lüfte von Carthago herüber, und das Schiff, welches dort gegen Afrika segelt, brächte mich in zwölf Stunden nach Tunis und zu den Puniern.

Wir gelangten zu Mittag in unerträglicher Sonnenglut nach Vita, einem elenden Steinhaufen in der Oede, bevölkert von elenden Menschen, welche bronzefarbig und kraushaarig schon Afrikanern gleichen, und deren Sicilisch ich nicht verstehen konnte. Bei einem Schuster machten wir Rast, aßen was uns Campo vorsetzte, und stiegen nun auf, nach Castell Vetrano zu reiten, wo wir Nachtruhe halten sollten. So herrlich diese Gegenden auch waren, so raubte uns doch die Müdigkeit den größten Teil des Genusses. Nach einem Ritt von zehn deutschen Meilen gelangten wir also nach jener Stadt, aber ich war nicht im Stande vom Thier zu steigen, sondern mußte herabgehoben werden. Indem mir nun die schreckliche Gewißheit, morgen elf Meilen reiten zu müssen, vor den Gliedern stand, glaubte ich solcher xenophontischen Märsche nicht länger fähig zu sein; indeß ich machte die Erfahrung, daß der Mensch Alles kann, was er ernstlich will, und daß die Philosophie selbst halsstarrige Maulthiere zu bändigen vermag. Denn jene

elf Meilen ritt ich folgenden Tages ohne Beschwerde, und die letzten zehn bis Agrigent bereits mit Behagen. Nicht so mein Gefährte, welchen schon am zweiten Tage der Sonnenstich getroffen hatte und der, in den Schwefelminen zu Alcara später nur durch schleunigen Aderlaß gerettet, mehrere Wochen in Palermo krank darniederliegen sollte.*)

Am 6. September brachen wir in der Morgendämmerung von Castell Vetrano auf, um an das afrikanische Meer nach Selinunt zu reiten. Das war wieder ein Morgen von so purpurner Pracht, wie man ihn nur hier oder in Hellas erleben mag. Wer hätte Worte, diese Farbenströme zu schildern, welche sich vom Osten her über die stillen Fluten und durch die Lüfte ergießen! Vorausgehend, um mich dem Anblick dieses Phänomens in Einsamkeit hinzugeben, setzte ich mich am Ende der Stadt vor einer alten Kirche unter Bäumen nieder und blickte dort in die Meeresfernen nach Selinunt hinaus, welches sechs Millien weit vor uns lag. Der Orion flammte wieder in dem purpurnen Dunst, und der Himmel war von jener unsagbaren Klarheit, die man mit keinem andern Wort als dem hellenischen „Aether“ bezeichnen kann. Solchem Morgen habe ich dies Sonett geopfert:

Helios.

Wenn durch die blaue Nacht auf leisen Schwingen
Die müde Erde tragen Schlaf und Tod,
Den schönen Raub in's Chaos heimzubringen,
Die Heimlichen, eh' sie der Tag bedroht;

*) Heute ein rühmlich bekannter Archäolog, Professor Bursian in München.

Dann weckt Orion schnell das Morgenrot,
Am Himmel auf die Flammentore springen,
Und Helios kommt — das Haupt von Zorn umloht,
Läßt er des Lichtes Rachepfeil erklingen;

Und lächelnd streut er in der Erde Schoos
Des Lebens Füllhorn, winkt den jungen Stunden,
Die sie umtanzen, rosenüberwunden.

Aus Ohnmacht reißt die Bräutliche sich los;
Es wird ihr Herz so weit, so sonnengroß,
Wie in des Gottes Arm sie sich gefunden.

Man reitet von Castell Vetrano durch ein wolbebautes Flachland, sechs Millien weit nach dem Meer hinunter. Schon in dieser Entfernung zeigt sich die ungeheure Trümmermasse der selinuntischen Tempel, und wie groß diese sei, will ich so sagen. Im Morgendämmer fortreitend erblickte ich am fernen Meeresufer eine Stadt; aus ihr sah ich viele zersplitterte Rundtürme hervorragen, unter denen namentlich einer wie ein Minaret hoch und schlank sich in die Lüfte erhob. Ich sagte also Giuseppe, es sei gut, frisch fort auf die Stadt zuzureiten, welche mir so ansehnlich scheine, daß ich wol hoffte, es würde dort Sorbet zu finden sein. Hierauf lachte Giuseppe und antwortete: „Was Euch eine Stadt dünkt, sind die Tempeltrümmer Selinunt's.“

Der Anblick dieser Trümmer am Meer, in grenzenloser Oede, ist vielleicht ohne Gleichen in der Welt. Hier hatte ich zum ersten mal den ganzen und vollen Eindruck von dem, was man sich unter dem Begriff „classische Ruinen“ vorstellt. Aus der Ferne wie aus

der Nähe betrachtet erregen diese verlassenen Ueberreste hellenischer Größe ein gemischtes Gefühl von sprachlosem Erstaunen und von schauerlicher Lust. Die Wüstheit der Trümmer unter wucherndem Pflanzenwuchs ist unbeschreiblich malerisch, um so mehr, als aus den riesigen Steinblöcken überall Gebild und Gestalt hervortritt. Nichts als Triglyphen, Metopen, cannelirte Säulenstücke, dorische Capitäler von ungeheuerer Dimension und doch graziös und leicht in Form und Profil: all dies ragt über einander, gleich wie Schollen, wenn der Strom mit Eis geht. Der Strom der Zeit ist hier mit Trümmern gegangen und hat sie in großartiger Wildheit und bizarrer Gruppirung über einander gedrängt. Einige Massen liegen noch im Chaos der Zerstörung geordnet; so sieht man namentlich an dem berühmten Tempel des olympischen Zeus die Riesensäulen von den Basen gestürzt, in Reihen, wie sie aufrecht standen, umgelegt, mit getrennten Gliedern, nun Giganten gleichend, die auf einem wüsten Kampfplatz mit gebrochenem Leibe niedergestreckt neben einander liegen. Nur wenige Säulenstümpfe stehen aufrecht, vom Volk Pileri de' Giganti, Riesenpfeiler genannt; unter ihnen eine, die höchste, turmartig und ohne Capitäl, aus dem Schutt der Tempel einzeln hervorsteigend, ein Trümmerkönig, der alles öde Land weit und breit sagenvoll beherrscht.

Zwei solcher Trümmerhaufen bezeichnen auf den geringen Erhebungen nahe am Meer das alte Selinus. Das eine, östliche, Trümmerfeld enthält hauptsächlich die Ruinen der Tempel, das andere, westliche, die der Stadt selber, wo man vier Tempel unterscheidet, deren

verwilderte Massen höchst malerisch sind. Man steigt zwischen den Blöcken und über Architraven und Friesen wie in einem Labyrint umher, welches Gebüsche verdichten und duftige Blumenranken umschlingen, fast bei jedem Schritt die schwarzen Schlangen aufstörend, die diese versunkene Welt allein bewohnen. Zwischen beiden Trümmerfeldern fließt der Selinos, heute Madiuni, in das nahe Meer. Der ganze Strand ist niedrig, der Fluß versumpft, zu beiden Seiten nur trockene Moore, weit und breit bedeckt mit dem schönen, fremdartigen Palmengrase und übersäet mit blauen Blumen und einem Flor von köstlich duftigen Lilien. Schon im Altertum erzeugte die Maremmenluft, welcher Selinus bei seiner niedrigen Lage ausgesetzt war, pestartige Krankheiten unter der Bevölkerung; Empedokles ward deshalb von Agrigent gerufen, diesem Uebel zu steuern, und es heißt, er befreite die Stadt von der Sumpfluft durch Kanäle, die er zog.

Ich halte mich nicht bei einer Schilderung der Tempel auf, noch will ich mehr als flüchtig daran erinnern, daß dort jene berühmten Metopen gefunden wurden, welche für die Geschichte der alten Kunst von so großer Wichtigkeit geworden sind. Man sieht sie jetzt im Museum Palermo's. Aber erwähnen will ich, daß der Geschichtschreiber Tommaso Fazello in der Nähe des alten Selinunt zu Hause war; es ist jener gelehrte Dominicaner aus dem sechzehnten Jahrhundert, welcher die neuere Geschichtschreibung Siciliens geschaffen hat.

Im übrigen Italien sieht man auf Trümmerstätten entweder das Leben sich in die Ruinen einwohnen, wie

namentlich in der Campagna von Rom, oder man erblickt neben einander Trümmer aus verschiedenen Zeitepochen; zu Selinunt stellt sich nur eine einzige Epoche dar; ringsum keine Spur von Leben, die feierlichste Oede zu beiden Seiten, eine grenzenlose aber selige Verlassenheit, ein verschwimmender Meereshorizont, tiefstes Schweigen und mytenvolle, odysseische Einsamkeit. Daher wird die Phantasie durch nichts aufgehalten, sondern sie breitet sich in dieser classischen Wüste ungehindert aus. Wer Selinunt gesehen hat, wird sagen, daß nirgendwo anders in Italien sein Gemüt so ganz und gar den Eindruck der Ruine empfunden hat.

Weiter ostwärts reitend durch flaches Land setzten wir über den Belicifluß, den alten Hypsa Potamos, und zogen fort durch viel Korkeichenwaldung und viele ufersandige Strecken, bis wir Menfrici erreichten. Von dort geht es durch öde Ebenen, bis sich plötzlich Sciacca (Thermae Selinuntiae) zeigt, ein lebhafter Ort von 16000 Einwohnern mit einem malerischen Castell und schön auf Hügeln am stralenden Meer gelegen. Wir hielten dort Nachtrast.

Von Sciacca machten wir uns weiter auf und ritten beinahe vier deutsche Meilen weit am Strande fort, über Kiesel und Muscheln und moorige Strecken, bald wieder über Flüsse hinweg, immer ohne Weg und Steg. Es gibt hier viele ausgetrocknete Flüsse, die vom Herbstregen zu reißenden Strömen anschwellen. Einer der größten ist der Platani, der alte Halykus, den wir durchritten. Wir fanden dort viele Heerden hochgehörnter Rinder, die in Sicilien, soviel ich wahrgenommen habe, nicht wie in Italien von weißer, sondern von roter Farbe sind; die wahren Rinder des Helios. Die Hirten, ein wild und elend aussehendes Volk, reiten auf Pferden, wie in der Campagna von Rom und in den pontinischen Sümpfen.

Nachdem wir den Strand verlassen hatten, ging es über hügeliges Land weiter; es ist unbewohnt, aber reich an Korn. Nirgends eine Ortschaft, überall die vollkommenste Verlassenheit. Mitten in einer Haide überraschte uns der verwundersame Anblick eines Sees, der gänzlich ausgetrocknet und flach vor uns lag, weiß wie Schnee; hohes dürres Schilf umkränzte seine Ufer. Dies Gemälde der Natur, fremd und seltsam, hatte einen Charakter von gespensterhafter Oede, wie ich mich nicht erinnere, Aehnliches gesehen zu haben.

Endlich erreichten wir nach einem Ritt von 24 Millien Monte Allegro. Der elende Ort entspricht nicht seinem Namen: denn in ganz dürrer Gegend gelegen, nur von kümmerlichem Weinwuchs und von wenig Olivenbäumen umgeben, sollte er eher Monte Triste heißen. Ehemals lag diese Stadt auf dem Berge, wurde aber vor hundert Jahren verlassen, weil die Einwohner Wassermangel litten. Man hat deshalb den sonderbarsten Anblick zweier Städte vor sich, der Mutter- und der Tochterstadt. Jene steht noch mit Straßen und Häusern aufrecht auf dem Berg, nun eine Mumie von Stadt, während der neue Ort zu ihren Füßen liegt, nicht minder wüst und gespenstig aussehend als jene. Alle Häuser sind aus grauem Alabasterkalk gebaut. In der Gegend von Monte Allegro lag einst am Halykos die alte Stadt

Heraklea Minoa, welche ihren Namen von Minos erhielt; denn nachdem dieser König den Künstler Dädalus nach Sicilien verfolgt hatte und von den Töchtern des Kokalus getödtet worden war, erbauten seine kretischen Begleiter Minoa. Einige Grotten und Gräber in den Felsen gibt man für die Ueberreste davon aus.

Von Monte Allegro in sehr lästiger Nachmittagssonnenglut aufgebrochen, ritten wir durch wüste Gegenden nach Siculiana. Der graue Ort liegt auf ganz kahlem Berge; er hat kein anderes Grün um sich her als den stachligen Cactus, welcher das Gestein überwildert. Die Armut des Volks ist groß. Die Weiber tragen hier überall die weißen oder schwarzen Schleier von Tuch, die als Mantille über den Kopf gezogen werden, die Männer hohe gezipfelte Mützen von weißer oder von schwarzer Farbe. Alles Land umher wittert von Schwefelgeruch, und hie und da sieht man Schwefelminen rauchen. Vor Siculiana lag im Altertum Ancyra. Es folgt nun ein Ufer von vulcanischer Bildung, schwarz oder schwefelweiß in Reihen von Kegeln geformt. Wir ritten im zauberischen Mondschein durch diese schauerlichen Einsamkeiten, überall begrüßt vom Geschrei der Eulen, schweigsam fort an den schwermutsvollen Meereswellen, bis wir Molo di Girgenti erreichten, einen kleinen Hafenort, drei Millien weit von Agrigent. Und erst in der Nacht gelangten wir in die Vaterstadt des Empedokles, das alte Akragas, nun der elende Ort Girgenti. Eine trümmervolle, classische Wildniß lag im Zwielicht der Sterne rings um uns her gebreitet, und als ich am folgenden Morgen vor das Stadttor ging, sah ich eine Landschaft vor mir, deren

großer und feierlicher Stil kaum dem Gefilde von Syrakus nachsteht.

Wir sind in Agrigent, und ich habe meine Aufgabe zu lösen, eine kurze Darstellung dieser großen Stadt und ihrer Denkmäler zu geben. Hier ist es gut, einen Standpunkt zu wählen, der einen übersichtlichen Anblick gewährt. Ich nehme ihn in der Mitte, vor dem Tempel der Juno, auf der südlichen Stadtmauer Agrigents. Die Natur der Gegend ist diese, daß sie sich als eine schiefe Ebene von felsigen Hügeln in großen Linien heruntersenkt bis zu dem nur zwei und eine halbe Millie entfernten Meer. Diese Schiefebene umfassen ost- und westwärts zwei Flüsse, dort der Akragas (heute San Biagio), hier der Hypsa (heute Drago genannt). Sie begrenzen das Stadtgebiet von beiden Seiten und vereinigen sich unter der südlichen Stadtmauer, als Fluß Akragas in das nahe Meer sich zu ergießen. Es liegt also der ganze Umfang des alten Agrigent innerhalb der beiden genannten Flußarme in einem unregelmäßigen Dreieck, dessen hochgelegene Basis, dem Norden zugekehrt, von zwei schroffen Felsenhügeln gebildet wird, vom Kamikus, auf welchem das heutige Girgenti steht, und von dem Felsenhügel der Minerva zu seiner Seite. Dort stand der Tempel des Zeus Polieus, hier der des Zeus Atabirius und der Minerva. Es war dies die eigentliche Stadt Agrigent; nun aber dehnten sich ihre Vorstädte oder Neapolis, die Neustadt, wie Plutarch sagt, unter dem Kamikus niedersteigend aus und umfaßten die ganze felsige Hochebene. Deren natürliche Felsabstürze und labyrintische Zerklüftungen bildeten zugleich die Stadt-

mauer. Am deutlichsten erkennt man sie noch ostwärts und südwärts. Und hier oben auf der südlichen Stadtmauer sitzen wir, in der Mitte jener Reihe von dorischen Tempeln, welche einer hinter dem andern emporragen, mehr oder weniger aufrecht, ein Anblick, von dessen melancholischer Schönheit und Größe zu schweigen besser ist als in vielen Worten zu reden. Blicken wir nun zum Meer, so senkt sich hier plötzlich und tief das Land, braun und öde, eine Landschaft vom tiefsten Ernst der Formen, welcher mit den dorischen Tempeln machtvoll übereinstimmt. Ueberall große Massen, lange Linien, himmlische Weite und der blaue Spiegel des Meers; ein rotbrauner Farbenton von wärmster Glut, eine fast afrikanische Dürre, eine im Sommersonnenschein flimmernde Wüste, still durchbrochen vom Silbergrau der Olivenhaine. Rings, wo die Tempel stehen, und Hunderte von Gräbern, Loculi und Nischen um uns her zerstreut sind, und hier und dort Säulen ragen, oder riesige Architrave und Triglyphen den Boden bedecken, eine so mächtige Ruhe und ernste Majestät, daß kein anderes Gefühl in der Seele aufkommt als schweigende Bewunderung, und wenn sie weichere Stimmungen überschleichen, so ist es nur die freudige Liebe zu Hellas und seinem Geist.

Es ist nicht leicht möglich, eine zertrümmerte Stadt zu betrachten oder von ihren Denkmälern zu reden, ohne den Gang ihrer Schicksale in Gedanken zu übergehen. Deshalb will ich hier, zwischen jenen Tempeln sitzend, erst ein flüchtiges Bild von der politischen Erscheinung des alten Agrigent entwerfen, in der Hoffnung, daß die

Leser dieser Blätter bei einer so weltberühmten Stadt gern verweilen und, was ich andeute, sich ergänzen werden. Es gibt auch im Leben Agrigents eine Fülle von merkwürdigen, von schönen, großen und glänzenden Gestalten, deren Namen in aller Munde lebt. Denn diese Stadt war eine der herrlichsten unter den hellenischen, wenn auch nicht so mächtig wie Syrakus, so doch eben so reich, so üppig und nicht minder geistvoll und glücklich begabt.

Schon lange vor den Griechen war sie ein Hauptort der Sikaner. Deren König Kokalus hatte, nach dem Bericht des Diodor, den aus Kreta flüchtigen Dädalus bei sich aufgenommen, und dieser für ihn auf jenem Hügel Kamikus, den wir vor uns sehen, eine Burg angelegt, zu welcher man nur durch einen engen und künstlich gewundenen Weg gelangen konnte. In dies unbezwingliche Schloß brachte Kokalus seine Schätze. Es erhob sich also auf dem Kamikus eine feste sikanische Stadt, ehe die Griechen Akragas anlegten. Das hellenische Agrigent entstand erst im zweiten Jahre der 49. Olympiade (582), eine Pflanzstadt des nahen Gela, welche bald ihre Mutter an Größe und Reichtum überragte: denn der Handel mit Carthago gab ihr ein schnelles Wachstum.

Die Agrigenter hatten wie die Geläer zuerst eine oligarchische Regierungsform unter den Gesetzen des Charondas von Katana, bis sich Phalaris zum Tyrannen aufwarf. Dieser außerordentliche Mensch war Kretenser von Geburt. In Agrigent mit dem Bau des Tempels des Zeus Polieus beauftragt, benutzte er dies Unter-

nehmen, welches ihm Geld und Leute wie den festesten Punkt der Stadt zur Verfügung gab. Er mietete Söldner, bewaffnete die Gefangenen, und während man in der Stadt das Fest der Ceres feierte, überfiel er die Bürger und machte sich zum Tyrannen von Agrigent. Den Griechen war die Monarchie so sehr verhaßt, daß sie aus Phalaris ein fabelhaftes Ungeheuer gemacht haben und seine Grausamkeit sprichwörtlich wurde. Allen ist die Sage vom bronzenen Stier bekannt, den Perillus für jenen Tyrannen verfertigt haben soll, Fremdlinge und ihm verhaßte Personen darin an langsamem Feuer zu rösten. Diese Sage ist durch ihr Local bedeutungsvoll. Denn der Stier von Agrigent weist auf Kreta und das Stiergebilde des Dädalus zurück, und wieder auf das nahe Carthago, wo dem Moloch in glühender Stiergestalt Menschen geopfert wurden. Es scheint, als sei hier ein Mysterium des asiatischen Saturn verhüllt. Daß der Stier des Phalaris wirklich vorhanden war, sagt Diodor. Er erzählt, Himilkon habe ihn nach der Eroberung Agrigent's nach Carthago geschickt, Scipio aber 260 Jahre nach der Zerstörung Carthago's den Agrigentern zurückgegeben. Der Stier des Phalaris hat noch dem Lucian zu zwei satyrischen Dialogen gedient, worin er Abgeordnete des Tyrannen in Delphi auftreten läßt, welche dem Gott jene Höllenmaschine zum Geschenk antragen und den grausamen Tyrannen als einen gerechten Mann darstellen; er läßt hierauf durch Priestermund die Gabe des Wüterichs als gottseliges Opfer erklären. Es ist nicht leicht möglich, die Bosheit gegen die Kirche, um in unserer Sprache zu reden, weiter zu treiben, als es hier Lucian gethan hat.

Phalaris war gewaltthätig und grausam; aber auch er in einer frühen Zeit, etwa um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christi Geburt herrschend, zeigte sich, wie alle griechischen Tyrannen, als ein geistvoller Mensch, der den Umgang mit Weisen und Künstlern liebte. Es werden Züge hochherzigen Edelmuts von ihm erzählt, wie vom Dionys, zumal die Geschichte des Menalipp und Chariton, die an Damon und Pythias erinnert, und jene, die von dem berühmten Poeten Stesichorus berichtet wird. Phalaris, der so viele Städte mit tapferm Schwert unterworfen hatte, trug einst den Himeräern ein Bündniß an; sie sollten ihn zu ihrem Anführer wählen, damit sie sich an ihren Feinden rächen könnten. Dies verhinderte Stesichorus, indem er vor das Volk trat und ihm eine Fabel erzählte. Das Pferd, so sagte er, weidete einst allein auf einer Wiese, da kam der stärkere Hirsch und vertrieb es. Jenes eilte zum Menschen; es bat ihn, den Hirsch zu züchtigen. Gut, sagte der Mensch, aber du mußt mich auf deinen Rücken nehmen. Das Pferd willigte darein, es rächte sich wol am Hirsch mit Hülfe des Menschen, aber es trug nun für immer dessen Zügel und despotisches Joch. So, sagte Stesichorus, wollet auch ihr, o Männer von Himera, dem Pferde gleichen, weil ihr gesonnen seid, das Joch des Phalaris auf euch zu nehmen. Die Himeräer wurden nachdenklich und standen vom Bündniß mit dem Tyrannen ab, aber Phalaris war über Stesichorus tief ergrimmt. Nun fiel der Dichter bald darauf in seine

Hände, und wurde vor den Tyrannen gebracht. Er that ihm nichts zu Leide, sondern bot ihm Gastfreundschaft und reiche Geschenke, ergötzte sich an der Weisheit seiner Rede und an dem himmlischen Klang seiner Lieder, und er entließ ihn mit Ehren, weil er ein Sänger war.

Höchst eigentümlich erscheint überhaupt das Verhältniß der Philosophen zu den Tyrannen Siciliens, welches in Syrakus besonders auffallend ist. Wie in der fabelhaften Zeit die Heroen durch die Länder wandern, um Ungeheuer auszurotten, so reisen später die Philosophen in der Welt umher, um sie von den Tyrannen zu befreien. Es ist freilich die Aufgabe der Philosophie, die Menschheit von jeder Art Tyrannei zu erlösen; in den Berichten des Altertums von jenen merkwürdigen Reisemissionen der Pythagoräer und Eleaten ist sie klar und schön ausgesprochen. Es reisen zum Phalaris Demoteles, Zenon von Elea und Pythagoras selber, um ihn zu ermahnen, von der Alleinherrschaft abzustehen und zur Tugend zurückzukehren. Jamblichus erzählt, obwol fabelnd, davon im Leben des Pythagoras und erdichtet manches weise Gespräch, welches dieser Philosoph mit Phalaris führte. Er verglich, so sagt er, die gute mit der schlechten Lebensweise, enthüllte die Fähigkeiten, die Gebrechen und die Leidenschaften der Seele, offenbarte die Allmacht Gottes aus ihren Werken und überführte damit den ungläubigen Tyrannen. Er schwieg nicht von dem Strafgericht, das die Frevler an den Gesetzen erwarte, und so sprach er vieles über die göttliche Vernunft und die Tugend, über den Wechsel des Glücks und

die Begierde der Menschen nach dem Besitz und der Alleinherrschaft.

Auf die Zureden der Philosophen entgegnete der geniale Tyrann: mit der Alleinherrschaft sei es wie mit dem Leben. Niemand würde geboren sein wollen, wüßte er die Qualen des Lebens voraus; aber sobald man geboren sei, wolle man nicht mehr sterben. So also würde auch Niemand Tyrann sein wollen, kennte er im voraus die Pein, welche Tyrannen erleiden; sobald man's aber geworden, könne man nicht mehr aufhören, es zu sein.

Man erinnere sich des geistvollen Worts, welches ein Syrakusaner dem Dionys sagte. Als dieser einst in Zweifel war, ob er die Herrschaft niederlegen sollte oder nicht, sagte einer seiner Freunde: „O Dionys, die Tyrannis ist doch ein schönes Sterbekleid."

Unsere Gegenwart, so scheint es mir, bringt lebhaft wieder jene Zeiten der Tyrannis durch ein augenfälliges Beispiel in die Erinnerung: sie zeigt, daß die menschliche Natur ewig dieselbe ist. Wenn man die beiden großen Perioden der Tyrannis, die hellenisch-sikeliotische und die italienisch-mittelalterige, welche sich durchaus gleichen, mit unserer jüngsten Erscheinung der Tyrannis in ihren Intriguen und Machinationen vergleicht, so sieht man, daß es wirklich nichts Neues unter der Sonne gibt. Nur hat die alte Freiheit der philosophischen Rede aufgehört, und unsere Philosophieprofessoren machen und bekämpfen nur noch Hirngespinnste und Systeme, die auf das Glück der Völker keinen Einfluß haben.

Die Fabel sagt, daß Phalaris durch ein Gleichniß

des Pythagoras sein Leben verlor. Einst redete der große Philosoph in seiner und der Bürger Gegenwart von der Furcht der Menschen vor den Tyrannen und bewies, wie grundlos sie sei, durch das Beispiel der Tauben, welche furchtsam vor dem Sperber fliehen und ihn doch in die Flucht treiben würden, wenn sie kühn sich gegen ihn wendeten. Diese Rede erhitzte einen Bürger dergestalt, daß er einen Stein aufnahm und ihn nach dem Tyrannen warf; andere folgten dem Beispiel, sodaß Phalaris zu Tode gesteinigt wurde. Andere erzählen von Zenon dem Eleaten, daß er die Agrigenter gegen ihn zur Empörung aufgestachelt habe.

Das Andenken an Phalaris hat sich in der Welt erhalten, und so merkwürdig erschien dem Altertum dieser Mann, daß man ihm 140 Briefe moralischen und philosophischen Inhalts unterschob, über deren Echtheit die Gelehrten langen Krieg geführt haben.

Nach seinem Tode wurde die Demokratie wiederhergestellt; an die Spitze der Stadt traten zwei weise Männer, Alkmenes und Alkander, unter deren Leitung die Republik erblühte und so reich ward, daß die Bürger anfingen, in Purpur getränkte Gewänder zu tragen. Die Ueppigkeit und das geistreiche sophistische Wesen scheint überhaupt ihr Verderben gewesen zu sein.

Zur Zeit des Gelon von Syrakus erlangte jedoch ein sehr kräftiger Mann, Theron, die Tyrannis in Agrigent. Er hatte sich mit jenem verschwägert, und beide, die Häupter Siciliens, unterstützten ihre gegenseitigen Pläne. Es begann damals die kurze und schöne Blütezeit Siciliens, nachdem die Carthager bei Himera

im Jahre 480 die tödtliche Niederlage erlitten hatten. Die meisten carthagischen Gefangenen hatte Agrigent gemacht, und mancher Bürger hielt 500 Gefesselte in seinem Hause. Aber die größte Zahl Kriegsgefangener wurde der Gesammtbürgerschaft zugeteilt; sie mußten die Steine hauen, aus denen damals die Tempel Agrigents gebaut wurden, und auch an den unterirdischen Kanälen arbeiteten sie, welche der berühmte Architect Phäax erbaute. Außerdem legten die Agrigenter einen Fischteich an, um für ihre üppigen Malzeiten köstliche Fische zu mästen; er gewährte ein malerisches Bild, so sagt Diodor, weil sich viele Schwäne auf ihm niederließen. Ihr ganzes Land bepflanzten die Bürger mit Reben und mit Fruchtbäumen jeder Art.

Therons Herrschaft war die Glanzperiode Agrigents. Handel und Feldbau machten die Stadt reich; sie stralte von Prachtwerken der Architectur, der Bildnerei und der Malerkunst; pomphafte Feste ergötzten das Volk, und am Hofe des milden Herrschers sah man die Weisen und die Dichter von Hellas. Pindar, Bacchylides, Aeschylus waren ab und zu in Agrigent; als eine Spannung zwischen Hieron und Theron zum Kriege zu werden drohte, vermittelte der große Dichter Simonides den Frieden. Pindar dichtete damals seinen olympischen Siegesgesang auf Theron den Agrigenter, der mit dem Wagen gesiegt hatte, und er pries im isthmischen Lobgesang auf Xenokrates Akragas als die schönste unter den Menschenstädten.

Sechzehn Jahre lang herrschte Theron. Als er im Jahre 472 starb, errichtete ihm das Volk ein prächtiges

Grabmal und gab ihm die Ehre der Heroen. Sein Sohn Thrasydäos glich ihm nicht; den Bürgern verhaßt, wurde er verjagt und später in Megara hingerichtet. Die Agrigenter hatten also die Tyrannis abgeworfen und für ganz Sicilien das Zeichen zur Befreiung von der Alleinherrschaft gegeben. Während nun überall in den Städten die Demokratie eingeführt wurde, setzte Empedokles in Agrigent eine gemischte Verfassung ein, die den Aristokraten wie dem Volk gleiche Rechte verlieh.

Es scheint, daß die politischen Grundsätze des großen Philosophen auf die Gleichheit aller Bürgerklassen hinausliefen; sich selbst aber hielt er, wie von ihm berichtet wird, für einen Gott. Er kleidete sich in Purpur und trug einen goldenen Kranz auf langwallendem Haar; wenn er feierlich einherschritt, folgten ihm schöngeschmückte Knaben. So schildern ihn die Alten als einen Heros, in welchem die Natur ihre höchste Würde entfaltet habe. Empedokles ist eine der glänzendsten Gestalten, in denen die Griechen das Genie angeschaut haben; spätere Lebensbeschreiber legen in ihn das höchste Bewußtsein von der Göttlichkeit des menschlichen Genius und lassen ihn selber von sich diese Verse sagen:

Die in der ragenden Burg ihr wohnet des gelblichen Stromes
Akragas, Freunde, und wol euch übt in den trefflichsten Werken,
Seid mir gegrüßt! Ich nimmer ein Sterblicher, sondern ein Gott euch
Wandle von Allen geehrt, denn dies ja ziemet mir also,
Schön mit der Binde gekränzt und mit blumig erschimmernden Kronen;

Schreit' ich daher in dem Schmuck durch ruhmvoll prangende Städte,
Mich dann preisen die Männer und Weiber; unzählige folgen
Mir, so viele bewegt des Gewinns Antrieb, und Verlangen,
Sich zu erforschen das Heil in der Zukunft klärlicher Deutung,
Jeglicher Krankheit auch zu erkennen die künstliche Heilkraft.

Die Naturphilosophie, deren Meister Empedokles war, blieb bei ihm nicht abstract, sondern er wandte seine Ideen auf das Leben an; er war einer der größesten Aerzte. Die Selinunter hatte er von der Pest erlöst, und so wunderbar erschienen seine Heilungen, daß man von ihm fabelte, er habe selbst Todte erwecken können. Die Medicin war eine der Lieblingswissenschaften der Sicilianer geworden; große Namen hatten sie darin aufzuweisen, wie neben Empedokles seinen Freund Pausanias und seinen Nebenbuler Akron von Agrigent. Später war Herodikus, der Bruder des Gorgias, in der Arzneikunde berühmt, und zur Zeit des Aristoteles Menekrates von Syrakus. Dieser ahmte aus Eitelkeit dem Empedokles nach; es werden die spaßhaftesten Geschichten von ihm erzählt. Er nahm keine Bezahlung für seine Heilungen, sondern verlangte nur, daß seine Patienten sich seine Sklaven nennen sollten. Nachdem er zwei gefährlich Kranke mit großer Kunst geheilt hatte, mußten sie ihm überall folgen; er nannte den einen Herkules, den andern Apollon, sich selbst aber Jupiter. Im Athenäus wird erzählt, daß er einst an Philipp von Macedonien folgenden Brief geschrieben habe:

„Menekrates Jupiter dem Philippos seinen Gruß. Du herrschest in Macedonien, aber ich herrsche in der

Medicin. Du kannst diejenigen, denen es wol ist, sterben lassen, und ich kann machen, daß die Unwolen sich gesund fühlen bis sie altern, wenn sie mir gehorsamen. Deine Leibwache sind die Macedonier, und meine Die, so ich geheilt habe. Denn ich Jupiter habe ihnen das Leben zurückgegeben."

Hierauf antwortete Philipp:

„Philippos wünscht dem Menekrates gesunden Verstand. Ich gebe Dir den Rat, eine Reise nach Anticyra zu machen."

Auch Plutarch erzählt, daß auf einen Brief des Menekrates an Agesilaus von Sparta dieser in ähnlicher Weise zurückgeschrieben habe: „Der König Agesilaus dem Menekrates Gesundheit." Man sieht, wie sich die Charlatanerie der Naturwissenschaft, deren Vaterland Sicilien war, anzuheften begann, wie die Sophistik der Philosophie. Sicilien, die Geburtstätte der Sophistik, war auch das Vaterland der Charlatane, und auch noch heutigentags ist dieses Land, welches den Cagliostro wie den Empedokles gebar, ausgezeichnet durch sophistischen Verstand und Charlatanismus in mancher Richtung, zu Extremen geneigt, und ich glaube, es wird diese Charakterzüge niemals verlieren können, denn sie sind Miterzeugnisse seiner vulkanischen Natur.

Schon Empedokles tritt uns in jenen Versen wie ein Gott im Kleide des Charlatan entgegen, und man muß das Volksleben in den sicilischen Städten betrachtet haben, um die ewig sich gleich bleibenden Formen, in denen dieses erscheint, in allen Zeiten wiederzuerkennen. Empedokles weist schon auf die Zauber- und Wundergeschichten der folgenden Zeit hin. Um seinen Tod hat die spätere Sage bereits einen fabelhaften Schein gebreitet, wie um den des berühmten Apollonius von Tyana und so vieler christlicher Halbgötter und Wahrsager, die noch heute angebetet werden. Man erzählt, er habe ein todtes Weib ins Leben zurückgerufen und sei dann mit vielen Freunden auf das Landhaus des Peisanax gezogen, um zu opfern. Nach dem Male seien Einige unter die Bäume, Andere hier und dort schlafen gegangen. Als sie nun in der Frühe erwachten, fehlte Empedokles. Man fragte die Sklaven; deren einer wußte zu berichten, er habe des Nachts eine übermenschliche Stimme den Namen des Empedokles rufen hören. Als er darüber erwacht sei, habe er ein himmlisches Licht gesehen, einen Glanz von Fackeln, weiter nichts. So sei jener unter die Götter versetzt worden. Nach andern Sagen stieg der Philosoph zum Aetna empor und stürzte sich in den Krater. Einen seiner Schuhe warf der Berg wieder aus. Man sagt, Empedokles habe diesen Tod gewählt, nachdem ihm die Selinunter göttliche Ehren zuerkannt hatten; er habe den Glauben befestigen wollen, daß er ein Gott sei. Nach dem Berichte des Diogenes starb er indeß im Peloponnes. Die Agrigenter, so sagt er, errichteten ihm eine Bildsäule, und später brachten sie die Römer nach Rom und stellten sie dort vor der Curie auf.

Die gemäßigte Demokratie, welche Empedokles eingeführt hatte, erhielt sich übrigens lange Zeit in Agrigent. Aber der Charakter der Stadt zeigte viel Aehnlichkeit mit dem von Sybaris und von Tarent. Dem Kriegshandwerk abgeneigt, hielten sich die Agrigenter meist neutral,

selbst auch im Kampfe zwischen Syrakus und Athen. Grenzenlos war die Schwelgerei der Bürger. Sie bauten, so sagte von ihnen Empedokles, als sollten sie ewig leben, und tafelten, als müßten sie morgen sterben. In aller Welt war die „Ueppigkeit der agrigentischen Tische" berühmt. Da uns Diodor so Manches vom Leben in Agrigent kurz vor der Zerstörung dieser Stadt mitteilt, so können wir uns einen lebhaften Begriff von der Weichlichkeit der Bürger machen. Er sagt, es herrschte dort ein großer Ueberfluß, denn da die Agrigenter ihr Land mit Weingärten und Oliven bedeckt hatten, so machte sie der Handel nach Libyen unendlich reich. Sie besaßen die köstlichsten Pferde, die in ganz Hellas berühmt waren. Man setzte nicht allein ihnen prächtige Grabmäler, sondern sogar den kleinen Vögeln, welche Mädchen und Knaben im Hause hielten. Als einst Exänetos im Wagenrennen gesiegt hatte, geleitete man ihn im Triumf in die Stadt mit 300 Zweigespannen von weißen Pferden, die alle aus Agrigent waren. Der Reichtum einzelner Bürger, wie der des Antisthenes und des Gellias, war erstaunlich groß. Antisthenes feierte die Hochzeit seiner Tochter durch Bewirtung aller Bürger auf den Straßen; die Braut wurde von mehr als 800 Wagen und vielen Reitern begleitet; Abends aber veranstaltete ihr Vater eine Illumination mit den dürftigen Mitteln jener Zeit. Er ließ nämlich die Altäre aller Tempel und aller Straßen mit dürrem Holz bedecken, und in dem Augenblick, als auf der Burg ein Feuer angezündet wurde, auch jene anzünden. Man wußte sich naiv genug zu helfen; und schon damals kannte und liebte man Illuminationen, wie heute im südlichen Italien, wo die Leidenschaft für Feuerwerke den Nordländer in Erstaunen setzt.

Noch reicher als Antisthenes war Gellias. Er hatte, so sagt Diodor, in seinem Hause viele Gastzimmer und viele Thürsteher, welche alle Fremden zu Gaste laden mußten. Dasselbe thaten auch viele andere in Agrigent, und sie luden alter Sitte gemäß Jedermann freundlich ein. Es sagte deshalb Empedokles von seiner Vaterstadt:

Sie, ein geheiligter Port für Gäste, und fern bleibt Falschheit.

Einst kamen 500 Reiter aus Gela im Unwetter nach Agrigent. Gellias nahm sie alle auf und gab jedem aus seinem Vorrat doppelte Gewänder. In seinem Weinkeller hatte er 300 steinerne Fässer, deren jedes 100 Eimer enthielt; daneben stand eine steinerne Kufe von 1000 Eimern Gehalt, aus welcher der Wein in die Fässer floß. Man darf daraus auf die Pracht der Häuser und die Gastmäler in ihnen schließen. „Die Menschen", so sagt Diodor, „gewöhnten sich schon von Kindheit an zur Ueppigkeit; sie trugen die feinsten Kleider und goldenen Schmuck, besonders liebten sie Haarkämme und Riechfläschchen von Silber oder von Gold." Aber mehr als Alles beweist die Schwelgerei der Agrigenter ein Volksbeschluß zur Zeit der Belagerung der Stadt durch die Carthager, welcher ausdrücklich verordnete, kein Wachtposten dürfe zum Lager mehr mit sich nehmen als eine Matratze, ein Unterbett, eine Decke und nur zwei Kopfkissen. Wer will diese glücklichen Menschen tadeln, die

unter dem schönsten Himmel, in der üppigsten Fülle der Natur, an Schätzen der Wissenschaft und der Künste reich, Hellenen und freie Bürger, das kurze Leben in Lust verbrachten; aber wer wird sie bedauern dürfen, oder wer sich wundern, daß diese schwelgerische Stadt trotz ihrer Volkszahl von 800000 Menschen in so kurzer Zeit nach so unkräftigem Widerstande den Carthagern erliegen mußte?

Es gibt wenig Erscheinungen in der Geschichte, die den Unbestand menschlicher Dinge in so erschütternder Weise darstellen, als der plötzliche Fall Agrigents: denn diese schönste der Städte verging wie ein Mensch, welcher mitten in der Fülle seiner Herrlichkeit vom jähen Tod dahingestreckt wird. Die Ereignisse waren folgende. Nach dem Untergange der Athener vor Syrakus hatte die Stadt Segesta die Carthager gerufen. Diese waren im Jahre 409 unter Hannibal Giskons Sohn mit großer Macht erschienen und hatten bereits Selinus und Himera zerstört. Syrakus sah den Fall der Städte nicht ungern, denn sie hatten seine Alleinherrschaft gehindert. Es beeilte sich auch nicht, Agrigent oder Gela zu retten, und so ist jene Periode die schmachvollste der sicilischen Hellenen; sie trübt den Ruhm der Griechen, deren häßlichster Fehler, wie der aller Südländer überhaupt, die Parteiwut war. Nun kehrten die Punier im Jahre 406 mit neuer Macht zurück. Die Agrigenter, welche den ersten Anfall zu fürchten hatten, versorgten sich mit Getreide, bewaffneten sich, nahmen den Spartaner Dexippus mit 1500 Mann in Sold und zogen auch campanische

Mietsvölker herein, welche früher im Heere des Hannibal gedient hatten.

Bereits lagerten Hannibal und Himilko vor der Stadt, östlich vom Felsenhügel der Minerva und jenseit des Akragas; sie ließen einen Wall aufführen und bei dieser Gelegenheit die Gräber zerstören. Aber der Blitz schlug in das Grabmal des Theron, die Pest brach im Lager aus und raffte Hannibal selber hin, während zugleich böse Zeichen und bei Nacht erscheinende Gespenster das Heer in abergläubische Furcht versetzten. Himilko verbot hierauf die Zerstörung der Grabmäler; den Göttern zur Sühne opferte er dem Moloch einen Knaben, und dem Poseidon ließ er viele Thiere in's Meer versenken.

Während nun die Carthager täglich Agrigent bestürmten, sandten die Syrakuser ihren General Daphnäus mit Truppen zum Entsatz. Er schlug die ihm entgegenrückenden Afrikaner, und Agrigent war gerettet, wenn die bestochenen Feldherren in der Stadt ausgefallen wären. Diese aber machten es möglich, daß die Feinde in ihr Lager entkamen. Das Volk in der Stadt erhob sich und steinigte die Verräter; und nachdem Daphnäus die Carthager umschlossen hatte, waren diese dem wütenden Hunger preisgegeben. Doch der Zufall fügte es, daß die carthagischen Schiffe die Getreideflotte einfingen, welche Agrigent mit Nahrungsmitteln versorgen sollte. Die Bürger hatten mit den Lebensmitteln verschwenderisch gewirtschaftet, weil sie an Entbehrung nicht gewöhnt waren und leichtsinnig auf die nahe Aufhebung der Be-

lagerung sich verlassen hatten. Nun war die Zufuhr aufgezehrt. Doch nicht diese Not, sondern der Mangel an eigener Wehrkraft brachte die Stadt um: denn die Söldner verrieten sie. Zuerst gingen die Campaner zum Feinde über, dann zogen Dexippus und Daphnäus ab, unter dem Vorwande, daß ihre Dienstzeit verstrichen sei. Den Agrigentern sank der letzte Mut. Nachdem sich ihre Feldherren überzeugt hatten, daß die Nahrungsmittel ausgegeben waren, befahlen sie der Bevölkerung, in der nächsten Nacht sammt und sonders die Stadt zu verlassen. Das Unerhörte geschah; so schnell verzagte dies zahlreiche Volk im Angesicht des Hungers, daß es, statt das Aeußerste zu versuchen, wie später Syrakus und Carthago thaten, die Schmach auf sich nahm, die wolbefestigte Stadt mit allen ihren Schätzen dem Feinde zu überlassen. Als nun die Nacht gekommen war, zog das Volk aus, Männer, Weiber und Kinder, mit Jammern und Wehgeschrei die Lüfte erfüllend. So groß war die Furcht und so schimpflich die Eile, daß die Angehörigen sich nicht um ihre Kranken noch um die Altersschwachen bekümmerten. Manche jedoch blieben zurück und gaben sich selbst den Tod, um in den Wohnungen der Väter zu sterben. Die Masse des Volks zog nach Gela unter dem Geleit der Bewaffneten, und man sah unter dem Schwarm auch die weichlich verwöhnten Jungfrauen zu Fuße fortziehen.

In die öde Stadt rückte Himilko des Morgens ein, nach dem achten Monat der Belagerung. Die noch drinnen waren, ermordeten die Carthager. Man sagt, daß auch der reiche Gellias zurückgeblieben war und daß

er sich in den Tempel der Athene geflüchtet hatte; als er nun sah, daß die Afrikaner auch die Götter nicht schonten, zündete er den Tempel an und verbrannte sich mit den Weihgeschenken. Die Beute in Agrigent, das noch kein Feind verheert hatte und welches, nach den Worten des Diodor, damals beinahe die reichste Stadt unter den hellenischen war, muß unermeßlich gewesen sein. Die köstlichsten Kunstwerke sandte Himilko nach Carthago als Siegeszeichen, wo sie später den Römern in die Hände fielen. Agrigent aber ließ er verwüsten und die Tempel verbrennen (Spuren eines Brandes sieht man noch heute an manchem Gebälk). Doch erst, nachdem die Punier dort überwintert hatten, zerstörte Himilko die Stadt völlig, und Diodor sagt: er ließ die Kunstwerke und Reliefs in den Tempeln zerschlagen, wenn er glaubte, das Feuer habe sie nicht genugsam vernichtet. Ein unermeßlicher Verlust traf damals die Cultur, gerade in der Blüte der perikleischen Zeit, und nachdem auch in der Folge der Jahrhunderte so viele andere verwüstende Kriege Sicilien heimgesucht, und nachdem noch Verres den letzten Rest fortgerafft hatte, ist der Boden der Insel an Schätzen der Kunst sehr arm geblieben. Die Völker, welche das griechische Sicilien vernichteten, Carthager und Römer, waren gleicherweise Barbaren.

Dies fürchterliche Loos hatte Agrigent im Herbst des Jahres 406 vor Christi Geburt getroffen, und seitdem erholte sich die Stadt nie mehr, obwol sie wieder bevölkert wurde und noch einmal eine Rolle in der Geschichte spielte. Bis auf Timoleons Zeit lag sie wüst, wenn auch nicht unbewohnt. Der große Korinther be-

völkerte sie durch eine Colonie im Jahre 341, sodaß sie mit der Zeit wieder sich aufrichtete. Sie erhob sich sogar während der Tyrannis des Agathokles von Syrakus, als dieser auf seinem abenteuerlichen Zuge in Afrika beschäftigt war, zu dem Gedanken, ganz Sicilien sich zu unterwerfen. Aber der Plan mißglückte, und Agrigent geriet wieder in die Hände der Afrikaner.

Hierauf warf sich Phinzias zum Tyrannen auf, ein neuer Phalaris. Die Agrigenter verjagten ihn und gaben sich dem Pyrrhus von Epirus, dessen Herrschaft jedoch nur kurze Zeit dauerte. Agrigent wurde nun wieder carthagisch und einer der wichtigsten Orte der Punier in ihren Kriegen mit den Römern; denn sie hielten diesen großen Waffenplatz sogar noch, als Syrakus gefallen war. Im ersten punischen Kriege stand in Agrigent wieder ein Hannibal Giskons Sohn mit 50000 Mann, und 25000 Krieger vermochten damals noch die Bürger der Stadt zu stellen. Mit 100000 Mann schlossen die Consuln L. Posthumius und Q. Emilius Agrigent ein, wo sich Hannibal auf das glänzendste verteidigte. Weil aber Hanno, der zum Entsatz heranzog, geschlagen ward, mußten die Carthager heimlich aus der Stadt abziehen. Sieben Monate lang hatten die Römer sie belagert, und als sie nun einzogen, mordeten sie mit schonungsloser Wut das agrigentische Volk und hausten ärger als es einst die Punier gethan hatten. Die überlebenden Bürger machten sie sämmtlich zu Sklaven (262 vor Christi Geburt). Aber nicht lange darauf fiel Agrigent in die Gewalt des carthagischen Feldherrn Karthalus, der die unselige Stadt anzünden

und zerstören ließ. Gleichwol hörte sie nicht auf, zu existiren. Denn als Syrakus gefallen war, hielten sich in Agrigent noch Epikides, Hanno und Mutines gegen Marcellus. Mutines war ein Punier von Hippo, welchen der große Hannibal aus Italien herübergeschickt hatte; er verrichtete mit der Reiterei so kühne Thaten, daß er ganz Sicilien mit seinem Namen erfüllte. Der neidische Hanno nahm ihm das Commando, was zur Folge hatte, daß Mutines Agrigent aus Rache verriet. Nachts öffnete er dem Consul Lävinus die Tore der Stadt. Hanno und Epikides hatten kaum Zeit, sich in einer Barke zu retten. Mit gewohnter Grausamkeit bestraften die Römer Agrigent, die Ersten der Stadt strichen sie mit Ruten und köpften sie darauf, alle Uebrigen wurden in die Sklaverei verkauft. So fiel erst mit Agrigent auch ganz Sicilien in die Gewalt der Römer, im Jahre 211.

Seither verlor sich die schöne Stadt des Empedokles und des Theron aus der Geschichte, in der sie nie mehr eine Rolle spielte. Zur Zeit der Hellenen hatte sie auch an edlen Geistern herrlich geblüht, und mögen die besten unter ihnen noch einmal genannt sein. Es zieren sie Empedokles, Pausanias, Akron der Philosoph, Redner und Arzt, Protus des Gorgias Schüler, Dinolochos der Komödiendichter und Schüler des Epicharmos, Karkinos der Tragödiendichter, Phäax der Architect, Metellus der Lehrer des Platon in der Musik, Philenus der Geschichtschreiber, und selbst noch in der Zeit des Elends, da der raubsüchtige Verres das ganz versunkene Agrigent um die letzten Schätze brachte, welche ihm

die Gnade des Eroberers von Carthago gelassen hatte, ehrte seine Vaterstadt Sophokles als Verteidiger derselben vor den Römern gegen jenen Räuber.

Es ist anzunehmen, daß schon vor der letzten Eroberung Agrigent sich auf den Kamikus beschränkt hatte, wo es noch heute steht, schon 2000 Jahre lang, und im Elend dauernder als im Glanz. Im Jahre 825 eroberten es die Saracenen, Nachfolger jener Punier und aus demselben Land herübergekommen. Ihren letzten Emir Kamul verjagte dort der Graf Roger im Jahre 1086. Dann wurde Agrigent ein Feudum adliger Familien, immer tiefer sinkend, bis zur Einwohnerzahl von nur 16000 Menschen.

Diesem heutigen Girgenti liegen nun in dem wüsten Gefilde die letzten Denkmäler der großen Akragas zu Füßen, jene dorischen Tempel, welche trotz Zeit und Menschenwut der Nachwelt ziemlich wol erhalten sind, während die einst nicht minder herrlichen Tempel in Selinus alle am Boden liegen, und während andere blühende Städte Siciliens, das kornreiche Gela des Aeschylus, Himera und Kamarina spurlos verschwunden sind, und Syrakus selbst von Tempeln nichts gerettet hat, was sich den Trümmern von Agrigent vergleichen ließe.

Diese Tempel wollen wir der Reihe nach aufsuchen.

Die Porta di Ponte, das östliche Tor des heutigen Agrigent, führt zu dem gerade gegenüber liegenden Fels der Minerva (Rupe Atenea), einer malerischen Anhöhe, wo heute Kloster und Kirche San Vito stehen

und die Girgenter einen öffentlichen Garten angelegt haben, in welchem die Büste des Empedokles aufgestellt ist. Im Altertum prangte auf diesem Hügel der Tempel des Zeus Atabirius und der Minerva; es ist nichts von ihm übrig geblieben; aber am südlichen Felsabhang erkennt man noch die Spuren des Tempels der Ceres und Proserpina, auf dessen Fundamenten jetzt die Kirche San Biagio steht.

Geht man am Minervenhügel vorüber und südwärts hinab, so gelangt man zu jener Reihe von Tempeln, welche auf dem Rande der südlichen Stadtmauer stehen. Ihr Anblick auf dem schönen Hintergrunde des libyschen Meers, zumal wenn die Sonnenglut ihr gelbes Gestein erleuchtet und die mächtigen Säulen stralen macht, ist noch heute entzückend; wie prachtvoll muß er im Altertum gewesen sein!

Der schöne Tempel der Juno Lucina ist der erste in dieser Reihe. Er erhebt sich auf mäßigem Hügel, zur Hälfte zertrümmert; denn nur auf einer Seite stehen noch seine 13 dorischen Säulen und tragen das Gebälk. An der Fronte nur noch zwei Säulen mit einem Stück des Architravs; den übrigen fehlen entweder die Capitäle, oder sie sind gänzlich niedergeworfen und zerstört. Der Tempel ist nach Osten und Westen gerichtet und steht nach dorischer Art auf einem hohen Unterbau von vier Stufen. Er war von einem Porticus von 34 dorischen Säulen mit je zwanzigfacher Cannelirung umgeben, sodaß je 13 auf den Längen, je 6 an den Fronten standen. Die Säulen haben 5 Palm im Durchmesser, und eine Höhe von beinahe fünf Diametern,

24,10 Palm. Ihre Capitäle zeichnen sich durch schöne Linien aus. Leider ist nichts weder von den Fronten, noch vom Gesimse erhalten. An den Trümmern bemerkt man Spuren eines Brandes. Nach den Angaben Serra di Falco's sind die Maße dieses Tempels in der Länge 158,10,3 Palm, in der Breite 75,8 Palm. Die Zelle, welche noch ziemlich kenntlich ist, hatte 107,11,6 Palm in der Länge, in der Breite 36,1 Palm. Der Geschichtschreiber Fazello aus dem sechzehnten Jahrhundert war der erste, welcher diesem wie den folgenden Tempeln den Namen gab; bis auf seine Zeit hieß er Torre delle pulselle, Turm der Mädchen. Nach dem Berichte des Plinius malte Zeuxis für ihn sein berühmtes Bild der Juno, wozu ihm die Agrigenter die fünf schönsten Jungfrauen der Stadt als Modelle hergaben. Aber Cicero erzählt dasselbe vom Tempel der Juno in Kroton und vom Bilde der Helena.

Von den Tempelstufen übersieht man den Umfang der alten Stadt am besten. Vor sich hat man in unmittelbarer Nähe die südliche Mauer, welche der natürliche Fels bildet, wie auch an einigen Stellen des alten Syrakus der Felsabsturz zur Mauer gedient hatte. Geht man an ihr entlang, so findet man eine große Zahl von Felsengräbern, Columbarien, Nischen und Grabrotunden, welche sich an der Mauer hinziehen und, weil sie gewölbt sind, spätern Ursprungs erscheinen.

Es folgt auf den Junotempel der wolerhaltene Tempel der Concordia. Auch er liegt auf einem Hügel in malerischer Umgebung von dürrem rotbraunen Gestein, von Trümmern und üppigem Wuchs der Cactus-

bäume. Bis auf das Dach, welches fehlt, ist er vollständig, mit beiden Fronten und allen seinen Säulen. Gleich dem Junotempel steht er auf vier Stufen; auch er hat einen Porticus von 34 Säulen in derselben Verteilung, sodaß der Prospect 6, die Seiten 13 zählen. Sie haben 20 Cannelirungen und eine Höhe von 26,6 Palm, wenig mehr als fünf Durchmesser. Die Länge des Baues beträgt 152,7 Palm, die Breite 65,8; das ganze Gebälk hat die Höhe von 11,7,9 Palm, so daß der Fries fast um 1 Palm höher ist als der Architrav. Der Tempel ist also durch die Carthager nicht zerstört worden, und hat siegreich allen Unbilden der Zeit getrotzt. Seine wolerhaltene Herrlichkeit lockte im Mittelalter das Christentum, ihn zur Kirche zu benutzen, und so wurde sein Verfall glücklich abgewendet. Die Zelle schuf man im fünfzehnten Jahrhundert zu einer Kapelle um, welche dem heiligen Gregorio delle Rape, Bischof von Girgenti, geweiht wurde. Damals brach man in die Seitenwände derselben die zwölf Bogen ein, die man noch heute sieht und die, weil sie in einem dorischen Tempel widersinnig sind, diejenigen beirren, welche von ihrem Ursprung nichts wissen. Später wurde die Kirche verlassen, und im Jahre 1748 stellte der Prinz Torremuzza den Tempel wieder her. Fazello hat ihm den Namen Concordia beigelegt, mit welchem ein dorisches Heiligtum nichts zu thun hat; er wurde dazu durch eine lateinische Inschrift verleitet, die man dort vorfand. Unter allen Tempeln Italiens und Siciliens hat kein einziger die Zelle so ganz erhalten wie dieser; denn sogar bis auf die Treppen, welche an ihrem östlichen Eingang auf

das Dach führen, ist jeder Teil stehen geblieben und gibt nun ein vollkommenes Bild des dorischen Tempelbaues.

Er ist überhaupt der vollständigste und herrlichste Tempel Siciliens; denn jener zu Segesta, dessen Porticus und Fronte gleichfalls erhalten sind, ward doch nicht vollendet, da sich keine Spur einer Zelle auffinden läßt und die Säulen noch ohne Cannelirung sind. Die majestätischen braunen Säulen, basenlos, mäßig verjüngt, die weitausladenden Capitäle, die schönen Verhältnisse des Gebälks, welches den Schmuck seiner Triglyphen ganz bewahrt hat, die einfache Größe der Architectur, bringen den reinsten Wollaut hervor. Und wol zeigt der dorische Bau, die schönste architectonische Form des Altertums überhaupt, nicht minder anschaulich als es Plastik und Poesie vermögen, welche klare Kraft und Harmonie in der Seele des griechischen Volks lebte, weil es im Stande war, diese einfachsten architectonischen Gesetze zu finden. Man kann sich beim Anblick eines dorischen Tempels nicht der Betrachtung enthalten, in welchen großen und einfachen Rhythmen sich überhaupt das Leben der Griechen bewegt haben muß, wenn eben die gesammte nationale Empfindungsweise, die jedes Volk am allgemeinsten und sichtbarsten in der religiösen Architectur ausspricht, sich in solcher Gestalt darstellen durfte. Wir verstehen diese Harmonie, welche so einfach ist wie ein geometrisches Grundverhältniß, sehr wol, aber das volle Gefühl ihres innern Zusammenhangs mit dem Wesen des Volks selbst können wir nicht mehr besitzen. So wenigstens glaube ich, daß der christ-

liche Tempel in Monreale, das schönste Gegenbild dieses Concordiatempels, in seinem Zusammenhange mit den Lebensformen des Mittelalters uns viel lebendiger und begreiflicher erscheinen muß. Hätte Sicilien nichts mehr als diese beiden Gebäude, die Denkmäler oder Repräsentanten zweier großer Culturen, so würde es schon um ihretwillen eins der merkwürdigsten Länder sein. Der dorische Tempel ist das leibhaftige Abbild der strengen griechischen Weltordnung und ihrer tragischen Notwendigkeit; aller Zufall, wie alles Phantastische ist von dieser ernsten Form abgeschieden, deren majestätische Einheit nicht zersplittert werden darf; kein vorwiegend malerisches Princip kommt zur Herrschaft, noch irgend Aufwand von Zeichnung, noch Spiel mannichfaltiger Gebilde. Dies gibt erst das christliche Gemüt vollständig frei und breitet sich malerisch in Arabesken und Mosaiken und Steinfigurenwerk jeder Art aus. Der dorische Tempel ist schmucklos bis auf die Triglyphen und die Sculpturen in den Metopen und Giebelfeldern, bis auf die schöne und einfache Zeichnung von Blättern und Mäandern am Gesimse; doch entbehrt er nicht der polychromen Malereien, deren Anwendung man in vielen Tempeln Siciliens nachweisen kann. Was endlich kann schmuckloser sein, als die basenlose dorische Säule, deren ernstes und mächtiges Capitäl imposanter wirkt als die spätern Formen ionischen und korinthischen Stils. Es scheint mir der dorische Tempel sehr charakteristisch für die ernste Natur Siciliens und für ein Land, welches eine nationale Begabung für die strenge Wissenschaft der Mathematik besaß.

Der dritte Tempel ist der des Herkules, ehemals einer der herrlichsten Agrigents, jetzt eine kolossale Trümmermasse, welche wild durcheinandergeworfen daliegt. Nur eine cannelirte Säule ohne Haupt ragt aus diesem Wust hervor. Mit Erstaunen betrachtet man die ungeheuern Steinblöcke, die prachtvollen Capitäle, Trümmer des Frieses und Gesimses, die noch Spuren ihrer purpurroten Bemalung bewahrt haben, und jene cannelirten Säulenglieder, welche gleich riesigen Mühlsteinen umhergerollt daliegen, halb in den Boden gesunken oder vom Pflanzenwuchs überdeckt. Nächst dem berühmten Olympion zu Agrigent war dieser Tempel des Herkules der größte der Stadt und weltberühmt. Er war ein Hexastylos peripteros von 38 dorischen Säulen, je 6 an den Breiten, je 15 an den Längen, die Ecksäulen mitgezählt. Die Säulen zeichnen sich durch die herrlichsten Capitäle aus. Vier Reifen zogen sie unter dem schön profilirten Echinus zusammen. Ihr Durchmesser beträgt 8,5,10 Palm, ihre Höhe mit dem Capitäl wenig mehr als 4½ Durchmesser, nämlich 38,18,2 Palm. Sie müssen daher ein ungemein kräftiges Ansehen gehabt haben. Ihr Gebälk war 18,11,2 Palm hoch, so daß der Architrav 6,3, der Fries 5,10,2, das Gesims 6,10 Palm betrug. Die lebhaftesten Farben, rot, blau, schwarz und weiß, schmückten dies Gebälk; das Gesims war mit Löwenköpfen an den Rinnen und mit blumigem Zierrat versehen. Die Länge des ganzen Tempels berechnet Serra di Falco auf 259,2,8, die Breite auf 97,10,6 Palm. Die Tempelzelle war hypäthrisch. In ihr stand die hochberühmte bronzene Figur

des Herkules von Myron, von welcher Cicero in seiner zweiten verrinischen Rede uns viel Interessantes erzählt. Er sagt dort, das Kinn dieses Herkulesbildes sei von den vielen Küssen derer, die im Tempel beteten, abgeschliffen gewesen. Heute könnte Cicero eine gleiche Bemerkung im Sanct Peter zu Rom machen, wo die Küsse der Katholiken den Fuß des bronzenen Petrus nicht minder abgeschliffen haben, als es einst das Kinn des Herkules gewesen war. Darf man wol die Zeit und die Elemente schelten, daß sie Kunstwerke zerstören, da selbst Werke von Erz zu Schanden geküßt werden? Jene merkwürdige Uebereinstimmung der Gebräuche ist übrigens nicht das einzige, was sich vom Heidentum in der katholischen Kirche erhalten hat.

Der schöne Herkules reizte die Begier des Verres. Er beschloß ihn zu rauben, weil die Agrigenter ihr Heiligtum nicht gutwillig hergeben wollten. Verres trieb den Raub der Kunstschätze im Großen, aber seine barbarische Frechheit wurde dennoch später durch Napoleon übertroffen. Durch ganz Sicilien sandte der Römer seine Kundschafter, und wo sich nur immer in Tempeln oder Privathäusern vorzügliche Gemälde und Bildsäulen fanden, erpreßte er sie durch Drohungen oder nahm sie mit Gewalt. In einer stürmischen Nacht ließ er den Herkulestempel von bewaffneten Sklaven überfallen; die Tempelwache ward übermannt, die Pforten des Heiligtums wurden aufgebrochen, und man war eben dabei, den bronzenen Gott von seinem Ort, wo er stark befestigt war, loszureißen, als das Volk herzulief. „Kei-

ner war in Agrigent“, so sagt Cicero, „weder von Alter so schwach, noch so entkräftet, der nicht in jener Nacht, durch diese Kunde aufgeschreckt, sich erhoben und eine Waffe ergriffen hätte. So strömte in kurzer Zeit die ganze Stadt nach dem Tempel.“ Die Räuber, die sich mit Brecheisen und Stricken an dem nicht weichenden Gott vergebens abmühten, wurden mit Steinen in die Flucht geschlagen; nur zwei Bildwerke nahmen sie mit sich. Die Sicilianer waren, wie Cicero an mehren Stellen von ihnen rühmt, sehr geistreich; sie machten bei dieser Gelegenheit einen Witz auf den verunglückten Raubversuch, indem sie sagten: man müsse unter die Arbeiten des Herkules fortan das Ungeheuer Verres ebenso wol aufnehmen als den erymanthischen Eber.

In demselben Tempel soll auch die Alkmene des Zeuxis aufgestellt gewesen sein, welche nach Plinius dem Künstler so wunderbar schön geraten war, daß er keinen Preis ihrer für würdig hielt und das Bild in den Tempel stiftete. Im Jahre 1836 fand man unter Trümmern die kopflose Statue des Aeskulap, welche jetzt im Museum zu Palermo steht.

Weiterhin gelangen wir zu den Ruinen des berühmtesten aller Tempel Siciliens, welcher überhaupt eins der größten Werke des Altertums gewesen ist. Ich meine das Olympion, den Tempel des olympischen Zeus. Die Agrigenter bauten ihn in ihrer glänzenden Periode nach dem Siege bei Himera; seine Entstehung fällt in dieselbe Zeit, als in Selinus der Jupitertempel, in Athen der Parthenon, in Olympia der Tempel des Zeus, in

Phigalia der Tempel des Apollo, und zu Argos der Junotempel erbaut wurde, also in die große Epoche der Vollendung des dorischen Stils in allen hellenischen Landen überhaupt. Die Agrigenter hatten den ungeheuren Bau fast zu Ende geführt, denn es fehlte nur das Dach; da machte der Krieg mit den Carthagern und die Zerstörung der Stadt im Jahre 406 den Abschluß unmöglich. Himilko plünderte das Olympion; obwol nun die barbarischen Afrikaner im Innern desselben eine große Verwüstung anrichteten und ohne Zweifel ihre Wut an den prachtvollen Sculpturen der Giebelfelder ausließen, soweit sie dieselben erreichten, so konnten sie bei der Größe und Festigkeit des Baues doch schwerlich daran denken, ihn auf den Boden zu werfen. Auch schützte ihn der Charakter seiner Architectur, da er nicht ein Peristylium von freistehenden Säulen hatte, sondern von Wänden mit darangesetzten Halbsäulen umschlossen war. Polybius sah den Wunderbau noch aufrecht, und weit in’s Mittelalter hinein erhielt er sich, aber immer mehr und mehr in Trümmer gehend, von Wettern und Erdbeben, von der Wut der Saracenen oder von der Barbarei derer angegriffen, welche seine Quadern zu Baumaterial benutzten, bis am 9. December des Jahres 1401 die letzten noch aufrecht stehenden Reste zu Boden stürzten. Dies erzählt Fazello, der den herrlichen Tempel, dessen Name, ja sogar dessen Ort aus dem Gedächtniß des Volks geschwunden war, wieder auffand. „Obwol“, so sagt er, „der Rest des Gebäudes im Laufe der Zeit zerfiel, stand doch ein Stück, welches sich an drei

Giganten und einige Säulen stützte, lange Zeit aufrecht. Dies ist bis auf den heutigen Tag in der Stadt Agrigent zum Andenken bewahrt, und sie haben es in ihr Wappen gesetzt. Aber auch dieses Stück stürzte aus Sorglosigkeit der Agrigenter im Jahre 1401 zusammen, am 9. December." Ein gleichzeitiger Dichter besang diesen Trümmerfall in folgenden leoninischen Versen:

Ardua bellorum fuit gens Agrigentinorum
Tu sola digna Siculorum tollere signa
Gigantum trina cunctorum forma sublima.
Paries alta ruit, civibus incognita fuit.
Magna gigantea cunctis videbatur ut dea.
Quadricenteno primo sub anno milleno
Nona decembris deficit undique membris.
Talis ruina fuit indictione quinquina.

Girgenti führt noch heute drei Riesen im Wappen; die Trümmer des Olympion aber nannte das Volk den Palazzo de' Giganti.

Heute ist von dem großen Tempel nichts mehr zu sehen als sein Plan, welchen man durch Aufräumung vollständig darzulegen vermocht hat, und dessen ungeheure Größe in Erstaunen setzt. An den Seiten hat sich der Schutt zu Wällen gebildet, welche Pflanzenwuchs bedeckt; Oelbäume haben zwischen den Trümmern Wurzel geschlagen. Deren größte Masse liegt auf der westlichen Seite aufgehäuft, wo die kolossalen Glieder dieses Baues durcheinandergestürzt sind, darunter Stücke von den Halbsäulen, in deren Rinnen, wie es schon Diodor angegeben hat, ein Mann bequem Platz findet. Aber

so groß diese Trümmermasse auch ist, so erscheint sie doch im Verhältniß zum Ganzen so gering, daß man annehmen muß, das meiste Material sei hinweggebracht worden. Aus den Quadersteinen dieses einen Tempels wurde noch zur Zeit Karls III. von Bourbon der Molo des heutigen Girgenti erbaut. Mitten auf die nun freigelegte Grundfläche des Olympion hat man einen jener Giganten, die als Karyatiden dienten, hingestreckt. Er besteht aus mehren Stücken eines Muschelkalktuffs, welche aneinandergesetzt sind. Der riesige Kopf, durch Witterung und Herabsturz unförmlich geworden, hat geringelte Haare und ein Berretto nach phrygischer Weise; die Arme sind zum Tragen wie bei Karyatiden darübergelegt. Die fast 30 Palm lange Figur zeigt den strengen ägyptischen Stil, sie läuft mit zusammengehaltenen Füßen spitz nach unten zu. Sie erinnert durchaus an die riesigen Steinbilder von Memphis und Theben; hier ausgestreckt erscheint dies braune fremdartige Gigantenbild, wie der Gott selbst, der sich unter den Ruinen seines Tempels zum ewigen Schlaf niedergelegt hat, und weder durch Erdbeben, noch durch den Kampf der Elemente, oder den Lärm der Geschichte des kleinen Menschengeschlechts zu erwecken ist.

Diodor hat uns den Tempel beschrieben, wie er ihn gesehen hat. „Es beweisen", so sagt er, „die heiligen Tempel und besonders derjenige des Zeus die Pracht der Stadt zu jener Zeit. Die andern alle sind verbrannt oder zerstört, weil die Stadt oftmals erobert worden ist. Das Olympion blieb dachlos, da ein Krieg dazwischen kam. Nach der Zerstörung der Stadt aber

kamen die Agrigenter nie mehr dazu, den Tempel zu vollenden. Er ist 340 Fuß lang, 60 (soll nach Winkelmann richtig heißen 160) Fuß breit und 120 Fuß hoch, ohne die Untermauer. Er ist der größte in Sicilien, und in Rücksicht auf den starken Unterbau kann man ihn auch den auswärtigen dreist gleichstellen. Denn obgleich das Gebäude nicht vollendet ward, ist doch sein Plan deutlich. Indem sonst das Tempelhaus nur von Wänden allein oder das Heiligtum rings von Säulen umgeben ist, hat dieser Tempel beide Unterstützungen. Es sind nämlich in die Wände Säulen eingesetzt, von außen rund, im Innern des Tempels viereckig. Der äußere Teil der Säulen, deren Kehlen so weit sind, daß sich ein Mann hineinstellen kann, hat einen Umfang von 20 Fuß, der innere einen von 12 Fuß. In den ungewöhnlich großen und hohen Feldern ist ostwärts der Gigantenkampf in sehr großen und schönen Reliefs dargestellt, westwärts aber die Eroberung Troja's. Man findet die Figur eines jeden Helden seinem Charakter gemäß."

Die Trümmer und die Grundfläche des Olympion bestätigen vollkommen die Angaben Diodors. Der Tempel, auf fünf Stufen, also auf einem Piedestal aufgestellt, das seinen Verhältnissen entsprach, war von Osten nach Westen gerichtet, hatte eine Länge von 417, eine Breite von 203 Palm. Er war der einzige von der eigentümlichen Gattung Pseudoperipteros, das heißt, es umfaßten ihn nicht freistehende Säulen, sondern die Mauern selbst, in welche auf den Längen je 14 cannelirte Halbsäulen eingesetzt waren, deren Durchmesser, bei

der enormen Höhe von 65,3, 13,6 Palm betrug. Den Halbsäulen von außen entsprachen im Innern viereckige Pilaster. An der Ostseite, wo sonst der Eingang bei Tempeln zu sein pflegte, zählt Serra di Falco die ungleiche Zahl von sieben Halbsäulen, eine ungewöhnliche Anordnung. Seine Ansicht ist diese, daß der Eingang auf der Westseite gewesen sei, und der Baumeister auf jener Seite also die ungleiche Säule der Mitte hinweggenommen habe, um die Thüre zu gewinnen. Denn da die Breite derselben an dorischen Tempeln gewöhnlich größer gewesen sei als die doppelte Intercolumne, so ging das bei dem Pseudoperipteros nicht an; weshalb sich der Architect in jener Weise geholfen habe. Den Fries gibt Serra di Falco auf 12,5,6, das Gesims auf 5,11,6 Palm an; die Höhe des Architravs sei nicht mehr zu ermitteln; indem er ihn aber etwa auf 10,4,7 Palm berechnet, bestimmt er die ganze Höhe des Tempels auf etwa 142,3,7 Palm.

Das Innere war der Länge nach in drei Teile geteilt durch zwei Reihen von Pfeilern, die durch Gemäuer verbunden waren, sodaß die Mitte für die Zelle bestimmt war und die Seiten als Peristyl galten. Wo jene Giganten, von denen einige weibliche Figuren mit langem Haar vorstellten, ihre Stelle einnahmen, ob an den Pilastern, ob die Zelle stützend, kann man nicht mehr erkennen. Sie waren 14 an der Zahl. Da nun von den großen Reliefs in den Giebelfeldern nichts mehr übrig geblieben ist als die kümmerlichsten Fragmente, so ist jene eine Karyatide der einzige Sculpturrest des Olympion, von welchem auf die Bildhauerei Siciliens

zu jener Zeit nicht geschlossen werden darf, da er eben im Stil der Karyatiden gearbeitet ist. Der Verlust jener Sculpturen ist unendlich zu beklagen; wären sie erhalten worden, so würden sie im Verein mit den Metopen von Selinunt für die Geschichte der Kunst ein großer Gewinn geworden sein. Vielleicht fördert noch ein Zufall einen ihrer Reste zu Tage.

Man findet heute in dem kleinen Museum des Malers Politi zu Girgenti die Modelle des Olympion nach jenen Angaben des Diodor und der neuesten Altertumsforscher hergestellt; sie geben eine deutliche Vorstellung von dem Bau, dessen Größe durch die ihn umschließenden Wandflächen noch bedeutender wird erschienen sein. Aber eben weil die Säulen nicht freistanden, wird ihm die Kühnheit und Schönheit gefehlt haben, welche das Olympion in Selinunt, wol den prächtigsten aller Tempel Siciliens, auszeichnete: denn dessen Säulen standen frei. Wie sehr aber halbe oder auch nur an die Wand anlehnende Säulen in ihrer plastischen Wirkung sich abschwächen, kann man heute an den Säulen der plumpen Façade des Sanct Peter sehen, welche den dorischen in Selinus und Agrigent an Umfang noch um ein Geringes überlegen sind.

Die Verhältnisse des Olympion in Selinunt, welches gleichfalls nicht vollendet war, sind nach Serra di Falco diese: Länge 425,2; Breite 192,6 Palm; Diameter der Säulen fast 13 Palm, und ungeheure Höhe von 68,2 Palm; 8 Säulen im Prospect, je 17 auf den Längen. Stellt man sich demnach ein solches Gebäude in fehlloser Vollendung vor, so gibt es kaum einen

Bau in der Welt, der jenem gleichkäme. Der Tempel des Zeus zu Olympia war nur 274 Palm lang; der Tempel der Diana zu Ephesus aber 445, der des Apollon zu Didyma 407 Palm lang; der Neptuntempel zu Pästum maß 242,34 in der Länge, in der Breite 165 Palm; der große Tempel zu 'Edfu in Aegypten 378 Palm in der Länge.

Ueber das Olympion hinaus liegt weiter westlich der sehr malerische Ueberrest des Castor- und Polluxtempels; so hat nämlich Fazello diese Trümmer genannt, welche bis auf die neueste Zeit am Boden lagen. Denn die vier herrlichen Säulen mit ihrem Gebälk haben erst Serra di Falco und Cavallari aus dem Schutt zusammengesucht und glücklich aufgerichtet. Sie sind dorisch, cannelirt und mit weißem Stuck überzogen. Der Tempel hatte 13 Säulen in den Längen, 6 an den Breiten; sie sind 23,6 Palm hoch und haben im Durchmesser 4,7 Palm. Da sich jedes einzelne Glied dieses schönen Baues in Fragmenten vorgefunden hat, so konnte man diese so zusammensetzen, daß der Charakter des Ganzen deutlich wurde. Er war polychromisch; man sieht Reste der Malerei noch am Gebälk. Das Gesims ist von überaus graziöser Arbeit; Löwenköpfe sind an den Rinnen angebracht. Serra di Falco hält den Tempel für unbezweifelt griechisch, aber doch für eine römische Restauration.

Das letzte Monument in der südlichen Reihe ist gegen Westen hin der sogenannte Tempel des Vulcan, ein Trümmerhaufe, aus dem noch zwei Säulenstümpfe aufragen, welche römische Cannelirung zeigen.

Geht man zum Herkulestempel zurück und durch den Einschnitt der südlichen Stadtmauer, welche hier ein altes Tor (Porta aurea) nach der Meeresseite zu erkennen läßt, so hat man außerhalb der Mauer und in ihrer unmittelbaren Nähe das Grab des Theron vor sich. Es ist ein vierseitiges, aus Kalksteinquadern errichtetes Denkmal von zwei Stockwerken; das untere ungegliedert und durch ein Gesims vom obern getrennt; dieses verjüngt sich und endet in einer Plattform. Jede Ecke hat eine cannelirte Säule mit ionischem Capitäl und attischer Basis. Wahrscheinlich ist dies Monument irgendein Kenotaphium aus der römischen Zeit, und es möchten leicht diejenigen Recht haben, welche behaupten, es sei das Denkmal eines Pferdes gewesen. Oelbäume, die es heute umstehen, machen es sehr malerisch; indem der Beschauer von hier aus über sich die steile, rotbraune Felsenmauer mit den emporragenden Tempeln, unter sich aber die sonnige Flur des Akragas und das Meer erblickt, genießt er ein prachtvolles Schauspiel.

Noch weiter südlich nach dem Meere zu liegen die Trümmer des Aeskulaptempels, wo einst Myron's herrliche Statue des Apollo stand, welche Himilko nach Carthago bringen, Scipio den Agrigentern wiedererstatten ließ, und endlich Verres aus dem Heiligtum geraubt hat.

Dies sind die großen Ueberreste des alten Agrigent auf jener Seite der Stadt und außerhalb der Mauern. Die lange Linie der Tempel, welche sich dort hinzogen, wie sie heute benannt sind, Juno, Concordia, der

kolossale Herkulestempel, der noch größere des olympischen Zeus, der des Castor und Pollux und manche andere, die jetzt entweder zertrümmert oder gänzlich verschwunden sind, müssen den erhabensten Anblick gewährt haben; zumal für den, welcher von Heraklea, das heißt von der Meeresseite zur Stadt heraufkam, erst das üppige Fruchtgefilde durchzog, und dann vor sich über den Mauern die Tempel sah, gleichsam die heiligen Hüter der volkwimmelnden Stadt, die mit dem Gewirr ihrer Gassen und mit ihren sonstigen Prachtbauten weithin die Hügel hinanstieg und im Tempel der Minerva auf dem höchsten östlichen Felsenkamm, auf dem westlichen Gipfel aber mit der Akropolis endigte.

Bis auf wenige Trümmer ist von dieser innern Stadt alles verschwunden. Ueberall bedecken Weinberge oder Oelgärten den Boden, aus dem immerfort Münzen, Vasen und andere Antiken gezogen werden. Etwa in der Mitte des alten Stadtgebiets steht die Villa der Erben des Ciantro Panitteri, ein einfaches Gebäude in einem ländlichen Garten, welches einige Altertümer bewahrt, besonders ein schönes korinthisches Gesims römischer Zeit. In der Nähe dieser Besitzung zeigt man das sogenannte Oratorium des Phalaris, ein wunderlicher Begriff für diesen Tyrannen. Wie dem Theron wollten auch ihm die Girgenter ein Denkmal zuschreiben, sie tauften also eine römische Kapelle auf seinen Namen; denn das kleine Gebäude, ein Oblong von Pilastern mit attischen Basen und dorischen Capitälern, ist unzweifelhaft römischen Ursprungs; die Mönche von San Nicolò haben es in eine christliche Capelle verwandelt.

Vom alten Fischteich der Agrigenter ist keine Spur anzugeben; einen neuen sieht man an jenem Oratorium angelegt. Und so ist dies das einzige Altertum zwischen dem Kamikus und der südlichen Stadtmauer. Denn in der elenden Stadt selbst ist kein dorisches Denkmal mehr vorhanden, außer den sogenannten Resten des Tempels des Jupiter Polieus, auf dessen Fundamenten die Kirche Santa Maria de' Greci gebaut sein soll. Sie liegen unter der Kirche im Boden. Mit Fackeln hinabsteigend, sieht man noch einige Stufen, und Stümpfe von dorischen Säulen.

Aber den herrlichsten Schatz bewahrt schon seit langer, doch ungewisser Zeit die Kathedrale, ein ansehnliches Gebäude auf dem Kamikus. Dort dient nämlich zum Taufbecken der berühmte Sarkophag, dessen Reliefs Scenen aus der „Phädra" des Euripides darstellen; wie man annimmt, Copie eines griechischen Meisterwerks von römischer Künstlerhand. Die römischen Museen sind ausgezeichnet durch viele Sarkophage, aber in der Regel reizen ihre Reliefs aus nachgriechischer Zeit mehr durch den Inhalt des Vorgestellten als durch die Schönheit der Ausführung. Dagegen wetteifert auf dem Sarkophag in Agrigent der Bildhauer mit dem Dichter, und schwerlich läßt sich die Scene des Trauerspiels, wo die verschmachtende Phädra in Ohnmacht hinsinkt, anmutiger darstellen, als es der Künstler in diesem Relief vermocht hat. Man kennt die Vorliebe der Sicilianer für Euripides; man weiß, daß Verse dieses Dichters hinreichten, die Syrakuser in Entzücken zu versetzen, und daß nach dem Untergange der Expedition des Nikias

gefangene Athener dem Declamiren solcher Verse die Freiheit verdankten. Schon hieraus darf man folgern, daß jener Sarkophag ein Werk sicilischer Kunst ist. Der Wert der Reliefs auf den Seiten des Kunstwerks ist ungleich; es scheint, daß die Seele des Künstlers nicht überall gleich teilnehmend gewesen ist. Wie auf wenigen andern Sarkophagen ist hier die Handlung in entwickelter Folge dargestellt; sie beginnt mit der Jagd Hippolyts, wodurch auch Euripides den Haß der Venus motivirt. Der schöne Jüngling sitzt zu Roß, die Lanze auf den Eber schleudernd, welchen Hunde anfallen. Drei andere Jäger beteiligen sich mit Keule, Spieß und Stein. Ein vierter bringt einen Hund heran. Unter dem Laubwerk bemerkt man den Cactus Siciliens. Es folgt die zweite Scene auf der rechten Kleinseite, Gipfel und Seele des Ganzen, ein Relief von der höchsten Schönheit und Anmut. Da ist Phädra auf den Stul gesunken, eine herrliche Gestalt idealen Ausdrucks; die Amme hinter ihr, sie entschleiernd; eine Dienerin hält ihren sinkenden rechten Arm; der linke scheint den bogenspannenden Eros abzuwehren, welcher an ihrem Stul herauf seine Geschosse rüstet. Herrlich hat so der Künstler die Ursache des Siechtums, das Liebesleid und den moralischen Kampf in der Seele Phädra's ausgedrückt, dessen Schilderung auch das Glänzendste ist, was dem Euripides gelang, und wo er lyrisch-graziös wird wie Calderon. Junge Mädchen, schöne Gestalten, halten vor der Liebekranken Cithern zum Spiel, und auch dies Motiv ist reizend, die Figuren aber sind leicht und zart, wie ähnliche auf Fresken in Pompeji.

Indem hier kräftige Gegensätze vereinigt sind, die schmachtende Gestalt der Phädra, die ihr zur Folie dienenden Frauen, die alte Amme, die jungen Citherspielerinnen, wird das Ganze herrlich belebt. Vollends der Zug melancholischer Grazie in der Erscheinung Phädra's ist hinreißend. Es ist das herrlichste Gedicht von der Macht des Eros, und die Composition dieses Reliefs dem Schönsten gleichzustellen, was wir aus Pompeji besitzen. Die dritte Scene stellt, auf der vordern Langseite, Hippolyt dar, die Lanze in der Hand, die Freunde mit Rossen und Hunden zur Seite, sein Haupt in wehmütiger Neigung abgewendet; die Amme offenbart ihm die verbrecherische Liebe der Stiefmutter. Am mindesten vollendet ist der Schluß auf der letzten Kleinseite: Hippolyt liegt am Boden, aus der Biga herabgestürzt; der Wagenlenker sucht die durchgehenden Rosse zu halten; das neptunische Ungeheuer starrt, nur leicht angedeutet, von hinterwärts herein.

Manche Köpfe und Figuren an diesem schönen Werk sind stark beschädigt, im Ganzen aber ist dasselbe wolerhalten. Zwischen den grellen Fratzenbildern, welche in der Kathedrale umherhängen, die Lazarethmythologie des Christentums versinnlichend, steht dieser antike Sarkophag als Fremdling aus einer andern Welt da; er feiert den stillen Triumf des griechischen Genius über das Christentum.

Ich schließe mit ihm diese Fragmente von Agrigent.

Ich warf verlangende Blicke auf das herrliche Uferland, und wäre gern an der südlichen Küste gegen Noto hin weitergezogen, aber mein Ziel war erreicht; ich ritt

quer durch die Insel nach Palermo zurück, in zwei Tagemärschen xenophontischer Natur, von denen der erste durch den drückendsten Sciroccowind ausgezeichnet war, wie ich eines ähnlichen mich nicht erinnere. Hier in der nächsten Nähe Afrika's hatte ich ihn gleichsam aus erster Hand.

Sechs Millien weit von Girgenti liegt der berühmte Schlammvulcan Maccaluba in ganz öder Gegend, die von kahlen braunen Hügeln durchzogen wird. Er selbst ein kleiner Hügel, mit mehren Oeffnungen, aus denen Idrogen-Gas quillt und bläulicher Schlamm niederrinnt — ein melancholischer Anblick. Wir ritten Aragona vorbei, einem Ort, den ein stattliches Baronalschloß auszeichnet. Gegenüber liegt Comiteni, mit unerschöpflichen Schwefelminen. Es kamen uns viele mit Schwefel beladene Maulthiere entgegen. Diese hochgelben in Quadern regelrecht geformten Schwefelstücke, welche sie tragen, sind schön anzusehen. Ueberall auf dem Wege verstreuter und zerbröckelter Schwefel, und hie und da in den Bergen dichte Rauchsäulen der dampfenden Schwefelminen; die Atmosphäre selbst von Schwefelgeruch durchzogen: man empfindet es physisch, daß man auf der Aetna-Insel ist. Ihre größte Industrie, ja die wahrhafte Nahrungsquelle des verarmten sicilischen Landes ist nun der Schwefel, welcher in großen Massen, zumal nach England ausgeführt wird.

Wir durchritten ungezählte Male den Fluß San Pietro, der in den Platani strömt. Er schlängelt sich in vielen Windungen durch ein melancholisches Felsental, oder ergießt sich über stille Fluren, auf denen die roten

Sonnenrinder weiden; nirgend führt eine Brücke über ihn. Es machte mir Vergnügen, ihn wiederholt zu durchreiten; Giuseppe Campo versicherte sogar mit arithmetischer Bestimmtheit, daß wir ihn 36 mal passirt hätten. Die Sciroccoglut in seinem Tal war schwindelerregend. Wir schmachteten nach Labung, zumal nach dem erfrischenden Schlürftrunk des Sorbets, aber nirgend war ein Ort zu sehen. Nur zweimal rasteten wir in einsamen Häusern der Campagna, wo sich Hufschmiede angesiedelt haben, welche die Maulthiere beschlagen. Das Gefilde wird bedeutender und malerischer in der Mitte des Wegs zwischen Girgenti und Palermo. Herrliche Pinien und Cypressen, mächtige Johannisbrodbäume durchbrechen die Einöde, die wir nun erschöpft und schweigend bei dem Schein des sicilischen Mondes durchzogen. Solche Mondnacht in solcher homerischen Wüste, da nichts hörbar ist als der Huftritt der Maulthiere, und hie und da der Klagegesang des Vogels der Minerva, wer kann sie mit Worten schildern? So zogen wir über kahle Berge nach den Schwefelminen von Lercara, wo wir Nachtrast nahmen.

Von dem kleinen Lercara geht die Fahrstraße nach Palermo, und man kann die Post benutzen. Ich ritt jedoch in der Morgenfrühe weiter. Der Tag war entzückend schön und klar, die Gegend herrlich und hie und da bebaut. Ueber Belle Fratte ging es weiter, vorbei an dem malerischen, verfallenen Schloß Palazzo Adriano nach Misilmeri, dem schönen Wohnort des wackern Mannes Campo. Der trefflichste aller Maulthiertreiber bewirtete mich in seinem Hause mit Sorbet,

lud mir auf das Thier einen Korb voll der köstlichsten Weintrauben, die er aus dem Garten des Prinzen Buongiorno geholt hatte, und entließ mich in der Begleitung seines Sohns, mit dem ich dann die neun Millien nach Palermo zurücklegte. Eine herrliche Straße führt durch die üppige Ebene der Stadt, durch ein paradiesisches Land, dessen Orangengärten bis vor die Tore der alten Panormus reichen.

Syrakus.

Ich habe die große Landschaft von Syrakus zum erstenmal erblickt, als die Sonne eben unterging, und weit und breit alles Gefilde vom ionischen Meer bis zu den Bergen von Hybla in solchen tiefen Glutschein tauchte, wie ihn dieser sicilische Himmel hervorbringt. Der Eindruck war zu erhaben, als daß er in Worte zu fassen wäre. Selbst nicht auf dem Gipfel des Aetna, wenn das herrlichste Inselland, drei Meere und die Küsten Italiens zu den Füßen in Licht schwimmend ausgebreitet da liegen, wurde mein Gemüt so stark ergriffen, als von dem Abendschweigen auf diesem endlosen Todtenfelde Syrakus. Die Erscheinungen der Natur sind dem Geist minder verwandt als die der Geschichte; sie haben keine Erinnerung. Die menschliche Seele aber lebt, und belebt durch die Erinnerung.

Ich war vom alten Leontium (Lentini), der Vaterstadt des Sophisten Gorgias, heraufgekommen auf der catanischen Straße, vorbei an der öden Halbinsel Magnesi, dem alten Thapsus, und längs dem Hafen Trogilus (Lo Stentino). Dort erstreckt sich unmittelbar vor diesem Wasserbecken eine etwa 200 Fuß hohe Hoch=

ebene von nacktem Kalkgestein, nach allen Seiten zu steil abgerissen, ein mächtiges Dreieck, welches landwärts seine Spitze bis zum Hügel Euryalus erhebt, seine Breite aber nach dem Meere absenkt. Auf dieser ganzen, weiten Hochfläche stand das alte Syrakus; denn es zog sich bis zur Insel Ortygia hinunter, die durch einen Damm mit der Küste verbunden war.

Oben angelangt sah ich das große Stadtgebiet, die Insel mit dem kläglichen neuen Syrakus auf ihr, zu ihren beiden Seiten die beiden herrlichen Häfen und hinterwärts das Cap Plemmyrium. Es ist eine unsagbar ernste, majestätische Landschaft, und in aller Welt möchte ihr allein die Campagna von Rom an Größe des Stils überlegen sein! Landwärts schließen sie die tiefdunkeln Berge von Hybla in den mächtigsten Namen, und ihr zu Füßen liegt das ionische Meer, einst wimmelnd von zahllosen Flotten, und Zeuge von Seeschlachten, wie sie großartiger kaum Englands Geschichte aufzuweisen hat. Der grausilberne Oelbaum der Minerva, über die braune Steinflur spärlich zerstreut, belebt allein diese classische Wüste. So weit das Auge reicht, ist sie durchwühlt, durchfurcht von grabspurigen Jahrhunderten und vom Geleise ungezählter Zeiten. Einem ungeheuren Schlachtfelde der Geschichte gleicht sie. Auf Meilenweite kein lebendiges Wesen; nur Falken die auf dem gelben Gestein sitzen, oder nach Beute jagen. So rauhfelsig und dürr wie die Hochebene, erscheint auch das stralende Cap Plemmyrium drüben, zwischen welchem und der Ortygia jene Hafeneinfahrt sich öffnet, die einst die Syrakusier dem Nikias mit Schiffen und Ketten versperrt hatten. Die schön gewundene, große Küstenlinie ist gänzlich todt, und wo ehedem der üppigste Kranz von Gärten und Villen sich hinzog, sieht man jetzt kaum einen Schuppen oder ein einzelnes Fischerhaus. Alles ist dürres oder versumpftes Flachland, und kahle, gelbe Steinmasse; nur dort wo der Anapus nach dem Hafen strömt, bezeichnen Schilfrohr, Pappeln und Papyrusstauden den Lauf des Flusses, oder die Quelle Cyane, oder den Sumpf Syraka, der einst der Stadt ihren Namen gegeben hat.

Und so fuhr ich denn auf der öden Straße der Inselstadt zu, immer gefesselt durch diese zahllosen in den Steinboden gehauenen Grabvertiefungen an beiden Seiten des Wegs, und durch die hie und da in bizarrster Verwirrung aufstarrenden Steinbrüche. Vor dem kleinen Hafen beginnt etwas Gartenzucht und Vignenbau; dort wächst der berühmte Nektar von Syrakus, der schon dem Gelon und Hieron und dem Pindar das griechische Herz gelabt hat. Eine einzelne Säule vor der Insel ist alles von Ruinen, was der Blick entdeckt; sie steht wie der eremitische Dämon des Todes in dieser Gräberfläche, und verhöhnt den bewegten Wanderer, dem das Bild jener Stadt vor der Seele schwebt, jenes großen und berühmten Syrakus, das einst über eine Million Einwohner gezählt haben soll.

Ich will es versuchen, ein anschauliches und geordnetes Bild dieser alten Stadt zu geben, nach dem gegenwärtigen Local. Man weiß, daß Syrakus aus fünf Städten bestand; Cicero zählt ihrer nur vier, weil er den höchsten Teil der Stadt, Epipolä, nicht mitrechnet,

denn dieser bestand wol nur aus Castellen und Mauern. Jene Städte waren: die Insel Ortygia, Achradina, Neapolis, und Tycha. Durch die Forschungen Fazello's, Cluvers, Mirabella's und durch die jüngsten Untersuchungen Serra di Falco's ist die Lage der einzelnen Teile außer allen Zweifel gesetzt, und sowol ihre Begründung als die merkwürdigsten Ueberreste alter Gebäude oder deren Stellen sind mit Sicherheit anzugeben.

1. Ortygia.

Die Insel Ortygia ist ein Dreieck, welches sich gegen das Cap Plemmyrium sehr scharf zuspitzt. Heute bedecken sie ganz und gar die moderne Syracusa und ihre starken Festungsmauern. Sie war der älteste durch allbekannte Mythen geheiligte Stadtteil, ein Sitz der Artemis, und Ortygia genannt, weil auch die Insel Delos so hieß. Schon die Sikaner hatten sie angebaut; dann erst kamen die Korinther unter Archias, vertrieben jene und gründeten Syrakus. Mit der Zeit breitete sich die Stadt über die Insel hinweg auf der gegenüberliegenden Küste aus. Es standen daher auf der Ortygia die ältesten Heiligtümer von Syrakus; zunächst auf der äußersten Spitze der Junotempel, weiter hinein die Tempel der Diana und der Minerva. Starke Befestigungen umschlossen die Insel schon vor Dionys dem Ersten, welcher auf dem Isthmus eine Mauer mit Türmen und eine Burg erbaute, wol auf derselben Stelle, wo vor ihm Hiero's herrlicher Palast gestanden

hatte. Von Dionys rührten die stärksten Befestigungen der Ortygia her, und auch die Schiffswerften am kleinen Hafen, der seither der Marmorhafen hieß. Aber später erlitt Ortygia große Veränderungen, denn Timoleon riß die Dionys-Burg nieder und baute auf ihrer Stelle die Tribunale. Er selbst wurde dort begraben, und über seiner Gruft das Timoleontium errichtet, ein Gymnasium für die Jugend. Zur Zeit der Belagerung durch die Römer stand indeß auf dem Isthmus wieder eine Burg.

Heute ist, bis auf wenige Reste, jedes alte Denkmal Ortygia's verschwunden. Die neue Stadt nimmt die ganze Insel ein, und gewaltige Mauern und Citadellen aus der Zeit der Byzantiner, wie aus der Epoche Karls V. und Karls III. von Neapel, machen sie bei ihrer Lage zu einer der stärksten Festungen des Königreichs. Auf der äußersten Spitze erhebt sich jetzt der Turm des Byzantiners Georg Maniaces, Generals des Kaisers Konstantin des Paphlagoniers, der im Anfang des elften Jahrhunderts Syrakus den Saracenen entriß und jenes feste Fort erbaut hat. Auf seiner Pforte hatte er die berühmten bronzenen Widder aufgestellt, Erzwerke aus der Zeit des Dionys; sie kamen später nach Palermo, wo man noch den einen derselben im Schloß aufbewahrt, nachdem der andere durch einen Brand verzehrt worden war.

Nicht weit von hier fließt die berühmte Arethusa. Sie sprudelt aus zwei alten, gewölbten Grotten, in die man durch eine schmutzige Wohnung hinuntersteigt. Es macht einen tieftraurigen Eindruck, zu diesem heiligen Wasser hinabzusteigen, begleitet von Schaaren zerlumpter

Bettelkinder, welche das Tamburin schlagen, und von halbnackten Weibern, Wäscherinnen, die mit ekelhafter Natürlichkeit im krystallhellen Quell umherwaten, dem Fremden das Wasser zu schöpfen; elende Caricaturen jener Nymphen Diana's, die einst in diesem Borne badeten. Wo die Arethusa aus den Grotten herausströmt, wird sie (erst seit kurzem) von einem gemauerten Halbrund umfaßt, in dessen Mitte ein Piedestal aufgestellt ist für eine noch zu erwartende Bildsäule der Quellnymphe. Auch den Occhio della Zilica zeigte man mir nahe im Meer, jene Süßwasserquelle, die mitten in den Salzwogen sprudelt, und der Sage nach der Flußgott Alpheus ist, der hier die flüchtige Nymphe erhascht habe.

Der herrlichste Ueberrest auf der Ortygia, und zugleich von allen Gebäuden des alten Syrakus überhaupt, ist der Minervatempel. Die Kathedrale, welche in ihn hineingebaut wurde, hat ihn vor dem gänzlichen Ruin gerettet. Mächtig wirken noch die 22 Säulen des Peristyls, 13 auf der nördlichen und 9 auf der südlichen Seite, mit ihrem Architrav und Fries, nun kläglich eingemauert in die Wände einer dumpfen Kirche. Es sind schöne dorische Säulen mit prachtvollen Capitälen und je 20 Canneluren; ihre Höhe beträgt 33,3 Palm, ihr Diameter 7,9 Palm. Der Tempel war ein Hexastylos peripteros von 36 Säulen, auf einem Unterbau von drei Stufen erhöht; in der Länge zählte er 218,2, in der Breite 86,6 Palm. Nach den Angaben Diodor's, welcher erzählt, daß die Geomoren von Syrakus die Güter des Bauunternehmers Agathokles einzogen, weil er sich vom besten Steinmaterial ein prachtvolles Haus errichtete, ergibt sich als Zeit für den Bau des Minervatempels die Periode Gelons, als eben die Geomoren noch nicht von den Plebejern vertrieben waren. Cicero beschreibt das prächtige Heiligtum in seinen verrinischen Reden. Er preist die Thüren des Tempels als die herrlichsten, die man sehen konnte. Auf ihnen waren köstliche Bildwerke in Gold und Elfenbein gearbeitet, und darüber ein überaus schöner Medusenkopf. Im Innern sah man auf den Wänden den Kampf des Königs Agathokles mit den Carthagern, und die Bildnisse von 27 Königen und Herrschern Siciliens in Malerei dargestellt; vielleicht in ähnlicher Anordnung wie heute die Bildnisse der Päpste die Basilika Sanct Paul vor den Mauern Roms schmücken. Nach dem Bericht des Athenäus zierte die Giebelspitze des Tempels ein goldener Minervaschild, dessen Glanz den Schiffenden weithin sichtbar blieb; denn es war Gebrauch, daß diejenigen, welche aus dem Hafen von Syrakus schifften, ein Gefäß voll brennender Kohlen vom Altar des olympischen Zeus mit sich nahmen, und so lange in Händen hielten, als jener heilige Schild zu sehen war. Marcellus verschonte den Tempel, seine Weihgeschenke und Bilder, aber Verres raubte alle darin befindlichen Gemälde, brach aus den Thüren die Bildwerke und den Medusenkopf, und eignete sich viele andere Schätze der Kunst zu.

Auch vom Tempel der Diana hat man Spuren und Reste auf Ortygia entdeckt. Man sieht heute in der Casa Santoro zwei cannelirte dorische Säulen in einem

Hof. Sie stehen auffallend eng bei einander, denn die Intercolumne beträgt weniger als einen Säulendurchmesser.

Dies sind die alleinigen Reste der alten Inselstadt. Von ihren andern herrlichen Bauwerken ist keine Spur geblieben, und wahrhaft trostlos erschien mir das heutige Syrakus, das noch dürftiger ist als das heutige Agrigent. Seine engen Gassen starren von Schmutz, von Armut und Unwohnlichkeit. Ich habe nirgend einen Ort gefunden, der so gränzenlos melancholisch wäre als Syrakus. Die beiden prächtigen Häfen sind so todtenstill wie die Stadt und wie das steinerne Feld der Achradina, um dessen tief ausgehölte Kalksteinküsten die Wellen des Meeres trauervoll auf- und niederrauschen. Von der Uferbrüstung der Arethusa aus muß man in stiller Mondnacht auf dies wunderbare Panorama blicken, um alle Schauer der Endlichkeit in das vereinsamte Herz zu fassen. Wehmütiger und geisterhafter dünkte mir hier die Nacht als selbst auf den Kaiserpalästen des alten Rom — was man hier empfindet ist ja Pietät und Liebe zu Hellas, dem Vaterland jeder denkenden Seele. Am Quai des großen Hafens flimmern Nachts Lampen zwischen den Bäumen des einzigen Spaziergangs der Syrakuser; dort stehen auf Sockeln die ärmlichen Bildsäulen des Hieron und des Archimedes; und da wandelt nun umher das moderne Geschlecht der Syrakuser, freudelos, dürftig, ohne Wissenschaft, ohne Kunst, ohne Industrie; herabgesunken in die engste Lebensbeschränkung, und Sklaven des verhaßten Neapel. Ich sah nicht ein schönes Antlitz

unter ihnen; kaum leuchtet tröstend ein Feuerblick aus den Augen einer vorüberschwebenden schwarzverhüllten Signora.

Wenn ich von jenem Quai aus den herrlichen Hafen in dieser unglaublichen Verödung erblickte (denn nur zwei türkische Fahrzeuge ankerten damals vor der Ortygia), so fiel mir Cicero's Ausruf ein: „Nihil pulcrius quam Syracusanorum portus et moenia videri potuisse.“ Und wol war der Handelsverkehr des alten Syrakus so groß wie der Constantinopels in den blühendsten Zeiten.

Man muß das Museum der heutigen Stadt, welches dem Minervatempel gegenüber liegt, besuchen, um auch hier ganz und gar melancholisch zu werden. Alles was von der Menge der köstlichsten Kunstwerke, womit einst Syrakus prangte, hier zusammengekehrt ist, gleicht einem Häuflein von Scherben, verteilt an die Wände eines unheimlichen Zimmers. Auch die berühmte Venus von Syrakus steht kopflos da, mit verstümmeltem rechten Arm. Sie ist vorgestellt dem Bade entsteigend. Die Linke hält das Gewand unter dem Leibe zusammen, die Rechte beschattet die Brust. Der Körper ist sehr in Fülle, der Unterkörper auffallend stark und kräftig; eine Venus für Michel Angelo. Unter allen berühmten Gestalten der Liebesgöttin, der von Milo, von Capua, vom Capitol, von Florenz, zeichnet sich die syrakusische am wenigsten durch Reiz, am meisten durch vollweibliche Schönheit aus. Ihre Bewegung hat nichts von jener koketten Grazie der Venus von Florenz und Rom, sie ist ruhender in Fülle ihrer göttlichen Sinnlichkeit. Die

Auffindung der schönen Statue im Garten Bonavia zu Syrakus (wie mag sie die frechen Augen des Verres gereizt haben!) geschah durch den Ritter Landolina im Jahre 1804, und gab Veranlassung zu diesem Museum. Jener verdienstvolle Nacheiferer Mirabella's, und der Bischof Filippo Maria Trigona stifteten dasselbe im Jahre 1809. Einige Vasen, Statuen, griechische Inschriften, Bronzen, viel Wust von Anticaglien setzen es zusammen. Sicilien hat kein Nationalmuseum; wollte man so viele zerstreute Sammlungen von Noto, Syrakus, Agrigent, Biscari's Museum in Catania und jenes von Palermo, das durch den Besitz der selinuntischen Metopen so unendlich wichtig ist, vereinigen, so würde sich eine stattliche Nationalsammlung bilden; an Münzen möchte sie kaum ihres Gleichen haben.

2. Achradina.

Der zweite und schönste Stadtteil des alten Syrakus war Achradina. Er stieß unmittelbar an Ortygia, und man gelangte von der Insel dahin über den Damm, welcher wol zunächst auf das prächtige Forum führte. Sodann breitete sich Achradina längs der ganzen östlichen Küste aus, denn östlich und nördlich bespülte das Meer dieses Stadtgebiet, westlich grenzte es an Tycha und Neapolis, südlich an die Insel und an beide Häfen. Eine starke Mauer umzog es von allen Seiten, und diese muß sehr fest gewesen sein, denn nachdem Marcellus bereits Epipolä, Tycha und Neapolis erobert

hatte, würde Achradina noch lange Widerstand geleistet haben, wenn nicht der Verrat des Spaniers Mericus die Insel den Römern preisgab, und die Syrakuser in Achradina mutlos machte. Nach der Seeseite zu erhoben sich jene Mauern, die Archimedes mit Schießscharten versah, um durch sie seine wunderbaren Maschinen spielen zu lassen.

Cicero sagt: die zweite Stadt von Syrakus heißt Achradina; in ihr befinden sich das Hauptforum, sehr schöne Hallen, ein herrlich geschmücktes Prytaneum, eine sehr geräumige Curie, und ein prächtiger Tempel des olympischen Zeus; die übrigen Viertel der Stadt nimmt eine breite durchschneidende Straße mit vielen Querstraßen und Privatgebäuden ein.

Auch heute ist Achradina der merkwürdigste Teil des unabsehbaren Trümmerfeldes von Syrakus. Sie erhebt sich als Hochebene von braunem Kalkgestein, das fast überall nackt daliegt, von den Elementen durchwittert, von zahllosen Straßen, Wagengeleisen, Gräbern, Steinbrüchen, Häuserfundamenten natürlichen Steins, und von Plätzen durchschnitten, ja selbst jene Via Lata kann man in ihrem Laufe noch verfolgen.

Man gelangt von der Insel zur Achradina entweder über die drei Zugbrücken der Festung auf dem Isthmus, oder zu Barke über den kleinen Hafen, wo man unterhalb des Klosters der Capuziner landet. Denn einige kleine Kirchen und Klöster, Maria di Gesù, Santa Lucia und die Capuzinerkirche, erheben sich auf der Hochebene in melancholischer Verlassenheit. Jenseits des Damms liegt auf einer Fläche zuerst der Brunnen degli In=

gegneri, und daneben steht jene einzelne Säule, von der ich schon berichtet habe, als von dem alleinigen Wahrzeichen der alten Stadt. Da sie eine attische Basis und keine Canneluren hat, also nicht dorisch ist, so meint Serra di Falco, sie habe vielleicht zum Tempel des Zeus gehört, welchen Hieron II. auf dem Forum erbauen ließ. Aber dem widerspricht die Kleinheit ihrer Maaße offenbar. Daß übrigens auf diesem Platz das Forum stand, lehrt das Local, denn keine andere Stelle eignete sich dazu besser als diese, da sie beide Städte Ortygia und Achradina verbindet. Ein fünffaches Tor führte auf dies von Arkaden umgebene Forum. Auch stand hier das Prytaneum und die Curia, wovon keine Spur anzugeben ist; und auch die sogenannte casa de' sessanta letti, der Rest eines antiken Gebäudes, führt nur grundlos den Namen Palast des Agathokles.

Mitten in Achradina, und ungefähr auf der Höhe der Hochebene, liegen die höchst merkwürdigen Latomien oder Steinbrüche, welche von den Capuzinern benannt werden, da diese Mönche dort ihre Gärten angelegt haben. Denn vor ihrem Eingange steht das jetzt öde und verlassene Kloster, welches eine hinreißend schöne Aussicht über Syrakus und das Meer gewährt. Ringsum starrt die todtenstille Wüste Achradina; es ist als hätte hier die Natur das Gorgonenhaupt erblickt, und wäre in grausem Entsetzen zu Stein erstorben. Wie schön ist die Campagna des alten Rom mit ihrem ewig bunten Pflanzenteppich und ihren lieblichen Hügeln, mit ihren epheu-umgrünten Grabmälern und einsamen Türmen:

das schönste Theater für das größeste Epos der Weltgeschichte. Hier dagegen namenlose Verlassenheit unabsehbarer Steinflächen, oder wüste Labyrinte, welche der braune Capuziner einsiedlerisch durchwandelt. Ich hatte viel von diesen Latomien erwartet, doch übertrafen sie jede noch so kühne Vorstellung. Ein Mönch schloß mir die Pforte auf, und plötzlich stieg ich in den ungeheuern Raum hinab, welchen Menschenhände in den Felsenboden gehauen und gemeißelt haben. Vor mir lagen Säle von der Größe kleiner Marktplätze, aus 80 Fuß hohen, senkrechten Steinwänden gebildet. Bald sind diese schwarz, bald stralen sie im Goldgelb hellenischer Ruinen, bald überzieht sie sanftes Rosenrot. In malerischer Fülle deckt sie Epheu; er rankt um die Wände empor, dem Lichte zustrebend, und hängt wieder in bacchantischen Gewinden nieder; blühendes Gesträuch füllt die Spalten, und in den Ritzen nisten Lorbeeren, Pinien und Oleander. Die Latomien waren ehedem bedeckt; man hatte natürliche Stützpfeiler stehen lassen, aber Erdbeben, Wetter und Gewicht haben diese Pilaster gebrochen und die Decken fast überall eingestürzt, so daß die Steinmassen in großartigen Gruppen umherliegen und Schluchten und Engpässe bilden wie im lebendigen Gebirg. In den nun dem Lichte geöffneten Räumen haben die Capuziner ihre Gärten angelegt; sie sind das Gegenstück zu den hängenden Gärten der Semiramis, weil sie 60 bis 80 Fuß unter der Erde liegen; und da prangen von dem wunderbarsten Steingehege umschlossen Orangenbäume in seltener Fruchtfülle, Granaten mit feuerflammenden Blüten, Rebengewinde, Myrthen, Cypressen,

duftige Gewächse jeder Art und die saftigsten Gemüse, welche die Mönche für ihre Tafel zu erziehen wissen. Mitten in einem dieser Gärten überraschte mich ein bezaubernder Anblick; vom dunkelsten Grün umgeben sieht man hier gerade vor sich das Kloster hoch über dem Rande der Latomien, und zu beiden Seiten die epheubedeckten Steinwände riesig aufgetürmt, während darüber eine einzelne Pinie schwankt. Man vergißt beinahe, daß dieses blütenvolle Paradies einst der scheußlichste Kerker war, und daß hier, nach dem Falle des Nikias und Demosthenes, die unglücklichen Athener gefangen saßen. Viele starben bei elender Nahrung verkommend, viele raffte die Fieberluft, oder Gram und Hunger hin, manche retteten die Verse des Euripides. Diese Latomien konnten leicht 6000 Menschen fassen, und augenscheinlich gibt es keinen weniger entrinnbaren Kerker. Weil sie mitten in Achradina liegen, reichen sie in eine frühe Zeit hinauf, ehe die Stadt diese Gegend ganz einnahm. Wol haben hier nach der Schlacht bei Himera kriegsgefangene Carthager gearbeitet, und diese Räume ausgehauen, um das Material zum Bau der Häuser und Tempel von Syrakus zu liefern. Jetzt hat der Schutt den Boden um 32 Fuß erhöht, so daß ihre ursprüngliche Tiefe erstaunlich groß war. Es scheint als sei der Stein sowol von oben herab, als in wagrechter Richtung bearbeitet worden. Man sieht übrigens noch viele gallerienartige, bedeckte Gänge, Hallen mit Kammern in quadratischer Form, aber auch gewölbte Gemächer, die also nicht hellenischen Ursprunges sein können, und wie die Katakomben Zeichen des Christentums aufweisen.

Geht man von den Latomien weiter hinauf durch Achradina, so sieht man überall Spuren alter Straßen und Wagengeleise wie im Steinpflaster zu Pompeji. Oft laufen deren viele wirr durcheinander, wie wenn auf sandiger Flur Fuhrwerke sich gekreuzt haben. Dies ist auffallend, da der Kalkstein von Syrakus Wagenspuren nicht so leicht aufnimmt, wie der Tufstein von Rom. In der Nähe der Latomien fand ich diese Geleise besonders zahlreich, und wol darf ich annehmen, daß sie von den Wagen eingedrückt sind, auf denen die Bausteine fort und fort zur Stadt geschafft wurden. Uebrigens muß auch zur blühendsten Zeit Achradina's dieser Steinbruch einen Charakter der Wüstheit in die Physiognomie der Stadt gebracht haben, ähnlich einem großen Bauplatz, wo tagtäglich Schwärme von Arbeitern beschäftigt sind, oder einem Bagno mit kettenklirrenden Galeerensklaven. Die Latomien waren die Galeeren von Syrakus. Auf Millienweite ist der Felsenboden durchfurcht, und unzählig sind nun gar die viereckten Gräber, welche in der Form unserer gewöhnlichen Erdgrüfte in den lebenden Stein gehauen sind. Was und wieviel hier der Mensch in den Stein hineingearbeitet hat, ist nicht zu sagen, denn außer den Gräbern, den horizontalen und den senkrechten, und außer den vielen Latomien erstrecken sich noch unter Syrakus jene riesigen Katakomben, welche meilenweit unterirdisch den Fels durchbrechen.

Ich sah viele Plätze von quadratischer Form, selbst Stellen für ehemalige Häuserbezirke. Die Häuser in Achradina standen auf dem nackten Fels; wie noch heute

in so vielen sicilischen Städten diente dieser zugleich als Pflaster. Man mag nun stundenlang auf dem Steinfelde irren, am Meer entlang die Stelle der alten Mauer aufsuchen, westwärts gegen Tycha hingehen, wo die Stadt an diesen Teil und an Neapolis stieß, und, wie es scheint, ein unbebautes Zwischenfeld lag — überall sieht man dieselben tiefen Spuren.

Es scheint unbegreiflich, wie das Material einer so ungeheuern Stadt bis auf den letzten Brocken verschwinden konnte, denn alle bewegliche Masse über dem Boden ist hinweggenommen, als hätte jene Tempel, Mauern, Türme und Arkaden ein Sturm wie Sand von der Haide gefegt. Freilich hat man Jahrhunderte lang davon gebaut, auch alle Festungswerke in Syrakus davon errichtet, ja selbst die modernen Städte Ostsicilien's haben sich Schiffsladungen voll von Trümmern aus Syrakus geholt, aber trotzdem erscheint eine so spurlose Vernichtung rätselhaft.

Gegen Süden senkt sich Achradina herab, und da ziehen sich nun große Austiefungen gleich Schluchten hinunter, in deren Wänden man viele Felsengräber findet; meistens Columbarien und Loculi römischen Stils. In dieser Richtung liegen auch die merkwürdigen Katakomben gegen Neapolis zu. Ihr Eingang befindet sich bei der ältesten christlichen Kirche Siciliens, der von Sanct Johann. Sie ist ein kleiner, bizarrer Bau mit einer Vorhalle, deren Außenmauer drei byzantinische Bogen unterbrechen. Sie ruhen auf Säulen und Pfeilerbündeln mit zusammengesetzten hochmittelalterlichen Capitälen. Leider ist die Kirche stark verfallen. Noch älter ist ihre Krypta, worin

man byzantinische Wandmalereien sieht. Zu den Katakomben selbst führt eine Pforte neben der Kirche. Wüster und ungeheuerlicher sind jene in Neapel, aber weder sie noch die römischen haben eine so planmäßige Ordnung. Man findet sich plötzlich in einer vollkommen geregelten Todtenstadt, wo ganze Völker in ihren Steinsärgen geschlummert zu haben scheinen; da gibt es zahllose Straßen und Gassen, zahllose Kammern, Nischen, Plätze und Säle, welche die Todten einst in tiefster Eintracht bewohnten, während über ihnen die Revolutionen der Lebendigen fortrasten. Wie viel an Todten täglich das Leben einer großen Stadt hinauswirft, kann man schon im heutigen Neapel wahrnehmen, und wie viele mag erst jenes volkwimmelnde Syrakus Tag um Tag in diese gähnende Unterwelt geworfen haben!

Auch diese Katakomben waren einst Steinbrüche wie alle in der Welt, dann erst wurden sie zu Nekropolen; Jahrhunderte lang grub man an ihnen fort, doch offenbar nach einem System. Denn alle Gallerien führen von Zeit zu Zeit auf einen Mittelsaal, einen großen, runden und gewölbten Raum, welcher ringsum Nischen enthält und entweder ein oder zwei oder drei gewölbte Tore zählt. Auch hier beweist der Stil, daß die Säle nachgriechisch sind. Man hat gegenwärtig ihrer vier ausgegraben, aber im ganzen sollen es 360 sein, wie die unverbürgte Sage sagt. Man will sogar behaupten, daß die Katakomben nicht allein bis zum Fluß Sebetos, sondern bis nach Catania unter der Erde fortgehen. Alle Tunnel der modernen Welt machen sie in ihrem Ruf zu nichte. Zwar bleibt ihr größter Teil, auch das

untere Stockwerk, verschüttet, aber es ist doch immer schon eine Strecke von mehren Millien in der Weite zugänglich geworden. Vor zwanzig Jahren verirrte sich dort ein Lehrer mit sechs Schülern, denen er die Wunder der Gräberstadt erklären wollte. Den Ausgang suchend waren sie in dem schauerlichen Labyrint lange verzweiflungsvoll umhergeirrt, und dann vor Erschöpfung und Angst gestorben; man fand sie alle bei einander liegen, vier Millien vom Eingang entfernt. Kaum möchte eine schauerlichere Todespein gefunden werden. Seither hat man in die Gallerien hie und da Licht- und Luftlöcher angebracht, durch welche der zweifelnde Tag in diesen fürchterlichen Hades geisterhaft hinunterscheint. Die Breite der Gänge beträgt in der Regel 12 bis 16 Palm, ihre Höhe 8 bis 12 Palm, ihre Länge scheint unabsehbar; und so ist es ein unsagbarer Anblick in diese langen Grabcorridore hinabzusehen, die endlos in dem falben Dämmer fortlaufen, schrecklich einförmig wie die Ewigkeit. Nur hie und da unterbrechen sie Gräbernischen, welche von alten und schauerlichen Malereien schimmern, und mit Stucco in der roten Glutfarbe Pompeji's bekleidet sind. Es münden in sie Gräbergassen, deren Boden Gruft an Gruft enthält, so abgeteilt neben einander wie eine Leiter durch die Sprossen geteilt wird, oder wie es die Wachszellen einer Honigwabe sind. Gleich einem Wurm in der Erde scheint hier der Tod gekrochen zu sein, und seine labyrintischen Gänge ausgewühlt zu haben. Geschlecht nach Geschlecht hat er in diese Schachte getragen, und Millionen sind hier vermodert. Mit Schaudern stand ich in diesen

gähnenden Gassen und fühlte die ganze gränzenlose Tiefe der Nacht, über der unser winziges Menschenleben grausam hingestellt ist, und zitternd schweben muß. Nicht Schädel, nicht Knochen sind mehr zu sehen; wo sie geblieben, weiß ich nicht zu sagen. Alles ist hol und leer und still, wie das Nichts. Die Zeit, welche die Werke des Lebens oben auf Achradina spurlos vertilgte, hat hier unten selbst den Tod getödtet. Griechen, Römer, Christen sind hier nach einander aufgehäuft worden. Man hat hier ebensowol heidnische Idole, kleine Bronzen, Lacrimarien, als christliche Todtensymbole gefunden. Ein hier ausgegrabenes Relief, die zwölf Apostel darstellend, bewahrt jetzt der Dom in Syrakus. Doch, mit welchen Formeln und Zeichen man auch Gott und den Tod bekleide, er ist immer ein und derselbe. Daß auch in der vorchristlichen Zeit die ältesten Einwohner dieser Gegend hier schon ihre Todten bestattet haben, behauptet man, und wol mit Recht, denn auch in der Troglodytenstadt Ispica finden sich Gräber im Gestein. Solcher Gebrauch ist uralt, wie in Aegypten und Indien, so selbst in dem vorgeschichtlichen Amerika.

Wo Achradina gegen Neapolis gränzt und sich so viele hochmerkwürdige Denkmäler beisammen drängen, sieht man über dem alten Theater die antike Gräberstraße, und hie und da zerstreute in die Felsen gehauene Grüfte griechischer Zeit. Die Gräberstraße selbst ist ein in den Felsen getriebener Holweg von 20 Fuß Breite und eben solcher Höhe der Wände; tiefe Wagenspuren durchfurchen den Boden. Zu beiden Seiten reiht sich in den senkrechten Wänden Grab an Grab; sie alle sind

in den Fels gehauen und enthalten Gruftkammern von verschiedener Größe und Einteilung. Außerhalb sieht man noch die Stellen, in denen einst die Grabinschriften eingesetzt gewesen sind. Die architectonische Ausschmückung dorischen Stils, welche in der Regel aus einer auf cannelirten Säulen ruhenden Fronte bestand, fehlt überall, doch ist sie in ihren Spuren kenntlich. Denkt man sich diese Gräberstraße mit allen ihren Monumenten in ursprünglicher Form, so hat man eine Reihe von kleinen Tempelfaçaden zu beiden Seiten des Wegs, doch durchbrochen von kleineren und ärmlichen Grüften, denn diese Grabstätte außerhalb der Mauern Achradina's scheint von allen Ständen benutzt gewesen zu sein. Schwerlich hat sie den schönen Eindruck der Gräberstraße von Pompeji gemacht, denn die Wände haben etwas Starres, ägyptisch Gezwungenes und Einförmiges. Ueberhaupt ist die ganze Gegend, wo Achradina, Tycha und Neapolis an einander gränzen, und, wie es scheint, ein Feld zwischen ihnen neutral ließen, voll von Grüften über der Erde. Ihre große Anzahl, da man kaum einen Schritt thun kann ohne auf ein Felsengrab zu stoßen, und da überall am catanischen Wege mehr als eine deutsche Meile weit Gräber sich hinziehen, erinnert jetzt mehr als jedes andere Altertum an die ehemalige Größe von Syrakus.

Einige dieser Grabmäler fallen durch ihre reichere Architectur und ihre höchst malerische Vereinzelung besonders auf; sie lassen daraus schließen, daß ausgezeichnete Personen oder Geschlechter in ihnen bestattet lagen. Es war in derselben Gegend auch das Grab

Gelons und seiner Gemalin Demarata, welches das Volk von Syrakus mit großer Pracht errichtet hatte. Doch hat man seinen Ort noch nicht entdeckt. Vor allen andern fesseln zwei Felsengräber die Aufmerksamkeit. Sie befinden sich nicht weit von einander entfernt in der Gegend eines kleineren, höchst merkwürdigen Steinbruchs, wo auf dem gelben Felsboden zahllose Gräber zerstreut liegen, und ein Arm der alten Wasserleitung von Tycha die traurige Steinwüste durchrieselt. Sie sind in bizarr gestaltete Felskegel eingehauen, die stufen- oder terrassenförmig ansteigen, und zeigen, daß ehemals aus ihnen Bausteine gesprengt wurden; denn ihre Form ist durchaus unregelmäßig und zufällig. Von außen ist in den ansehnlichsten dieser Felsblöcke ein dorisches, jetzt halb zerstörtes Frontispiz eingehauen; es ruhte auf zwei cannelirten Säulen, von denen nur die eine ganz erhalten ist. Auch der Architrav und Fries mit Triglyphen und Metopen ist größtentheils noch kenntlich. Aber obwol die Architectur dorisch ist, weicht sie doch vom hergebrachten System ab, da sowol Aufgiebelung als Säule sehr hoch erscheinen. Schon daraus ergibt sich die spätere Zeit des Grabmals, welches vom Volk mit ehrender Pietät das „Grab des Archimedes“ genannt wird, freilich mit demselben Recht, mit dem die Agrigenter ein altes Monument das Grab des Theron nennen.

Es ist bekannt, daß der große Mathematiker auf seinem Grabe eine Säule zu errichten und auf ihr das Verhältniß des Cylinders zum Kegel anzugeben befahl, als rühmliches Gedächtniß an seinen Lieblingslehrsatz.

Als nun Cicero während seiner Quästur in Syrakus Nachforschungen nach dem Grabe des Archimedes anstellte, leiteten ihn glücklich diese Merkmale, und nach langem Bemühen fand er im Dickicht jene Stelle und jene Inschrift in Senarien. Der Römer war nicht wenig erfreut; stolz auf diese Entdeckung ruft der eitle Mann aus: es sei des Schicksals Wille gewesen, daß die Grabstätte des großen Syrakusers der Mann von Arpinum wieder habe auffinden sollen. Damals waren seit der Eroberung von Syrakus durch Marcellus nur 150 Jahre verflossen, und dennoch war die Stadt schon so verödet, daß selbst das Grab ihres größten Bürgers unter Dornen und Disteln verschollen lag. Cicero aus Rom, unter dem Schutt und im Wildwuchs der Pflanzen nach Archimedes' Grab suchend, geführt von syrakusischen Ciceroni und der Stadttradition, machte also schon damals so gut die Figur eines Archäologen wie irgend ein heutiger Altertumsforscher und gelehrter Maulwurf aus Bonn oder Berlin.

Wir müssen auf das Grab des Archimedes verzichten; einst wird man ja auch vergebens die Stätte suchen, wo Humboldt's Denkmal stand. Aber es schweben die Namen unsterblicher Menschen ewig unausgelöscht in der Zeit, und schön ist das Wort des Perikles in der Leichenrede auf die gefallenen Athener: „Der großen Menschen Grabstätte ist die Welt!" Das Geheimnißvolle dieser syrakusischen Gruft, welche die Erinnerung an ein großes Genie umschwebt, ist unendlich reizend, zumal in dieser menschenöden, lichtdurchflimmerten Wüste gelben Steins. Sitzt man so in der Stille des gluthauchenden

Mittags oder im Schweigen des purpurnen Abends, in starrer Wüste, bald in dädalische Labyrinte, bald in hundert und aberhundert gähnende Steingräber blickend, da wird alle Phantasie um's traurige Herz los, und es steigen Schatten herauf wie einst die vor dem Ulyß im Hades, Schatten größerer Menschen als unser Geschlecht ist, heiliger Geschwisterseelen aus dem geliebten Lande Hellas. Ich sah diese schweigenden, ehrwürdigen Gräber manchmal belebt: es lagen auf ihren Stufen Kinder und Männer vom elendesten Aussehen, mit fiebergelben Gesichtern, Mumien gleich, mit wirren Haaren und brennenden Augen, und in zerlumpten Kleidern; da las ich in ihnen die Geschichte des heutigen Siciliens; die Gräuel des bourbonischen Polizeistaats und des alles in Moder umwandelnden Pfaffentums, und nicht wehrte ich meiner bekümmerten Seele einen ganz unhellenischen Fluch auszustoßen. Wann kommt die Zeit, da dieses herrliche Land einmal erlöst wird! Que Dieu la rende aux Muselmans! Es wäre ein neuer Archimedes not mit zahllosen Wurfmaschinen und Brennspiegeln, um gegen diese Heuschreckenschwärme von Pfaffen zu Felde zu ziehen, welche ganz Sicilien überdecken!

Doch nun will ich mit den Gräbern enden. Nicht allzuweit von jenen kommt man zu einem Feldgarten mit Oelwuchs und Rebenzucht; da liegt in beneidenswert classischer Wildniß unser Landsmann Platen begraben. Als ich an seinem Grabe stand und auf die Stufen des Denkmals einen Kranz von Weinlaub legte, fielen mir auf einmal in dieser klaren, heitern hellenischen

Luft alle jene Beziehungen Platen's zu Heine in die Erinnerung, und sie versetzten mich plötzlich in die unerquickliche Literaturatmosphäre des Vaterlandes, in jene überreizte, falsche, unmännliche, jüdische oder jüdelnde Zeit, welche unserer Dichtung so viel Unheil gebracht und ein entnervtes, gott- und weltloses Geschlecht allerwegen miterzeugt hat. Wie anders ist das Schicksal Heine's, wie anders Platen's! Hätte jenem ein Gott gegeben zu sagen was er leide, und nicht bloß zu sagen wie er sich und die Menschheit frech und knabenhaft verhöhne, er wäre ein Heros dieser Periode geworden. Unendlich war er dem armen Platen an Talent überlegen! Und doch erlebte es der erbitterte Feind Platen's noch, daß man diesem eine öffentliche Statue errichtete! Das ist die Macht der Form! und was sie sei, begreift man vielleicht erst ganz im Süden. Es war der glücklichste Gedanke Platen's in Syrakus zu sterben. Kurz vor mir war der König von Baiern am Grabe des Dichters gewesen, wie mir der Gartenwächter erzählte; er hatte zugesagt das Grab, welches schon zerfällt, wieder herstellen zu lassen. Augusto Comiti Platen Hallermunde. Anspachiensi. Germaniæ Horatio: so lautet die kühne Inschrift, die ihm der Ritter Landolina setzte. Hat der kalte Künstler Platen es verdient, so einsam hier zu liegen unter den Todten von Syrakus, unter Hieron und Gelon, Archimedes und Timoleon, als der einzige Repräsentant desjenigen Volkes, welches wie kein anderes mit den Hellenen vertraut ist? Ja diese wilde Stätte dünkte mich das schönste Dichtergrab der Erde, beinahe dichterischer als die hohen

Cypressen an der Pyramide des Cestius, welche das Grab Shelley's beschatten, eines der letzten Poeten von Gottes Gnaden, die in unserm jüngeren Geschlecht erschienen sind.

So muß man die Götter um dreierlei Gnade bitten: schön zu leben, schön zu sterben, schön begraben zu sein.

3. Neapolis.

Wir sind schon in Neapolis, demjenigen Stadtteil von Syrakus, welcher, wie sein Name es sagt, der jüngste von allen war. Sowol Tycha als Neapolis waren ursprünglich Vorstädte Achradina's. Jene zog sich vom Hafen Trogilus westwärts hinauf, diese sich nach dem großen Hafen hinab an der südwestlichen Seite der Felsenhochebene, auf welcher Syrakus stand, und ohne Zweifel senkte sich Neapolis, gegen Tycha durch Mauern über dem Felsabsturz beschirmt, tief in die Niederung bis in die Nähe der Sümpfe des Anapus hinunter. Ein Tor Menetides oder Temenetides führte aus der Stadt in's Feld. Es hieß auch der ganze Stadtteil Temenites, von einer Statue des Apollon dieses Namens so genannt. Cicero nennt in ihm auf der Höhe das Theater, und zwei Tempel der Ceres und der Proserpina. Gelon hatte sie aus der carthagischen Beute errichtet, und vor ihnen lag sein und der Demarata Grab, welches später der Carthager Himilkon zerstörte.

Es gibt heute in Syrakus keinen Punkt, wo sich

Erinnerungen und Denkmäler so reichhaltig zusammengedrängten als jene Felskante von Neapolis, da wo diese Stadt oben gegen Achradina anstieß. Auf einem nicht allzugroßen Raum liegen hier beisammen: die Latomien des Dionys, das Theater, die Gräberstraße, das Amphitheater, die alte Wasserleitung.

Die vielberühmten Latomien, welche das Ohr des Dionys genannt werden, sind nicht vom Umfang jener Achradina's, aber nicht minder malerisch, und in einigen Teilen viel schöner und eigentümlicher. Sie bilden ein ungeheures Viereck, in dessen Tiefe ein ewig grüner Garten prangt. Etwa in der Mitte erhebt sich 80 Palm hoch ein einzelner Fels als Pfeiler mit Resten eines Turms auf der Spitze, schön aus dem Baumwuchs und über die Trümmermassen fortragend. Der Gedanke, daß hier der Wachtturm des Kerkermeisters stand, drängt sich der erregten Phantasie sogleich auf, aber er ist schwer zu unterstützen, und vielleicht trug der Pfeiler ehemals die Decke der Latomien, welche nun fehlt. Auf der linken Seite, vom Eingange gerechnet, befinden sich die weltberühmten Säle und Gemächer dieser Steinbrüche, von denen der eine den Namen „Ohr des Dionys“ trägt. Er erhielt ihn durch Michel Angelo da Caravaggio, welcher einst mit dem gelehrten Syrakuser Mirabella diese Latomien besuchte, und durch die Form jenes Teils zu der zufälligen Benennung veranlaßt wurde, die seither die seltsamsten Vorstellungen in Umlauf gebracht hat.

Von außen decken üppiger Epheuwuchs, herabschwankende Flechten und das schöne, zarte Venushaar die

steile Wand, in welche dieses Riesenohr eingeschnitten ist, und hoch auf dem steilsten Rande erhebt sich prächtig ein einzelner Pinienbaum. Die Zufälligkeit der Form des hohen und seltsamen Steinsaals erzeugt jene akustischen Erscheinungen, welche die poetische Sage bestärken, daß Dionys hier seine Gefangenen belauscht habe. Im Jahre 1840 entdeckte Serra di Falco eine Oeffnung, durch die man von oben her, wie aus einer Loge, in die Latomie hineinsehen und hineinhören kann; und dort nun stand der horchende Tyrann. Ein tief unten leise geflüstertes Wort, ein knisterndes Papierblatt schallt hier deutlich herauf, und der Führer läßt sich das unschuldige Vergnügen nicht nehmen, sein: Dionisio era un tiranno, vielmal zu wiederholen. Der Knall einer Pistole wird als hundertfacher Donner von den Wänden zurückgeworfen.

Ein anderer Teil der Latomien, ganz in der Nähe des Ohrs des Dionys, heißt del Paradiso. Er ist ganz unbeschreiblich schön. Große, viereckte Räume bilden ihn, mit glatten Decken. Die Wände schmückt ein herrlich Rosenrot von lieblichster Zartheit, andere sind dunkelschwarz wie die Nacht, oder tief bräunlich gelb. Oft sind sie tief durchrissen, oft hingestürzt, da die Pfeiler, welche einst die Decke trugen, umgesunken sind, und so entstanden die bizarrsten und grandiosesten Bildungen; ja oft hängen von der Decke selbst Felsstücke herab wie wild umhergeknitterte Vorhänge aus Stein. An einer Stelle öffnet sich der Raum zu einer Grotte oder einem kühnen Bogen, den ein natürlicher Pfeiler stützt; durch ihn blickt in malerischer Verwirrung Trümmer-

gestein, das dunkle Laub der Orangen, die brennende Blüte der Granaten, und der selige Himmel von Syrakus. Die Menschenkraft scheint hier, so ungeheure Räume mit dem Eisen durchgrabend, die Natur besiegt zu haben, indem sie wahre Fingalshölen erschuf, und wieder warf die Natur alle diese Sisyphusarbeit um, und zerrte das Künstliche in das Elementarisch-Zufällige hinüber.

In dem längsten bedeckten Raum hat sich seit alten Zeiten eine Strickdreherei niedergelassen; arme Menschen von entsetzlicher Verkommenheit, bleiche, fremdgeartete Kinder und zerlumpte Frauen bringen in diesem Kerker rastlos spinnend ihr Leben hin. Ich saß manchmal am Eingang dieser düstern Gallerie, und schaute ihren wilden Gestalten zu; und wenn sie nun die eintönigen Räder unablässig schnurren ließen, und die Spindel auf- und ablief, dann war es mir in der unterirdischen Wüste, als säße ich mitten im Hades, und jene bleichen Frauengestalten seien die Parzen, und sie verspönnen all die Fäden meines einsamen Lebens. Ich schenkte ihnen Geld, sie dankten mir mit gerührten Augen, freundlich, wie die segnende Armut, welche von einer Gabe überrascht wird, und ein recht schmerzliches Bild menschlicher Pein gaben mir diese Wesen aus dem Labyrint an's Tageslicht herauf. Und welches Labyrint ist es, wie unendlich sagenhaft! Alles hier in Sicilien hat ein mytisches Ansehen, Girgenti wie Syrakus, der Aetna wie Enna, und jegliche Küste. Der Menschengeist tritt hier weiter in die Zeit zurück als im römischen Land; dort weht der ernste Geist der Geschichte, aber

in Sicilien der Rätselgeist der Fabel. Es ist das Land des Typhon, der Cyklopen und des Dädalus.

Ueberraschen also jene beiden Latomien von Achradina und Neapolis durch ihre Großartigkeit, so gibt es doch noch einige kleinere Steinbrüche in Syrakus, die durch Verbindung von Felsmassen und Vegetation einen noch wunderbareren und mehr romantischen Charakter haben. Ich meine vor allen die Latomie des Grafen Casale. Sie ist ein entzückendes Paradies, und niemals sah ich in der Welt einen Garten von so märchenhafter Schönheit. Die Latomie besteht aus zwei Hauptabteilungen, welche durch einen bedeckten Gang von etwa 7 Fuß Höhe verbunden sind. Ein großer Saal liegt an dem einen Ende, 108 Palm hoch, eben so lang, und 62 Palm breit. Die senkrechten Wände schimmern rosenrötlich, wie vom Frühling oder der Aurora angehaucht. Durch den Eingang blickt der prächtigste Garten. Man sieht an den Wänden viele Löcher, welche in gebogenen Linien aufsteigen; wahrscheinlich waren dort eiserne Klammern eingeschlagen, um den Frohnsklaven zu einer Art von Treppe zu dienen, wenn sie den Stein brachen. Die Anlage der Säle ist ziemlich regelmäßig und zeigt, daß sie von vornherein in solcher Form beabsichtigt worden sind. Auch hier steht auf einer steilen Wand der Rest eines alten Wachtturmes. Das Erdbeben hat viele Kammern eingestürzt; noch im Jahre 1853 fielen große Steinmassen herunter und bedeckten eine Stelle des Gartens mit ihrem Schutt. So weit der Raum frei liegt, blüht in ihm die Fülle herrlichster Gewächse. Die Blätter, welche

hier der Feigenbaum treibt, sind so groß, daß man auf ihnen wie auf einem Teller speisen könnte. Da stehen Bäume und Blumen Indiens, deren seltsam gestaltete Früchte und Blüten ich weder zuvor sah, noch zu benennen weiß. In tropischer Fülle prangt die Palme von Lianen umschlungen, weithin duften die Orange und die Myrte ihr Arom aus, und Agaven und Aloë starren dunkel auf den Wänden. Der ganze schöne Garten mit seinen moos- und epheuüberschlängelten Felswänden, mit der Verworrenheit seiner dädalischen Gänge und Trümmer und der Pracht seiner Gewächse, hat so viel Feenhaftes, daß er der Lusthain Oberons und Titania's sein möchte. Kein Windzug, noch entstellender Staub trifft dies blühende Verließ, in welches die Horen den lachenden Sommer in ewige Gefangenschaft hinuntergesenkt zu haben scheinen.

Nahe beim Ohr des Dionys liegen auch die großartigen Ueberreste des syrakusischen Theaters, eines der größesten des Altertums überhaupt; auch Cicero nennt es maximum. Serra di Falco meint, daß es dem Theater des Bacchus in Athen gleichzeitig sei, welches das erste steinerne Griechenlands war und von Themistokles erbaut wurde. Es ist ein Bau von bewundernswürdiger Einfachheit und Kraft, und imponirt noch heute, obwol von der Scene nichts mehr als ein wüster von Gestrüpp bedeckter Trümmerhaufe zurückgeblieben ist. Die etwas verlängerten Halbkreise der Sitzreihen steigen den natürlichen Felsabhang von Neapolis empor und sind in den lebenden Stein gehauen. Man zählt ihrer 46 Reihen, die von einem breiten

Gürtel durchbrochen und von acht quer hindurchgehenden Treppen in neun Keile geteilt werden. Zählt man diese wirklichen 46 Sitzreihen, so ergibt sich nur ein Durchmesser von 404 Palm; weshalb Serra di Falco der Ansicht ist, das Theater habe noch mehr Sitzreihen gehabt, welche sich weiter aufwärts zogen. Er gibt ihm 504 Palm im Durchmesser, wo es denn größer wäre als alle Theater Griechenlands, außer dem in Milet. Warum übrigens in der Stelle des Cicero quam ad summam theatrum est maximum das letzte Wort durchaus „allergrößt" und nicht blos „sehr groß" heißen soll, kann ich nicht verstehen.

Von der Scene münden in die Orchestra zwei Corridore; durch die Scene selbst, zu deren Seiten sich zwei quadratische Bauten erheben, geht ein schmaler Wassercanal, der von der benachbarten Leitung abgezweigt ist. Man hat sich über die griechischen Inschriften „Basilissas Nereidos" und „Basilissas Philistidos", welche am Gesims der Umgürtung zu lesen sind, viel den Kopf zerbrochen, da diese Namen von Königinnen aus der Geschichte von Syrakus nicht bekannt sind. Nach den neuesten Ansichten soll die Nereis die Tochter des Pyrrhus von Epirus sein, die an Hiero's II. Sohn Gelon vermält war; Philistis dagegen hält man für die Tochter des Leptines und die Gemalin Hierons. Außerdem gibt es nichts mehr am Theater, was besondere Aufmerksamkeit erregte; nur äußerst wenige Sculpturfragmente haben sich gefunden, darunter ein durch seine Vorstellung eigentümliches: ein Cippus von weißem Marmor, auf welchem die Sage des Homer von der

Schlange und dem Sperlingsnest in Aulis abgebildet ist, deren Erscheinung Kalchas auf die Dauer des trojanischen Krieges deutete.

Doch viel mehr erfreut das Ganze, die Lage, die Bedeutung des Theaters. Man steht hier auf einer der lichtesten Stätten der Intelligenz, auf einem Centrum menschlicher Cultur. Hier, wo das wuchernde Gras die Stufen überzieht, saßen einst Platon, Aeschylos, Aristippos, Pindar; dort in der Orchestra standen einst die gefangenen, verurteilten Athener; hier redete Timoleon, und hier saß er als erblindeter Greis den Staatsdebatten zuhörend. Die ganze Geschichte von Syrakus seit ihrer glänzendsten Zeit hat in Reden und Staatsaction hier dramatischer gespielt, als es die Stücke waren, die man auf der Scene aufführte, denn das Theater war beides: Schaubühne des Staatslebens, Schaubühne der Poesie; und wo hätten Wirklichkeit und Dichtung in so großer Wechselwirkung zu einander gestanden, als im hellenischen Leben? Die nationale Bedeutung des Theaters wurde auch durch seine Lage selbst auf den Gipfel lebendigster Wirkung gehoben. Hier stand es mitten zwischen Neapolis, Tycha und Achradina, und nicht zu weit von Ortygia entfernt. Von der Höhe schaute es in die unendliche Stadt und das Meer hinab, welche ihm zur wirklichen scenischen Ausschmückung dienten. Dies Panorama ist noch heute hinreißend; es ist der schönste Blick, den man auf Syrakus genießt, denn man überschaut beide Häfen und das Meer, die ganze sonnverbrannte Küste bis zu den Bergen von Hybla, und im Hintergrund den erhabenen

unermeßlichen Aetna und die prachtvolle Uferlinie des ionischen Meers bis zu den Felsen von Taormina. Welcher Art muß der Blick gewesen sein, als er noch auf die unabsehbare Stadt selber fiel, auf die herrliche Welt von Tempeln, Hallen und Prachtbauten, und auf die mastenwaldbedeckten Häfen, die den Syrakuser an die glänzendsten Thaten seiner Republik gemahnten! Da muß ihm über die Bühne weg das Herz vor Stolz und Lust gestiegen sein; und wie mochten sich hier wol die Perser des Aeschylos angehört haben, worin die Syrakusier den Sieg bei Himera noch einmal poetisch feierten, oder die Prometheus-Trilogie?

Ist der Anblick dieses Panorama von den obersten Stufen hinreißend, so ist auch der Blick auf das Theater selbst besonders schön, weil man von der Wildniß der zerstörten Bühne oder aus den Granatengärten der Umgebung zu diesen stolzen Sitzreihen emporblickt. Auch hier überzeugt die majestätische Einfalt des Baues von dem hohen und ernsten Charakter des hellenischen Geistes.

Oben nun, wo die Stufen auf dem Plateau des Berges endigen, erhebt sich im Fels ein Nymphäum, eine malerische, von Moosen und Flechten umgrünte Grotte, worin ein Quell sprudelt. Sie erinnerte mich lebhaft an die Grotte der Egeria. Zu beiden Seiten finden sich noch Nischen kleinerer Dimension. Gewöhnlich waschen Weiber in dem Quell, und ihr melancholischer Gesang durchtönt diese feierlich stille Scene.

Zur Linken zieht sich in unmittelbarer Nähe jene

Gräberstraße empor, zur Rechten kommt ein Arm der Wasserleitung von Tycha mit Gebraus herab, und treibt das Rad einer Mühle, daher der ganze Ort i mulini di Galerme heißt. Der moderne Teil der Wasserleitung, der in Bogen über der Erde eine kurze Strecke fortläuft, trägt viel dazu bei, das Malerische dieser Felsenlandschaft zu erhöhen. Sonst geht der Aquäduct unterirdisch fort, vielleicht ein Werk carthagischer Kriegsgefangener, und nicht minder großartig als die Cloaken Roms oder der Emissar von Albano. An vielen Stellen liegt die Leitung bloß; man sieht das Wasser in diesem unzerstörlichen Canal mit voller Gewalt herabströmen. Sechs Meilen weit kommt es aus den Gebirgen, die Stadt zu versorgen.

Südöstlich vom Theater liegt in einem Hain von Granaten ein ziemlich wol erhaltener Bau, das Amphitheater von Syrakus, welches umfangreicher ist als jene von Verona, Pola und Pompeji, da die größere Axe 272,10 Palm, die kleinere 154 Palm beträgt. Es ist meist in Stein gehauen. Vier Tore für die vier Städte von Syrakus liegen an den Enden der beiden Axen. Serra di Falco hat dieses Theater im Jahre 1840 ausgraben lassen. Die Stufen der Sitzreihen und viele Gemäuer sind bereits stark verfallen; doch ist der Bau immer noch ziemlich wol erhalten. Da die Griechen das barbarische Vergnügen der Thier- und Gladiatorkämpfe nicht kannten, so muß das Amphitheater römischen Ursprunges sein. Cicero nennt es nicht, aber Tacitus weiß von ihm. Seine Erbauung beweist, daß unter August und Tiberius Syrakus, als Sitz des römischen

Prätors, durch eine römische Colonie von neuem bevölkert wurde, und sich neuen Wohlstands zu erfreuen hatte.

Der letzte der antiken Ueberreste auf dieser Seite und nahe an den Theatern ist ein großer dreistufiger Unterbau eines langen und schmalen Gebäudes, von welchem außer dem Plan nichts mehr erhalten ist, mit Ausnahme einiger Fragmente von Gesimsen mit Löwenköpfen. Serra di Falco entdeckte diese Basis im Jahre 1839; er hält sie für jenen Altar des Hiero, welcher selbst den in Olympia an Größe übertraf.

4. Tycha und Epipolä.

Wir haben also auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum die wichtigsten Bauwerke des alten Syrakus beisammen gefunden. Geht man nun nordwärts längs des Aquäducts hinauf, so breitet sich eine wüste Felsenebene aus, welche die Straße nach Catania durchschneidet. Hier lag Tycha, einst volkreich und mit vielen Gebäuden besetzt, vom Tycheion, dem Tempel der Glücksgöttin, so benannt. Dieses Viertel stieß nördlich an's Meer beim Hafen Trogilos, und schloß weiterhin die Stadt auf dem nördlichen Rande der Felsenhochebene, stark ummauert. Westlich endigte Tycha gegen das feste Epipolä. Cicero nennt dort ein Gymnasium (amplissimum) und viele Tempel; aber heute sieht man nichts als Gräber im Boden, horizontal eingehauen, und noch mit der Umreifung für die Platte versehen. Oft finden sich Wagengleise durch solche Grabvertiefungen

unterbrochen, ein Beweis, daß diese Gräber sehr späten Ursprunges sind.

Die Wanderung durch Tycha oder von Neapolis her, auf der Floridiastraße nach Epipolä, dem letzten und höchsten Stadtteil, der ganz in's Land hinein liegt, ist sehr beschwerlich, mag man sie zu Pferd oder zu Fuß unternehmen. Denn sobald man nach Epipolä kommt, muß man über wüstes Getrümmer von Kalkfelsen auf einer entsetzlich steinigten Straße fortklettern. Epipolä nahm nämlich den höchsten Punkt der Felsenhochebene ein, und endigte mit dem Hügel Euryalus in der scharfen Spitze des ganzen Dreiecks, während unter dem Euryalus ein zweiter Hügel, das Labdalon, lag. Beide erkennt man noch heute als die untrüglichen Wahrzeichen dieser alten Festungsstadt; sie heißen jetzt Belvedere und Mongibellisi.

Das Labdalon bauten die Athener unter Nikias, um von hier die Stadt zu beherrschen; sie hatten sich überhaupt in Epipolä festgesetzt, bis sie von den Syrakusern unter Gylippus daraus vertrieben wurden, welche dann, wie Diodor sagt, die Mauer auf der ganzen Höhe von Epipolä niederrissen. Seitdem wird das Labdalon als Castell nicht mehr erwähnt. Dionys ließ bei dem Bau seiner berühmten Mauer auf der Nordseite von Epipolä, welche 30 Stadien, fast eine deutsche Meile lang war, jene alten Werke abtragen. Diese Mauer war mit vielen Türmen besetzt, und ihre Quadern waren so dick, daß sie nicht erstürmt werden konnte. Ob Dionys auch Castelle auf dem Labdalon und dem Euryalus errichtet habe, wird nicht gesagt, nur erfahren wir, daß

jenes Hexapylon, durch welches die Römer in die Stadt eindrangen, auf der Nordseite von Epipolä lag, und ohne Zweifel stand in derselben Mauer auch der Turm Gallagra, den die Römer während des Dianenfestes zuerst erstiegen. Was nun heute als Labdalon gezeigt wird, jene ungeheuren Quadern von 14 bis 16 Palm Länge, jene Fundamente von Türmen, die Gräber, die unterirdisch in den Fels gehauenen Gänge, bewies mir, daß hier ein Fort gestanden, welches sorgsamer angelegt wurde, als es die Athener zum Zweck der Belagerung konnten gethan haben. Nach altgriechischer Weise sind die riesigen Quadern ohne Mörtel auf einander gesetzt; namentlich bilden sie noch an einer Stelle eine höchst imposante Masse. In den lebendigen Felsen selbst sieht man lange, große Gallerien von 9 bis 10 Fuß Höhe und 8 Fuß Breite ausgehauen; sie bilden mit ihren Corridoren und unterirdischen Räumen eine zweite sehr ausgedehnte Festung. Die Höhe dieser Gänge hat die Annahme veranlaßt, daß hier die Reiterei ihre Station hatte. Wahrscheinlich verband sich die unterirdische Festung durch Ausfalltore mit der Stadt und dem Felde. Auch hier beweist der gänzliche Mangel an Gewölbebau und die allenthalben geradlinige Structur der Gänge den griechischen Ursprung.

Man sieht jetzt von den Quadern des Labdalon in die fürchterliche Steinwüste Epipolä's hinab; überall erblickt man teils ungeheuere Steine von der dionysischen Mauer, theils Ruinen der Castelle, teils den jähen Absturz der Kalkfelsen. Auch hier befinden sich Latomien; es sind jene seltsamen Steinbrüche, worin Dionys den

Philoxenus eingesperrt, und wo dieser seinen Cyklopen gedichtet hatte. Von hier holten viele Städte Baumaterial; ein großer Teil der modernen Festungswerke wurde aus den Trümmern der dionysischen Mauer erbaut, und als der wahre Verwüster des alten Syrakus ist eigentlich Karl III. von Neapel zu betrachten. Betrachtet man diese unendlichen Steinmassen, so muß man über die Fülle des schönsten Materials erstaunen; dieser Reichtum an Stein, der durch das Eisen so leicht zu bearbeiten ist, machte die Ausbreitung von Syrakus erst möglich, wie die ganz ähnliche Beschaffenheit des neapolitanischen Gesteins das Anwachsen Neapels und seiner Vorstädte ungemein erleichtert hat.

Weiter hinauf führt ein rauher Weg nach dem Euryalus, der Endspitze der syrakusischen Felsebene. Der melodische Name klingt schön und vornehm in dieser Wüste. Ein elender Ort hat sich jetzt am Fuß des Kalkfelsens angesiedelt; oben steht ein Telegraph. Keine andern Reste sieht man dort als eine Cisterne und altes Gemäuer von zweifelhaftem Ursprung. Daß hier ein Castell gestanden, lehrt die Lage des Hügels, da er das ganze Stadtgebiet Syrakus beherrscht. Es ist ungewiß, ob Dionys das Fort Euryalus erbaute; zur Zeit der athenischen Belagerung wird es nicht genannt. Dagegen war es von großer Bedeutung, als Marcellus Syrakus bestürmte. Nachdem er nämlich schon Tycha und Neapolis in seine Gewalt bekommen hatte, blieb der Euryalus, welchen Livius Hügel und Burg nennt, in seinem Rücken, und bedrohte seine Stellung. Er selbst war in den Mauern jener Stadtteile so gut wie

eingeschlossen, und da Hippokrates und Himilkon von der Landseite herangezogen, um sich in den Euryalus zu werfen, so lief er Gefahr, zwischen ihm und Achradina gänzlich abgesperrt zu werden. Die uneinnehmbare Burg übergab endlich Philodemus auf Capitulation, weil ihm die Hoffnung des Entsatzes geschwunden war.

Heute heißt der Hügel mit Recht Belvedere, wegen der köstlichen Aussicht, die er gewährt. Denn von seiner Spitze überschaut man das herrlichste Gemälde. Den Horizont schließt vorwärts die große Linie des ionischen Meers, rückwärts „die himmlische Säule" des Aetna; großstilisirte Gebirgsketten ziehen sich landhinein in flimmernden Lichtern, und die Ostküste der Insel mit den prächtigsten Golfen und ihren Vorgebirgen liegt, bis weit über Agosta und wo sich Catania im Duft verliert, vor den Blicken aufgethan. Vor sich hin blickt man über die ganze syrakusische Ebene, welche drei Stunden weit bis zur Ortygia sich herabsenkt. Denkt man sich dies ungeheure Gebiet mit dem alten Syrakus bedeckt, und noch den Golf von Landhäusern und Ortschaften umkränzt, so muß der Anblick einer so großen Stadt, die sich als eine Riesenpyramide landeinwärts hinaufzog, gleichsam in vier Stockwerken oder Stadtstufen sich erhebend, über alles Vorstellen großartig gewesen sein, und hier scheint die Angabe: Syrakus habe in seiner Blütezeit $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner gezählt, nicht übertrieben.

Einer syrischen Steinwüste gleich breitet sich jetzt diese Ebene bis zur Insel hin, welche sehr unscheinbar aussieht. Nur südwärts vom Felsenrand der Nea-

polis zeigt sich eine grüne Niederung, und man kann dort den Lauf der Quelle Cyane und des Anapus verfolgen. Dorthin wollen wir noch hinübergehen.

5. Der Anapus und das Olympion.

Von der Neapolis führte die helorische Straße durch den Sumpf Lysimelia und Syraka, und eine Brücke über den Anapus, auf dessen anderer Seite sich der Hügel Polychne erhob. Auf ihm stand der Tempel des olympischen Zeus und ein Ort Olympikon genannt. Diese Oertlichkeit ist aus der Kriegsgeschichte von Syrakus bekannt genug, denn sowol die Athener als zu wiederholten Malen die Carthager lagerten sich um das Olympion bis hinauf nach dem Becken der Quelle Cyane, und jedesmal raffte die aus dem Sumpf aufsteigende Pest die Heere weg. Die wenigen zersplitterten Säulen, die noch vom Olympion auf jenem jetzt ganz öden Hügel stehen geblieben sind, sieht man auf Millienweite; sie und jene Säule am Brunnen degli Ingegneri sind heute die einzigen frei stehenden Säulenreste, die auf dem Stadtgebiet von Syrakus in die Augen fallen.

Um dorthin und nach dem Anapus zu gelangen schifft man von der Insel über den herrlichen großen Hafen, und läßt sich dann in den versumpften Fluß rudern. Er mündet unterhalb einer Brücke in's Meer. Je weiter man ihn hinauffährt, desto mehr verengt er sich, bis ihn zuletzt die Barke im vollen Sinn des Wortes ausfüllt. Die Ruder werden weggelegt, die Bootsleute stoßen den Kahn teils mit mächtigen Rohrstangen fort, teils ziehen sie ihn mit Anstrengung am Tau weiter. Ich habe nie eine romantischere Fahrt gehabt als auf dem Anapus. Zu beiden Seiten ist der Fluß mit 20 Fuß hohem Schilf von prächtiger Fülle dicht bewachsen; um diese beinahe armdicken Rohre schlingen sich Wasserlianen wie um Bäume, und Ranken blühender Gewächse ringeln in wildverworrenen Guirlanden herüber und hinüber. Der mystische Geruch der Wildniß und des Wassers dringt so scharf auf die Sinne ein, wie die schwüle unbewegte Luft. Man glaubt sich in eine tropische Flußlandschaft versetzt, so erstaunlich ist die Fülle des Pflanzenwuchses. Dabei flattern Hunderte von fremden, buntbeschwingten Wasservögeln umher, oder sie streifen spielend über die Wellen wie Schwalben. Der Anapus teilt sich bald oberhalb der helorischen Straße, oder es strömt vielmehr in ihn jene classische blaue Cyane ein, welche dem runden klaren Wasserbecken La Pisma entspringt. Nach der Sage warf sich hier die Nymphe Cyane dem Pluton entgegen, als er Proserpina zur Unterwelt hinabführte, und sie ward hierauf in die kornblumenblaue Quelle verwandelt. Alljährlich zogen die Syrakuser zur Cyane und feierten das Gedächtnißfest Proserpina's durch Opfer, da im Namen des Volks ein Stier und eine Kuh in den Teich des Quells versenkt ward. Wahrlich, dies Local ist wunderbar; so von dem verschattenden immer flüsternden Rohricht mitten auf der Welle umwölbt, sitzt man da wie im Traum, in die lieblichste Mythe versenkt. Wie wurden mir da alle jene Reliefs alter Sarkophage, welche den Raub der Proserpina darstellen, lebendig;

wie Arabesken umschwebten mich hier diese reizenden
Gebilde griechischer Phantasie. Und wie hat nun Ceres
diese fischwimmelnde Quelle zum Lohn für ihre Tränen
um Proserpina geschmückt. An ihren ewig grünenden
Ufern wächst die seltsame Papyrusstaude! Es ist der
einzige Ort in Europa, wo sie in der Wildniß gefunden
wird, seitdem sie vom Ufer des Orethos bei Palermo
verschwand. Ich war ganz außer mir vor Freude, als
ich nun wirklich die ersten Papyrusstauden vor mir sah,
aus der bläulichen Flut fremd aufsprießend, verlorene
Kinder des Nils. Die schöne Binse erhebt sich aus
dem Wasser jungfräulich graziös, in schlanker Linie
gebogen, etwa 15 Fuß hoch, dreikantig und glatt und
von herrlich glänzendem Dunkelgrün. Auf ihrer
Spitze trägt sie eine reiche volle Krone von zahl=
losen grünen Fasern, welche fein und feiner wie ge=
knotete Fäden, und gleich strömendem Haar lang herab=
hängen. Das Volk nennt die Büschel recht treffend
La Perrucca. Die zierliche Gestalt des schönen Ge=
wächses, der wahren Papiernymphe der Gelehrsamkeit,
wird jeden vom kimmerischen Norden kommenden Bücher=
wurm entzücken; ganz mythisch wird ihre Erschei=
nung, wenn diese Stauden als dichtes Gebüsch bei=
sammenstehen, in malerischer Verwirrung durch einander
aufgeschossen, große und kleine, hochragende alte und
ganz zarte junge Pflanzen, alle die phantastischen
Kronenbüschel träumerisch gesenkt und in der azurblauen
Flut der Cyane sich spiegelnd. Da ist wie unter Zau=
ber alles Hellenische aus der Seele geschwunden, und
die Phantasie steht plötzlich am rätselhaften und weisen

Nil, vor den Pyramiden und Sphinxen, vor den Mumien und wunderlich beschriebenen Papyrusrollen. An dem Rand der syrakusischen Cyane, auf hellenischem Boden schien mir diese Staude selbst wie eine Mythe dazustehen, wie jene nämlich, welche sagt, daß aller Urgrund der Cultur und Literatur aus dem fabelhaften Aegypten herübergekommen sei. So blickte ich bald auf diese Papyruspflanzen und bald auf jene noch herabschauenden dorischen Säulen des olympischen Zeus, und sie erschienen mir beide hier wie Sinnbilder west=östlicher Cultureinheit.

Landolina und Politi haben den Versuch gemacht, aus dem syrakusischen Papyrus Papier zu fertigen, und er ist so vollkommen gelungen, daß sich die Papyrusblätter Siciliens von den ägyptischen nur durch die frischere Farbe unterscheiden. Das zarte Bastgefaser des Stengels wird dazu verwendet, indem man es in die feinsten Blättchen zerschneidet, dann leimt und preßt.

Ich verließ die Barke in der Cyane, um nach dem ganz nahen Hügel Polychne zu gehen. Die dort stehenden beiden Säulen des Olympion sind cannelirt und haben Basamente; ihre Capitäle fehlen. Der Tempel war sehr alt; er stand schon vor der Schlacht bei Himera, aber seine Größe war unbeträchtlich, da der Säulendurchmesser nur 6,10 Palm beträgt. Gelon hatte hier dem Zeus einen goldenen Mantel gestiftet und Dionys ihn dem Gott von den Schultern genommen, indem er als Freigeist sagte: der goldene Mantel sei im Sommer zu schwer, im Winter aber zu kalt. Die hochberühmte Bildsäule des Zeus selbst raubte später

Verres und brachte sie nach Rom. Im Olympion wurden auch die Namenregister aller Bürger von Syrakus aufbewahrt; sie fielen den Athenern in die Hände, als sie den Tempel besetzten. Auch von diesem Hügel ist der Blick auf Syrakus überaus schön. Lieblich liegt ihm zu Füßen die von der Cyane durchströmte Wiese, das sagenvolle, dem Hades geweihte Grab so vieler Tausende von Athenern und von Puniern. Es gibt keine so idyllische und zugleich so melancholische Stelle in Syrakus. Wenn man jene starre Felsenwüste von Achradina bis nach Epipolä durchwandert hat, ermüdet von dem Anblick dieses steinernen Todes, setzt man sich gern auf die Trümmer des Olympion, weidet den Blick an dem grünen Teppich des Anapus und dem Bade der schlängelnden Cyane, und man gedenkt des Pindar und des Theokrit.

Ein Regenschauer vertrieb mich, und wie ich den Anapus wieder hinabfuhr, zwang er mich unter die helorische Brücke zu flüchten. Da saß ich lange, wie in einem Grabgewölbe, wie eine Seele über dem Styx, gleichgültig des Lebens, oder vielmehr nur von der Nässe durchschauert. Aber es ist kein Tag, so sagt Cicero, wo nicht in Syrakus die Sonne scheint; nach einer halben Stunde kam sie wieder, und ich sah die himmlische Botin Iris herrlich über das Meer wandeln und einen Stralenbogen um Ortygia ziehen, so daß die ganze Insel von der siebenfarbigen Glorie umfaßt war. So erblickte ich zum erstenmal den Vesuv, als ich in Neapel einfuhr, gerade so vom Regenbogen umfaßt. Und ich wünsche allen Wanderern, die nach Neapel oder Syrakus

gehen, daß die Götter ihnen diese feenhafte Vision vergönnen möchten.

Das war nun ein rechter herzlabender Abschied von Syrakus; am folgenden Tage wollte ich hinweg; der Himmel weiß, wie schwer es mir wurde. Ich mußte denn kurz vor dem Scheiden noch zum Theater hinauf, um den allerletzten Blick von Syrakus zu nehmen. Und so: Lebe wol, Arethusa!

Wol ihr Bäche, vom Thymbris die lieblichen Wasser ergießend!

Die sicilianischen Volkslieder.

Canti Popolari Siciliani. Raccolti e illustrati da Lionardo Vigo. Catania 1857.

Volkslieder aus dem schönen Sicilien, im Dialekt der Insel, vom Boden des alten Syrakus, von Agrigent, vom palmenreichen Strand Selinus, von Palermo, vom fabelhaften Aetna, das sind reizende und geheimnißvolle Fremdlinge, die wir recht willkommen heißen. Wir empfingen die sicilianische Sammlung des Lionardo Vigo zugleich mit der toscanischen Tigri's, denn beide sind in diesen jüngsten Jahren entstanden. Was die Gefilde Italiens Köstliches hervorbringen, scheint in diesen Urwäldern des Gesanges versammelt und in farbenprächtige Gebilde der Poesie verwandelt zu sein. Man muß beide Sammlungen lesen, um die hohe Begabung dieser Nation zu würdigen, welche eben wieder in so tiefer politischer Bewegung begriffen ist; man muß überhaupt in die unverfälschten Regionen des Volks hinabsteigen, welchem, trotz aller Verkommenheit und Demoralisation der staatlichen wie bürgerlichen Zustände, die Grazien solche Lieder dictiren, um die Italiener zu lieben. Man muß sich aus den Städten in das Land flüchten, das Volk nicht auf der gemeinen Heerstraße, sondern in den unwegsamen Gebirgen suchen, wo es arbeitet und singt, um

den wahren Begriff von seinem ächten und schönen Naturell zu haben. Die Volksmuse dieses Landes, mit solchen blühenden Zweigen in der Hand, ist wol geeignet, auch den bittersten Haß von menschenfeindlichen Seelen zu entwaffnen. Und überhaupt ist es gut, daß ihr unschuldiger Gesang gerade heute vernommen wird, daß sie ungestört von dem Kanonendonner der Schlachtfelder, von dem Geschrei der Parteien harmlos wie die Grille Anakreons ihre schönen Lieder weiter singt.

Indem die Sicilianer neben die toscanische Sammlung ihre heimatliche hingestellt haben, bieten sie den anziehendsten Vergleich dar, und dieses fast gleichzeitige Zusammentreffen der schönsten Liederschätze Italiens ist als ein glückliches Ereigniß für die Geschichte der Poesie zu betrachten. Was in dem milden und anmutigen Toscana gewachsen ist, wie könnte es anderer Art sein, als die graziöse und fein durchbildete Sprache oder das hergebrachte Kunstgefühl der Toscaner? Wir finden in Tigri's Sammlung nur was wir suchten, oder unsere begründete Erwartung wird noch übertroffen. Aber unser Vorstellen vom Charakter der sicilianischen Volkspoesie gründet sich mehr auf das, was wir nicht wissen, als was wir schon kennen. Die toscanische Sprache ist das reinste Italienisch, die sicilianische ein selbst den Italienern dunkler Dialekt. Die Literatur, die Zustände, die Städte Toscana's sind uns wol bekannt, aber das unwegsame Sicilien ist uns noch vielfach mysteriös geblieben. Die Einbildungskraft wird von dem Namen Sicilien auch bei dem aufgeregt, der dieses verwilderte Paradies nicht mit Augen sah. Die Vorstellung von

seiner Schönheit hat für uns etwas Mythisches, und weder das Wort des Poeten, noch der Pinsel des Malers vermag eine sicilische Landschaft irgend auszusprechen. Welcher Art werden also Lieder sein, die, von der cultivirenden Hand der Kunst nicht gemodelt, unmittelbar aus den Elementen jener südlichen, zaubervollen Natur erwachsen sind?

Norditalien und Toscana sind stolz auf die Blüte des Mittelalters, die sie hervorgetrieben haben. Auf Latium liegt der unverlöschliche Nachglanz des großen Rom und der Dichtung Virgils. Doch mit Neapel beginnt der hellenische Hauch, welcher Süditalien seine zauberische Atmosphäre verleiht. Sicilien ist von ihm ganz durchweht. Die lateinische Muse tritt hier nur als Fremdling und Gast auf, aber die Muse von Hellas begrüßt uns mit uralten mythischen Gesängen und mit den Namen Stesichorus, Theokrit, ja selbst Pindar und Aeschylus. Zu den hellenischen gesellen sich punische Erinnerungen. Man atmet die Lüfte des nahen Carthago. Byzantinischer Geist kommt von Osten her, und neben ihm die orientalische Poesie der Araber, welche die Insel so lang beherrschten. Ein anderer Culturstrom bringt von Norden herein und führt in das sicilianische Land die Romantik des normannischen Rittertums und der großen schwäbischen Periode unseres deutschen Vaterlandes. Dann folgt die Herrschaft Aragons und Spaniens: und so treffen auf dieser einen Insel in langer und merkwürdiger Geschichte die verschiedenartigsten Charaktere der Weltcultur zusammen, Griechenland, Rom, Carthago, Byzanz, Kairewan und Bagdad, Deutschland,

Frankreich, Neapel, Spanien. Indem sie alle ihre Spuren hier eingedrückt haben, erzeugten sie diese ungewöhnliche historische Natur Siciliens.

Nun ist eben deshalb eine Wahrnehmung sehr merkwürdig: so viele und so langwierige Fremdherrschaften die Insel erfahren hatte, so wenig waren sie doch im Stande, die sicilianische Volkssprache auszulöschen und mit ihr die nationalen Grundelemente zu vertilgen, auf denen die Volkspoesie Siciliens eben so wol beruht wie die von Toscana. Die sicilianische Sprache ist ein uralter Zweig des großen lateinischen Sprachstammes. Ich will sie, Herrn Vigo zu Liebe, die siculische nennen und in ihren ersten Wurzeln von jenen Siculern herleiten, die in grauer Vorzeit um die Ufer des Tiber und in Latium wohnten, ehe sie zur Auswanderung getrieben sich in Sicilien niederließen und neben den Sicanern ansiedelten. Die alte Sprache Siciliens war also ein Zweig des Idioms, das sich auf dem festen Lande als sabinisch, oskisch, lateinisch unterschied, und die Sprache der Siculer (was nur ein Synonym von Italer ist, wie schon Niebuhr nachgewiesen) kann als die Aeltermutter des heutigen sicilianischen Dialekts immerhin betrachtet werden. Die glänzende und lange Herrschaft der Hellenen in Sicilien breitete über die Insel das Griechische als gebildete Literatursprache aus, aber ihr Gebrauch in so vielen und mächtigen Städten und ihre fortdauernde literarische Production vermochte dennoch nicht die siculisch-italische Sprache auszulöschen; sondern neben den Gesängen des Stesichorus und Theokrit schallten fort und fort die Volkslieder siculischer Hirten

auf den Bergen wie am Meer. Die Römer machten hierauf dem alleinigen Einfluß des Griechischen ein Ende. Sie selbst fanden auf der Insel einen dem Latein sehr nahe verwandten Dialekt vor, der ihnen ziemlich archaistisch wird erschienen sein, und es ist kein Zweifel, daß sie ihn während ihrer jahrhundertelangen Herrschaft latinisirten, wie das Etruskische. Die gleiche Abkunft von einem und demselben Urstamm und von einer und derselben Muttersprache kettete fortan Sicilien an Italien, als an das große gemeinsame Vaterland, und alle folgenden Eroberer vermochten die Insel nur politisch von jenem abzutrennen. Nach dem Sturz des römischen Reichs in der Gewalt von Byzanz, behauptete das sicilianische Volk seine italische Sprache, und das Griechische, dessen Cultur auf der Insel nach langer Unterbrechung wieder erneuert wurde, drang doch nur in den Cultus der Kirche ein.

Nicht auffallender ist sodann der siegreiche Widerstand, welchen das Idiom der Insel dem Arabischen entgegensetzte; denn während eines zweihundertjährigen Besitzes gelang es den Mohamedanern weder die Sprache des Volks auszurotten, noch das Christentum zu verdrängen. Sie blieben Fremdlinge im Lande, und das Sicilianische lebte ohne jede Hülfe schriftlicher Denkmäler fort. Die Araber nahmen sogar die landesüblichen Namen von Orten, Flüssen und Bergen an, während die Sicilianer, wie die Italiener überhaupt, von ihnen nur manche Ausdrücke entlehnten. So sind arabisch: dugana, maremma, giarra, bagaredda, sciarra, zzammara, zibibbu, arcova u. s. w. Das Arabische erlosch dagegen, sobald

die Normannen die Insel erobert hatten. Sie selbst fanden hier eine so lebendige und klangvolle Volkssprache vor, daß sie ihre eigene normannisch-französische nicht aufkommen ließ, ja sehr bald sogar am Hofe selbst verdrängte; es war unter ihrem Schutz, daß sicilianische Poeten zum erstenmal ihre Verse in ihrer Landessprache schriftlich überlieferten.

Mit dieser Thatsache, und historisch mit dem Poeten Ciullo von Alcamo beginnt die Geschichte der sicilianischen Sprache, so daß sich ihre Entwicklung bis auf heute an schriftlichen Denkmälern verfolgen läßt. Der glühende Patriotismus der Sicilianer, auf ihrer alten und großen Culturgeschichte so wol begründet, und durch die insularische Lage des schönen Landes so leicht erklärlich, weigert sich noch heute, das Sicilianische als einen Dialekt der allgemeinen Sprache Italiens anzuerkennen. Es soll durchaus eine eigene und originale Sprache, wenn nicht gar die Mutter des Italienischen selber sein. Die Sicilianer haben nicht vergessen, was Dante in seinem Tractat über die Vulgärsprache gesagt hat: daß alles was die Italiener in der Vulgärsprache dichteten, sicilianisch genannt werde und auch fortan so genannt werden müsse. Diese Meinung Dante's ist indeß nicht wahr geworden, denn sein eigenes Vaterland Toscana hat der Literärsprache Italiens den Namen gegeben, und Sicilien nur den Ruhm behalten, daß es eben sein Dialekt war, in welchem durch die Gunst der Verhältnisse die italienische Schrift- und Dichtersprache sich bildete.

Ich will es Vigo gern zugeben, daß sich eine lebende

Ueberlieferung von dem alten Siculischen bis zu dem heutigen Sicilianischen fortgezogen habe, gerade so wie die Wurzeln des heutigen Italienisch in der Sprache enthalten sind, die noch vor der Entstehung Roms in Umbrien, in der Sabina und in Latium geredet ward; aber trotzdem war das Sicilianische auch zur Zeit Ciullo's und Friedrichs nur eine lingua volgara im Verhältniß zum Latein, welches einst den alten siculischen Dialekt verändert hatte, wie alle andern Provincialsprachen Italiens durch die Herrschaft des Römischen mußten verändert worden sein. Indem es im zwölften Jahrhundert in Italien noch keine allgemeine, durch Schrift und Cultur anerkannte Sprache außer der lateinischen gab, zerfiel das damalige Italienisch je nach den Provinzen in eben so viele Mundarten, welche alte gemeinsame italische Wurzeln hatten, denen aber alte und neue Corruption des Lateinischen ihre Form gab. Von ihnen war die sicilianische Sprache nur Eine, und damals den übrigen italienischen Dialekten näher verwandt, als sie es heute ist, nachdem das Sicilianische sich während langer Jahrhunderte der Uncultur verschlechtert und von der Sprache der Dichter des zwölften und dreizehnten Säculum weit entfernt hat. Und noch jetzt steht der Dialekt der Neapolitaner, der Corsen, der Sarden dem Sicilianischen sehr nahe, und selbst hier mitten im alten Latium, wo ich diese Blätter schreibe, in Genazzano bei Palestrina, höre ich täglich Ausdrücke, die ich in den sicilianischen Volksliedern wiederfinde. Auch hier wird das r in manchen Worten versetzt: so sagt man auch hier crapa und nicht capra, so nennt

man das nahe Felsennest Capranica, Crapanica.*) Der Mädchenname Clorinda wir hier Crolinda gesprochen, und Claudia, Craudia. So sagt man auch hier (in Genazzano) andar a balle (valle), zu Tal gehen oder absteigen, statt padre mio, wie in Neapel und Sicilien, patremo; statt questo und esso, quisto und isso; statt sò (ich weiß), sacciu. Und so verwandelt man auch hier, wie in Sicilien, das nd in Gerundien und Substantiven gern in nn; man sagt also vivenno, campanno, granne, banno und munno. Ja selbst die barbarischen Formen corrumpirten Lateins auf ora und ara, die ich so oft in römischen Documenten des neunten, zehnten und elften Säculum gefunden habe, begegnen mir noch heute so gut in Latium, wie in Sicilien. In jenen Jahrhunderten schrieben die Notare und sprach das Volk fundora als Plural von fundus, arcora (von arcus), bandora (von bandus), censora (von census); ja selbst die Accusativform domoras von domus las ich in einer Urkunde des zehnten Jahrhunderts. Diese Barbarismen, welche sich noch in der Chronik des Giovanni Villani finden, waren schon seit uralter Zeit im vulgären Gebrauch, denn das Volk nahm gern Endungen auf, die dem Ohre wolgefielen. Wenn nun Vigo das heutige sicilianische ficara (Plural von ficus) aus dem Französischen (figuier) ableitet, so ist das ein Irrtum,

*) Dieser wunderliche Ort hat eine sprachliche Eigenheit, die ich der Bemerkung wert halte. Während überall das Volk domani (morgen) sagt, sagen die Bewohner von Capranica crai (von cras), und statt posdomani (übermogen) biscrai.

sondern jener alten Vulgärsprache analog bilden die Sicilianer noch heute die Pluralformen: ramira (von ramus), ficara (von ficus), und so nomira, loghira, sonura, ortura. Auch hier in Genazzano, 37 Millien von Rom, höre ich täglich gerade so wie in Messina sagen: le ficara und le ramora; und da ich vor wenig Tagen aus dem schönen Nympha nach dem alten Norma im Volskergebirg hinaufging, lockte ich einem mich begleitenden Knaben dieselben Ausdrucksweisen ab, die er noch zu meiner Genugthuung, wie ein Sicilianer, mit dem lateinischen marmora (statt i marmi) vermehrte.

Im Ganzen darf man sagen, daß derselbe Grundzug durch alle Dialekte Italiens geht. Wenn der sardische Poet Don Gavino Pes singt:

Li di, l'ori, e l'istanti
Chi viè possu; cun sinzeru amori
Offeru a chist' Amanti,
Chi da l'omu nò vò sinnò lu cori;

so klingt das dem Sicilianischen sehr ähnlich; und wenn das corsische Volkslied sagt:

Un ghiornu solu mill' anni
Mi sarà pensandu a te;

so ähnelt dies nicht minder dem sicilianischen Dialekt. Derselbe hat jedoch einige Besonderheiten merkwürdiger Art, vornehmlich in der Conjugation der Zeitwörter, deren es dort nur zwei auf ari und iri gibt. Die zweite Person des Plurals hat den eigentümlichen

Pronominal-Zusatz vu (voi); z. B. dicisti-vu, vidisti-vu. Vigo macht auf den nahen Zusammenhang der sicilianischen Conjugation mit der lateinischen aufmerksam und zeigt, wie die erste aus der letzten entstanden sei. Lateinisch: vidi, vidisti, vidit, vidimus, vidistis, viderunt. Sicilianisch: vitti, vidisti, vitti, vittimu, vidisti-vu, vitturi. Doch dies betrifft das Hochitalienische nicht minder. Die dritte Person des Perfectum lautet auf ao oder au statt ò: durao statt durò, und auch das ist in andern Dialekten zu finden, nicht minder die Futuralform aggio, wie partiraggio statt partirò, entstanden aus partir-aggio, d. h. ho a partire, denn aggio ist die dialektische und alte Form für ho oder o, ich habe, und partirò ist gleich partir-ho. Noch heute sagt man im Römischen aggio, statt ho. Durch bloßes Abwerfen der lateinischen Nomenendung s und m hat der Sicilianer einfach viele seiner Worte auf u gebildet: tempus — tempu, bonus — bonu, matrimoniu, muru, periculu, maritu. Er steht hier, ganz wie der Sarde, dem Latein näher als der Toscaner, der das us und um in o verwandelt. Der Ausgang auf u ist übrigens allen Dialekten Italiens gemein, und sicherlich uraltes lateinisches Vulgär. Der Sicilianer hat auch statt der italienischen Endung e das dialektische i, wie notti, statt notte.

Die Verwechslung des b und v ist uralt, und man kann sie auf zahllosen christlichen Inschriften aus der römischen Kaiserzeit im Vatican lesen. Der Sicilianer macht aus bibere, viviri, aus bos, vo, aus brachium, vrazzu, aus buca, vucca, und aus votum, botu.

Kennzeichnend für das Sicilianische ist die Verwandlung des ll in dd, z. B. beddu statt bello, iddu und idda statt illo und illa. Weil aber diese Eigentümlichkeit sich auch bei den Sarden findet, so ist es mir zweifelhaft, ob sie Vigo mit Grund von den Carthagern herschreiben darf. Uebrigens ist es Vigo selbst, der in seiner vortrefflichen Einleitung sagt: „Diese Sprache, welche ich die insularische genannt habe, und die ein und dasselbe Gepräge trägt, lebt nicht allein in Sicilien, sondern auch in Calabrien, freilich mit besondern Modificationen, aber vom gleichen Charakter, und ihre Spuren sind zahlreich in Sardinien und Corsica. Nach so langen Jahrhunderten und politischen Wechselfällen reden sie noch die Calabresen, ja in vielen ihrer Städte ist sie durchaus nicht von der sicilianischen verschieden. Dies ist in ihrem gemeinschaftlichen Ursprung begründet, daher de Ritis sagt: «Vom Gürtel der Apenninen bis zum Meer ist die Volkssprache ‚campanisch‘, oder wenn man will oscisch und folglich dem Sicilianischen ähnlich.»“

Die Benennung „campanisch“ ist glücklich; man muß darunter wesentlich auch die Volkssprache der Römer, Latiums, und eines Teils von Tuscien begreifen. Wenn man das Romanesco, z. B. die in diesem Dialekt geschriebene Geschichte des Cola di Rienzo mit den apulischen Chroniken, wie des Spinello, ferner mit dem Sicilianischen vergleicht, so wird man ihrer Gemeinsamkeit gleich gewahr. Jenseits der Apenninen aber bilden die Romagna, die Marken, die Lombardei, Venedig und Piemont eine andere dialektische Gruppe, in welcher fremde Einflüsse gallisch-französischer und langobardisch-germa-

nischer Sprache deutlich erkennbar sind. Es fallen demnach die Grenzen der italienischen Vulgärsprache mit denen des eigentlichen und historischen Italiens zusammen, welches von den Apenninen bis zu Sicilien reicht und in Latium seinen Mittelpunkt hat.

Dieses Vulgär mag älter sein als der Untergang des römischen Reichs, und seine ältesten Spuren mögen in der Komödie des Plautus und beim Ennius gefunden werden; aber seine völlige Ausbildung kann doch nur aus dem Ruin des Latein datirt werden, wie mir hunderte von lateinischen Urkunden vom achten bis zum elften Säculum dargethan haben. Als in der Barbarei die wissenschaftliche und politische Cultur Roms unterging, schwand das Latein aus dem Gebrauche des Volks, und die volkstümliche Mundart wurde die herrschende; sie nahm die entstellten Trümmer des Latein in sich auf. Die moderne Sprache Italiens baute sich, wie das zweite Rom, aus den schönen Marmorsteinen der alten Römersprache auf, bildete sich, ein wundervolles Phänomen der Culturverwandlung, weiter und weiter fort und trieb in Toscana ihre Blüte. Sicilien errang jedoch die bleibende Ehre, diese campanische Vulgärsprache zuerst cultivirt zu haben, denn unter den Normannenkönigen, noch mehr am Hofe Friedrichs wurde sie zuerst zur Sprache der Poesie erhoben, als höfische (aulica) ausgezeichnet und mit den Formen der Canzone und des Sonetts ausgestattet, so daß die ersten bekannten Dichter in italienischer Sprache Sicilianer und deutsche Fürsten Siciliens waren. Mit Recht kann also Vigo sagen: „Allora noi fummo l'Italia." Dieser Ruhm verleiht

dem sicilianischen Dialekt Anspruch auf Ehrwürdigkeit; und wenn man Vigo's Sammlung neben der toscanischen Tigri's liest, glaubt man die Stimme der Mutter neben der ihrer cultivirteren Tochter zu vernehmen. Und in der That klingt das heutige Sicilianisch sehr antiquirt. Eine weite Kluft der Cultur trennt es vom Toscanischen, während doch die ursprüngliche Sprache Ciullo's von Alcamo, Jacopo's von Lentini, Pier's delle Vigne und Friedrichs des Zweiten, ein durch die Poeten gereinigtes, aber nationales Sicilianisch des zwölften Jahrhunderts, dem heutigen Toscanischen noch nahe steht.

Die Fixirung des Italienischen als einer Schriftsprache datirt also erst aus dem zwölften Jahrhundert, in welchem jene Sänger Siciliens lebten. Vor Ciullo gibt es kaum überlieferte Documente weder sicilianischer noch italienischer Volkssprache, wenn man nicht das Fragment eines Liedes, anscheinend aus dem elften Jahrhundert, ausnimmt, welches sich im Archiv zu Monte Casino befindet, und bereits in Federici's Geschichte der Herzöge und Consuln von Gaeta abgedruckt ist. Die lateinischen Diplome vor jener Epoche wimmeln jedoch von Vulgärausdrücken, die auf die Volkssprache schließen lassen. In römischen Urkunden habe ich keine so entschiedene Einmischung vulgärer Phrasen gefunden, als in den corsischen des zehnten Säculums, welche Muratori und Mittarelli mitteilen, und die zusammenhängendste italienische Phrase, die ich aus jener Epoche entdeckte, las ich in einer lateinischen Urkunde von Monte Casino aus dem zehnten Säculum, wo es wörtlich heißt: „Sao che chelle terre per chelle fini che contene trenta

anni le possete parte sancti Benedicti"; sie beweist, daß das Volk bereits das Italienische sprach, dessen Existenz sicherlich in hohe Jahrhunderte hinaufreicht.

Das heutige Sicilianisch unterscheidet sich wiederum je nach Städten, Bergen und Tälern in mannichfache und sehr viele dialektische Zweige. Aber außerdem bewahrt die Insel als ein sonderbares Phänomen eine Sprache, die, obwol italienisch, doch den Sicilianern selbst völlig fremd und unverständlich bleibt. Dies ist die Sprache der Lombardencolonien Siciliens. Es grenzt an das Wunderbare, daß noch heute Nachkommen jener erst so furchtbaren, dann so fromm gesitteten Langobarden des Alboin, des Rotharis, des Liutprand und Desiderius in Sicilien als Stämme gefunden werden, während sie in Lombardien und Benevent seit mindestens schon sieben Jahrhunderten in dem allgemeinen italienischen Elemente unerkenntlich aufgegangen sind. Das Reich der Langobarden war durch Karl den Großen vernichtet worden, aber das blühende Herzogtum Benevent hatte den Ruin überlebt und dauerte noch, obwol in Benevent, Salerno und Capua zersplittert, bis in das elfte Jahrhundert fort. Die Normannen machten auch diesem schönen Rest langobardischer Herrschaft ein Ende. Nachdem nun Robert und Roger Sicilien erobert hatten, siedelten sich langobardische Schaaren aus Benevent und Salerno, welche unter ihren Fahnen auf der Insel gefochten hatten, in Sicilien an. Mit ihnen vereinten sich andere, die aus der eigentlichen Lombardei herübergekommen waren, als der Graf Roger sich mit Adelheid von Montferrat vermälte, seinen Söhnen Jordan und Godfried aber deren

Schwestern zu Weibern gab. Diese Langobarden ließen sich nieder in Piazza, Nicosia, Aidone, San Fratello, Randazzo, Sperlinga, Capizzi und Maniace, welche Orte von ihnen Lombardenstädte genannt wurden. Roger setzte einen eigenen lombardischen Grafen über sie, den leiblichen Bruder seiner Gattin, Heinrich, Sohn des lombardischen Markgrafen Manfred. Ihre Hauptstadt wurde seitdem Piazza. Die alte germanische Mundart der Langobarden war freilich längst der italienischen Sprache gewichen. Die Urenkel redeten nicht mehr die kräftige Heldensprache des deutschen Alboin, aber ihr italienisch gewordener Dialekt hatte dennoch germanische Accente, Laute und Endungen behalten. In manchen sicilianischen Orten vermischten sich die Lombarden mit den Normannen, und wo die Zahl der letzteren überwog, bekam ihr Lombardisch, wie es noch heute deutlich ist, eine französische Färbung. Die Normannen sind auf Sicilien spurlos untergegangen, wie die Griechen und Araber, aber diese Lombarden-Colonien haben den Angriffen des sicilianischen Elements durch acht Jahrhunderte getrotzt — ein Beweis von der außerordentlichen Zähigkeit dieses Stamms, aber nicht minder von der Uncultur und Unwegsamkeit Siciliens. Einige lombardische Orte haben freilich schon aufgehört es zu sein, und Vigo, welcher die lombardische Bevölkerung auf 50000 Seelen berechnet, bemerkt, daß ihre Sprache heute nur in Piazza, San Fratello, Nicosia und Aidone am Leben sei, von denen Nicosia sich durch französisch-normannischen Accent, San Fratello aber durch das reinste Lombardisch auszeichnen soll.

Welcher Art nun diese Sprache sei, macht er durch eine Anekdote klar. Als im Jahre 1806 König Ferdinand III. durch Piazza kam, fragte er einen Bauer: „Was habt ihr in Piazza für mich zubereitet?" Der Lombarde antwortete: „Ppi V. M. a Cciazza gh'è 'nciangh cing di fi riau." Worte, sagt Vigo, unverständlicher als die Sprache des Teufels, und die mir völlig wie chinesisch klingen. Sie wollen auf italienisch sagen: per V. M. in Piazza v'é un piano pieno di fichi reali (für E. M. ist in Piazza ein Garten voll von Königsfeigen). In San Fratello, so bemerkt Vigo, pflegt man zu sagen parduoma a dumbard (lombardische Sprache), wenn sie sanfratellanisch reden wollen, und parduoma a datin, wenn sie lateinisch, d. h. sicilianisch reden wollen.

Eine Octave aus San Fratello lautet:

Ajudam tucc a sgugghier st' strecc,
Cunfess ù mie debu, e 'un m'ámmucc.
A miei figgh cuminzà a dumer ù mecc,
Ognun si van abbuscher ù sa stucc.
Volu camper li fommi, brutt' impecc',
E roi divaintu cum i babalucc,
E quand puoi fan i scaramecc,
'N spartuoma la fam 'n tucc n' tucc.

Die italienische Uebersetzung davon:

Ajutatemi a sciogliere questa matassa,
Confesso il mio debole, e non mi occulto,
A miei figli cominciò ad ardere il mecco,
Ognuno si vuol buscare il suo astuccio:
Voglion campar le femine, brutto impiccio,
Ed essi addiventano come le lumache,
E quando poi faranno i picciolini,
Ci spartiremo la fame in tutti in tutti.

Außer diesen Lombarden-Colonien sind eine nicht minder merkwürdige Erscheinung Siciliens die dortigen Colonien der Albanesen, welche seit vierhundert Jahren ihre Sprache und ihren griechischen Cultus beibehalten haben. Nach dem Fall von Epirus unter die Türken wanderten viele Landsleute des berühmten Georg Castriota Skanderbeg nach Italien aus; einige ließen sich in Calabrien nieder, andere wurden von Ferdinand dem Katholischen in Sicilien aufgenommen. Sie kamen dorthin im Jahre 1482 unter der Führung ihres Capitäns Georg Mirsgi, und siedelten sich in Palazzo Adriano an. Ihnen folgten andere Colonisten in der Nähe von Palermo, wo sie die Lehen des Erzbistums Monreale Merco und Aidingli besetzten, welche nun nach ihnen Piano dei Greci heißen. Heute dauern diese Albanesen-Colonien, 10000 Seelen an Zahl, noch fort in Mezzojuso, Contessa, Piana und Palazzo Adriano. Außer ihrer Nationalsprache, der albanesischen, reden diese Fremdlinge auch griechisch, und nachdem seit dem Ende der byzantinischen Herrschaft die einst in Sicilien heimische Sprache des Aeschylus, Pindar und Platon in so langen Jahrhunderten völlig erloschen war, wurde sie zum dritten mal, und zwar von diesen Heimatlosen auf die Insel gebracht. Ihre kleinen Colonien erinnern jetzt, neben den Ruinen alter Tempel, an die blühende Epoche, als die Hellenen ihre Prachtstädte Syrakus, Agrigent,

Selinus, Himera und so viele andere in Sicilien gründeten. Indem so jene Albanesen die Gegenwart wieder an eine ruhmvolle Vergangenheit knüpfen, sind sie der gastlichen Pflege Siciliens wol wert. Ihr Ritus ist byzantinisch, er greift also in die freilich nicht glänzende Periode zurück, wo die byzantinischen Kaiser die Insel beherrschten und mißhandelten, bis die Saracenen sie ihnen entrissen, und zwei Jahrhunderte später die normannische Invasion die sicilianische Kirche lateinisirte. Der griechische Bischof der Albanesen residirt in Palermo, und neben dem Bistum besteht dort ein griechisches Seminar oder Collegium, woraus bereits einige namhafte Hellenisten, wie Crispi, hervorgegangen sind. Auf dieses eine Institut haben sich demnach die alten Philosophen- und Sophistenschulen des Vaterlandes des Gorgias und Empedokles beschränkt. Die griechische Sprache ist unter den Albanesen freilich nur die Sprache des Cultus und der Wissenschaft; ihr eigenes Idiom aber ist von dem Griechischen weit verschieden. Sie sprechen es unter einander, sie dichten darin ihre Klephtenlieder und Liebesgesänge und ihre Apostrophen an die alte Heimat, woraus sie verbannt worden sind. Vigo berichtet, daß noch bis vor wenigen Jahren es bei ihnen Sitte war, jedesmal am 24. Juni, vielleicht dem Tag ihrer Abfahrt aus Albanien, gemeindeweise auf den Berg der Rosen zu steigen und beim Aufgang der Sonne, gegen Osten gewendet, einen sehnsüchtigen Klagegesang zu erheben, dessen Refrain lautet:

O schönes Morea,
Seit ich geschieden, sah ich dich nimmer.

Dort lebt mein Vater,
Dort lebt meine Mutter,
Dort ließ ich im Grab meine Brüder.
O schönes Morea,
Seit ich geschieden, sah ich dich nimmer.

Diese Verse lauten im Original:

O' ebúcura Morée
Cù cuur të glieë néngh të peë.
Ati cám ù zootintát,
Ati cám ù mëmën t' i me,
Ati cám ú t' im vëlua.
O' ebúcura Morée,
Cù cuur të glieë néngh të peë.

Der Leser, der noch keine albanesischen Laute gehört hat, mag aus dieser Probe urteilen, daß sie fremdartig genug klingen und von jeder ihm bekannten Sprache abweichen. Das Albanesische steht in der That unter den lebenden Idiomen fast so rätselhaft da, wie es für uns heute unter den todten das Etruskische ist. Der sprachgelehrte Bischof Crispi sagt in seiner Einleitung zu der kleinen Sammlung sicilisch-albanesischer Volkslieder, die er in die Ausgabe Vigo's eingefügt hat: „Die albanesische Sprache zählt ein so hohes Alter, daß man sie zu den Ursprachen rechnen kann, denen sie durch Mechanismus und Laute nahe kommt. Denn sie ähnelt darin dem Chaldäischen und Hebräischen, sie ist innig verbunden mit dem Phrygischen, Pelasgischen, dem alten Macedonisch und dem primitiven Aeolisch. Ihr größter Ruhm ist jedoch der, einer der ursprünglichen

Stämme zu sein, auf denen die göttliche Sprache der Hellenen wuchs. Obwol nun aber das Albanesische so alt ist, und obwol es als ein außerordentliches Phänomen betrachtet werden kann, daß diese Sprache sich im Munde des Volks, welches sie spricht, immer lebend erhielt, so hat sie doch nur sehr wenig Schriftsteller der Art gehabt, welche sie zu einer Schriftsprache hätten erheben können." Wenn nun dem so ist, daß die Sprache der Albanesen die Ursprache von Hellas sei, und wenn im Dialekt der Sicilianer noch die alte Ursprache der Siculer oder Italer erkannt werden darf, so würden also in Sicilien durch ein seltsames Zusammentreffen die verwandten Urstämme des Griechischen und Lateinischen neben einander gefunden werden. Das ursprüngliche Alphabet der Albanesen war phönizischer Art; jetzt bedienen sie sich, und schon seit lange, der griechischen Charaktere, aber in der Propaganda zu Rom und in Sicilien schreiben sie mit lateinischen Buchstaben. Mit solchen hat auch Crispi die von ihm beigetragenen siebzehn Canzonen und die zwei geistlichen Gesänge in Vigo's Sammlung aufgezeichnet, indem er ihnen eine italienische Uebersetzung zur Seite gab. Ich finde sie nicht durch große Schönheit ausgezeichnet; sie stehen den sonst bekannten Volksgesängen aus Epirus und Griechenland weit nach; sie ähneln ihnen oder den serbischen Liedern in Ton und balladenhafter Weise, erhalten aber hie und da eine eigene Färbung durch sicilianisches oder neapolitanisches Local. Ich will nur Einen Gesang wiedergeben.

Das Bankett.

Bankett, du reizend Bankett,
Prächtiges Bankett und heitres,
Sag' mir nun, sag' die Wahrheit.
Wer hat geordnet dieses Bankett?
Die Mutter des Bräutigams.
Bankett, du reizend Bankett,
Wo nahm der Bräutigam her die schöne Farbe?
Von dem roten Granatenapfel.
Bankett, du reizend Bankett,
Wo nahm doch her die Aehnlichkeit
Der schwellende Busen der Braut?
Vom süßen Apfel.

Dies genügt die Nationalweise zu erkennen; sie erinnert durchaus an die der Serben; in Sicilien steht sie völlig fremd und vom Landescharakter gründlich verschieden da, während die Volkslieder der Lombarden Siciliens sich von den sicilianischen nur durch die Sprache unterscheiden; denn auch ihre Form, wenigstens so viele ihrer Vigo aufgenommen hat, ist die sicilianische Octave.

Ich wende mich nun zu dem sicilianischen Volksgesange selber. In der Einleitung zu meiner Uebersetzung vieler Poesien Giovanni Meli's habe ich eine Uebersicht der poetischen Nationalliteratur der Insel von Ciullo's Zeit bis auf Meli gegeben, aber auf die Volkspoesie nicht Rücksicht genommen. Denn die namhaften Dichter Siciliens, wie Don Antonio Viniziano, der Marchese Rao e Requesenz, Vitale da Gangi, Giovanni Meli, Domenico Tempio, Ignazio Scimonelli, sind Kunstpoeten, obwol sie in derselben Sprache ge-

schrieben haben, in welcher das namenlose Volk seine schönen Lieder dichtet. Nur der gefeierte Pietro Fullone von Palermo, aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, dessen zahllose Gedichte über die Insel verbreitet sind, ist als der wahre Volkspoet und das Haupt der poesia rustica Siciliens zu betrachten. Er gehörte dem Volk selber an, weil er ein armer Steinschneider und Arbeiter auf den königlichen Galeeren war. In seiner fast beispiellosen Begabung für die Improvisation und die Dichtung jeder Art von Liedern, mochten sie weltlich und geistlich, erotisch, episch und satirisch sein, hat sich das poetische Naturell des sicilianischen Volks einen persönlichen Ausdruck gegeben, und diese Naturkraft wiederholte sich seit Fullone (er starb am 22. März 1670) nicht mehr auf gleiche Weise in einer Person. Indeß finden sich immer unter dem Volk einzelne namhafte Poeten, die ihre Gelegenheitsgedichte als fliegende Blätter drucken lassen. Vigo, der dieser Klasse von Dichtern eine rühmliche Liebe und Aufmerksamkeit zugewendet hat, zeichnet von heute lebenden Volksdichtern besonders aus: Alaimo, Adelfio und la Sala von Palermo. Von ihnen ist der erste ein Feldarbeiter, was man in Italien Zappatore nennt, d. h. ein Tagelöhner, der die Erde hackt; er ist durch eine satirische Ader ausgezeichnet. Vigo nennt ihn den Salvator Rosa der poesia rustica, Stefano la Sala aber rühmt er als deren Ariost. Dieser Poet lebt als armer Nagelschmied in Palermo. Vigo lernte ihn kennen und machte ihn im Jahre 1846 bekannt, indem er seine Poesien drucken und das Porträt des Dichters mit der Umgebung seiner Handwerkstätte lithographiren ließ. Das Volk bestellt bei ihm Lieder, aber keine Arbeit, so daß es mit Sala's Schmiedekunst nicht fortgehen will.

Sehr merkwürdig ist, was Vigo über die Dichterakademie der blinden Bettler in Palermo mitteilt; es genügt, den außerordentlichen Sinn der Sicilianer für die Poesie zu bezeichnen. In ganz Sicilien, so berichtet er, treiben die Blinden die Kunst der Musik und des Gesanges; die unzählige Menge von Tabernakeln und Capellen, worin Heiligenbilder verehrt werden, die Novenen der Schutzpatrone, das Weihnachtsfest, die Tage des heiligen Joseph, der Maria und Rosalia, die heilige Woche, der Märzen-Freitag, die Marien-Mittwoche, außerdem Hochzeiten, Ständchen, Carneval, alle diese Gelegenheiten geben den Blinden vollauf zu thun. Man findet sie also in beständiger Thätigkeit. Von einem Ende Palermo's zum andern sieht man sie an der Hand eines Knaben gehen, um zur Violine oder Guitarre ihre Lieder zu singen, Lobgesänge auf die Heiligen, Canzonen von Liebe, Eifersucht, Verschmähen, oder Banditengeschichten von Testalonga, Fradiavolo, Tabbuso, Zuzza. Sie sind so sehr beschäftigt, daß man sie nur auf ausdrückliche Bestellung haben kann. In Palermo bilden sie eine förmliche Akademie mit eigenen Statuten.

Die merkwürdige Geschichte dieser Schule blinder Troubadours ist folgende. Im Jahre 1661 vereinigten sich die Blinden jener Stadt und erhielten die Erlaubniß, sich als Congregation zu ordnen, wozu ihnen einige mitleidige Bürger eine jährliche Rente von 42 Unzen, etwa 70 Thalern, schenkten, um die Kosten des

Vereins zu bestreiten. Im Jahre 1690 bewilligte ihnen der Jesuitengeneral Tirso Gonzales als Ort der Zusammenkunft die Vorhalle des Profeßhauses, wo sie sich noch heute versammeln. Als später der Orden vertrieben wurde, fuhren die Blinden fort, dieses Local zu benutzen. Die Jesuiten kehrten zurück, der König schenkte ihnen den dritten Teil der Einkünfte aller Congregationen, die im Profeßhaus zusammen kamen. Die armen Blinden beklagten sich seitdem und beklagen sich noch, daß der Orden Jesu ihnen die ganze Rente eingezogen habe, und sie strengten einen Proceß gegen ihn an, den sie von Zeit zu Zeit erneuern, um nicht des Rechts der Reclamation verlustig zu gehen. Auf ihre unablässigen Forderungen gab ihnen endlich Ferdinand III. im Jahre 1815 eine jährliche Rente von 14 Unzen, die er auf die vacanten Bischofssitze ausschrieb. Seither processiren die Blinden mit dem Orden Jesu, und diese armen, lichtlosen Sänger im Bettelkleide kämpfen gegen ihn hartnäckiger als die Illuminaten. Jene wollen sie aus dem Profeßhaus verjagen, die Blinden wollen nicht weichen, denn sie bestehen auf ihren verbrieften Rechten, die sie weder lesen noch überhaupt mit Augen sehen können. Während der Duca di Laurenzana Sicilien regierte, erlangten sie sogar einen Ministerialbefehl der Statthalterschaft, welcher ausdrücklich verbot, sie aus dem Profeßhause zu treiben. Die Blinden verschlossen dieses gerechte und rühmliche Decret der Regierung in ihren Diplomkasten mit drei Schlössern, wo sie alle auf ihre Zunft bezüglichen Urkunden verwahren. Vigo erzählt, daß sie dieselben mit so mißtrauischer Eifersucht hüten,

daß sie selbst ihm, einem ihrer Wolthäter, die Einsicht in jene Papiere nicht gestatteten, wahrscheinlich argwöhnend, er könne ein Emissär der Jesuiten sein. Demnach haben die Blinden über den Orden Jesu gesiegt, denn es ist ihm nicht gelungen, sie zum Weichen zu bringen — ein seltsamer, ja ein rührender Triumf des erblindeten und bettelhaften Orpheus über den furchtbaren General Ignatius Loyola.

Die Congregation besteht aus dreißig Mitgliedern, alle Musiker und Sänger. Einige sind Finder von neuen Reimen (Trovatori), andere Rhapsoden, welche jene singen und verbreiten. Sie verpflichten sich, nicht in Freudenhäusern zu singen, noch auf den Straßen profane Poesien vorzutragen, jeden Tag den Rosenkranz zu recitiren, jedes Jahr am 2. November zehn Gran für die Todtenfeier der verstorbenen Blinden zu zahlen, und einen Tari für das Fest der Immacolata am 8. December. Sie haben einen Capellan, der ihnen täglich die Messe liest, einen Jesuitenpater, bei dem sie jeden ersten Donnerstag im Monat beichten und dessen Censur sie ihre Poesien vorlegen müssen. Außerdem regieren sie sich durch ihre Beamten, einen Superior, zwei Conjuncten, sechs Consultoren. Stolz auf ihre Gesellschaft, rühmen sie sich Genossen der Congregation der heil. Maria Maddalena in Rom zu sein, und ihr geheimnißvoller Kasten verschließt den gnadenreichen Erlaß des Erzbischofs Mormile, der jedem, welcher einen Blinden eine geistliche Poesie recitiren läßt, eine Indulgenz von vierzig Tagen gewährt. Jeder Zunftgenosse war ehedem gehalten, der Congregation am 8. December eine neue

Poesie zum Lobe der Madonna vorzutragen, aber dieser Gebrauch ist schon erloschen. Wenn nun die Zusammenkunft stattfindet, so ist es rührend, diese Armen wie eben so viel blinde Homere im Kreis umher sitzen zu sehen, in sonderbaren Haltungen, voll glühenden Eifers, einer dem andern den allgemeinen Beifall streitig zu machen und einer nach dem andern seine neue Poesie und Musik vorzutragen, während die Kinder, ihre Führer, auf eine Weile von der Mühe ihres Dienstes befreit, alle zusammen auf der Erde kauern und sich kindlichem Spiel überlassen.

Dies ist die Schilderung Vigo's von der Akademie der Blinden zu Palermo, ein kostbares Gemälde aus dem Leben des armen Volks, wofür wir ihm wahrhaft dankbar sind. Jeder seiner Leser wird es gern den langweiligen und anspruchsvollen Akademien oder Reimgesellschaften in den Städten Italiens gegenüber stellen, wo Herren und Damen ihre überkünstelten Sonette noch immer, wie zu Marini's Zeit, hören lassen. Und kaum wird irgendwo ein Dichter- und Sängerbund gefunden werden, dem es wie jenem in Palermo so heiliger Ernst um die Sache wäre. Ich kenne keine der Reimereien der armen Sänger, denn Vigo hat keine mitgeteilt, aber wie sie auch sein mögen, wie schrille Töne auch ihr Fiedelbogen hervorstreichen mag, so glaube ich doch, daß die Musen mit stillem Lächeln ihnen gern zuhören und daß sie diesen blinden Meistern, deren einzige himmlische Tröster und Ernährer sie sind, bisweilen auch gern einen guten Reim und Einfall schenken.

Während meines Aufenthalts in Sicilien hatte ich

oft Gelegenheit Improvisatoren oder jene Rhapsoden zu hören, welche in den Straßen in einem Kreise von Zuhörern Märchen und Rittergeschichten erzählen und Romanzen vortragen. Meistens sind auch sie sonderbare Leute, blind oder buckelig, und ich erinnere mich namentlich an einen solchen Volkserzähler in Catania, der mit einem Zepterstab in der Hand gesticulirte und sobald er einen ritterlichen Kampf schilderte, in den Lüften herumhieb; er sah so aus wie der sogenannte Aesop in der Villa Albani zu Rom. Wenn man den Ernst und die Begierde sieht, mit welcher das Volk solchen Improvisatoren zuhört, so darf man sich nicht mehr wundern, daß die Insel von zahllosen Volksliedern wie von Grillengesang wiederklingt. Auf ganz Sicilien ist der Stein der Poesie (la pietra della poesia) berühmt. Er steht in Mineo, und Vigo sagt: „Es ist Volksglauben, daß man, um Poet zu werden, nach Mineo gehen und den Stein der Poesie küssen muß.“ Wenn einige meiner Landsleute, die nach Sicilien reisen, dazu Lust haben, so mögen sie sich adressiren lassen nach Mineo, Contrada Camuti, Villa di Paolo Maura, denn dort steht der Stein der Poesie. Indeß wer nicht zu diesem Kuß das rechte Herz mitbringt, kommt von Mineo gerade so klug zurück, als wäre er in Abdera gewesen. Es ist merkwürdig, daß auch die Irländer einen ähnlichen Zauber haben, denn sie sagen dasselbe von dem Blarney-Stein im Turm Blarney; wer ihn küßt, wird beredt.

Kein Volk, es sei denn das stammverwandte neapolitanische, besitzt eine gleich große Begabung für die Improvisation, als die Sicilianer. Wenn sie beim Wein

sitzen, sprudelt ihre Lust leicht in Reimen über; von diesem Talent hat Giovanni Meli eine Probe in seinem Dithyrambus gegeben, den ich unter dem Titel „Der sicilianische Weinschwelg“ übersetzt habe. Bei ihren Festen, zumal bei den Jahresmessen in den einzelnen Orten, fehlen nie die Volkspoeten. „Jeder singt für sich“, sagt Vigo, „wie die alten Troubadours, und jedem folgt eine Menge Volks, welches ihm applaudirt und ihn bezahlt, bis der Wetteifer sowol der Sänger als der Zuhörer die Tenzone oder den Sängerkrieg entzündet. Die Poeten kommen unter einem schattigen Baum oder in einer Schenke zusammen. Ehe ihr Wettgesang beginnt, durchsucht man sie, um ihnen die Waffen abzunehmen. Die Prosa ist untersagt; sie begrüßen sich in Versen und fordern einander heraus, dann legen sie sich Aufgaben zur Improvisation vor. Der Besiegte wird ausgepfiffen und verjagt, während der Sieger fröhlich weiter singt und auf seiner Guitarre oder dem Psalter klimpert. Aber das gewöhnliche Ende dieser Tenzonen ist, daß der Besiegte wie ein Dämon sich auf den Sieger stürzt, und in der Regel gelingt es erst den herbeieilenden Priestern, die Kämpfenden zu versöhnen.“ Vigo erzählt als Augenzeuge von einer friedlichen Tenzone, die am Johannisfest zu Palermo stattfand. „Es waren dort“, so sagt er, „fünf- bis sechstausend Zuschauer versammelt; um die Mittagsstunde wurde der Heilige aus der Kirche getragen und auf dem Platz auf die Tragbahre gestellt. Hierauf bestiegen dieselbe Bahre fünf Poeten, Antonio Russo, ein Knabe, geführt von seinem Vater, einem Eisenschmied, Giovanni

Pagano, ein Ackermann, der Schuster Andrea Pappalardo und der Bauer Salvatore da Misterbianco. Einer nach dem andern sang das Lob und die Wunder des heiligen Johann und hierauf begann der Wettstreit. Alle bedienten sich zur Improvisation der sicilianischen Octave; nur Pappalardo sang in der Sestine mit zwei Plattreimen am Ende. Alle waren außerordentlich gewandt und kampffertig, am meisten der Eisenschmied. Sie alle wurden belohnt und bekränzt. Niemand weiß“, so bemerkt Vigo, „von wann sich diese Tenzonen herschreiben, nur daß sie uralt sind; sie verdienen die größte Aufmunterung, weil sie nicht allein Nutzen bringen, sondern noch an die edeln Gebräuche der hellenischen Zeit erinnern.“

Die außerordentliche Begabung der Italiener und Sicilianer für die Improvisation wird durch die traditionellen Formen unterstützt, worin sie ihre Poesien aussprechen. Bei Völkern, welche solche allgemeine und allbekannte Rhythmen nicht haben, ist der improvisirte Gesang weit schwieriger, weil er die That des persönlichen Talents ist. Das italienische Volk besitzt von Alters her seine beständigen Sangesformen, die ihm zur geläufigsten Gewohnheit geworden sind. Fast durchweg in Toscana, in Latium, in Neapel, nun vollends in Sicilien wird die Octave mit dem Hendekasyllabus gebraucht, und mit sehr wenigen Ausnahmen gibt die ganze große Sammlung Vigo's nur Octaven, worin die verschiedenartigste poetische Stimmung ausgesprochen und jeder beliebige Gegenstand

sitzen, sprudelt ihre Lust leicht in Reimen über; von diesem Talent hat Giovanni Meli eine Probe in seinem Dithyrambus gegeben, den ich unter dem Titel „Der sicilianische Weinschwelg" übersetzt habe. Bei ihren Festen, zumal bei den Jahresmessen in den einzelnen Orten, fehlen nie die Volkspoeten. „Jeder singt für sich", sagt Vigo, „wie die alten Troubadours, und jedem folgt eine Menge Volks, welches ihm applaudirt und ihn bezahlt, bis der Wetteifer sowol der Sänger als der Zuhörer die Tenzone oder den Sängerkrieg entzündet. Die Poeten kommen unter einem schattigen Baum oder in einer Schenke zusammen. Ehe ihr Wettgesang beginnt, durchsucht man sie, um ihnen die Waffen abzunehmen. Die Prosa ist untersagt; sie begrüßen sich in Versen und fordern einander heraus, dann legen sie sich Aufgaben zur Improvisation vor. Der Besiegte wird ausgepfiffen und verjagt, während der Sieger fröhlich weiter singt und auf seiner Guitarre oder dem Psalter klimpert. Aber das gewöhnliche Ende dieser Tenzonen ist, daß der Besiegte wie ein Dämon sich auf den Sieger stürzt, und in der Regel gelingt es erst den herbeieilenden Priestern, die Kämpfenden zu versöhnen." Vigo erzählt als Augenzeuge von einer friedlichen Tenzone, die am Johannisfest zu Palermo stattfand. „Es waren dort", so sagt er, „fünf- bis sechstausend Zuschauer versammelt; um die Mittagsstunde wurde der Heilige aus der Kirche getragen und auf dem Platz auf die Tragbahre gestellt. Hierauf bestiegen dieselbe Bahre fünf Poeten, Antonio Russo, ein Knabe, geführt von seinem Vater, einem Eisenschmied, Giovanni

Pagano, ein Ackermann, der Schuster Andrea Pappalardo und der Bauer Salvatore da Misterbianco. Einer nach dem andern sang das Lob und die Wunder des heiligen Johann und hierauf begann der Wettstreit. Alle bedienten sich zur Improvisation der sicilianischen Octave; nur Pappalardo sang in der Sestine mit zwei Plattreimen am Ende. Alle waren außerordentlich gewandt und kampffertig, am meisten der Eisenschmied. Sie alle wurden belohnt und bekränzt. Niemand weiß", so bemerkt Vigo, „von wann sich diese Tenzonen herschreiben, nur daß sie uralt sind; sie verdienen die größte Aufmunterung, weil sie nicht allein Nutzen bringen, sondern noch an die edeln Gebräuche der hellenischen Zeit erinnern."

Die außerordentliche Begabung der Italiener und Sicilianer für die Improvisation wird durch die traditionellen Formen unterstützt, worin sie ihre Poesien aussprechen. Bei Völkern, welche solche allgemeine und allbekannte Rhythmen nicht haben, ist der improvisirte Gesang weit schwieriger, weil er die That des persönlichen Talents ist. Das italienische Volk besitzt von Alters her seine beständigen Sangesformen, die ihm zur geläufigsten Gewohnheit geworden sind. Fast durchweg in Toscana, in Latium, in Neapel, nun vollends in Sicilien wird die Octave mit dem Hendekasyllabus gebraucht, und mit sehr wenigen Ausnahmen gibt die ganze große Sammlung Vigo's nur Octaven, worin die verschiedenartigste poetische Stimmung ausgesprochen und jeder beliebige Gegenstand

behandelt wird. Dieses Maß und diese alte Form
sind von solcher Art, daß der Reim sich viermal, also
durchgehend kreuzt; die so gestaltete Octave ist eine
nationale Erfindung Siciliens, während die toscanische
sowol der Volks= als der Kunstpoeten, wie sie Tasso
und Ariost angewendet haben, sich dadurch von ihr
unterscheidet, daß der Reim sich nur dreimal kreuzt,
die Octave also mit zwei Plattreimen schließt. Die
sicilianische Octave liebt die Assonanz, so daß oft auch
die vier abweichenden Reime, nur durch leise Vocal=
veränderungen modificirt, den vier leitenden Reimen
nahe kommen. Man liebt Reime wie usi-osi, etu-atu,
uppa-appa durchzuführen. Dies gibt einen großen
musikalischen Zauber, wofür als Muster Vigo folgende
Octave aufstellt:

> Susiti, amanti mia, susiti susi,
> 'Ntra ssu lettu d'amuri 'un arriposi;
> Vinni a spizzari ssi sonnura duci,
> Di ssi biddizzi 'nciammari mi vosi,
> Grapitimi ssi porti si su chiusi,
> Quantu sentu l'oduri di li rosi.
> Idda ccu li so modi graziusi
> Grapiu, mi contintau, mi detti cosi.

Man sieht, wie leicht mit dieser unvergleichlichen
Sprache sich dichten läßt. Die Octave, und nur eine
einzige, genügt übrigens dem Sänger. Sie enthält
das ganze Lied oder Gedicht, sei es ein Liebeslied, Sinn=
spruch, Klage, Ständchen und dergleichen mehr. Ihr
Name ist wie im Toscanischen canzuna und bisweilen,

wie eben auch dort, strambotto, oder stornello, wie
man auf dem Aetna sagt. Der Ausdruck strambotto,
nach Tigri aus strano motto entstanden, ist sehr alt.
Wenigstens gehört er mit Bestimmtheit schon der Dichtung
des fünfzehnten Jahrhunderts an. Der Strambotto oder
die Octave ist mit Recht eine Erfindung der Sicilianer
genannt worden, und nur in der Stellung der Reime
haben die Toscaner später die bemerkte Aenderung ge=
troffen. Die Nationalität dieser Octave lehrt auch die
Sammlung Vigo's. Vergleicht man ihre Liederformen
mit denen, welche die toscanische Sammlung Tigri's
enthält, so ergibt sich, daß die Toscaner von jener
Form der alten sicilianischen Trovatori abgewichen sind.
Während sie in Sicilien mit aller Energie festgehalten
ist, hat sie sich in Toscana nicht allein so verwan=
delt, wie ich oben schon angegeben habe, nämlich in
die Sestine mit angehängten Plattreimen, sondern
nicht einmal die Reime der Sestine werden dort regel=
recht durchgeführt. Der Toscaner hilft sich mit Asso=
nanz und selbst mit dem Plattreim schon am Schluß
der eigentlichen Sestine, so daß seine populäre Octave
sehr oft mit einem Doppelpaar von Plattreimen schließt.
Außerdem sind bei ihm die zehn=, elf= und zwölf=
zeiligen Strophen häufig in Gebrauch, wie es die
zehnzeiligen im Römischen sind, von denen Visconti und
Giovanni Torlonia kleine Sammlungen herausgegeben
haben. Die Toscaner nennen im Allgemeinen ihre Lie=
der rispetti, nicht strambotti, womit sie eben Liebeslieder
(„Grüße der Hochachtung", des rispetto) bezeichnen.

Wie in Toscana, findet sich auch in Sicilien die Gattung der fiori, oder Blumenritornelle, welche die Toscaner durchweg stornelli nennen. Die Sammlung Tigri's gibt davon eine große Anzahl und darunter so schöne, geistreiche und poetische, daß man dieselben echte, in keiner andern Sprache nachzuahmende Edelsteine nennen kann. Diese reizende Art der Volksdichtung ist über Italien, wie die Blumen selber, verbreitet, aber sie scheint in dem graziösen Toscana, dem Garten Italiens, ihre eigentliche Heimat zu haben und in Sicilien nicht so gut zu gedeihen. Denn nur aus diesem Grunde erkläre ich mir die auffallend geringe Anzahl von höchstens fünfzehn fiori, welche Vigo aufgenommen hat, und von diesen erreicht nicht eine Blume den Duft und die Anmut der toscanischen stornelli.

Als Vigo seine patriotische Sammlung anlegte und durch ein Circular ganz Sicilien zu Beisteuern aufforderte, bezeichnete er als Gegenstände derselben folgende:

1. Lieder von Liebe, Haß, Verschmähung, Eifersucht, Verlassen, Entfernung, Hochzeit u. s. w. 2. Wiegenlieder (ninne-nanne). 3. Rätsel (Indovinelli). 4. Fiori. 5. Todtenlieder (canti funebri). 6. Heilige Gesänge. 7. Lieder von Banditen, Vendetta, Hexen, Krieg. 8. Lombardische und albanesische Volkslieder.

Seine Sammlung ist ziemlich vollständig geworden, namentlich in der ersten Nummer. Da, wie Herr Vigo mir mitteilt, bald eine vermehrte Ausgabe erscheinen wird, bringt sie wol mehr fiori, ferner Banditen- und

Vendettalieder und Todtenklagen, an denen Sicilien gewiß reich ist, und die eine interessante Vergleichung mit den schönen Todtenklagen und Rachegesängen der Corsen darbieten können. Auffallend war es mir, daß in der ganzen Sammlung Tigri's kein einziges Volkslied geschichtlichen Inhalts zu finden, und daß diese Gattung auch von Vigo kaum berücksichtigt worden ist. Der Volksgesang Italiens besteht wesentlich in der amorosen Canzone. Wenn die ewige Klarheit des Himmels und die Schärfe des Verstandes in Italien die poetische Gattung von Märchen, Geistersagen und Balladen dieser Art wenig begünstigt, so läßt auch die Menge, die Größe und die Bestimmtheit der historischen Thatsachen in diesem Vaterlande der Geschichte die historische Volkssage nicht aufkommen. Das Volk aber besingt geschichtliche Ereignisse gewöhnlich erst dann, wenn sie durch das poetische Medium der Sage hindurchgegangen sind. Ich habe in den Gebirgen Italiens zahllose zerstörte Burgen besucht, aber keine einzige von einer Volkssage im eigentlichen Sinne des Worts, wie bei uns oder in England, bewohnt gefunden. Dagegen gibt es kaum einen Ort in Italien, der nicht seine historischen Annalen von grauen Uranfängen herzuleiten wüßte, und wenige, die nicht ihre eigene gedruckte Specialgeschichte aufzuweisen hätten, voll von historischen und archäologischen Erläuterungen, von welchen, und namentlich den letzteren, die Musen schnell, wie die Bienen aus ihrem Honigstock durch Rauch, vertrieben werden.

Vigo hat sehr wol gethan, jedes der Lieder mit dem Namen des Orts zu bezeichnen, dem es angehört. Einige ausgezeichnete Städte sind, nicht durch seine Schuld, leer ausgegangen. Ich habe nur ein einziges Lied aus Syrakus gefunden, keins aus Agrigent, keins aus Taormina, Cefalù und Monreale. Am zahlreichsten ist Vigo's eigener Wohnort vertreten, Aci Reale, eins der reizendsten Städtchen in der Welt, in einem Paradies zu Füßen des Aetna gelegen, an des mythischen Akis heiliger Quelle, und gegenüber den Inseln des Polyphem, der dort um Galathea schmachtete. Wenn man diesen mit immerblühenden Rosen, mit Orangen und Reben bedeckten Ort kennt, wird man sich nicht wundern, daß unter seinem Volk so süß singende und melodische Musen wohnen. Nächst Aci sind viele und schöne Beiträge aus Messina, Catania, vom Aetna selbst, aus Palermo, Mineo und Raffadali, aus Lentini, Termini, Modica, Bronte, Itala, Piazza, Siciliana, Aderno und vielen andern Städten, in denen einst die Muse von Hellas gehört ward. Wenn heute die großen sicilianischen Poeten, Stesichorus und Theokrit, wenn selbst Pindar und Simonides die Lieder hörten, welche nach mehr als 2000 Jahren noch auf den Ruinen der erlauchten Griechenstädte von einem andern Geschlecht gesungen werden, sie würden ihnen ihren Beifall nicht versagen. Die alten Weisen der Ode sind untergegangen, nur der bukolische Gesang ist durch Meli schön erneuert worden. Die künstliche Strophe hat sich in die gereimte Octave verwandelt; die Muse selbst trägt ein anderes

Gesicht, aber auch dieses ist schön, ausdrucksvoll und voll Geist und Gefühl. Denn die Muse ist unsterblich, wie die Natur und das Menschenherz, welches unter ihren Eindrücken seine Lust und sein Leid besingt.

Vergleicht man die zahlreiche Klasse der Liebeslieder bei Vigo mit den rispetti bei Tigri, so wird man durch ihre Aehnlichkeit überrascht. Die Uebereinstimmung in diesen Volksweisen ist ein glänzender Beweis von der Einheit der italienischen Nation. Die einzige Conföderation, welche ihre Stämme behauptet haben, ist die der Poesie. Eine blutige Geschichte hat ihre Provinzen zerrissen, die Politik des Auslandes wie der eigenen Staaten hat diese Trennung beständig erhalten, ja vermehrt; der Municipalismus hält noch heute selbst die Städte eines und desselben politischen Ganzen aus einander; der Mangel an Industrie, Handel und Straßen scheidet nahe Gebiete weit von einander ab, und wie dem materiellen, so fehlen auch dem geistigen Leben Italiens die verbindenden und allgemeinen Culturstraßen des Verkehrs. Und dennoch zeigt sich im Volksliede der Italiener ein völlig individuelles, ein gleichartig nationales Gepräge, welches mit Entschiedenheit die Einheit der Nation ausspricht und vor der Welt behauptet. Das Volkslied ist die Schatzkammer der Nationalität, worin diese ihre Kleinodien verwahrt, die unveräußerlich sind. Denn Gesetze, Rechte, Freiheiten, politische und bürgerliche Institutionen lassen sich durch geschichtliche Processe vertilgen, aber die Sprache, worin das Volk

redet und singt, ist ein nur mit ihm selbst zerstörbares Element. In diesem Sinne der Nationalität sind daher beide Sammlungen Toscanas und Siciliens bedeutende historische Documente von der innern Einheit des italienischen Volks und alles dessen, was die Lateiner und ihre Nachkommen mit dem Begriff indoles bezeichnen.

Man lese diese Lieder und erkenne, welcher feinen, liebenswürdigen und keuschen Cultur des Herzens dieses Volk fähig ist, das unter so elenden politischen und bürgerlichen Zuständen, und fast ohne Unterricht, fast immer an seine Scholle gefesselt, aufwachsen muß. Es wiederholt sich bis zum Ekel, daß Touristen aus allen Ländern, nachdem sie flüchtig auf den breiten Heerstraßen ein paar Monate, selbst nur Wochen lang aus dem Reisewagen Italien gesehen haben, sich herausnehmen über die Zustände des Volks dicke Bücher zu schreiben, worin sie althergebrachte Phrasen wiederholen, um sich vielleicht nur an den Wirthshausprellereien zu rächen. Und doch kennen sie von dem Lande gerade so viel, als Einer Rom kennt, der es Nachts beim Schein von einem Schwefelhölzchen gesehen hat. Um das Volk kennen zu lernen, muß man mit ihm leben und mit ihm zu reden wissen, und man muß es in seinen Bergen und Tälern, bei seiner unausgesetzten Arbeit, wie bei seinen mäßigen Festen aufsuchen. Jene Volkspoesie aber, sie ist die Campagna und das Gebirg in der Literatur, welches die verfälschende Civilisation noch nicht berührt hat.

Dieselbe Art des Empfindens, des Anschauens von Dingen und Menschen, dieselbe poetische Vorstellungsweise, die gleiche Symbolik, der gleiche Cultus des Gefühls, namentlich in Bezug auf die ritterliche Galanterie den Frauen gegenüber, durchdringt alle diese Lieder, und dieselbe Ausdrucksweise des poetischen Gedankens findet sich in Toscana und Latium, in Corsica, Sardinien und Sicilien wieder. Dieser poetische Cultus tritt überall mit derselben Einheit auf, wie der Cultus der Religion, und wie das Volksgemüt darin dieselbe Beschaffenheit zeigt, ist auch die äußere Form des Liedes von derselben Art, wenn auch hie und da durch Besonderheit modificirt. Die Stanzen Toscanas haben zum Beispiel, außer der schon bemerkten Abweichung, die Eigentümlichkeit, den Hauptgedanken oder das Motiv refrainartig in sich selber zu wiederholen, was ihnen ein schönes populäres Gepräge gibt. Das ritornare scheint den Toscanern wesentlich zu sein. Im Ganzen aber hat das italienische Volkslied einen gemeinsamen Stil der Architectur, und in dieser traditionellen Gleichförmigkeit beruht zugleich mehr als die blos technische Stärke, welche diese Volkslieder auszeichnet.

Ihre reichere Form übertrifft die trochäische Volksweise der Spanier, und die im Ganzen monotone Art der serbischen und griechischen Lieder. Sie ist die volle Form der epischen Stanze und die unmittelbare Grundlage der italienischen Kunstpoesie, welche in ihrer höchsten Blüte nur als die Vollendung der populären Stanze erscheint — eine Thatsache, die von großer Bedeutung ist. Denn sie zeigt, daß die Kunstpoesie und die Volks-

poesie Italiens durch keine Kluft von einander getrennt werden. Wenn in unserm Vaterland die Poesien Schillers und Goethes, als Producte der vollendeten literarischen Cultur, von jenen Schichten des Volks weit entfernt sind, in denen die Lieder aus des Knaben Wunderhorn entstanden, so werden in Italien die vollkommenen Meisterwerke des Tasso und Ariost keineswegs von den Regionen getrennt, in denen die Volkslieder aus Vigo's und Tigri's Sammlung ihre Heimat haben. Ich finde in manchen volkstümlichen Octaven aus den großen Kunstpoeten aufwörtliche Wendungen genommen. Entweder sind sie dann ursprüngliches Eigentum des Volks, oder der Liederdichter entlehnte sie doch als etwas populär Gewordenes jenen Dichtern. So heißt es in einem Lied aus Raffadali:

> Vinissi chiddu patri chi ti fici,
> Fari non nni pò chiù, persi la stampa.

Ariost sagt:

> Natura il fece, e poi roppe lo stampo.

Ein anderes Lied beginnt mit dem bekannten Vers Dante's:

> Donni ch'aviti 'ntelletu d'amuri.

Ich darf nicht bemerken, daß das Volkslied die künstlichen Strophen des Petrarca und die Sonettenform durchaus verschmäht. Uebrigens gibt es noch eine andere innerlichere Vermittlung zwischen ihm und der

Kunstpoesie in diesem Lande. Sie fließt aus dem Volksnaturell selber. Denn auch der Volksgesang der Italiener hat etwas von Kunstpoesie an sich, weil das Wesen des Volks künstlerisch ist. Der durch alle Klassen sich erstreckende Sinn für die Formschönheit, der feine Takt für das Schickliche, die natürliche Grazie in Bewegung, Kleidungsweise, Benehmen, worin die Italiener (und das müssen ihnen selbst ihre ärgsten Feinde zugestehen) alle Völker weit übertreffen, finden ihr entsprechendes Abbild auch im Volksliede. Es zeigt eine Kunst der Dichtung, die zur Natur geworden ist, oder eine Natur, die ohne Mühe zur Kunst wird. Diese Gesänge sind schön costümirte Lieder, und diese nicht ohne Kunst zu bildenden Octaven, stralend von prächtigen, oft wundervollen Metaphern, gleichen den schönen Frauen der Campagna an Festtagen, wo sie sich mit blitzenden Ohrgehängen, mit Korallenschnüren und goldenen Ringen schmücken.

Der Reichtum an Bildern ist in diesen Liedern groß; er bietet den italienischen Kunstpoeten eine unerschöpfliche Schatzkammer dar, in welche sie um so mehr greifen sollten, als die Metapher, der schöne Schmetterlingsstaub auf dem Flügel der Muse, von ihrer modernen Poesie fast abgewischt worden ist. Die Metapher ist aber keineswegs ein bloßes Ornament in der Architectur eines Gedichts, sondern der bewegliche Geist der Phantasie, welcher Gedanken schön bekleidet, die Anschauung der Dinge aus ihrer starren Einsamkeit erlöst, und sie poetisch macht, indem sie in sinnliche oder moralische Beziehung zum Leben gebracht

werden. Die Metapher beruht auf dem Sinn für die Natur und die zahllosen Verbindungen dessen, was in ihr als bedeutend erscheint. Ein Stubenpoet wird daher schlecht geschickt sein, Metaphern zu finden, aber einem Volksdichter wird nichts geläufiger sein, als dies, ja er wird sein Dichten mit der Metapher beginnen, und fehlgreifen, indem er sie allzusehr anhäuft. Ein serbischer Poet vergleicht die Augenbrauen seiner Geliebten kühn und schön mit geschwungenen schwarzen Schwalbenflügeln; ein corsischer sagt von dem Herzen eines Banditen, es sei vor Haß so klein geworden wie eine Flintenkugel; ein sicilianischer Volksdichter läßt sein Mädchen ihm ihre lang wallenden Haare als Strickleiter zum Fenster hinauswerfen. Solche Bilder fallen einem Kunstpoeten nur dann und wann als glänzende Meteore vom Himmel, aber der Volkspoet bricht sie mit vollen Händen wie Blumen von einer lebenden Hecke.

Wenn nun diese Kunst des schön Verkörperten in der Poesie, oder die poetische Malerei im Allgemeinen eine Gabe der Naturpoesie ist, welche, zumal im Süden und im Orient, von dem Sinnlichen ausgeht, so kommt dem italienischen Naturell im Besondern die scharfe und durchsichtige Klarheit des Verstandes und ein geistreiches, in Antithesen spielendes Wesen zu, wodurch auch das Volkslied sich der Kunstpoesie nähert. Der Italiener ist von Natur ein logischer Kopf, ein gewandter Dialektiker, geborener Advocat, Sophist und Rechenmeister; es ist nichts Unklares in seiner Phantasie, er kennt die Sentimentalität nicht, noch die sanften

Mittelgefühle und Uebergänge, das sehnsüchtige Werden und Entwickeln in den Elementen des Lebens, wie sein Jahr nicht den langen Frühling und sein Tag nicht die lange Dämmerung kennt. Seine Gefühle sind daher extrem und fertig, vom praktischen Trieb bewußten Willens, nicht von dem schmerzlichen Verlangen geführt. Das Hangen und Bangen in schwebender Pein, welches als ein wesentliches Element der nordischen Poesie ihr die schönsten Phänomene der Dämmerung verleiht, ist dem Italiener völlig fremd. Vigo verlangt für seine Sammlung ausdrücklich Lieder von Liebe, Haß, Verachtung, Eifersucht, Verlassen, Entfernung, Hochzeit, und ich zweifle mit Grund, daß irgend ein deutscher Sammler für eine solche Collection dergleichen Motive so stark betont, während er die Kategorie der Sehnsucht mit den reichsten Nummern würde ausgestattet haben.

Ich will also sagen, daß auch in der italienischen Volkspoesie reflectirender Verstand und Bewußtsein des Zwecks die Gefühle zügelt oder beschränkt. Sie ist daher nicht in unserem Sinn lyrisch und musikalisch, sondern behält etwas Episches, Bild- und Genreartiges. Die nordische Volkspoesie ist sowol empfindungsreich als gedankenreich; die südliche ist graziös und geistreich. Die Fülle von Einfällen und originellen Motiven ist oft erstaunlich, und dennoch bleibt alles dies naiver Ausdruck eines Volks, das von Natur eben schön, lebhaft und geistreich ist. Ich habe beide Sammlungen, die toscanische wie die sicilianische, durchgelesen und finde sie gleich stark in jenen vorhin be-

zeichneten Eigenschaften. Der Reichtum der Motive ist gleich bewunderungswürdig; die ewigen, die einfachen Zustände des Herzens kehren immer wieder und immer als ein neugesagtes reizendes Lied und Bild. Ich bin von beiden Sammlungen bezaubert. Mir scheint indeß, und ich scheue mich nicht, es Vigo zu bekennen, daß der Volksgesang der Toscaner graziöser, blumenhafter, sanfter sei als jener Siciliens. Obwol in der sicilianischen Sammlung sehr viele und außerordentlich anmutige Lieder enthalten sind, so finde ich doch deren im Ganzen mehr in der toscanischen. Die toscanischen Liederfarben sind so zart wie jene der Malereien der Sienesen und Fiesole's, und ihre liebliche Bewegung so schön wie die Grazie der alten Maler Lippi, Botticelli, Ghirlandajo. Schwerlich ist dies nur Wirkung der melodischen Sprache, die am Arno und Ombrone geredet wird, sondern des Naturells, welches bei den Toscanern milder, bei den Sicilianern energischer ist. Die toscanischen Volkslieder sind auch bei weitem lyrischer oder liedartiger als die sicilianischen, so daß sie unserer deutschen Poesie dadurch näher kommen; aber sie sind regelloser, und die sicilianischen übertreffen sie weit an künstlerischer Form. Manche Lieder haben das gleiche Motiv, eine fast gleiche Ausführung, so daß es unentschieden ist, in welches Land sie die Muse hinübertrug, ob aus Toscana nach der Insel, oder umgekehrt.

Ich teile nun eine Reihe von sicilianischen Octaven mit. Ich halte sie so ungezwungen als möglich und

verzichte auf den Ruhm eines guten Uebersetzers. Selbst die Meisterschaft eines Rückert würde bisweilen in Verlegenheit geraten, die vierfachen Reime oder die Assonanzen genau durchzuführen, ohne den Sinn und Hauch des Liedes gewaltsam zu zerstören. Und überhaupt: der Zauber solcher Volkspoesien kann durch Uebersetzung nicht erreicht, nur angedeutet werden.

O Bauer, wie schön ist dein Töchterlein!
Sie gleicht einer Fahne von Golde.
Fädelt die Fäden in die Nadel sie ein,
Scheint es, sie stickt sich Fäden von Golde.
Setzt sie sich nieder zum Webestul fein,
Läßt fliegen das Schifflein die Holde;
Ich Armer, ich Armer bin fern und allein,
Ich höre das Rauschen, ob sterben ich sollte.

Palermo.

Adler, der du fliegst über Meere, Meere,
Warte, ich sag' dir zwei Wörtchen lieb.
Drei Federn aus deinem Flügel will ich nehmen,
Ein klein Briefchen schreib' ich an mein Lieb.
Ganz mit Blut wol will ich es färben,
Setze darein als Siegel mein Herz.
Wann das Briefchen ich habe gefertigt,
Adler, dann trag' es zu meinem Lieb.

Itala.

Der Text dieses reizenden Liedes lautet:

Acula, vai vulannu mari mari,
Spetta, quantu ti dicu dui palori,
Quantu ti scippu tri pinni d'ali,
Mi cci fazzu 'na littra a lu me' beni;

Tutta di sangu la vogghiu lavari,
E ppi sigillu ci mettu lo cori;
Quannu la littra è spidduta di fari,
Acula, porticcilla a lu me' beni.

Der Adler hat im Sicilianischen ein weibliches Nomen. An andern Orten wird als Bote auch die Schwalbe und die Taube gesandt. Denn dieses Lied ist sehr verbreitet und auch eins der schönsten unter den toscanischen, wo es (ich habe die Uebersetzung freier und liedartiger gehalten) so lautet:

Liebe Schwalbe, die du da fliegest,
Komm zurück und thu' mir's zu Lieb,
Gib mir 'ne Feder aus deinem Flügel,
Daß ich mag schreiben an mein Lieb.

Hab' ich geschrieben, gesiegelt,
Und im Briefchen alles erzählt,
Liebe Schwalbe, dann geb' ich dir wieder
Die Feder, die am Flügel dir fehlt.

Hab ich's geschrieben auf Golde,
Und sind es der Zeilen genug,
Liebe Schwalbe, dann geb' ich dir wieder
Deine Feder und deinen schönen Flug.

Ich empfehle dieses Lied den Componisten.

Die Amsel, die macht sich im Strauch ihr Nest,
Da muß sie leiden von Stacheln und Dornen;
Am Acker baut sich die Lerche fest,
Da muß sie leiden von Schlangen, Scorpionen;

Die Schwalbe am Dache man bauen läßt,
Da muß in dem Frost sie und Winde wohnen;
Ich aber, ich baue mein warmes Nest
Am weißen Busen von meiner Patronin.
Termini.

Gestern Abend ging ich aus Messina,
Mit der Sonne war ich in Milazzu;
Hört' die Messe schon in Taormina,
War zur Essenszeit schon in Randazzu.
Scholl das Vesperglöckchen in Traina,
Hört' ich's schlagen Zwei in Castellazzu,
Und das Ave läuten in Jaci Catina:
Sieh', aus Liebe welche Wanderstraße!
Aci.

Sara, Sarella, wach' auf, weil es taget,
Höre der Nachtigall süßen Gesang!
Unter dem Fenster im Garten sie klaget,
Da breiten sich gülden Orangen entlang.
Kommet ein Vogel, der zimmert sein Nestchen,
Und baut's mit drei Federn von Gold.
Kommet das Mädchen und nimmt sich ein Junges
Und setzt's in einen Käfig von Gold.
Du bist der Käfig mit goldenen Spangen,
Ich bin das Vöglein, hier bleib' ich gefangen.
Aci.

Die folgende Octave werde ich nicht in Reimen wiedergeben, weil ich ihre große Schönheit zerstören würde. Die sicilianischen Verse schließen in der Regel mit dem bedeutenden Kraftwort, worauf der Accent des Gedankens liegt und worin eben die poetische Schönheit

besteht. Wir aber können selten einen vierfachen Reim durchführen, ohne zu unbedeutenden Endungen Zuflucht zu nehmen.

Schöne, denn unter den Schönen bist du ein Phönix,
In meinem Herzen hast du entflammt eine Lampe.
Du bist von den Herzen die Kaiserin,
Und wer dich sieht, muß närrisch weiter leben.
Was in der Welt man saget und lieset,
'S ist ein Fünkchen vor deiner Flamme.
Käme der Vater, der dich gezeugt, er könnte
Dich schaffen nicht mehr; er verlor das Gepräge.

Bedda, ca tra li beddi si' fenici,
Nni lu me cori addumasti 'na lampa,
Tu di li cori si' l'imperatrici,
E cu ti vidi pazziannu campa.
Zoccu si leggi a lu munnu o si dici,
E 'na faidda avanti a la to vampa;
Vinissi chiddu patri chi ti fici,
Fari non nni pò chiù, persi la stampa.
Raffadali.

Mutter, zur Quelle nicht schick' mich allein,
Sind dort die Knaben, die mich erschrecken.
Auf der Straße entfiel mir ein Linnen fein,
Da that ein Knabe die Händ' ausstrecken;
Der sagt: wie ist dein Antlitz so lieblich und fein,
Mit viel Küssen wol wollt' ich's bedecken;
Faßt' ich im Dunkeln allein dich, mit Schrei'n
Alle die Heil'gen wol würd'st du erwecken.
Mineo.

Eine Octave aus Syrakus:

Liebreizend, o Mädchen, sind deine Manieren,
Die Lippen vollkommene Mandeln sind.
Gott hab' ich gebeten, er woll' es gewähren,
Daß ich könnt' schlafen im Arm dir, o Kind.
Die Nächte, bat ich, sie möchten mir währen,
So lang wie zwei Tage des Sommers sind.
O selig die Linnen, die also die Glieder
Die zarten und süßen umfassen gelind.

—

Mir träumte die Nacht: wir lagen als Leichen,
Und über uns machten sie Anatomie,
Da kamen die Aerzte aus allen Bereichen,
Da kam auch der Meister der Chirurgie.
Sie kamen mit Messern und spitzigen Eisen,
Sie schnitten die Brust auf so mir, und so dir;
Da starben vor Schreck sie, 's that sich erweisen:
In dir lagen zwei Herzen, und keines in mir.
Vizini.

Mich treibt über Meer die bittere Qual,
Weit, weit, da erreicht dich nimmer die Kunde,
Die Sterbeglocke nicht einmal,
Nicht einmal das Grab im Grunde.
Ich lass' dir dies Sternlein zum Signal:
Ist es verloschen, dann weine zur Stunde.
Aetna.

Die du wohnest beiseit der Marine,
Wol hält dich das Meer so frisch und so schön,

So frisch wie die Rose und Balsamine,
Weil thauige Wind' ihr den Busen umwehn.
Du verdienst zu sein die Königinne,
Die Patronin von vier Castellen schön,
Rom, Palermo, Neapel, Messine,
Wo die großen Cittadellen stehn.
Aci.

An das Fensterlein sollst dich nicht stellen,
Denn sehn dich die Männer, sie sterben vor Qual;
Die braunen Haare sollst du nicht flechten,
Wie eine Rose laß sie nur flattern zumal.
Kommet der Wind, und macht sie entblättern,
Und güldner als Gold erglänzen sie all.
Stehst du am Fenster, beginnst du zu spindeln,
Ziehst mit den Augen den Liebsten du an.
Aci.

Schöne, am Sonntag bist du 'ne Fee,
Am Montag eine Göttin vom Paradies,
Am Dienstag ein Engel aus Himmelshöhn,
Am Mittwoch strahlt dein liebstes Gesicht,
Am Donnerstag bist du ein flammendes Schwert,
Am Freitag stehst du in Jubel und Licht,
Am Sonnabend, das ist der letzte Tag,
Da woll'n wir sterben und geh'n in's Paradies.
Catania.

Einen Adler seh' ich fliegen, fliegen,
Einen Flügel nur zeigt er allein
Von Demant voll und von Rubinen:
Bis über den Abend erglänzet der Schein.

Ihn lockten die Kön'ge, lockten die Prinzen
Vergebens, sie fingen ihn nimmer ein.
Ich stoß' einen Pfiff aus, ich treuer Gebieter:
Da kommt er herunter, der Adler ist mein.
Ribera.

Heil'ger Engel, warst du Eremit?
Willst an's Fensterlein nicht kommen.
Kommst du, wird lebendig mein Gemüt,
Ist mir alles Leiden da benommen.
Wie die Rose bist du, die erblüht
Ganz in Blumen steht erglommen;
Ich das Eisen, du Magnet, der zieht,
Ohne Zügel ziehend mich hingenommen.
Termini.

Als ich noch klein, hab' ich als Nachtigall
In deinen Locken, Mädchen, geschlagen,
Verhaßt war der tagende Sonnenstral,
Der Mond mir so lieb, du weißt's zu sagen.
Nun muß ich wandern mit traurigem Schall,
Als Eule der Nacht, und klagen, klagen.
Wird kommen ein Tag, und werden zumal
Zu Neste wir Halme mitsammen tragen?
Ständchen aus Monte Maggiore.

Wiegenlied.

Rudre Schiffer, rudre weiter,
Denn der Himmel ist nicht heiter,
Weil der Schlaf ist kommen so,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Die Buntvöglein fest und fester
Hüllen sich in ihre Nester,
Weil der Schlaf ist kommen so,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Seine Augen schlafverdrossen
Hat das Schäflein halb geschlossen,
Weil der Schlaf ist kommen so,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Die verliebten Ringelschlangen
Sind schon all' zu Bett gegangen,
Weil der Schlaf ist kommen so,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Kaum will's Bächlein leise lallen,
Nacht ist auf den Bergen allen,
Weil der Schlaf ist kommen so,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

In dem Tal das liebe Veilchen
Hängt das Köpfchen schon ein Weilchen,
Weil der Schlaf ist kommen so,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Für mein Liebchen saugt die Biene
Honig aus der Gelsumine,
Weil der Schlaf ist kommen so,
Mach' dir ninna, mach' dir vò.

Patti.

Der erste Vers dieses Schlummerliedes lautet im Text:

Voca, voca marinaru,
Ca lu celu non è chiaru;
Pri lu sonnu chi calò,
Fa la ninna, e fa la vò.

Ich erinnere hier an den corsischen Wiegenvers, den ich nebst einem Wiegenliede in meinem „Corsica" mitgeteilt habe:

Ninni, ninni, ninni nanna,
Ninni, ninni, ninni nolu,
Allegrezza di la mamma,
Addurmentati, o figliuolu.

O Sonne, welche Macht kannst du ergießen,
Läß'st dir in's Antlitz von niemand seh'n;
Wagt's wer, die Augen ihm thust du schließen,
Da blickt er zur Erd' und muß weinend steh'n.
Der Hügel prahlt mit den Blumen, die ihm entsprießen,
Die Taube mit dem Schnabel und Flügelein schön;
Ich prahle mit dir, o du Süße der Süßen,
Wenn in die Kirche zur Hochzeit wir geh'n.

Monte Maggiore.

Quelle der Schönheit, krystallene klare,
Denn wer draus trinket, behält es im Sinn;
Du bist die Tochter des Grafen Mazzara,
Denn schönere Schönheit findet man nicht.

Kommst du gegangen, der Himmel wird klare,
Die Sonne, sie scheint, es legt sich der Wind.
So viel um den Oelbaum Zweige sich schaaren,
In so viel Wünschen im Herzen trag' ich dich, Kind.
Messina.

Ich wollte fliegen, kann nicht von der Stelle,
Denn mein Geliebter hält mich am Band.
Ich wollte berühren die rauschende Welle,
Die Straße, die Sterne und Himmel und Land.
Ach! hätt' ich hundert Augen zum Sehen helle,
Ach hätt' ich tausend Herzen, dir zugewandt!
Aci.

Ich sah am Himmel zwei Feuer entbrennen,
Zwei schöne Sternlein, die sah ich dort zieh'n.
Das eine der Sternlein, nicht konnt' ich's erkennen,
Ein Stral von der Sonnen das andre mir schien.
O Säule des Domes, so will ich dich nennen,
O Banner des Festes, drum Rosen erglüh'n!
Es wird unser Lieben sich scheiden und trennen,
Wenn um die Weihnacht der Juni wird blüh'n.
Mineo.

Ich schließe hier, und wünsche Herrn Vigo aufrichtig Glück zu seinem Werke. Er hat eins der schönsten Denkmäler der sicilianischen Literatur hergestellt, und den Liederschatz von Völkerstimmen, welchen wir Deutsche seit Herder's Zeit zu pflegen nicht aufgehört haben, um ein prächtiges Kleinod vermehrt. Seit langen Zeiten hat die italienische Literatur nichts hervorgebracht, was nur im Entferntesten dem Werke jener von Bauern, Fischern, Arbeitern gedichteten Lieder in Tigri's und

in Vigo's Sammlung gleichkäme. Es ist eine Erquickung edelster Art, darin zu lesen und das elende Reimgeklingel der Kunstpoeten zu vergessen. Daß diese Sammlungen gerade in dieser gegenwärtigen Epoche an das Licht gekommen sind, kann den Italienern zu großem Troste gereichen; denn diese ihre Volksdichtung ist die glänzendste Apologie Italiens, die je geschrieben worden ist; es ist das Volksparlament der Musen, welches seine Stimme auch vor dem Auslande erhebt, und sie wird gern vernommen werden.

Neapel und Sicilien

vom Jahre 1830 bis 1852.

Als Ferdinand II. seinem Vater Franz I. am 8. November 1830 auf dem Trone beider Sicilien folgte, war er erst 20 Jahre alt. Er übernahm den Staat mitten in der Bewegung, welche die Julirevolution in Europa hervorgerufen hatte. Erst vor neun Jahren war die carbonarische Revolution vom Juli 1820 durch den Treubruch seines Großvaters und die österreichische Intervention unterdrückt worden; jüngst erst, im Februar 1827, hatten die Oesterreicher das neapolitanische Land verlassen, welchem ihr Unterhalt 74 Millionen Ducati kostete. Die Parteien standen sich schroff gegenüber; die Carbonari rüsteten einen neuen Aufstand; in Verbindung mit den Verschworenen Mittelitaliens sollte er einen allgemein italienischen Charakter annehmen. Aber die liberale Partei war erschöpft. Während sich Mittelitalien erhob, zeigten sich im Königreiche nur flüchtige Bewegungen, bis das schnelle Ende der Revolutionsversuche in Modena und den Legationen die Aufständischen vollends entmutigte.

Ferdinand II. suchte indeß durch Zugeständnisse das

Volk zu beschwichtigen; aber obwol man manchen Druck erleichterte, mißliebige Beamte entfernte, einige Exilirte und Verurteilte aus den Jahren 1821 und 1828 amnestirte, zeigte sich doch der dem neapolitanischen Regiment eigentümliche Widerspruch in den öffentlichen Maßregeln. Denn sofort wurde zum Minister des Innern gemacht der Marchese Pietracatella, ein Anhänger des verhaßten Canosa, und was noch mehr in Erstaunen setzte, war die Begnadigung des um abscheuliche Gewaltthat verurteilten Intendanten von Cosenza, de Matteis. Der junge König gab ihm eine Pension.

Damals war Intonti Polizeiminister, ein Mann, den das Volk haßte, und der als ehrgeizig und hartherzig galt. Indem er voll Furcht die Gährung des Landes beobachtete, machte er selbst dem jungen König den Antrag, das Regierungssystem in liberalem Sinn zu ändern, ein volkstümliches Cabinet zu bilden, einen Staatsrat mit den ausgedehnteren Befugnissen eines Senats einzusetzen, und eine Nationalgarde zu errichten. Intonti setzte im Könige bei so großer Jugend liberale Neigungen voraus, die er für sich selbst auszubeuten hoffte; und in der That schien Ferdinand bereit, auf diese Vorschläge einzugehen. Aber kaum hatte Monsignore Oliveri, sein Erzieher und Ratgeber, davon Kunde, als er mit den Ministern zusammentrat und dem Könige zu verstehen gab, daß Intonti ein Intriguant sei, welcher aus Ehrgeiz und mit der französischen Regierung einverstanden den Staat in Revolution zu stürzen beabsichtige. Sogleich gebot Ferdinand dem Polizei-

minister das Land binnen 24 Stunden zu verlassen, und damit hatte der Reformversuch ein Ende.

Der Fall Intonti's wurde in Neapel mit Jubel begrüßt, doch verwandelte sich die Freude bald genug in Schrecken, als seine Stelle einzunehmen berufen wurde del Carretto, Chef der Gendarmerie, ein Mann, von dem man sagte, er sei zum Henker geboren, und der sich bereits im Jahre 1828 dadurch ausgezeichnet hatte, daß er den Ort Bosco, wo die Carbonari einen Aufstand erhoben, bis auf den Grund zerstörte und viele Unglückliche zum Tode oder zu den Galeeren verdammte. Del Carretto war seither bis zum Jahre 1848 der Dämon Neapels und der Gründer eines fluchwürdigen Polizeiregiments.

Im Jahre 1832 vermälte sich der König Ferdinand mit Maria Christina von Savoyen, der Tochter Victor Emanuel's I. Diese Fürstin machte sich durch ihre große Frömmigkeit und ihre Tugenden bald beliebt, aber ihr bigotter Sinn übte einen schädlichen Einfluß auf die Richtung des Hofes aus. Sie starb schon am 31. Januar 1836, nachdem sie wenige Tage zuvor den Tronerben Francesco Maria Leopoldo, Herzog von Calabrien, geboren hatte. Ein Jahr nach ihrem Tode vermälte sich der König zum zweiten mal, mit Maria Theresia, der Tochter des großen Feldherrn Karl, Erzherzogs von Oesterreich, eine Verbindung, die das Metternich'sche System in Neapel befestigte. Es war das Jahr 1837 verhängnißvoll durch die unerhörte Wut, mit welcher die Cholera im Königreiche auftrat. In der Hauptstadt erlagen in kurzer Zeit 13798 Opfer; noch

pestartiger wütete die Seuche in dem heißern Sicilien,
wo in Palermo allein 24000 Menschen hingerafft wur-
den, in Catania 5360, auf der ganzen Insel 69250
Menschen starben. Seitdem der schwarze Tod Europa
heimgesucht hatte, waren kaum ähnliche Scenen des
Schreckens erlebt worden: es wiederholte sich, was Bo-
caccio und Manzoni in ihren Schilderungen der Pest
erzählt haben, oder was der Pinsel Spadaro's dargestellt
hat. Das Entsetzen wurde durch die Wut des Volks
vermehrt, welches Brunnen und Lebensmittel vergiftet
glaubte, und Beamte, Aerzte, Privatpersonen ermordete,
verbrannte, lebendig begrub. Die Syrakuser erhoben
sich gegen ihre Localregierung, ermordeten den Inten-
danten und viele andere Personen. Infolge dieser
Excesse ernannte der König Militärcommissionen, die
Schuldigen zu bestrafen; er schickte nach Calabrien den
Intendanten von Catanzaro, Giuseppe de Liguoro, nach
Sicilien del Carretto als Alter ego. Auf die Schrecken
der Pest folgten die der Polizei. Syrakus, bisher
Hauptstadt, verlor zur Strafe die Intendantur, welche
nun nach Noto verlegt wurde, sodaß die Vaterstadt des
Hiero und Archimedes mit jedem Jahre tiefer herabsinken
mußte.

So zeichnen wiederholte Aufstände, Erdbeben und
Pestilenzen die jüngste Geschichte beider Sicilien aus.
Seitdem die Secte der Carbonari dem Jungen Italien
Mazzini's Platz gemacht hatte, schien die Revolutions-
partei mit verdoppelter Energie in allen Provinzen
thätig zu werden. Der Schauplatz des Losbruchs
wurde tiefer nach dem Süden hinabgerückt; denn obwol

die Regierung des Königreichs über eine große Truppen-
macht gebot, welche noch durch neue Schweizerregimen-
ter vermehrt wurde, so waren doch die neapolitani-
schen Lande entfernt von dem unmittelbaren Einfluß
Oesterreichs, und mit Recht durften die Radicalen auf
das entzündliche Naturell der Calabresen, wie auf den
Nationalhaß der um alle ihre verbrieften Rechte ge-
brachten Sicilianer zählen. Man erwartete seit 1840
einen Aufstand im Königreich. Die orientalische Frage
schien bereits damals Europa verwirren zu wollen, und
eine allgemeine Entzündung der Gemüter weissagte
schwere Ereignisse. Neapel war durch die sogenannte
Schwefelfrage von England mit Krieg bedroht, sodaß
selbst die Regierung des Königs, wie im Jahre 1830,
eine liberale Miene anzunehmen schien. Das Gerücht,
der König beabsichtige Constitution und Preßfreiheit zu
geben, sprach das allgemeine Bedürfniß des Volkes aus.
Indessen fanden hie und da Schilderhebungen statt.
Im Jahre 1841 rief man in Aquila die Constitution
aus. Das Volk erschlug den Intendanten Tanfano,
einst Vertrauten des Cardinals Ruffo und wegen Ge-
sinnung und Grausamkeit verabscheut; aber die bewaff-
nete Macht unterdrückte den Aufstand schnell: der Ge-
neral Casella, nach Aquila als Commissar der Regierung
geschickt, verurteilte 56 Personen zu den Galeeren, andere
zum Tode.

Kurze Zeit darauf erhob sich Cosenza, dann Sa-
lerno. Diese vereinzelten Aufstände vermehrten den
Haß, aber sie zeigten die Ohnmacht solcher Explosionen
der Leidenschaft, von denen nur Schwärmerei den Um-

sturz eines Staats erwarten konnte. Unter allen jenen abenteuerlichen Unternehmungen, wie sie im Charakter des Südens liegen, hat sich keine dem Gedächtniß der Zeit so sehr eingeprägt, und keine in ganz Europa eine so schmerzliche Sympathie erregt, als jene der beiden Brüder Attilio und Emilio Bandiera, der jungen und hochherzigen Söhne des österreichischen Admirals gleiches Namens, welche aus ihrem Exil in Korfu nach Calabrien schifften, weder zurückgehalten durch die Warnungen Mazzini's selbst, noch durch den Jammer der Mutter, noch durch die offenbare Unsinnigkeit ihres Wagnisses. Da die englische Regierung Neapel von allen Plänen der Exilirten in Kenntniß gesetzt hatte und Calabrien so streng überwacht wurde, daß die Insurgenten sich nicht vereinigen konnten, mußten jene kühnen Jünglinge dem unvermeidlichen Tode entgegengehen. Ein Verräter lockte sie und ihre 20 Begleiter nach San Giovanni in Fiore, wo man sie gefangen nahm. Am 25. Juni 1844 wurden sie in Cosenza erschossen. Die Welt erstaunte über die Schwäche und die Grausamkeit der neapolitanischen Regierung, während das Beispiel der Bandiera die Jugend Italiens noch leidenschaftlicher entflammte. Damals nahm die Romagna einen drohenden Charakter an; die Emissäre des Jungen Italien wiegelten das Volk auf; die Provinzen wurden mit Flugschriften überschüttet, Comités organisirt, Geld gesammelt. Noch saß die Militärcommission in Bologna; es war gegen das Ende der Regierung Gregors XVI. Massimo, sein Cardinallegat, hatte die Commission nach Ravenna berufen und dort viele Bürger wegen Hoch-

verrats in die Kerker geworfen. Diese und andere Gewaltmaßregeln erbitterten; kaum war im Kirchenstaat die Bewegung zu hemmen, und dort, nachdem die Aufstände im Neapolitanischen fehlgeschlagen, schien das Centrum der kommenden Revolution sich bilden zu wollen. Aber eine andere Richtung hatte sich Bahn gebrochen; man hatte eingesehen, daß, um die Erhebung national zu machen und das Volk in allen Schichten fortzureißen, sittliche und gesetzliche Mächte mitwirken mußten. Man schlug den Weg der Reformbestrebungen ein, und versuchte die öffentliche Meinung zu einer Macht zu erheben, welcher dann die Regierungen folgen sollten.

Solchen Umschwung der Gesinnung zeigte schon das merkwürdige Manifest aus Rimini („Manifesto delle popolazioni dello stato Romano ai principi ed ai popoli d'Europa"), in welchem die Aufständischen im Jahre 1845 in gemäßigter Sprache ihr politisches Programm niederlegten. Es sprach sich damals so hier, wie im ganzen Lande mit Entschiedenheit das Begehren nach Constitution aus. Weil nun in Italien nicht, wie in den deutschen Ländern zu gleicher Zeit, Land- und Provinzialstände als Organe der öffentlichen Wünsche sich konnten vernehmen lassen, so gab die Presse allein, und zwar vom Auslande her, dem Willen des Volks Stimme und Ausdruck. Die Presse war damals in Italien eine hinreißende und allgemeine Macht.

Als literarische Erscheinungen von weitreichendem Einfluß in jener Zeit müssen Gioberti's „Del primato morale e civile degli Italiani", Cesare Balbo's Schrift „Le speranze d'Italia" und die Schriften von Massimo

d'Azeglio, von Giacomo Durando u. s. w. erwähnt werden. Indem wesentlich von Piemont aus die Reformpartei ihre politischen Grundsätze verbreitete und für den Gedanken der italienischen Einheit und Staatenconsöderation reißend schnelle Propaganda machte, zugleich auch die beiden Angelpunkte der annahenden allgemeinen Revolution Italiens vorahnend bezeichnet wurden, nämlich der Papst (im Sinne Gioberti's) und der König von Sardinien (im Sinne Balbo's), der eine als moralischer, der andere als politischer Einheitspunkt, so schien das Königreich beider Sicilien hinter dieser Bewegung zurückzubleiben. Denn weder diesseit des Faro, noch am wenigsten jenseit desselben hat der italienische Nationalismus Boden im Volk. Die geographische Abgeschiedenheit, die commerzielle nach dem Orient hinweisende Richtung, Sitten und Sprache, die fast unitalienisch zu nennende Geschichte des Landes scheiden die Neapolitaner und Sicilianer vom übrigen Italien, wie wiederum beide Volksgruppen von einander geschieden sind. Die revolutionäre Bewegung nahm daher im Süden in demselben Maß einen besondern und örtlichen Charakter an, als sie in Italien nationaler und allgemeiner wurde.

Wie nun für Italien im Ganzen Cesare Balbo's und Gioberti's Schriften epochemachend auftraten, so waren es für das Königreich beider Sicilien ebenfalls zwei Schriftsteller, welche der Reformpartei Ausdruck gaben, Colletta und Amari. Jener, der bekannte General Murats, der die Convention von Casa Lanza

abgeschlossen hatte, war nach Florenz exilirt worden, wo er im Jahre 1831 starb. Dort hatte er kurz vor seinem Tode seine „Geschichte Neapels" geschrieben, ein durch Form und Inhalt treffliches Werk, welches im Spiegel der modernen Geschichte Neapels von Karl III. bis auf die carbonarische Revolution die elende Verfassung des Staats, die Unhaltbarkeit der Absolutie und die Notwendigkeit eines constitutionellen und volkstümlichen Regiments mit der etwas künstlichen Beredsamkeit eines Tacitus darstellte. Dies Werk war einer der größten Siege, den die Reformpartei überhaupt erfocht; es öffnete dem Volk die Augen, indem es historisch überzeugte.

Colletta's Geschichte wirkte auch auf Sicilien. Ohne Zweifel begeisterte sie den talentvollen Michele Amari zu seiner „Geschichte der Sicilianischen Vesper", die im Jahre 1842 erschien, ein Buch, taciteisch in der Form, noch gezwungener geschrieben, als jenes von Colletta. Mit dramatischer Lebendigkeit stellte Amari jene merkwürdige Revolution Siciliens dar, und lehrte den Sicilianer seine verfassungsmäßigen Rechte und, im Widerspruch zu diesen, die elende Gegenwart deutlicher erkennen. Amari, der sich in neuester Zeit auch durch ein treffliches Werk über die Geschichte der Muselmannen auf Sicilien bekannt gemacht hat, trat im „Vespro siciliano" ganz und gar tendenziös auf. National-sicilianische Absichten leiteten ihn allein und verleiteten ihn auch dazu, jene bekannte Figur des Johann von Procida fast ganz aus der geschichtlichen

Wirksamkeit in das Reich der Sage zu verweisen, um nur die Befreiung Siciliens vom Joche Neapels als That der Volkskraft selbst erscheinen zu lassen.

Man kann sagen, daß Colletta's und Amari's Werke die Revolutionen von 1848 wie in Neapel so in Sicilien ankündigten. Beide waren geschichtliche Proteste gegen die Absolutie des Königtums und die despotische Erdrückung der Volksrechte, aber beide verhalten sich ohne Wissen und Wollen feindlich zu einander: jenes, das neapolitanische, ist das Programm des Constitutionalismus, dieses, das sicilianische, muß auf die Losreißung der Insel und stillschweigend auf die Republik hinauslaufen. In beiden hat sich die öffentliche Meinung in das Asyl streng wissenschaftlicher Darstellung geflüchtet.

Während solche Erscheinungen die denkende Klasse der Bevölkerung bewegten, ward in Neapel die geheime Presse nicht müde, zahllose Flugschriften, Proteste und Appelle, leidenschaftlich und excentrisch in ihrer Haltung und schonungslos im Urteil über den König und die Minister auszustreuen. Die öffentliche Presse selbst lag geknechtet unter der ärgsten Censur. Die Begriffe popolo, cittadino, nazione wurden aus dem literarischen Verkehr gestrichen; die Aengstlichkeit der Regierung war lächerlich. Dagegen hatten die Jesuiten volle Freiheit sich in Schriften zu ergehen: sie gaben damals, ehe die „Civiltà cattolica" in Neapel gegründet wurde, die Zeitschrift „Scienza e fede" heraus, unter der Redaction des Padre Curci, eines eifrigen Bekämpfers des Gioberti, und unter der Protection des Monsignore Cocle,

des alles vermögenden Ratgebers des Königs. Die Priester übten zugleich die Censur aller eingeführten Zeitschriften und Bücher aus; sie censirten selbst die theatralischen Aufführungen und die Ballets.

Eine pietistische Richtung beherrschte den Hof; der König huldigte ihr. Man weiß, daß Ferdinand, von Kindheit an durch Priester erzogen und geleitet, eine devote Verehrung gegen die Religion und die Heiligen an den Tag legte. Jeden Morgen hörte er die Messe; streng fastete er am Freitag und am Sonnabend; drei mal des Tags betete er das Angelus, und nie hat er irgend einer großen Kirchenfunction seine Gegenwart entzogen. Celestino Cocle war sein Beichtvater, Geistlicher vom Orden des San Alfonso und Erzbischof von Patras, ein Mann, dessen Macht nicht minder gefürchtet und gehaßt wurde, als jene del Carretto's. Auch andere Priester umgaben den König; Don Placido, ein hitziger und bigotter Kanzelredner, welcher in Neapel großes Aufsehen, namentlich beim weiblichen Geschlecht machte, stand hoch in seiner Gunst. Seit den Ereignissen im Frühjahre 1848 kam Ferdinand II. überdies in den Ruf eines grausamen Tyrannen und zweiten Attila, aber die maßlose Leidenschaft hat ihm Eigenschaften beigelegt, die er nicht besaß. In keiner Weise durch Gaben des Genies ausgezeichnet, weder im Guten noch im Schlimmen, teilte dieser sehr untergeordnete Fürst mit vielen andern älterer und neuerer Zeit dasselbe Schicksal: die Verhältnisse und die Umgebungen haben ihn bezwungen, die Furcht ihn in's Extrem gedrängt. Er war zu schwach, ihr zu widerstehen,

und zu roh, um einen andern Begriff vom Staat zu haben, als den, daß er sein Eigentum sei. Dieser Geizhalz häufte Millionen auf, die seinem Volke erpreßt wurden.

Man sagt nicht ohne Grund, daß Mißtrauen und Furcht in keinem andern Staat so sehr alle Handlungen beherrschten als in Neapel; es war nicht allein der immer wache Argwohn vor den Bewegungen in den Provinzen, sondern auch das Mißtrauen gegen seine eigenen Minister, welches dem König bittere Pein verursachte. Er schien es zum Princip genommen zu haben, sein eigenes Cabinet in feindliche Elemente zu zerspalten und so gleichsam einen Minister zum Beobachter und Gegner des andern zu machen. Präsident des Ministeriums war im Jahre 1846 der Marchese von Pietracatella, ein grundsätzlich entschiedener Anhänger der Absolutie, ein Mann von österreichischen Gesinnungen. Minister des Innern Niccolo Santangelo; Minister der Polizei Francesco Saverio del Carretto; Finanzminister Ferdinando Ferri, ein alter Liberaler vom Jahre 1799; Minister des Auswärtigen der Prinz di Scilla Fulco Ruffo; Minister der Justiz Niccolo Parisio, gerühmt als Gelehrter, aber ohne Energie; Minister der geistlichen Angelegenheiten der Prinz Giuseppe Lanza; Minister des Kriegs und der Marine der König selbst; Director dieses Ressorts der General Giuseppe Garzia. Außerdem war Vicekönig von Sicilien der Herzog Luigi di Maio, ein Mann, welchen die Sicilianer wegen seiner unbedeutenden Persönlichkeit geringschätzten.

Von allen diesen Ministern zeigten sich allein mächtig del Carretto und Santangelo; hinter ihnen stand Monsignore Cocle, durch dessen Einfluß auf das Gemüt des Königs alles vermocht wurde, öffentliche Maßregeln wie Besetzung der Aemter durch Meistbietende oder Günstlinge. Es erklärte einer jener Proteste, welche im Jahre 1846 die geheime Presse druckte: „Unter den Ministern herrscht nicht einmal die Einigkeit der Banditen, denn sie kennen, sie hassen sich, sie stellen einander nach; der König hält sie mit Gewalt zusammen und glaubt, daß sie, je feindlicher sie unter einander sind, desto treuer ihm anhängen. Wenn einer von ihnen das Gute vorschlägt, so setzen sich ihm die andern aus Bosheit entgegen und lassen das Schlimme durchgehen; wenn er das Schlimme vorschlägt, so werden die andern Tugendhelden und verhindern es, daher geschieht weder das Gute noch das Böse, sondern jeder macht in seinem Ministerium, was er will. Del Carretto spielt den Nero, Santangelo raubt, Ferri erspart, Parisio träumt von Justiz, der König sagt Gebete her, Monsignore öffnet die Pforten des Himmels und der Erde. Daher ist es kein Wunder, wenn der Staatsrat nichts ist, wenn die Regierung stumpf, ungerecht, lächerlich, tyrannisch und beschämend ist für die Unterdrücker wie für die Unterdrückten."

In der That waren die Zustände Neapels kurz vor dem Ausbruch der Revolution von 1848 erschreckend. Täglich fanden Verhaftungen statt; die Polizei füllte alle Kerker; indem sie die Gesetze umstieß, hob sie die öffentliche Sicherheit auf, und machte sie die Willkür zur Regel. Die Processe, zahllos angehäuft, da beim

geringsten Verdacht oder dem leisesten Wink der Spione Verhaftungen erfolgten, wurden insgeheim von der Polizei instruirt; die Advocaten wagten nicht mehr zu vertheidigen, weil sie der Rache der Regierung und dem Verlust ihres Amtes ausgesetzt waren. Dies Schicksal traf unter Andern Giuseppe Macarelli, den Präsidenten des Criminalgerichtshofs in Neapel, den mutigen Vertheidiger einiger junger Männer, welche des Zusammenhangs mit dem Jungen Italien waren angeklagt worden. Und doch scheute sich zu gleicher Zeit die Regierung nicht, ihre Ohnmacht den Banditen gegenüber öffentlich einzugestehen und mit ihnen förmliche Friedensverträge abzuschließen. So geschah es mit Giosafat Talarico, einem Räuber, der zwölf Jahre lang im Silawald gehaust hatte. Man capitulirte mit ihm; der Minister del Carretto übergab ihm eigenhändig in Cosenza das Gnadendecret, und nachdem der gefürchtete Hauptmann sich unterworfen hatte, sandte man ihn und seine tapfersten Gefährten nach Lipari mit einer monatlichen Pension von 18 Ducati. Solche Demoralisation einer despotischen Regierung, die nur gegen Wehrlose stark war, mußte sie verhaßt und verachtet machen. Es stieg die Gährung in allen Provinzen; in Calabrien, jenem Lande, dessen Haß gegen Neapel nicht minder national ist als der der Sicilianer, bereitete man einen Aufstand vor, der schon lange in Verbindung mit den Liberalen der Hauptstadt organisirt war.

Einen Augenblick lang hemmte die dem Ausbruch nahe Bewegung der Tod Gregors XVI., die am 16. Juni 1846 erfolgte Wahl Pius' IX., und der wunderbare

Umschwung, welcher wie mit einem Zauberschlage alle Gemüter in Entzücken versetzte. Aber während sich das übrige Italien enthusiastischem Taumel hingab und die Völker in unwiderstehlichem Drange nach Reform und nationaler Selbständigkeit zu erneutem Lebensgefühl erwachten, nahm Neapel ein um so düstereres Aussehen an; die Regierung verdoppelte den Druck, statt ihn zu erleichtern. Der König zeigte sich ohne Kopf und Herz, unfähig die Zeit zu begreifen. Nun erst ging del Carretto's Polizeiherrschaft bis an's Aeußerste. Neapel bedeckte sich mit Gendarmen und Spionen; Verhaftungen folgten auf Verhaftungen; keine Concession im liberalen Sinne ward gemacht, weder im Jahre 1846 noch bis zum Sommer des folgenden Jahrs. In der Verblendung, daß eine schlagfertige Truppe und die Gendarmerie hinreichend sei, den durch soviel Jahrzehnte, durch soviel gehäufte Opfer des Bluts gesteigerten Haß des Volks niederzuhalten, ließ man die Erbitterung wachsen, ermutigt auch durch das neue Freundschaftsverhältniß zu Rußland, dessen Kaiser Nikolaus kurz zuvor (1845) einen Besuch am Hofe Neapels gemacht hatte. Man hatte ja auch seit geraumer Zeit wiederholte Aufstandsversuche erstickt, und sie jedesmal als romantische Tollheiten spurlos verlaufen sehen. Neuen Unternehmungen der Art wollte man jetzt kräftig vorbeugen, indem man den General Statella mit Truppen in das von unzähligen Banditen beunruhigte Calabrien sandte, den Herd alles revolutionären Treibens diesseit der Meerenge.

Da brach zuerst in Messina ein Aufstand aus. Eine Schaar fanatischer und tapferer Jünglinge hatte sich

verschworen, den Commandanten der Stadt und die angesehensten Offiziere bei einem Fest zu überfallen und aufzuheben; der tollkühne Versuch endete nach kurzem Straßenkampf mit der Gefangennahme oder Flucht der Verschworenen. Doch war dieser Aufstand nicht vereinzelt, er stand vielmehr mit andern revolutionären Erhebungen in Verbindung, welche im Sommer des Jahres 1847 in Calabrien und Sicilien ausbrechen und das ganze Königreich mit sich fortreißen sollten. Für Calabrien waren die Brüder Domenico und Gian Andrea Romeo, aus Reggio, zu Führern ernannt. Nachdem diese unternehmenden Männer mit den Verschworenen in Neapel Abrede getroffen hatten, überfielen sie an der Spitze einer Insurgentenschaar Reggio, und zwangen die kleine Besatzung der Citadelle das Gewehr zu strecken. Dies geschah am Ende des Monats August. Nirgends erhob man den Ruf nach Republik; man ließ den constitutionellen König und Pius IX. leben, ja man pflanzte auf der Citadelle die päpstliche Fahne auf. Aber die Bewegung blieb local. Zwar beteiligte sich das Volk von Reggio und die nächste Umgegend; doch ohne Verbindung mit den übrigen Städten und ohne den Massenaufstand der Provinz, mußte die Insurrection in sich erlöschen, wie jene frühern in Aquila, Salerno und Cosenza. Und kaum waren zwei Tage vergangen, als auf die Kunde von der Erhebung Reggio's Kriegsschiffe vor der empörten Stadt erschienen. Sie ergab sich den Truppen nach kurzem Widerstande. Die Führer warfen sich in die Berge, um mit dem Rest der Insurgenten das innere Land auf-

zuwiegeln; aber die Königlichen überwältigten diese Schaaren eine nach der andern, und nachdem Domenico Romeo, ein Mann von großem Mut, ein echter Calabrese, im Kampf gefallen war, überlieferte sich sein Bruder Gian Andrea selbst den Händen der Königlichen. Glücklicher als seine Schicksalsgenossen vor ihm, wurde er zu den Galeeren begnadigt und sollte bald darauf noch eine hervorragende Rolle spielen.

Der Aufstand Calabriens war bedeutender gewesen als jeder andere ihm seit 1820 voraufgegangene. Hatten die Erfolge auch keinen Bestand gehabt, so war doch eine Stadt überwältigt, eine provisorische Regierung eingesetzt worden, und nachdem die Insurrection am 31. August ausgebrochen, hatte man sie erst am Ende des October und nach schwierigen Kämpfen bewältigen können. Ihr Zusammenhang mit der italienischen Bewegung im Allgemeinen und der Umstand, daß sie sich unter die Fahne Pius' IX. gestellt und so in den Augen des Volks sich eine Heiligung gegeben hatte, mußte der Regierung doppelt gefährlich erscheinen. Man verschärfte demnach alle peinlichen Processe; man wandte gegen die gefangenen Insurgenten und Liberalen in scheußlichen Kerkern selbst die Tortur an; unzählige Menschen in der Hauptstadt wie in den Provinzen wurden ihren Familien entrissen, und niemals war del Carretto's und Campobasso's Regiment so fürchterlich als nach dem Aufstande in Reggio. Aber es neigte sich schon dem Ende zu. Denn jene nicht mehr zu hemmende Aufregung der Völker brach nun als Massenbewegung in den Hauptstädten selbst aus. Die Aufstände in den Provinzen

hatten nur einen vereinzelten Charakter gehabt, anders aber mußten sich die Dinge gestalten, wenn das Volk in der Hauptstadt selbst die Regierung überflutete.

Dies geschah. Je mehr sich die römischen Reformen unter Pius IX. erweiterten, desto lebhafter wurde das Begehren in Neapel, in gleichem Maße fortzuschreiten. Die Kunde von der vom Papst bewilligten Staatsconsulta fiel wie ein Funke in Neapel und Palermo hinein. Die Polizei reichte mit Verhaftungen nicht mehr aus, denn man hätte bei den täglichen Demonstrationen auf Plätzen und Straßen Tausende und aus allen Ständen verhaften müssen. Mit jedem Tage wuchs die Bewegung; Adressen, Petitionen, Kundgebungen jeder Art, Deputationen der Sicilianer, der Calabresen, der Neapolitaner folgten einander, und man hörte zu jeder Zeit das Geschrei: Es lebe Italien! Pius der Neunte! Es leben die Sicilianer! die Constitution!

Man mußte einlenken. Schon im August hatte König Ferdinand die drückende Mahlsteuer abgeschafft und die Abgabe auf das Salz verringert; endlich änderte er das Ministerium. Niccolo Santangelo, Ferdinando Ferri traten ab; del Carretto blieb, wie auch der österreichisch gesinnte Pietracatella. Das Volk umlagerte indeß täglich den königlichen Palast und schrie: Reform! Reform! Täglich gingen Deputationen aus allen Teilen des Königreichs, täglich Botschaften von drohenden Bewegungen in den Städten und Provinzen ein. Neapel war in fieberhafter Aufregung. Am 14. December strömte das Volk auf den Platz della Carità. Zahllose Schaaren aus allen Ständen, zum

Teil mit den italienischen Nationalfarben geschmückt, ließen sie Pius IX., Leopold von Toscana und die Sicilianer hoch leben, und den Ruf nach Reform und Constitution erschallen. Das Militär, verstärkt durch Zuzug aus Salerno und Nola, stand kampffertig, das königliche Schloß war mit geladenen Kanonen umstellt. Noch einmal fanden massenhafte Verhaftungen statt, und indem sich unter den von der Polizei Ergriffenen junge Männer aus den ersten Ständen befanden, wie der Prinz Caracciolo, der Herzog von San Donato, der Herzog von Albaneto und Andere, gab man dem Volke den Beweis, daß der Liberalismus selbst im höchsten Adel Anhänger gefunden habe. Man schloß die Universität und die höhern Lehranstalten; einige Tausende den Provinzen angehörige junge Leute mußten die Stadt verlassen. So wuchs die Aufregung; man konnte mit jedem Tage einen Schlag erwarten. Aber er fiel nicht hier, sondern in Sicilien, und Palermo sollte durch mutige Erhebung dem übrigen Europa das Signal zu allen jenen Revolutionen geben, welche sich mit elektrischer Schnelligkeit verbreiteten, um dann eine nach der andern die Kraftlosigkeit des modernen Geschlechts darzuthun.

Unter allen Nationen, die sich damals im Namen des Rechts und der Freiheit erhoben, waren wenige der Sympathie würdiger und keine in ihren Rechten tiefer verletzt als die sicilianische. Keine hatte ein so reelles, so klar gefaßtes und historisches Ziel vor Augen: nationale Unabhängigkeit, Constitution von 1812. Während im übrigen Europa, selbst in Italien mancherlei

durch historische Entwicklung oder theoretische Schulen erzeugte Ideen politischer oder socialer Natur die Völker verwirrten, die Kräfte und Interessen zersplitterten und allgemeine Resultate unmöglich machten, war Sicilien in seiner patriotischen Abgeschiedenheit von allen modernen Richtungen unberührt geblieben. Der Feudalismus war aufgehoben worden, ohne daß socialistische Tendenzen sich bemerklich machten; der Adel, mit dem Klerus verbrüdert, ausgezeichnet durch den fast ausschließlichen Besitz literarischer Bildung und glänzend durch patriotische Verdienste in den Wissenschaften, war der anerkannte Träger der nationalen Rechte, der durch die Geschichte seit Jahrhunderten bestellte Verfechter der alten Verfassung. Man weiß, daß die Constitution von 1812, einst durch Lord Bentinck veranlaßt, durch Ferdinand I. aufgehoben wurde. Das letzte Parlament Siciliens war am 15. Mai 1815 aufgelöst worden. Als jener Monarch im Jahre 1816 Miene machte, die von England gewährleistete Verfassung durch Decrete gewaltsam zu ändern, hatte ihn Lord Castlereagh von solchem Unterfangen abgemahnt und ihm sogar mit einer Intervention gedroht. Aber es war bei Noten geblieben, denn ungehindert durfte der König die Rechte Siciliens schmälern, am 11. December 1816 die Insel sogar mit Neapel vereinigen. Das Nationalheer wurde aufgehoben, die Verwaltung neapolitanisch gemacht, die Aemter an Neapolitaner vergeben, die Steuern willkürlich erhöht. Zwar machten die Sicilianer noch einmal durch die Revolution von 1820 ihre Unabhängigkeit und Constitution geltend; aber nachdem Palermo dem

General Florestan Pepe die Tore öffnen müssen und sein Nachfolger, der General Colletta, mit Strenge den Aufstand gebändigt hatte, lenkte die neapolitanische Regierung in die alte Bahn wieder ein, den Plan ungescheut verfolgend, Sicilien zu einem blos provinziellen Teil der Monarchie umzugestalten. Auch der letzte Rest von Selbständigkeit sollte vertilgt werden. Das durch Steuern übermäßig belastete Land fiel in Armut, die Städte verkamen; in dieser Versunkenheit und einer geflissentlich erhaltenen Uncultur hoffte man die patriotische Kraft zu ersticken.

Im Jahre 1837 hatte Ferdinand II., infolge der durch die Cholera veranlaßten Aufstände, durch das Decret vom 31. October einen weitern Gewaltact gegen die Sicilianer ausgeführt; Wechselseitigkeit der Aemter war für Neapel und Sicilien festgestellt worden, so daß ohne Unterschied der Nationalitäten dort Sicilianer, hier Neapolitaner angestellt werden durften. Es erbitterten die Sicilianer auch materielle Beschwerden; denn obwol die Finanzeinnahme nach einem Parlamentsbeschluß von 1813 die Summe von 1,847685 Unzen niemals übersteigen sollte, war sie dennoch verdreifacht worden, namentlich durch die Mahlsteuer und die Grundsteuer. Dazu kamen indirecte Abgaben, und so sah sich der kleine Eigentümer mit 32 Procent überlastet.

Seit jenem Jahre stieg das Elend aufs höchste. Zwei Geißeln hatten die Insel zerfleischt, die Cholera und del Carretto, der Alter ego des Königs. Dieser Mann, den selbst ein Tiberius für die erste Polizeistelle würde verwendet haben, führte sein schändliches Regiment

in unerhörter Weise. Die Sicilianer verzweifelten unter dem dreifachen Druck des Steuereinnehmers, des Schergen und des Soldaten. Selbst die Statthalterschaft, wenigstens ein Schein nationaler Anerkennung, wodurch Sicilien von den Provinzen des Festlandes sich unterschied, wurde zu einem militärischen Posten herabgedrückt. Der Graf von Syrakus, Bruder des Königs, bekannt durch seine seltsamen Launen, die an jene des russischen Großfürsten Konstantin erinnern, war der letzte Statthalter königlichen Bluts gewesen. Nachdem er im Jahre 1835 abberufen worden, folgten ihm in der Statthalterschaft Generale. Im Jahre 1839 machte der König sogar einen Schweizer, den General Tschudy, zum Lieutenant der Insel; ihm folgte der General Vial, und diesem seit 1840 de Maio.

Die Verhältnisse Siciliens zu Neapel und zur Dynastie Bourbon am Ende 1847 glichen denen vor der sicilischen Vesper. In beiden so weit getrennten Zeiträumen handelte es sich bei ähnlichem Druck und demselben Bestreben Neapels, Sicilien zu entnationalisiren, um dieselben Zwecke, und jedesmal gab der Revolution Grundlage und materielle Berechtigung eine vorhandene, aber unterdrückte Verfassung. Vielfache Aehnlichkeiten weisen auch sonst beide Revolutionen auf; beide male wurde die herrschende Dynastie des Trons für verlustig erklärt und ein fremder Herrscher zum Könige der neu constituirten Nation berufen. Aber die Resultate waren weit verschieden. Die Revolution von 1848, im Anfange mit Leidenschaft begonnen, ausgezeichnet durch Einheit des Willens, durch Zustimmung

aller Städte und Landschaften, endlich durch die Zeitumstände hoch begünstigt, endete in kurzer Zeit mit einer Kraftlosigkeit, welche in Erstaunen setzt; sie erlag einer Waffenmacht, die wenig mehr als 20000 Mann zählte; man darf sagen: sie erlag ein paar tapfern Schweizerregimentern.

Wir wollen den Gang der Dinge im Zusammenhang überschauen.

Während seit dem Herbst 1847 das Volk in Neapel in leidenschaftliche Aufregung geriet, gährte auch, und heftiger, Palermo. Dort war Maio (ein Name, der zur Zeit des normannischen Wilhelm einen sehr verhaßten Klang gehabt hatte) Statthalter des Königs und Vial Commandant der königlichen Truppen. Das Volk, an dessen Spitze die ersten Männer des Adels, der Marchese Ruggiero Settimo, der Marchese Spedalotto, der Prinz Serra di Falco, Scordia, Pallagonia, Grammonte, Pantellaria standen, hatte Deputationen nach Neapel geschickt, die altverbrieften Rechte zurück verlangend. In Palermo dieselben Demonstrationen wie in Neapel, dieselbe drohende Haltung des Militärs, und unausgesetzte Verhaftungen. Als nun kein Zugeständniß von Seiten der Regierung erfolgte, kündigten die Sicilianer mit ritterlicher Offenheit den Kampf an; die Revolution wurde durch Placate, Reden und abgeordnete Deputationen förmlich angesagt. Sie sollte nichts vom Charakter der Verschwörung an sich haben, nicht als Empörung oder Aufruhr gelten, sondern die That des in Masse sich erhebenden Volkes sein. Man setzte sie auf den 12. Januar 1848 fest, den Geburts-

tag Ferdinand's; wenn bis zu diesem Tage dem Begehren des Volks nicht würde gewillfahrt sein, so sollte der Kampf seinen Anfang nehmen.

Am Morgen des genannten Tages erhob sich Palermo wirklich. Die Sturmglocken läuteten, das Volk stürzte aus den Häusern, Adel, Mönche, Priester wie Bürger, Handwerker und Fischer, ohne Unterschied des Standes, die Einen wolbewaffnet, die Andern mit Waffen des Augenblicks, Speeren, Fischerharpunen, Jagdmessern. Man rief: Evviva Pio Nono! Evviva la lega italiana! Evviva la Santa Rosalia! Das Militär zog sich zurück; Dragoner und Artillerie umstellten das königliche Schloß, welches den Cassaro, die Hauptstraße der Stadt, beherrscht. Um 2 Uhr Nachmittags entstanden überall Barrikaden; aber noch kam es nicht zum Kampf. Man stand sich gerüstet gegenüber; die Nacht war dumpf, unterbrochen durch Geschrei sich ordnender Massen, durch Lichterschein in den Straßen und fliegende Feuer auf den Plätzen. Am folgenden Vormittag begannen die Kanonen vom Schloß her zu feuern; Nachmittags warf das Fort Castellamare Granaten. Hier commandirte ein entschlossener Schweizer, der Oberst Gros, welcher den Befehl hatte, alle fünf Minuten eine Bombe in die Stadt zu schleudern; er warf nur jede Viertelstunde. Mit Wut kämpfte man in der Stadt, deren heißes Volk selbst im alltäglichen Treiben in fieberhaftem Aufruhr zu sein scheint. Das unablässige Läuten der Sturmglocke mischte sich in das Gebrüll der Kämpfenden und das Dröhnen der Geschütze. Zwar gelang es den Protesten aller Consuln

der auswärtigen Mächte wie des Commandanten des im Hafen liegenden britischen Dampfers Bulldog, wenigstens die Beschießung der Stadt mit Bomben und Raketen zu mindern, und endlich auch einen Waffenstillstand von 24 Stunden auszuwirken, während welcher Zeit sich die Fremden auf die Schiffe flüchten konnten. Aber der Kampf begann auf's Neue nach Verlauf dieser Frist. Der Mut der Palermitaner war ihrer Vorfahren würdig; man sah Schaaren selbst von Benedictinermönchen angeführt, und mitten im Kugelregen Priester Kreuz und Fahne emporhalten. Musterhaft die Ordnung; kein Exceß wurde begangen, kein Diebstal, der nicht sofort durch Volksjustiz mit dem Tode bestraft worden wäre. Keine Gewaltthat geschah in den ersten Tagen der Begeisterung von Seiten des Volks; selbst die verwundeten Soldaten trug man in die Lazarethe. Aber später begannen Rachsucht und persönlicher wie allgemeiner Haß ihre Opfer zu fordern; es fielen Scenen schrecklicher Volkswut vor; auch die Truppen, und sie vielleicht zuerst, wüteten, erbittert durch ihre unhaltbare Lage und die verzweifelte Anstrengung. Sie stürmten die Klöster, ermordeten die Benedictinermönche, warfen Lebende und Todte aus den Fenstern auf das Straßenpflaster.

Während das Volk in den Straßen kämpfte, erließen die Führer einen Aufruf, die Ursachen der Revolution aus einander zu setzen. Seit 30 Jahren, so hieß es darin, sei das sicilische Parlament nicht mehr berufen worden; auf den Absolutismus, der die alten Staatsgesetze und Rechte gewaltsam unterdrückt habe, sei das Elend der Grundbesitzer und der Industrie gefolgt.

Vergebens habe das Volk bei England im Jahre 1816 protestirt, weil doch diese Nation im Jahre 1812 das politische Statut Friedrichs II. von Aragon in seiner neuen Form gewährleistet habe; vergebens die Aufstände von 1831, 1837, 1847! Aber mit den Reformen Pius' IX. sei die Stunde der Befreiung gekommen; jetzt hätten sich die Sicilianer erhoben, ihre Rechte wiederzuerobern, ihr Vaterland wieder in die Reihe der blühenden Nationen zurückzuführen. „Sicilianer, haben unsere Vorfahren nicht den tyrannischen Karl von Anjou verjagt und nicht Friedrich von Aragon gegen ganz Europa verteidigt? Was können demnach die Waffen Ferdinands II. ausrichten, wenn ein ganzes Volk auf seinem Willen besteht? Die Würfel sind gefallen; vollenden wir das heilige Unternehmen. Es lebe Pius IX.! es lebe Sicilien! es leben unsere italienischen Brüder!“

Unterdeß hatte der Dampfer Vesuv die Kunde der ausgebrochenen Revolution nach Neapel gebracht. Die erschreckte Regierung schiffte 6000 Mann ein, auf zehn Dampfschiffen, unter dem Befehl des Generals Desauget. Als diese schon am 15. Januar (man fährt in 16 Stunden von Neapel nach Palermo) im Hafen der empörten Stadt landeten, fanden sie das Volk Meister aller offenen Plätze, die Besatzungstruppen noch im Besitz aller Forts, wie auch des königlichen Schlosses. Der Aufstand war vollständig organisirt; eine provisorische Regierung von 30 Männern aus den ersten Ständen eingesetzt, und das Landvolk im Zuzuge begriffen. Die Revolution zeigte sich allgemein; daß sie eine Erhebung

des Volks, nicht, wie man behauptet hat, ein bloßes Machwerk der herrschsüchtigen Geistlichkeit und des auf seine Pairsrechte eifersüchtigen Adels war, lehrte der augenblickliche Beitritt aller Städte. In Syrakus, Girgenti, Noto, Catania, Trapani, Milazzo, Caltanisetta war das neapolitanische Militär überwunden, ein Volksausschuß eingesetzt und der Anschluß an die Junta von Palermo verkündigt. Diese selbst teilte sich am 15. Januar in vier Ausschüsse, zur Verteidigung unter dem Fürsten Pantellaria, zum Behuf der Verpflegung unter dem Marchese Spedalotto, für die Finanzen unter Marchese Rudini, für die Staatsangelegenheiten unter Ruggiero Settimo, einem edeln und würdigen Greise, welcher ehedem sicilianischer Minister gewesen war und wegen seiner liberalen Grundsätze die höchste Popularität genoß. Er trat jetzt an die Spitze des Volks.

Die Truppen Desaugets hatten sich mit der Besatzung vereinigt, und 9000 Mann stark geworden, den Kampf und die Beschießung wieder aufgenommen. Man kämpfte und unterhandelte zugleich. Der Herzog Maio und Spedalotto, Prätor der Stadt, das ist Präsident des Senats von Palermo, sandten einander Botschaften: das Volk verlangte die Verfassung von 1812 und die sofortige Berufung des Parlaments. Der Graf von Aquila, Bruder des Königs, am 15. mit jenen Truppen angekommen, war nach nur 24stündigem Aufenthalt mit zwei Fregatten nach Neapel zurückgegangen, um dem König den Stand der Dinge vorzutragen, und ihn zum Einlenken zu ermahnen. Schon am 20. Januar kam er wieder mit den Reformdecreten

vom 18. Januar, welche der König, erschreckt durch die bedrohliche Wendung der Ereignisse, sich hatte abdringen lassen. Darin ward den Sicilianern getrennte Verwaltung und Rechtspflege zugesichert, das Decret vom 31. October 1837 aufgehoben, der Graf von Aquila zum Statthalter ernannt, und ein neues Ministerium unter Lucchesi Palli angekündigt.

Aber die provisorische Regierung lehnte diese Zugeständnisse ab: sie verlangte rund heraus die Entfernung des Militärs, die Uebergabe sämmtlicher Forts, und die Einberufung des Parlaments auf Grund der Constitution von 1812. Der Enthusiasmus kannte kein Bedenken mehr; man wollte das Entschiedene und nicht das Halbe. Also begann der Kampf mit neuer Heftigkeit. Man schlug sich von beiden Seiten mit der größten Erbitterung; die Soldaten litten entsetzlich; durch Mangel, Hunger, Witterung und beständigen Kampf erschöpft fingen sie an zu weichen. Als nun am 25. Januar auch das königliche Schloß in die Hände des Volks gefallen war, erkannte Desauget die Unmöglichkeit, Palermo zu bezwingen oder sich überhaupt nur zu halten; er begehrte Waffenstillstand, um den Rest seiner Truppen nach Neapel einzuschiffen. Weil aber das Volk die Uebergabe von Castellamare zur unerlaßlichen Bedingung des Waffenstillstandes machte, zogen sich die königlichen Truppen in der Nacht des 29. Januar über Bagaria nach Solanto zurück, wo sie sich endlich mit genauer Not auf die Dampfboote retteten. Als sie hierauf in Neapel ausgeschifft wurden, elend und verwildert, unbeschuht, abgerissen wie nach einem langen Feldzuge,

bekundeten sie dort den Sieg der Sicilianer und die Unfähigkeit der Regierung, mit Waffengewalt etwas auszurichten.

Und in der That machte die Revolution in Sicilien reißende Fortschritte. Die Königlichen waren gewichen; nur die Citadellen von Palermo, von Messina, welche der General Pronio verteidigte, und die Festung von Syrakus in ihren Händen geblieben: alles übrige Land frei und in voller Thätigkeit, sich im nationalen Sinne zu organisiren.

Das Gerücht vergrößerte die Ereignisse in Neapel selbst. Hier überließ sich das Volk unverholenem Jubel; es durchwogte die Straßen mit dem Geschrei: Sicilien! Constitution! Schon wehte auf dem Castell Sant Elmo die blutrote Fahne, und in allen Kasernen ertönten Alarmsignale. Wer mochte noch Neapel bändigen? Der König, umringt von seinen Räten und den fremden Diplomaten, schwankte, dann gab er nach. Schon am Abend des 26. Januar wurde der Polizeiminister Carretto entlassen, als er in Begleitung des Herzogs Filangieri den Palast verließ, auf der Treppe selbst verhaftet, in aller Stille, nach altvenetianischer Art, fortgeführt und auf ein bereitliegendes Schiff gebracht, das noch in der Nacht mit ihm nach Livorno unter Segel ging. Kein Verkehr mit dem Lande war ihm gestattet worden; nicht Freunden noch Angehörigen durfte er Lebewol sagen; nur 3000 Ducaten hatte ihm der König nachgeschickt.

Alle Minister reichten ihre Entlassung ein. An die Spitze des neuen Cabinets trat der bisherige Botschafter

in Frankreich, Herzog Serracapriola; die übrigen Minister wählte man aus dem Volk angenehmen Persönlichkeiten, wie Bozelli, welcher von der Revolution des Jahres 1820 her als Liberaler bekannt war und Kerker und Exil überstanden hatte, Bonanni, Dentice, Carlo Cianciulli, der das Innere übernahm. Man hat behauptet, daß diese Männer die Portefeuilles nur unter der Bedingung annahmen, daß der König eine Constitution gäbe. Aber neuere Mittheilungen versichern, daß dieser selbst die Initiative ergriff und eine Constitution befahl. Sie wurde verkündigt am 29. Januar 1848. Das Decret verhieß eine Pairskammer, die vom König, eine Deputirtenkammer, die aus einem Wahlcensus vom Volk zu ernennen sei, Verantwortlichkeit der Minister, Organisation der Nationalbank, Preßfreiheit mit Repressivmaßregeln. So hatte der absolute König Neapels, durch die Ereignisse außer Fassung gebracht, seinem Lande eine Constitution gegeben, ehe selbst Toscana oder Piemont sie erhielten. Der Umschlag war von zauberischer Wirkung: mit einem mal war die Polizei verschwunden, wie das Nachtgevögel, welches der Tag in seine Hölen zurückschreckt; die Exilirten kehrten zurück; die Kerker der Stadt und der Insel gaben ihre Opfer wieder; die entfesselte Presse schüttete Journale, Flugschriften, Pamphlete, satirische Lebensgeschichten der frühern Minister aus. Das Volk in seinen tiefsten Schichten starrte die neue Erscheinung mit Mistrauen an; jene Lazzaroni, die Freunde des absoluten Königtums, welche von den fanatischen Mönchen bearbeitet, von del Carretto mit Geldausteilungen beschenkt zu sein

gewohnt waren, erhoben sich sogar mit drohenden Ausrufen und rotteten sich auf dem Mercato und am Hafen zusammen, um das Königtum zu verteidigen. Die Nationalgarde brachte sie zur Ruhe. Aber es schieden sich gleich mit der Erteilung der Constitution die Parteien, und während sich auf der einen Seite die Radicalen und Advocaten, Schriftsteller und enthusiastische Principi schaarten, und ein leidenschaftliches Treiben begann, sah man das Volk im Großen und Ganzen, zwar aufgeregt von der Neuheit der Dinge, aber unfähig, ein politisches Princip zu fassen, ohne geschichtlichen Ernst und nachhaltige Teilnahme. Die Neapolitaner sind große Kinder; selbst die Weltgeschichte decorirt sich dort, wie die Natur, opernhaft, und verläuft am Ende wie ein Theaterstück, dessen Coulissen dann die Polizei abräumen läßt.

Man feierte Saturnalien ausgelassenen Taumels; nach den Provinzen flogen Boten, diese mit der Beschwörungsformel Constitution zu entwaffnen. Ein Dampfschiff eilte nach Palermo, die noch kämpfenden Sicilianer zu beschwichtigen und dem Commandanten von Castellamare die Uebergabe des Forts an das Volk zu befehlen. Es geschah dies erst am 5. Februar. Drei Tage zuvor hatte der Generalausschuß zu einer geregelten Regierung unter dem Vorsitz des Ruggiero Settimo sich geordnet, und indem die Insel in dem neuen Zustand sich mehr und mehr befestigte, wuchs das Vertrauen auf die nationale Kraft, sowie mit der Betrachtung der Schwäche Neapels auch die Ueberschätzung der eigenen Stärke. Und doch war Messina noch in den Händen

der Königlichen; denn alle Stürme des Volks, welches auch dort sich erhoben hatte, scheiterten an dem festen Castell, von dessen Mauern Pronio einen Hagel von Bomben und Raketen herabwarf, indem er zugleich wütende Ausfälle machte. Daß die Sicilianer nicht im Stande waren, im ersten Sturm ihrer Begeisterung jenes Castell zu nehmen, dessen muß man sich verwundern. Indem sie diesen wichtigen Posten dem Feinde überließen, behielten sie im eigenen Lande den Todeskeim; Messina war die Achillesferse ihrer neuen Freiheit.

Unterdeß befand sich die Regierung Neapels in der übelsten Lage. Unfähig, Sicilien mit Gewalt anzugreifen, noch weniger geneigt, die Forderungen des Inselvolks geradezu oder durch directe Unterhandlungen anzuerkennen, nahm sie die aufgedrungene Vermittelung Englands an. Das Cabinet Palmerston ergriff die innere Verwirrung Neapels mit Begierde, diesen Staat zu schwächen, seine Hand in dessen Angelegenheiten zu behalten, und festen Fuß in Sicilien zu gewinnen. Aller Augen waren auf England gerichtet. Es hatte die Constitution Bentincks gewährleistet, es galt als der natürliche Verbündete der sicilianischen Insurrection; seine Flotte erschien vor Palermo; englische Schiffe kreuzten vor Messina; englische Waffen und Munition waren in Palermo ausgeteilt werden. Die englische Diplomatie drängte den König zu den weitesten Zugeständnissen. Derselbe nahm Lord Minto's Vermittelung mit seinem Lande Sicilien an, und dessen unabhängige Stellung wurde anerkannt. Als nun die französische Februarrevolution alle europäischen Verhältnisse umzustürzen drohte und den Forderungen

der Nationen neuen Nachdruck gab, gewährte die neapolitanische Regierung den Sicilianern alles, was sie bis an die Grenzen völliger Entsagung gewähren konnte.

Am 6. März willigte der König in die sofortige Einberufung des sicilischen Parlaments, auf daß es die Constitution von 1812 „den Zeitumständen anpasse". Zugleich wurde Ruggiero Settimo zum Vicekönig ernannt, und ein eigener sicilianischer Minister bestellt; doch Messina und Syrakus sollten den Truppen als Pfänder eingeräumt werden.

Hätte das sicilianische Volk, in ruhiger Ueberlegung seiner schwachen Widerstandskraft und seiner geringen Kriegsmittel, die Vermittelungsvorschläge angenommen, und sich mit getrenntem Parlament und Verwaltung begnügt, so würde es unter der Garantie Englands und Frankreichs diese Errungenschaften vielleicht behauptet haben. Aber der leichte Sieg vom Januar, die verächtliche Schwäche der bourbonischen Dynastie, an deren frühere Meineide die Stimme des Volks immer wieder mahnte, die patriotische Leidenschaft, der Haß, der Nationalstolz, die Eifersucht der Barone, endlich der allgemeine Siegestaumel Europa's, welcher eine neue Epoche anzukündigen schien, erstickten die Stimme der Mäßigung. Das so oft getäuschte Sicilien wollte eine bestimmte Entscheidung. Man nahm Lord Minto in Palermo mit kalter Zurückhaltung auf; man mistraute den Engländern nicht minder als den Neapolitanern; man forderte die völlige Unabhängigkeit; nur einen Statthalter königlichen Bluts, aber gleichsam als Bevoll-

mächtigten des Nationalparlaments und durch seinen Willen anerkannt, wollte man sich gefallen lassen. Alle Aemter sollten nur an Sicilianer und ohne Bestätigung des Königs erteilt werden, das Heer sicilianisch sein. Man verlangte die Uebergabe von Messina und Syrakus, ja sogar die Auslieferung des vierten Teils der Kriegsschiffe und des Kriegsvorrats als sicilianisches Nationaleigentum. Endlich sollte Sicilien beim italienischen Bunde selbständige Vertretung haben.

Man wollte also dem Monarchen Neapels nur den Titel eines Königs von Sicilien lassen, etwa wie er sich noch heute König von Jerusalem nennt. Als mishandelte Nation mochten sich die Sicilianer das Recht zuschreiben, diese Forderungen zu stellen, aber es fehlte ihnen leider das wichtigste Recht, das der Volkskraft, welche den Willen durch die That zu behaupten weiß.

Feierlich protestirte der König gegen jeden Act, der darauf hinzielte, den durch den wiener Congreß sanctionirten Bestand des Königreichs beider Sicilien, und seine Rechte auf die Insel zu schmälern. Hinter ihm stand Herr von Chreptowitsch, der Vertreter des Zaren, vor ihm Lord Minto. Bei solcher Lage der Dinge überließ man mit großer Gewandtheit, unterhandelnd und nichts lösend, die Sicilianer vorerst sich selbst; im Lande diesseit des Faro sollte erst die neue Oper „La Costituzione" ausgespielt werden.

Die Verfassung war am 10. Februar verkündigt worden, am 24. Februar wurde sie mit großem Pomp, unter unermeßlichem Festjubel des Volks in San Francesco di Paola vom König auf das heilige Evangelium

beschworen, wie einst Ferdinand I. sein Großvater sie beschworen hatte. Neapel war noch einmal ein constitutioneller Staat.

Bald darauf, am 2. März, trat das Ministerium Serracapriola ab, ein neues unter Cariati war gebildet worden. Welche Erscheinungen sah man in Neapel! Carlo Poerio, der liberale Advocat, der kaum noch die Ketten del Carretto's abgestreift hatte, war jetzt Minister des öffentlichen Unterrichts; Gian Andrea Romeo, eben noch auf der Galeere in Eisen geschmiedet, genoß hoher Ehren am Hof, ward zum Intendanten der Provinz Principato Citeriore ernannt, und als Verteidiger der constitutionellen Monarchie dem immer ungestümer werdenden Radicalismus entgegengestellt. Am 11. März entzückte die Neapolitaner das seltenste Schauspiel: 30 Kutschen rollten über den Platz des Castell nuovo, mit den Vätern Jesu, welche — in's Exil wanderten. Auch Monsignore Cocle, der allmächtige Beichtvater des Königs, war schon vorher verschwunden, und nach Malta in Sicherheit gebracht worden. Uebrigens zeigte die Entfernung der Jesuiten deutlich den moralischen Zustand des Volks. Denn kaum verließen sie die Stadt, als die Lazzaroni, von Mönchen und Priestern fanatisirt, sich in Schaaren versammelten, gegen den Schloßplatz zogen, und mit wütendem Geschrei die Zurückberufung der Väter Jesu verlangten. Sie ließen den König wie die Madonna del Carmine hoch leben; sie schrieen Tod der Constitution und den Liberalen, welche ihnen Religion und Heilige, wie sie sagten, nehmen oder ihre Kirchen zerstören wollten. Die Nationalgarde bändigte den

Tumult nicht ohne Mühe. Diese Lazzaroni, die armen Kinder des Augenblicks und doch die eifrigsten Anhänger des althergebrachten Zustandes, begriffen von der Constitution so wenig als von der politischen Bewegung überhaupt. Sie blieben dem Könige zugethan; so oft er sich öffentlich zeigte, umschwärmten sie ihn, und verlangten von ihm Waffen, um seine Feinde zu erschlagen. Wenn wir keine Waffen haben, sagten sie, so werden wir die Steine vom Boden aufgreifen und dich verteidigen, wie unsere Väter deinen Großvater verteidigt haben.

Der Zustand Neapels war seltsam. Während Sicilien, welches am 25. März sein Nationalparlament feierlich in Palermo eröffnet hatte, sich zur vollständigen Losreißung und Enttronung des Königs anschickte, und so die Regierung diesseit und jenseit des Faro in doppelter Bedrängniß stand, wurde diese auch über die eigenen Grenzen hinaus in die allgemeine italienische Bewegung hineingerissen. Es handelte sich um die Lega d'Italia: der italienische Congreß sollte in Rom beschickt, ein Hülfscorps für den lombardischen Krieg abgesendet und für die italienische Unabhängigkeit gefochten werden. Mit großem Geschick leistete man alles. Schon am 28. März mußte Fürst Schwarzenberg, der österreichische Gesandte in Neapel, dessen Wappen das Volk heruntergerissen, die Stadt verlassen. Am 7. April, nachdem unter Carlo Troya ein neues Ministerium gebildet worden war, erschien ein pomphaftes Manifest des Königs, worin er seine Völker für die italienische Union aufrief. Sofort wurden die Regimenter für den

Krieg in der Lombardei ausgerüstet, und dem General Wilhelm Pepe, dem berühmten Carbonarichef aus dem Jahre 1820, der Oberbefehl übertragen. Freiwillige waren bereits abgezogen, begleitet von der enthusiastischen Prinzessin Belgiojoso; am 27. April aber gingen 8000 Mann auf acht Kriegsschiffen in See, um die italienische Sache in Oberitalien zu unterstützen.

Kaum war dies geschehen und der Blick auf das weite Vaterland gerichtet, als die Kunde von Palermo einlief, das sicilische Parlament habe einstimmig Ferdinand von Neapel und die bourbonische Dynastie für alle Zeiten des Trons entsetzt und jedes Rechts auf Sicilien verlustig erklärt. Am 13. April war dieser überraschende Act erlassen worden, unterzeichnet vom Marchese Torrearsa als Präsidenten der Kammer der Gemeinen, vom Herzog Serra di Falco als Präsidenten der Pairskammer, von Ruggiero Settimo als Reichspräsidenten und von Calvi als Minister des Innern. Sicilien hatte sich unabhängig und zu einem constitutionellen Staat erklärt, auf dessen Tron ein italienischer Fürst berufen werden sollte, sobald die Verfassung gänzlich würde geregelt sein.

Dies verzweifelte Decret brachte im Volk nicht gleichmäßige Wirkung hervor. Die Radicalen frohlockten; Palermo beleuchtete sich drei Nächte lang; man stürzte die Bildsäulen der Könige um, außer der Karl's III.; aber die Gemäßigten erschraken; die Spaltungen der Parteien, die Reaction im eigenen Lande waren unvermeidlich. Grenzenloser Haß und fanatische Leidenschaft, der Stolz des hohen Adels, Hoffnung auf England und Frankreich,

wie auf Piemont, dessen Könige man die Krone anzutragen willens war, hatten jenen Entschluß herbeigeführt: man wollte die Revolution der alten Vesper noch einmal durchführen; man verrechnete sich aber wie in der eigenen Kraft, so in der Unterstützung des Auslandes.

Der König antwortete auf die Unabhängigkeitserklärung mit einem Protest, worin er diesen Act für nichtig erklärte. Das sicilische Parlament hatte indessen eine Commission niedergesetzt, welche die Motive der Enttronung des Hauses Bourbon in einem Manifest an alle civilisirten Nationen auseinanderlegen und auch die Constitution von 1812 revidiren sollte. Aber nicht mit gleicher Energie schritten die Anstalten zur Aufstellung eines Nationalheeres vorwärts. Pronio hielt sich noch immer in der Citadelle von Messina, und jeder Versuch des Volks auf die Festung war abgeschlagen worden, bis endlich Gian Andrea Romeo, welchen der König selbst abgesendet hatte, einen Waffenstillstand bis zum 15. Mai vermittelte.

So standen die Dinge schwebend, als der 15. Mai eine plötzliche Veränderung hervorbrachte und mit einem Schlag die Revolution in Neapel zu Boden warf. An diesem Tage sollte das neapolitanische Parlament eröffnet werden. Nachdem die Abgeordneten aus den Provinzen angelangt waren, erschien am 14. in der Staatszeitung die Liste der vom König erwählten 50 Pairs und das Ceremoniel, welches bei der Eröffnung der Kammern zu beobachten sei. Danach hatten sich Pairs und Gemeine in der Kirche San Lorenzo zu vereinigen. Der König sollte nach beendigter Messe die Eröffnungsrede

halten, und hierauf der Eid der Treue gegen die Krone, wie gegen die Constitution geleistet werden. Nicht sobald war dies Programm erschienen, als sich eine wilde Bewegung kund gab. Die Deputirten weigerten sich einen Eid zu leisten, der die Befugniß der Kammern vorweg beschränken müsse; die Radicalen wollten von einer Pairskammer nichts hören. Letztere versammelten sich in der Nacht vom 14. auf den 15. in Montoliveto, 99 an Zahl, worunter exaltirte Adelige, wie Ricciardi, Camaldoli, La Cecilia. Sie blieben in Permanenz, indem sie Deputationen an den Ministerpräsidenten schickten, Abstand von jenem Programm verlangend. Der König weigerte sich. Die Radicalen, vielleicht auch Agenten der Regierung, brachten das Volk in Aufruhr: man stieß Drohungen aus; man sprach von Zuzügen der Calabresen Romeo's, vom Einschreiten der Franzosen, deren Flotte unter Baudin vor Neapel lag; es erhob sich der Ruf nach Republik und Abdankung des Königs. Noch in der Nacht baute man Barrikaden in den Seitenstraßen des Toledo, welche die Nationalgarden besetzten, während die Truppen sich vor dem Schlosse aufgestellt hatten. Die Wut und die Verwirrung stieg mit jedem Augenblick. Am Morgen des 15. constituirten sich die Deputirten im Stadthause als provisorische Regierung und ernannten einen Wolfahrtsausschuß. So ward jede unblutige Lösung der Frage unmöglich. Das Mißtrauen gegen die bourbonische Dynastie trieb alles auf die Spitze, und diesem Mißtrauen ist mehr als der republikanischen Partei die Katastrophé des 15. Mai zuzuschreiben, denn jene war im

Ganzen klein und im Volk ohne Anhalt. Der König übrigens gab noch am Morgen so weit nach, daß die Pairskammer nicht eröffnet und die beanstandete Eidesformel verändert werden sollte, und wirklich schien sich hierdurch der Tumult zu beruhigen; man verließ sogar einige Barrikaden; die Schweizerregimenter kehrten in die Kasernen zurück. Aber die Radicalen trauten keiner Zusage; die Revolutionsmänner, von denen die meisten aus den Abruzzen, dem Principato und Calabrien hereingeströmt waren, schürten den Aufstand, indem sie das Abbrechen der Barrikaden hinderten und neue erbauten. Noch einmal stellten die Deputirten an den König als Gewähr seiner redlichen Absicht, die Constitution zu halten, folgende Bedingungen: Abschaffung der Pairskammer, Uebergabe aller Forts an die Nationalgarde, Entfernung aller Truppen auf zehn Millien vom Stadtgebiet. Dagegen berief sich der Monarch auf die von ihm beschworene Constitution, welche die Deputirtenkammer durch ihre gesetzwidrigen Beschlüsse offenbar umgestoßen habe, und die er verteidigen werde. Allerdings war die Constitution vom 10. Februar von den Abgeordneten umgestoßen und die Regierung in diesem Augenblick im formellen Recht. Sie kannte die Schwäche der Volkspartei wol und konnte auf die Truppen zählen, darum scheute sie sich nicht den Kampf mit Entschlossenheit aufzunehmen. Der König selbst zeigte sich zum Aeußersten bereit, und sandte an die Commandanten der Forts den Befehl, die Stadt zu bombardiren, als der Kampf begonnen hatte.

Um 11 Uhr Morgens fiel der erste Schuß; ein

Nationalgardist erschoß einen Soldaten: der Kampf begann. Die Truppen rückten sofort gegen die Barrikaden, und die vier Schweizerregimenter stürmten mit gefälltem Bajonnet. Zugleich feuerte das Castello nuovo rücksichtslos mit Kartätschen. Man focht eine Zeit lang mit großer Erbitterung; aber obwol die Radicalen die Häuser in Festungen verwandelt hatten und aus den Fenstern und von den Balconen wie aus den Kelleröffnungen ein heftiges Feuer unterhielten, fielen doch die Barrikaden sehr bald vor dem Ungestüm der Schweizer, welche in die Paläste drangen und niederstachen, was sie darin in Waffen fanden. Nachmittags war das Kampfgewühl im untern Toledo still geworden, während noch auf Santa Brigita in Mercadello fortgekämpft wurde. Viele Paläste standen in Flammen oder lagen in Trümmern. Hinter den Schweizern tobte die entfesselte Horde der Lazzaroni, welche die Stadt zu plündern herbeigekommen waren, in die Häuser drangen und fortschleppten, was in ihre Hände fiel. Als die vom Flammenschein gerötete Nacht des 15. Mai vergangen war, enthüllte der Morgen ein schauderhaftes Bild der Verwüstung: zerstörte Paläste, auseinander gezerrte Barrikaden, Leichen und Verwundete übereinander gestürzt, herumschweifendes Gesindel in Lumpen, beladen mit Geräten und Kostbarkeiten jeder Art, Trupps von Gefangenen, die mit Kolbenstößen nach dem Castell nuovo abgeführt wurden. Die Deputirten waren zersprengt oder gefangen, andere glücklich entflohen, wie Romeo, Pellicano, Scialoja, Saliceti; viele nahmen die im Hafen ankernden französischen Schiffe auf.

Die Schweizer hatten den Tron gerettet. Man hat diesen Mietlingen der Despotie blutige Grausamkeit gegen das Volk, selbst Plünderung der Paläste während des 15. Mai vorgeworfen; im Namen der vier Schweizerregimenter haben sich die Obersten in einer Erklärung (Neapel, 7. Juni 1848) gerechtfertigt, worin sie alle solche Beschuldigungen von sich abweisen und behaupten, daß sie am 15. Mai nicht gegen das Volk, sondern für die auch von ihnen beschworene Constitution vom 10. Februar gekämpft hätten.

Der König erschien am 16. Mai auf dem Balcon seines Schlosses und dankte seinen Rettern; am 17. hielt er einen Zug durch die noch verwüsteten Straßen seines schönen Neapel. Es umschwärmten ihn Lazzaronihaufen, welche die Fahne der Bourbons schwangen, das Bild der Madonna del Carmine einhertrugen, mit dem Gebrüll: Santa Fede! den Monarchen beglückwünschten, und Plünderung der Stadt verlangten.

Schon am 16. war die Nationalgarde aufgelöst worden; ihre Waffen sah man von zerlumpten Straßenbuben mit Hohngeschrei auf das Generalcommando schleppen. Neapel selbst ward in Belagerungszustand erklärt; zugleich erschien ein königliches Decret, welches die feierliche Versicherung enthielt, die beschworene Constitution aufrecht zu erhalten, und, indem es die Deputirtenkammer auflöste, eine neue ausschrieb und auf den 1. Juli einberief. Endlich kam auch ein neues Ministerium unter Cariati zu Stande, in welchem Bozzelli das Innere übernahm, der Prinz Ischitella den Krieg und die Marine, Torella den Ackerbau und Handel,

der General Carascosa die öffentlichen Arbeiten, Paolo Ruggiero die Finanzen, Serracapriola die Präsidentschaft des Staatsraths erhielten.

So ging Ferdinand II. mit einem glänzenden Siege aus dem Kampfe des 15. Mai hervor, glücklicher als sein Großvater, der erst durch offenbaren Treubruch und die Waffenmacht der Fremden die lästige Constitution losgeworden war. Die Urteile über den 15. Mai sind sehr verschieden; wenn man auch weiß, daß der Absolutismus es mit der Verfassung nimmer redlich meinen kann, so muß man dennoch zugestehen, daß die neapolitanische Regierung Charakter zeigte, und daß sie anfangs mit Mäßigung verfuhr. Die Radicalen, schlecht organisirt, im Volk ohne Rückhalt, thöricht bis zur Unsinnigkeit, meist, wie auch im übrigen Europa, unpraktische Männer, boten der Regierung selbst den köstlichen Moment dar. Diese ergriff ihn mit Klugheit und Energie, machte die Volkspartei zur Rebellenpartei, sich zum Verteidiger der Verfassung, besiegte jene mit Leichtigkeit, und so ließ sie die Constitution allmälich verschwinden. Vergleicht man das Jahr 1848 mit jenem von 1820, so zeigt sich klar, daß die Revolution der Carbonari im Princip bestimmter, daher nachhaltiger gewesen war. Damals gab es nur eine Frage; im Jahre 1848 ging der Mittelpunkt der Bewegung, so in Neapel wie in Deutschland und Frankreich, über tausend andern Fragen verloren. Daher diese grenzenlose Schwäche der Volkspartei und die allgemeine Erscheinung, daß niemals in der Weltgeschichte die Anfänge von Revolutionen glänzender, kläglicher die Ausgänge waren.

Der 15. Mai zog für Italien die verhängnißvollsten Folgen nach sich. Sofort machte sich der Rückschlag in der Lombardei fühlbar. Indem der König Ferdinand seine Hülfsarmee zurückrief, wurde der österreichisch-lombardische Krieg in eine neue Krisis gebracht und den italienischen Bestrebungen der Todesstoß versetzt. Die neapolitanische Flotte, welche am 5. Mai vor Ancona erschienen war und nun, vor Venedig kreuzend, Triest blokirte und das österreichische Geschwader in Schach hielt, kehrte heim und gab von jener Seite Venedig bloß. Die Landarmee unter Pepe wurde ebenfalls zurückgerufen. Schon auf ihrem Zuge durch die päpstlichen Staaten hatte sie sich auffallend langsam bewegt, geheimen Befehlen gemäß; denn viele Offiziere, welche im Vertrauen des Königs waren, legten dem Marsch der Truppen unter mancherlei Vorwänden Hindernisse entgegen, sodaß sie erst nach unverhältnißmäßig langer Zeit Bologna erreichten. Da erschien ein Stabsoffizier von Neapel mit dem Befehl zur schleunigen Umkehr. Pepe zwar widersetzte sich und führte eine kleine Schaar weiter über den Po, aber fast die ganze Armee kehrte mit dem General Statella nach Hause zurück, um gegen die Aufständischen in Calabrien zu marschiren. Indem also 14000 Neapolitaner, auf die man in der Lombardei gezählt hatte, den Rücken wandten, geschah es, daß der römische General Durando, welcher den Oesterreichern unter Nugent entgegenstand, sich nicht mehr halten konnte, und auch die Operationsplane der Piemontesen dadurch gestört wurden.

Schneller, als die Neapolitaner gegen die Lombardei

heraufgerückt waren, marschirten sie jetzt gegen Calabrien herunter. Denn dort sollte der verunglückte Kampf fortgeführt werden, dort wollte die zersprengte Deputirtenkammer sich vereinigen und Cosenza zum Mittelpunkt aller Operationen machen. Vier Deputirte, Ricciardi, Eugenio di Riso, Raffaele Valentini und Domenico Mauro, sollten sich nach Cosenza begeben und die übrigen Abgeordneten dahin berufen. Indem sie sich hier als Wolfahrtsausschuß organisirten, und die Radicalen von allen Seiten zusammenströmten, rüstete man die Volksbewaffnung. Mehre Tausend Calabresen hatten sich versammelt; von Messina her führte der tapfere Ignazio Ribotti einige Hundert Mann auf das Festland. Aber kaum rückte der General Lanza gegen Cosenza, als die Calabresen sich zurückzogen und der Wolfahrtsausschuß entfloh. Zugleich war Nunziante in Pizzo gelandet, hatte in Monteleone Verstärkungen an sich gezogen und war auf Campo Longo marschirt. Hier warfen ihn die Calabresen mit Tapferkeit zurück, so daß die Neapolitaner sich auf Pizzo zurückzogen, wo sie arge Excesse verübten. Aber leider brach unter den Führern der Volkssache Uneinigkeit aus, namentlich zwischen Ribotti und Mauro. Das calabrische Heer löste sich auf, die Sicilianer, welche zu Schiff zu entkommen suchten, wurden gefangen; doch rettete sich der Wolfahrtsausschuß nach Korfu. Die Insurgenten wurden zu Banditen, zerstreuten sich in die Berge, und machten ganz Calabrien unsicher. Eine heillose Anarchie war die Folge des calabrischen Kriegs, so daß in jener Provinz barbarische Gräuel, Raub und

Mord an den Gutsbesitzern und jeder Frevel verübt wurden.

In den übrigen Provinzen fanden nur unbedeutende Erhebungen statt; die Sache des Volks war verloren. Zwar schmeichelte man den Neapolitanern noch mit einem constitutionellen Schein, aber es geschah nur, weil die Reaction nicht mit einem mal alles wagen durfte. Ja man hob schon am 14. Juni den Belagerungszustand auf; man befahl die Reorganisation der Nationalgarde; man vollzog die Wahlen zu den neuen Kammern, welche durchaus gegen die Regierung ausfielen. Am 1. Juli eröffnete Serracapriola das Parlament im Namen des Königs mit einer Rede, die den Schmerz des Monarchen über die blutigen Ereignisse des 15. Mai ausdrückte, und die Aufmerksamkeit der Kammern auf die Verwaltung der Communen und Provinzen, auf die Nationalgarde, die Finanzen und den öffentlichen Unterricht leitete.

Jetzt aber richtete die Regierung, der Bewegung diesseit des Faro sicher und Herrin der Dinge, alle ihre Kräfte auf die Unterwerfung Siciliens. Von der italienischen Angelegenheit ganz auf sich zurückgewendet, konnte sie alle Mittel dazu aufbieten. Schon zog sich Nunziante's Heer Messina gegenüber in Reggio zusammen, und die Flotte rüstete sich, von Neapel mit den Schweizerregimentern auszulaufen. Da beschloß das Parlament Siciliens am 11. Juli die Krone der Insel dem tapfern Herzog von Genua, dem zweiten Sohn des Königs von Sardinien, anzutragen, welcher als Albert Amadeus zum Könige der Sicilianer ernannt wurde,

mit einer Civilliste von 243030 Ducaten. Eine Deputation brachte die Krone dem Herzog nach Turin, aber sie wurde mit unentschiedenen Worten entlassen. Der Prinz (er starb sechs Jahre darauf im Anfang des Jahres 1855) erkannte die Unsicherheit der Lage Siciliens zu wol, und Sardinien mußte sich damals einen zu kühnen Schritt versagen.

So kam das Ende des Monats August heran; die königlichen Truppen, 10000 Mann stark, schifften sich unter Filangieri in Neapel auf 13 Dampfern und 20 Kanonierschiffen ein und erschienen, nachdem sie zuerst bei Reggio angelegt hatten, am 2. September im Angesicht Messina's. Diese Stadt, in welcher eine provisorische Regierung tagte, war von etwa 16000 Mann Nationalgarden verteidigt, die nicht hinreichten, zweifache Angriffe, die des landenden Feindes und jene aus dem Castell, abzuhalten. Indem Pronio am Morgen das Bombardement eröffnete und die Stadt, welche, wie wenige Städte Europas, durch Erdbeben, Pest und Krieg seit so vielen Jahrhunderten heimgesucht worden ist, mit Wurfgeschossen überschüttete, bewerkstelligten die Truppen an der Rhede Marco Grosso am 5. September die Landung. Die Messinesen sind ein tapferes und todesmutiges Volk, vielleicht unter allen Sicilianern die am meisten energischen: sie verteidigten sich auch diesmal mit großer Erbitterung. Aber ein Posten nach dem andern mußte dem Feinde überlassen werden, und nach rühmlichem Kampf sah sich die Stadt zur Uebergabe gezwungen. In das schrecklich verwüstete Messina zog Filangieri am 7. September ein; so war die wichtige

Stadt in drei Tagen übergegangen. Auch hier drängt sich der Vergleich mit jenen Kämpfen nach der sicilianischen Vesper auf. Damals vermochte die gesammte Macht Karls von Anjou, welcher in Person sein Heer befehligte, Messina nicht zu beugen, und vom April bis zum 2. September 1282 behauptete sich der große Kriegsheld Alaimo als Sieger in zahllosen Ausfällen, trotz beispielloser Hungersnot und Erschöpfung der Bürger, bis Peter von Aragon, welchem das Parlament von Palermo die Krone angetragen, die heldenmütige Stadt entsetzte.

Der Fall Messina's machte auf Palermo eine entmutigende Wirkung. Aufs neue wandte sich jetzt das Parlament an England in der Hoffnung, endlich Anerkennung zu finden. Das englische Cabinet mahnte allerdings den König von Neapel von einem Kriege gegen Sicilien ab, und mit ihm vereinigten sich die Vorstellungen Frankreichs durch dessen Gesandten Rayneval. Man unterhandelte durch die Admirale Baudin und Parker, deren Flotten Sicilien beobachteten, und man schloß vorerst einen Waffenstillstand.

Während hier nun die Waffen ruhten, geschah in Neapel selbst nichts Nennenswertes, als die neue Vertagung der Kammern und ihre neue Berufung, ein Schauspiel, welchem das Volk teilnahmlos zuzusehen begann. Die Neapolitaner, immer nach neuen Dingen begierig, sind bald gelangweilt. Von 9000 eingeschriebenen Wählern fanden sich im November kaum 1000 ein, und nachdem die Kammern eröffnet waren, wurden auch sie sogleich bis zum 1. Februar 1849 vertagt.

Die Physiognomie der Stadt war allmälich die alte geworden: die Polizei füllte wieder die Straßen; die Militärcommission, welche die Verhafteten des 15. Mai zu richten hatte, entwickelte die größte Thätigkeit; auch Monsignore Cocle war aus seinem Exil zu Malta schon am 2. October lachend nach Neapel zurückgekehrt.

Aber bald sollte ein seltsames Ereigniß die Augen der Welt auf Neapel richten, ein Ereigniß, wie es seit Jahrhunderten nicht erlebt worden, und welches damals nachhaltigere Folgen versprach, als sie in Wirklichkeit eingetreten sind. Am 27. November erschien der Graf Spaur, Gesandter Baierns am päpstlichen Hof, im Schlosse zu Neapel und gab folgenden Brief in die Hände des Königs:

„Sire! der augenblickliche Triumf der Feinde des heiligen Stuls und der Religion haben das Oberhaupt der katholischen Kirche gezwungen, Rom wider Willen zu verlassen. Ich weiß nicht, zu welchem Punkt der Erde der Wille des Herrn, dem ich meine Seele in aller Demut befehle, meine flüchtigen Schritte führen wird; unterdessen habe ich mich in die Staaten Ew. Majestät geflüchtet, mit einigen treuergebenen Personen. Ich weiß nicht, welcher Art Ihre Absichten in Bezug auf mich sein werden, und dessen ungewiß halte ich es für Pflicht, Ihnen durch meinen Abgesandten, den Grafen Spaur, bairischen Minister beim heiligen Stul, wissen zu lassen, daß ich bereit bin, das neapolitanische Gebiet zu verlassen, wenn meine Gegenwart in den Staaten Ew. Majestät ein Gegenstand der Furcht oder der politischen Differenzen werden könnte. Pius IX."

Um 7 Uhr des Morgens fuhr der König Ferdinand mit der königlichen Familie auf einem Dampfschiff nach Gaeta ab. Derselbe Papst, der einst durch seine Reformen die italienische Bewegung veranlaßt hatte, dessen Name als Revolutionsruf in allen aufständischen Provinzen gehört worden war, kam nun als Flüchtling, die Gastfreundschaft Neapels anzuflehen. Der Hof nahm ihn mit Enthusiasmus auf. Man führte ihn in den Gouvernementspalast Gaeta's, wo er sich einrichtete, und hiermit wurde dieses Gibraltar Neapels das italienische Koblenz, der Sammelpunkt der Reaction.

Nachdem, wie schon bemerkt, durch Vermittelung Englands und Frankreichs ein Waffenstillstand zwischen Neapel und Sicilien abgeschlossen worden, waren Unterhandlungen rücksichtlich des Schicksals der Insel in Gang gekommen. Der König Ferdinand gab den dringenden Vorstellungen der beiden fremden Höfe so weit nach, daß er den Sicilianern ein Ultimatum stellte: er bot ihnen eine Constitution auf der Basis von 1812, die Statthalterschaft eines königlichen Prinzen oder eines Sicilianers, die getrennte innere Verwaltung; doch sollte Sicilien Heer und Flotte mit Neapel gemein haben und in allen äußern Angelegenheiten nur durch Neapel vertreten sein. Er bot endlich Amnestie, nahm aber 45 Personen davon aus, welche von der Insel zu entfernen seien.

Die fremden Admirale überbrachten dies sehr günstige Ultimatum dem Parlament nach Palermo. Aber teils war man schon überhaupt zu weit gegangen, teils traute man dem falschen Könige nicht, der bereits die Constitution

Neapels unterdrückt hatte. Man erkannte auch in den Zugeständnissen so viele Punkte, welche die Verfassung illusorisch machen mußten, wie namentlich einen, der den sicilianischen Adel mit dem Verlust seiner Pairie bedrohte, da der König Miene machte, die Pairs selbst ernennen zu wollen. Das Parlament antwortete daher mit einem Aufruf (vom 20. März 1849) zur Erhebung in Masse, der also lautete:

„Sicilianer! Für uns ist das Kriegsgeschrei ein Freudengeschrei! Der 29. März, der Tag, an welchem die Feindseligkeiten mit dem Despoten von Neapel beginnen, wird von uns mit solcher Lust begrüßt werden, wie es der 12. Januar war, weil man ja die Freiheit mit dem Preise des Bluts erkaufen kann. Der Friede, den man euch antrug, war schimpflich. Er zerstörte mit einem Schlag alle durch die Revolution erworbenen Güter. Ihr habt die Aufmerksamkeit des ganzen Europa verdient; aber wenn ihr auf eure Rechte weniger eifersüchtig gewesen wäret, wenn ihr euch von neuem dem betrügerischen Despotismus eines Tyrannen würdet unterworfen haben, was hätte Europa gesagt? Sicilianer, obwol der Sieg unsicher ist, so hat doch eine Nation, deren Ehre auf dem Spiele steht, wie ein Individuum, das höchste Recht, sich zu opfern. Es ist besser, mitten unter den Ruinen des Vaterlandes sich zu begraben, als Europa das Schauspiel unerhörter Feigheit zu geben. Der Tod ist der Sklaverei vorzuziehen. Aber nein! wir werden siegen; wir vertrauen unserer heiligen Sache und der Gewalt unserer Waffen. Blickt auf die Verzweiflung und die Trümmer von Messina! Der Krieg ist für

uns das Symbol der Rache und der Pietät. Eine einzige Stadt Siciliens seufzt unter dem Joche des Feindes der Freiheit. Zu den Waffen! Zu den Waffen! Sieg oder Tod!"

Was verlieh, so fragt man wol mit Recht, diesem Manifest den Nachdruck? Welches waren die Verteidigungsmittel? welches die Generale und Führer des Volks? Als die Magyaren in ähnlicher Lage aufstanden, sah das überraschte Europa im Augenblick wie aus dem Boden aufsprießen eine Menge organisirender Talente und eine Schaar von Feldherren und Führern, welche in jeder Epoche als militärische Genies würden geglänzt haben. Aber die Sicilianer hatten keinen einzigen bedeutenden Mann aufzustellen. Da zeigte sich, wie dieses begabte und leidenschaftliche Volk durch die lange Knechtschaft unter den Bourbons entkräftet worden war! es war seinem Elend erlegen; jener einst so starke Feudaladel des Mittelalters, im Kriegshandwerk nicht mehr geübt, hatte sich nur den Künsten des Friedens und dem Luxus ergeben.

Mieroslawski, ein Pole von zweideutigen Talenten, leitete das sogenannte sicilianische Nationalheer, kaum 20000 Mann regulärer Truppen, unter denen obenein viele Fremde, Polen und Franzosen sich befanden. Kein Wunder, daß der Unabhängigkeitskrieg so kläglich verlief. Ueberall nichts als Scharmützel, kaum größere Kämpfe! Am 4. April begannen die Feindseligkeiten. Auch diesmal waren es die Schweizer, die dem Absolutismus den Sieg gewannen. Filangieri rückte von Messina zuerst auf Taormina, welche berühmte Stadt, auf Höhen, in

fast uneinnehmbarer Lage die große Straße versperrt, so daß man hier einen unbesiegbaren Widerstand erwartete. Aber der Ort wurde, obwol ihn 4000 Mann mit neun Kanonen verteidigten, in einigen Stunden von mehreren Bataillonen gestürmt und genommen. Sofort rückte Filangieri auf der Straße von Catania weiter und besetzte Aci Reale, wo ihn das Volk bereitwillig aufnahm. Von hier sind es nur einige Stunden bis zum schönen Catania am Fuße des Aetna. Dort hatten sich die Sicilianer vereinigt; man erwartete demnach einen Kampf auf Leben und Tod. Am 5. April 1849 wurde die Stadt zu Lande und zu Wasser angegriffen; die Kriegsschiffe stellten sich am Hafen auf, dessen Zugang nur drei Batterien schützten. Am 6. rückten Flotte und Heer zu gleicher Zeit an, während 20000 Mann Sicilianer und Fremde, reguläre Truppen wie Milizen, die verbarrikadirte Stadt verteidigten, die durch das Bombardement vernichtet zu werden drohte. Tapfer kämpfte die Fremdenlegion, und heldenmütig wehrten sich die Catanesen, aber sie mußten weichen. Die Schweizer stürmten unter Muralt das Tor Sant' Agata und drangen in die Stadt, worauf ein grausiger Straßenkampf begann, ein Morden, Brennen und Plündern, wie in Neapel und Messina. Die Strada Etnea, die herrlichste Catania's, dieses köstlichen Edelsteins unter den Städten Siciliens, wurde ganz verwüstet, selbst das berühmte Museum Biscari war der Plünderung ausgesetzt und büßte Vieles aus seiner wertvollen Sammlung ein.

Als Catania gefallen war, machte Mieroslawski von Regalbutto aus noch einen Versuch, die Neapolitaner

daraus zu vertreiben, aber an den Vorbergen des Aetna zurückgeschlagen, entwich er mit dem Rest seines Heerhaufens in das Innere. Hierauf ergaben sich ohne Schwertstreich Syrakus, Augusta und Noto. Die ganze Ostküste war in wenig Tagen erobert worden, und nunmehr konnte Filangieri seinen Marsch gegen Palermo richten.

Hier war das Parlament auf die Nachricht, daß alle jene festen Punkte in Feindes Hand gefallen seien, in die größte Bestürzung geraten. Das Volk selbst ward unruhig; Stimmen der Verzweiflung ließen sich überall hören; an ernstlichen Widerstand dachten Wenige. Nicht einmal Castro Giovanni, das alte Enna, wo sich vor Zeiten Byzantiner und Saracenen so lange Jahre gehalten hatten, besetzte man. Die Ratlosigkeit war grenzenlos; es fehlte an einem Garibaldi. So geschah es, daß die Minister dem Parlament den Antrag der Unterwerfung vorlegten. Die Pairskammer nahm ihn einstimmig, die Deputirtenkammer mit 60 Stimmen gegen 30 an, und nachdem dies geschehen war, ersuchte man den Admiral Baudin die Vermittelung zu übernehmen. Als der Heerhaufen Filangieri's bereits Caltanisetta erreicht hatte, im Begriff auf Palermo vorzurücken, kam ihm eine Deputation entgegen, darunter der Prinz von Pallagonia, der Marchese von Rudini, der Graf Lucchesi Palli, mit der Nachricht, daß Palermo sich unbedingt unterwerfe und dem Einzuge der königlichen Truppen nichts mehr in den Weg stelle. Zwar hatten sich die Radicalen unter der Führung Scordati's erhoben, eine provisorische Regierung eingesetzt und Anstalten zur Ver-

teidigung getroffen, und es gab am 8. und 9. Mai einen Zusammenstoß mit den Truppen, welche von Monreale heranzogen; aber in der Stadt herrschte die wildeste Anarchie. Ein Streit zwischen der Fremdenlegion und den Sicilianern war ausgebrochen. Das Parlament selbst hatte sich aufgelöst, und 3000 Personen waren auf englischen und französischen Schiffen aufgenommen worden. Filangieri indessen blieb einige Tage vor Palermo stehen. Eine verkündete Amnestie, von welcher 45 Personen ausgeschlossen blieben, unter ihnen Ruggiero Settimo, Serra di Falco, der Marchese Torrearsa, Mariano Stabile, der Principe Scordia. Hierauf zog er erst am 15. Mai, dem Jahrestage der neapolitanischen Contrerevolution, in das entwaffnete Palermo ein.

So endete die Revolution Siciliens, wahrlich höchst kläglich, erwägt man ihren Beginn und sieht man auf ihre Parlamentsbeschlüsse. Auch die Sicilianer hatten falsch gerechnet. England hatte sie sich selbst überlassen, da der 15. Mai den Dingen eine andere Wendung gegeben; das Volk war bald nicht mehr mit ganzer Seele bei der Revolution. Der Adel und die Geistlichkeit erregten Mißtrauen um ihrer egoistischen Absichten willen; Führer wie Mittel fehlten, denn Land und Städte waren verarmt und erschöpft. Dem neu gerüsteten Absolutismus nicht gewachsen, sank die Insel wiederum, und elender denn zuvor, unter das Joch des verhaßten Neapel.

An demselben Tage, wo Palermo fiel, stand der König Ferdinand — so wunderbar wechselten die Ereignisse — mit einem kampffertigen Heere auf päpstlichem

Gebiet, in seinem Hauptquartier zu Albano im Angesichte Rom's. Denn von Gaeta aus hatte der Papst im Frühjahr alle katholischen Mächte aufgefordert, mit Waffengewalt das rebellische Rom ihm zu unterwerfen und ihn in seine Staaten wieder einzusetzen. Während nun die Franzosen, ihrer eigenen republikanischen Verfassung zum Widerspruch, unter Oudinot vor Rom lagen, die Oesterreicher Bologna besetzt hielten, und die Spanier in Porto d'Anzio sich ausschifften, war der König mit 16000 Mann und 72 Kanonen herangezogen.

Dieser Feldzug blieb jedoch ohne Lorbeeren; es fehlte nicht viel, daß der tapfere Garibaldi in den Gefechten bei Palestrina am 9. und bei Velletri am 19. Mai die Neapolitaner vernichtet hätte. Nach dem Kampf bei Velletri trat der König eilends seinen Rückzug in seine Staaten an, verfolgt von den römischen Republikanern, welche, kühner und ausdauernder als die Sicilianer, erst nach harter Gegenwehr den Franzosen erliegen sollten.

Mit dem Falle Siciliens am 15. Mai und jenem Roms am 3. Juli 1849 endigte die Revolution des südlichen Italien, und was wir weiter zu berichten haben, sind nur die traurigen Folgen aller verunglückten Volksaufstände, Martialgerichte, Processe und Maßregeln der Reaction.

Was Sicilien betrifft, so wurden jene Versprechungen, die Filangieri den Palermitanern gemacht hatte, nicht gehalten. Die Zusage, daß ein königlicher Prinz Statthalter werden sollte, bestätigte der König nicht; er machte vielmehr Filangieri selbst zum Vicekönig, indem er ihm zugleich als Belohnung seiner Waffenthaten

den Titel eines Herzogs von Taormina verlieh. Nunziante, der Besieger Calabriens, und Statella, welcher die neapolitanischen Truppen wieder vom Po zurückgeführt hatte, wurden unter ihm Generale. Sicilien kehrte in die alten Verhältnisse zurück. Doch wurde vorerst Don Giovanni Carrisi, ein Sicilianer, zum Ministersecretär für die Angelegenheiten der Insel ernannt, welcher beim König zu residiren hatte, und gemäß des Entschlusses vom 27. September 1849 ward eine sicilianische Consulta ernannt, die auch am 28. Februar 1850 ihre Sitzung eröffnete. Ein fürchterlicher Druck belastete jetzt das verarmte Volk: die frühern Steuern wurden nicht allein wieder aufgelegt, sondern neue ihnen hinzugefügt, eine umfassende Stempelsteuer, selbst eine Fenstersteuer. Alle Gewerbe gerieten in Verfall; Banditen machten die Straßen unsicher; dem Ackerbau mangelten die Kräfte; denn was der Krieg nicht getödtet hatte, entzogen dem Lande Kerker und Flucht. Viele der Häupter waren glücklich auf französische oder englische Schiffe entkommen; Ruggieri Settimo nach Malta entflohen, andere in das Exil nach Paris, London oder Korfu gewandert; aber viele ereilte die Polizei, welche nun eifrig Land und Städte durchsuchte, Deputirte aufzutreiben, um sie zu einer Erklärung zu zwingen, worin sie jenen Beschluß zurücknahmen, der die Bourbons des sicilischen Trons für verlustig erklärt hatte. Eine gleiche Forschung fand nach Waffen statt. Das Elend des Jahres 1837 war gering gegen das Schreckenssystem, unter welchem Sicilien nach seiner letzten Revolution seufzen sollte. Indem alle Zusagen, selbst die der Amnestie, zurückgenommen wur-

den, fiel die Insel in den Zustand von 1837 zurück: factisch wurde sie eine neapolitanische Provinz.

In Neapel selbst ließ man die Constitution allmälich erlöschen; nachdem am 14. März 1849 die Kammern aufgelöst worden waren, wurden sie nicht mehr zusammenberufen. Es figurirte nur noch die Verfassung auf dem Titel der amtlichen Zeitung, dem „Giornale costituzionale delle due Sicilie", bis am 21. Mai 1850 auch das Wort „costituzionale" verschwand. Die Verfassung ward spurlos, trotz des geschworenen Eides vom 24. Februar 1848. Hie und da freilich, in den Abruzzen und in Calabrien fanden noch Nachwehen der Revolution statt, aber die Polizei genügte, sie zu unterdrücken.

Das absolute Königtum stellte sich geräuschlos wieder her. Man sah den König nicht mehr in Neapel, denn seit dem 15. Mai residirte er fast immer in Gaeta, wo Pius IX. noch bis zum 4. September 1849 seinen Sitz hatte. An diesem Tage verließ der Papst auf dem Dampfer Tancred Gaeta und bezog seine Wohnung im Schloß zu Portici. Die Denkwürdigkeiten seines Aufenthalts hier und in Neapel haben die Annalen der Kirchengeschichte aufgezeichnet; wir bemerken nur ein Institut, welches damals unter seinen Augen begründet wurde. Schon in Gaeta war man auf den Gedanken gekommen, ein umfassendes katholisches Organ zu stiften, welches als Bollwerk gegen die demokratische Presse und alle umstürzenden Tendenzen dienen sollte. So entstand in Neapel im Jahre 1850 die „Civiltà cattolica", unter der Leitung jenes Jesuiten Curci, der vor dem Ausbruche der Revolution die Zeitschrift „Scienza e fede" redigirt

hatte, und der Jesuiten Bresciani und Trapello. Dieses Organ, welches ein Jahr später von Neapel nach Rom verlegt wurde, besteht noch und kämpft mit allen Waffen gegen die Revolution. Bei großer Verbreitung und vielen Correspondenzen aus allen Teilen der Welt wird es mit Geschick geleitet. Es erscheint jeden ersten und dritten Sonnabend im Monat, und bringt in jedem Heft vielseitige Abhandlungen, allgemeine politische Betrachtungen, eine zeitgenossische Chronik der Welthändel, sogar Romane, wie der „Ebreo di Verona", der erste darin erschienene, von Bresciani, welcher die italienische Revolution von 1848 zum Gegenstand hat. Im Anfange des Jahres 1855 wurde dies Journal dem Könige von Neapel mißliebig, man sagt, um gewisser Artikel willen, die nur in einigen Exemplaren abgedruckt waren, und deren Inhalt nicht bekannt ist. Der Redacteur Curci mußte abtreten; der Orden Jesu schien sogar mit der Ausweisung aus Neapel bedroht; indeß die Differenzen wurden ausgeglichen.

Nachdem Pius IX. einige Prinzen und Prinzessinnen des neapolitanischen Hauses getauft oder gefirmelt und der Königin die goldene Rose geschenkt hatte, reiste er am 4. April 1850 von Portici ab über Caserta. Er besuchte noch einmal Gaeta, dessen Dom er zur Metropolitankirche erhob; in Begleitung des Königs und des Prinzen von Calabrien gelangte er nach Fondi: dort an der Grenze des Königreichs nahm er unter Thränen Abschied und dankte für die Gastfreundschaft, die ihm Neapel in seinem Unglück erwiesen hatte. Dann setzte er seine Reise fort und zog am 12. April durch eben

dasselbe Tor San Giovanni in Rom ein, aus welchem er am 24. November 1848 entflohen war.

Der König kehrte nach Caserta zurück, wo er lebte, während in seiner Hauptstadt Scenen stattfanden, die das Land mit Jammer erfüllten. Denn nun begannen die massenhaften Verfolgungen gegen Deputirte und Liberale, und eine Reihe von Monsterprocessen, welche sich bis in's Jahr 1853 fortsetzten. Neun ehemalige Minister waren gefangen oder auf der Flucht, 54 Deputirte gefangen oder im Exil; die Zahl der Eingekerkerten gab man auf viele Tausende an, und wenigstens waren ihrer nach authentischen Berichten im Jahre 1851 2024 in den Staatsgefängnissen.

Unter allen jenen Processen erregte der Monsterproceß gegen die sogenannte Sekte Dell' unità italiana das allgemeine Aufsehen Europa's. Die Anklage hing mit einem Vorfalle in Portici zusammen, wo am 16. September 1849 auf dem Schloßplatz, während der Papst den Segen erteilte, das Aufknallen einer Petarde eine vorübergehende Störung verursacht hatte. Man nahm diesen Mutwillen als Demonstration von Seiten eines Geheimbundes auf, der als Lega der italienischen Einheit sich sollte organisirt haben, den Mazzinismus zu verbreiten und das Leben des Fürsten zu bedrohen. Anonyme Angebereien der Polizeiagenten besagten das Nähere: es hieß, die Sekte bestehe in fünf Graden, sie habe einen Großrat unter der Leitung des Grafen Mamiani, einen Generalverein, Provinzialvereine, Districts- und Communalvereine, entsprechend der administrativen Gliederung des Landes. In Wahrheit bestand eine

Gesellschaft für die Zwecke der italienischen Union, welche die neapolitanische Regierung selbst einst durch Manifeste und thatsächliche Zustimmung angestrebt hatte; aber die Agenten der Polizei beschuldigten viele hervorragende Persönlichkeiten als Stifter oder Teilnehmer eines königsmörderischen Bundes, um sie zu verderben, unter ihnen auch Carlo Poerio, jenen Advocaten, welcher im Jahre 1848 zuerst Director der Polizei, dann Minister des Unterrichts gewesen war, ein Mann von durchaus gemäßigten Ansichten, der nicht einmal an der republikanischen Erhebung des 15. Mai teilgenommen hatte. Ebenso waren darunter begriffen Dragonetti und der Herzog Caraffa d'Andria, und viele andere angesehene Männer, im Ganzen 40 Angeklagte. Die Polizei war der Ankläger, ein Specialgerichtshof instruirte und fällte das Urteil unter dem Vorsitze Navarro's. Am 1. Juni 1850 wurde der Proceß eröffnet, am 5. December das Urteil gefällt; nur vier Personen sprach man frei, drei dagegen, Fancittano, Settembrini und Agresti, verurteilte man zum Tode, die Uebrigen zu den Galeeren. Die zum Tode Verurteilten begnadigte man kurz vor der Execution zu den Galeeren. Es ist wahr, die Regierung von Neapel vollzog kein politisches Todesurteil, aber die Gefängnißstrafe war härter, als ein schneller Tod. Man führte die Unglücklichen, unter ihnen Poerio, der zu 24 Jahren Kerker verdammt war, nach dem Hafen, wo sie paarweise wie gemeine Verbrecher in Eisen geschmiedet, dann in ein Schiff gebracht und zuerst in die Kerker zu Nisita abgeführt wurden. Ein Schrei der Entrüstung wurde in aller Welt laut; die Behandlung der

Verurteilten, so sagte man, sei barbarisch. Das Turiner „Risorgimento“ brachte ausführliche Berichte von scheußlichen unterirdischen Kerkern auf Nisita, Ventotiene und Tremiti, wo die Unglücklichen, Männer höchster Bildung, ehemalige Minister, Herzoge und Grafen, in feuchten Verließen mit gemeinen Verbrechern an eine und dieselbe Stelle geschmiedet seien. Die bekannten Briefe Gladstone's an Lord Aberdeen, welche diese Berichte bestätigten, brachten einen wahren Sturm hervor. Die neapolitanische Regierung rechtfertigte sich allerdings durch öffentliche Erklärungen; man schrieb hin und her; aber wenn sich auch die Uebertreibung jener Angaben herausgestellt hat, so war und ist das Loos der politisch Gefangenen doch schrecklich genug. Paarweise an eine sechs Fuß lange Kette geschmiedet, ertragen sie neben der leiblichen Folter in ungesunden Kerkermauern noch die unverhältnißmäßig größere moralische Pein. Einst wird von diesem oder jenem Opfer der neapolitanischen Revolution des Jahres 1848 die Welt wol Kerkermemoiren erleben, welche denen Silvio Pellico's vom Spielberge an schauerlichen Scenen schwerlich nachstehen können.

Die politischen Processe nahmen unter diesen Verhältnissen kein Ende. Solche, die man überall in den Provinzen, vor allem in Calabrien einleitete, entzogen sich den Blicken der Welt, nur die in der Hauptstadt selbst machten von sich reden, wie der Proceß der Maiangeklagten, und ein anderer, welcher die sogenannte Setta carbonaria militare betraf. Zu den Verurteilten auf den Galeeren gesellten sich Tausende, die man unter polizeiliche Aufsicht stellte, oder ihren Familien in den

Provinzen entriß, um sie hundert Meilen weit auf eine Insel zu verbannen. Verdacht, oder unvorsichtige Rede, selbst das Tragen eines calabrischen Hutes und Cavalierbartes gab dazu Veranlassung. Man raffte im Jahre 1852 sogar Fremde in den Straßen Neapels auf und zwang sie ihren Bart à la Napoléon scheren zu lassen.

In dem Jahre 1852 stieg ein neues Schreckbild vor der neapolitanischen Regierung auf: der Josefinismus und Muratismus. Nach dem vollendeten Staatsstreiche in Paris, endlich nach der Kaiserwahl, welche Neapel vor allen andern Mächten sich beeilte anzuerkennen, schöpfte man aus jeder Regung in diesem Sinne Argwohn und Furcht. Es ist wahr, die Lage der Regierung Neapels ist schrecklich; sie befindet sich in beständiger Aufregung vor Mazzinischen Landungen, vor Muratistischen Prätensionen, vor dem innern Aufstand in Calabrien und Sicilien, wo man bald hier bald dort, bald in Cosenza, bald in Messina, bald in Palermo und in Girgenti geheime Bündnisse und Aufstände wittert. An eine Versöhnung ist nicht zu denken. Zwar beschwichtigte die Regierung Messina im Februar 1852 durch das Privilegium eines Freihafens. Der König selbst bereiste Sicilien und gab das Versprechen, neue Straßen zu bauen; er erließ eine teilweise Amnestie in seinem Königreiche, wo mehr als 200 politisch Verurteilte begnadigt wurden; man hörte sogar das Gerücht, er wolle eine Constitution erteilen. Aber der Haß der Sicilianer ist unversöhnlich, und die radicalen Parteien im Königreiche sind unbezwungen. Der Zustand Neapels ist heute derselbe, oder ein noch schlimmerer, wie nach dem Jahre 1837.

Indem keinem Bedürfnisse Genüge geschehen, sondern die politische Leidenschaft durch den übermäßigen Gewaltdruck der Reaction aufgeregt worden ist, geht Neapel einer neuen und größern Revolution entgegen, welche nicht ausbleiben wird.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

VOLUME 4

Wanderjahre

in

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Vierter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1883.

An

Herrn Tommaso Gar

in Venedig.

Ich sende Ihnen, lieber Freund Gar, diesen Band mit dem Wunsche, daß Sie sich dabei an unser Zusammensein in Florenz, Neapel und Venedig erinnern mögen. Auch wünsche ich Ihnen zu sagen, daß ich der Liebenswürdigkeit eingedenk bin, mit der Sie mir stets entgegengekommen sind, zumal in dem venetianischen Archiv, diesem unvergleichlichen Monument weltumfassender politischer Thätigkeit und diplomatischer Weisheit des wunderbarsten aller Staaten Italiens — und diese große Schatzkammer konnte keinem um-

sichtigeren Verwalter anvertraut werden, als Ihnen selbst.

Wie fand ich Ihr Vaterland, als ich es am 19. April 1852, in Venedig, zuerst betrat! Und wie zeigt sich dasselbe heute in einer fast unbegreiflich schnellen Metamorphose umgestaltet! Was vor kaum 12 Jahren Patrioten als ein erst in weiter Ferne zu verwirklichendes Ideal erhofften — woran wol Sie selbst, der Zeitgenosse und Gefährte Manins, in den Tagen bitterer Täuschung verzweifelten: das steht jetzt als volle geschichtliche Wirklichkeit da.

Unberechenbare Ereignisse, doch Resultate langer Bestrebungen haben Italien plötzlich frei und einig gemacht. Dieselbe Zeit befreite auch mein eigenes Vaterland aus Ohnmacht und Zerrissenheit, und ließ es in neuer Herrlichkeit als deutsches Reich erstehen, nach langer und mächtiger Geistesarbeit im Innern, und endlich unter Heldenkämpfen ohne Gleichen in der Vergangenheit, ja unter Katastrophen von so biblischer Größe, daß sie wol noch in der spätesten Nachwelt eine der erhabensten Legenden der Geschichte und ihrer rächenden Nemesis sein werden.

Dieselbe Stunde brach jene Fesseln, in welche die einst notwendige Verkettung durch das Dogma des Reichs und der Kirche beide Völker verflochten hielt. Sie duldeten den Bedingungen der Geschichte gemäß lange fast dasselbe harte Loos, und sie fanden jetzt auch dasselbe Glück. Eine Stunde hat den Haß und die Schuld von Jahrhunderten getilgt, und diese beiden feindlichen Geschwister der Cultur erst von einander

national abgelöst, um sie dann in Thaten des Friedens, so hoffen wir, für immer mit einander zu verbünden.

Die nationale Einheit Italiens und Deutschlands ist ein unermeßliches Ereigniß, welches für beide Völker und wol für die Verfassung der Welt überhaupt eine neue Epoche herbeiführen muß, in deren unabsehbaren Horinzont unser freudiger Blick nicht einzudringen vermag. Der Anblick dieses neuen und glänzend aufsteigenden Völkertages ist ein beseligendes Glück. Es ist der herrlichste Lohn für jeden Mann, der die Menschheit und sein Vaterland liebt, und ihnen auf welchem Felde des Wirkens immer seine Mühen gewidmet hat.

Noch stehen manche Kämpfe bevor; zumal Ihrem Vaterlande, wo vielleicht die politischen Thatsachen den innern moralischen Proceß überholt haben, und wo die schwierigste Frage des Jahrhunderts noch die Form eines quälenden Problems behalten hat. Die Lösung desselben wird das kommende Geschlecht finden, wenn es sich für eine hohe Aufgabe erzieht, welche Italien, nach allem Schönen was es der Menschheit geboten hat, der Welt vielleicht noch schuldig blieb.

Rom, 27. März 1871.

F. G.

Inhalt.

Ravenna.

1863.

Seit dem August des Jahres 1863 geht die adriatische Zweigbahn von Castel Bolognese nach Ravenna. Man gelangt jetzt in diese berühmte Stadt von Bologna aus über Imola, Lugo und Bagnacavallo in wenig mehr als drei Stunden; und so ist eine der merkwürdigsten Städte des Altertums und Mittelalters, die bisher vom Menschenverkehr abgelegen und in einer nur mühsam erreichten Einsamkeit halb verschollen war, mit dem allgemeinen Leben neu verbunden worden.

Die Städte Italiens stellen fast durchweg die zwei großen Epochen der Geschichte dieses Landes in ihren Denkmälern dar: das römische Altertum und das christliche Mittelalter. Nur Ravenna ist das Monument des Ueberganges aus der einen Epoche in die andere, und deshalb von unvergleichlichem Wert. Das römische Kaisertum in der Zeit seines Falles unter die Germanen, die erste Gründung des germanischen Königtums in Italien auf den Trümmern jenes Römerreichs, die 60jährige Herrschaft der Ostgothen, und die ihr folgende zwei Jahrhunderte umfassende Despotie der Byzantiner, alle diese Epochen haben in jener einen Stadt ihr Theater gehabt, und noch zahlreiche Denkmäler ihrer Geschichte in ihr zurückgelassen.

Wer nach Ravenna kommt und diese Monumente so alter Zeit sieht, Grabmäler des 5. und 6. Jahrhunderts, Kirchen strahlend von Musiven ebenderselben Zeit, wird von ihnen fast so ergriffen wie von den Resten Pompeji's. Und in der That Ravenna ist das Pompeji der gothischen und byzantinischen Epoche.

Die oft fast unversehrte Erhaltung dieser Denkmäler ist einem Wunder gleich zu achten, wenn man sich vorstellt welche wilde, verwüstende Jahrhunderte darüber hinweggegangen sind. Sie erklärt sich für das frühere Mittelalter aus dem glücklichen Umstande, daß es den Langobarden nicht gelang Ravenna den byzantinischen Exarchen zu entreißen. Erst im Jahre 727 oder 728 vermochte der König Liutprand dort einzuziehen, in einer Zeit wo jene furchtbaren Krieger bereits von der Cultur gezähmt waren. Weder er noch sein zweiter Nachfolger auf dem langobardischen Tron, Aistulf, vergriffen sich an den Monumenten dieser berühmten Stadt. Nur Classe, eine Vorstadt, mochte durch Liutprand zerstört worden sein.

Lange Zeit war Ravenna Sitz der byzantinischen Verwaltung Italiens, von wo aus das tief herabgekommene Rom wie eine Provinzialstadt regiert wurde. Sie genoß daher ab und zu der Fürsorge selbst byzantinischer Kaiser, welche dies Kleinod ihrer italienischen Länder anfangs mit Eifersucht hüteten. Als später mit dem Falle des Langobardenreichs und des Exarchats der Papst in Rom ihren Besitz auf Grund der Pipinischen Schenkungen beanspruchte, erhoben sich gegen diese Ansprüche die Patriarchen oder Erzbischöfe der Stadt. Sie machten sich zu Herren der Romagna, setzten sich an die Stelle der Exarchen, und

behaupteten, in hartnäckigem Widerstande gegen den Primat der römischen Kirche und unter den Privilegien der Kaiser, lange Zeit die Herrschaft über Ravenna. Sie wetteiferten mit den Päpsten und mit Rom, indem sie die ehemalige Kaiser-Residenz vor dem Verfalle schützten und mit immer neuem Schmuck versahen. Diese noch durch Handel mächtige und volkreiche Stadt war daher zweimal die Nebenbulerin Roms, nämlich in der letzten römischen Kaiserzeit und der ersten Epoche des sich bildenden Papsttums im Sinne der kirchlichen Suprematie.

Die Erinnerungen an so große und tragische Ereignisse des römischen Verfalls und der Völkerwanderung, an die Epoche des Stilicho, Attila, Alarich und Genserich, oder an die Gothenherrschaft, deren unsterbliche Charaktergestalt Theodorich noch das heutige Ravenna zu beherrschen scheint, die Vorstellung ferner von dem Untergange dieser Gothen und ihren gigantischen Todeskämpfen, aus denen Totila und Belisar, Tejas und Narses heldenhaft emporsteigen, sodann das fast mythisch gewordene Dunkel der byzantinischen Epoche unter den Exarchen, welches nur sparsam durch einige Chronisten erhellt wird: alles dies verleiht Ravenna einen Reiz, der mächtig aufregt wenn man sich der Stadt nähert und ihre braunen Türme aus der stillen, sumpfigen Ebene hervorragen sieht.

Wie wird eine Stadt aussehen, welche das Denkmal solcher Zeiten und Thaten ist? Sie wird finstrer und melancholischer erscheinen, als das hochgetürmte Bologna, welches wir nur eben verlassen haben. Aber auch hier erfahren wir, daß die Wirklichkeit sich zur eingebildeten Vorstellung immer ironisch verhält, und daß

diese eine gewisse Zeit braucht um sich zu reinigen und der reellen Gestalt der Dinge ganz mächtig zu werden. Die Enttäuschung ist groß. Hundert andere Städte des historischen Italiens, selbst kleine Castelle in den Gebirgen sehen auf den ersten Blick geschichtlicher, mittelalterlicher und überhaupt monumentaler aus als dies gothische und byzantinische Ravenna. Erst wenn man dessen Denkmäler aufsucht und darin umherwandert, fühlt man das Wehen des Hauchs alter Vergangenheit in solcher Macht, wie etwa nur in Rom allein, wo der geschichtliche Geist freilich ein universaler ist, während er in Ravenna nur einer Periode angehört, aber diese ist hier einzig vertreten und ausgedrückt.

Hier sind überall todtenstille Straßen, meist von kleinen Häusern aus moderner Zeit, doch geräumig und in der Regel geradlinig gebaut, weil die Stadt auf einer Fläche liegt. Eine träumerische Versunkenheit in sich selbst, eine melancholische Verkommenheit. Auf den Plätzen hie und da wunderliche Säulen des Mittelalters, Schutzpatrone tragend; hie und da das sitzende Standbild eines um die Stadt verdienten Papstes, nachdenklich in sich versunken, vom Alter geschwärzt. Jede Spur der großen Epoche des guelfischen Mittelalters in Palästen oder bedeutenden Kirchen, wie sie andere Städte in so großer Fülle darbieten, ist verschwunden. Nur dann und wann ein stumpfer und gesenkter Turm oder Paläste verödeten Ansehens, doch erst aus dem 15. und späteren Jahrhunderten. In dieser Stille zahlreiche Kirchen, äußerlich in halbverfallenem Zustande, mit uralten ihnen getrennt zur Seite stehenden Glockentürmen aus einfachem und rohem Ziegelbau. Einige

modern restaurirt, andere in unversehrtem, eigentümlichem Stile der Gothenzeit. Alle eher von kleinen als von großen Verhältnissen; keine durch Gestalt imponirend, wie ein Dom von Pisa, Siena oder Orvieto; aber innen mit byzantinischen Mosaiken bekleidet und mit figurenreichen Compositionen geschmückt, welche einer Kunst angehören die sonst in aller Welt nur wenige Denkmäler aufzuweisen hat. Diese uralten Kirchen scheinen wie verzaubert in unserer Gegenwart dazustehen. Sie sind es welche die Geschichte jener Vergangenheit festhalten, und die heutige Stadt Ravenna ist kaum mehr als ihr musivisch ausgelegtes Grab.

Die Ueberreste des alten Ravenna der Römer sind auffallenderweise ganz verschwunden. Classe und Cesarea, einst bedeutende Vorstädte, welche mit großen Bauwerken erfüllt waren, liegen im Sumpf versenkt, und kaum eine Spur gibt von ihrem Dasein Kunde. Ravenna war einst das Avignon der römischen Kaiser. Als Honorius im Jahre 404 aus Furcht vor den andringenden Gothen seine Residenz von Rom in diese Stadt verlegte, welcher damals Sümpfe, Flüsse und das Meer eine große Festigkeit gaben, verstärkte er ihre Mauern und baute sich vielleicht selbst eine kaiserliche Residenz. Wo diese oder wo der Palast der Galla Placidia und jener Valentinians III. standen, weiß man nicht mehr, obwol man ihren Ort bezeichnen will. Antonio Zirardini, ein Rechtsgelehrter Ravenna's und Archäolog ersten Ranges, schrieb im Jahre 1762 sein treffliches Buch über die antiken Bauwerke seiner Vaterstadt (degli antichi edifizi profani di Ravenna), welches noch heute das beste Werk über diesen Gegenstand ist, aber seine mühsamen

Forschungen vermögen nur wenig Licht über das alte Ravenna zu verbreiten.

Honorius erlebte im dortigen Kaiserpalast den ersten Fall und die Plünderung Roms durch die Westgothen Alarichs, und starb dort auch im August 423. Er wurde indeß neben dem S. Peter in Rom begraben. Für uns beginnen die historischen Monumente Ravenna's mit dem Mausoleum seiner Schwester Galla Placidia, einer der merkwürdigsten Frauengestalten aus der Epoche des Falls des römischen Kaiserreichs, deren Schicksale mit diesem selbst tief und tragisch verflochten sind. Die Tochter Theodosius des Großen lebte im Cäsarenpalast von Rom als ein Mädchen von 21 Jahren, während Alarich die Hauptstadt der Welt belagerte, eroberte und plünderte. Er führte sie gefangen mit sich nach Calabrien, und bald darauf mußte die Tochter und Schwester von römischen Kaisern sich in Narbonne mit Alarichs Nachfolger Ataulf vermälen. Sie folgte ihrem germanischen Gemal nach Spanien, erlebte dort dessen und ihres Sohnes Theodosius Tod, und wurde darauf unter Mißhandlungen empörender Art ihrem Bruder Honorius nach Ravenna zurückgeschickt. Er zwang sie hier dem General Constantius ihre Hand zu geben, welchem sie zwei Kinder, Valentinian und Honoria gebar. Als auch Constantius gestorben war, wurde Placidia von ihrem Bruder nach Byzanz verbannt, von wo sie nach des Honorius Tode mit einer griechischen Flotte wiederkehrte, um ihren jungen Sohn Valentinian III. auf den Thron des Abendlandes zu setzen, und als seine Vormünderin lange und unglücklich das Reich zu regieren. Sie starb in Rom im 61. Jahre ihres vielbewegten Lebens am 27. November 450.

Mit ihrem Sohne Valentinian III., welcher fünf Jahre später in Rom ermordet wurde, erlosch der kaiserliche Stamm des großen Theodosius überhaupt.

So ist die Geschichte des Unterganges der Familie des Theodosius zugleich die vom Fall des römischen Reichs, und das Grabmal der Placidia, eins der merkwürdigsten Monumente der Welt, gleichsam das Mausoleum des römischen Reichs der alten Imperatoren. Man betritt diese kleine, düstere, von schönen Mosaiken bedeckte Gruft mit einem Gefühl historischer Pietät, welches in solcher Stärke weder das Mausoleum des Augustus, noch das Grabmal Hadrians in Rom erwecken kann.

Die unglückliche Fürstin wollte in Ravenna begraben sein, welches sie liebte und mit vielen Kirchen geschmückt hatte, nicht in Rom, wo ihr ganzes Lebensschicksal in der Blüte ihrer Jugend durch die schreckliche Katastrophe der eroberten Stadt eine so düstere Richtung hatte nehmen müssen. Sie hatte sich ein Grabmal bauen lassen, und dieses als eine Capelle den Heiligen Nazarius und Celsus geweiht. Es liegt nicht fern von der berühmten Kirche S. Vitale, in unmittelbarer Nähe von S. Maria Maggiore, in einem Straßenviertel so ärmlichen Aussehens daß man schwerlich einen so kostbaren Schatz darin erwarten wird. Zur Zeit als Placidia dies Mausoleum baute, lag in jener Gegend wahrscheinlich ihr eigener Palast.

Wenn man diese Gruft der letzten Kaiserdynastie Roms mit den pomphaften Mausoleen früherer römischer Imperatoren oder selbst nur alter Senatorenfamilien vergleicht, so erkennt man an ihren bescheidenen Dimensionen wie an ihrem Charakter den Unterschied der Zeiten. Sie ist ganz

vom christlichen Geist durchdrungen, und in der That eine Capelle in lateinischer Kreuzesform, nur 55 römische Palm lang und 44 Palm breit. Eine Kuppel wölbt sich über ihr, mit Mosaiken bedeckt, wie die Nischen und Bogen, und ein mattes Zwielicht fällt durch kleine Fensteröffnungen ein. Fünf Sarkophage stehen im Mausoleum, zwei kleinere sind in die Seitenmauern des Eingangs eingefügt, drei große aus griechischem Marmor, von plumper und bildloser Gestalt, füllen die drei Nischen aus, die durch die Kreuzesform gebildet sind. In der Hauptnische gegenüber dem Eingang steht die größte Urne, sie ist 7 Fuß hoch, sehr einfach und auffallenderweise ohne Schmuck heiliger Darstellungen in Relief. Es ist kein Zweifel, daß in ihr die Schwester des Honorius bestattet war. Die ravennatische Tradition erzählt daß sie in diesem Sarkophag, auf einem Tron von Cypressenholz in kaiserlichen Gewändern sitzend, sich Jahrhunderte lang erhielt, und spätere Geschichtschreiber Ravenna's berichten, daß erst im Jahre 1577 diese seltsame Gruftgestalt zu Asche ward. Neugierige Kinder hatten eine brennende Kerze in die Oeffnung des Sarkophags geschoben, worauf die Grabgewänder in Flammen aufgingen und das Traumgebild der Placidia zerfiel.

Wer in den übrigen Sarkophagen bestattet liegt weiß man nicht anzugeben, wahrscheinlich umschließen die beiden größeren die Reste des Generals Constantius und seiner und der Placidia Tochter, der unglücklichen Prinzessin Honoria, die sich dem furchtbaren Attila verlobt hatte. Nach einem Leben voll abenteuerlicher Leidenschaft hatte sie in einem Kloster Ravenna's verschmachten müssen. Die Meinung, daß Honorius in einem jener Sarkophage bestattet liege, ist sicher irrig, denn dieser Kaiser, welcher in Ravenna starb, wurde im kaiserlichen Mausoleum am S. Peter begraben, wie die Historia Miscella es ausdrücklich erwähnt, und dort hat man noch in später Zeit, als dieses selbst verschwunden war, den Sarkophag seiner Gemalin Maria der Tochter Stilicho's aufgefunden. Und auch dieser berühmte Feldherr gehört wenigstens im Tode Ravenna an, denn hier ist er ermordet worden.

Die Musive des Mausoleum sind sehr merkwürdig wegen ihres hohen Alters. Da sie vor das Jahr 450 fallen, gehören sie zu den ältesten der christlichen Kunst überhaupt. Sie stellen, außer gut componirten Arabesken, Einzelfiguren von Propheten und Evangelisten, und die zweimal wiederholte Figur des Heilands dar. An ihr ist sowol hier als in den ältesten Kirchen Ravenna's die schöne ganz jugendliche und bartlose Gesichtsbildung auffallend. Die jugendliche Vorstellungsweise des Heilands ist das früheste und ursprüngliche Christusideal, denn erst später fixirte sich jener greisenhaft finstere, abschreckende Typus des Christusantlitzes, welches man als byzantinisch zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Daß dies irrig sei, kann Ravenna beweisen. Wenn irgendwo in Italien, so mußten hier vor allen andern Städten byzantinische Mosaicisten arbeiten, und namentlich haben sie in der Epoche Justinians ohne Zweifel in Ravenna gearbeitet. Und doch werden wir selbst noch in S. Vitale, dessen Mosaiken etwa 100 Jahre später als jene im Mausoleum der Galla Placidia gefertigt wurden, denselben jugendlichen Typus des Heilands wiedersehen, welcher so wenig byzantinisches Wesen hat daß er vielmehr dem ursprünglichen Ideal der Katakombenmalerei

ähnlich sieht. Der zweite fast dämonische Typus Christi findet sich aber wunderbarerweise schon auf dem Triumfbogen von S. Paul zu Rom, welchen dieselbe Placidia zur Zeit des Papstes Leo I. (440—462) mit Musiven geschmückt hatte, wie es noch heute daselbst die Inschrift besagt (Placidiae pia mens operis decus . . .). Der Heiland, welcher dort in einem Brustbild übermenschlicher Größe dargestellt ist, trägt schon einen Ausdruck von wahrhaft furchterregender, greisenhafter Düsterheit. In Rom arbeiteten damals keineswegs byzantinische Künstler, sondern Mosaicisten aus der alten Kunstschule, welche bei den Thermen thätig gewesen waren, und dieses abschreckende Christusideal muß daher nicht byzantinischer, sondern römischer Auffassung angehören.

Placidia, die Freundin oder Gönnerin jenes großen Papstes Leo, welcher bald nach ihrem Tod Attila von Rom zurückschreckte, der Liebling der orthodoxen Geistlichkeit jener Zeit, stiftete in Ravenna noch eine große Menge von Kirchen. In diesen Gründungen der Pietät spricht sich der tief religiöse Sinn der merkwürdigen Frau aus, und auch die Schwermut ihrer Seele. Ihr Lebensende schien sie in frommer Betrachtung ihrer Schicksale dankbar dem Himmel geweiht zu haben. Und wahrlich, wenn uns die Gestalt ihres Bruders Honorius, von dem man sagte, er habe bei der Kunde vom Falle Roms nur den Tod seines Lieblingshuhns Roma beweint, Verachtung einflößt, so zwingt uns das unglückliche, wechselvolle Leben Placidia's tiefe Teilnahme ab.

Es ist passend von ihrem Grabmal an das noch berühmtere Theodorichs zu treten, weil dasselbe neben jenem die zweite Epoche Ravenna's, und einen denkwürdigen Abschnitt der Geschichte Italiens selber darstellt.

Der germanische Held Odoaker hatte im Jahre 476 dem weströmischen Kaiserreich ein Ende gemacht, und sich zum ersten Könige Italiens aufgeworfen. Er herrschte mit Klugheit und Macht in Ravenna, wo er im Palast des Kaisers seine Residenz genommen hatte, dann aber führte Theodorich sein Ostgothenvolk zur Eroberung nach Italien. Odoaker wurde in Ravenna eingeschlossen; er verteidigte sich glänzend drei Jahre lang bis 493, wo er sich ergab, und von seinem siegreichen Feinde wider die Artikel der Capitulation bald darauf in jenem Palast niedergehauen wurde. Dieser Treubruch und die spätere Hinrichtung zweier berühmter Senatoren Roms sind dunkle Flecken, die vom Andenken des großen Gothenkönigs nicht getilgt werden können. Odoaker, ein gewaltiger Krieger und unsterblich durch die That, das Römerreich gestürzt zu haben, hat kein Denkmal in Ravenna.

Auch Theodorich regierte Italien, welches unter dem Gothenregiment zum letztenmal als ein Reich vereinigt war, von Ravenna aus. Er baute sich hier einen prachtvollen Palast. Dies würde lehren daß die Residenz der letzten abendländischen Kaiser in den Stürmen der Zeit bereits untergegangen war, wenn es sich beweisen ließe daß Theodorich wirklich jenen bewohnt hat. Aber alte Schriftsteller, die von dessen Bau berichten, bemerken zugleich daß er ihn zwar vollendete, doch nicht einweihte, d. h. also nach dem Sprachgebrauch jener Zeit daß er nicht in ihn einzog. Wenn dies angenommen werden darf, so charakterisirt es

sehr gut das Schicksal der Gothen überhaupt, die in Italien nicht Wurzel fassen sollten. Der Gothenkönig fuhr also fort in dem alten Kaiserpalast zu wohnen, und baute für sich noch einen zweiten. Von ihm haben sich einige Trümmer erhalten. Man findet sie in der Hauptstraße, welche Ravenna von der Porta Serrata bis zur Porta Nuova durchschneidet. Dort steht eine hohe aus gebranntem Ziegelstein erbaute Mauer, der dürftige Rest von nur irgendeinem Teile des ganzen Palastes. Das obere Wandgeschoß wird von einer großen Nische und acht kleineren römischen, auf Säulen ruhenden Bogen gegliedert; auch die Thüren haben römische Bogenform. In seiner heutigen traurigen Gestalt zeigt dieser Rest schon kleinliche Verhältnisse, welche das beginnende Mittelalter ahnen lassen, wo die große römische Anschauung in der Architektur unterging, und überhaupt ist die Verkleinerung der Maßstäbe in allen Bauten Ravenna's sichtbar. Man darf freilich aus dem was von der Gothenresidenz übrig blieb nicht schließen, daß nicht der ganze Bau groß und prächtig gewesen sei.

Die alten Geschichtschreiber berichten, daß Theodorich Säulen und Marmor aus Constantinopel und Rom nach Ravenna kommen ließ, und namentlich bediente er sich des kostbaren Materials vom zertrümmerten Palast der Pincier in Rom. Dies ist sehr auffallend, weil doch Ravenna selbst eine Fundgrube des schönsten Gesteins sein mußte. Die Residenz Theodorichs scheint mit Portiken umgeben gewesen zu sein, und sie war innen mit Mosaiken überreich verziert. Im Jahre 800 raubte ihrer viele Karl der Große. So ist auch der Untergang musivischer Bilder zu beklagen, welche dort Theodorich selbst darstellten, wie er auch in seinen andern Palästen zu Verona und Pavia, und selbst in Neapel in Mosaik sich hatte abbilden lassen.

Vor der Façade seines Palastes stand seine Reiterstatue von vergoldeter Bronze, ein Werk, dessen Schönheit, freilich in schon barbarischer Zeit und von Karl dem Großen, der sich auf Kunstkritik sehr wenig verstand, überschwänglich gelobt wurde. Wenn nun Theodorich durch seinen Tod verhindert wurde in den vollendeten Bau einzuziehen, so bewohnten doch die neue Residenz die folgenden Gothenkönige, nach ihnen aber die Exarchen, während der alte Palast der Kaiser gleich jenem zu Rom in Trümmer fiel. Aber auch das schöne Haus Theodorichs zerfiel in zwei Jahrhunderten. Karl der Große plünderte es zuerst mit Bewilligung des Papstes Hadrian I., um daraus Marmor und Mosaiken nach Aachen zu schaffen, wo er die berühmte Capelle und seinen eigenen Palast baute. Selbst die Reiterfigur Theodorichs ließ er nach seiner Heimat entführen. Man sieht wie im Mittelalter die Trümmer wanderten: vom Palast der Pincier in Rom nach Ravenna, vom Palast Theodorichs aus Ravenna nach Aachen, von dort vielleicht nach Skandinavien, als die Normannen die Residenz Karls des Großen zerstörten. Uebrigens hat Zirardini aus alten Documenten nachgewiesen, daß der Palast des Gothenkönigs noch im 11. und einmal sogar im 12. Jahrhundert genannt wird. Bis auf diese Zeit muß er sich also in noch bedeutenden Resten erhalten haben. Er gab einem ganzen Quartier der Stadt den Namen „Palast des Theodorich". Und noch heute dauert die Benennung eines Stadtviertels vom Gothenkönig fort,

so daß es immer überrascht wenn man an den Straßenecken seinen Namen liest.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß jene Mauerreste dem gothischen Königshof angehört haben. Die Tradition seines Locals konnte sich in Ravenna unmöglich verlieren. Außerdem zeigt ein glücklich erhaltenes Abbild der Fronte von Theodorichs Palast in den Mosaiken zu S. Apollinare Nuovo eine ähnliche Architektur. Im Jahre 1564 ließ ein päpstlicher Legat eine porphyrne Urne in jene Palastmauer einfügen. Weil man sie neben dem Grabmal Theodorichs gefunden hatte, schloß er daraus daß sie die Asche des großen Gothenkönigs bewahrt habe, und dies wurde dreist in der Inschrift ausgesprochen die man noch heute dort liest.

Der Gothenkönig starb am 30. August 526, in vollem Zerwürfniß mit der römischen Kirche, mit dem italienischen Volk und mit Byzanz. Er wurde in dem Mausoleum bestattet welches er für sich und sein Haus neben der Stadt hatte errichten lassen. Dies berühmte Grabmal, für die Geschichte der Denkstein der Gothenherrschaft in Italien, für die Kunst das Monument der Uebergangsform einer Epoche in die andere, hat sich, wenige und unwesentliche Veränderungen abgerechnet, in wunderbarer Reinheit erhalten, gleich dem Mausoleum der Placidia. Die berühmten Mausoleen Roms gingen entweder fast gänzlich unter, wie das des Augustus und anderer Kaiser, oder das Mittelalter verwandelte sie durch die Benützung zu Castellen bis zur Unkenntlichkeit, wie das Grabmal des Hadrian und selbst der Cäcilia Metella. Aber das Monument Theodorichs hat die Zeit im wesentlichen verschont. Sein äußerer

Schmuck, vielleicht Arcaden, welche die Terrasse des Obergeschosses umgaben, zerfiel, doch keine Gewalt der Jahrhunderte vermochte das feste Gefüge der Quadersteine zu zerbrechen, oder den riesigen Kuppelmonolith niederzuwerfen, der das Grab des nordischen Heldenkönigs umschlossen hat.

Es begrüßt den deutschen Wanderer zu allererst, wenn er auf der Eisenbahn nach Ravenna gelangt, denn der Zug braust ihm auf nur 100 Schritte vorbei. Mitten in Gärten und Weinbergen erhebt es sich als eine Rotunde von hellgrauem Stein. Auf seinen Prospect führt ein mit Bäumen bepflanzter Weg, dessen dichter Graswuchs darthut, daß nur selten Besucher ihn betreten. Die verwilderte Einsamkeit und das schöne Grün rings umher geziemen dem germanischen Helden, welcher wie sein Volk die frische Natur liebte.

Wenn die fromme Placidia, welche lange in Byzanz gelebt hatte, sich in einer von Mosaiken und Heiligenbildern glänzenden, fast unterirdisch zu nennenden Capelle bestatten ließ, so wollte der arianische Gothenkönig zugleich wie ein nordischer Held und ein römischer Cäsar begraben sein. Die heroische Ruhe und Kraft des Monuments, welches ein Steinblock bedeckt, den nur Giganten erhoben zu haben scheinen, paßt gut für diesen alten Dietrich von Bern, den Recken des Nibelungenliedes, aber der im Ganzen römische Charakter des Baues zeigt den germanischen König doch in römischer Culturverwandlung; er geziemt dem Freunde des classisch gebildeten Cassiodor und dem Erben wie Nacheiferer der Imperatoren Roms.

Als Theodorich im Jahre 500 zum erstenmale Rom

sah, konnte ihm die Grabrotunde Hadrians den Gedanken eingeben sich ein ähnliches Mausoleum in Ravenna zu erbauen. Die verringerten Verhältnisse römischer Herrschaft und auch der Mittel der Kunst, wahrscheinlich auch sein eigener Sinn hielten ihn jedoch davon ab, ein so großes Monument aufzutürmen, wie die alten Römer gethan hatten. Als ich Theodorichs Grabmal erblickte, war mein erstes Gefühl das der Täuschung, denn ich fand seine Verhältnisse bei weitem kleiner als ich sie mir vorgestellt hatte; vielleicht deshalb, weil ich an die römischen Dimensionen zu sehr gewöhnt bin. In der That es imponirt durch seine Größe nicht, und selbst weniger als die Pyramide des Cestius und das Grabmal der Cäcilia Metella. Aber es wächst dennoch vor den Augen empor, wenn man seinen schönen harmonischen Bau betrachtet und die gewaltige aus einem einzigen lebenden Marmorstück gehauene Flachkuppel sieht, durch welche der Gothenheld mit den Riesenbauten selbst der Römer mochte zu wetteifern meinen. Dieser Monolith und der einfache Ernst des architektonischen Stils bringen noch immer einen mächtigen Eindruck hervor, und indem die Tradition römischer Baukunst schon von einem ihr fremden nordischen Wesen durchdrungen zu sein scheint, stellt sich dies merkwürdige Mausoleum als das letzte Monument römischer Formen dar, welches schon leise an den Barbarismus der kommenden Jahrhunderte gränzt. Man versteht es recht und belebt es mit dem eigenen Geist der Regierung jenes Gothen, wenn man die Rescripte seines Ministers Cassiodor kennt, und weiß wie Theodorich sich bemühte die Formen des alten Römerreichs aufrecht zu erhalten.

Im unteren Geschoß öffnet eine römische Bogenthüre ein Gewölbe von lateinischer Kreuzform; im oberen eine viereckige Thüre ein Rundgewölbe das von der Kuppel bedeckt wird. Die beiden steinernen Treppen die zum Obergeschoß führen, wurden erst im Jahre 1780 angelegt. Kein Sarkophag steht mehr in den leeren Räumen; keine Inschrift zeigt die Stelle an wo der große König oder einer seiner Nachfolger begraben lag. Niemand weiß zu sagen, in welcher Zeit die Graburnen verschwunden und wohin sie gebracht worden sind. Nur die Sage berichtet, daß der Porphyrsarg Theodorichs oben auf der Kuppel selber stand; aber dies ist irrig, denn ihr Platz muß jene große Nische gewesen sein, welche im Obergeschoß dem Eingange gegenübersteht. Eine andere Sage erzählt, daß sein Sarkophag in der Kirche S. Prassede in Rom sich befindet. Als Belisar Ravenna eroberte, mögen die wilden Griechen und Isaurier das Innere des Mausoleum aus Rache verwüstet und die Asche des edlen Gothenkönigs hinausgeworfen haben; und wenn sein Sarkophag nicht schon damals zerschlagen wurde, so konnte ein späterer Exarch ihn als Trophäe nach Byzanz gesendet haben. Karl der Große fand ihn in Ravenna nicht mehr vor, denn sonst hätten wir wahrscheinlich gehört daß er ihn nach Aachen bringen ließ, oder wenigstens daß er ihn voll Ehrfurcht in Augenschein nahm.

Als Theodorich sein Mausoleum baute, hoffte er daß es seiner Dynastie zum Grabmal dienen und noch zahlreiche Enkel und Urenkel umschließen würde. Er täuschte sich. Sein Haus fand einen schnellen und furchtbaren Untergang, ja das ganze Gothenreich wurde wie vom

Sturmwind hinweggeweht. Dieses jähen Zusammenbruchs gedenkt man hier, wenn man im Grabmal zwischen leeren Wänden steht, und vergebens eine Spur von seinen Todten sucht. Amalaswintha, Theodorichs berühmte geistvolle Tochter, bestattete darin schon im Jahre 534 ihren Sohn Athalarich, den letzten Erben vom Haus ihres Vaters, den unglücklichen Jüngling, welcher in italienischer Schwelgerei so früh ausgeartet war. Sie selbst wurde bald darauf auf einer Insel im See von Bolsena erwürgt, und es ist ungewiß ob sie in Ravenna ihr Grab fand. Ihr Gemal und mutmaßlicher Mörder, der entartete Theodat, Sohn von Theodorichs Schwester Amalafrida, wurde schon im Jahre 536 auf der Flucht von Rom nach Ravenna von Bluträchern erstochen; er fand sein Grab schwerlich im Mausoleum Theodorichs. Auch die unglückliche Mataswintha, die Tochter Amalaswintha's, welche Vitiges, der Nachfolger des Theodat, gezwungen hatte sich ihm zu vermälen, wurde dort nicht begraben. Sie endete, wie Vitiges, gefangen in Byzanz oder irgendwo im Orient; und auch keinen der letzten Heldenkönige des Gothenvolks hat das Mausoleum aufgenommen. Der hochherzige Totila wurde verscharrt in den Apenninen, und Tejas auf dem Gefilde des Vesuv, wo er nach einem heroischen Kampf wie ein homerischer Held gefallen war.

Das Grabmal Theodorichs ist eine Stelle in Italien, auf welcher der Deutsche, wenn er vor ihm in der grünen Wildniß steht, vom Hauch der Geschichte und von schwermütiger Liebe zu seinem großen Vaterlande durchdrungen wird. Die Schatten jenes heldenhaften Jahrhunderts, wo das Epos des griechischen Homer sich mit den deutschen

Nibelungen zu verschmelzen scheint, schweben um dies ernste Gothengrab: Belisar, Narses, Totila und Tejas, Theodorich und Amalaswintha, Cassiodor, Procopius, Boetius, Justinian und so viele andere berühmte Gothen, Römer und Griechen, die hier auf der Schwelle zweier Weltalter eins der merkwürdigsten Schauspiele der Geschichte und der mit einander sich mischenden und sich bekämpfenden Nationalitäten und Culturen darbieten. In Rom bezeichnet der Triumfbogen Constantins die Gränze zwischen Heidentum und Christentum; in Ravenna das Grabmal Theodorichs die Gränze zwischen der antik-römischen Welt und dem römisch-deutschen Mittelalter, zu welchem es hinüberführt. Es ist aber zugleich das Grabmal der römischen Kunst und Literatur, der Wissenschaft und Cultur überhaupt, welche Theodorich und seine Tochter noch zum letztenmale schützten und erhielten, denn hinter ihnen folgt die lange Geisteswüste der Barbarei.

Das Grabmal versumpft wieder. Vergebens hat ein wolgesinnter Papst, ich glaube es war Gregor XVI., den Sumpf durch einen gemauerten Canal abzuleiten gesucht. Ich fand selbst in trockenster Jahreszeit Pfuhlwasser umher, welches im Herbst sich in Strömen in das Untergeschoß ergießen muß. Und noch schlimmer, die Quadersteine des oberen Geschosses lösen sich hie und da. Der Graf Alessandro Cappi, ein um die Pflege Ravenna's verdienter Mann, beklagte bitter den Verfall des Monuments, für dessen Restauration schon lange Zeit nichts geschehen sei, und ich wiederhole auch an diesem Ort den Appell an die Italiener, dies berühmte Denkmal so schnell als möglich vor einem größeren Ruin zu bewahren.

Italien mag sich an das Wort des letzten Römers Cassiodor erinnern, des Ministers des unsterblichen Gothenkönigs, welcher den Gothen, die einst Unwissenheit oder Fremdenhaß als die Zerstörer der alten Cultur darstellte, freudig nachgerühmt hat, daß sie deren Erhalter gewesen sind: „Gothorum laus est civilitas custodita." Wir Deutsche haben ein moralisches, die Italiener das historische Recht auf das Denkmal der Gothen; wir stellen dasselbe in den Schutz ihrer Pietät für die Monumente ihrer eigenen großen Vergangenheit, und heute leben wir glücklicherweise nicht mehr in jenen wahrhaft vandalischen Zeiten des Mittelalters, wo man die herrlichsten Denkmäler der Geschichte so gleichgültig verfallen ließ.

Der große Belisar war am Ende des Jahres 539 als Sieger in das noch nie bezwungene Ravenna eingezogen, wo er in Theodorichs verwaistem Palast Wohnung nahm. Aber nicht ihm, sondern dem gleich kühnen Eunuchen Narses war es vergönnt den furchtbaren Gothenkrieg zu beendigen. Justinian ernannte ihn zu seinem Patricius oder Statthalter Italiens, und auch Narses residirte ab und zu im Palast Theodorichs, so oft er in Ravenna war. Seit dieser Zeit überhaupt wurde Ravenna die Hauptstadt Italiens, oder fuhr fort es zu sein, wie in der Gothenzeit.

Als redende Denkmäler jenes Sieges der Byzantiner über die Gothen können einige uralte, glücklicherweise völlig erhaltene Basiliken betrachtet werden.

Die berühmteste aller Kirchen Ravenna's ist S. Vitale, in der Nähe des Mausoleum der Galla Placidia. Sie wurde im letzten Jahre der Regierung Theodorichs begonnen, während des Gothenkrieges weiter gebaut, so daß Belisar sie noch in ihrer Unvollendung betrachtete als er in Ravenna eingezogen war, und endlich weihte sie der Erzbischof Maximian, im Jahre 547, zur Zeit als Totila Rom zum zweitenmale bestürmte, und Belisar es zum zweitenmale siegreich verteidigte. Der Bau von S. Vitale begleitet daher den Fall der Gothen, und verherrlicht schon den Sieg Constantinopels, wo Justinian zu gleicher Zeit den Prachtbau der Sophienkirche aufrichtete, welcher sich in der Gestalt S. Vitale's abspiegelt. Diese Basilika ist von so reinem byzantinischen Charakter, daß sie in der Geschichte der Kunst um so mehr als das Monument der Architektur und Malerei der justinianischen Periode gelten muß, weil von deren Bauten in Constantinopel selbst, außer der Sophienkirche sich so wenig Ursprüngliches erhalten hat. Dies betrifft namentlich die Musive, mit denen die byzantinischen Basiliken in der Zeit Justinians so reich geschmückt waren, die aber dort alle untergegangen sind.

S. Vitale hat die Form eines überkuppelten Achtecks, welches innen Pfeiler tragen und eine Gallerie von Arcaden oberhalb umzieht. Die Kuppel war einst mit Mosaik bekleidet, die indeß herunterfiel; dagegen haben sich die weltberühmten Musive im Presbyterium in ihrer ganzen Ursprünglichkeit erhalten. Die Einfügung der Pasten ist so fest daß sie schon 1300 Jahre dauern, ohne eine irgend namhafte Restauration erfahren zu haben, ein seltenes Glück, welches wenigen Musiven zu Teil geworden ist. Die Mosaiken in S. Vitale scheinen jedoch zwei Perioden anzugehören, einer früheren und einer späteren,

wenn sie auch kaum ein Jahrhundert von einander trennen mag. Die letztere bemerkt man an den oberen Wänden des Presbyterium, wo die Bildnisse des Heilands und der Apostel bereits an den sogenannten Byzantinismus streifen. Hier ist Christus schon bärtig, mit lang herabwallendem blondem Haar dargestellt. Dagegen erscheint er in der jugendlichern Bildung des ersten Typus in der Tribüne, deren figurenreiche Musive die frühesten in dieser Kirche sind. Er sitzt auf der Weltkugel zwischen zwei Engeln, und reicht dem Martyrer Vitalis die Krone, während zur Linken Sanct Ecclesius, der Gründer der Basilika, ihm deren Abbild übergibt. Der Heiland trägt den Nimbus mit dem Kreuzesbild, und ein schlichtes braunes Gewand. Sein Antlitz von antiker, jugendlicher Idealität ist so anmutig daß ich nie auf Musiven ein gleich schönes und ansprechendes gesehen habe.

In dieser Tribüne ist es nun wo man gewagt hat einen weltlichen Fürsten damaliger Gegenwart, Justinian mit seinem Gefolge, neben Heiligen darzustellen. Ein zweites Beispiel dieser Art ist nicht bekannt, weil das berühmte Musiv im römischen Lateran, welches Karl den Großen darstellt, doch nur einem Triclinium oder Speisesaal angehört hat. Auf der rechten Wand der Tribüne steht Justinian, einen Nimbus um das Haupt (welcher damals also noch keineswegs die spätere dogmatische Bedeutung gehabt haben kann), ein Weihgeschenk in der Hand, bekleidet mit einem einfachen braunen Gewande, worüber die goldene Stola liegt, und mit den byzantinischen Purpurstiefeln. Sein Kopf ist jugendlich, von schönem Oval, seine Gestalt kräftig und schlank. Er trägt einen Schnurrbart, während die Kriegergestalten neben ihm mit Lanzen und Schilden, die das Monogramm Christi bezeichnet, auffallenderweise bartlos sind. Gegen ihn bewegt sich auf der anderen Seite des Bildes Sanct Maximian mit zwei Geistlichen. Er scheint aus Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät, welche auch die Würde des Pontifex Maximus beanspruchte, sich des Nimbus entäußert zu haben, denn er trägt ihn nicht, und dies ist sehr charakteristisch für das byzantinische Dogma von der unnahbaren und göttergleichen kaiserlichen Gewalt. Im übrigen ist es bekannt, daß der Glorienschein ursprünglich dem Haupt Apollo's entlehnt war, und daß ihn schon die Köpfe apotheosirter römischer Kaiser haben.

Diesem berühmten Musiv gegenüber erscheint auf der linken Seite der Tribüne die Gemalin Justinians, Theodora, einst eine öffentliche Dirne in Byzanz, eine durch ihre schamlose Kunst die unzüchtigsten Scenen auf der Bühne darzustellen berüchtigte Schauspielerin, dann die erlauchte Kaiserin des Morgen- und Abendlandes, wert erachtet im Sanctuarium einer Kirche unter frommen Heiligen abgebildet zu sein, ja wie der Heiland selbst einen Nimbus ums Haupt zu tragen. Wenn man die haarsträubenden Geschichten kennt welche Procopius, der Geheimschreiber Belisars und der letzte classische Geschichtschreiber des Altertums, von diesem Weibe erzählt, oder wenn man sich erinnert wie er in der Historia Arcana (den Mysterien von Byzanz) den Charakter Justinians gebrandmarkt hat, so befremdet es ihre Abbilder in dem schönen, heiligen Raume eines Tempels zu finden. Aber missen möchten wir sie dennoch nicht, denn sie sind

für die Anschauung der Geschichte von hohem Wert, und weil die damalige Kunst noch darstellende Kraft genug besaß, so dürfen wir annehmen, daß jene Kaisergestalten mehr als nur einen Anflug von Porträtähnlichkeit besitzen.

Theodora erscheint als ein imposantes, schönes Weib von wahrhaft kaiserlicher Gestalt, in noch jugendlichem Alter. Sie trägt das reiche byzantinische Diadem. Ihr braunes Obergewand ist nach orientalischer Art kostbar mit Gold und Edelsteinen geziert. Auch sie hält eine Vase als Weihgeschenk in den Händen. Die Hofdamen neben ihr sind nicht minder schöne Gestalten in reichen brokatenen Gewändern, von lebhaftem Farbenschmuck, und noch antiker Form. Auffallend ist ihre Haartracht, denn sie gleicht durchaus den Frauenperücken aus der Zeit der Flavier und Antonine in Rom. Wenn in diesen Frauen, welche einander ähnlich sehen, auch kein Porträt gesucht werden kann, so betrachtet man doch mit lebhaftester Spannung die Gestalten von Griechinnen aus der Epoche der glänzendsten Pracht und der raffinirtesten Ueppigkeit des Hofes von Byzanz. Der Künstler verlieh ihnen allen wahrhafte Größe ohne Uebertreibung, und er goß einen so feierlichen und doch schönen Ernst selbst über diese profanen Weiber aus, daß die Heiligkeit des Orts durch keinen unpassenden Zug gestört werden konnte. Ueberhaupt ersieht man aus diesen prächtigen, farbenglühenden Musiven, daß die byzantinische Kunst welche sie schuf noch auf dem Grunde der Antike stand. Nicht eine Spur von jenem überheiligen, alle weltliche Freude abtödtenden Wesen, oder jenem späteren verknöcherten Mönchsstil der Malerei,

welchen man einmal den byzantinischen zu nennen beliebt hat, ist hier sichtbar.

Die Kirchen Roms, so unschätzbar ihre musivischen Monumente sind, besitzen keine mehr aus jener Epoche des 6. Jahrhunderts, welche dem geschichtlichen oder künstlerischen Werte jener in S. Vitale gleich kämen. Zu derselben Zeit als man die ravennatische Basilika baute, oder doch höchstens 10 Jahre später, wurde in Rom unter Narses die Basilika der zwölf Apostel aufgeführt; aber ihre Musive gingen unter und sie bieten daher keinen Vergleich mehr mit denen in S. Vitale dar. Nur die berühmten, schönen Musive aus der alten Basilika S. Cosma und Damianus, die von Felix IV. in der Gothenzeit (524—530) auf dem Forum Roms erbaut worden ist, haben sich erhalten. Ihr Stil, äußerst kraftvoll und sehr eigentümlich, kommt an künstlerischer Vollendung den ravennatischen Musiven nicht gleich.

Ich war erfreut, in S. Vitale römische Mosaikarbeiter zu finden, welche dort schon lange arbeiten und noch vom päpstlichen Regiment beauftragt waren die Musive Ravenna's zu restauriren. Es gab eine Zeit, wo die musivische Kunst in Rom untergegangen war, und wo man dorthin Künstler aus Byzanz oder aus der Mosaikschule holte, welche der berühmte Desiderius in Monte Casino errichtet hatte. Als mit dem 13. Jahrhundert seit Innocenz III. und Honorius III. die römische Kunst einen neuen Aufschwung nahm, wurde das freilich anders. Die einheimische römische Musivarbeit erhielt sich seither mit geringer Unterbrechung in schöner Blüte bis auf den heutigen Tag. Die Familie die ich in Ravenna arbeitend

fand, Vater und Sohn, hat diese Kunst ererbt, und alle ihre Mitglieder haben sich ihr gewidmet. Sie erinnerte mich deshalb an die Cosmatenfamilie Roms im 13. Jahrhundert. Herr Kibel war gerade dabei thätig schadhafte Stellen in einem Nebenmusiv der Tribüne zu ersetzen und andere zu reinigen. Man hat ein chemisches Wasser erfunden, welches die von der Zeit geschwärzten Mosaiken glänzend wieder herstellt. Der Versuch den der Mosaicist an einem Bilde bereits gemacht hatte, war so vollständig gelungen, daß das Gemälde in der blühendsten Farbenfrische verjüngt worden war. Mit der Zeit werden alle jene Musive die gleiche Reinigung erhalten, und dann erst den vollen Genuß ihrer Ursprünglichkeit gewähren.

Diese Herren beschenkten mich mit einer der seltensten Gaben für ein photographisches Album der Gegenwart, mit dem Porträt Justinians in Visitenkarten-Format. Sie hatten ein musivisches Brustbild des Kaisers als den Rest von Musiven vorgefunden, welche ehemals die innere Wand über dem Portal von S. Apollinare Nuovo schmückten, sie hatten es gereinigt und von ihm Photographien genommen. Justinian ist darin wie in S. Vitale vorgestellt, doch nur bis zur Büste. Sein Antlitz ähnelt durchaus dem in jener Basilika, nur erscheint es mehr in fast weichlich gewordener Fülle des Alters. Er trägt auch hier die braune Toga mit der diamantenen Agraffe auf der Schulter; sein Diadem ist auch hier von jener doppelten Reihe von Edelsteinen gebildet, wie man es auf byzantinischen Kaisermünzen sieht. Auch hier umgibt sein Haupt ein kreisförmiger Nimbus von purpurroter Farbe und mit weißen Punkten, welche Perlen zu bedeuten scheinen. Das

Bild steht auf Goldgrund, über ihm liest man in römischer Schrift den Namen JVSTINIAN. In der That ein merkwürdiges Porträt, und eine Photographie wert daß man sie ins Ausland sich verschreibe.

Wenn man aus S. Vitale in einen der äußeren Räume tritt, so gelangt man an eine verschlossene Zelle, welche Trümmer von Altertümern bewahrt. Unter ihnen steht ein großer Sarkophag aus griechischem Marmor, dessen Vorderteil mit der Verehrung des Christuskindes durch die drei Magier in Relief geschmückt ist, und auf dessen Deckel eine große griechische Inschrift in den schönsten und saubersten Charakteren zu lesen ist. Ich kannte diese merkwürdige Inschrift lange; sie jetzt wirklich mit Augen zu sehen und zu lesen, machte mir die größte Freude. Sie verherrlicht einen todten Exarchen; die Urne überhaupt ist das einzige Exarchengrab welches sich erhalten hat, also das geschichtliche Monument jener Epoche, wo diese byzantinischen Patricier und Höflinge, unter denen mehrere, gleich Narses, Eunuchen waren, Italien regierten, als Vampyre aussogen und zu Grunde richteten. Es ist der achte Exarch Isaak, der dort im Jahre 641 oder 644 bestattet wurde. Er war Armenier von Geburt. Das Glück wollte ihm wol, denn er vermochte eine Rebellion in Rom zu unterdrücken, wo sich ein kaiserlicher Beamter zum Tyrannen aufgeworfen hatte. Nun rühmt die pomphafte Inschrift, daß Isaakios, Mitstreiter der Kaiser, der Glanz von ganz Armenien, welcher Rom und den Occident 18 Jahre lang seinen erlauchten Herren unversehrt bewahrt hatte, von der keuschen Susanna, seiner Gemalin, die der Turteltaube gleich seinen Verlust beseufzte, nach ruhm-

vollem Tode als Strateg des Abendlandes und des Orients hier bestattet worden ist.

Mit S. Vitale fast gleichzeitig wurde die schöne Basilika S. Apollinare Nuovo vollendet; begonnen hatte sie schon Theodorich, als Hauptkirche seines arianischen Glaubens. Nach dem Falle der Gothenherrschaft wurde sie sodann dem katholischen Ritus geweiht. Das Schisma zwischen Arianern und Katholiken trennte damals Italien in zwei kirchliche Systeme, aber der aufgeklärte Sinn Theodorichs hielt die religiöse Duldung bis gegen sein Ende fest, ehe ihn ein gegen die Arianer erlassenes Edict des byzantinischen Kaisers von diesem Princip abzugehen zwang. Er baute in Rom, wie in Ravenna, wo sich noch die gothische Taufcapelle erhalten hat, arianische Kirchen, und diese wurden damals von den Katholiken als ebenso ketzerisch und profan betrachtet wie heute die Kirchen der Waldenser und Protestanten.

Apollinare Nuovo stellt sich äußerlich, wie alle übrigen Basiliken Ravenna's, als sehr unscheinbar dar. Ihr zur Seite steht ein Glockenturm von jener auffallenden Gestalt, welche Ravenna eigen zu sein scheint, da sie sich auch bei mehreren andern Kirchen findet. Diese barbarisch aussehenden Türme sind kreisrund und unverjüngt, von nur mäßiger Höhe, aus rohem Ziegelstein gebaut, ohne Gliederung noch sonstiges Ornament, außer jenem welches durch die Rundbogenfenster mit kleiner Mittelsäule hervorgebracht wird. Ich halte sie für Bauten nicht schon des 6., sondern frühestens des 8. oder 9. Jahrhunderts. Der innere Raum der Kirche besteht aus drei Schiffen, die auf 24 Säulen von griechischem Marmor

ruhen und, wie die meisten alten Basiliken Ravenna's, durch edle Einfachheit sich auszeichnen. Was diese Kirchen von den römischen derselben Epoche unterscheidet, ist überhaupt der Eindruck heiterer und idealer Anmut, welche die Genüsse der Welt noch nicht verleugnet hat. Auch bemerkt man bald daß sie freie Productionen der damaligen lebenskräftigen Zeit sind, welche ein typisch gewordenes Ideal doch eigenartig durchführte. Obwol das in Trümmer gehende alte Ravenna den Baumeistern eine reiche Fülle antiker Säulen darbieten mußte, so haben sie es doch verschmäht sich ihrer zu bedienen. Vielmehr zeigen sich sowol die Säulen, als die schwieriger herzustellenden componirten Capitäler als selbständige Arbeiten der Zeit. Anders ist dies in Rom, wo neu entstehende Basiliken meist aus zusammengesuchten Resten des Altertums erbaut wurden, daher ihre Säulen und selbst die Capitäler ungleichartig sind und den Eindruck eines harmonischen Ganzen beeinträchtigen.

Das Mittelschiff von S. Apollinare Nuovo ist mit schönen Musiven geziert. Wenn jene von S. Vitale durch die Aufnahme wirklicher historischer Persönlichkeiten merkwürdig sind, so sind es diese durch Abbildungen von Bauwerken Ravenna's aus jener Zeit. Freilich sind diese Bilder nur andeutend getreu. Auf der rechten Wandfläche des Schiffs erblickt man in lebhaft stralenden Farben die Stadt Ravenna, mit der Kirche S. Vitale, mit anderen Gebäuden und dem Palast Theodorichs. Er stellt sich als eine Façade von Säulenstellungen in Rundbogenform dar; zwischen den Säulen des Porticus hängen Vorhänge von weißer Farbe mit darein gewirkten roten Blumen.

Theodorich hat solchen Schmuck der byzantinischen Palastsitte nachgeahmt; auch weiß man, daß im frühesten Mittelalter zwischen den Säulen der Kirchenschiffe, wie der Vorhallen, kostbare Teppiche ausgespannt wurden. Dieser Gebrauch war vom Tempel Salomo's, und überhaupt vom Orient entlehnt. Auf dem Frontispiz des Gebäudes steht in goldenen Buchstaben das Wort Palatium, womit nur die Residenz Theodorichs bezeichnet sein kann. Es folgen 25 Gestalten von Heiligen mit Kronen in den Händen, durch Palmbäume von einander abgetrennt. Ihre Reihe beschließt Christus auf dem Tron zwischen Engelfiguren in schwarzbraunem Gewande, bärtig, doch ganz jugendlich, und ohne den späteren Ausdruck unnahbarer Majestät.

Auf der linken Wand eine entsprechende Composition von heiligen Jungfrauen, welche auf der einen Seite die Verehrung der Magier, auf der andern ein architektonisches Abbild beschließt. Die tronende Jungfrau ist eine anmutige Gestalt, mit nonnenhafter Verschleierung um das Haupt. Die Magier tragen bunte, brokatene, sehr kurze Mäntel, Röcke und Hosen, womit ihre barbarische Herkunft aus fremden Landen bezeichnet ist. Ihrer Gestalt nach stellen sie, wie gewöhnlich, die drei Lebensalter dar. Die heiligen Frauen erscheinen ohne Individualität in einer und derselben Haltung und Gesichtsbildung, mit reichen byzantinischen Gewändern, weißen Schleiern, und griechische Diademe auf dem Haupt. Diese Gestalten, alle noch kunstvoll in Licht und Schatten gemalt, zeichnen sich vor anderen Figuren der ältesten Darstellung von Heiligen aus, die man in römischen Basiliken, so in S. Paul und anderen Kirchen, meistens auf

den Triumfbogen oder den Seitenflächen der Tribünen abgebildet sieht. In ihnen lebt noch die Tradition antiker Kunst; kein Zug späterer Barbarei ist sichtbar, und selbst die immer wiederkehrende Gleichheit ermüdet nicht durch Einförmigkeit, sondern sie verleiht dem Ganzen eine feierliche Ruhe, welche durch die Wolgestalt reichgeschmückter Erscheinungen angenehm belebt wird.

Dem Abbilde Ravenna's entspricht am Ende jener Reihe das Bild der untergegangenen Vorstadt Classe: eine festgemauerte Burg mit Zinnen und Türmen, das blaue Meer, Segelschiffe welche den Hafen bezeichnen. Dies ist von kräftiger Wirkung.

Ravenna besitzt keine Kirche mehr welche S. Apollinare Nuovo an edler Pracht und schönen Verhältnissen gleich käme; aber noch eine Reihe von anderen alten und merkwürdigen Basiliken, die ich nur andeuten will. Theodorich ließ dort manche arianische Kirche bauen, wie Spirito Santo, die noch erhalten ist, und S. Maria in Cosmedin, einen achteckigen Bau, die arianische Taufcapelle. Ich werde mich weder hier aufhalten, noch bei älteren Monumenten aus der Zeit der Galla Placidia, wie S. Giovanni Evangelista, S. Agata und S. Franciscus. Nur die Metropolis oder Domkirche der Stadt würde als Sitz der einst mächtigen Patriarchen eine aufmerksame Betrachtung fordern, wenn sie nicht im 18. Jahrhundert gänzlich umgebaut worden wäre.

Sie war der älteste Kirchenbau Ravenna's, und wenig später gegründet als S. Peter, S. Paul und der Lateran in Rom. Ihre Anlage rührte vom Erzbischof Ursus her, von dem sie auch den Namen Basilica Ursiana erhielt.

Sie war ursprünglich wie der alte S. Peter und S. Paul, eine fünfschiffige Basilika, die auf 56 Säulen ruhte. In ihren Schiffen sah man manches Gemälde, welches Scenen aus der Geschichte Ravenna's darstellte. Alles dies ist untergegangen, und der Neubau, so prächtig einzelne Teile in ihm sind, reizt uns nicht. Dagegen hat der erzbischöfliche Palast, welcher mit dem Dom verbunden ist, noch Reste des Altertums bewahrt, namentlich die sogenannte Capella Domestica, die noch mit Musiven des 5. Jahrhunderts bekleidet ist.

Heute ist der größte Schatz des erzbischöflichen Palasts sein berühmtes Archiv. Die Sammlung von Pergamenten (noch jetzt fast 25000 an der Zahl) und von Papyrusschriften, die bis ins 5. Jahrhundert hinaufreichen, gehörte, ehe diese letzteren in den Vatican nach Rom kamen, oder in den Stürmen der Zeit untergingen und zerstreut wurden (eine große Anzahl mittelalterlicher Urkunden liegt heute in Forli, und wird wahrscheinlich an das Archiv in Bologna kommen), zu den größten Schätzen der diplomatischen Wissenschaft. Wer nur immer mit der Geschichte des Mittelalters bekannt ist, weiß von den Papiri di Ravenna, welche der gelehrte Marini edirt hat, von Rossi's Geschichte dieser Stadt, deren urkundlicher Stoff (freilich uncorrect genug) aus jenem Archiv gezogen ist, und von Fantuzzi's großer Urkundensammlung (Monumenti Ravennati). So groß aber ist der Reichtum des in jenem Archiv heute Vorhandenen, daß er noch lange nicht erschöpft ist. Ein diplomatischer Codex ravennatischer Urkunden nach dem System der heutigen Wissenschaft ist sehr zu wünschen.

Nicht weit vom Dom steht das alte Baptisterium S. Giovanni in Fonte. Auch seine Errichtung schreibt man dem Erzbischof Ursus zu. Der merkwürdige Bau, achteckiger Form, hat nur zwei römische Bogenstellungen über einander von höchst altertümlicher Gestalt. Eine Kuppel umwölbt ihn, ganz und gar mit Musiven bekleidet, welche noch vom antiken Ideal durchdrungen sind. Sie stellen in der Mitte die Taufe Christi im Jordan, rings umher die zwölf Apostel dar.

Außerhalb der Stadt liegen noch zwei andere alte Basiliken, S. Maria in Porto und S. Apollinare in Classe fuori. Die letztere ist bei weitem die schönste von allen Kirchen, welche Ravenna besitzt, und dorthin wollen wir noch hinübergehen. Man weiß daß ehemals das Meer nahe an der Stadt lag, und im Verein mit Flüssen und Sümpfen dieser eine Festigkeit und merkantile Bedeutung gab, welche dem späteren Venedig gleich kam. Auch Ravenna dessen Gründung in fabelhafte Zeiten hinaufreicht, war ursprünglich, wie Venedig, zum Teil auf Inseln gebaut, während die Lagunen des nahen Po im Norden und andere Sümpfe im Westen sich ausbreiteten. Eine so ausgezeichnete Lage bestimmte schon Augustus, Ravenna zu einer Flottenstation des adriatischen Meers zu machen, und so entstanden die Vorstädte Cäsarea und der Hafen Classe, welcher letztere von jener Station selbst seinen Namen erhielt. Lange Zeit behauptete Ravenna den Handel auf dem adriatischen und jonischen Meer mit dem Orient, bis es teils durch Versandung seines Hafens, teils durch allgemeine politische Verhältnisse herabkam und seine Bedeutung auf Venedig überging.

Das Meer hat sich mit der Zeit sieben Millien weit von der heutigen Stadt zurückgezogen, so daß man seiner dort nirgends ansichtig wird. Nur an der feuchten Seeluft, welche über die Wälder der Küsten herweht, merkt man seine Nähe. Der alte Hafen ist verschwunden; nicht einmal seine Lage kann man heute mit Sicherheit angeben. Der Name einer Kirche vor den Mauern der Stadt, Santa Maria in Porto, und auch S. Apollinare in Classe bezeichnen obenhin die Richtung, wo einst Hafen und Arsenale sich befunden haben.

Um nach der Basilika in Classe zu gelangen, muß man etwa drei Millien weit nordostwärts gehen. Man überschreitet zuerst den Ponte Nuovo, die Brücke über den Fluß Ronco. Sodann erblickt man zwei Millien vor sich jene altertümliche Basilika, mit dem runden braunen Glockenturm neben ihr in völliger Einsamkeit. Ringsum eine weite, zum Teil sumpfige Ebene von ernst melancholischem Charakter, hie und da mit Reis bepflanzt, welcher das Wasser liebt. Gegen das Meer hin umschließt sie als der schönste Gürtel der meilenweite berühmte Pinienwald, und landwärts steigen am Horizont die blauen Apenninen Bologna's auf.

S. Apollinare in Classe verhält sich zu Ravenna wie S. Paul vor dem Tor zu Rom. Aber während diese große Basilika durch den Brand der sie verschlang zerstört wurde, und jetzt als ein moderner Luxusbau der Asche entstieg, ist jene unversehrt geblieben. Sie bietet, äußerlich halb verrottet und neben Ruinen ihres ehemaligen Klosters, in einer gränzenlosen Verlassenheit das reizendste Bild des Mittelalters dar.

Sie wurde im Jahre 535 von Julianus Argentarius errichtet (dem man die meisten Basiliken Ravenna's jener Zeit zuschreibt) und schon im Jahre 549 von demselben Patriarchen Maximianus geweiht, welcher auch S. Vitale vollendet hatte. Von dem Quadriporticus der sie umgab ist nur die vordere Seite stehen geblieben. Sie bildet jetzt die Vorhalle, welche bei allen alten ravennatischen Kirchen mit dem Begriff Ardica (entstanden aus Narthex) bezeichnet wird.

Das Innere ist ein herrlicher Raum von den edelsten und einfachsten Verhältnissen. Vierundzwanzig prächtige Säulen aus griechischem Marmor, nicht alten Tempeln entrafft, sondern zum Bau gehauen und geziert mit componirten Capitälern, teilen diese Schiffe, über denen sich, nach dem ursprünglichen Baustil, noch das nackte Sparrendach erhebt. Die schönen Mosaiken der Tribüne, ehrwürdige Werke des 6. Jahrhunderts, glänzen beim Eintritt dem Blick entgegen. Alles atmet hier den Geist der alten Zeit, und dieser Eindruck wird verstärkt durch den Anblick einer großen Reihe von gewölbten, schwerfälligen Sarkophagen, welche an den Wänden der Nebenschiffe stehen. Ich habe in keiner Stadt so viel alte Sarkophage in Kirchen frei aufgestellt und beisammen gesehen außer in Arles in der Provence, und der Anblick jener in S. Apollinare (auch andere Kirchen Ravenna's sind daran reich) rief mir sofort die Erinnerung an die berühmte Gräberstraße von Arles zurück.

Die ravennatischen Graburnen unterscheiden sich auf eigentümliche Weise von den römischen der christlichen Epoche. Rom besitzt deren viele und ausgezeichnete in

den Grotten des Vatican oder im lateranischen Museum, hie und da auch in Kirchen, namentlich aus dem späteren Mittelalter. Es besitzt eine große Menge von Graburnen des frühesten Christentums, welche alle mit Reliefs von heiligen Geschichten bedeckt sind. Die Urnen in Ravenna dagegen gehören der gothischen, byzantinischen und auch barbarischen Zeit an. Sie sind fast durchweg bildlose, sehr massive Sarkophage aus griechischem Marmor von weißgrauer Farbe, mit christlichen Symbolen bezeichnet, und mit einer einfachen Inschrift versehen. Keiner von ihnen ist, meines Wissens, dem heidnischen Altertum entlehnt, wie es in Rom selbst einige Grabmäler der Päpste sind, sondern sie wurden selbständig gearbeitet. Ihre seltsame, mächtige Form bringt eine tiefe Wirkung hervor; in solchen hochgewölbten und plumpen Sarkophagen möchte man eher gothische Helden als fromme Patriarchen bestattet glauben. Aber es scheint, daß die Bildhauerkunst in Ravenna schon zur Zeit der Galla Placidia abgestorben war, denn sie ist dort nur wesentlich in ihrer Beziehung auf die Architectur sichtbar. Die bildnerische Kunstthätigkeit vereinigte alle ihre Kraft in der Mosaik, wo sie freilich noch eine schöne Blüte trieb.

Jene Graburnen standen ehemals, christlicher Sitte gemäß, im äußeren Porticus der Kirche. Sie verschließen Patriarchen der Stadt vom 5. bis zum 8. Jahrhundert. Die lange Reihe der ravennatischen Erzbischöfe hat man übrigens, doch erst in moderner Zeit, auf den Wänden der Kirchenschiffe in Porträts dargestellt, und dies dem Muster von S. Paul bei Rom nachgeahmt. Wie jene der Päpste mit Petrus, beginnt diese mit seinem

Missionär Apollinaris, dem Stifter des ravennatischen Erzbistums. Der Schutzpatron und das hierarchische Haupt Ravenna's war nach der absichtsvollen römischen Tradition von S. Peter in Rom zum Bischof eingesetzt worden, also Schüler und Jünger des Fürsten der Apostel, aber trotzdem machte er lange Zeit dem Schutzpatron Roms den Primat streitig, oder vielmehr die ravennatischen Bischöfe, welche sich seine Nachfolger nannten, sträubten sich Jahrhunderte lang die Obergewalt des römischen Stules anzuerkennen. Auch das Dominium temporale des Apollinaris war sehr reich. Die Erzbischöfe dort besaßen liegende Güter selbst in dem fernen Sicilien und im Orient, und wir bemerkten schon daß sie sich zu Gebietern des Exarchats machten, die Ansprüche der Päpste nicht achtend, welche diese schöne Erbschaft seit dem Falle des Langobardenreichs unter die Franken ihnen lange Zeit ohne Erfolg bestritten haben.

Noch im 11. Jahrhundert war der Patriarchat in Ravenna so reich und mächtig, daß Heinrich IV. dort seine kräftigste Stütze im Kampf mit Gregor VII. und der Gräfin Mathilde fand; es war Wibert, der Erzbischof Ravenna's, welchen er als Clemens III. zum Gegenpapst erhob. Er bezeichnete indeß die Gränze der Macht der ravennatischen Kirche, welche seither zerfiel.

In der Blütezeit des Reichs waren mehrere Deutsche von den Kaisern hier zu Erzbischöfen erhoben worden, und mit großen Privilegien der Immunität und Jurisdiction beschenkt. Auch gingen einige Päpste aus der Reihe der ravennatischen Erzbischöfe hervor, wie der kräftige Johann X. und der berühmte Gerbert oder Sylvester II.

zur Zeit Otto's III., während große Heilige, Romuald und Pier Damiani, ihrer Kirche Glanz verliehen. So ist die Geschichte der Erzbischöfe von Ravenna (sie verdiente eine gründliche, kritische Durcharbeitung) bis zum 12. und 13. Jahrhundert ein wesentlicher Teil der Geschichte der römischen Kirche selbst wie des italienischen Mittelalters, und von der größten Merkwürdigkeit. Den ersten Versuch sie zu schreiben machte in der Mitte des 7. Jahrhunderts Agnellus von Ravenna, in seinem Liber pontificalis, einem Werk das den Stempel tiefster Barbarei in der Behandlung der lateinischen Sprache und des Stoffs an sich trägt, aber ehrwürdig ist durch Alter, unschätzbar durch viele historische Nachrichten, und anziehend durch seine kindliche Naivetät.

Mehrere Erzbischöfe Ravenna's sind in den Mosaiken der Tribüne abgebildet; diese ähneln zwar im Charakter noch jenen die wir in der Stadt gesehen haben, scheinen mir aber doch später als sie. Auch hier ist die Consecration der Basilika dargestellt durch die Figuren S. Maximians und des zu seiner Rechten stehenden Justinian. Der Kaiser hält Pergamentrollen in der Hand, auf denen man das Wort Privilegia liest, und Gestalt wie Gewandung gleicht seinen anderen musivischen Porträts. Die Pietät der Geistlichkeit von S. Apollinare hat das Andenken der Wolthäter ihrer Basilika durch Inschriften auf den Wänden geehrt. Wenn sie auch neueren Datums sind, so erfüllen sie doch den schönen Tempel noch mehr mit historischem Geist, und rufen die Erinnerung einer langen und großartigen Geschichte ins Gedächtniß zurück. Eine Tafel ist Narses geweiht, von dem sie rühmt, daß

er nach Besiegung der Gothenkönige und der Wiederherstellung des Friedens in Italien dieser Kirche ein neues Gebäude hinzugefügt habe. Eine andere preist die Kaiser Justinian, Ludwig II., Otto I., Otto II., Otto III., Heinrich II., Konrad I., Heinrich III., Otto IV. und selbst die Hohenstaufen Friedrich I. und Friedrich II. wegen der Privilegien, welche sie dem Tempel und Kloster von Classe reichlich verliehen haben.

Seit Karl dem Großen, der Ravenna eines Teils seiner Zierden beraubt hatte, gab es bis auf die Hohenstaufenzeit nur wenige deutsche Kaiser, welche jene Stadt auf ihren Romfahrten oder während ihrer Kämpfe in Italien nicht besucht hätten. Dies kann man aus den Itinerarien sehen, die ihre Regesten darbieten. Die Hauptstadt des alten Exarchats sicherte ihnen eine bedeutende Stellung in Italien, im Kampfe mit den Städten sowol als mit den Päpsten; die Besitzestitel welche diese darauf geltend machten, anerkannten die Kaiser nicht, denn seit der Ottonischen Zeit waren Romagna und Exarchat zweifellos Reichsländer und von kaiserlichen Grafen regiert. Erst Rudolf von Habsburg verzichtete zu Gunsten des heiligen Stuls feierlich auf die uralten Rechte welche das Reich dort behauptet hatte. Am häufigsten waren die Ottonen in Ravenna, Otto I. sogar fünfmal, in den Jahren 967, 968, 970, 971 und 972. Dieser kräftigste unter den deutschen Herrschern über Italien betrachtete den Papst so wenig als Herrn Ravenna's, daß er sich sogar nicht weit von den Mauern dieser Stadt einen neuen Palast erbaute. Wo dieser lag ist nicht mehr mit Gewißheit anzugeben, aber weder Cäsarea noch

Classe waren zu jener Zeit schon ganz und gar verschwunden.

Zweimal wohnte Otto II. in Ravenna, dreimal Otto III. Dieser jugendliche Fürst ernannte hier im Jahre 996 den ersten Deutschen zum Papst, seinen Vetter Bruno, der ihm bald darauf als Gregor V. in Rom die Kaiserkrone aufsetzte. Er liebte Ravenna und dessen Heilige mit der ihm eigenen schwärmerischen Leidenschaft. Er erhob hier den berühmten Gerbert, seinen Lehrer, vom Erzbischofstul auf den päpstlichen in Rom. Wenige Jahre gingen hin, und Otto III. erschien als Flüchtling, von den Römern vertrieben, im Kloster zu Classe, um einige Wochen in der Zelle des berühmten Romuald im Mönchsgewand unter Bußübungen zuzubringen. Dies war die schmerzlichste Epoche im Leben des letzten der Ottonen.

Heute erinnert daran eine, obwol moderne und pfäffische Inschrift, welche in die Wand jener Basilika eingefügt ist. „Otto III., deutsch-römischer Kaiser, um seiner Missethaten willen der strengsten Disciplin Sanct Romuald's sich unterwerfend, pilgerte mit nackten Füßen von der Stadt Rom zum Berg Garganus, wohnte in dieser Basilika und dem Kloster Classe 40 Tage als Büßer, sühnte im härenen Gewand und mit freiwilligen Casteiungen seine Sünden, gab ein erlauchtes Beispiel der Demut und adelte als Kaiser diesen Tempel durch seine Bußfertigkeit." [1]

[1] Otto III. Rom. Imp. Germ. Ob Patrata Crimina Austeriori Disciplinae Sancti Romualdi Obtemperans Emenso Nudis Pedibus Ab Vrbe Roma Ad Garganum Montem Itinere Basilicam Hanc Et Coenobium Classense XXXX

Das berühmte Kloster Romuald's wurde erst in der Epoche Napoleons I. aufgehoben; seine Gebäude liegen neben der Basilika in Trümmern unter wildem Wuchs von Farnkraut und Oelgestrüpp. Die Mönche sind verschwunden, nur einer wandelt dort in der Kirche umher als trauriger Tempelhüter. Die Basilika verwittert gleich dem alten Turm zu ihrer Seite, welcher eher einem Pharus als einem Glockenturme ähnlich sieht. Die Verlassenheit umher ist in Wahrheit so gränzenlos, wie der Blick auf das schwermütige Gefilde unbeschreiblich schön. Ich sah diese große maremmenartige Fläche während eines Gewitters, das fern über dem unsichtbaren adriatischen Meere schwebte, und den Himmel mit einem finstern Blauschwarz umzogen hatte. Das sumpfige Wasser, hie und da durch einige Gräben abgeleitet, in denen die Wasserlilie üppig wuchert, die düstern Tamarisken, welche die Nähe des Meeres andeuten, die zerfallenen Ruinen, die altersgraue Basilika mit ihren Erinnerungen, die öde Straße welche dies Gefilde nach Cesena hin durchzieht, der finstere, meilenlange Pinienwald, dessen riesige Wipfel still und majestätisch gleich Palmen sich erheben, und auf der anderen Seite die in der blitzenden Gewitterluft ragenden Türme des alten Ravenna, alles still, schwermutsvoll und todt, nicht von der Stimme eines Vogels, noch von der Gestalt

Diebus Poenitens Inhabitavit Et Hic Cilicio Ac Voluntariis Castigationibus Peccata Sua Expians Augustum Dedit Humilitatis Exemplum Et Imperator Sibi Templum Hoc Et Poenitentiam Suam Nobilitavit Anno D. C. M. Das Jahr ist vielmehr 1001.

eines Menschen belebt — ja, dies brachte eine unaussprechliche Wirkung hervor.

Die melancholischen Ufer des Flusses Ronco bewahren noch eine andere geschichtliche Erinnerung, jene an die Schlacht von Ravenna am 11. April 1512, eine der furchtbarsten Schlachten überhaupt, welche auf dem blutigen Boden Italiens gekämpft worden sind, und von so heroischem Charakter, daß auch Theodorich und Odoaker den Heldenmut der Streiter würden bewundert haben. Die alliirten Armeen Spaniens und des martialischen Papsts Julius II. wurden dort von dem Heere des Königs Ludwig XII. von Frankreich unter dem Befehl des jungen Helden Gaston de Foix angegriffen, als sie Ravenna zu entsetzen versuchten, worin der General Marcantonio Colonna lag. Die Franzosen, mit denen sich Alfonso von Este vereinigt hatte, gingen als Sieger aus dem mörderischen Kampf hervor, aber sie bezahlten den Sieg mit dem Tode ihres glänzenden, genialen Führers, welchen eine spanische Kugel zu Boden warf. Die berühmtesten Capitäne und Männer jener Zeit, die Helden des beginnenden großen Jahrhunderts Karl's V., Spanier, Franzosen, Italiener, Deutsche, die Blüte der damaligen Aristokratie, nahmen an der Schlacht Teil; selbst ein großer Dichter, Ariosto, befand sich im ferrarischen Lager, und der später weltberühmte Papst Leo X. geriet als Legat in Gefangenschaft. Im Heere Frankreichs, welches damals seine Kriege schon mit der erkauften Söldnerkraft unsers zersplitterten Vaterlandes führte, diente deutsches Fußvolk unter Jakob Embser und Philipp von Freiberg; sein Zusammenstoß mit dem spanischen Fußvolk war der

Gipfel dieser Schlacht, wie der heldenhafte Rückzug der 3000 Spanier längs des Roncoufers ihre bewundernswerteste That. Die Schlacht von Ravenna wurde wesentlich durch Fußvolk und die Artillerie des Herzogs von Ferrara zur Entscheidung gebracht. Wenn der junge Foix seinen Sieg überlebt hätte, so würde ihn nichts aufgehalten haben, Rom selbst zu erobern und Julius den II. gefangen hinwegzuführen, aber das Glück, welches die Päpste fast immer begünstigt hat, brachte alsbald einen solchen Umschwung hervor, daß in kürzester Frist die Franzosen aus Siegern zu Besiegten wurden und Italien verlassen mußten.

Im Jahre 1557 hat der päpstliche Präsident der Romagna Donato Cesi, später Cardinal, auf dem Schlachtfelde am Ronco die Denksäule errichten lassen, welche heute dort aufrecht steht; Inschriften auf Medaillons, sehr mittelmäßiger Art, rufen das große Ereigniß ins Gedächtniß. Charakteristisch für jene schon manirirt werdende Zeit ist die alberne Spielerei in diesen Versen:

Hac Petra Petrus Donatus Donat, Iberos
Gallosque hic caesos, Caesius enumerat.

Ich habe den berühmten Pinienwald (la Pineta) leider nicht besucht. Der Anblick seiner schwarzen Massen in nicht zu weiter Entfernung von Classe reizt mächtig genug sein Dickicht zu durchstreifen, oder ihn wenigstens auf der Straße nach Comacchio zu durchziehen. Der Forst ist uralt. Man sagt, daß schon die Römer aus ihm das Material für die Werften des Hafens gezogen haben. Das Heer der Gothen lagerte in ihm, als Theodorich den König Odoaker in Ravenna eingeschlossen hielt. Seine

Hauptmasse besteht aus dichtem Gestrüpp verschiedenartigen Baumwuchses, aus welchem sich die hohen Pinien erheben. Ihre Zapfen enthalten mandelartige Kerne, welche aus Ravenna in großer Menge weit und breit versendet werden. Man berechnet sie auf 10000 Scheffel jährlich. Ravennaten schilderten mir die innersten Wildnisse dieses Waldes, in welchem der Jäger das wilde Schwein jagt, als bezaubernd schön, und nicht minder die Gegenden wo er bis zur Küste hinabsteigt, und in malerischen Buchten vom Meer bespült wird. Er erstreckt sich längs desselben 24 Millien weit von der Stadt Cervia bis zur Mündung des Po, welche Spina oder Spineticum heißt. Seine größte Breite beträgt drei Millien. Der herrliche Wald gehört seit Alters Ravenna, dessen Geistlichkeit sich fast ganz in seinen Besitz setzte. Die Päpste schützten ihn vor der Zerstörung, und er verdiente mit vollem Recht seine eigene Geschichte, die ihm gewidmet worden ist: Francesco Ginanni, Storia civile e naturale delle Pinete Ravennati. Roma, Salomoni 1774.

Wir haben die Monumente Ravenna's nach der Folge ihrer Zeiten, nicht nach ihren Localen aufgesucht, und von ihnen auch nur wenige, aber solche herausgehoben welche als Charaktergestalten ihrer Epochen bedeutend sind. Wir sahen, daß die ganze große Periode der guelfischen Zeit in Kirchen und Palästen monumental kaum mehr sichtbar ist, aber statt ihrer zeigen die Ravennaten voll Stolz in einer unscheinbaren Gasse eine kleine Gruftcapelle, welche sie mit keinem Prachtdom der Welt vertauschen würden. Dort liegt der größte Genius Italiens begraben, Held und zugleich Opfer der Kämpfe zwischen Guelfen und

Ghibellinen, denen er ein Denkmal gesetzt hat, das nur mit der Menschheit selbst untergehen kann. Die Vereinigung dreier weltberühmter Mausoleen in Ravenna, welche so große Abschnitte des geschichtlichen Lebens bezeichnen, ist ganz wunderbar: Galla Placidia, Theodorich und Dante! Der Gang von dem einen zum andern ist wahrlich eine Wanderung durch weite, von großen Gestalten erfüllte Räume der Weltgeschichte.

Wenn Ravenna keine andere Zierde besäße als die ihm die Verse auf der Gruft Dante's verleihen, und keinen andern Ruhm als den, diesem Dichter das letzte Asyl dargeboten zu haben, so wäre das hinreichend die Stadt für alle Zeiten dem Dunkel zu entreißen. Es war um das Jahr 1320, als Dante von Verona nach Ravenna ging, heimatlos und in bitterster Armut. „Damals", so erzählt Boccaccio, „war Herr über Ravenna, eine hochberühmte und alte Stadt der Romagna, ein edler Ritter mit Namen Guido Novello da Polenta; dieser war in den liberalen Wissenschaften wol unterrichtet, ehrte die tüchtigen Männer hoch, und vor allen diejenigen, welche durch Kenntnisse andere überragten. Als er vernahm, daß Dante ohne alle Aussicht in der Romagna sich befinde, von dessen Ruf er lange vorher gehört hatte, so entschloß er sich ihn in diesem verzweifelten Zustande aufzunehmen, ohne von ihm darum angegangen zu sein. Dante wohnte also in Ravenna, nachdem er jede Hoffnung der Rückkehr nach Florenz verloren hatte, einige Zeit unter dem Schutz dieses gnädigen Herrn; hier bildete er mehrere Schüler in der Dichtkunst, zumal in der lingua vulgare, die er, nach meinem Dafürhalten, zuerst unter den Italienern

zu dem Range erhoben hatte, welchen Homer unter den Griechen, und Virgil unter den Lateinern ihren Muttersprachen gegeben haben.“ [1]

Die Familie der Polenta hatte im Jahre 1275 die Signorie der Stadt erlangt, also in jener Epoche der italienischen Tyrannis zu ihren Herrschern sich aufgeworfen, nachdem früher die Herzoge vom uralten Geschlecht der Traversari Ravenna regiert hatten. Guido da Polenta war Neffe der schönen Francesca, welche mit Giovanni Malatesta von Verucchio, dem Podesta Rimini's, vermält war, und durch Dante unsterblich geworden ist. Der Herr von Ravenna nahm keinen Anstoß an den Versen des großen Dichters, der den Schatten seiner unglücklichen Muhme unter den zu ewiger Qual verdammten Seelen aufgeführt, aber ihr tragisches Schicksal durch die Verklärung seiner Poesie zum Gegenstande der Rührung für alle Zeiten gemacht hatte. Dante brachte sein Lebensende unter dem Schutze Guido's zu. Doch der Palast der Polentanen ist spurlos verschwunden. Von ihrer Herrschaft über Ravenna blieb als das schönste Denkmal nur diese Poetengruft übrig. Sonst ruft nichts mehr ihren Namen ins Gedächtniß, es sei denn ein Stein, welcher in der Wand der Kirche von S. Francesco eingemauert ist, einen in die Kutte der Minoriten gehüllten Mann darstellt, und diese Inschrift trägt: Hic jacet Magnificus Dominus Hostasius de Polenta qui ante diem felix obiens occubuit MCCCLXXXVI die XIV. Mensis Martii. Cujus anima requiescat in Pace.

[1] Man sehe das treffliche Werk Balbo's, Vita di Dante.

Die Kämpfe der glühenden Seele Dante's, welche sein Gedicht durchstürmen und diesem den unvergleichlichen Lebensgeist der Persönlichkeit eingehaucht haben, waren geschlichtet als er in Ravenna seine Tage beschloß. Er widmete sie hohen religiösen Betrachtungen, der vita contemplativa. Er dichtete hier die Bußpsalmen und sein Credo; er schien ein Büßer geworden zu sein wie jener Otto III., welcher, nachdem seine Herrschaft über Rom in Trümmer gegangen war, sich in die Kutte hüllte und in der Zelle von S. Apollinaris betete. Als er sich zum Sterben niederlegte (er starb am 14. September 1321), wollte er in der Kutte der Franciscaner begraben sein. Die Minoriten rechnen ihn daher zu den Ihrigen, und man erinnert sich daß er sich selber schon in seinem Gedicht gezeichnet hat, mit dem Strick jenes Ordens um den Leib. Man sagt sogar: er habe sich in Ravenna wirklich unter die Tertiarier von S. Franciscus aufnehmen lassen.

Guido Polenta bestattete den todten Dichter in einem Marmorsarkophag bei den Minoriten. Er beschloß ihm ein prachtvolles Denkmal zu errichten, aber das unterblieb. Während der Unruhen denen das Haus jener Dynasten erlag, wurde das Dichtergrab vernachlässigt und fast vergessen, und erst im Jahre 1482 erinnerte man sich an eine heilige Pflicht. Die Polentanen waren vertrieben worden. Hostasius, der letzte dieses berühmten Geschlechts, endete in der Gefangenschaft auf der Insel Candia, denn die Stadt Ravenna hatte die Republik Venedig angerufen und sich in ihren Schutz gestellt. Sie wurde nun mit dieser vereinigt und sodann bis zum Jahre 1509 von venetianischen Prätoren regiert. Unter diesen war es

Bernardo Bembo, der Vater des berühmten Cardinals, welcher den Plan Guido's da Polenta wieder aufnahm und im Jahre 1482 dem Dichter ein schönes Mausoleum bauen ließ. Es ist das heutige, aber in der Umwandlung durch die päpstlichen Legaten im 17. und 18. Jahrhundert. Die Venetianer hatten nämlich Ravenna wieder an den heiligen Stul abgetreten, im Jahre 1509, zur Zeit Julius II., welcher auch Bologna an die Kirche brachte.

Das Grabmal Dante's ist ein kleiner Tempel, den eine Kuppel deckt, im Stile der Renaissance. Den innern Raum schmücken Reliefs und Inschriften. Vier Medaillons stellen Virgil, Brunetto Latini, Can Grande della Scala und Guido von Polenta dar. Der Eingangsthüre gegenüber steht der Mamorsarkophag, über ihm das Bildniß Dante's in Relief. Die bekannte Inschrift, welche er selbst sich geschrieben hatte, lautet:

Jura monarchiae superos phlegetonta lacusque
Lustrando cecini voluerunt fata quousque:
Sed quia pars cessit melioribus hospita castris,
Auctoremque suum petiit foelicior astris,
Hic claudor Dantes patriis extorris ab oris
Quem genuit parvi Florentia mater amoris.

Das Grab ist stets verschlossen; der Schlüssel wird auf dem Stadthause verwahrt. Der Graf Alessandro Cappi, welcher mich in das Mausoleum führte, ein schöner Mann im ersten Greisenalter, hatte in früher Jugend hier noch Lord Byron gesehen, in jener Epoche seines Lebens wo er die Gräfin Guiccioli liebte (diese Dame lebt noch hochbetagt, nicht in Ravenna, sondern in Paris, so wenigstens erzählte man mir). Der Lord, so sagte

mein Führer, ging niemals an dem Grabmal, auch in der Ferne nicht vorüber, ohne ehrfurchtsvoll sein Haupt zu entblößen, und ich erinnere mich der schönen Verse, die er der Dante'schen Gruft gewidmet hat. Wol, hier ist ein Heiligtum, welchem jeder fühlende Mensch nur mit Rührung nahen wird, ein Wallfahrtsort der Andacht für alle welche fähig sind die tiefe, schöpferische Kraft eines Menschengeistes zu bewundern, der über dem Sturm seiner Leidenschaften einen solchen ruhigen, ewigen Himmel verklärter Ideale aufzubauen vermocht hat. Dante hat in Wahrheit an seinem eigenen Leben dargestellt was eigentlich sein ganzes Vaterland in der guelfischen Epoche so bewundernswürdig macht, wo mitten unter den schrecklichsten Kämpfen der Parteien überall aufsproßten zahllose edle Blüten der Kunst und des Wissens, und schon dies geschichtliche Verhältniß macht ihn zum Repräsentanten und Inbegriff seines Nationalgeistes in einer langen Periode.

Die Einsamkeit seines Grabes ist bezaubernd; es ist gut daß die Ravennaten den reuigen Florentinern es verweigert haben, ihren Nationalschatz auszuliefern. Denn so setzt Dante noch sein Exil fort, und er ruht in der berühmten Stadt, unter deren gastlichem Schutz er gestorben ist; in einem Denkmal, an dessen Errichtung die erlauchte Republik Venedig und das Papsttum Anteil haben, und welches frei und isolirt dasteht, wie ein Königsgrab, wie das Mausoleum des großen Gothen Theodorich.

Streifzug

durch

die Sabina und Umbrien.

1861.

Eine Fahrt von Rom durch römisch Tuscien, die Sabina und Umbrien ist heute um so anziehender, weil der Reisende in den ehemaligen päpstlichen Provinzen, nun annectirten Teilen des Königreichs Italien, viele neue Beobachtungen machen kann. Statt mit der täglichen Post zu fahren, ist es besser, einen Vetturin bis Perugia zu nehmen. Das echt italienische Institut der Vetturine wird in einigen Jahren durch die Eisenbahnen verschwinden und mancher wird das bedauern. Wenn auch nicht immer bequem, so ist diese Art des Reisens doch mit vielerlei Vorteilen verbunden. Man lernt das Land kennen und hat Erlebnisse unterwegs, was mit der Eisenbahn aufhört.

Mein Vetturin trabte recht wacker auf der alten flaminischen Straße fort, in hoher Morgenfrühe, bei dem köstlichsten Septemberwetter. Die Fahrt durch jene tuscische Campagna ist wahrhaft schön, weil der Soracte und das mächtige Sabinergebirg zur Rechten die herrlichsten Ansichten entfalten. Der Orte gibt es in dieser Oede sehr wenige. Zuerst erreicht man hinter dem dritten Meilenstein Prima Porta, die Saxa Rubra des Altertums, so genannt von den rötlichen Tufffelsen die sich dort erheben. Dieses vulcanische Gestein ist der römisch-tuscischen Land-

schaft besonders eigen; es bildet sehr malerische Formationen von Hügeln, Schluchten, natürlichen Mauern und Hochflächen, die zum Anbau von Städten einladen. Wer Veji und Civita Castellana kennt, erinnert sich dieses ausgeprägten Charakters, welcher so ganz von jenem Latiums abweicht.

Der Tiber fließt in schönen Windungen durch dies Gebiet, von fernen Bergreihen prachtvoll eingefaßt. Man verläßt ihn jedoch bald, indem man linkswärts abbiegt, um Castelnuovo vorbei Rignano zu erreichen. Ein Zug päpstlicher Reiterei belebte die Straße; diese Truppe bewegte sich, in dichten Staub eingehüllt, ziemlich rasch vorwärts, und bald sollte mir klar werden was dies letzte militärische Schauspiel in päpstlichen Landen für einen Zweck hatte.

Man weiß daß römisch Tuscien, durch den Tiber von Latium oder der Campagna geschieden, das eigentliche Patrimonium S. Peters genannt wird. Mit Unrecht datirt man den Besitz dieses Gebiets von der Schenkung der Gräfin Mathilde her. Die berühmte Beschützerin der römischen Hierarchie hatte freilich dort Domänen, aber ihre Hausmacht reichte bis tief nach Latium hinein, wo sie viele zerstreute Güter besaß. Was man nun das Patrimonium S. Petri nennt, bildete vielmehr die ältesten Grundbestandteile des Kirchenstaats; dort liegen dessen Anfänge, und das erste weltliche Besitztum welches der heilige Stul erwarb, war Sutri oberhalb des Sees von Bracciano, eine Schenkung des Langobardenkönigs Liutprand.

In der carolinischen Epoche gebot der römische Bischof

über alle die noch heute dauernden Städte im römischen Tuscien, die er durch Delegaten unter dem Titel Duces, Comites und Rectoren verwalten ließ. Doch dies Besitztum ging allmälig verloren, sobald sich nach dem Falle des carolinischen Reichs erbliche Grafen jener Orte bemächtigten. In der Epoche Mathildens besaß der Papst weder in Tuscien, noch in der Sabina mehr politische Landesgewalt, sondern hundert kleine Grafen und Landbarone herrschten dort, und spotteten der Schenkung Pipins und Karls. Vieler Kriege, langer Jahrhunderte bedurfte es um den heiligen Stul in den Besitz jener alten Patrimonien zu setzen.

In Rignano rasteten wir sechs Stunden des Tages über. Dieser Ort gehört noch zur Comarca von Rom, welche hier endet, denn jenseits beginnt die Delegation Viterbo. Er ist klein und unansehnlich, aber ein Herzogtum wie viele andre römische Nester. Der älteste Sohn des Hauses Massimo führt jetzt den Titel Duca di Rignano. Im Gasthofe des Städtchens fand ich einen päpstlichen Colonnell, welcher als verabschiedeter Officier nach seiner Heimat Macerata reisen wollte, aber in Narni von den Piemontesen zurückgewiesen worden war, weil auf seinem Paß das Visum des „italienischen Consuls" fehlte. Man schilderte mir überhaupt die piemontesische Gränzwacht, die ich bald erreichen mußte, als sehr streng; man sagte mir daß alles was von Rom komme verdächtig, daß die Furcht vor reactionären Umtrieben groß sei. Zugleich gingen sowol in Rignano als in allen anderen Orten dieses Gebiets aufregende Gerüchte von dem Einbruch von 200 Neapolitanern oder von einer Bande Reactionäre, welche,

als Zuaven verkleidet, von Corneto her sich aufwärts bewegten, um den Fluß zu überschreiten. Einige Leute versicherten sogar, daß sie das Corps im Lager gesehen hatten, kurz man fürchtete Excesse ähnlich jenen im Neapolitanischen. Selbst mein Vetturin wurde ängstlich, und beschloß seinen Tagesmarsch abzukürzen, indem er schon in Civita Castellana Halt machte. Die Bewegung eines Zuavencorps oder einer Freischar dieser Art war es denn auch, welche, wie man mir sagte, den Ausmarsch jener päpstlichen Reiterei in der Richtung auf den Tiberfluß veranlaßt hatte. Wir haben indeß nichts von dieser Bande wahrgenommen, sondern wir setzten unsere friedliche Reise Nachmittags durch die herrliche Tiberlandschaft weiter fort.

Und immer schöner wird das Land, sobald man Rignano verläßt um nach dem nahen Civita Castellana zu fahren. Man rollt auf der Via Flaminia dicht am Fuße des Soracte hin, welchem man lange Zeit so nahe bleibt daß man den Ort auf ihm, die mittelalterlichen Türme, und die Kirche auf seiner Höhe deutlich betrachten kann. Jener Berg, welchem Horaz und Virgil Verse gewidmet haben, ist weithin im tuscischen Lande und schon von Rom aus sichtbar. Er erhebt sich ganz isolirt als eine rötliche, scharf und schön gemeißelte Kalksteinmasse seitwärts vom Tiber. Seine inselartige Gestalt, seine Farbe, und die anmutige Form erinnerten mich lebhaft an den Monte Trocchio in der nächsten Nähe S. Germano's, obwol er größer und höher ist. Seine Höhe beträgt nämlich über 2000 Fuß. Der Archäolog kennt diesen Berg wegen der uralten Culte die dort ihr Local

hatten, und den Geschichtschreiber erinnert er an vielerlei Epochen im Mittelalter. Jener Papst Sylvester welcher sich vom Kaiser Constantin, als er ihn der Sage nach im lateranischen Palast taufte, das ganze Land Italien, die Hauptstadt Rom, ja das ganze Abendland schenken ließ — und wie lange Zeit hindurch hat man nicht an diese lächerliche Schenkung geglaubt? — jener glückliche Papst also lebte in der Einsamkeit des Soracte versteckt, so lange als die letzte Christenverfolgung dauerte. Ihm zu Ehren wurde schon im frühesten Mittelalter das Kloster S. Sylvester auf der Spitze des Bergs, und wie man behauptet, über den Trümmern des Apollo-Tempels erbaut. Dies Kloster war eine Zeitlang berühmt und viel besucht, als eins der ältesten im Landgebiete Roms. Karlmann, der älteste Sohn des großen fränkischen Helden Karl Martell, nahm hier im Jahre 746 die Kutte, vertauschte aber die reizende Einsiedelei mit dem noch schöneren Monte Casino, um sich den lästigen Besuchen zu entziehen welche ihm fränkische Edle machten, wenn sie die flaminische Straße herab nach Rom reisten. Die Beziehung des einsamen Berges auf die große Zeit Karls gibt ihm in der That einen Reiz mehr.

Noch andere Klöster entstanden hier; darunter S. Andrea am Fuße des Bergs (jetzt zerstört), wo im 10. Jahrhundert der Mönch Benedict eine barbarische, doch durch historische Notizen wichtige Chronik schrieb. Pertz fand sie in der Chigiana zu Rom, und ließ sie in den Monumenta Germaniä abdrucken. Ueberhaupt war gerade diese Gegend an den Gränzen der alten Sabina ein wahres Stammland der Benedictiner. Jenseits über

dem Tiber, wenig entfernt vom Soracte, liegt noch heute das uralte Kloster Farfa, jetzt in Verlassenheit, eine berühmte Stiftung langobardischer Zeit, eine kaiserliche, ghibellinisch gesinnte Abtei, welche den deutschen Kaisern oftmals zum Stützpunkt in diesen Gegenden diente. Sie hat der Culturgeschichte im Ganzen wenig Früchte getragen; aber die Forschung über das römische Mittelalter verdankt dem Sammlerfleiß ihrer Mönche den kostbaren Codex farfensischer Regesten, welchen die Vaticana verwahrt. Dies wichtige Urkundenbuch, ein Seitenstück zu den Regesten des Petrus Diaconus von Monte Casino, ist eine vorzügliche Quelle geschichtlicher Forschung geworden. So wird man mit nicht geringem Anteil das großartige Gefilde um den Soracte betrachten, und sich mancher Romfahrt unserer deutschen Kaiser erinnern während ihrer Kämpfe mit dem gregorianischen Papsttum. Unterhalb des Bergs liegt auch die Tiberfurt, wo sie gewöhnlich über den Fluß setzten, bei dem alten Flajanum, dem heutigen Fiano.

Ich habe es bedauert, daß ich nicht zu dem Ort S. Oreste emporsteigen konnte, welcher recht einladend auf dem Rücken des Berges steht. Die Archäologen wollen wissen, daß dort einst der berühmte Tempel der Feronia stand, daß der darauf gebaute Ort ursprünglich S. Edistio, dann corrumpirt S. Resto hieß, woraus S. Oreste entstanden sei. Doch viel wahrscheinlicher ist dieser Name aus dem alten Soracte selbst herzuleiten. Der Name eines heidnischen Bergs hat sich im barbarischen Mittelalter in den eines unbekannten oder fingirten Heiligen verwandelt.

Ich erreichte Civita Castellana um 6 Uhr Abends.

Der Anblick dieses merkwürdigen Orts ist unvergleichlich und übertrifft selbst den von Veji, weil er viel mehr ein ganzes und abgeschlossenes Gemälde darstellt. Er erhebt sich auf einer Felsenfläche, deren schroffe, rötliche, von Schlinggewächs umrankte Wände als natürliche Mauern dienen, während der Fluß Treja um sie herfließt. Schön gebaute, zum Teil alte Brücken führen von mehreren Seiten über den Fluß; eine derselben sieht der neuen Brücke bei Arricia ähnlich, ist aber keineswegs so großartig. Die tiefe, prachtvolle, oft sehr enge Felsschlucht, welche die Treja durchrissen hat, bietet mannichfaltig und wahrhaft überraschende Ansichten dar, die den Maler entzücken müßten. Die Wahl des Locals dieser etruskischen Orte ist immer höchst passend und praktisch gewesen.

Hier soll das uralte Falerii gestanden haben, während man in den noch heute sichtbaren Ruinen von Falari, wenig seitwärts von Civita Castellana, die spätere römische Colonie Falerii zeigt. Im Mittelalter, als die Saracenen diese Gegenden unsicher machten (sie zerstörten einst auch die Abtei Farfa), wurde das älteste verlassene Falerii wieder bevölkert, weil seine ausgezeichnet feste Lage auf der Felsenplatte den besten Schutz darbot, und so entstand die Civitas Castellana, lange Zeit der Sitz mächtiger Grafen und in der Geschichte der Päpste häufig genannt. Der standhafte Gegner Gregors VII., Wibert von Ravenna, als Gegenpapst Clemens III., lebte hier in seiner letzten Zeit, und starb auch daselbst. Auch Alexander III. ist hier gestorben. Heute bietet diese freundliche, geräumige Stadt (von nur 2400 Einwohnern) wenig bemerkenswertes dar. Sie ist ein Bistum seit alter Zeit, wie fast jeder beträcht-

liche Ort im Patrimonium und in Latium von Alters her Sitz eines Bischofs ist. Die Kathedrale S. Maria ist sehenswert, ihr romanisches Portal und Vestibulum ein merkwürdiges Denkmal des 13. Jahrhunderts. Rundbogen, Rundfenster mit römischer Gothik; Säulen, und ein mosaicirter Architrav, völlig römisch. In der Vorhalle noch alte Inschriften, worunter die älteste eine Schenkung von Gütern aus dem 9. Säculum an die Kirche enthält.

Sonst zeigt die Stadt keine Reste municipaler Epoche, und die feudale Periode ist nur an dem alten Castell sichtbar, einem Bau aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, wie das Wappen Borgia zeigt; denn Alexander VI. ließ diese Burg von Antonio da Sangallo errichten. In der letzten Zeit diente sie als Bagno oder Staatsgefängniß, und mancher Reisende erinnert sich vielleicht hier den berühmten Räuberhauptmann Gasparone, einen nahen Verwandten des Cardinals Antonelli, gesehen zu haben. Ob dieser Mensch noch lebt und dort noch verwahrt wird vergaß ich zu erfragen. Ich erinnere mich daß mir jemand in Rom erzählte diesen Banditen in Civita Castellana aus Neugierde aufgesucht zu haben, und daß Gasparone, auf die Frage wie viel Menschen er umgebracht, ihm geantwortet habe: „Es sind deren nicht so viele, vielleicht nur etliche zwanzig.“[1]

Heute weht die französische Tricolore auf dem schwarzen, malerischen Turm von Civita Castellana; denn dies

[1] Gasparone wurde im Jahre 1871 entlassen, und zeigte sich sogar in Rom, wo man ihm von gewisser Seite her, als einem Sträfling päpstlicher Zeit, einige kindische Huldigungen darbrachte.

ist der äußerste Ort des Patrimonium Petri gegen die Sabina hin, welchen die Truppen Napoleons besetzt halten. Französische Soldaten die ich sprach, schilderten mir ihr Leben in dieser Einsamkeit als sehr traurig und langweilig; sie hatten Grund über die brennende Sonnenglut in der schattenlosen Gegend zu klagen, welche sonst ziemlich gesund sein soll. Auch ist der Wein, eine säuerliche, weiße Gattung, die man hier überall zu ziehen scheint, nicht kräftig genug.

Nach einer guten Nachtrast in dem ziemlich saubern Hotel der Post, welches wegen der Verbindungsstraßen nach der Sabina, nach Nepi, Amelia und Viterbo, die in Civita Castellana zusammentreffen, sehr lebhaften Verkehr zu haben scheint, sollte ich in kurzer Zeit die päpstliche Gränze verlassen und auf die ersten Piemontesen stoßen. Denn die Gränzscheide zwischen dem gegenwärtigen Rest des Kirchenstaats und dem neuen italienischen Reich bildet der Tiber, so weit er in seinem Lauf hier das Patrimonium und dort Umbrien und die Sabina von einander trennt.

Des Morgens um 5 Uhr von Civita Castellana abgereist, erreichte ich in einer Stunde Borghetto, ein zerfallenes malerisches Castell unweit des Flusses, und heute dort der letzte päpstliche Ort. Unten strömt der Tiber durch ein herrliches breites Tal, in entzückender Landschaft, da die schönen Berge der Sabina nahe herantreten, mit vielen altertümlichen Ortschaften, die jetzt, im Jahre 1861, alle voll von Piemontesen und Lombarden sind.

Hier führt unterhalb Borghetto die Brücke Felice über den noch ziemlich breiten Strom. Sie ist das schöne

Denkmal Sixtus V. (Felix Perretti). Er baute sie im Jahre 1589. Bis hierher können Tiberschiffe stromauf fahren; seit einigen Jahren gehen von der Ripetta Roms sogar kleine Dampfschiffe in regelmäßiger Wochenfahrt dorthin, und stellen so einen mäßigen Waarenverkehr zwischen der Hauptstadt und der Sabina her. Die große Sommerdürre hatte den Fluß sehr geschmälert; höchstens zwei oder drei Kohlenschiffe sah ich am Ufer festgebunden.

Mitten auf der Brücke stand gerade über der Inschrift Sixtus des V. die Fahne Frankreichs. Bis dahin reicht also heute das Dominium Temporale der Nachfolger dieses berühmten Papsts, und jenseits beginnt der neue Staat, welchen die Revolution Italiens im Jahre 1859 per fas et nefas geschaffen hat. Es war ein seltsamer Anblick am Ende der Brücke die zwei italienischen Tricoloren zu betrachten, welche mit schon welken Lorbeeren bekränzt dort hingen, nicht hoffnungsvoll in den Lüften flatternd, sondern, von keinem Winde bewegt, melancholisch an dem Lanzenschafte niederhangend. Sie schienen so verzweifelte Blicke auf die unerbittliche französische Fahne zu werfen, wie die großen, breitschultrigen Grenadiere Piemonts, die am Haupt der Brücke vor einer Hütte auf der Wacht standen. Diese kräftigen Leute sahen ernst und argwöhnisch aus, als sie in ihrem piemontesischen Dialekt, der mein an die Sprache Latiums gewöhntes Ohr beleidigte, meinen Paß verlangten. Während sie nun denselben studirten, benutzte ich diese kleine Pause, wieder nach der Mitte der Brücke zurückzugehen, um die Inschriften der Päpste Sixtus V. und Urban VIII. abzuschreiben. Aber wunderlicherweise hinderte mich daran ein mir rasch nachfolgender Grenadier,

welcher mir ziemlich heftig erklärte daß er mir nicht erlauben dürfe die Brücke nochmals zu beschreiten; er selbst wagte sich nicht einen Schritt über die französische Fahne hinaus, so daß ich mich von der energischen Wirkung dieses Gränzsymbols gründlich überzeugen konnte. Meine Demonstration war vergebens, der wackere Soldat begriff weder meine Absicht, noch wollte er sonstige Gründe anhören, ich mußte schlechterdings zurückgehen. Im übrigen benahm sich der Wachposten freundlich, und nicht minder der Zollbeamte, dem man sich hier stellen muß. Das Panorama welches man von der Brücke selbst nach der Sabina hinein vor sich hat, ist schön und mannichfach. Nahe gegenüber zeigt sich der alte, finstere Ort Magliano, Sitz des sabinischen Bischofs — der Prälat wurde vor mehreren Monaten gefangen hinweggeführt — weiter hinein liegt Poggio Mirteto, jetzt eine der Hauptstationen für die piemontesische Gränzarmee, während sich die Civil-Intendantur der ganzen Sabina in der großen Stadt Rieti befindet, dem bisherigen Sitze des päpstlichen Delegaten.

Ich fuhr in das schöne Bergland hinauf. Lachende Hügel durchziehen die Sabina, reich an Wein, Oel und Castanienwuchs, bevölkert von einem kräftigen, biedern und patriarchalischen Menschenschlag ohne Cultur. Der Charakter dieser Gegenden ähnelt nicht dem von Latium, wo alles sonniger und südlicher ist, sondern schon jenem in den mittleren Apenninen. Die ungewöhnliche Dürre des Sommers hatte auch hier alles verbrannt; der Mais stand kümmerlich in Kolben, der Weinstock versprach einen guten Ertrag, der Oelbaum nur geringe Frucht.

Die erste Stadt, die man auf der dortigen Straße erreicht, ist das uralte, jetzt sehr kleine Otricoli, der berühmte Fundort mancher Altertümer, wie des Jupiterkopfs im Vatican. Merkwürdig ist er auch dadurch, daß hier der berühmte Arnold von Brescia von den Landsknechten Barbarossa's gefangen und den Cardinälen ausgeliefert wurde, wonach man ihn zur Hinrichtung nach Rom führte. Was heute Italien vom Papst verlangt, hatte schon er damals gelehrt!

Otricoli wird eigentlich bereits zu Umbrien gerechnet, aber die Gränzen beider Provinzen sind hier kaum bestimmbar und waren immer schwankend. Heute gehört die Stadt zur Delegation Spoleto, man betritt also schon hier das Gebiet dieses alten, einst so mächtigen Herzogtums. So viele Orte man nun durchfährt, überall wird dem von Rom Kommenden die Menge der italienischen Tricoloren und Farben, sowie der frisch gemalten Wappen des Hauses Savoyen ins Auge fallen, als nicht genug wiederholte Demonstration eines neuen Zustandes. Ueberall wird er piemontesisches Militär sehen, Grenadiere, Lanzenreiter, Alpenjäger in spitzen Federhüten und blauen kurzen Mänteln, ziemlich theatralischer Erscheinung; ferner die stattlich aussehende, überall gleichförmig gekleidete Nationalgarde, welche, je weiter man sich von der römischen Gränze entfernt, desto mehr hervortritt, bis das Linienmilitär ganz verschwindet.

Hinter Otricoli zeigt sich die große Schlucht, welche die Nera durchströmt, ein wildes Bergwasser, das dem Tiber zueilt, einst die geographische Gränze zwischen der Sabina und Umbrien. Dann steigt das malerische

Narni, eine der alten Hauptstädte Umbriens, mit seiner prächtigen Burg droben und vielen Kirchentürmen empor. Die Lage des Orts ist schön; der aus der großen Schlucht kommenden Nera öffnet sich plötzlich zu den Seiten ein weites herrliches Tal welches sie durchrauscht, während links und rechts Bergreihen sich fortziehen. Eine kühne altrömische Brücke überspannt noch den reißenden Bergstrom. Man blickt hier voll Verlangen zu jenen Bergen Umbriens hinüber, wo das feigenreiche Amelia und so viele andere Orte deutlich sichtbar werden. Vorwärts taucht in einer Entfernung von fünf Millien zwischen grünen Hügeln das alte Interamna auf, die Vaterstadt des Tacitus, heute Terni genannt. Nichts dürfte entzückender sein als diese Landschaften im Frühling oder Herbst zu durchstreifen.

Außer dem schönen Schlosse hat Narni einige sehenswerte Kirchen und Klöster, so die alte dem ersten Bischof des Orts S. Juvenal geweihte Kathedrale; doch der größeste Schatz des kleinen Orts ist ein berühmtes Bild von Lo Spagna, welches die Krönung der Madonna vorstellt, im Kloster der Zoccolanti. Man begegnet Gemälden dieses ausgezeichneten Meisters in manchen Kirchen Umbriens, aber einige werden ihm fälschlich zugeschrieben.

Die Cyclopenmauern oben auf der Arx sind bis auf wenige Ueberreste untergegangen, und von den römischen Monumenten der alten Narnia, wo der Kaiser Nerva geboren wurde, hat sich nichts mehr erhalten als die Trümmer der Brücke des Augustus über der Nera. Dies Werk, eins der großartigsten dieser Art überhaupt, ist noch heute bewunderungswürdig, obwol von den drei oder vier

Bogen, welche die Brücke ursprünglich gehabt hat, nur noch einer aufrecht steht. Der Anblick dieser Trümmer in Verbindung mit dem wildflutenden Wasser der Nera, einem nahen Kloster, und den übrigen Architecturmassen der Stadt, wie endlich der prächtigen Landschaft ist unvergleichlich, von welchem Standpunkte auch man diese Scene betrachten mag.

Zum erstenmal erwähnte ihrer Martial:

Narnia sulphureo quam gurgite candidus amnis
 Circuit, ancipiti vix adeunda jugo,
Quid tam saepe meum nobis adducere Quintum
 Te juvat, et lenta detinuisse mora?
Quid Nomentani causam mihi perdis agelli
 Propter vicinum qui pretiosus erat?
Sed jam parce mihi, nec abutere, Narnia, Quinto;
 Perpetuo liceat sic tibi ponte frui.

Die Brücke stürzte erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts zusammen. Zur Zeit der Hohenstaufenkaiser bestand sie nicht mehr, denn Parcival Doria, der General Manfred's ertrank gepanzert wie er war auf seinem Rosse, als er oberhalb Narni den reißenden Fluß zu durchschwimmen wagte. Man baute, weil die Kosten der Wiederherstellung der alten Brücke zu groß waren, die neue, bequemere in ihrer Nähe.

Die Erwähnung des tapferen Parcival auf diesem Local bringt eine andere Kriegergestalt in Erinnerung, und diese ist noch heute ein Stolz der Narnesen. Wer vor dem Dom S. Antonio von Padua stand, sah daselbst die bronzene Reiterfigur Gattamelata's, ein Werk Donatello's, das erste dieser Art überhaupt seit dem Wiederaufleben der Künste in Italien. Dies Denkmal hat die Republik Venedig einem ihrer verdienstlichsten Condottieri, jenem Gattamelata gesetzt, welcher der Fahne S. Marco bis zum Jahre 1441 gedient hatte. Er stammte aus Narni, sein eigentlicher Name war Erasmus.

Noch ein anderer Narnese gab dem kleinen Ort im 15. Jahrhundert Ansehen; der Cardinal Bernardino Eroli, der im Jahre 1479 starb, und dessen Grabmal in den Grotten des Sanct Peter zu Rom gesehen wird.

Die Familie dieses Cardinals dauert noch in Narni als das erste der dortigen Patriciergeschlechter fort. Sie bewohnt daselbst einen alten Palast. Einer ihrer Mitglieder ist der Marchese Giovanni Eroli, gelehrter Antiquar, Geschichtsforscher, und die lebende Chronik seiner Vaterstadt, deren Merkwürdigkeiten er vielfach beschrieben und in seiner Sammlung von Collectaneen unter dem Titel Miscellanea Narnese zusammengefaßt hat. Da ich mich einige Zeit in dem Orte aufhielt, besuchte ich diesen liebenswürdigen Herrn, einen unverheirateten Mann in noch kräftigsten Jahren. Das Leben eines Patriciers in einer kleinen, geistig öden Landstadt muß um so entbehrungsvoller sein, je größere Kenntnisse und Neigung, sie auszudehnen, er selbst besitzt. Der Marchese, offenbar erfreut einen wissenschaftlich Reisenden vor sich zu sehen, und zumal einen der von Rom gekommen war, empfing mich auf das freundlichste, befriedigte meine Nachfragen über das Gemeinde-Archiv Narni's, wie über die Archive anderer Städte Umbriens, und er lud mich endlich ein, ihn außerhalb seines Palastes in sein Atelier zu begleiten. Dies war kein Studium für Bildhauerkunst oder Malerei, sondern für Photographien.

Als ich in dies bunte, mit Glas gedeckte Gemach trat, glaubte ich in einem Treibhause zu stehen, denn die Gluthitze darin war in Wirklichkeit kaum erträglich. Hier zeigte mir der Marchese die Anfänge seiner Productionen, welche indeß so wenig gelungen erschienen, daß sie seine Gäste nicht gerade reizen konnten, sich zu Opfern seiner dilettantischen Versuche herzugeben, obwol sie bei dieser Procedur auf einem schwarz und weiß getäfelten Marmorboden sitzen oder stehen dürfen.

Von Narni aus vertiefte ich mich mit wahrhafter Freude in das umbrische Land, diesen von grünen Hügeln und Olivenhainen, von lachenden Tälern und reichlich strömenden Flüssen belebten Garten Mittelitaliens. Heiterkeit und Grazie scheinen hier überall verbreitet, selbst die Sprache des Volks ist melodiös. Kein Wunder, daß hier die umbrische Malerschule blühte, für deren Gestalten voll reizender und seelenvoller Anmut die Landesnatur die Quelle gewesen ist. Umbrien ist in Wahrheit die Vorstufe für das noch schönere, noch anmutigere Toscana selbst.

Nach einer herrlichen Fahrt durch die fruchtbare Campagna Narni's erreicht man bald Terni, die Vaterstadt des Tacitus, dem Reisenden sonst durch den berühmten Fall des Velino bekannt, eine betriebsame Stadt von nahe an 9000 Einwohnern. Ich habe den Wasserfall nicht gesehen, aber die Stadt hin und her durchwandert. Ein ziemlich sauberer Ort, in welchem die Periode der Renaissance und des baronalen Luxusstils das charaktervolle Mittelalter schon ausgelöscht hat. Viele recht ansehnliche Paläste lehren daß hier ein reicher umbrischer Adel

seßhaft ist. Auch bringen die gegenwärtigen politischen Verhältnisse einige Bewegung hervor.

Als ein ansehnlicher Ort, größer als Narni, an Einwohnerzahl sogar Spoleto gleich kommend, und in der üppigsten Landschaft gelegen, scheint Terni schon starke Ansprüche politischer Bedeutsamkeit zu machen. Die Italianisirung der Stadt war in starken Farben aufgetragen; ich sah selbst Schilder von Handwerkern und Gewerbetreibenden fast überall in rot, grün und weiß gemalt, und in meinem Hotel stand die Tricolore selbst mitten auf dem Speisetisch aufgepflanzt. Wo nur immer die Nationalfarbe anzubringen ist, wird sie auch in diesen neu-annectirten Orten sichtbar. Das ist kein Wunder. Unter gleichen Verhältnissen würden wir in Deutschland Dörfer und Städte nicht minder mit unserer Tricolore schmücken. In Italien wächst eine bekannte Art Wassermelone, der Cocomero; sie ist von außen hellgrün, und zeigt, durchschnitten, innen den purpurroten Wasserkern, rings umher aber eine weiße Lage. Sie bietet also die natürliche italienische Cocarde dar. Nun sah ich in einem Ort folgende heitere Darstellung: ein Melonenverkäufer hatte über seinem Tisch eine große Tricolore errichtet, worauf die Melonen-Göttin, eine genienhafte Frauengestalt, in ihrer natürlichen Cocomero-Farbe als Italia abgebildet war, mit der transparenten Unterschrift: Natura mi diè questi colori! Der geistreiche Cocomeraro hatte ohne Zweifel wolverdienten Zuspruch. In päpstlichen Landen bringt die Natur übrigens auch die Cocarde der Regierung hervor, nämlich als durchschnittenes gesottenes Ei. Viel Witzworte laufen über beide Cocarden im Volke um.

Eine andre Wahrnehmung machte ich hier, nämlich daß die italienische Bewegung auch eine Revolution in den Namen der Straßen, Cafés und Hotels hervorgebracht hat. Ein von mehrjähriger Reise wiederkehrender Bürger würde sich in kaum einer Stadt seines erneuerten Vaterlandes mehr zurecht finden. Wo es in kleineren Orten einen Hauptplatz gibt, kann man sicher sein, daß er jetzt nicht mehr S. Maria oder S. Paolo, sondern Vittorio Emanuele heißt, und so sind andre heilige Patrone von Straßen durch Cavour, Garibaldi, Ricasoli, durch Männer des Schwerts oder Parlaments verdrängt worden. Es würde erheiternd sein, die Straßen und Cafés zusammenzuzählen, welche heute in Italien allein von Garibaldi benannt sind.

Terni ist gegenwärtig das Hauptquartier des Generals Brignone; viel Linienmilitär liegt hier in Garnison. Die Straßenecken fand ich bedeckt mit Aufrufen der umbrischen Intendantur, betreffs der einzuberufenden Militärkategorien. Man sagte mir, daß die Bevölkerung in ganz Umbrien sich der verhaßten Conscription williger füge als in den übrigen annectirten Provinzen des alten Kirchenstaats, namentlich den Marken. Conscriptionsflüchtige gibt es freilich auch hier; sie verstärken die Reaction in Neapel, und die Ueberwachung der neapolitanischen Gränze ist kaum möglich bei der Beschaffenheit des Landes. Es wird eine lange Zeit hingehen ehe die Italiener sich an den Militärzwang gewöhnen. Die Freiheit davon ist ein kostbares Gut des Landmannes unter dem päpstlichen Regiment gewesen.

Groß ist die Zahl der römischen Emigranten in Terni,

wie überhaupt in Umbrien und der Sabina. Die gesammte Emigration, wie sie in verschiedenen Orten zerstreut ist, gab man mir auf 5000 an. Indeß diese Zahl dürfte übertrieben sein. Ein großer Teil der Fuorusciti lebte bisher in Rieti, aber ein zwischen den Römern und den Bürgern dieser Stadt ausgebrochener Zwist zwang jene den Ort für immer zu verlassen, und sich über Umbrien zu zerstreuen. Das Leben dieser Verbannten mag kümmerlich genug sein, denn die Comitate welche sich zum Zweck ihres Unterhalts gebildet haben, bringen schwerlich das Nötige auf. Sie conspiriren eifrig, in so naher Nachbarschaft Roms, wo sie mit dem National-Comité in directer Verbindung stehen. Wahrscheinlich sind sie es, welche die umbrischen und sabinischen Journale redigiren, namentlich L'Italia e Roma, eine Zeitung die in Perugia erscheint. Diese Blätter werden eifrig gelesen, und auch in vielen Exemplaren nach Rom eingeschmuggelt.

Von Terni fuhr ich nach Spoleto. Einförmige, aber frische Bergfahrt, viele Stunden lang, oft durch herrliche Eichenwaldung. Man überschreitet gleich hinter Terni den Apennin, oder jenen Gebirgskamm welcher Somma heißt. Die sehr gute Fahrstraße geht bis gegen den Gipfel immer längs einer durch die Strettura gebildeten Schlucht, bei mäßiger Steigung. Der im Winter gewaltige Bergstrom lag von der Hitze ausgedörrt. Die Bergabhänge zu beiden Seiten sind bebuscht; Ortschaften sieht man nicht, nur hie und da einzelne Gehöfte. Das Fuhrwerk verstärkte sich durch Apennin-Ochsen von weißer Farbe, prächtige Thiere. Weil es nun recht langsam aufwärts geht, so ist eine Fußwanderung in dieser Gebirgs-

einsamkeit ein wahrhafter Genuß. Die Lüfte sind frisch und elastisch, man kann stundenlang wandern ohne Ermüdung zu spüren. Von Räubern ist hier nichts zu fürchten, denn ganz Umbrien erfreut sich der tiefsten Ruhe. Indem ich so, den Wagen hinter mir lassend, rüstig fortwanderte, bemerkte ich plötzlich einen Mann sich im Gebüsche seitab verstecken, wo er kauerte, und mir, sobald er meiner gewahr wurde, heftige Zeichen machte. Diese Zeichen waren die den Italienern eigenen des Herankommens. Ich blieb indeß mitten auf dem Wege stehen; der Mann winkte heftiger, und offenbar daß ich weiter gehen sollte. Ich aber blieb stehen. Wollte er mir sagen, daß ich vorsichtig sein solle? Endlich kam er selbst von dem Felsen über den Weg herab, und es zeigte sich ein junger hübscher Mann in der Kleidung der Nationalgarde. Ihr scheint mißtrauisch zu sein, sagte er; ich habe euch zugewinkt, daß ihr ruhig euren Weg fortsetzen möget, um mir mein Spiel nicht zu verderben, denn ich habe mich hier versteckt, weil ich beobachten wollte was dort unten in der Schlucht ein junger Bursch und ein Mädchen vorhaben. Auf diese passe ich. Der naive Nationalgardist sagte dies heftig aufgeregt. Ja: „Eifersucht das größte Scheusal!" Auch hier mitten in diesem stillen Gebirg, das nur für patriarchalische Zustände geschaffen zu sein scheint, kauert dieser Drache in seiner Höle. Der von diesem Dämon Geplagte mochte freilich guten Grund haben, denn ich sah bald darauf das Pärchen aus mysteriösen Waldbüschen hervorschleichen, wo sich das Mädchen von seinem Schatz trennte und am Rinnsal des Bergbaches weiter

fortging, während jener verschwand. Einer Coltellata wird er schwerlich entgangen sein.

Wir erreichten endlich das Joch der Somma, wo die Ochsen ausgespannt wurden. Von hier rollt man auf der Fahrstraße, an einer eben solchen Wasserschlucht wie man sie aufwärts begleitet hatte, sechs Millien abwärts, durch reizende Bergpartien, bis sich überraschend schnell das alte Spoleto und hinter ihm das Tal des Clitumnus, wie die Tiberebene zeigen. Der Anblick dieser Stadt, nach vielstündiger Vereinsamung im tiefsten Gebirge, ist sehr schön. Mir schien, als hätte ich nie etwas so malerisches gesehen als jene alte schwarze Burg über der vielgetürmten, schöngegliederten Stadt, wie sie sich mit ihren stumpfen Türmen und crenelirten Mauern hoch über ihr erhebt. Sie empfing gerade das tiefgoldene Licht der untergehenden Sonne, und so war dies ein Gemälde von vollkommen historischem Stil. Es kommt freilich viel darauf an, aus welchem inneren Gesichtspunkt man eine altertümliche Stadt betrachtet; denn es ist immer die Vorstellung selbst, welche das den Dingen an sich Eigene und Bedeutende verklärt. Ich kannte Spoleto noch nicht, und welche reiche Geschichte enthält nicht diese Stadt vom alten Langobarden-Herzog Faroald an bis zum verunglückten General Lamoricière, der hier im Jahre 1860 sein Hauptquartier aufschlug, um den Kirchenstaat gegen die neuesten Usurpatoren mit einer Handvoll Legionäre zu verteidigen.

Als ich in Spoleto einfuhr, verwischte sich das Bild des Altertums; auf der saubern Esplanade strömte die elegante Welt hin und her, und freundliche, selbst reinliche Straßen, moderne Gebäude, ein Anstrich von

heiterer Wolhabenheit machten den angenehmsten Eindruck fröhlichen Lebens.

Das langobardische Herzogtum Spoleto wurde um 570 gestiftet, bald nachdem König Alboin sein Volk nach Italien geführt hatte. Seine ersten beiden Herzoge waren Faroald und Ariolf; sie entrissen den Griechen eine Provinz nach der anderen, und das Herzogtum umfaßte mit der Zeit einen großen Teil Mittelitaliens, ganz Umbrien, die Sabina, das Marsenland (die heutigen Abruzzen), und die Marken Fermo und Camerino. Die Päpste in Rom gerieten oft in äußerste Bedrängniß durch die Herren von Spoleto, deren Macht ihnen gefährlicher wurde als die Benevents, des zweiten großen Herzogtums der Langobarden, welches ebenfalls am Ende des 6. Jahrhunderts gestiftet worden war. Selbst als Karl der Große dem Langobardenreich ein Ende machte, blieb die Gewalt der Herzoge von Spoleto, der nun fränkischen Vasallen, noch groß genug. Franken selbst trugen dort die Herzogswürde; nach dem Falle der Carolinger konnte Guido von Spoleto sogar die römische Kaiserkrone sich aufs Haupt setzen. Er vererbte sie seinem Sohne Lambert, einem glänzenden, heldenmütigen Jüngling, der aber plötzlich durch einen Sturz auf der Jagd sein Leben verlor (898). Guido und Lambert waren demnach die beiden Kaiser, welche aus Spoleto auf den römischen Tron stiegen, Nationalkaiser, wie die Italiener sie im Gegensatz zu den Imperatoren deutscher Nation nennen, obwol auch sie von fränkischem Geschlecht gewesen sind.

Als später das Reich in der deutschen Nation durch die Ottonen hergestellt wurde, besetzten die Kaiser den

herzoglichen Stul in Spoleto nach Willkür, kein erbliches Dynastengeschlecht kam dort mehr auf. Vorübergehend wurde Spoleto mit dem Mathildischen Lande, selbst mit Ancona verbunden, bis die Päpste günstige Verhältnisse benutzten sich jenes Herzogtums zu bemächtigen, auf welches sie schon seit Karl dem Großen Ansprüche machten. Es waren Innocenz III., und besonders Gregor IX., welche Spoleto, die Marken Ancona, Camerino und Fermo an die Kirche brachten. Die eigentliche Besitzergreifung jener Gebiete durch den heiligen Stul datirt also vom Anfang des 13. Jahrhunderts; aber manche Landschaften gingen ihm später wieder verloren; so die Mark Ancona, welche erst im Jahre 1532 an Rom fiel, und ebenso Fermo und Ascoli, das gleichfalls erst damals römisch wurde.

Alle diese Provinzen verlor der heilige Stul in kurzer Zeit, um die Mitte des Septembers 1860. Lamoricière hatte Spoleto zu seinem Hauptquartier gewählt; die Position war gut, weil sie eine mittlere Lage darbot, von wo nach jeder der drei Seiten des Angriffs Truppen entsendet werden konnten. Der General Schmidt hatte sein Quartier in Foligno, Pimodan stand mit der zweiten Brigade in Terni, und de Courten in Macerata. Nun glaubte Lamoricière anfangs, daß er sich nach dem Neapolitanischen gegen Garibaldi würde zu wenden haben, aber die Kundgebung des Generals Fanti belehrte ihn, daß die Piemontesen in Umbrien und die Marken einrücken würden. Schon am 8. September brachen die Freischaren Masi's bei Città della Pieve in den Kirchenstaat und rückten auf Orvieto. Am 10. September zog Lamoricière seine Corps zusammen und am 12. brach er sodann nach

den Marken auf, während ihm Pimodan folgte. In der Citadelle Spoleto's hatte er 300 Irländer unter dem Major O'Reilly zurückgelassen mit ein paar Kanonen. Diese kleine Festung wurde am 17. September von den Piemontesen unter dem General Brignone angegriffen; die Irländer verteidigten sich nach Lamoricière's Bericht tapfer, schlugen einen Sturm zurück und ergaben sich erst nach zwölf Stunden. Die Piemontesen hatten, so sagt Lamoricière, 100 Mann an Todten, 300 an Verwundeten verloren, die Päpstlichen zählten nur 3 Todte und 6 Verwundete. Es ist wunderlich genug, daß die letzte Waffenthat welche in der alten Burg geschah Irländern angehört.

Man sieht noch die Spuren des letzten Kampfes auf ihr. Kein Militär liegt gegenwärtig darin, aber sie dient noch zum Bagno für Verbrecher.

Sonst ist alle Erinnerung an die Ereignisse des vorigen Jahres in Spoleto fast verschwunden. Die ehemalige Delegation hat sich in eine Unterpräfectur verwandelt, und steht unter Perugia, dem Sitze der Central-Intendantur von ganz Umbrien. So hat Spoleto den Charakter und die Vorteile einer Provinzial-Hauptstadt verloren; der Sitz des Delegaten konnte bisher mit einem kleinen Hofe verglichen werden, und solche päpstliche Provinzial-Regierungen, namentlich die der Cardinal-Legaten, behaupteten eine gewisse Selbständigkeit. Das alles wird nun fortfallen, Präfecten und Kreise werden an die Stelle ehemaliger politischer Provinzen treten, und die alten historischen Begriffe Umbrien, die Marken, Sabina nur noch einen geographischen Wert behalten.

Die Straßen der Stadt gehen bergauf, doch in sanfter Steigung, und angenehme Plätze durchbrechen sie. Viele Teile sind außerordentlich malerisch, so recht italienisch, auch hie und da wüste und verwohnt. Man sieht dem Ort an daß er einst ein reiches Land beherrscht hat und Mittelpunkt einer kleinen Monarchie gewesen ist, obwol er kaum noch 9000 Einwohner zählt. Auch hier ist der vorherrschende Charakter der Architectur die Renaissance. Das höhere Mittelalter ist ziemlich zurückgedrängt, von römischen Altertümern zeigt sich mancher Ueberrest, und ein altes Tor beim Palast Gavotti erinnert sogar noch an Hannibal, der nach der großen Schlacht am trasimenischen See von Spoleto zurückgewiesen war. Es heißt Porta della Fuga oder di Annibale.

Nur langobardische Altertümer wird man in Spoleto vergebens suchen. Meine erste Frage war hier die: wo der Palast der alten Herzoge gestanden habe. Aber Niemand weiß darauf eine Antwort zu erteilen, und auch der Geschichtschreiber der Herzoge Spoleto's Giancolombino Fatteschi erklärt, daß dies unbekannt sei. So spurlos verschwand die Erinnerung an die Residenz einst so mächtiger und so lange herrschender Fürsten; nicht ein einzelner Stein mehr redet davon. Nur eine unverbürgte Tradition behauptet daß der Palast Aroni auf dem Domplatze die Stelle einnehme, wo seit dem ersten Herzoge Faroald (569) die Ariulf, Toto, Trasmund, Agebrand und Hildebrand, die Gisulf, Lambert und Guido geherrscht haben, bis mit dem letzten ihrer langen Reihe, dem Schwaben Conrad, das Herzogtum im Jahre 1198 erlosch.

Nun erhebt sich als eins der ältesten Denkmäler Spoleto's der Dom auf einem zierlichen Platz und dem Hinter-

grunde der malerischen Berghöhen. Er wurde schon vom dritten Herzoge Teudilapius im Jahre 617 gebaut, dann im Laufe der Zeit vielfach restaurirt. Er ist eine Kirche von schöner Einfachheit, mit einem Turm neben der romanisch-gothischen Façade aus dem 13. Jahrhundert. Das Atrium ist neu und ein Bau Bramante's. Die Façade ziert ein großes Musiv, ein Werk des Solsernus, welches die Jahreszahl 1267 trägt. Man bemerkt an ihm mit Ueberraschung die erste freiere Entwicklung umbrischer Kunst. Drinnen hat sich Fra Filippo Lippi, einer der liebenswürdigsten Maler der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, durch seine Fresken im Chor verewigt, und er selbst liegt dort bestattet. Das Innere ist leider gänzlich modernisirt; von mittelalterlichen Inschriften blieb nichts mehr, selbst nicht im Atrium, übrig. Der Dom ist jetzt die Hauptzierde und größte Merkwürdigkeit Spoleto's, außer ihm noch S. Pietro, eine Kirche im lombardischen Stil, sehenswert. Ihre Façade ist mit Sculpturen bedeckt, unter denen die Fabel von Reinhard dem Fuchs in naivster Weise dargestellt ist.

Das in manchen Teilen noch altertümliche Gemeindehaus bewahrt ein schönes, ja bewundernswertes Frescobild von Lo Spagna, die Madonna mit Heiligen darstellend, und eine Marmorinschrift, welche die barbarische Zerstörung der Stadt durch den Kaiser Barbarossa, den großen Städteverwüster des Mittelalters, verewigt. Ich schrieb diese Inschrift in den Charakteren des 12. Jahrhunderts von dem Steine ab. Sie sagt:

HOC EST SPOLETVM
CENSV PPLQE REPLETVM
QVOD DEBELLAVIT
FRIDERICVS ET IGNE CREMAVIT
SI QVERIS QVANDO
POST PARTV̄ VIRGINIS AÑO
MCLV.
TRES NOVIES SOLES JVLIVS
TVNC MENSIS HABEBAT.

Wahrscheinlich ging die alte langobardische Residenz in eben diesem Brande ganz unter.

Besonders malerisch ist die Verbindung des oberen Stadtteils mit dem Monte Luco durch den riesigen Aquäduct. Dieser Berg wird nämlich von dem Hügel, auf welchem die Burg steht, durch eine 260 Fuß tiefe Schlucht getrennt, und über sie spannt sich eine großartige Brücke von zehn Spitzbogen. Ihr erster Erbauer soll schon der langobardische Herzog Teudilapius im Jahre 604 gewesen sein; im Laufe der Zeit wurde sie vielfach erneuert. Das Wasser wird über sie vom Monte Luco fort geleitet. Wenn man auf dem schmalen Brückengange vom Castell nach dem Berge geht, erregt der Blick in die Tiefe Schwindel, zumal der Wind hier heftig zu wehen pflegt; er zwang mich bisweilen, mich ans Geländer festzuhalten. Der Monte Luco ist der Mon-Serrat Umbriens. Nachdem zuerst ein syrischer Heiliger Isaak dort im 6. Jahrhundert eine Einsiedelei gegründet hatte, entstand im zehnten das Kloster S. Julian, und eine Reihe von Eremitagen. Von diesen Einsiedeleien stehen noch einige aufrecht, aber die Eremiten sind längst verschwunden; aus manchen ihrer Capellen haben Bürger

Spoleto's sich kleine zierliche Landhäuser errichtet. Das Wandern in den tiefen Eichenschatten des Berges ist ein wahrer Genuß; das balsamische Kraut strömt vom Boden sein süßes Arom aus, die Lüfte säuseln im Laub tausendjähriger Eichenwipfel, und sonst stört kaum ein Ton, kaum ein Glockenklang, die zaubervolle Stille. Dort oben gelagert blickt man auf das malerische Spoleto und die weiße Fahrstraße der Flaminia zu den Füßen der Stadt nieder, oder in das lange, duftige Tibertal.

Aber vor allem majestätisch erscheint die Burg auf ihrem Stadt und Land weithin beherrschenden Berge, ein betürmtes Viereck von edelster Einfachheit der Renaissance, in Wahrheit eins der schönsten Denkmäler des Mittelalters in Italien. Der berühmte Cardinal Gil d'Albornoz, der Zeitgenosse des Volkstribuns Cola di Rienzo, hatte diese wol schon uralte Burg im Jahre 1356 neu ausgebaut, worauf ihr später der Papst Nicolaus V. die Vollendung gab. Die Erinnerungen an die alten Herzöge oder die Vögte, welche in jenem Castell hausten, sind hingeschwunden, aber aus den hohen Fensterräumen des Schlosses blickt auf den Wanderer das Bild einer reizenden, weltberühmten Frau herab, welche einst dort residirte, weil sie Herrin Spoleto's war. Es ist Lucrezia Borgia, die Tochter Alexanders VI., die Kleopatra des 15. Jahrhunderts. Ihr Vater hatte sie im Jahre 1499 zur Regentin jener Stadt und ihres Districts ernannt, eine Handlung, welche in der Geschichte des Papsttums völlig unerhört ist. Die schöne Herzogin verließ mit stattlichem Gefolge Rom am 8. August zu Roß, um sich auf ihren Posten zu begeben. Schon vor Spoleto empfingen sie mit höchsten

Ehren die Prioren der Stadt und geleiteten sie nach der Burg, wo sie Wohnung nahm. Sie überreichte hier ihren Untergebenen ihr Diplom und ein Breve ihres Vaters dieses Inhalts:

„Geliebte Söhne, Gruß und den apostolischen Segen. Wir haben dies Amt der Bewahrung des Schlosses wie die Regierung unserer Städte Spoleto und Foligno, ihres Comitats und Districts der in Christo geliebten Tochter, der Edelfrau Lucrezia de Borgia, der Herzogin von Bisceglia übergeben, zum Wol und friedlichen Regiment eben dieser Orte. Vertrauend auf die besondere Klugheit, die vorzügliche Treue und Aufrichtigkeit derselben Herzogin, wie Wir das des Weitern in Unsern andern Breven erklärt haben, auch auf Grund eures gewohnten Gehorsams gegen Uns und diesen heiligen Stul, hoffen Wir, daß ihr nach Pflicht eben diese Herzogin Lucrezia als eure Regentin mit aller Ehre und Ehrerbietung aufnehmen, und ihr in allen Stücken gehorsamen werdet. Indem Wir aber wünschen daß dieselbe ganz besonders ehren= und achtungsvoll von euch empfangen und angenommen werde, so befehlen Wir euch durch Gegenwärtiges insofern ihr Unsere Gnade wert halten und Unsere Ungnade vermeiden wollet, daß ihr dieser Herzogin Lucrezia und eurer Regentin in allem und im einzelnen, was immer von Rechts und Gewohnheitswegen sich auf die besagte Regierung bezieht und was sie euch zu befehlen für gut halten wird, wie Unserer eigenen Person gehorsamet und mit allem Eifer und Fleiß ihre Gebote ausführet, damit ihr euch die verdiente Billigung eurer Dienstbarkeit erwerbet. Gegeben zu Rom am Sanct

Peter unter dem Fischerring, am 8. August 1499. Hadrianus.

An die Prioren von Spoleto."

Das Leben, welches Lucrezia Borgia, plötzlich Nachfolgerin der alten Langobardenherzöge, im Schlosse zu Spoleto führte, konnte ihr freilich nur langweilig und unerträglich sein. Es verlautet auch nichts von ihren Regentenhandlungen, außer daß sie eine Aussöhnung zwischen den streitenden Gemeinden Spoleto und Terni stiftete. Im Stadtarchiv zu Trevi zeigt man noch ein Actenstück, welches von ihrer Hand mit dieser Formel unterschrieben ist: Placet ut supra Lucretia de Borgia.

Der Aufenthalt der schönen Papsttochter in ihrem einsamen Regierungssitz dauerte auch nur kurze Zeit. Sie besuchte von hier aus am 21. September ihren Vater in Nepi, und kehrte schon im October zu ihrer Entbindung nach Rom zurück. Wenige Monate später, im Juli 1500 erlitt sie den Tod ihres Gemals Don Alfonso von Aragon, Herzogs von Bisceglia, welchen Cäsar Borgia erst auf der Treppe des Sanct Peter dolchen, und dann in seinem Palast erwürgen ließ.

In Spoleto blieben ihre Beamten zurück, ihr Auditor Antonio degli Umioli von Gualdo, Doctor des Rechts, und ihr Secretär Cristoforo Piccinino. Sodann übertrug am 10. August 1500 Alexander VI. die Regierung der Stadt dem Lodovico Borgia, Erzbischof von Valenza.

Man fährt von Spoleto ins schöne Land hinein nach Foligno, durch das Tal des Clitumnus, vorüber an dem kleinen zierlichen Tempel dieses Flußgottes, welchen man indeß nicht mehr für den von Plinius beschriebenen gelten läßt; er steht kurz vor der Poststation Le Vene, nahe am Ursprung des crystallreinen Quells.

Rings umher ist lachende Landschaft, mit entzückenden Fernsichten auf die Berge Umbriens. Wenn man dies kleine Reich der Päpste durchreist, wie ich dasselbe in wenigen Wochen von der tiefsten Mitte Latiums bis zur toscanischen Gränze durchzogen habe, so muß man sich sagen, daß es eine köstliche Monarchie war, deren Krone jeder König gern getragen hätte. Man muß diese Gefilde und Landschaften mit Augen sehen und ihre altertümlichen Städte kennen, um zu begreifen, daß eine geradezu übermenschliche Größe der Gesinnung dazu gehören würde, sich eines solchen altererbten Besitztums in frommer Entsagung zu begeben. Doch der Gewalt der Zeit kann am Ende keine noch so legitime Macht widerstehen.

Die ansehnliche Stadt Foligno zählt doppelt so viel Einwohner als Spoleto. Sie ist betriebsam; namentlich werden hier Tuch, Papier, Wachskerzen und wie man sagt die besten Confetti in ganz Italien bereitet. Sie liegt in einer reichen Ebne, wo sie den Knotenpunkt für die umbrischen und romagnolischen Eisenbahnen bildet. Daher ist ihr eine wachsende Bedeutung für die Zukunft gewiß.

Alles ist hier mehr oder minder modern; doch gibt es noch Paläste in der Stadt, welche den Stil der Epoche Bramante's zeigen. Der Dom ist innen ganz erneuert,

und nur die Fronte hat noch die gothische Bauweise mit dem alten Portal bewahrt. Andere Kirchen sind durch ihre Gemälde sehenswert; so besitzt S. Nicolo eins der Hauptwerke des Meisters der Malerschule von Foligno, des Nicolo Alunno, dessen Schüler Perugino war.

Von Foligno geht es vorbei an Trevi, dann durch Spello auf der Anhöhe. Diese Städte sind originell und mittelalterlich; ihre schwarzen Mauern mit Zinnen und Türmen, und ihre alten Tore halten den Charakter der Vergangenheit fest. Bei Spello liegen noch viele Häuser in Ruinen, wie sie das schreckliche Erdbeben vom Jahre 1831 zerstört hat. Dies ist nicht gerade ein Beweis von Lebenskraft der Bevölkerung. Nun wird das Land eben, man nähert sich wieder dem Tal des Tiber, der hier zwischen den beiden Berghöhen von Assisi und Perugia strömt. Man überschreitet ihn selbst unterhalb Bastia, wo er noch recht klein und kindlich aussieht. Durchweg ist die Campagna fruchtbar und wol cultivirt; man baut viel Mais und Weinreben, die hier an Ulmen ranken.

Ich bin Assisi vorübergefahren, welches ich erst von Perugia aus bequem zu besuchen gedachte. Die Vaterstadt des heil. Franziscus liegt herrlich auf einer Berghöhe, welche sie selbst terrassenförmig bedeckt, mit vielen uralten Türmen und den starken Aufmauerungen der Kirche des Heiligen. Kaum zwei Millien unterhalb gelangt man zu der großen Kirche S. Maria degli Angeli. Sie ist im 16. Jahrhundert über der Capelle des heil. Franziscus erbaut worden und durch jenes Erdbeben zusammengestürzt. Gregor XVI. hat sie durch den Architecten Poletti herstellen lassen. Dies Bauwerk ist eine Copie

des S. Peter zu Rom, von colossaler Masse und geistlos nüchtern. Es gibt keinen grelleren Gegensatz als der ist zwischen den mittelalterlichen Städten, die man eben gesehen hat, und solchem modernsten Bau, dem auch nicht eine Spur religiöser Ursprünglichkeit mehr inne wohnt. Die erste Vorstellung welche man bei seinem Anblick bekommt, ist vielleicht diese, daß er ganz erstaunliche Summen muß gekostet haben.

Der Raum der Kirche ist prachtvoll, das ist alles was man zu ihrem Lobe sagen kann. Nun hat sich aber mitten in ihr das Sanctuarium des heil. Franziscus unzerstört erhalten; eine kleine Capelle gothischen Stils, die einen grellen Contrast zu dem modernen Raum bildet, in dem sie so fremdartig dasteht. Man baute sie einst zum Andenken an die Erscheinung der Rosen, welche den Heiligen, als er hier betete, bestimmt haben soll seinen berühmten Orden zu stiften. Votivtafeln, Weihgeschenke hängen in dem finstern, von Kerzen sparsam erhellten Oratorium, worin auf Betstülen Andächtige niederknieen, wenn es geöffnet wird. Denn diese Capelle ist ein Heiligtum in Umbrien. An den beiden Giebeln auswärts sieht man Freskobilder; eins ist das Werk Overbeck's, wie man sagt, das beste welches er gemalt hat; das andre, stark restaurirt, ist ein schönes Gemälde aus der Schule Perugino's, vielleicht von Lo Spagna. Beide Bilder scheinen sich zu einander zu verhalten wie eine neue Kirche zu einer alten, oder wie ein moderner Heiliger zu einem alten, oder wenigstens doch wie ein moderner Heiligenmaler zu einem alten. Jede Zeit hat ihr Maß, und nachgemachte Blumen haben keinen Duft und keine Seele.

Auch der trefflichste Künstler, ja der größte Maler wird heute kein Bild mehr zu Stande bringen, welches mit dem Zauber eines Perugino, Spagna oder Pinturicchio auf uns wirkte.

Im Convent der S. Maria leben 90 Franziscaner. Die Revolution hat weder sie noch die Klöster in Assisi angetastet, wie der mich begleitende Mönch mir versicherte. Er schien indeß sehr scheu und gedrückt. Was man überhaupt von der gänzlichen Aufhebung der Klöster Umbriens geschrieben hat, ist übertrieben. In allen Orten, wo ich mich aufhielt, habe ich Mönche gesehen; man wird sie in Italien niemals los werden, sie niemals ganz entfernen können. Sie gehören zu diesem Lande, wie Pflanzen oder Thiere zu ihrem Clima. Die Capuziner, die Zoccolanti, die Benedictiner, die mit dem Volksunterricht sich beschäftigenden Klosterbrüder hat man nirgends angetastet; man hat die Klöster verringert, nach dem Gesetze Sicardi. Das Kirchengut, sehr bedeutend in Umbrien, steht unter Sequester, verkauft ist nichts worden. Daß hie und da mancher zu hastige Eingriff geschehen sei, kann nicht bezweifelt werden.

Hochgelegen auf einem Gebirgszuge über dem weiten Tiber-Tal, höchst altertümlichen Aussehens, recht an die Lage und den Charakter Palestrina's erinnernd, doch nur aus der Ferne, zeigt sich jetzt Perugia. Tritt man endlich in diese berühmte Hauptstadt Umbriens ein, so befindet man sich in einem ansehnlichen Ort mit eigentümlichem Gepräge eines bedeutenden Municipal-Lebens im Mittelalter. Diese Stadt, das Haupt des ganzen Landes Umbrien, reich und blühend, ein Museum umbrischer Kunst,

ein Mittelpunkt der Wissenschaft durch ihre einst berühmte Universität, war immer das Kleinod der Päpste, welche sie mit Vorsicht, Schonung und Liebe behandelt haben. Seit dem byzantinischen Bilderstreit war Perugia, wenigstens dem Namen nach, ein Besitz der Kirche; aber sie entzog sich für Jahrhunderte, wie andere Städte, ihrer Gewalt, und lange ragte sie unter den Republiken jener Gegend hervor. Abwechselnd hatten hier die Popolanen (Raspanti) und die Nobili (Beccarini) die Gewalt; abwechselnd herrschte die guelfische und die ghibellinische Partei. Eine Zeitlang konnte auch Perugia gerade während dieser Factionskämpfe vielen Päpsten zum Sitze dienen. Der große Innocenz III. starb hier im Jahre 1216; er liegt im Dom begraben, in einer und derselben Urne mit jenem Martin IV., welcher an den Aalen des trasimenischen Sees gestorben ist, die er am heiligen Sonnabend im Uebermaß zu sich genommen hatte. Auch Innocenz IV. hielt sich in Perugia auf. Daselbst starb auch der unglückliche Benedict XI., der letzte Papst vor dem avignonischen Exil.

Im 14. Jahrhundert blühte die städtische Republik so mächtig daß sie ganz Umbrien sich unterwarf, aber schon im Jahre 1370 mußte sie sich dem Papst ergeben. Zwar erhoben sich die Bürger schon nach fünf Jahren und zerstörten die Festung welche die päpstliche Regierung angelegt hatte, doch am Ende des Jahrhunderts bezwangen sie die Päpste wieder. Damit hörten keineswegs die innern Bürgerkriege und die Wiederkehr republikanischer Selbständigkeit auf. Das Geschlecht der Oddi und der Baglioni spielte darin die hervorragende Rolle, namentlich das

letztere, welches sich durch einige tapfere Capitäne ausgezeichnet hat. Peruginer war auch der bekannte Braccio Fortebraccio, der sich im Jahre 1416 zum Herrn der Stadt machte. Endlich unterwarf sich Paul Baglione dem Papst Julius II.; es ist derselben Dynast welchen Leo X. in der Engelsburg enthaupten ließ. Paul III. vernichtete sodann auch den letzten Rest der Unabhängigkeit Perugia's, und diese Republick wurde seither von Cardinal-Legaten regiert, die in dem alten, schönen Communalpalast ihre Wohnung nahmen.

Wie nicht viele andere Städte ist Perugia noch ganz vom Charakter des Mittelalters durchdrungen. Nichts hier von der kasernen- oder salonartigen Gleichförmigkeit modernen Wesens, überall diese feste und ernste, zugleich künstlerisch durchbildete Eigenartigkeit der Zeit der Stadtgemeinden und des Parteienkampfs zwischen Adel und Bürgerschaft. Aber die Namen der Baglioni und Braccio, der Volkshäupter und Tyrannen sind heute von dem eines schlichten Künstlers und Handwerkers verdrängt. Perugino ist der Glanz der Stadt und ihr schönster Ruhm. Man begreift erst hier die ganze Bedeutung dieses Talents, welches dem Genie Rafaels als feste Grundlage gedient hat. Doch ich will nicht Eulen nach Athen tragen, nicht von den Gemälden jenes Meisters, nicht einmal von denen im Cambio reden, noch sonst eine Beschreibung dieser überreichen peruginischen Schatzkammer Umbriens geben.

Zwei Hauptmassen bilden die eigentliche Stadt, eine obere und untere; beide sind oft durch seltsame Stiegen und Brücken aus gebranntem Stein verbunden, von denen herab der Anblick der Gebäude wie der Landschaft höchst überraschend ist. Die obere Stadt ist das wahre alte Perugia, und enthält dessen merkwürdigste und schönste Teile, wie die breite schöngepflasterte Hauptstraße, das Monument republikanischer Größe, mit vielen Palästen aus dem 15. und noch dem 14. Jahrhundert. Ihre altertümlichen, gothisch-romanischen Façaden wirken höchst charaktervoll neben einander, als geschichtliches Gepräge, ja als das eigentliche Antlitz der Stadt. Da ist der großartige Gemeindepalast, schon gegründet im Jahre 1281, düster und ernst, dunkel und schwermutsvoll, mit moresker Architectur an Fenstern und Portalen, mit Wappenschildern verbündeter Städte und Fürsten, mit Sculpturen mancherlei Art. Zu Füßen des Greifen, des Sinnbildes von Perugia, hingen einst die Ketten des Tors von Siena, welche die Peruginer erbeutet hatten.

Den Domplatz, dem die eine Seite des Stadthauses zugekehrt ist, ziert noch das große Brunnenwerk des Johann von Pisa, und die bronzene Statue Julius des III. Ich sage nichts vom Dom, noch von so vielen andern Kirchen, wie von S. Domenico, worin das Grabmal Benedicts XI. steht, oder von S. Agostino und S. Francesco, denn all dies ist hundertfach gesagt worden; und hundertfach sind die Schätze der großen Privatpaläste Conestabili, Donini, Baglione, Bracceschi und Baldeschi, Monaldi, Penna und Cenci geschildert worden.

Nicht weit vom Corso erhebt sich die päpstliche Festung, das Werk Pauls III. Farnese und seines gräßlichen Sohns Pierluigi, welcher Perugia unterworfen hatte. Diese Zwingburg wurde dort gebaut wo ehemals die Paläste

der Baglioni standen. Schon im Jahre 1848 legte man Hand daran, sie abzutragen, und gegenwärtig bezeichnet nur noch ein Steinhaufen die Stelle wo dies Fort stand, welches noch eben erst der Schauplatz der letzten Kämpfe mit dem päpstlichen Schweizergeneral Schmidt gewesen ist.

Die Ruine des Castells sieht kläglich aus. Ich fand eine Menge von Personen, namentlich von jungen Leuten, mit sichtbarer Genugthuung darauf umher gehen. Sie schienen sich an den Trümmern dieser kleinen Bastille zu weiden, und unterhielten sich eifrig mit Erzählungen von der letzten Beschießung und der Capitulation mit dem General Fanti. Das alte Fort hatte übrigens keinerlei strategische Wichtigkeit. Es war von vornherein nur dazu bestimmt, die Stadt im Zaum zu halten. Die Piemontesen konnten sich deshalb von allen Seiten nähern und ihrer sich bemächtigen, ohne von der Besatzung daran gehindert zu werden.

Man weiß nicht recht was man auf den Trümmern der Citadelle errichten wird; denn ein öffentliches Gebäude soll dort seinen Platz finden. Die Lage des Hügels ist schön, die Aussicht in das Tiber-Tal und die Bergreihen herrlich. Der Platz vor dem abgetragenen Fort ist heute schon nach Victor Emmanuel benannt; eine Marmortafel sagt daß dies geschehen sei zum Andenken an den 14. März, an welchem er durch das National-Parlament zum König Italiens ernannt worden ist.

Unter dem Castell führt die Promenade in die niederen Stadtteile; das alte Glacis ist nämlich schon längst dazu umgewandelt worden, wie dies das Schicksal der Wälle in so vielen andern Städten in aller Welt geworden ist.

Der Spaziergang ist etwas beschwerlicher Natur, weil man, hin und her wandelnd, immer wieder bergan steigen muß. Ich sah mit Freuden die Allee deutscher Castanien, mit denen der Weg bepflanzt ist; aber sie waren von der Dürre völlig blattlos, wie im Winter, und noch saßen hie und da verkümmerte und gequälte Blütendolden auf den kahlen Zweigen. Die Entwicklung der Vegetation fällt in Perugia in eine spätere Zeit als drunten im Tal, und schon früh vor Winters Eintritt bedeckt sich diese hochgelegene Stadt mit Schnee.

Es ist für einen Fremdling immer praktisch, in einer ihm noch unbekannten Stadt deren Spaziergänge aufzusuchen. Zumal an Festtagen kommt ihm meist die Blüte des Orts entgegen. Nun aber kann ich in dieser Beziehung nicht viel Gutes von Perugia sagen; die Zahl der auf dem Glacis am sonnigsten Abend Spazierenden war sehr gering, Frauen zeigten sich einige wenige in Gesellschaft ihrer Männer. Dagegen drängten sich frech und mit Geräusch die Freudenmädchen hervor, angethan mit einem Schleier, in bergähnlichen Crinolinen, widerliche Gestalten. Es ist bedauerlich daß die Revolution von 1859 das Decorum, welches in gewisser Hinsicht fast durchweg in italienischen Städten festgehalten worden ist, nicht mehr achtet; so hat es wenigstens den Anschein, und namentlich mag in ehemals päpstlichen Städten um des Widerspruchs willen die Licenz noch zügelloser ausarten. So freches Auftreten der Dirnen erinnere ich mich indeß in keinem andern Ort gesehen zu haben als gerade in Perugia, und dies am hellen Tage, wo sich junge Männer nicht scheuten, mitten auf dem Corso Unter-

haltungen mit ihnen anzuknüpfen. Abscheulich ist auch die Ueberschwemmung Italiens mit obscönen Photographien, die in Frankreich gefertigt werden. Es ist sehr zu loben daß die päpstliche Regierung in Rom den Verkauf solcher Bilder durch ein Edict untersagt hat. Man sollte dies in jeder andern Stadt thun. Nichts muß die öffentliche Sittlichkeit so zerrütten als dieser Mißbrauch.

Im Ganzen ist Perugia wenig belebt. Von Linientruppen sah ich nicht viel; die Nationalgarde hat auch hier alle Wachen bezogen; masisches Volk liegt hinter der Stadt. Dies Freischarencorps ist bereits neu geordnet, und wird, wie man mir sagte, in die Armee eingereiht werden. Sein Chef Masi, jetzt Colonnell, war, so sagte man mir, ursprünglich Secretär bei einem Prinzen des Hauses Bonaparte; er trieb sich dann lange Jahre in Amerika herum, wo er sich in vielerlei Speculationen, wie es scheint, ohne Glück versuchte. Im Jahre 1859 tauchte er an der päpstlichen Gränze Toscana's als Bandenführer auf, und verdiente sich seine ersten Sporen bei Montefiascone. Es ist merkwürdig daß jenes Wesen der Condottieri, welches Italien im Mittelalter besonders eigen war, sich so hartnäckig erhalten hat. Die Italiener scheuen den regulären Waffendienst, weil sie, bei ihrem unabhängigen Naturell, sich der Zucht nicht gerne fügen. Ich habe die Armee Franz II. von Neapel im Jahre 1858 gesehen als sie sich nordwärts gegen Aquila bewegte. Sie sah prachtvoll gerüstet und gut organisirt aus, aber diese 50000 Mann stoben vor den Freischaren Garibaldi's aus einander, und nun stellen sich ihre aufgelösten Trupps hie und da unter die Führung abenteuerlicher Bandenchefs, eines Chiavone, Crocco, Ninco Nanco und Cipriani, um wie Räuber tapfer zu kämpfen und sich todt schießen zu lassen. Eine solche romantische Art des Kampfes sagt dem südlichen Wesen zu. Dem masischen Volk (es ist auch Reiterei darunter) gesellen sich noch immer viel Freizügler bei, selbst aus Rom, wo oft ganz junge Leute ihren Eltern und Brodherren davon laufen, um in Spoleto oder Perugia zu dienen.

Man sieht in den Cafés junge Officiere in lebhaften Gruppen, und merkt daß sie voll Eifer und Nationalgefühl sind. Es erschien mir überhaupt die Stimmung hier, wie in ganz Umbrien, hoffnungsvoll, wenn sich auch niemand verhelte daß die Schwierigkeit der Lage sehr groß sei. Ein Kern von Reaction ist im Lande zurückgeblieben; er besteht aus den ehemaligen Beamten, welche man, wo es immer möglich war, mit Schonung in ihren Stellen gelassen hat, aus der Aristokratie und dem Priestertum. Der umbrische Adel, namentlich in Perugia, zum Teil sehr wolhabenden und alten Familien angehörig, ist vielfach dem alten System zugethan geblieben. Außer daß ihn Tradition, Familienverbindungen und Aemter an das Papsttum ketten, fürchtet er seine Vernichtung durch die Demokratie. Diese Herren halten sich daher in mürrischer Zurückgezogenheit auf ihren Landsitzen oder in ihren Palästen in der Stadt. Der geringere Adel dagegen hat sich der Bewegung bereitwillig angeschlossen, und dasselbe gilt vom niedern Klerus.

Perugia besitzt nicht weniger als 36 Männer- und Frauenklöster. Einige von ihnen, wie die Klöster der Dominicaner, sind geschlossen, die Mönche haben sich ins

Römische gezogen. Die Priester in höheren Stellen sind der Revolution feind, aber sie betragen sich vorsichtig und klug. Der ganze umbrische Episcopat steht wie ein Mann zum Papst, wie überhaupt dies feste Zusammenhalten des Klerus in Italien, wenn man sehr wenige Ausnahmen abrechnet, etwas Imponirendes hat. In vielen Hirtenbriefen hat sich der höhere Klerus den Maßregeln des umbrischen Intendanten widersetzt, wo es Klöster, Kirchengüter, Aufhebung des geistlichen Forum, Befreiung des Unterrichts von der kirchlichen Aufsicht betrifft. Die Intendantur (heute in Händen Gualterio's) nimmt selbstverständlich auf diese Proteste keine Rücksicht. Die Presse ist ganz frei. In dem altpäpstlichen Perugia verkauft man jetzt öffentlich die Bibeln Diodati's, so gut wie in Florenz, und bei den Straßenbuchhändlern liegen die heftigsten Invectiven gegen das Papsttum aus. Die Gazzetta dell' Umbria und das Wochenjournal Roma e l'Italia, welche in Perugia erscheinen, bringen wütende Artikel gegen einheimische Priester, wie gegen die Cardinäle in Rom. Und so wird ein alter Zustand, nur auf passiven Widerstand beschränkt, öffentlich durch die Gewalt des neuen überflutet.

Die Universität, eine Lieblingsanstalt der Päpste, durch viele treffliche Lehrer in alter und neuer Zeit ausgezeichnet, bietet denselben Gegensatz dar. Viele Professoren, darunter Männer von altumbrischem Adel, sind reactionär; das jüngere Personal hat sich der Revolution in die Arme geworfen. Die Stockung in der Lehrthätigkeit ist sehr fühlbar, denn die Jugend verläßt den Hörsal um das Gewehr in die Hand zu nehmen. Natürlich fühlt sich

die gelehrte Welt in Zuständen unbehaglich welche den Studien die Ruhe und Bedeutung nehmen. Es ist keine Aussicht vorhanden, daß diesen Uebeln in Jahren abgeholfen werde, oder Perugia müßte wirklich die Hauptstadt Italiens werden, was einige Bürger, wie man mir lachend versicherte, in allem Ernst vorgeschlagen haben, weil ihre Stadt, abgesehen von allen anderen Vorzügen, eigentlich der Nabel Italiens sei.

Der Zweck meines Aufenthalts in Perugia waren archivalische Forschungen für die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, sowol in dem vortrefflich geordneten Decemviralarchiv des Gemeindehauses, als in anderen Anstalten dieser Natur.

Gegenwärtig sind an die Gemeinde alle Archive gekommen, welche den aufgehobenen Klöstern der Stadt und ihres Districts angehört haben. Es sind deren 22 unterdrückt, mit Ausnahme der Bettelbrüder, und des Benedictinerklosters S. Petrus vor der Stadt. Da aber eben dieselben Klöster schon im Jahre 1810 aufgehoben waren, so haben sich bereits damals viele Urkunden aus ihnen verloren. Ein Professor der Universität, Herr Adamo Rossi, führte mich in das ehemalige Servitenkloster S. Maria Nuova, wo in mehreren Zimmern solche nun der Stadt überlieferte Archive versammelt sind. Ich sah hier ganze Massen von Pergamentrollen aufgehäuft oder über den Boden hingestreut, ein verzweifelter und zugleich aufregender Anblick wie eines Schatzes, für dessen Hebung die Kräfte fehlen. Wir wühlten freilich darin wie Schatzgräber, und warfen eine ganze Staubwolke aus den Rollen empor, doch nicht ein einziges für mich bedeutendes Document

kam in unsere Hand, da diese Klosterurkunden nur localer Natur sind.

Die Verlassenheit solcher abgeschaffter Klöster ist gränzenlos — Gras wächst in ihren leeren Höfen; die scholastische Spinne webt ihre Netze in öden Sälen und Corridoren; in einigen schleicht noch wie ein Geist der Vergangenheit ein trübseliger Mönch als Schatten umher. Es ist das Ende einer ganzen Epoche der Geschichte, welches hier empfunden wird.

Acht Mönche leben noch in dem altberühmten Benedictinerkloster S. Pietro, worin einst Gregor IX., der große Feind Friedrich's II., zwei Jahre gewohnt hatte. Das Kloster zählt 900 Jahre, seine Kirche, eine auf antiken Granitsäulen ruhende Basilika von schöner Form, wird wie ein Kleinod der Stadt geachtet und gehalten, sie ist ein wahres Museum umbrischer Malerei. Denn schöne Gemälde von Perugino, Orazio Alfani, Doni, Lo Spagna, und andern Meistern erfüllen sie, nebst den köstlichsten Copien von Werken Perugino's und Rafaels, welche Sassoferrato gemacht hat. Die Benedictiner beklagten dort nicht ihr Loos, sondern sie schienen gefaßt. Der würdige Abt sprach sich sogar für die Einheit Italiens aus, nur Rom wollte er dem Papst gesichert wissen. Ich merkte indeß, daß er noch mehr auf dem Herzen hatte, was er verschwieg. Man hat auch dieser Abtei, wie der Metropole Monte Casino, das Privilegium des Fortbestandes bis zum Tode der letzten Mönche gewährt, und diese haben eine agrarische Schule von 50 Zöglingen eingerichtet.

Ein junger Benedictiner führte mich in das Archiv

des Klosters. Es bewahrt Kaiserdiplome von Heinrich III., Conrad III. und Barbarossa, und viele Papstbullen. Sein Stolz ist oder war die älteste Urkunde, welche Perugia überhaupt besitzt: das Privilegium Benedict's VII. vom Jahre 978 für Petrus, den Gründer und ersten Abt dieses Klosters. Als die päpstlichen Schweizer unter ihrem Oberst Schmidt im Jahre 1859 das abgefallene Perugia erstürmten, drangen sie in die Abtei, wo sie arge Verwüstungen anrichteten. Sie warfen, so erzählte man mir, im Archiv die Diplome aus einander, rissen die Siegel und Bullen von vielen ab, und zerstörten leider auch jenes unschätzbare Document. Es ist davon nur ein Bruchstück übrig geblieben, und das hat man an der Wand des Archivs unter Glas gesetzt. Ein Mönch hat daran ein lateinisches Epigramm geheftet, welches zum Denkmal für spätere Zeiten die vandalische Unthat des furor Helveticus verewigen soll.

Ich dehnte meine umbrische Reise zum Zweck der Forschung in Archiven später noch über andere Städte aus, in welchen allen ich durch Briefe des italienischen Unterrichtsministers Michele Amari angekündigt war und die liberalste Aufnahme fand.

Von diesen Orten hat mir kaum ein anderer so angenehme Erinnerungen zurückgelassen, als Todi.

Diese uralte Stadt Umbriens, im Altertum Tuder oder Tutertum genannt, liegt auf einer lachenden Höhe über dem Tiber-Tale, in einer von Olivenhainen und Weinbergen bedeckten Hügellandschaft, an welcher der schöne

Fluß vorüberzieht. Von den großen Verkehrstraßen nicht berührt ist sie wie eingeschlummert in ihrer eigenen Vergangenheit, in einer zauberhaften Stille, die aber keineswegs Abgestorbenheit zu nennen ist.

Es war schon Nacht, als ich mit der Post in der unten an der Höhe gelegenen Vorstadt anlangte, von welcher ich mich sofort bergauf durch das Stadttor führen ließ, um einen Gasthof aufzusuchen. Ich erwartete nichts Gutes von Todi, denn der Eintritt durch wüste und finstre Straßen in eine finstre und unheimliche Locanda versprach mir schlechte Tage. Aber schon am folgenden Morgen überzeugte ich mich, daß meine Befürchtungen grundlos gewesen seien.

Todi stellte sich mir im heitersten Morgenlicht als ein reizender kleiner Ort dar, mit so entschieden mittelaltrigem Charakter, wie ihn wenige Städte bewahrt haben. Von alten Stadtmauern zum Teil noch etruskischer Anlage umgeben, bedeckt diese Stadt die Höhe, auf welcher sie liegt, doch so, daß ihre Hauptplätze geräumig und eben sind. Alte Paläste, braune Türme des Mittelalters, höchst malerische halbgothische Gebäude, ehrwürdige Kirchen und Klöster erheben sich aus ihr, überragt von dem stattlichen Dom.

Auf dem Hauptplatze stehen die öffentlichen Gebäude, die Monumente jener Zeit, wo Todi eine freie umbrische Republik war, und Kriege mit Nachbarstädten, wie Terni und Spoleto führte, oder mit anderen Bündnisse schloß. Denn im 13. Jahrhundert, ihrer Blütezeit, konnte diese Stadt 1000 gewaffnete Reiter ins Feld stellen. Während sie heute nur 4000 Einwohner zählt, hatte sie damals

deren 30000 in ihren sechs Quartieren. Ihre guelfische Verfassung war ganz und gar volksmäßig, denn die Handwerkerzünfte allein regierten durch Ausschüsse des Parlaments. Ein Podesta und ein Volkscapitän für die Justiz standen an der Spitze des Freistaats, und diese jährlich wechselnden Beamten waren stets Fremde. Es finden sich darunter viele Römer aus den namhaftesten Geschlechtern des 13. Jahrhunderts, Colonna, Orsini, Frangipani, Anibaldi, Cenci, Gaetani, Savelli, Malabranca und andere.

Die ehrwürdigen Denkmäler dieser republikanischen Stadtgeschichte sind noch heute das Gemeindehaus, der Palazzo Comunale, und der Palast des Governators, beide auf dem Hauptplatz. Der erste ist ein großes Gebäude im römisch-gothischen Stil, von sehr edeln Verhältnissen, mit einer mächtigen Freitreppe aus Stein. Der andre hat einen höheren Turm mit einem Zinnenaufsatz an der ganzen Fronte, und erinnert leise an den venetianischen Palast in Rom. Gegenüber liegt der Dom, von gleichfalls halb gothischer Architectur, mit mächtigem Turm. Das Innere hat drei Schiffe, von denen das Hauptschiff noch den vorgothischen Bogenbau des 11. oder 12. Jahrhunderts zeigt; ein viertes Nebenschiff in gothischer Form ist später hinzugefügt worden.

Außer dem Dom ist die sehenswürdigste Kirche Todi's die von S. Fortunatus, ein mächtiger gothischer Bau vom Ende des 13. Jahrhunderts. Der Heilige ist der Schutzpatron der Stadt, seine in malerischer Einsamkeit gelegene Kirche daher ihre Hauptkirche.

Ich habe während meines Aufenthalts in Todi

gerade in S. Fortunato die meisten Stunden zugebracht, denn dort befindet sich das Gemeindearchiv. Nachdem ich von dem Syndicus die Erlaubniß erhalten hatte, dies Archiv zu benutzen, führte mich der Archivar Herr Angelo Angelini durch die genannte Kirche in einen untern Raum derselben, neben der Sakristei. Hier schob er von der Wand einen zerlegbaren Beichtstul, und machte so eine Thüre frei, durch welche wir in ein kleines Gemach traten, das Archiv selbst. In Schränken an den Wänden lagen, zum Teil in trauriger Vernachlässigung, ungezählte Pergamente zu Haufen aufgeschichtet; in der Mitte auf dem Boden und auf einem Tisch, mit Staub bedeckt und modernd, Massen von Büchern und auch von Pergamenthandschriften, welche einst einen Teil der Bibliothek des Cardinalbischofs von Albano, Bentivegna d'Acquasparta, ausgemacht haben sollen. Dieses Mannes hat Dante in seinem Gedicht einmal Erwähnung gethan; er starb im Jahre 1289.

An das Archiv grenzt der Raum der Bibliothek, und dort arbeitete ich über Pergamenten und Papier in der tiefsten Stille viele Stunden des Tages lang. Man gab mir erst einen Communaldiener förmlich zur Wache; da ich aber dawider als gegen einen mich entwürdigenden Act Protest einlegte, so setzte man mich in Besitz des Schlüssels, selbstverständlich nicht des Archivs, sondern der Bibliothek.

Es verbreitete sich schnell in Todi die Kunde, daß hier ein Fremder sich aufhalte, welcher alte Schriften und Urkunden zu lesen verstehe; in Folge dieser Neuigkeit erschien eines Tags in meinem Gasthaus der Prior der Schneiderzunft, einen Stoß von vergilbten Papieren und Pergamenten nebst den Statuten seiner ehrenhaften Gilde unter dem Arm. Es war ein junger Mann in sehr sauberer Kleidung, mit intelligentem Gesichtsausdruck. Ich komme, so sagte er, zu Ihnen in Angelegenheiten unserer Zunft, Sie um Ihren Rat zu fragen. Nur mit Mühe unterdrückte ich hier ein Lachen bei der Vorstellung, zu wie großen Dingen ich es doch bereits in der Welt gebracht hätte, da i c h, ein Fremdling aus Ostpreußen, in einer umbrischen Stadt der Consiliar von deren Schneiderzunft sein sollte. Indem ich also die feierliche Miene eines der sieben Weltweisen annahm, fuhr der Prior fort mir zu sagen oder vielmehr zu klagen, daß die italienische Regierung ihre Hand auf alle Güter der frommen Stiftungen, also auch auf gewisse Renten der Schneiderzunft Todi's lege. Die Regierung betrachte nämlich die Ars Sartorum der Stadt und andere Gewerke als eine Confraternität oder Genossenschaft zu frommen Zwecken, da sie seit Alters ein Hospital S. Giacomo besitze. Sie habe die Rente der Zunftgüter, 360 Scudi jährlich, eingezogen und werfe den Schneidern dafür eine sehr geringe Entschädigung aus. Der Schneidermeister, welcher sich vortrefflich und fließend auszudrücken wußte, bemerkte, daß die Revolution des Jahres 1860 wesentlich durch Handwerker gemacht worden sei; auch er habe damals das Gewehr ergriffen und sei nach Orvieto marschirt. Zum Dank entziehe nun die Regierung auf gewaltsame Weise den Zünften ihre uralten Güter, um sie der cassa ecclesiastica zuzuweisen. Die Pergamente, welche in Todi niemand lesen könne, habe er nach Perugia auf die Präfectur gebracht, aber dort

seien sie gar nicht angesehen, sondern in einer Kammer verächtlich auf den Boden geworfen worden. Der Prior ersuchte mich schließlich, diese Urkunden einzusehen und ihm dann zu sagen, ob sich aus ihrem Inhalt die Rechte der Zunft dem Staat gegenüber erweisen ließen.

Ich beschied den Schneidermeister folgenden Tags zurückzukehren, wo ich ihm Antwort geben wolle. Er kam und beruhigte sich bei meiner Erklärung, daß diese Pergamente nur Notariatsinstrumente solcher Art enthielten, daß sie für die Zunft keinen andern als den Wert der Altertümlichkeit besäßen, und dies hatte er sich, wie er selbst gestand, bereits vorgestellt.

Die Schneiderzunft in Todi ist übrigens ein lebendiges, sehr ehrwürdiges Monument des Mittelalters, da sie schon viele Jahrhunderte besteht. Sie hat noch jetzt einen Vorstand, welcher „Consul" heißt, und wählt zwölf Minister als Consiliare, welche „Fratelli" genannt werden. Ihre Statuten sind sauber in einem Pergamentheft von 60 Blättern zusammengeschrieben: sie datiren von 1308, wurden aber im Jahre 1492 aus dem ursprünglichen Latein ins Italienische übersetzt.

Ihr Anfang lautet:

El prohemio della matricola de sarturi: capitulo I.

Nel nome del nro signor Iesu Xpo et della beatissima sempre vergine maria sua madre: et del beato sancto michele archangelo: et del b. sancto ioanni baptista et S. Joani Evangelista, et de beati apostoli S. Pietro et S. Paolo: et de beati confessori: Sancto Fortunato sancto Calisto et S. Cassiano: et de tutti i sancti et sancte della corte celestiale: Questi sono i ordinamenti et statuti iscritti: dell' arte de sarturi et cinaturi della citta et contado de Todi: facte et ordinate per glomini della decta arte: nel tempo dello offitio de consoli: cioe delli sapienti homini iacobuccio dandreelle: del rione de sancta presedia: et de cechole de manella: del rione della valle: iscripti per me ser francesco de maestro iacomo publico notario della detta arte: nel tempo et neglanni del signore nell mille trecento otto: nella indictione sexta: nel Tempo del pontificato del nro signore benedecto papa duodecimo: et addi ventidua de novembre.

Ich habe manche freundliche Menschen in Todi kennen gelernt, die sich mir in allen Stücken hülfreich erwiesen, wie Herr Alessandro Natali, ein ehemaliger Buchhändler aus Rom, doch Bürger jener Stadt, Verleger der Geschichte Todi's von Leoni, und des Lebens Bartolomeo's d'Alviano von demselben Verfasser; dieser berühmte Feldhauptmann lebte im Anfang des 16. Jahrhunderts und war Todiner von Geburt.

Herr Natali ist Rector Oeconomus in Monte Cristo, einem ehemaligen Frauenkloster, und jetzt Findelhause. Er führte mich an diesen schön gelegenen Ort, worin 98 Findelkinder aufgezogen werden. Auch hier ist ein Archiv; ich sah viele Pergamente, hauptsächlich das Institut betreffend, welches ursprünglich zum Hospitale Caritatis für die Leprosi oder Aussätzigen bestimmt war.

Derselbe freundliche Führer zeigte mir auch das Capuzinerkloster Monte Santo, welches in nächster Nähe der Stadt auf einem Hügel gelegen ist. Die kleine Kirche daselbst besitzt einen schönen Lo Spagna über dem Hoch=

altar, dieselbe Krönung der Jungfrau darstellend, wie sie in Narni gezeigt wird. Diese beiden Bilder sollen von des Meisters eigner Hand sein. Im Zimmer des Priors bewirtete man uns mit Café; man fragte mich nach Witte, dessen großer Ruf in der literarischen Danteculțur selbst bis in diese Einsamkeit gedrungen war. Man zeigte mir mit einem gewissen Stolz eine Handschrift der Poesien des Fra Jacopone, denn dieser Dichter, der tiefsinnige Mystiker vom Cölestinerorden, der mutige Feind Bonifacius' VIII., ist der Ruhm Todi's. Er starb in Collazzone im Jahre 1304, liegt aber in S. Fortunato begraben. Man schreibt ihm die Dichtung Stabat mater zu, und wol mit allem Recht. Dieser berühmte Trauerhymnus reicht hin, ihm die Unsterblichkeit zu sichern. Ich fand in Monte Santo einen Mönch damit beschäftigt, den Codex zu copiren, worin sich auch das Stabat mater unter den anderen Gedichten Jacopone's befindet. Doch gibt es ältere Handschriften der Poesien dieses Franziscaners, in Venedig und Florenz; die von Todi kann frühestens vom Ende des 14. Jahrhunderts herrühren.

Alle Herren, deren Bekanntschaft ich hier machte, schienen mir ein zufriedenes Dasein in ihrer engen, kleinen Welt zu genießen, und diese wird kaum durch irgend ein ungewöhnliches Ereigniß unterbrochen. Abends, beim Mondschein, lustwandelten auch die Damen auf dem Spaziergange, welchen sich die Stadt unter der alten zerstörten Rocca, am Abhange des Hügels angelegt hat, von wo man weiter zu der nach Bramante's Plan gebauten Kuppelkirche der Consolazione gelangt. Es gibt in Todi keinen großen Feudaladel mehr, denn die alten

Geschlechter sind meist untergegangen. Von ihnen waren in mittelaltrigen Zeiten am mächtigsten die Acti oder Atti, dann die Oddi, Fredi, Bentivenghi, Carocci, Pontani, Landi, Corradi und Astancolli.

Manche altertümliche Paläste erinnern noch an diese Feudalherren. In den stattlichen Häusern, welche sie gegründet haben, wohnen jetzt jüngere Geschlechter, oder verarmte Enkel. Am heutigen Tage, wo alles nur für die augenblicklichen Bedürfnisse eingerichtet wird, beschämen uns selbst in den kleinsten Städten die festen, dauernden Häuser der mittelalterlichen Vorfahren, eines massiven Geschlechts, welches von sehr starkem Willen und sehr praktischer Gediegenheit gewesen ist. Dies bemerkte ich Herrn Pierozzi in Todi, einem Doctor des Rechts, welcher zugleich Komödiendichter ist; und wol mancher Dramendichter dürfte diesen einsamen Todiner um das solide Glück beneiden, welches er in seinem urväterlich ererbten Palast genießt.

In Rom hatte man mir dringend angeraten, nach Aspra in den Bergen der Sabina zu gehen, wo ich ein merkwürdiges Communalarchiv finden und eine bezaubernde Bergwildniß sehen würde. Dies beschloß ich demnach von Terni aus zu thun, von wo eine Fahrstraße bis in die Nähe jenes Castells führt. Nur war das Unterkommen dort schwierig, denn in dem ganz vereinsamten Aspra gibt es kein Gasthaus. Ein Bürger Terni's versprach mir jedoch dafür zu sorgen, indem er mir einen Brief dorthin vorausschickte.

Ich mietete in Terni einen kleinen Wagen, und machte mich dort auf um 4 Uhr Morgens am 1. August. Man durchzieht ein Bergland auf dem besten Wege, von Nord nach Süd, und berührt nur kleine Gehöfte.

Manchmal geht es durch schöne Eichenwälder hin. Die Berge öffnen sich bei Torri, einem uralten Castell, welches im 10. Jahrhundert dem in dieser sabinischen Landschaft mächtigen Geschlecht der Crescentier von Rom gehörte. Es liegt schwarz und malerisch rechts auf der Höhe. Ein großer Blick auf den Berg Soracte, die Campagna Roms, die Abhänge der Sabina und der Apenninen öffnete sich jetzt, und links eine tiefe Bergschlucht, über welcher hoch auf einem Felsen ein finsterer Häuserklumpen lag, von einer schwarzen Mauer umfaßt, und von einigen Türmen überragt. Dies war Aspra, das alte Casperia in Römerzeiten, in Wahrheit ein Adlernest, unzugänglich und uneinnehmbar scheinend.

Es war Mittagszeit, doch die Augustluft wehte hier frisch und kühl. Langsam umkreiste das Fuhrwerk den tiefen langen Taleinschnitt und schleppte sich dann mühsam den Feldweg bis unter die Mauer des Castells empor, wo der Fuhrmann Halt machte, mir erklärend, daß er in den Ort selbst nicht gelangen könne, weil dieser keine fahrbare Straßen habe. Ich stieg ab und trat durch das Tor ein; welch ein Ort, wie schauerlich wild, verfallen und einsam; welch schrecklich enge Gassen ohne Luft zwischen steinernen Häuserklumpen, nicht Straßen zu nennen, sondern Rinnsale für die Wasser der Wolkenbrüche und Gewitter, die sich hier mit furchtbarer Heftigkeit entladen müssen.

Es war eben Sonntag. Das Volk der Aspraner, in

blaugraue Jacken sabinischer Landesart gekleidet, spielte Ball vor den Häusern. Man starrte mich verwundert an. Ich ließ mich zum Syndicus führen bergauf, bergab. Der Bürgermeister von Aspra, angethan mit der Bauernjacke des Volks, kam hervor und sagte mir, Briefe seien von der Präfectur in Perugia, wie von Terni eingetroffen, ich könne aber heute das Archiv nicht sehen, weil es Sonntag sei, wo der Gemeindesecretär andre Beschäftigung habe. Ein Unterkommen würde ich bei einem Schuster finden, der so etwas wie eine Locanda halte.

Man führte mich zu diesem Wirt in ein wüstes Haus, wo mir ein kammerartiges Loch angewiesen wurde. Das einzige zerbrochene Fenster zitterte und klirrte vom scharfen Luftzuge, der hier oben beständig weht, und aus ihm blickte ich mit Erstaunen auf ein Panorama von unbeschreiblicher Erhabenheit. Ich warf mich ermüdet auf das unsaubre Bett, welches in der Kammer stand, erwachte aber bald von den Bissen der Mosquitos und noch anderer Plagegeister. Der Wirt setzte mir alsbald ein Mittagsessen vor, welches ich nicht genießen konnte, und in Verzweiflung erklärte ich, daß ich hier nicht bleiben könne.

Ich eilte wieder zum Syndicus, der mich jetzt zu seinem Secretär begleitete. Wir standen alle drei unter einem steinernen Bogen, welcher eine Gasse mit der anderen verband, während die Magistrate ratschlagten, was zu thun, wie mir zu helfen sei. Endlich ward folgender Beschluß der hochweisen Herren gefaßt: das Archiv solle mir vom Secretär unverzüglich aufgethan werden,

indeß der ehrenwerte Syndicus sich bemühen wolle, mir Aufnahme in einem anständigen Hause zu verschaffen.

Der Secretär führte mich in das Stadthaus, ein massives doch nicht altertümliches Gebäude, wo er eine kleine Kammer aufschloß. Ein paar Schränke standen darin, den Documentenschatz der Gemeinde enthaltend. Ich fand dort viele Urkunden, die sich auf den römischen Senat des Mittelalters beziehen, denn Aspra bildete zwar in jener Epoche eine eigne Gemeinde, wie andre sabinische Orte der Nachbarschaft, doch unter der Jurisdiction des Capitols, welches dorthin seine Rectoren oder Podestaten schickte. Wunderlicherweise gab es auch hier einige gefälschte Urkunden aus dem 10. Jahrhundert.

Als der Abend kam, erschien der Secretär wieder, mir zu sagen, daß eins der besten Häuser des Castells mich aufzunehmen bereit sei. Er führte mich in der That zu einem Hause, welches palastähnlich aussah. Eine junge hochgewachsene Dame empfing mich dort, in römischer Kleidung, und mit städtischen Manieren. Sie sagte mir, das Haus schätze es sich zur Ehre einen Fremden zu beherbergen, und sie geleitete mich nach meinem Zimmer. Wir kamen durch einen wüsten Saal; der Blitz hatte vor Wochen darin eingeschlagen, Fenster und Kamin zertrümmert, und die Vorderwand zerspalten, durch welche der blaue Himmel hereinschien. Nichts war gethan, diesen Schaden zu verbessern. Alte Familienwappen aus Stein zeigten, daß dieses Haus einst einem der ersten Geschlechter des Orts gehört hatte, welches nun herabgekommen war.

Die Verwüstung des Saals machte mich neugierig auf die Beschaffenheit meines Zimmers, welches die Signora

alsbald öffnete; es war sehr wohnlich und ein sauberes römisches Bett darin. Der Bruder der Dame erschien, ein rüstiger sabinischer Jäger, ein schöner Mann, in die Uniform des Hauptmanns der Nationalgarde gekleidet. Auf das freundlichste ward ich ersucht, mich nach Gefallen einzurichten. Ich nahm die Gastfreundschaft des Hauses an, doch mit der Bedingung, daß man mir erlaube, bei meinem ersten Wirt speisen zu dürfen, an welchen ich doch von Terni aus gewiesen sei; dies ward mir zugestanden.

Zwei Tage blieb ich in Aspra, und so schrecklich mir dieser Ort anfangs erschien, so angenehm verging mir daselbst die Zeit. Ich arbeitete im kleinen Archiv von der Morgenfrühe bis 5 Uhr Abends, was die größeste Verwunderung erregte. Neugierige kamen ab und zu herein; sie grüßten mich freundlich und sahen mir mit Erstaunen zu, denn seit Jahren hatte man dort keinen Fremden gesehen. Ich zeigte dem Secretär ein Pergament als höchst wertvoll, weil es ein Schreiben des Volkstribun Cola di Rienzo an die Gemeinde von Aspra sei; er bat sich eine italienische Uebersetzung davon aus, die ich ihm dictirte, worauf er sie zum Andenken in das Archiv niederlegte.

Nachmittags ging ich mit diesem Herrn und dem Lehrer des Orts, einem Laien, zum Kloster der Capuziner, wo man ein Fest feierte. Es liegt schön auf einem von Steineichen bedeckten Berge. Frauen knieten dort in der kleinen Kirche, in dunkle Schleier gehüllt. Im Portal sah ich andre, die Frauen meiner Begleiter und junge Mädchen, von denen eins von ganz ungewöhnlicher Schönheit war, ein junges Geschöpf von kaum sechzehn Jahren, in der vollen

Blütenpracht ihres Frühlings, und doch tiefsinnig und ernst. Glücklich der Aspraner, der dies Götterkind einst in sein verräuchertes, vom Blitz zerschlagenes Haus heimführen darf! Meine Begleiter machten mich den Damen bekannt, unter welche ich künstliche Blumen verteilte, die man am Kloster feil bot, was sehr gut aufgenommen wurde.

So weit ich gewandert bin, so sah ich doch kaum ein Panorama von gleicher Heldenschönheit, als sich mir dort von der Höhe des Capuzinerberges darbot. Unten vor mir der plastisch geformte Soracte, das ganze Tiber-Tal, die umbrischen Ebenen und Berge, weiter hin die Reihen der Apenninen, die Sabina, Latium, die Campagna von Rom: all dies entzückende Land in den wandernden und wallenden Karmin des Augustabends getaucht, in Wahrheit ein Paradies der Erde. In den nächsten Bergen eine majestätische Wildniß, worin uralte dunkle Castelle stehen, die Städte der Sabiner, festhaltend Geschlechter, Sitten und Lebensformen der Vergangenheit. In meilenweiter Ferne südwärts zieht sich ein dachförmiges Gebirge hin: dies ist der Monte Mario. Wo es absinkt steigt ein gewölbter Bergkegel auf: dies ist die Kuppel vom S. Peter Roms. Sie selbst erscheint in dieser Ferne wie ein Product der Natur. Zur Osterzeit genießen auch die Menschen in Aspra den Anblick ihrer Illumination; sie funkelt dann am Horizont wie ein Ball von Feuer. Wir zählten von der Zinne des Klosters 28 nähere und fernere Orte, von denen ich nur wenige nennen will, damit man die Größe dieses unvergleichlichen Gesichtskreises erkennen mag: der Soracte und Civita Castellana, die

Kuppel von Rom, Ronciglione, Caprarola, Collevecchio, Montasole, Stimigliano, Magliano, Rocca antica, Poggio Sabino, La Fara, Poggio Mirteto, Montopoli, Torrita über dem Tiber, welcher silbern aufblinkt, Filacciano, Cantalupo, der Monte Gennaro, Tivoli, Palestrina, das Albanergebirg mit seinen Castellen.

Als wir nach Aspra zurückkehrten stand der Syndicus vor der Thüre seines Hauses, uns einladend, einzutreten. Der treffliche Mann führt den Namen seines Orts, denn er heißt Asprone, und so schien er als Bürgermeister die wahrhafte Verkörperung der Gemeinde, welche er regiert. Seine Frau kam, eine stark beleibte Matrone. Ich mußte ganz allein auf dem Canapee sitzen, wo mir dann die Bürgermeisterin einen Teller voll sabinischer Kringel präsentirte. Alsbald tauchte der Syndicus mit einem Licht in den Keller hinab, und kam daraus hervor mit einem mächtigen Steinkruge voll Wein. Wir tranken wacker von diesem ausgezeichneten Gewächs des sabinischen Unterlandes; ich brachte das Wol der Gemeinde Aspra und ihres Magistrates aus, worauf der Bürgermeister und die anderen Herren warm wurden. Sie sprachen mit Verwunderung über meine Mühen und den ihnen nicht recht verständlichen Zweck derselben, da ich so unwegsame Gegenden aufsuchte, um alte Schriften durchzulesen. Sie baten mich wiederzukommen, und zwar auf viele Wochen, um mit ihnen die Herbstzeit zu verbringen.

Als wir den Syndicus verließen, drang der Secretär in mich, auch ihn mit einem Besuche zu beehren; denn offenbar wollte er nicht hinter jenem zurückstehen. In seinem wohnlich eingerichteten Hause empfing mich

seine junge Frau ein Kind an der völlig entblößten Brust, und so blieb sie auch in der größten Naivetät neben mir sitzen. Wiederum wurden Wein und Kringel vorgesetzt.

In später Nachtstunde verabschiedete ich mich von den Eigentümern des Hauses, wo man mir so gastfreundliche Herberge geboten hatte, und ich empfing auch hier dieselbe herzliche Einladung zur Wiederkehr, nebst einem Brief an Verwandte in Rom. Als ich mich vor der Morgenfrühe erhob, brannte schon Licht in der Hausflur, doch niemand ließ sich sehen. Die gemieteten Esel standen bereit, und ich verließ Aspra mit Befriedigung; denn hier sind die Menschen in der That gut, wie die ursprüngliche Natur. Durch ein schönes Bergland ritt ich so fort bis zum Paß von Correse, wo ich die Post nach Rom erreichte.

Das Reich, Rom und Deutschland.

Bei Gelegenheit von James Bryce, „The Holy Roman Empire“ (London 1866).

1867.

Es ist eine gute und zeitgemäße Aufgabe, welche sich ein talentvoller Engländer jüngerer Schule gestellt hat, die Idee des Reichs von dessen Ursprung bis zu seinem Ausgange im Jahre 1806 zu verfolgen und in ihren verschiedenen Gestaltungen darzustellen; was er mit gründlicher Kenntniß der Geschichte und mit nicht gewöhnlicher philosophischer Einsicht in die Anschauungsweise der Zeiten ausgeführt hat. Sein Buch ist eins der klarsten und besten, welche über deutsche Reichsverhältnisse verfaßt worden sind, und den Deutschen muß es gerade heute von besonderem Werte sein, über dies so viel gepriesene wie viel geschmähte heilige römische Reich deutscher Nation die Stimme eines Ausländers zu vernehmen. In Wahrheit werden nicht wenige von vornherein annehmen, daß ein Engländer auch heutigen Tags sich nur mit voltairischer Ironie über dieses Reich auslassen könne, und sie werden dann, wenn sie das treffliche Buch lesen, bekennen, daß kaum je mit so völliger Freiheit von Vorurteilen, und mit so tiefem ja liebevollem Verständniß von dem Reichsprincip und seiner weltgeschichtlichen Größe geredet worden ist.

Die Reichsidee ist einer der Grundgedanken, um welche sich die gesammte Civilisation des Abendlandes angesetzt

hat, neben der Idee der Kirche. Beide sind universale Weltformen, lateinische Schöpfungen, und aus der weltbürgerlichen Stadt Rom hervorgegangen. Sie haben die europäische Welt gestaltet und bis auf unser Jahrhundert beherrscht. Sie sind die Grundtypen unserer Civilisation gewesen. Ob sie schon am heutigen Tage, wo das Mittelalter in seinem letzten Auflösungsproceß zerfällt, überwunden sind, und ob die europäische Gesellschaft schon die Kraft gewonnen hat, sich in einer neuen organischen Form als weltbürgerliche Gemeinde darzustellen, dies wird sich jeder Denkende zu beantworten haben.

Herr Bryce beginnt seine Darstellung mit dem 2. Jahrhundert des römischen Kaiserreichs, ohne die Wurzel dieses Princips außerhalb der Geschichte des thatsächlichen Imperium Roms aufzusuchen, also ohne einen Blick auf den Orient und namentlich die monokratische Idee der Juden zu werfen. Ich habe anderswo auf den theokratischen Staat und den Gedanken der weltbürgerlichen Aufgabe des Judentums hingewiesen, aus dem allein die kosmopolitische Idee des Christentums entspringen konnte, welches wiederum dem weltumfassenden Sinn der Römer begegnen und mit ihm zu einer neuen Gestalt sich verbinden mußte.

Die Unterwerfung der halben Welt durch die eine Stadt Rom erzeugte bei den Römern naturgemäß und thatsächlich den Gedanken vom römischen Weltstaat, welcher sodann nach dem Falle der Republik im Princip des Cäsarentums seinen Ausdruck fand. Der Grundsatz, daß die Herrschaft der Welt oder des Erdkreises den Römern gehöre, wurde zum politischen Dogma.

Dies Dogma kehrte selbst im Mittelalter immer wieder

ins Bewußtsein der Römer zurück, selbst in den elendesten Zeiten des Verfalls, wo Rom nichts mehr war als der Monte Testaccio oder Scherbenberg der Weltgeschichte. Roma caput mundi regit orbis frena rotundi, so lautete der Spruch auf den Siegeln germanischer Kaiser. Dante, der Jesaias seiner Zeit, ist von diesem Dogma ganz erfüllt; nicht minder sind es Petrarca und Cola di Rienzo. Die verkommenen Römer betrachteten sich noch immer als die legitimen Herren der Welt, als die Träger der Reichsidee, und dieser Idee bemächtigte sich mit Geschick das Papsttum, indem es dieselbe mit der jüdischen Idee vom Gottesstaat vereinigte. So wurde Rom durch die Verschmelzung des heidnischen Cäsarenprincips mit der Kirche das Centrum der weltlichen wie der geistlichen Monarchie. Welche herrschende Macht dieses eine Princip in der Geschichte des Abendlandes gewonnen, und wie sich diese in weiten Völkerkreisen jahrhundertelang darum bewegt hat, weiß niemand besser zu sagen als das deutsche Volk, das sich erst durch seine größeste Nationalthat, die Reformation, davon loszumachen begann.

Seit der Zeit Constantins wurden die Gränzen des römischen Reichs nach und nach auch zu denen der christlichen Religion. Wie diese in das römische Reich eindrang, so drang auch das Reichsprincip in sie selbst ein, und es erschuf die römische Kirche. Sie wurde die religiöse Form des Reichs. Dem Begriffe von der Unteilbarkeit des Imperium entsprach der Gedanke von der Unteilbarkeit der Ecclesia. Das anerkannte Haupt beider war der Kaiser, der noch fortfuhr sich Pontifex Maximus zu nennen. Die römische Reichskirche entstand. Wie das Reich römisch

hieß, nannte sich auch die Kirche römisch. Es gab noch keinen Papst. Erst 400 und mehr Jahre nach Constantin erfand man die berühmte Priesterfabel, daß sich dieser erste christliche Kaiser demutsvoll in einen Winkel am Bosporus zurückgezogen habe, um dem Papst die alleinige Herrschaft in Rom und dem ganzen Abendlande zu überlassen. Der Gedanke daß der Bischof von Rom nicht Untertan des Reichs und des Kaisers sei, blieb Constantin und allen seinen Nachfolgern, selbst noch den Karolingern, Ottonen und Heinrichen unbekannt. Die Teilung des Reichs in zwei Hälften, Abendland und Morgenland, hob noch keineswegs das Princip der Unteilbarkeit des römischen Imperium auf. Die Byzantiner nannten sich stets römische Kaiser. Sie setzten die Päpste ein, oder sie bestätigten dieselben.

Aber der Fall Westroms unter die Barbaren, und die germanische Welt welche aus der Sündflut der Völkerwanderung emporstieg und dem Abendlande eine neue Gestalt gab, führten die thatsächliche Zerteilung des Reichs herbei, und damit auch notwendig die der Kirche, welche hier römisch-germanisch, dort griechisch-slavisch wurde. Im Abendlande selbst erzeugten sich zwei Grundprincipien: Romanismus und Germanismus, weltbürgerliches System der Centralisation und freie Individualität. Um diese Gegensätze, ihre Vergleichung, ihre Spannung, ihren Kampf mit einander hat sich die Geschichte Europas im großen und ganzen bis auf den heutigen Tag bewegt.

Die wandernden Germanen überfluteten und zerstörten das westliche Reich, aber keineswegs das Reichsideal. Seine Tradition war unauslöschlich. Alles politische

Völkerleben konnte nur in der Form des Reichs begriffen werden, welches der Ausdruck der Civilisation selber war. Auch wurde das Princip des Reichs durch die Kirche aufrecht gehalten. Sie war allmälig in die Maschinerie des römischen Imperium gedrungen, in ihm und mit dessen Hülfe entstanden, und hatte dessen Einrichtung in allen geographischen und administrativen Provinzen in sich aufgenommen. Ihre Glieder bezogen sich auf einander, und wiesen in hierarchischer Ordnung auf Rom, noch immer den idealen Mittelpunkt des Reichs, wo der Bischof trotz manchem Widerspruch, schon als Oberpriester der Christenheit betrachtet wurde. Der feste Organismus der Kirche, auf welche die ganze Bildung der bisherigen Welt und auch der politische Geist der Römer übergegangen war, konnte dem Sturm der Barbaren widerstehen, und mitten im Zerfall der politischen Welt erhielt sich in ihr allein die weltbürgerliche Idee von der Einheit des Menschengeschlechts als der christlichen Republik. Ich habe es nachgewiesen, wie wichtig hier die Erhaltung der Stadt Rom wurde, und wie diese als ein historisches Gesetz erscheint. Die Kirche rettete den Gedanken des Reichs hinter den Mauern Aurelians. Sie pflanzte diese lateinische Idee den Germanen ein, und konnte daher später von sich behaupten daß sie dieses Reich wiederhergestellt habe, indem sie es auf die Germanen übertrug. Sie selbst wäre ohne das Reich um ihre kosmopolitische Kraft gekommen, gleichsam in der Luft geblieben, oder in verschiedengeartete Landes- und Völkerkirchen zerfallen, in denen sich das Princip der Einheit und Unteilbarkeit verloren hätte. Das Reich war das notwendige Correlativum der Kirche.

Als nun diese im Zusammensturze Westroms unter dessen Trümmern sich allein als ein nicht zersprengter Organismus und als moralische Autorität wieder fand, so kam es ihr darauf an, die Barbaren welche den Westen dauernd in Besitz genommen hatten, in das römische Bürgertum eintreten zu lassen. Die Civilisirung jener Völker ist die größeste That der Kirche gewesen, so groß daß sich dies nicht mit Worten sagen läßt. So weit im Abendlande das alte Römertum seine Colonisation, Sprache und Gesetze vorgeschoben hatte, ward jenes romanisirt, und die darin seßhaft gewordenen Germanen latinisirten sich. Dort schuf sich die Kirche die nationalen Grundlagen für ihre hierarchische Herrschaft. So weit im Abendlande jenes nicht der Fall gewesen war, setzten in dessen Mitte und Norden, fern vom lateinischen Mittelmeer, die Germanen dem Romanismus siegreichen Widerstand entgegen, und sie sicherten dort das Princip der freien Eigenart, welches gegen die lateinische Centralidee, die Imperialkirche, früher oder später in den Kampf treten mußte.

Aber vorerst wurde das Christentum überall römisch durch äußere Einrichtung, Beamtenhierarchie, Sprache des Cultus und Kirchenfeste, durch den Bezug auf Rom und den Bischof dieses neuen Jerusalem, auf welchem fort und fort der Glanz der doppelten Weltmonarchie lag, der politischen wie der religiösen. Es bedurfte dreier Jahrhunderte bis die Germanen so weit gereift waren, daß sie die Herrschaft des Abendlandes wirklich ergreifen konnten. Dies geschah dann in der Form des römischen Reichs, welches Karl der Große, der König der katholischen

Franken, wiederherstellte. An dieser Renaissance des Imperium hatte die Kirche den wesentlichsten Anteil. Sie schrieb sich den alleinigen zu. Die Thatsache der Kaiserkrönung Karls wurde in der Folge eine viel erörterte Frage des Streits um die Quelle, aus welcher dessen und seiner Nachfolger Imperium geflossen sei. Das Volk und der Senat der Römer stellten sich als diese allein legitime Majestätsquelle dar. Die Kaiser wiederum behaupteten die Krone von Gott zu haben oder durch das Recht der Eroberung, was in der Geschichte immer praktischerweise auch das göttliche Recht für die Fürsten ist. Die Päpste dagegen wiesen auf die von ihnen vollzogene Salbung und Krönung des neuen Augustus, und leiteten daraus den Grundsatz her, daß der Kaiser seine Krone durch päpstliche Investitur als ein Lehen Christi oder seines Stellvertreters empfangen habe und empfange. Dieser berühmte Streit gehört erst einer späteren Periode an, wo sich die weltbeherrschende Macht des Papsttums ausbildete. Zur Zeit Karls des Großen aber gab es noch Niemand, der daran gezweifelt hätte, daß der Kaiser des Reichs, der legitime Nachfolger des Augustus, Trajan und Constantin, auch das Oberhaupt der ganzen christlichen Republik und somit auch der Stadt Rom und ihres Bischofs sei. Er bestätigte den Papst in seinem Amt, nachdem dieser unter den Augen seines kaiserlichen Bevollmächtigten gewählt war. Er richtete den Papst vor seinem Tribunal. Karl der Große erhob seinen Sohn zum Cäsar in einer Reichsversammlung, ohne den Papst darum zu fragen. Es gab keine andere gesetzliche Gewalt, als die vom Kaiser floß oder durch ihn bestätigt ward. So stellte sich in der Welt-

monarchie Karls einen Augenblick lang die Einheit von Reich und Kirche dar, als deren unbestrittenes Haupt der Kaiser galt, dessen oberstes Amt es war, die christliche Weltrepublik als der Friedensfürst (Imperator pacificus) in Harmonie zu regieren und zu erhalten.

Dieses Ideal der Weltmonarchie wurde sodann sehr bald durch die in ihm ruhenden feindlichen Elemente aufgelöst. Das Princip des Reichs ward durch das Princip der Kirche, der Kaiser durch den Papst alsbald bekämpft. Der Kampf beider, der längste und erbittertste der Weltgeschichte überhaupt, erzeugte den ganzen Proceß der europäischen Civilisation. Der lateinische Gedanke der Weltmonarchie wurde nur von der römischen Kirche, der Erbin des alten Römertums, vollkommen durchgeführt, während die Germanen ihn sich nur als eine Theorie gefallen ließen, denn praktischerweise bekämpfte ihr Individualgeist dieses Princip durch die Nationalität des Landesbistums und den Feudalismus. Sie hatten den beständigen Trieb vom Centrum abzuweichen. Schon die Teilung zu Verdun machte die abendländische Monarchie Karls des Großen zerfallen. Schon unter den letzten Karolingern war die kaiserliche Majestät zu einer Investitur des Papstes verblaßt. Die Kirche hatte sich zu einer geistlichen Cäsarmonarchie mit dem realen Centrum Rom ausgebildet, und ihre hierarchisch abgestuften Glieder als ein das Reich umspinnendes System bis an dessen Gränzen in tausendfältigem Gewebe fortgezogen. Hunderte von Bischöfen und Aebten waren die mächtigen Werkzeuge des Papstes, um so gefährlicher dem Kaiser, weil sie zugleich seine Vasallen waren, Fürsten des Reichs und dessen

geistlicher Lehnadel. Die Kirche war daher immer mächtiger als dieses, sowol durch ihre Einheit und Organisation als durch die geistige Bildung, in deren alleinigem Besitze sie blieb. Aber die jedesmalige Schwächung der Reichsgewalt bedrohte sie selbst mit solchem Verderben, daß die Aufrechthaltung oder Wiederherstellung des Imperium ihr beständiges Bedürfniß blieb.

Schon der Fall der Karolinger erzeugte Zustände, welche den Einbruch neuer Völkerwanderungen und einer neuen Barbarei zur Folge hatten. Das Papsttum sah die Einheit der Kirche in Gefahr, da sich leicht Nationalkirchen mit einheimischen an die Königtümer angelehnten Primaten bilden konnten, wonach schon unter den Karolingern gestrebt ward. In Italien und in der Stadt Rom wurde es von furchtbaren Stürmen bedroht. Die Nationalherzoge Italiens suchten sich vom Reiche loszureißen, und die Kaiserkrone lateinisch und italienisch zu machen, was zur Folge gehabt hätte daß sie Rom würden zu ihrer Hauptstadt sich erzwungen haben. In Rom selbst gewann der Geschlechteradel patricische Gewalt; er suchte das päpstliche Amt zu einer Art Lehen oder Investitur jener zu machen, was ihm auch unter den Tusculanen gelang. Die Politik der Päpste war aber seit Constantins Uebersiedlung nach Byzanz ihnen vorgezeichnet. Sie bestand darin, kein nationales Kaisertum und Königtum in Italien aufkommen zu lassen, und Rom sich frei zu erhalten. Sie wollten und bedurften einen Kaiser, aber dieser sollte fern und mit Rom nur durch eine Idee verbunden bleiben, deren sie selbst sich bemächtigten. Der Kaiser sollte höchstens zur Romfahrt kommen um auf seinen Knien die

Krone als ein päpstliches Lehen im heiligen St. Peter zu empfangen, und den Schutz der Kirche wie die Aufrechthaltung des Kirchenstaates zu beschwören. Wenn er dem Papst diese Diplome ausgefertigt hatte, so suchte der Stellvertreter Christi den lästigen Advocaten der Kirche so bald als möglich los zu werden; aber er berief ihn jedesmal nach Italien, seinen Gelöbnissen mit dem Schwerte nachzukommen, sobald die weltliche Stellung des Papsttums hier in Gefahr kam.

Mit gutem Grund hatte die Kirche die Reichsgewalt in der germanischen Frankendynastie zu erhalten gesucht, weil sie außeritalisch blieb. Nachdem Karl den Papst mit einem großen Patrimonium ausgestattet, hatte er Rom verlassen, ohne dieses zur Hauptstadt und zum Sitze des Reichs zu machen. Er that dies nicht aus mystischer Ehrfurcht vor dem Papst, sondern aus derselben politischen Notwendigkeit, welche Diocletian und die folgenden römischen Kaiser zwang, ihren Sitz dorthin zu verlegen wo die Vereinigung der Kräfte nötig war, um den Einbruch der Völker in das Reich abzuwehren. Auch mußte die germanische Welt, an welche die politische Gewalt überging, von selbst den Schwerpunkt des Reichs in ihrem eigenen Innern und nicht in Rom suchen.

Die Kirche eilte daher nach dem Falle der Karolinger, aus Notwendigkeit der Selbsterhaltung, das Reich, welches italienische Nationalherzoge an sich gerissen hatten, wieder an die Germanen zu bringen. Otto der Große wurde sein zweiter Erneuerer. Er stellte das Imperium her, indem er es mit dem deutschen Königtum verband. Das Reich kam seitdem an Deutschland. Es entstand das

römische Reich deutscher Nation; die Könige derselben nannten sich seit Conrad sofort nach ihrer Wahl auch Könige der Römer, weil sie die römische Krone als zugehörig zur deutschen betrachteten. Dieser Grundsatz erhielt die Legitimität einer sich als Recht fortpflanzenden Thatsache, doch nicht eines Dogmas, denn in späteren Zeiten haben die Monarchen Frankreichs mehrmals nach der Krone des Reichs gestrebt, und es trugen dessen Titel einmal ein Spanier und ein Engländer, von den deutschen Reichsständen selbst dazu erwählt.

Die Fortdauer des Imperium in einem nationalen Königtum (dem deutschen) widerstritt aber durchaus der römischen Reichsidee. Denn nachdem im alten Rom die nationalen Unterschiede durch das allgemeine römische Bürgerrecht ausgelöscht waren, bestiegen ohne Ansehen der Abstammung Syrer, Thracier, Araber, Spanier, Griechen, Gothen den römischen Kaisertron. Jeder freie Bürger Roms konnte die höchste Gewalt erlangen: dies entsprach dem weltbürgerlichen Begriffe des Universalreichs. Dasselbe Princip nahm die Kirche in sich auf, weil sie universal war. Syrer, Griechen, Lateiner, Germanen bestiegen, ohne Unterschied der Nation, den päpstlichen Stul in Rom. Jeder freie römische Bürger war dafür wählbar wenn er das geistliche Gewand trug. Diesem kosmopolitischen Grundsatz verdankte die römische Kirche einen großen Teil ihrer Weltmacht; die Zeit wo sie ihn aufgab, wo sie die Tiara ausschließlich an eine Nation (die italienische) gab, wie das Cäsarendiadem an eine Nation gekommen war, bezeichnete auch die verengten Gränzen des Papsttums und das Schwinden von dessen weltbürgerlicher Stellung.

Es war indeß mehr als geschichtlicher Zufall was die Reichsgewalt ausschließlich an die deutsche Nation brachte. Die Zeit hat den tieferen Sinn dieser Thatsache, welcher unter Otto I. noch nicht begriffen wurde, offenbar gemacht. Denn diese deutsche Nation trug in sich, im Vorzug vor vielen anderen, ein Princip der Weltbürgerlichkeit, und trägt es bis auf den heutigen Tag. Das Reich welches auf sie überging, und sich bis zum Jahre 1806 bei ihr erhielt, war der Ausdruck der idealistischen Natur dieses Volks. Es besitzt die von anderen Nationen kaum noch am heutigen Tage ganz verstandene Kraft, in das Wesen fremder Völker einzugehen, dieses in sich aufzunehmen, ohne seine germanische Eigenheit zu verlieren, und die Welt in allen ihren Epochen und Richtungen durchdringend zu verstehen. Die Allgemeinheit des deutschen Geistes ist fähig alle Geister der Welt auf sich wirken zu lassen, und darum auch eine Werkstätte wahrhaft menschlicher Cultur zu bilden. Er gleicht darin den Hellenen, deren Kosmos des Geistes er aus der Hand der Italiener aufgenommen hat, um sie in der weltbürgerlichen Mission abzulösen. Er ist ein bescheidener Herakles, der für andre manche Arbeiten verrichtete und verrichtet, sie von der Knechtschaft zu befreien, selbst im langen und unwürdigen Dienst erdrückender Bevormundung. Man begreift es heute wieder, wo dieses deutsche Volk, nach langer, doch nur politischer, nicht intellectueller Ermattung, sich wieder aufrichtet, und die Zukunft ahnen läßt welche es noch haben muß, weil seine Mission noch nicht vollendet ist, sondern in einer anderen Form sich darstellen will. Nicht in cäsarischen Eroberungen. Die deutsche Nation ist duldend

und gerecht. Ihre Cultur aber ist schon an sich eine weltbürgerliche. Man blicke auf die Völker welche sich in das deutsche Bürgerrecht aufnehmen lassen, indem sie die philosophische Arbeit unseres Vaterlandes sich aneignen. Es ist neben ihm nur noch ein Volk von dieser Allgemeinheit des Weltbezuges, wesentlich praktischer Natur, das freie angelsächsische England mit seiner Meeresherrschaft, Colonisation und Industrie.

Indem so das Reich seit Otto I. nationalisirt wurde, erwuchs der Kirche eine große Gefahr durch die Trennung des Germanismus und Romanismus, welche mit Notwendigkeit eintreten und früher oder später einen Kampf auf Leben und Tod herbeiführen mußte. Wir wollen den Proceß dieses großen Kampfes überspringen und gleich sein Resultat betrachten. Es ist die Losreißung Deutschlands vom römischen Princip, und die Zurückweisung des Papstes und der Reichskirche in den Romanismus.

Das Kaisertum, international, abstract und ideal, war ohne eine nationale Grundlage schwach gewesen; seitdem es mit dem deutschen Königtum zusammenfiel wurde es kraftvoll und herrschend. So bestand es drei Jahrhunderte hindurch von Otto I. bis auf den Fall der Hohenstaufen, in welcher Zeit sich Deutschland zur Weltmacht erhob. Unter den Ottonen sank die Kirche und das Papsttum vor der Kaisergewalt nieder. Die Päpste wurden, wie die Bischöfe im ganzen Reich, von den Kaisern ernannt, welche das Recht ihrer Wahl an sich genommen hatten. Eine noch größere Macht übte die Frankendynastie aus. Unter Heinrich III. erreichte das Reich seinen Gipfelpunkt. Es sank wieder durch die Schwäche des unglück-

lichen Heinrich IV. Unter den Ursachen die dazu wirkten, waren zwei wesentliche: das Aufstreben der Feudalaristokratie in Deutschland und die hierarchische Reform der Kirche welche der große Papst Hildebrand zu Stande brachte. Das römische Reich war ganz und gar feudalisirt worden; der Aristokratie von Herzogen und Grafen, die sich aus Reichsbeamten in erbliche Stammherren verwandelt und die Kaiserwahl an sich gebracht hatten, kam an Macht der geistliche Adel von Bischöfen, Aebten und Prälaten gleich, welche als Reichsfürsten, mit unermeßlichen Gütern ausgestattet, unter den Ständen den ersten Rang einnahmen. So entstand ein klerikal-feudales System, wodurch die Krone gänzlich geschwächt ward. Es wurde der Grund zu der ganzen späteren Zersplitterung und Ohnmacht Deutschlands.

Dagegen erhob sich in Rom das Papsttum aus seinem tiefen Fall zur höchsten Höhe seiner Weltmacht durch die hildebrandische Reform der Kirche, die kühnste und größeste Umwälzung, welche bis auf die Reformation Deutschlands erlebt worden ist. Die Kirche wurde vom Reiche nicht losgerissen, aber frei gemacht. Die Papstwahl wurde dem Einfluß des Kaisers und seiner Bestätigung, auch der Teilnahme des Volks entzogen, und an einen Senat von Cardinälen gebracht; die Wahl der Bischöfe kam an die Capitel. Die Kirche ward zur Hierarchie. Die Ehelosigkeit der Priester zog eine Scheidewand zwischen dem zahlreichen Klerus, einem eignen Staate im Staat, einem eignen Volk im Volk, und der Gemeinde, aus welcher ehedem die Geistlichkeit durch Wahl hervorgegangen war. Das Verbot der Laieninvestitur des Klerus drohte diesen

ganz aus dem Reichsverband herauszureißen, und Europa was die Absicht der Päpste war, in einen Kirchenstaat zu verwandeln, während der Papst selbst aus dem mathildischen Erbe sich im Herzen Italiens ein Königtum schuf, welches ihm, nach eignem päpstlichen Ausspruch, als Symbol seiner Universalherrschaft überhaupt diente. Das kanonische Recht, dessen Kern die Oberhoheit des Papstes und seine Alleingewalt über Kirchen und Völker war, wurde dem Reichsrecht entgegengestellt und zur Herrschaft im Abendland gebracht, welches in den Zeiten des Aberglaubens und der kritiklosen Unwissenheit alle jene ungeheuerlichen Erdichtungen des Mönchtums von der falschen Schenkung Constantins und den pseudoisidorischen Decretalen bis zu den späteren Decretensammlungen, ruhig dahinnahm. Der große Investiturstreit erschütterte Europa ein halbes Jahrhundert lang, und endigte durch ein Compromiß oder Concordat, welches den Papst als Sieger ließ.

Die geistliche Gewalt drohte die weltliche zu verschlingen. Da auf ihrer Trennung alle Entwicklung der Cultur und die menschliche Freiheit in jeder Richtung des Lebens beruht, so stieg über Europa die Gefahr eines orientalischen Despotismus auf. Dieser konnte entstehen, wenn das Reich die Kirche, oder wenn die Kirche das Reich an sich riß. Hildebrand hatte die Gefahr von jener Seite entfernt, aber sie von der andern, der päpstlichen Seite wieder erzeugt. Die Hohenstaufen bekämpften sie. Auf ihrer Fahne stand das ghibellinische Princip: Trennung der geistlichen und der weltlichen Gewalt; Entkleidung des Klerus von jedem angemaßten politischen Recht; seine

Zurückführung auf den christlichen, rein geistlichen Zustand; die Aufhebung des Dominium temporale des Papstes. Dies war die germanische Idee Arnolds von Brescia, welche nicht mehr unterging, obwol dieser erste Reformator der Unbeständigkeit des hohenstaufischen Kaisers zum Opfer fiel.

Die Hohenstaufen stellten der päpstlichen Absolutie die byzantinische Kaiserabsolutie entgegen; sie bekämpften das kanonische Recht mit dem römischen Recht, welches eben als Wissenschaft neu erstand. Wenn die Päpste behaupteten daß sie als Stellvertreter Christi, welcher Herr des Himmels und der Erde sei, von Rechts- und Gotteswegen die Gebieter des Erdballs seien, so wiesen die begeisterten Rechtsgelehrten aus dem römischen Reichsrecht nach, daß niemand als der Cäsar der Weltmonarch sei. Doch dies war in dem feudalgewordenen Reiche eine kraftlose Theorie. Der Cäsar wurde in Deutschland selbst bekämpft durch den immer stärker werdenden Feudaladel, welchem das deutsche Königtum immer mehr Zugeständnisse machte, und in Italien durch den Nationalgeist und die Demokratie. Mit allen drei Feinden des Kaisers verbündete sich das Papsttum. Es nationalisirte sich selbst durch das guelfische Princip. Es ward italienisch patriotisch in derselben Zeit, wo das Kaisertum unter den Hohenstaufen sich in Deutschland entwurzelte und seine Grundlage in Italien suchte. Durch diese Unmöglichkeit der Verschmelzung mit dem deutschen Königtum mußte aber das Reich zum Falle kommen.

Der siegreiche Kampf der lombardischen Bürgerstädte gegen Barbarossa bezeichnet die Herstellung der lateinischen

Nationalität und ihres communalen Wesens in Italien, wo die germanischen Elemente Kraft und Eigenheit verloren hatten. Die Feudalität war germanisch, ausländisch und hereingebracht. Sie wurde vom lateinischen Bürgertum überwunden. Aber die Städte bekämpften in ihrem merkwürdigen Investiturkrieg nicht die römische Reichsidee an sich, welche lateinisch war, sondern das feudale Reichsprincip, welches germanisch war. Der große Barbarossa nahm in weiser Mäßigung seinen Rückzug aus Italien, indem er den Städten die Selbständigkeit gab. Seither hätte das Reich als deutsche Monarchie erstarken können, wenn dieser Verzicht auf Italien eingehalten wurde. Aber die verhängnißvolle sicilische Heirat Heinrich's VI. und der noch nicht ausgekämpfte Principienstreit zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt machten dies unmöglich. Der kühne Heinrich scheiterte in seinem Plan die Krone in Deutschland erblich zu machen am Widerspruch der weltlichen und der geistlichen Aristokratie.

In Italien, wo er die Krone von Neapel und Sicilien an sein Haus gebracht hatte, richtete er die germanische Feudalität in Gestalt von deutschen Lehnfürstentümern wieder auf, zog den Kirchenstaat ein, und legte einen eisernen Ring um Rom und den Papst. Sein schneller Tod, die Verwaisung des Reichs und der deutsche Tronstreit warfen die anwachsende Kaisergewalt augenblicklich nieder. Der große Innocenz III. ergriff die Fahne der italienischen Nationalität, vertrieb die deutschen Feudalherren, und machte sich zum Gebieter eines neugegründeten Kirchenstaats wie zum Protector Italiens. In diesem berühmten Papst erreichte die Kirche ihren Höhenpunkt.

Er machte das Papsttum zu dem internationalen Richterstul Europas, was das Kaisertum seinem Begriff nach gewesen war, und auch hätte sein und bleiben sollen. Die geistliche und die weltliche Gewalt flossen einen Augenblick lang zusammen, und bedrohten das Abendland mit cäsaro=papistischer Despotie.

Gegen diese furchtbare Gewalt der innocentischen Kirche, welche zur absoluten Weltverfassung sich festzustellen strebte, indem sie den Staat zu ihrem eigenen Lehn herabsetzte, kämpfte sodann das evangelische Ketzertum und das sich monarchisch erneuernde Kaisertum unter dem großen Hohenstaufen Friedrich II. Wenn beide Elemente sich damals verbunden hätten, so würde eine vorzeitige Reformation die hierarchische Kirche durchbrochen haben. Doch dieser Proceß war im 13. Jahrhundert noch nicht so weit gereift, weil der Nationalstaat noch nicht bestand. Nur wurden damals weit und breit die Saaten der deutschen Reformation in Europa ausgestreut. Friedrich II. rief vergebens die Könige und Völker auf unter seiner Fahne sich zu versammeln, um dem Papst die weltliche Jurisdiction zu entreißen und das Priestertum wieder geistlich zu machen. Er blieb in seinem Heldenkampf allein. Der selbständige Geist der Königtümer welche sich vom Reichsverbande loslösten, die Aristokratie und das demokratische Bürgertum bekämpften ihn zugleich im Verein mit dem religiösen Fanatismus, während er sich von dem nationalen Boden Deutschlands, der allein ihm Kraft geben konnte, losgelöst hatte. Das ganze erschöpfte Vaterland wollte keine italienischen Reichskriege mehr zu Gunsten dynastischer Zwecke; es ließ Friedrich fallen. Er starb,

von seiner Zeit nicht begriffen, in tragischer Verlassenheit, als der letzte wahre Kaiser des Reichs, welches, der monarchischen Vereinigung unfähig, zerfiel. Die hohenstaufischen Epigonen, Conrad, Manfred und Conradin, kämpften vergebens um die Wiederherstellung dieses legitimen Reichs. Die Zeit hatte es überwunden. Die Verbindung in welche seit Otto I. Italien und Deutschland gekommen waren, wurde zerrissen. Italien befreite sich praktischerweise vom Reich, dessen äußere Provinzen allmälig verloren gingen, während die Reichsgewalt selbst in Deutschland in dem langen Interregnum verfiel.

Man hätte nun glauben sollen, daß auch die Idee des Reichs unter den Trümmern der Hohenstaufen=Dynastie begraben werden mußte. Aber dies geschah keineswegs. Sie lebte in Deutschland wie in Italien als ein traditionelles glorreiches Princip fort, und sie wurde von der Kirche selbst sorgsam bewahrt. Diese war aus dem hohenstaufischen Riesenkampf nur scheinbar als Siegerin hervorgegangen, im tiefsten erschüttert und von ihren Anstrengungen kraftlos gemacht. Die unnatürliche Vereinigung der weltlichen und der geistlichen Gewalt in ihrer Hand konnte sie praktisch nicht durchführen. Sie blieb nur eine klerikale Doctrin, gegen welche der Geist des Christentums selbst und die abendländische Natur Widerspruch erhoben. Das Papsttum sah sich auf schwindelnder Höhe allein. Nicht einmal Italien, wohin es als Sieger zurückgekehrt war, bot ihm mehr eine nationale Grundlage, denn es war unfähig die tiefe Zerspaltung zwischen Guelfen und Ghibellinen auszufüllen und das demokratische Bürgertum

zu unterwerfen, welches auch in der Stadt Rom zur Macht gekommen war.

Die Italiener hatten das germanische Feudalreich mit Hülfe des Papstes abgeworfen, aber sie dachten keineswegs daran dessen theokratische Herrschaft über sich zu nehmen. Der Geist der Individualität kämpfte wider ihn als städtische Republik oder als Tyrannis. Zugleich stieg eine andere Gefahr auf: dies war der monarchische Nationalstaat, dessen modernen Grundriß Friedrich II. in Sicilien gezogen hatte, und welcher sich am frühesten in Frankreich entwickelte. Die Schwäche Deutschlands und des Reichs war immer die Stärkung Frankreichs: Nach dem Falle der Hohenstaufen ging die politische Gewalt notwendig auf dieses Land über. Mit ihm aber hatte sich das Papsttum verbunden um die Hohenstaufen zu bekämpfen; es hatte eine französische Dynastie nach Italien hereingezogen, und unter Karl von Anjou auf den Tron beider Sicilien gesetzt. So drohte diese Dynastie, an Frankreich sich anlehnend, dem Papsttum ebenso gefährlich zu werden, als es auf demselben Trone das Hohenstaufengeschlecht gewesen war, welches sich an Deutschland angelehnt hatte. Die Richtungen waren gewechselt; die Gefahr blieb dieselbe; vielmehr ihr sollte das Papsttum bald wirklich erliegen.

Es eilte demnach das Kaisertum in der deutschen Nation wiederherzustellen. Rudolf von Habsburg wurde zum Könige der Römer gewählt und vom Papste anerkannt. Die Restauration des römischen Reichs deutscher Nation durch die Habsburger war jedoch nichts als ein wesenloser Schein in Bezug auf das überlebte Imperium selbst. Die Habsburger übernahmen willig die Advocatur

der Kirche, sie gaben willig alle Kaiserrechte dem Papste preis, als dessen Lehen sie das Reich widerspruchslos bekannten. Schon die Stifter dieser Dynastie, in welcher die Kirche bis auf unsere Zeit, ja bis auf das Jahr 1866, ihre dienstbarste Schutzmacht fand, ergaben sich dem Romanismus. Sie überließen jedoch damals das Papsttum wie Italien ruhig ihrem Schicksal. Weder Rudolf noch Albrecht stiegen über die Alpen herab um die Krone des Reichs zu holen, weshalb sie Dante so bitter tadelte. Die habsburgischen Advocaten der Kirche retteten Bonifacius VIII. nicht, noch befreite das wiederhergestellte Reich das Papsttum aus der französischen Gefangenschaft, in welche es notwendig geraten mußte, nachdem und weil es die alte Kaisergewalt zerstört hatte.

Das abstracte Reich hatte nicht über die hierarchische Kirche zu siegen vermocht; aber der französische Nationalstaat vermochte dies. Das Papsttum sank für immer von der Höhe, auf welche es Innocenz III. gestellt hatte; es war nur im Kampfe mit dem Kaisertum und durch ihn groß geworden, und ward schwach sobald dieser Gegensatz aufhörte. Als Bonifacius VIII. die fanatische Idee von der legitimen Herrschaft des Papstes über die Seelen und Leiber aller Menschen, über alle Fürsten und Völker wieder aufgriff, seine berüchtigte Bulle Unam Sanctam erließ, als er die Theorie von der rechtmäßigen Vereinigung beider Gewalten im Papst gegen die schon fest geordnete französische Monarchie wendete, und in blinder Leidenschaft das nationale Königtum herausforderte, stürzte er sofort. Das Papsttum ward in die französische Gefangenschaft nach Avignon geführt. Es wurde dort französirt,

und siebenzig Jahre lang in der Vasallenschaft der Könige Frankreichs festgehalten. Die hildebrandische Kirche und das ottonische Reich waren demnach beide zertrümmert, beide von der hierarchischen und der feudalen Aristokratie überwuchert, durch zügellose Willkür und gränzenlose Mißbräuche entstellt. Diese großen Weltformen, in denen das Abendland so lange geruht hatte, lösten sich bereits durch den germanischen Geist der Individualität auf. Die beginnende Monarchie und die beginnende Reformation trennten das Gewebe der mittelaltrigen Welt, hier sichtbar, dort heimlich, hier heftig und dort langsam auf.

Als nun im Anfange des 14. Jahrhunderts das Papsttum seinen geschichtlichen Boden, Italien, verlassen hatte, im fernen Avignon seinen Sitz nahm, und jenes Land der schrecklichen Wut der Parteien von Guelfen und Ghibellinen rettungslos überließ, stellte sich mit Notwendigkeit die Idee des Kaisers und des Reichs dort wieder her. Das lateinische Princip erwachte unter den unglücklichen Italienern mit einem so schwärmerischen Glauben an sein unzerstörbares Ideal, daß er an die Messiashoffnung der Juden erinnert. Die damaligen Italiener glichen in ihren Leiden in der That den Hebräern; der große Dante wurde ihr Prophet. Seine unsterbliche Dithyrambe Ahi serva Italia, del dolor ostello hat bis auf unsere Zeit, bis auf den December des Jahres 1866, wo die letzten Franzosen sich in Civita Vecchia einschifften, ihre historische Bedeutung und Berechtigung gehabt. Seine Apotheose des Reichs, dessen Adler er im Paradiese schweben sah, seine Mahnungen an die Kaiser, sein Ruf und seine Bewillkommnung an Heinrich VII. sind die

Zeugnisse von jenem Cultus des Imperium, der als ererbte Tradition tief in der lateinischen Welt, ja im ganzen Abendlande wurzelte.

Der Luxemburger Heinrich folgte dem begeisterten Ruf der Ghibellinen und kam, Italien als Imperator Pacificus zu versöhnen und die Majestät des Reichs wiederherzustellen, ein veltro allegorico, um in der Sprache Dante's zu reden. Aber sein tragischer Romzug und seine traurigen Kämpfe in Toscana bewiesen nur die Unmacht des Ideals gegenüber den praktischen Weltverhältnissen, welche den Traum von der Wirklichkeit trennen. Sein Sarkophag in der Ghibellinenstadt Pisa bezeichnet als Monument den Ausgang des mittelaltrigen Reichs.

Doch dessen Idee lebte weiter fort, und sie wurde jetzt reformatorisch. Der Geist der unaufhaltsam vorwärts strebenden Menschheit benutzte sie als Waffe, womit er die doctrinäre Papstgewalt bekämpfte. Während das Reich immer tiefer versank, seine Provinzen wie seine Rechte eins nach dem andern verlor, dauerte es als eine philosophische Theorie im Abendlande fort, mit welcher sich alle häretisch-evangelischen Elemente verbanden, die aus dem Schooße der reformbedürftigen Kirche emporkamen. Den Ansprüchen der übermütigen französischen Päpste, die in dem sichern, Italienern wie Deutschen unerreichbaren Avignon die Herrschaft des Reichs als ihnen zugehörend erklärten und dieses Reich bis zum tiefsten herabwürdigten, antwortete der staatsrechtliche Geist des Jahrhunderts in der Schule der Monarchisten, deren großer Chorführer Dante war. Die Monarchie wurde plötzlich das Symbol einer neuen Generation. Ihr Begriff bezeichnete, wie nie

mehr sonst in der Weltgeschichte, den reformatorischen Fortschritt des Menschengeistes zur Befreiung aus dem kirchenrechtlichen Banne des Mittelalters. Das berühmte Buch Dante's „De Monarchia" legte den Grund zu der neuen Wissenschaft vom Staatsrecht, obwol es nicht vom praktischen Staate, sondern vom idealen Weltreich oder der Universalrepublik unter dem allgemeinen Kaiser handelte. Mit scholastischer Sophistik entwickelte Dante: daß die Universalmonarchie, das Reich, zum Wole der menschlichen Gesellschaft notwendig sei; daß die monarchische Gewalt, das eine und unteilbare römische Imperium, rechtmäßig dem römischen Volk und durch dieses dem Kaiser gehöre; daß die Autorität des Kaisers unmittelbar von Gott und nicht vom Papste herstamme. Er wies die Unabhängigkeit des Reichs von der Kirche siegreich nach, und zog dem Papste durch die schon von Arnold von Brescia und die Hohenstaufen geforderte Trennung beider Gewalten oder beider Schwerter die rechtliche Schranke.

Das ghibellinische Princip von der Selbständigkeit der Monarchie wurde alsbald aus engerem oder weiterem Gesichtspunkt in allen Culturländern des Abendlandes entwickelt. Die reformatorischen Gedanken in der Kirche, ausgehend von dem Dogma der evangelischen Armut, womit erst die Waldenser, dann die Franciscaner die Weltherrlichkeit der Kirche, ihre Hierarchie und ihre politische Macht bekämpften, schlossen sich an den Begriff der Monarchie an, und das spätere Bündniß zwischen dem Königtum und der Reformation wurde bereits hier vorgezeichnet. Eine Reihe von Reformatoren erstand. Die Namen Marsilius von Padua, Wilhelm von Occam,

Johann von Jandunum, Heinrich von Halem und Lupold von Bebenburg bezeichnen den neuen Kampf um die Reform des abendländischen Reichs und der Kirche, zu welchem der menschliche Geist vorgedrungen war.

Das berühmte Buch des Marsilius, der „Defensor Pacis" war das Programm dieser kühnen und großartigen Schule von Reformatoren, den Vorgängern Luthers. Sie schritt bereits weit über die noch scholastischen Grundsätze Dante's hinaus: sie beschränkte sich nicht mehr auf die Forderung der Unabhängigkeit des Kaisers vom Papste; sie forderte die Unterwerfung des Papstes unter die Reichsgewalt. Sie leugnete oder verlachte die thomistische Lehre von der Infallibilität wie vom Primat des Papstes; sie leugnete selbst seine geistliche Autorität als Oberhaupt der Kirche; sie behauptete die evangelische Gleichheit aller Apostel und aller Priester. Sie stellte das Concilium über den Papst, und wies auf die heilige Schrift als die alleinige Urkunde der christlichen Lehre hin. Dies waren die Elemente der Zeit, welche Ludwig der Baier an sich zog, als er seinen berühmten Kampf mit Johann XXII. begann. Der Theorie Dante's gemäß daß das römische Volk die Majestätsquelle der Kaisergewalt sei, und gemäß der Doctrin der Monarchisten daß der einmal gewählte König der Römer weder der Krönung noch der Salbung, noch der Bestätigung des Papstes bedürfe um rechtmäßiger Kaiser zu sein, nahm Ludwig im St. Peter zu Rom die Reichskrone aus den Händen des römischen Volks oder seiner Abgeordneten, weltlicher Barone. Das war eine Revolution, der Umsturz des hohenstaufisch-legitimistischen Princips, welches dem römischen Volk dieses Souveränetäts-

recht stets verweigert hatte. Ludwig demokratisirte das Kaisertum, er entwertete dadurch im Urteil seiner Zeit die Krone der Cäsaren zu einem Lehen des machtlosen Capitols und der bettelhaften Republik von Rom. Seine Handlung, welche so kühn erscheint daß sie modern genannt werden könnte, war indeß nicht der Ausdruck wirklicher Ueberzeugung, sondern nur eines trotzigen Augenblicks. Der erste Kaiser von der Gnade des Volks war ein Mann ohne Festigkeit des Willens und ohne Genie. Er bekannte sich als reuigen Sünder vor dem Papst, an dessen Thüre zu Avignon seine Boten wiederholt um Absolution, und päpstliche Krönung flehten; er gab das Imperium wieder dem Papste hin, obwol die Stände Deutschlands in den Tagen zu Rense und zu Frankfurt bereits die Unabhängigkeitserklärung der Reichskrone von der Kirche und dem Papst feierlich ausgesprochen hatten. Diese berühmte Erklärung war das praktische Ergebniß jenes Kampfes Ludwigs mit dem Papsttum, welches aus ihm nur scheinbar und persönlich als Sieger hervorging. Sie sprach die Trennung Deutschlands von Rom aus, die sich demnach früher oder später thatsächlich vollziehen mußte. Das von der Macht der Kirche sich loslösende Reich mußte deshalb einen immer engeren Kreis beschreiben, und schließlich zu einem blos deutschen Reiche werden.

Die Ideen Dante's und Petrarca's von der ewigen Bedeutung Roms als der weltbürgerlichen Hauptstadt der Menschheit und dem Centrum der Universalmonarchie fanden gerade damals, in der theoretischen Renaissance des Römertums, auf dem Capitol selbst einen phantastischen Ausdruck. Während das französirte Papsttum fern, während der Kaiser fern und verachtet, und das Reich selbst aufgelöst war, erhob sich der Volkstribun Cola di Rienzo und proclamirte auf den Trümmern des Capitols die unveräußerlichen Majestätsrechte des römischen Volks und Senats, vor deren Tribunal er den Kaiser, die Reichsfürsten und die hohen Prälaten der Kirche lud. In seinem bezaubernden Wahnsinn war logische Methode, und seine Träume, nicht zufällige Ausgeburt der Phantasie, sondern durch den geschichtlichen Proceß der Idee vom Reich und von Rom erklärbar, lassen sich auf ein Maß von politischen Gedanken zurückführen, die ein für jene Zeit denkwürdiges Programm darbieten. Das Reich sollte darnach in Italien wieder nationalisirt werden; ein Italiener sollte durch freie Wahl aller Stammesgenossen der Halbinsel, also durch Plebiscit, zum Kaiser erwählt werden und seinen Sitz in Rom nehmen. Alle Städte wurden für frei erklärt und mit dem römischen Bürgerrecht, dem uralten Titel ihrer Freiheit, beschenkt; alle wurden aufgerufen sich um Rom, ihre Mutter, zu vereinigen und eine italienische Eidgenossenschaft zu bilden, von der die Fremden auszuschließen seien. Das moderne Stichwort l'Italia farà da se und der Gedanke der italienischen Nationalunabhängigkeit und Einheit wurden zum erstenmal, von Cola di Rienzo, ganz klar und ganz bestimmt ausgesprochen, und dies sichert dem genialen Träumer eine der ersten Stellen unter den Patrioten Italiens. Der große Plan scheiterte an der Unzulänglichkeit des politischen Talentes Cola's, an der Eifersucht der Städte und Tyrannen des Landes, an dem Widerspruch der Kirche, und weil er außerdem mit dem unpraktischen Wahn verbunden war,

daß die alte römische Weltrepublik noch herstellbar sei. Mit Cola wurde das politische Dogma von Rom zerstört, aber die Wiedergeburt des Altertums wurde in geistiger und literarischer Form wirklich. Neben Cola stand sein Freund Petrarca, der große Apostel der Renaissance. In dieser ward das indifferente Medium geschaffen, worin die Parteien der Guelfen und Ghibellinen, und auch die Reichsidee selbst, sich auflösten.

Der Plan das Kaisertum italienisch zu machen war demnach zu Boden gefallen, und dieses blieb mit der deutschen Krone vereinigt. Durch einen seltsamen Zufall wurde es vielmehr im Stamme der Luxemburger slavisch, weil diese Nachkommen Heinrichs VII. Könige von Böhmen waren. In Karl IV., dem Enkel Heinrichs, erfuhr das Kaisertum seine tiefste Herabwürdigung. Dieser König reiste, nach dem Ausdruck des Geschichtschreibers Matteo Villani, zur Kaiserkrönung wie ein Kaufmann zur Messe. Dem Befehl des Papstes gemäß hielt er sich in Rom nur so viele Stunden lang auf, als die Ceremonie der Krönung durch den bevollmächtigten Legaten beanspruchte. Mit Schimpf und Schande verließ er Rom und Italien, aber mit gefüllter Börse — der kläglichste Messias der je in Italien erschien, und dorthin hatte ihn Petrarca mit idealistischen Hoffnungen gerufen, wie einst Dante den Großvater gerufen hatte. Die Romfahrt Karls zerstörte den letzten Rest vom Princip der Ghibellinen, welche bisher im Kaiser noch den Heiland Italiens hatten sehen wollen.

Trotzdem lebte die Idee des Reichs, ja der Kaisergewalt, als des höchsten richtenden, weltordnenden und

internationalen Amtes weiter fort, und sie kam zu einer überraschenden Renaissance am Anfange des 15. Jahrhunderts in Sigismund, dem Könige der Römer, dem letzten vom Stamme Heinrichs VII. Die Ursache dieser theoretischen, aber dennoch in praktischen Verhältnissen wirkenden Wiedergeburt des römischen Imperium lag in dem tiefen Verfalle der Kirche, welche zu ihrer Rettung und Reform die Reichsgewalt wieder hervorrief. Auf die Rückkehr des Papsttums aus Avignon nach Rom war die Kirchenspaltung gefolgt, die schrecklichste die jemals erlebt worden ist. Die von gränzenloser Verweltlichung entstellte Kirche drohte auszugehen, wie das Reich, in Landeskirchen zu zerfallen, und unter zwei Päpsten dauernd eine nationale Trennung in eine romanische und eine germanische Hälfte zu erleiden. Der Begriff ihrer Universalität stand auf dem Spiel. So geschah es daß die Kaiseridee augenblicklich eine internationale Kraft gewann. Die Doctrin Dante's und der Monarchisten aus der Zeit Ludwigs von Baiern drang jetzt durch, und wurde auch in Frankreich ergriffen, wo das Princip der Monarchie seit dem Streit zwischen Bonifacius VIII. und Philipp dem Schönen fortentwickelt worden war.

Alle Völker des Abendlandes blickten jetzt auf den Kaiser, als das Haupt der Weltrepublik und den rechtmäßigen Schirmvogt der Kirche, welcher berufen sei unter seiner oberherrlichen Autorität das Tribunal zu vereinigen, vor dem Päpste gerichtet werden sollten. Gerson und Peter d'Ailly nahmen jetzt die Stelle ein, welche ehedem Marsilius von Padua und dessen Mitkämpfer in einem viel kleinern Kreise eingenommen hatten. Das Concil

stellte sich über den Papst. Sigismund berief es, als König der Römer, nach dem deutschen Constanz. Das Costnitzer Völkerconcil, welches unter der Autorität des römischen Kaisers Päpste absetzte und durch ein Conclave von Nationaldeputirten den allgemeinen Papst wählen ließ, bildete eine Epoche in der Geschichte der Welt.

Die Reichsidee erschien dort zum letztenmal als ein internationales Princip der Ordnung und des Friedens, und brachte eine große Vergangenheit den Völkern in Erinnerung. Damit schloß zugleich die Geschichte des Imperium ab, insofern dies selbst nicht auf einer wirklichen Machtstellung, sondern auf einem Dogma beruhte.

Mit dem 15. Jahrhundert verändern sich alle Weltverhältnisse; die Völker treten aus den katholischen Formen der Kirche und des Reichs heraus, und nehmen moderne Gestalt an. Die europäische Menschheit kommt in eine ganz neue Entwickelung, welche im 16. Jahrhundert fest wird, und sich in veränderten Staatengruppen zeigt, deren Band die durch Bedürfnisse dynastischer oder nationaler Natur erzeugte Liga oder Allianz ist. Die große Umwandlung des Abendlandes seit der Mitte des 15. Jahrhunderts bis in das folgende hinein wird durch viele und wichtige Factoren zusammen ausgewirkt: Buchdruck, Renaissance der classischen Bildung und Kunst, Fall des byzantinischen Reichs unter die Türken, Fall des maurischen Reichs in Spanien, Bildung der spanischen Monarchie, Entdeckung Amerikas, Stiftung der großen Haus- und Ländermacht Habsburg, Anwachsen der Monarchie Frankreich, endlich die Reformation.

Seit dem Jahre 1439 ging die Krone des Reichs

wieder auf die Habsburger über, und blieb bei dieser Dynastie bis zum Jahre 1806 ohne jede andere als momentane Unterbrechung. Friedrich III. war auch der letzte Kaiser, der in Rom gekrönt wurde. Mit alleiniger Ausnahme Karls V., welcher sich noch vom Papst, doch in Bologna, krönen ließ, wurde seither kein Kaiser mehr durch päpstliche Hand gesalbt und gekrönt, sondern den Artikeln vom Reich gemäß nannten sich die Könige der Deutschen sofort nach ihrer Wahl „Erwählter Kaiser", und das heilige römische Reich erhielt den Zusatz „Deutscher Nation". Es wurde in der That jetzt zu einem deutschen Reich. Die uralte Verbindung desselben mit Rom und Italien ward für immer aufgehoben, oder der deutsche Kaiser trat zu diesem Lande nur in vorübergehende dynastische und politische Beziehungen.

Die habsburgische Dynastie, in welcher die deutsche Wahlkrone sich factisch erblich machte, gründete seit Maximilian den ungeheuren Ländercomplex vom Rhein bis zur untern Donau, aus dessen Bestand allein die Fortdauer der Reichsgewalt in diesem Haus, und auch der Gang zu erklären ist welchen die Geschichte Deutschlands bis auf unsere Tage genommen hat. Als das alte Reich seine frühern Provinzen, Italien, Burgund, die Provence, die Schweiz verloren hatte, nahm es im habsburgischen Ländersystem, im Osten, seinen Schwerpunkt, wo die Donauvölker eine geschlossene Masse bilden mußten, um den Einbruch neuer Barbaren, der Türken und Slaven, in die Gränzen abzuhalten. Dagegen war westwärts ein zweiter Wall zu bilden, um den Einbruch der französischen Monarchie in das Reich zu verhindern. Beide Gränzen

wurden schwach gedeckt. Der Fall Wiens unter die Türken wurde nur durch die Hülfe Polens verhütet, die Westgränze aber schmählich preisgegeben. Die habsburgische Dynastie, nur mit sich selbst und ihren Erbländern beschäftigt, ließ Frankreich bis an den Rhein vordringen, und sie tauschte noch im 18. Jahrhundert aus Rücksichten ihrer Hauspolitik die Reichsprovinz Lothringen für Toscana ein, welches ein habsburgisches Secundogenitur-Land wurde.

Die Bildung der österreichischen Ländermacht, die als eine um dieselbe Dynastie sich schließende Masse an das eigentliche Deutschland herangeschoben war, machte das deutsche Volk zu einem Anhängsel von Oesterreich. So sagt Bryce sehr wahr. Die Habsburger stiegen alsbald unter Maximilian und Karl V. zu einer solchen Größe auf, daß sie die alten Ideen vom römischen Universalreich, doch auf weit andern reellen Grundlagen der Macht, wieder aufnahmen. Maximilian vermochte den chimärischen Gedanken zu fassen, sich zum Papste zu machen, die weltliche und die geistliche Gewalt in seiner Hand zu vereinigen, und Reich und Kirche zu reformiren. Sein Enkel Karl V. sah sich durch das Erbe der Niederlande und von ganz Spanien und Neapel, wie endlich durch die Eroberung Mailands, zum Gebieter eines Cäsarenreichs geworden, wie es nicht einmal Karl der Große in solcher Ausdehnung und mit so furchtbarer Waffenstärke besessen hatte. Da er auch die Kaiserkrone trug, da er Frankreich, den ewigen Nebenbuler Deutschlands, der von der Reichsbeute groß ward, in seine Gränzen zurückgeworfen hatte, so erzeugte sich in der Geschichte des Abendlandes wiederum

ein Moment gleich jenem zur Zeit Karls des Großen, wo sich ein Imperialreich, und zwar unter dem eisernen Gesetz des absoluten Cäsarentums, bilden und die in langen Kämpfen der Geschichte errungenen Güter nationaler Selbständigkeit und Freiheit verschlingen konnte. Es fehlte nur noch dies daß sich Karl V. auch das Papsttum unterwarf, und die beabsichtigte Reform nach seinem Sinne ins Werk setzte; dann würde er die Einheit zwischen Kirche und Reich wiederhergestellt, und als ein neuer Constantin eine neue Reichskirche geschaffen haben.

Aber der germanische Geist war bei diesen riesigen Entwürfen nicht in Rechnung gebracht; die Reformation, seine große weltbefreiende That, zersprengte zu rechter Zeit den Cäsaropapismus dieses Weltgebieters. Sie war das Resultat eines jahrhundertelangen Processes im Reich und in der Kirche selbst; ihre Vorläufer waren sowol die alten germanischen Kaiser, welche gegen die Absolutie und weltliche Macht der Päpste, als die evangelischen Häretiker, die gegen das Dogma, die Hierarchie und die geistliche Alleingewalt des Papstes gekämpft hatten. Das römische System, der lateinische Gedanke der Centralisation, wurde durch das Princip der sittlichen Freiheit überwunden, und das Weltbürgertum, welches sich in der römisch-katholischen Kirche und dem mit ihr verbundenen Reich bisher ausgedrückt hatte, in die freie Cultur des Geistes verlegt.

Die Revolution aller Zustände des Abendlandes würde unabsehbar geworden sein, wenn Karl V. sich an die Spitze der reformatorischen Bewegung gestellt hätte. Aber der Besitz des Kaisertums, Neapels, Mailands und des bigotten Spaniens machten ihn zum Feinde der Reformation,

und diese selbst wurde durch ihr eigenes decentralisirendes Princip zur Feindin der Reichsidee und der von ihr untrennbaren Reichskirche. Sie zersprengte das Imperium; sie ward monarchisch, weil sie des Schutzes der Fürsten bedurfte um dem Kaiser und dem Papst Widerstand leisten zu können. Der Sieg des Kurfürsten Moritz von Sachsen entschied diese Wendung; er machte dem Reiche Karls ein Ende. Die Anerkennung der Augsburger Confession hob das alte römische Reichsprincip und die Reichskirche für immer auf. In die Gränzen derselben waren die Germanen zum zweitenmal, jetzt als Ketzer, eingebrochen.

Ein furchtbarer Kampf von hundert Jahren um das Dasein der reformirten Kirche, neben der von ihr getrennten römisch-katholischen, war nötig ehe das Werk Luthers und seiner Genossen Bestand gewann. Dieser schreckliche Existenzkrieg zerspaltete Deutschland und machte es politisch ohnmächtig. Die Losreißung unsers Vaterlandes von dem Princip Roms kostete ihm in der That eine größere Anstrengung, und erschöpfte es tiefer, als jene uralte Verbindung mit Rom und Italien es gethan hatte, auf Grund deren unsere eigenste Nationalkraft jahrhundertelang einem religiös-politischen Dogma, auf fremder Erde, in den Dienst gegeben ward. Aber die Opfer, welche Deutschland seit den Reformationskriegen bis auf den westfälischen Frieden gebracht hat, kommen nicht in Betracht gegen die Errungenschaft der Freiheit des Glaubens und des Wissens, die das Princip der modernen Civilisation geworden ist, und unaufhaltsam die ganze Neubildung der europäischen Gesellschaft herbeigeführt hat. Die große Gefahr die aus der ursprünglich monarchischen Richtung der Reformation

erwuchs, nämlich Kirche und Staat, geistliche und weltliche Gewalt wieder in einem protestantischen Papst, dem Fürsten (nach dem Grundsatz cujus regio ejus religio) zu vereinigen, ward durch die germanische Individualität an sich, wie durch die territoriale Unabhängigkeit der deutschen Fürsten beseitigt. Statt einer allgemeinen reformirten Kirche gab es nur Kirchen, aber auch in dieser Zersplitterung war der reformatorische Geist mächtig genug der großen Reaction des Katholicismus, wenn auch mit Einbuße von einigen Provinzen, Stand zu halten. Der Grundsatz der Gewissensfreiheit ist am heutigen Tage überall siegreich. Er ist sogar in Italien, in der unmittelbaren Nähe des Papstes, zu einem Recht geworden, welches gar nicht mehr zerstört werden kann. Es ist dies das neue Bürgerrecht des abendländischen Geistes. Die alte an das Reich oder an den Staat gebundene Kirche geht unter; sie fällt in die Gesellschaft zurück, wo auch sie erst wahrhaft frei werden kann.

Die Reformation hatte also das mittelaltrige Reichsprincip aufgehoben, und der westfälische Friede, welcher die Parität der Confessionen im Reich anerkannte, die Trennung desselben von Rom anerkannt. Nach dem mittelaltrigen System stellten Kirche und Reich nur einen Organismus dar, und war der Kaiser der Advocat jener, welcher über ihre Einheit und Unteilbarkeit zu wachen hatte, und dessen wichtigstes Amt darin bestehen sollte die Ketzer zu vertilgen. Jetzt aber saßen protestantische Fürsten neben katholischen im Reichstag; jetzt wählten ketzerische Kurstimmen neben römisch-katholischen den Kaiser. Die Krone blieb fortdauernd eine Wahlkrone. Warum sollte

nicht auch ein protestantischer Reichsfürst zum Kaiser gewählt werden können? Aber ein solcher Plan, von den Protestanten gehegt, kam nicht zur Ausführung. Das Kaisertum blieb im Stamme der Habsburger thatsächlich erblich, sowol aus Tradition als wegen der großen Hausmacht dieser Dynastie. Oesterreich herrschte fortdauernd in Deutschland; fortdauernd verfolgte der Kaiser nur österreichische Zwecke. Dies wurde von den deutschen Stämmen mit tiefem Unwillen erkannt. Schon um die Zeit des westfälischen Friedens drang der berühmte Jurist Chemnitz (Hippolytus a Lapide) darauf, die Krone des Reichs den Habsburgern zu entreißen, da ihre römische Kaiserdespotie und ihr österreichischer Haus-Egoismus der alleinige Grund für die Ohnmacht Deutschlands sei. „Exstirpatio domus austriacae" ist der bedeutungsvolle Ruf, welcher aus dem Munde der Protestanten schon kurz vor 1648 vernommen wurde. Indem sie alles römische Wesen von der deutschen, nur in sich selbst und durch sich selbst einzurichtenden Nation ausstoßen wollten, griffen sie folgerichtig auch die lateinische Reichsidee an, welche sich noch in dem mit Rom eng verbundenen Habsburg verkörpert darstellte. Sie setzten es demnach im westfälischen Frieden unter der eifrigen Zustimmung Frankreichs durch, daß die Territorialfürsten Deutschlands zu Souveränen erklärt wurden.

Dieser Friede bestätigte die Vernichtung des alten Reichs, denn dasselbe verwandelte sich seither in einen Bund vieler unabhängiger Staaten von vielen absoluten kleinen Fürsten, deren titulares Oberhaupt der Kaiser blieb, fortan nur eine Schattengestalt, da seine ehemaligen

Rechte auf die Aristokratie des Reichstags übergegangen waren. Macht besaß er nur, nicht als Kaiser, sondern als Besitzer seiner habsburgischen Kronländer, deren Erhaltung und Vergrößerung naturgemäß sein einziges Ziel blieb.

Das jetzt nicht mehr römische, sondern deutsche Reich führte seit dem westfälischen Frieden ein Dasein, dessen Geschichte das traurigste aller Gemälde darbietet. In seine Gränzen waren nach und nach die Nachbarstaaten erobernd eingedrungen; Frankreich hatte mit räuberischer List und Gewalt sich bis an den Rhein gedrängt, Schweden und Dänemark die Nordmarken in Besitz genommen, Polen lagerte bis zur Oder, das österreichische Habsburg drückte mit dem Gewicht seiner undeutschen Ländermasse als ein eigenes für sich selbst bestehendes Reich auf den Südosten, wo es Baiern an sich zu ziehen trachtete. Das übrige und eigentliche Deutschland war nur ein Chaos von zersplitterten Stämmen und Territorialherrschaften, von geistlichen und weltlichen Feudaldespotien und absolut regierten Fürstentümern, worin der nationale Gedanke noch tiefer versunken war als in dem minder zerrissenen Italien. Das Reich selbst war unheilbar; die Reformen eines so hochherzigen Kaisers wie Joseph II. war mußten scheitern.

Für die nationale und politische Befreiung Deutschlands aus so heillosen Zuständen bot sich indeß im Nordosten ein unverhoffter Anhalt dar. Die Geschichte der Entstehung und des Wachstums der preußischen Monarchie ist während der langen Ohnmacht des deutschen Reichs das einzige wichtige Ereigniß in ihm. Es ist die Zukunft

Deutschlands, die in diesem edeln Keim verschlossen lag. Der preußische Staat wurde die Vormacht des Protestantismus im europäischen Festlande. Seine eigenste Aufgabe war: der Schutz Deutschlands gegen die römischen Angriffe, gegen Frankreich, das vom Osten drohende Slaventum und das vom Norden hereinragende Skandinavien. Es hat diese Aufgabe seit dem großen Kurfürsten gewissenhaft gelöst.

Die Erhebung Preußens zum Königtum im Jahre 1701 bezeichnet eine neue Epoche in der Geschichte Deutschlands. Seither war diesem jungen Staat die Bahn vorgeschrieben welche er zu gehen hatte; sie führte mit Notwendigkeit dazu daß er die Herrschaft in Norddeutschland erlangte, und sich gegen das habsburgische Oesterreich als Nebenbuler zum Kampf um die deutsche Hegemonie wendete. Die Entstehung, ja das Dasein der preußischen Monarchie war an sich ein dem Reiche feindliches Princip. Es wurde dadurch ein Dualismus erzeugt sowol religiöser als politischer Natur, und ihn hatte die Reformation erschaffen; die Vereinigung der preußischen Monarchie war deren eigene Wirkung. Der Kampf der Dynastie Hohenzollern gegen die Dynastie Habsburg, des preußischen Königtums gegen Oesterreich und das Reich, wurde der Angelpunkt für die Geschichte Deutschlands, dessen Gestaltung seither von dem Erfolg desselben abhängig blieb. Friedrich der Große stellte dieses Resultat bereits fest, nachdem er Kaiser und Reich besiegt und die preußische Monarchie unzerstörlich gemacht hatte. Diese ruhte in kleineren Verhältnissen, ganz wie das habsburgische Kaisertum, ursprünglich auf einer halbslavischen Hausmacht; aber sie verdeutschte dieselbe nicht allein sehr schnell und verzehrte sie, was der habsburgischen Dynastie mit ihren Erbländern nie gelang, sondern sie wurde selbst zu einem Auszug und Abbild, einem Mikrokosmus von Deutschland, da sie sich nach und nach aus urdeutschen Stämmen und Reichsprovinzen zusammensetzte, worin mit weiser Duldung alle drei Confessionen friedlich neben einander das gleiche Bürgerrecht genossen. Das Aufwachsen Preußens, dieses jungen Sprößlings aus dem Rumpf eines modernden Prachtbaumes, des Reichs, ist nur eine wundervolle Evolution und Metamorphose von diesem selbst. Wenn sie ganz vollendet sein wird, dann wird auch Preußen vergehen, das heißt in dem umgeformten Deutschland glorreich aufgehen. Der deutsche Nationalgeist mit seiner Hoffnung auf die Zukunft, mit seiner tiefsten Arbeit in Literatur und Wissenschaft, wies seit Friedrich dem Großen auf Preußen als den Nordpol des Vaterlandes, obgleich diese Macht selbst, ganz wie Habsburg-Oesterreich um die deutsch nationale Entwicklung scheinbar unbekümmert, nur egoistische Vergrößerungsplane zu verfolgen schien. Erst die Befreiungskriege machten die deutsche Mission Preußens sonnenklar.

Diese Kriege retteten die Nationalität Deutschlands, nicht den Fortbestand des deutschen Reichs, welches bereits eingegangen war. Sie zerstörten das neue romanische Weltreich, das sich auf seinen Trümmern erhoben hatte.

Die weltbürgerliche Reichsidee, bekämpft durch die Reformation, die Trennung Deutschlands von Rom, den westfälischen Frieden und dessen Staatensystem, hatte sich aus der französischen Revolution mit wunderbarer Gewalt

wieder erhoben und sich im napoleonischen Cäsarismus neu gestaltet. Der geniale Eroberer, ein Lateiner von Stamm, ergriff das römische Princip der Weltmonarchie wieder auf seinem Tron, wo er sich als den Nachfolger des fränkischen Karls des Großen wie aller früheren Kaiser erklärte. Mit einem großen geschichtlichen Zuge bemächtigte er sich einer uralten Idee, und vergeistigte durch sie sein zusammengerafftes Reich, welches ohne dieselbe nur eine Masse gewaltsamer Eroberungen gewesen wäre, wie sie ein Attila oder Dschingis-Chan gemacht hatte. Nach seiner kolossalen Phantasie — er gleicht durch sie wie durch manche andere Züge dem Cola di Rienzo, nur in größeren Verhältnissen — sollte das römische Weltreich erneuert werden, und die Reichskrone, welche so lange bei der deutschen Nation gewesen war, zu den Franken zurückkehren. Das wurde als eine Translatio oder Restitutio Imperii ad Francos vorgestellt. Mit diesem Gedanken Napoleons stand im engsten Zusammenhang die Wiederherstellung der katholischen Kirche, welche die Revolution gestürzt hatte. Er schloß mit ihr das Concordat. Er rief den Papst zu seiner feierlichen Salbung und Krönung, wie einst der Franke Pipin den Papst gerufen hatte, ihm im Namen der Kirche die Anerkennung seiner Usurpation zu geben.

So stand in Europa wieder ein durch den Papst „göttlich" gekrönter Weltkaiser da, der seinen Bezug auf Rom und Italien nahm, wie die alten germanischen Imperatoren. Er krönte sich mit der eisernen Krone der Lombarden. Seinen Sohn nannte er König von Rom. Es war auch nur eine logische Methode in dieser Renaissance des Kaisertraums, daß Napoleon in der Folge mit dem Papst in Streit gerieth, wie seine Vorgänger im Reich, und daß er, wie sie, das Dominium temporale, den Kirchenstaat einzog. Das that er bekanntlich mit der ausdrücklichen Erklärung: daß er alle Privilegien welche die früheren Kaiser, seine Vorgänger, den Päpsten ausgestellt hatten, widerrufe. Ein ähnliches Edict hatte einst Cola di Rienzo erlassen, als er alle von den Kaisern seit Constantin gemachten Schenkungen für nichtig erklärte und für zurückgefallen an das Volk und den Senat von Rom.

Bryce macht die Bemerkung, daß das deutsche Reich mit seinem Kaiser sich dem Usurpator Napoleon gegenüber in derselben Lage sehen konnte, in welcher das byzantinische Reich sich befand, als Karl der Große die Krone Constantins usurpirte. Aber Wien oder Regensburg setzte dem Eroberer und seinen Ansprüchen auf die Weltmonarchie weniger Widerstand entgegen, als einst Byzanz es gethan hatte. Nachdem durch die Stiftung des Rheinbundes die süddeutschen Staaten aus dem Reiche geschieden waren, und Napoleon als ihren Protector anerkannt hatten, legte der Kaiser Franz II. die Krone Constantins, Karls des Großen, und Karls V. für immer nieder; er wurde jetzt zum Kaiser seiner Erbländer, oder Oesterreichs. Ist hier nicht eine seltsame Verbindung wiederholter geschichtlicher Erscheinungen zu erkennen? War nicht dieses ruhmvolle Oesterreich, die Vormauer Europas gegen die Türken, wirklich wie ein zweites Ostrom zu betrachten? Erlitt es nicht dasselbe Schicksal der Erstarrung wie das byzantinische Reich?

Als die Abdicationsacte des deutschen Kaisers vom 6. August 1806 erschien, brachte sie in der ungeheuern Aufregung der revolutionirten Welt, so sagt Bryce mit Verwunderung, kaum eine größere Wirkung hervor als das Erlöschen des alten Römerreichs zur Zeit des Eroberers Odoaker sie hervorgebracht hatte. Gleichwol mußte jeder Patriot und mußte jeder nachdenkende Mensch von dem Bewußtsein tief erschüttert werden, daß die älteste Institution des Abendlandes ausgegangen war. Denn dieses Reich datirte von Julius Cäsar her. Es hatte, wie kein anderes Institut außer der Kirche, 1800 Jahre Bestand gehabt. Es war seit Karl dem Großen, mit nur augenblicklichen Unterbrechungen, in der deutschen Nation tausendjährig gewesen. Die größesten Erinnerungen der Geschichte des Abendlandes waren mit ihm unauflöslich verbunden; die wichtigsten Weltcharaktere, Ereignisse, Schicksale und Gestaltungen der Völker waren von ihm unzertrennlich. Die erhabenste Idee, jene der weltbürgerlichen Einheit der Menschheit — ein Ziel wonach diese unablässig streben muß —, war das eigenste Culturprincip dieses Reichs gewesen. Mußte nicht durch das Ausgehen desselben eine Lücke im europäischen Organismus fühlbar werden? —

Ich habe, seit langen Jahren mit der Behandlung desselben Themas beschäftigt, soweit dies in der Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter notwendig einen der leitenden Grundgedanken bilden muß, das treffliche Buch des Herrn Bryce mit wahrer Freude als Gelegenheit für die zusammengedrängte Betrachtung der Reichsidee benutzt, und der Scharfsinn wie die ausgezeichnete Klarheit des Verfassers, der in Rom selbst mir seine Ideen mitgeteilt, hatte mich oftmals überrascht. Nicht ein Deutscher würde diesen Gegenstand einsichtiger behandelt haben. Sein Buch vermehrt die lange Reihe von staatsrechtlichen Abhandlungen über die Reichsidee, welche mit dem Libellus de Imperatoria Potestate im 9. Jahrhundert beginnen und so bis auf unsere Gegenwart sich fortsetzen. Männer der Wissenschaft kennen die Sammlung solcher Natur von Schardius und von Goldast.

Am Schlusse seines Buchs sagt Bryce folgendes zur Verherrlichung des alten Reichs, mit einer Beredsamkeit, in welcher der Pulsschlag der Ideen Dante's und Petrarca's noch fühlbar ist:

„Das Werk des mittelaltrigen Reichs war selbstzerstörend; es ernährte, scheinbar sie bekämpfend, die Nationen welche seinen Platz einzunehmen bestimmt waren. Es zähmte die nordischen Barbarenvölker und bezwang sie in einen Körper der Civilisation. Es bewahrte die Künste und die Literatur des Altertums. In Zeiten der Gewalt und der Unterdrückung stellte es vor seinen Untertanen die Pflicht rationellen Gehorsams gegen eine Autorität auf, deren Parole «Friede und Religion» war. Unter der tiefsten Erbitterung des Nationalhasses hielt es die Idee einer großen europäischen Völkergemeinde aufrecht. Während es dies that, schaffte es in Wirklichkeit das Bedürfniß einer centralen und despotischen Macht ab, wie sie es selber war. Es befähigte die Menschen für den richtigen Gebrauch nationaler Unabhängigkeit; es lehrte sie sich zu dem Begriff jener spontanen Thätigkeit und Freiheit zu erheben, welche über dem Gesetz, doch nicht wider dasselbe ist, und wofür die nationale Unabhängigkeit selbst, wenn

sie ein Segen sein soll, nur das Mittel sein darf." — „Seit Augustus bis zu Karl V. glaubte die ganze civilisirte Welt an seine Existenz als einen Grundzug der ewigen Ordnung der Dinge, und christliche Theologen sprachen es nicht minder klar als heidnische Poeten aus: daß sein Fall auch der Untergang der Welt sei. Jedoch das Reich ist dahin, und die Welt dauert, und nimmt kaum von der Wandlung Notiz. Das ist nur ein geringer Teil von dem was über ein unerschöpfliches Thema gesagt werden kann, dessen Tiefe kaum auszudrücken ist. Denn was hier das nötigste und zugleich das unmögliche ist, wäre dieses: das Reich als ein Ganzes zu übersehen, als eine einzelne Institution, in welcher die Geschichte von 18 Jahrhunderten ihr Centrum hat, und dessen äußere Form dieselbe bleibt, während ihr Geist und Wesen sich beständig verwandelt. — Wer war fähig das Papsttum darzustellen? Diejenigen (wenn es solche gibt) die in ihm nichts anderes als einen gigantischen Upas-Baum voll Trug und Aberglauben sehen, sind kaum entfernter von der Erkenntniß des Mysterium seines Lebens als die conventionellen Politiker, die in runden Phrasen sein Wachstum erklären, es als ein mechanisches Kunstwerk analysiren, seine bewegenden Kräfte ermessen, und schließlich eine Uebersicht von seinen Resultaten, den guten wie den bösen, geben. So ist auch das Heilige Reich über alle Beschreibung oder Erklärung erhaben. Wir wissen nur wenig von ihm, wenn wir die Ideen kennen, welche Julius Cäsar hegte als er den Grund entwarf auf welchem Augustus baute, oder jene Karls, als er seinen Weltbau wieder erschuf, oder Barbarossa's und seiner Enkel,

als sie sich bemühten seinen Ruin aufzuhalten. Nachfolgende Geschlechter werden nur wenig mehr davon wissen, wenn sie das Mittelalter aus weiterer Ferne als wir betrachten, die wir noch mitten in der Reaction gegen alles mittelaltrige Wesen leben. Sie werden dann neue Formen des politischen Lebens sehen und begreifen, deren Natur wir höchstens ahnen können. Indem sie mehr sehen als wir, werden sie auch manches weniger deutlich sehen als wir. Das Reich, welches uns am Horizont der Vergangenheit noch als eine große Gestalt erscheint, wird vor ihrem Anblick tiefer und tiefer versinken, je weiter sie dem Zukünftigen entgegengehen. Jedoch seine Wichtigkeit in der allgemeinen Geschichte kann es nimmer verlieren. Denn in ihm war alles Leben der alten Welt versammelt; aus ihm ist alles Leben der neuen Welt emporgestiegen."

Ich knüpfe hier noch zum Schluß an das Jahr 1806 wieder an, in welchem das Reich, als die habsburgisch-deutsche Form der Idee des Imperium, überhaupt erlosch. Seitdem lebte die Menschheit sechzig denkwürdige Jahre unter Entwicklungskämpfen, die auf den Trümmern dieses abendländischen Reichs Gestaltungen in der europäischen Gesellschaft erzeugten von solcher Natur, daß sie das Mittelalter bis in seine letzten Reste aufzulösen und eine neue Weltform herbeizuführen scheinen. Ist jenes dem abendländischen Geist angehörende Princip, dessen Ausdruck Reich und Kirche waren, in dieser Zeit erloschen? Oder welche sichtbare und für den Blick erkenntliche Gestalt hat es angenommen?

Zunächst ist folgendes deutlich. Die Reichsidee ging

nicht im Jahre 1806 unter, denn Napoleon bemächtigte sich ihrer, verpflanzte sie von Deutschland, ihrem legitim gewordenen Sitze, nach Frankreich, und gründete eine neue imperiale Weltmonarchie. Er wollte ihr, als der Cäsar dessen Vasallen die Könige des Abendlandes waren, gleiche Gesetze und Einrichtungen gemeinsamer Civilisation geben. Wie ein antiker Imperator drang er in den barbarischen Osten vor um die Gränzen des Reichs zu erweitern, und er würde die kaiserlichen Adler in Byzanz aufgepflanzt haben wie er sie in Rom aufgepflanzt hatte, wenn die Natur der Dinge es ihm erlaubt hätte. Seine wunderbare Geschichte, nur äußerlich und aus nur einem Gesichtspunkt aufgefaßt, erscheint als die Renaissance jenes kolossalen römischen Welttraums und jenes dem Abendland inhärenten Begriffs, von dem dieses nur loskommen wird, wenn es ihn in einer freien Culturform überwindet. Der große Traum zerging an der scharfen Luft, die das Abendland seit der deutschen Reformation in unbezwinglichen Strömungen der Freiheit durchzieht, und die mittelaltrige Reaction der Geister zurückdrängt. Die Reformation hat die Bewegung des persönlichen Gedankens frei gemacht; die französische Revolution die politische Selbstthätigkeit der Nation als ihre Lebenskraft befreit. Beide arbeiten mitsammen an der freien Cultur sich in ihr demokratisch gestaltender und versöhnender Völker, welche keine militärische Despotie mehr in Europa ertragen. Der Fall Napoleon's machte die Unmöglichkeit eines Centralreichs offenbar. Die Welt wird eher republikanisch als kosakisch werden, um an ein berühmtes Wort dieses großen Menschen zu erinnern.

Als das napoleonische Cäsarentum zusammenstürzte, war der Augenblick gekommen die politische Reformation durch ein Völkerconcil durchzuführen. Es war ein Zustand ähnlich jenem, welchen Europa sah als das Institut des Papsttums unterzugehen drohte, und das Concil zu Constanz zusammentrat. Wie sich damals fruchtlos die Concilien fortsetzten, so setzten sich jetzt ebenso fruchtlos die Congresse fort. Das Diplomatenconcil in Wien vermochte die politische Form Europas so wenig zu Stande zu bringen, als jenes zu Constanz die kirchliche zu geben im Stande gewesen war. So geschah es daß die Geschichte der letzten funfzig Jahre eigentlich nichts anderes ist, als die Reaction der Völker gegen die Wiener Verträge und die Zerstörung des unnatürlichen Baues, welchen diese geschaffen hatten. Das Reich wurde damals nicht hergestellt, aber der Begriff von ihm, nicht als einer Centralgewalt in Europa, sondern als einer internationalen die Völker durch „Frieden und Religion“ zusammenhaltenden Macht, blieb wie ein Bedürfniß zurück und wurde auf den Bund der Mächte übertragen. Das heilige römische Reich verwandelte sich in die heilige Allianz, welcher, so unheilvoll sie auch in Bezug auf die freie Entwicklung des Staatslebens gewesen ist, doch ursprünglich ein humanes weltbürgerliches Princip zum Grunde lag.

Unter der Führerschaft der heiligen Allianz und ihrer Congresse begannen sodann die Decennien schmachvoller und kleinlicher Reaction gegen die Freiheiten, welche Europa in heißen Kämpfen sich errungen hatte. Diese Reaction scheiterte; die Völker sprachen sich nach und nach mündig. Ihr unverrückbares Ziel war die innere Ver-

fassung nach dem Princip politischer Selbstthätigkeit, und nach außen ihre nationale Unabhängigkeit durch die Wiedervereinigung des unnatürlich und gewaltsam von ihnen Getrennten. Die napoleonische Erschütterung hatte die Völker aus ihrer Apathie aufgerüttelt, und aus ihrer Unterdrückung waren die Nationen mit starkem Bewußtsein zu den Befreiungskriegen aufgestanden. Zugleich hatte Napoleon, die morschen Systeme des mittelalterlichen Staates umwerfend, Europa durchzogen, und die demokratische Saat der französischen Revolution über alle Länder ausgesäet. Sie ging reichlich auf. Die Revolution dauerte fort, das heißt das Abendland geriet durch die allgemeine Umwälzung in eine tiefe Bewegung, die sich in immer weiteren Kreisen nach Süden wie Osten verbreitete. Sie hatte zu ihrer Voraussetzung die Verwirklichung der Grundsätze der Reformation und der französischen Revolution. Die Theorie des künstlichen Gleichgewichts der Mächte, wodurch in Europa der Friede erhalten werden sollte, fiel, weil dieses System auf der unnatürlichen Verzerrung und Verstümmelung der Nationen beruhte, und machte dem Bedürfniß der nationalen Zusammengehörigkeit Platz. Die Teilung Polens war der letzte große Frevel der Kabinetspolitik. Der Kampf des Nationalismus gegen den Politismus ward in unseren Tagen entscheidend, und zum Teil bereits siegreich durchgeführt. Die Herstellung der Nationalität bedingte zugleich deren Einheit und Unteilbarkeit.

In dieser europäischen Bewegung haben nach den Voraussetzungen der Geschichte, zwei Nationen von neuem entscheidende Wichtigkeit erlangt: Italien und Deutschland,

diese alten feindlichen Geschwister, die das weltbürgerliche Ideal von tausend Jahren in Zwietracht verbunden gehalten hatte. In dem einen hatte die Kirche mit dem Papst, in dem andern das Reich mit dem Kaiser seinen Sitz gefunden; sie hatten sich schweigend und thatsächlich diese beiden Weltcharaktere oder Weltpole zugeteilt. Sie hatten mit Naturnotwendigkeit das gleiche Schicksal kosmopolitischer Größe und nationaler Schwäche erlitten. Durch das Papsttum war das eine, durch das Kaisertum das andere national ohnmächtig geworden. In das eine ragte beständig das Reich als eine fremde (deutsche) Macht, in das andere beständig die Kirche als eine fremde (römische) Macht herein. Selbst noch als das Reich ausgegangen und die französische Universalmonarchie gefallen war, setzte sich der mittelaltrige Bezug beider Länder fort, denn Oesterreich blieb im Besitz von Venedig und der Lombardei, für dessen Dauer es ganz Deutschland nach alter Weise und bis auf die jüngsten Tage zu verpflichten suchte. So setzte sich die Reichsgewalt factisch fort, während Oesterreich zugleich durch seine Secundogenituren in Mittelitalien herrschende Macht gewann, und durch seine innige Verbindung mit Rom die mittelaltrige Advocatur der Kirche und den bestimmenden Einfluß auf die römische Curie erhielt. Noch in den jüngsten Zeiten schloß es das berüchtigte Concordat mit Rom.

In beiden Ländern, in Italien und Deutschland, zeigt der Kampf um das nationale Ziel ganz ähnliche Erscheinungen. Piemont und Preußen, in demselben Anfang des 18. Jahrhunderts Königreiche geworden, gleichen einander in ihrer nördlichen Stellung, in ihrem nationalen

Beruf, selbst in der klugen Stetigkeit ihres Aufstrebens aus kleinen Anfängen. Sie gleichen einander bis auf die beiden leitenden Staatsmänner der jüngsten Zeit. Nur sind die Dimensionen und die Kräfte weit verschieden. Nationale Unabhängigkeit und Einheit war das Ziel Italiens, welches Piemont unter dem Banner der Freiheit in den Kampf zu führen unternahm. Der Feind war hier Oesterreich mit dem Rest alter Reichsgewalt, der Fremdherrschaft, dort die seit der Restauration von 1815 wieder mit einem politischen Staat ausgestattete Kirche, die natürliche Verbündete der Reichsidee, die natürliche Feindin der Einheit Italiens, wie der ganzen modernen Civilisation. Der Sieg wurde wunderbar schnell errungen durch den Nationaltrieb, die Hülfe Frankreichs und jenes nach ähnlichem Ziele strebenden Preußens, endlich durch den moralischen Proceß in der öffentlichen Meinung Europas, welche die italienische Nation frei sprach.

Die Regierung Napoleons III., ohne dessen Willen und Handlung Italien nicht frei geworden wäre, wird einst ein sehr merkwürdiges Capitel in der Geschichte unseres Jahrhunderts bilden wegen der Vereinigung von Ideen und Trieben der Zeit die durch ihn dargestellt ward, wegen des Zusammenwirkens von Widersprüchen welche in ihm sichtbar sind, und durch die politische Reformation, zu deren Durchführung, nachdem sie im Wiener Congreß verunglückt war, er mit und ohne seine Absicht den Anstoß gegeben hat. Als sein Programm erschien die Aufhebung der Verträge von 1815, der Umsturz des diplomatischen Europa. Dies machte ihn vorweg zum Verbündeten der Nationalitäten. Aber er restaurirte das französische Kaisertum seines Oheims,

welcher die Nationen unterjocht hatte. Dies machte ihn zweideutig nach jeder Richtung. Er zersprengte die heilige Allianz und den Bund der Mächte. Er alliirte sich mit England. Diese eine Verbindung sicherte ihm den Tron, welchen dasselbe England im Verein mit dem Nationalgeist des Festlandes umgestürzt hatte als sein Oheim darauf saß. Solche diplomatische Kunstgriffe würden indeß nicht ausgereicht haben Napoleon III. zum Manne der Gegenwart zu machen, wenn er sich nicht der nationalen Triebe der Zeit bemächtigte, in deren Losbruch er selbst im Revolutionsjahr 1848 seine Laufbahn begann. Die Hand die er auf das reifgewordene Italien legte, gab ihm eine europäische Stellung. Auf den Stadtmauern Roms, welche die Krieger Oudinots erstiegen, und auf den Schultern des katholischen Clerus war Napoleon III. zum Tron emporgekommen. Er bemächtigte sich Roms und damit der wichtigsten Frage des Jahrhunderts, jener von der Existenz der mittelaltrigen Kirche als politische Macht, an welche jetzt die Reihe kam, nachdem das Reich, durch welches sie gegründet und erhalten worden war, das Ende gefunden hatte. Napoleon wurde der Protector und Advocat der Kirche, und nahm so die internationale schiedsrichterliche Stellung ein, welche vor ihm nur die germanischen Kaiser inne gehabt hatten. In der That erschien die Reichsidee einen Augenblick lang in seiner furchtverbreitenden Macht wieder. Man glaubte sogar daß er die lateinische Völkergruppe als Imperator um sich vereinigen würde. Aber der unbezwingliche Nationalgeist trieb ihn selbst unbewußt in eine andere Bahn. Alles ward zweideutig an diesem Manne, sein Schwert zweischneidig und ihn selbst

verwundend. Die Bombe Orsini's beschleunigte die widerspruchsvolle Handlung. Napoleon, der Protector Roms, mußte auch zum Protector der italienischen Nation werden, welche gegen Venedig wie gegen Rom anstrebte. Der italienische Nationalgeist überlistete ihn, und entriß ihm stückweise sein ursprüngliches Programm. Das Project der guelfischen Conföderation, worin das halb herausgeschlagene Oesterreich sitzen und der Papst den Vorsitz führen sollte, fiel vor dem Einheitsdrang, welcher Italien wie in einem Krystallisationsproceß sich zusammenschließen machte. Die Provinzen der Kirche fielen mit Napoleons Zustimmung: die September-Convention brachte den Papst auf den Isolirstul, und machte die politische Stellung der Kirche zu einer rein italienischen Territorialangelegenheit. Dann folgte die Emancipation des kaum entstandenen Italiens von Frankreich durch das Bündniß mit Preußen, dessen überraschendes Resultat der Rückzug Oesterreichs und der Fall Venedigs war, welches Napoleon, zum letztenmal in der Eigenschaft eines internationalen Schiedsrichters an Italien überlieferte. Der Abzug der Franzosen von Rom im December 1866 bezeichnete zum Schluß den Rücktritt Napoleons aus seiner imperialen Stellung, und dadurch die volle Befreiung des einigen Italiens.

Hier ist eine große Wendung im Schicksal Europa's angedeutet, welche erst die Folgezeit klar herausheben wird. Sie erscheint uns Menschen der Gegenwart für jetzt als letzter Fall der römischen Reichsidee und der Reichskirche. Indem Napoleon den Papst preisgab, indem Italien sich im Widerspruch zum Papsttum als einige Nation aufstellte und Rom fortan von sich abhängig machte, wurde jenem

römischen Princip der Todesstoß gegeben. Es ist dieses Princip ohne die Weltstellung des souveränen Papsttums und der herrschenden Kirche gar nicht denkbar. Die Schwächung des Papsttums ist auch die der Legitimität und Autorität überhaupt. Der alte Kampf der beiden Gegensätze im Abendlande, des lateinischen und des germanischen Geistes ist, so scheint es, durch die Nationaleinheit Italiens auf Kosten der Kirche, und durch die große Schlacht bei Sadowa auf Kosten von Habsburg-Oesterreich und der französischen Machtstellung entschieden worden. Der germanische Geist der Reformation hat auf den Feldern Böhmens einen neuen und folgenschweren Sieg über das Mittelalter errungen, und dadurch die verlorne Macht, voraussichtlich, wieder an Deutschland zurückgebracht. Das Reich wird dort sich erneuern in dem jetzt zum Imperium aufsteigenden protestantischen Hause der Hohenzollern. Es wird keine erobernde Cäsarenherrschaft nach altem System sein sondern ein nationaler Bund, welcher im Herzen Europa's den Frieden, die Freiheit und die Culturarbeit des Abendlandes behüten und stärken wird. Die Kirche darf in diesem rein deutschen Staat als indifferent, weil nicht mehr politisch, sondern social und frei, erscheinen. Im Laufe der Zeit dürfte dann dieses mächtige deutsche Reich alle germanischen Elemente des Festlandes in einem Bund um sich versammeln, während sich die lateinische und die slavische Völkerfamilie in gleichen Bündnissen vereinigen. Diese dreifache Gruppirung der abendländischen Völker ist ein erkennbares Ziel der Geschichte. Ihre gleichmäßige Stärke und die Befriedigung aller nationalen Bedürfnisse, bei der Vermittlung einer

allgemeinen Freiheit und Civilisation, welche durch tausend internationale Straßen und Canäle in Umlauf erhalten wird, kann die Gefahren des Uebergewichts auf der einen und der andern Seite verhüten.

* * *

Als diese Blätter geschrieben wurden, ahnte ich nimmer welche wunderbare Entwicklung die Geschichte unseres Vaterlandes in kürzester Zeit haben sollte. Die frevelhafte Kriegserklärung Napoleons III., hervorgegangen aus dem noch ganz barbarischen Götzencultus der militärischen Macht in Frankreich, hat Wirkungen hervorgebracht, die ohne Gleichen in den Annalen der Völker sind. Die Intelligenz und die Kraft der beleidigten deutschen Nation zerbrach die gefürchtete Gewalt des kaiserlichen Frankreichs wie ein morsches Rohr. Der französische Kaiser, seine Marschälle und Generale, und sein ganzes großes Heer, einst der Schrecken der Welt, wurden wie durch Zauber in die Gefangenschaft nach Deutschland hinweggeführt. Das angemaßte Imperium Frankreichs zerfiel von der electrischen Berührung des deutschen Nationalgeistes in Staub. Das weltliche Papsttum Roms, die tausendjährige Stiftung der einst römischen Reichskirche und Reichsgewalt, zerfiel von der Erschütterung durch die deutsche Kraft einer Mumie gleich in Staub. Der lateinische Cäsar und der lateinische Papstkönig stürzten in einer Stunde; und im Angesicht des belagerten Paris ersteht in der Weihnachtszeit des Jahres 1870, 1070 Jahre nach Karl dem Großen, das Kaisertum als ein rein deutsches und nationales Reich wieder in der protestantischen Hohen-

zollern-Dynastie. Der Ausgang des Reichs im Jahre 1806 erscheint daher heute nur wie ein Interregnum, das längste, welches die deutsche Geschichte kennt. Wir beginnen die deutsche politische Reformation. Mit tiefem Erstaunen betrachtet wol jeder Zeitgenosse die Unzerstörlichkeit und Dauer der Reichsidee und ihre Verwandlung durch das moderne Princip der Gewissensfreiheit und der Nationalität. —

Rom, Weihnachten 1870.

Das

Schloß der Orsini in Bracciano.

1870.

Bald hinter der Poststation La Storta zweigt sich von der Via Cassia links die Claudia ab, und auf dieser Straße fährt man noch drei starke Stunden bis zum See von Bracciano. Die Landschaft ist öde aber malerisch. Vulcanische Tufhügel durchziehen sie, und hie und da zeigen sich blühende Wiesenflächen und Triften, mit Wirtschaften und zahlreichen Rinderheerden.

Der Charakter der tuscischen Campagna Roms ist von dem Latiums sehr unterschieden. Im Lateinischen ist alles lachender und sonniger, alles formvoller und auch belebter. Die Berge der Volsker und der Apenninen senden ihre Zweige aus, und sie haben die schöne Gliederung der Kalkformation. Uralte Städte, meist Bistümer, erheben sich zahlreich auf grünen von Castanien und Olivenbäumen oder von der Weinrebe umrankten Höhen, und geben der lateinischen Landschaft ein vorwiegend geschichtliches Gepräge. Sie ist von Monumenten des Altertums wie des Mittelalters erfüllt. In Tuscien dagegen herrscht ein vulcanisch durchrissenes Hochland vor mit weiten Einöden von ernster und melancholischer Natur, die geheimnißvoll erscheint. Das geschichtliche Leben ist hier meist spurlos geworden. Unterirdische Gräber und Nekropolen eines rätselhaft ge-

bliebenen Volks sind die Schätze und Monumente Etruriens. Die Geschichte des Landes ist wie abgebrochen, und wo sie sich fortgesetzt hat, entbehrt sie doch der macht- und lebenvollen Bedeutung. Der vollkommene Untergang einer Stadt wie Veji, und die gänzliche Verlassenheit ihres Bodens für alle Zeit, erschien mir immer bezeichnend für dieses geschichtliche Absterben des römischen Etruriens.

Einsame Baronaltürme ohne Namen oder kleine Orte unhistorischen Charakters stehen hie und da schwermütig auf Tufhügeln. Im Mittelalter beginnt die geschichtliche Erinnerung in diesen culturlosen Wildnissen erst mit dem 11. Jahrhundert, wo germanische Feudalgeschlechter fränkischen oder langobardischen Ursprungs hier Gebieter werden, wie die Grafen von Galera und die Stadtpräfecten vom Hause Vico. Auch der Machteinfluß der Kirche hat hier wenige Spuren eingedrückt; denn gerade im Patrimonium S. Peters ist sie erst spät zur Herrschaft gelangt.

Hinter dem Fluß Arone, dem Ausläufer des Sees von Bracciano, liegen zwei größere Meiereien, S. Maria di Celsano und Casale di Galera, und dort mag man vom Wagen steigen um die nahen Trümmer des Castells Galera zu besuchen. Sie sind das seltsame Seitenstück zu der märchenhaften Stadt Ninfa in Latium am Anfange der pontinischen Sümpfe, wo sie in ihr reizendes Grab von Epheu und Blumen versunken liegt. Denn auch Galera, einst der Sitz trotziger und wilder Herren, welche oftmals die Stadt Rom bedrängten, ist heute versunken und zerstört, mit Straßen, Kirche und Grafenburg im eigentlichen Sinne des Worts von Epheuranken zugedeckt. Und doch liegt Galera nicht wie Ninfa in der sumpfigen

Tiefe, sondern fest und hoch auf einem schroffen Tuffelsen über einer bewaldeten Schlucht, durch welche sich der Arone in schäumenden Cascaden hervorstürzt.

Auf dem verfallenen Tor sieht man noch das Wappen der Orsini, die Rose mit den Querbalken. Hinter den mächtigen Stadtmauern steigt man aufwärts in den zerstörten Ort, und verwundert bahnt man sich oben den Weg durch das dichte Epheugewilder, welches die zerfallenen Straßen versperrt hat. Es stehen noch manche Häuser mit gothischen Fenstern aufrecht, doch das meiste Material ist fortgeschleppt worden, oder es bildet jetzt vom Pflanzenwuchs umbuschte Schutthaufen. Galera ist durch seine Reste von Architektur nicht so merkwürdig wie Ninfa; nur die Trümmer der Burg und der Hauptkirche zeigen eine ältere Epoche, die andern sind sehr modern. Denn erst im Jahre 1809 wurde der Ort verlassen, sei es wegen Wassermangels oder, was wahrscheinlicher ist, aus Verarmung der Bevölkerung. Daß eine Stadt, nicht durch plötzliche Naturgewalt zerstört, sondern durch innern Verfall schwindsüchtig, in unserm Jahrhundert aussterben konnte, ist wahrhaft befremdend. Beweist das nicht schlagend das mangelnde Lebensprincip dieses etrurischen Landes überhaupt? Galera (in der Gegend wo nach den alten Itinerarien die Station ad Careias lag) wird erst geschichtlich im Jahre 780, als der Papst Hadrian I. eine Colonie dieses Namens am Fluß Arone gründete, um das verödete Vejenter-Land wieder zu bebauen. Diese Colonie gedieh, aber sie entzog sich unter uns unbekannten Verhältnissen der Kirche; denn am Anfange des 11. Jahrhunderts erschienen dort als Herren die Comites von

Galera, wütende Feinde des Papsttums und eifrige Anhänger der deutschen Reichsgewalt.

Gerard, Sohn Rainers — und schon diese Namen beweisen das germanische Geschlecht — war dort Graf, und zwar eins der Häupter des kaiserlich gesinnten Adels in Rom und dem Stadtgebiet, enge verbunden mit den Grafen von Tusculum vom Stamme Alberichs und mit den Crescentiern von Monticelli in der Sabina. Diese Herren erhoben im Jahre 1058 gewaltsam einen Papst in Rom, Benedict X. Aber Hildebrand, der nachmalige Gregor VII., schon damals das Haupt der päpstlichen und nationalrömischen Partei, führte im Dienste des kaum gewählten Papstes Nikolaus II. eine Schar raubgieriger Normannen aus Apulien nach Rom und gegen die feindlichen Grafen. Galera, wohin sich Benedict X. geflüchtet hatte, und andere Castelle wurden erstürmt.

Die Macht der Comites von Galera, welche das etrurische Land bis über den See hinaus nach Sutri hin beherrschten, wurde augenblicklich gebrochen, aber ihr Geschlecht behauptete sich trotzdem in Galera noch lange Zeit. Es verschwand vielleicht erst in der Mitte des 13. Säculum, wo Matteo Rosso vom Haus Orsini, ein berühmter Senator der römischen Republik, als Herr von Galera erscheint. Seither blieben die Orsini Besitzer dieses Castells, bis sie es im Jahre 1670 dem Papst verkauften.

Der grimmigste Feind dieser Landschaft, und zugleich das stärkste Hinderniß für die Cultur bei mangelnder Arbeitskraft, ist heute die Malaria. Eine weiche verräterische Luft weht über die unbebauten Ebenen und die von

der Asphodelosblume bedeckten vulcanischen Hügel ohne Baumvegetation. Sollten wol gar die Würgengel des Fiebers aus dem See selbst emporsteigen? Wer wird es glauben, wenn auf dem Höhenzuge bei Bracciano dieser purpurblaue Wasserspiegel sichtbar wird? In Wahrheit, dies ist das entzückende Bild sonnig lachenden Glücks und zaubervoller Einsamkeit — eine Landsee-Idylle von ganz besonderer Art, groß und erhaben genug, und doch nicht so umfangreich daß sie aufhörte ein vollkommen und schön umgränztes Gemälde zu sein.

Der herrliche See, im Altertum Lacus Sabatinus, ursprünglich ein vulcanischer Krater, liegt hingegossen zwischen sanften Gebirgszügen und anmutigen Ufern. Er hat einen Umfang von 21 bis 22 Millien; sein Flächenraum ist also vollkommen so groß wie die Stadt Rom, mit welcher er durch die Acqua Paola, die erneuerte sabatinische Wasserleitung Trajans, in directer Verbindung steht. Denn das Wasser, welches durch die Porta di S. Pancrazio nach Trastevere hereinkommt, und sich aus der Fontaine Pauls V. mit so prachtvollem flußähnlichem Schwall ergießt, stammt zu einem Teil aus diesem See, den die Mauern Aurelians gerade umspannen würden.

Nach Norden umfaßt ihn ein kleines bewaldetes Gebirge, aus dem als schwarzer vulcanischer Pic höchstens 2000 Fuß hoch der Monte di Rocca Romana aufragt. Dieser Kegel ist in der etrurischen Landschaft überall sichtbar, wie in der lateinischen der Monte Cavo über dem See von Albano. Unter ihm liegt am Ufer der Ort Trevignano. Zur Linken erhebt sich der Höhenzug von

Bracciano, und auf ihm stellt sich, etwa eine Millie vom Seespiegel entfernt, als die herrschende Gestalt der ganzen Landschaft die riesige Burg der Orsini dar, ein prachtvolles Fünfeck mit fünf runden crenelirten Türmen. Ihre schwarzgraue Farbe entspricht der vulcanischen Natur ringsumher, deren geschichtliches Erzeugniß dieses Schloß zu sein scheint. Zur Rechten endlich ragt in den See eine hohe Landzunge mit einem dunkeln betürmten Ort. Das ist Anguillara, ehemals der Sitz der Grafen dieses Namens von einem Nebenzweige der Orsini. Dort strömt der Arone aus dem See, dessen Emissar er ist.

Nur in diesen drei Ortschaften hat sich das geschichtliche Leben um den See gelagert. Man sieht sie dort beständig vor sich; sie nehmen in gleicher Entfernung von einander die Seiten eines Dreiecks ein, und nur sie unterbrechen die reizende Stille dieser Ufer durch die Vorstellung von menschlicher Cultur, ohne doch den Zauber der Verlassenheit zu stören. Denn was bedeuten Bracciano, Trevignano, Anguillara? Wer hat je ihre Namen gehört, außer denen die mit der Specialgeschichte Roms vertraut sind? Wenn nicht jenes Schloß der Orsini, die versteinerte Chronik schrecklicher Feudalzeiten, seine schwarzen Türme über dem blauen See erhöbe, so würde man diese drei Orte an seinen Ufern für Fischerdörfer halten können. Und so stille ist gerade der See, daß auch nicht ein Nachen auf ihm sichtbar ist. Nur Rinderheerden zeigen sich am Ufer, oder Rudel gleich verwilderter Pferde, bis an den Leib im Wasser, und berittene Hirten mit der Lanze, wie im pontinischen Sumpf.

Ich fand Bracciano freundlicher als ich von einer

Vasallenstadt erwartet hatte; ein Ort von etwa 2000 Einwohnern, mit breiten Straßen und guten Häusern, modern gebaut, wie etwa Marino, wo das Schloß Colonna steht, welches ehemals auch den Orsini gehört hat. So wohnlich ist freilich nur der neue Stadtteil, denn der alte aus der echten Baronalzeit liegt als ein schwarzer Häuserklumpen aus Tufstein eng um die Burg zusammengedrängt. Diese Burg aber steigt so gigantisch empor, daß sie ganz Bracciano mit ihrem Schatten zu bedecken scheint, und daß nichts mehr neben ihr in Betrachtung kommt.

Wie königlich muß die Macht eines Hauses gewesen sein welches in einer weltverlorenen Landschaft sich dieses Prachtschloß erbaute, eine uneinnehmbare Festung und einen Luxuspalast zugleich! Seitdem die Burg der Orsini in Campagnano in Trümmer fiel, ist diese hier eins der merkwürdigsten Monumente der römischen Renaissance, ein Baronalschloß ersten Ranges. In ganz Latium gleicht ihm keins. Das Schloß zu Spoleto, vom Cardinal Albornoz angelegt, von Nikolaus V. ausgebaut, ist noch majestätischer, aber es ist kein Baronalbau, ebenso wenig wie es die schönen Burgen in Ostia, Narni, Civita Castellana und Subiaco sind.

Der Anblick dieser stolzen Burg ruft dem Wanderer zu allererst die Geschichte des Geschlechts der Orsini in Erinnerung, welche neben jener ihrer Erbfeinde Colonna fast ein halbes Jahrtausend hindurch die Annalen Roms mit den Thaten und Namen seiner zahllosen Mitglieder erfüllt hat, unter denen es Päpste, Cardinäle und Feldherren von großem Ruhme gab. Denn beide Häuser, die Guelfen und die Ghibellinen Roms, dauerten länger als

Dynastien von Kaisern und Königen, und sie dauern noch heute in ihren Resten fort, gleich den Schlössern die sie ehemals besessen haben.

Der Stammvater der Orsini, mit dem römischen Namen Ursus, verliert sich in das Dunkel der Sage. Ob er Germane war, ist unbekannt. Seine Nachkommen nannte man die Filii Ursi, denn so heißt der ursprüngliche Stammname der Orsini stets in den ältesten Geschichten. Historisch traten sie im 12. Jahrhundert auf. Cölestin III. (1191—1198) gehörte zu ihrem Hause. Im 13. Jahrhundert gewannen sie, zur Zeit der Hohenstaufenkämpfe, größere Macht, auch durch den Senator Matheus Rubeus, den unermüdlichen Feind des Kaisers Friedrich II., das gebietende Oberhaupt der capitolischen Republik, dann durch den Papst Nikolaus III. (1277—1280), der ein Sohn eben dieses Senators war.

Die Orsini, so fruchtbar als Geschlecht wie die Colonna, teilten sich mit der Zeit in viele Familienzweige. Sie nannten sich nach ihren Besitzungen die Orsini von Monte Giordano und von Campo di Fiore in Rom, die Grafen und Herren von Nola in Campanien, von Tagliacozzo in den Abruzzen, von Gravina und Manupello, von Monte Rotondo, Vicovaro, S. Angelo, Pitigliano, Anguillara, Bracciano. Das Register ihrer ehemaligen Castelle und Güter, welche das Archiv des Hauses in Rom bewahrt, umfaßt einen ganzen Band. Sie waren so mächtig im Königreich Neapel wie im römischen Landgebiet. Die Colonna, gleichfalls im Neapolitanischen mit großen Lehen ausgestattet und wegen der Marsengrafschaften von Tagliacozzo, Alba und Celano im wütenden

Kriege mit ihren Erbfeinden, besaßen den Kern ihrer Herrschaft in Latium. Die Orsini dagegen beherrschten das sabinische Gebiet am Anio von Vicovaro bis nach Nerola und Monte Rotondo, und das etrurische Land von Sutri abwärts bis über den See nach Galera und zum Meeresstrande des alten Cäre. In dieses tuscische Land waren sie schon im 13. Jahrhundert eingedrungen, wo sie sich Galera aneigneten.

Wann sie nach Bracciano kamen ist ungewiß. Dieser Ort entstand in unbekannter Zeit, wie man glaubt aus einem Fundus der Gens Braccia. Nibby, der uns die geschichtliche Kenntniß des Ager Romanus im Mittelalter aus Documenten erst zugänglich gemacht hat, fand die erste Erwähnung des Castrum Brasani in einer Klosterurkunde vom Jahre 1320. Ich kann dies vervollständigen, denn ich fand eine fast hundert Jahre ältere im Archiv Orsini, ein Instrument vom 10. März 1234, worin Jofredus Amator und Landulf, Sohn des Präfecten Gottifred, als Herren dieses Castells erscheinen: Domini de Brachiano et de Sancta Pupa. Demnach gehörte Bracciano zu jener Zeit der in Etrurien mächtigen Familie der Präfectanen oder der Präfecten vom Hause Vico. Dieses germanische Geschlecht hatte die Stadtpräfectur Roms seit dem 12. Jahrhundert bei sich erblich gemacht. Sie waren gewaltthätige Dynasten, Ghibellinen und Feinde der Päpste; selbst Viterbo und Orvieto rissen sie an sich. Erst im Jahre 1435 ging sie unter, als der furchtbare Johann Vitelleschi den letzten Präfectanen Jacob von Vico im Schloß zu Soriano enthaupten ließ.

Die Güter des Präfectenhauses zog die Kirche ein,

doch einige erkaufte Eversus, der räuberische Graf von Anguillara, dessen Orsinisches Geschlecht schon längst am See von Bracciano festen Fuß gefaßt hatte. Auch die Stadtpräfectur kam im Jahre 1435 an die Orsini, nämlich an Francesco, den ersten Grafen von Gravina, einen Ahn jener Linie, welche von allen Zweigen des ganzen Geschlechts allein noch dauert und in Rom fortlebt.

Bracciano selbst besaßen die Orsini schon im 14. Jahrhundert; denn Martin V. Colonna sah sich genötigt den Brüdern Francesco, Carlo und Orsino Orsini jenes Castell als Vicariat im Jahre 1419 zu bestätigen.

Seither herrschten hier am See die beiden Linien, jene schon ältere von Anguillara und diese von Bracciano, welche viele andere etrurische Castelle besaß.

Das Haus Bracciano glänzte im 15. Jahrhundert durch zwei berühmte Kriegscapitäne, durch Napoleon und seinen Sohn Virginius. Napoleon — dieser Taufname war seit alten Zeiten bei den Orsini in Gebrauch — baute das Schloß in Bracciano, sein noch dauerndes Monument. Er starb als einer der mächtigsten Feudalherren seiner Zeit zu Vicovaro im Jahre 1480.

Virginius erbte seine Güter und seinen Ruhm. Er vereinigte mit jenen auch Anguillara und Cervetri durch Kauf nach dem Sturze des Hauses des Eversus. Er war Großconnetable des Königreichs Neapel, wo er sich mit der Dynastie Aragon enge verbunden hatte. Er selbst nannte sich de Aragona. Im Dienste des Königs Alfonso II. und dann Ferdinands II. sollte er den Marsch Karls VIII. von Frankreich durch Etrurien aufhalten, als dieser Monarch heranzog Neapel zu erobern. Aber die

Söhne des Virginius, Johann Jordan und Karl, übergaben ihm auf Befehl ihres Vaters vertragsgemäß ihre Schlösser, und dieser Abfall der Orsini aus Not öffnete dem Eroberer den Zugang zu Rom. Karl VIII. zog in Bracciano ein, wo er im Schlosse des Virginius Wohnung nahm. Er blieb dort vom 19. bis zum 31. December 1494, dann rückte er mit seinem Heer gegen Rom. In Galera empfingen ihn die unterwürfigen Abgesandten der Stadt und die des Papstes Alexander VI.

In die Stürme jenes Kriegszuges, welcher das Schicksal Italiens entscheiden sollte, wurde auch Virginius, noch immer im Dienst Aragons, hineingerissen. Karl VIII. ließ ihn in Neapel gefangen nehmen und führte ihn dann auf seinem Rückzuge mit sich fort. Der Orsini entrann in der berühmten Schlacht am Taro, um dann bald darauf die Fahne zu wechseln. Er trat in die Dienste Montpensiers, des Statthalters Karls VIII. in Neapel. Als nun hier nach dem Untergang der französischen Armee die Aragonen wieder den Tron bestiegen, wurde er im August 1496 trotz der Capitulation festgenommen und in einem Kerker eingesperrt. So befahl es der Papst Alexander VI., welcher in Folge der neapolitanischen Restauration den Plan durchführen wollte die römischen Barone auszurotten.

Der Krieg mit den Orsini nahm indeß einen unerwarteten Ausgang: er wurde zu einem glänzenden Triumf dieses mit dem Verderben bedrohten Hauses. Während Virginius im Gefängniß zu Neapel schmachtete, wo er bald an Gift starb, verteidigten sein Schloß Bracciano mit Heldenmut der junge Alviano und dessen Weib Bar-

tolomea, die Schwester jenes Virginius. Die Stürme der Belagerer unter dem Herzog Guidobald von Urbino und dem Sohne des Papstes Johann von Gandia wurden abgeschlagen. Andere Orsini brachten Entsatz, und das päpstliche Heer erlitt im Januar 1497 eine blutige Niederlage bei Soriano. Der Papst mußte Frieden schließen. Die Orsini blieben Herren von Bracciano wie von allen andern Gütern im Patrimonium.

Noch einmal gerieten sie in große Bedrängniß durch Cesar Borgia; aber auch er vermochte das feste Schloß Bracciano nicht zu erobern, und endlich befreite der Tod Alexanders die Orsini aus ihrer Verlegenheit.

Noch zwei Jahrhunderte lang dauerten sie hier fort während die zweite Linie Anguillara schon im Jahre 1548 ausstarb. Pius IV. erhob Bracciano im Jahre 1560 zum Ducat, und dies zu Gunsten des Urenkels des Virginius, eines Mannes in welchem die gewaltige Natur seines Geschlechts noch zum letztenmale zur Erscheinung kam. Paul Jordan Orsini war ein Mensch von ganz unzähmbarer Leidenschaft, ähnlich seinem Zeitgenossen Sampiero. Er kämpfte mit Ruhm bei Lepanto. Seine Gemalin war Isabella die Tochter Cosimo's I. von Toscana. Sie lebte meist von ihm getrennt. Unglaubliche Dinge sagte man ihr nach. Eines Tages erwürgte sie Paul Jordan mit eigenen Händen in seinem Schloß Cerreto im Valdarno, im Jahre 1576. In Rom verliebte er sich bis zur Raserei in die schöne Vittoria Accoramboni, das Weib Peretti's, eines Nepoten Sixtus' V., der noch Cardinal war. Er ließ Peretti eines Nachts am Quirinal ermorden (im Juni 1583), und drei Tage nach der That

floh Vittoria mit ihrer Mutter in den Palast Orsini zu dem Mörder ihres Mannes. Gregor XIII. verbot ihre Vermälung mit ihm und sperrte sie in die Engelsburg, wo sie bis zum Tode des Papstes im April 1585 verblieb. Am Tage da Sixtus V. gewählt ward, vermälte sich Paul Jordan mit Vittoria. Der Papst verbannte den Mörder seines Neffen, und der Orsini starb bald darauf im Exil. Seine Verwandten haßten Vittoria, schon um ihrer Ansprüche auf einen Teil des Vermögens willen. In Padua, wohin sie sich hatte begeben müssen, erdolchten sie eines Tags, im December 1585, maskirte Männer, die in ihr Gemach gedrungen waren; dies geschah im Auftrage Lodovico's Orsini, des Herrn von Monte Rotondo.

Den Zweig Bracciano setzte Virginius, der Sohn Paul Jordans und Isabella's, fort, und ihn beschloß im Jahre 1698 als der letzte dieses berühmten Hauses der Herzog Flavio. Schon einige Jahre vorher hatte Don Livio Odescalchi, Nepot Innocenz' XI., Bracciano erkauft. Von den Odescalchi kaufte das Herzogtum am Anfange dieses Jahrhunderts der Rothschild Roms, Torlonia, doch unter der Bedingung des Rückkaufs, und dieser geschah vor wenigen Jahren, so daß der Fürst Odescalchi heute wieder Herzog von Bracciano ist.

Wir betreten das Schloß selbst. Eine, wie es scheint dreifache Mauer von großer Stärke aus Basaltstücken aufgebaut, umgab ursprünglich die Burg nebst Gräben, die jetzt ausgefüllt sind. Zwei Eingänge führen in sie, einer von der Stadtseite, der andere von der Seite des Sees, gewölbte und befestigte Tore. Der Stil des Gebäudes trägt den Charakter der Frührenaissance. Die

Wandflächen, die mit Peperin eingefaßten Fenster und die Zinnen erinnern durchaus an den venetianischen Palast in Rom dessen Bau derselben Zeit angehört. Wie dort, war auch im Schlosse der Orsini der größere Hof ursprünglich von einem Säulenporticus umgeben, und dieser ist später vermauert worden. Nur ein freies, auf Säulen von Tuf ruhendes Treppenhaus, welches zum obern Stockwerk führt, ist stehen geblieben. Es zeigt wie das Portal der alten Schloßcapelle daneben, den Uebergang der Gothik in die Renaissance.

Die fünf Rundtürme geben dem ganzen Bau einen imposanten Abschluß. Sie scheinen ihn wie mächtige Säulen zu stützen oder zusammenzuhalten. Ein mit Zinnen bekrönter Gang verbindet sie alle hoch oben mit einander. Draußen an den Toren wie im Hofe sieht man noch die steinernen Wappen der Orsini aus der Zeit des Baues ihrer Burg.

Eine ältliche Frau führte uns zwei Stunden lang im Innern umher, nachdem sie sich als Deutsche zu erkennen gegeben hatte, die seit dreißig Jahren im Dienst des Hauses Odescalchi stehe, und nun ihre Tage in der Burgeinsamkeit ruhig und zufrieden beschließe. Wir durchschritten hohe gewölbte Säle und Reihen von Zimmern welche mit Roccoco- oder modernen Möbeln, namentlich vielen Schränken von Pariser Holzarbeit, erfüllt sind. Diese Räume erscheinen düster und unwohnlich, nur der Blick auf den See aus den tiefen Fenstern ist schön. Die Bedürfnisse unserer Civilisation überhaupt sind von denen jener Baronalepoche gerade so weit entfernt, wie die Villa Doria Pamfili oder Albani von diesem Orsini-Schloß. In ihm

konnte sich nur ein Baronalgeschlecht heimisch und wol fühlen, welches hinter dicken Lavamauern seine barbarischen Privilegien und Leidenschaften verschanzt hielt, während der Schwarm untertäniger Vasallen und frohnender Dienstmannen den Winken des Gebieters über ihr Eigentum und ihr Leben gehorsamte. Nur ehrgeizige Gedanken an Herrschaft, Macht und Krieg konnten hinter diesen Mauern atmen, aber die Stimme der Grazie und Muse ließ sich hier schwerlich vernehmen. Anders war es freilich im fürstlichen Schlosse zu Urbino, dem schönsten Monument der Renaissance Italiens und aus derselben Epoche. Ich erinnerte mich daran in Bracciano; dort stellte der geniale Federigo von Montefeltre, der Vater jenes Guidobald welcher dieses Schloß Bracciano belagerte, seine berühmte Bibliothek und viele Statuen auf, und machte es zu einer der geistvollsten Akademien seiner Zeit.

In den Sälen der Burg hängen wie fast überall in Baronalschlössern viele Familienbilder, doch meist aus dem 17. Jahrhundert. Die Porträts des Hauses Orsini würden, wenn man sie besäße und zusammenstellte, ganze Gallerien ausfüllen, und in der langen Reihe der Frauenbildnisse würde jedes berühmte Herrenhaus Italiens vertreten sein. Unsere Führerin wußte keins zu benennen, was ich bedauerte. Vielleicht würde sich das Bildniß der Isabella Orsini dort vorgefunden haben. Ihr Schlafzimmer wurde uns noch gezeigt, obwol diese unselige Prinzessin kaum oder nur flüchtig in diesem Schloß erschienen sein mag.

Einige Zimmerdecken sind mit Figuren von Stucco decorirt, doch überladen und geschmacklos, andere hat

Torlonia ausmalen lassen, dessen Wappen hier oft genug angebracht ist. Das Wappen eines Emporkömmlings der Geldaristokratie erscheint neben jenem des uralten Geschlechts der Orsini als Ironie der modernen Zeit auf das vergangene legitime Baronentum. Wie viele Ahnen, wie viele Kämpfe und Mühen, welche lange Geschichte von Kriegen, Friedensschlüssen und Verträgen, von Verbrechen und Tugenden mußten nicht erst vorausgehen bis ein Orsini dieses Schloß baute, und ein anderer den Herzogstitel Braccianos erlangte. All' das hatte der Bankier Torlonia nicht mehr nötig. Er war über Nacht reich geworden, und eines Tages konnte er jene ganze langweilige Geschichte einfach mit ein paar Wechseln abmachen, sein Wappen, vier goldene Sterne mit vier dicken Goldstralenbüscheln, neben die Rose Orsini stellen, und unter den hundert bestaubten Ahnenbildern des Schlosses lächelnd als Herzog umhergehen. Denn ist die Welt nicht ein käuflicher Krammarkt und Trödel?

Unsere wackere Cicerona führte uns auf die Zinnen der Burg und oben auf die Plattform eines jeden Turms; die Türme sind stumpf, und mit einem Estrich bedeckt auf dem man hinter den Zinnen stehen kann. Sie zeigte uns dort die trostlose Stelle wo einst der Graf oder Herzog über seine Vasallen und Kriegsgefangenen zu Gerichte saß, auch Marterkammern und vergitterte Kerker und anderes dergleichen infernalisch baronale Rüstzeug der guten alten Zeit der Torturen und der peinlichen Halsgerichtsordnung, wo es noch keine Parlamentsdebatten über die Abschaffung der Todesstrafe gab.

Wir blickten lieber von jenem erhabenen Standpunkt

auf den entzückenden Seespiegel nieder, wo drüben auch das luftige Haupt des Soracte sichtbar wird. Dann verließen wir das Orsini-Schloß, wanderten unter den hohen Eichen des Capuzinerklosters und durchstreiften Bracciano selbst.

Es gibt hier ein Gasthaus La Piva, wo man sehr gut aufgehoben ist. Der Verkehr ist gering. Nur im Sommer belebt er sich bisweilen durch solche Gäste, welche die nahe am See gelegenen vulcanischen Bäder von Stigliano und Vicarello besuchen wollen, deren Heilkraft schon im Altertum berühmt war.

Die Braccianer scheinen keine Industrie zu haben, außer daß nahe Eisenwerke Arbeiter beschäftigen. Wir bemerkten etrurisch geformte Krüge, mit welchen auf dem Kopfe Frauen und Mädchen zur Fontaine gingen. Diese Gefäße aus Thon werden indeß nicht hier, sondern in Vetralla angefertigt, einem der Castelle des alten Präfectenlandes.

Ich erinnerte mich daß es einst in Bracciano eine Druckerei gegeben hat, aus welcher seltsamerweise im Jahre 1624 der erste Druck der Vita di Cola di Rienzo, dieses sehr schätzbaren Products römischer Geschichtschreibung im 14. Jahrhundert, hervorgegangen ist. Wie diese Druckerei nach dem verlassenen Bracciano kam ist mir unbekannt. Heute gibt es hier von solcher Anstalt keine Spur.

Es war unsere Absicht am Morgen des folgenden Tages längs des Sees nach Anguillara zu wandern; wir stiegen demnach den Schloßberg hinab, und auf wilden Pfaden zum Ufer nieder. Anguillara reizte mich der

Geschichte seiner Grafen wegen, von denen viele im 14. Jahrhundert berühmte Senatoren Roms gewesen sind.

Dort war einst Ursus Graf, der musenfreundliche und gebildete Gönner Petrarca's, den er in seinem Schlosse Capranica gastfrei aufnahm, dem er dann als Senator Roms die Dichterkrone auf dem Capitol aufsetzte. Petrarca war ohne Zweifel von Capranica auch nach Anguillara gegangen, und hatte diesen reizenden See mit Augen gesehen, an dessen Ufer die Nachtigall den Poeten herbeizurufen scheint. Hundert Jahre darauf war Graf von Anguillara der schreckliche Eversus, zur Zeit Eugens IV. und Pius' II. ein gewaltiger, weit und breit gefürchteter Dynast Etruriens. Nach seinem Tode ließ Paul II. seine elf Burgen erobern und seinen Sohn Francesco in die Engelsburg fortführen. So kam diese Linie damals zu Falle, doch ging Anguillara später an Virginius Orsini und dessen Bastard Karl über. An Eversus erinnert noch heute in Trastevere der Rest seines Palastes: ein hoher Turm, auf dessen Gipfel in der Weihnachtszeit die Krippe dargestellt zu werden pflegt, und sein Wappen an der Außenwand des lateranischen Hospitals, für welches dieser Frevler eine fromme Stiftung gemacht hatte.

Das Wappen der Grafen von Anguillara hat zwei gekreuzte Schlangen oder Aale; wenigstens hielt ich diese Striche für Aale, und glaubte auch den Namen Anguillara von den Anguille des Sees abgeleitet. Aber in Bracciano überzeugte ich mich von meinem Irrtum: man sagte mir daß der See reich an Hechten und Karpfen (regine), doch nicht an Aalen sei; und endlich belehrte mich die Lage

Anguillara's selbst, daß der wirkliche Name Angularia sein müsse, denn in Wahrheit steht dieses Castell auf einem Vorgebirge, welches im See eine Ecke macht.

Ueber manche sumpfige Strecken mußten wir am Ufer in der Richtung auf Anguillara fortgehen, und endlich drohte uns eine große Heerde von Rindern mit prächtigen Stieren den Weg vollends abzuschneiden. Wir riefen einen Hirten herbei, der uns eine Strecke weit mit seiner Lanze beschützte und den Stieren Commandoworte zurief. Der Mann (er war aus der Mark Spoleto und hütete um Lohn) brachte uns an einen Ort, wo er seinen einsamen Tron aufgeschlagen hatte. Es war dies eine Hölung am Ufer, die ein Baum überschattete. Wir setzten uns daselbst nieder, und betrachteten mit Entzücken den blauen See vor uns, aus welchem hie und da Fische emporschnellten, und die idyllischen Heerden von Rindern und Pferden, die weit und breit das Ufer belebten. Sie suchten das Wasser um sich daran zu kühlen; aber bisweilen gerieten sie in Bewegung und rannten brüllend am Ufer hin, wenn die böse Sumpffliege, die Bremse der Io, sie peinigte.

Wir gaben die Wanderung nach Anguillara ungern auf; denn so nahe der Ort wegen der Durchsichtigkeit der Lüfte erschien, so entfernt lag er doch von uns, und außerdem hätten wir uns weiterhin den Weg durch Moore und den Buschwald von Mondragone bahnen müssen, welcher dort bis zum See hinabzureichen scheint. Wir kehrten nach Bracciano zurück über einsame Uferhöhen, wo im Gebüsch der Schluchten die tuscische

Nachtigall so wonnevoll singt wie nur immer ihre lateinische Schwester am See von Nemi. Wahrhaft befriedigt und erfrischt machten wir uns Nachmittags wieder nach Rom auf. Diese Fahrt dauerte nur fünf Stunden.

Der

Krieg der Freischaaren um Rom.

1867.

I.

Im Herbst 1866 war Italien so tief aufgeregt, wie im Jahre 1859. Oesterreich, der letzte Repräsentant der deutschen Reichsgewalt, hatte auch den Rest seiner italienischen Besitzungen an die Nation zurückgeben müssen. Der 19. October, an welchem die Oesterreicher sich nach Triest einschifften und die Italiener in Venedig einzogen, war einer der glücklichsten Tage in der Geschichte Italiens; er bezeichnete die thatsächliche Rückkehr der Nation in ihre Selbständigkeit, nach den mehr als dreihundertjährigen Leiden der Fremdherrschaft.

Diesen überraschenden Erfolg hatten die Italiener den Waffenthaten Preußens verdankt. Der mächtige Bundesgenosse, dem sie selbst gewissenhaft Treue hielten in Augenblicken, wo die Versuchung ihn zu verlassen an sie herantrat, bewirkte es, daß sie aus Niederlagen ihres Landheeres, wie ihrer Flotte, dennoch als Sieger hervorgingen.

Nach der Uebergabe Venedigs stellte Italien endlich wieder ein nationales Ganze dar, denn seine Einheit wurde nur noch durch Rom unterbrochen. Nur hier standen noch fremde Truppen, die Occupationsarmee Napoleons. Aber die Lage des weltlichen Papsttums, welches nur

dieser französische Gewalthaber aufrecht hielt, mußte jetzt eine andere werden. Oesterreich hatte Rom bisher am Po gedeckt; das furchtbare Festungsviereck war die stärkste Schanze für den Vatican selbst gewesen. Nun war dasselbe gefallen und dadurch das Band gegenseitiger Bedürfnisse zerschnitten, welches das Papsttum und die Dynastie Habsburg so lange Zeit verbunden hielt. Oesterreich gab seine unselige italienische Politik auf, und mit ihr notwendigerweise auch seine Verpflichtung gegen Rom. Italien selbst, vom österreichischen Druck befreit, stärkte die Bundesgenossenschaft Preußens, welches sich eben als die größeste Macht des Festlandes erhoben, Napoleon und Frankreich von ihrer Höhe herabgesetzt hatte, und in Deutschland dieselben nationalen Ziele verfolgte, wie die ehemals savoyische Monarchie in dem erneuerten Italien.

Man hörte im Herbst 1866 die Prophezeiung, daß der Zusammensturz des weltlichen Papsttums die unausbleibliche Folge jener Ereignisse sein müsse. Der Zeitpunkt an welchem der Convention vom 15. September 1864 gemäß die französische Occupation Roms aufhören sollte, nahte heran.

Man fragte sich, ob Napoleon diese Convention buchstäblich ausführen, das heißt seine Truppen zurückziehen werde, und wenn dies geschah, was dann mit dem Papsttum sich ereignen solle. Konnten die päpstlichen Truppen, wenige Regimenter von Einheimischen, von Fremdlingen, von Zuaven ausreichen, Rom oder die Provinzen in Ruhe zu halten, von denen man annahm, daß sie von einem Netze geheimer Verschwörungen umsponnen seien, und daß sie sich auf das erste Zeichen des mazzinistischen

Centralcomités in Florenz zum Aufstande erheben würden? Zum Schutz des Papstes hatte Napoleon die Bildung der Legion von Antibes gestattet. Dieses Corps von 1200 Mann, meistens Franzosen, unter dem Befehle des Obersten d'Argy, war schon im September 1866 in Civita Vecchia gelandet und in Rom eingerückt, sodann aber nach Viterbo in Garnison gegangen.

Der Ueberfall Palermo's durch die Banden Bentivegna's am 16. September, und deren Herrschaft in der Hauptstadt Siciliens sechs Tage hindurch, machte den tiefsten Eindruck in Rom; denn konnte hier nach dem Abzuge der Franzen nicht Aehnliches vor sich gehen? Die Aufregung wurde in den Octobertagen sehr groß. Man hörte von massenhaften Desertionen in der Legion von Antibes. Man verbreitete Gerüchte von einem Memorandum Napoleons an den Papst, worin er mit Hinweisung auf die Excesse in Palermo den Vorschlag machte, nach dem Abzuge der Franzosen italienische Besatzung in Rom aufzunehmen. Man erfand absichtlich andere Reden von directen Unterhandlungen des Papstes mit Victor Emanuel, ja von einer Aussöhnung mit Italien.

Am 29. October hielt der Papst eine Rede an die Cardinäle, und diese schlug jede Hoffnung auf einen Vergleich mit Italien nieder. Pius IX. protestirte gegen alle Acte der italienischen Regierung; er wollte auch nach dem Prager Frieden nichts von Rechten der italienischen Nation wissen; er betrachtete die Italiener noch immer nur als gottlose Rebellen; er kündigte endlich seinen Entschluß an, im Notfalle Rom zu verlassen.

Es gab hier eine fanatische Partei, welche den Papst

dazu drängte, ins Exil zu gehen. Die Jesuiten wünschten seine Flucht ebenso sehr wie die demokratische Actionspartei. Diese hoffte Rom zum Herde der Revolution zu machen, und die Republik auf dem Capitol auszurufen. Jene wünschten nichts sehnlicher, als durch das Exil des Papstes Italien in Anarchie zu stürzen, die katholischen Leidenschaften der Welt aufzuregen, und endlich die Intervention der Mächte und wo möglich die Wiederherstellung des Kirchenstaats, wie in dem Glücksjahre 1815, zu veranlassen. Nur die Gemäßigten, und diese bildeten die Mehrheit, riefen mit einem Munde: daß der Papst in Rom bleiben solle. Trotz jener heftigen Ansprache und aller andern im kirchlichen Systeme tiefbegründeten Hindernisse hofften sie noch auf die Möglichkeit eines Vergleichs mit demselben Papst, welchen man doch eben erst gewaltsam auf den Rest seines Kirchenstaats herabgebracht hatte, und dessen Sitz Rom die italienische Nation als ihre Hauptstadt beanspruchte. Verlangte man nicht eine Selbstaufopferung von diesem Papst, von der die praktische Geschichte keines Staats und keines Herrschers, welcher Natur immer sie sein mögen, je ein Beispiel aufgestellt hat? Die weltliche Papstgewalt ist ein unevangelisches Princip, aber sie ist ein historischer Zustand von schon tausendjähriger Dauer, und für die Stellung des Papsttums selbst offenbar von solcher Bedeutung, daß dies weltliche Dominium nur durch eine Reform der europäischen Verhältnisse beseitigt werden kann. Daß diese begonnen hat, ist ebenso offenbar; aber ehe sie vollzogen ist, wird jeder Papst seine weltliche Macht zurückzufordern nicht aufhören.

Die italienische Regierung schien damals aufrichtig zu Unterhandlungen geneigt; sie erklärte, daß sie die Artikel der Septemberconvention gewissenhaft achten, nach Abzug der Franzosen weder selbst einen Angriff auf das römische Gebiet thun, noch einen solchen dulden werde. Sie zog Truppen an den Gränzen zusammen, um diese zu überwachen, das heißt, um das Einschleichen von Freischaarenbanden ins Römische zu verhindern. Zugleich war die französische Regierung bemüht, die Differenz wegen der päpstlichen Schuld auszugleichen; sie übernahm die Zahlung der Schuldrückstände für die von Italien annectirten Provinzen des Kirchenstaats im Betrage von zwölf Millionen an den Papst. Sie überließ es der italienischen Regierung, mit der Actionspartei fertig zu werden, von welcher man wol wußte, daß sie den Septembervertrag in derselben Stunde zu durchbrechen sich vorgenommen hatte, in welcher er unterzeichnet worden war. Es kam jetzt darauf an, ob die italienische Regierung den Willen und auch die Macht besaß den Ungestüm der Demokraten niederzuhalten, deren Ziel kein Geheimniß war. Nach dem Abzuge der Franzosen wollten sie den Umsturz des Papsttums und die Vereinigung Roms mit Italien als dessen Hauptstadt dadurch erreichen, daß sie die Revolution in das päpstliche Land warfen, und die italienische Regierung nötigten, den Septembervertrag zu brechen, und in Rom einzurücken, sei es mit dem Willen Napoleons, wenn er eine vollendete Thatsache zum zweiten Mal anerkannte, oder ohne ihn, wenn er intervenirte, indem dann die italienische Armee der französischen zuvorkam.

Während der nahende Abzug der Franzosen die päpstliche Curie aufregte und mit dem Zweifel bedrängte, ob

der Papst, der Revolution gegenüber schutzlos, die Stadt verlassen, oder ausharren solle, wurde unter den Nationalen die Frage besprochen: was das römische Volk selbst in dieser neuen Lage der Dinge thun solle. Man gab im November eine Schrift aus, mit dem Titel Il Senato di Roma ed il Papa, und schickte sie heimlich an alle Gesandte, an die Cardinäle und die römischen Großen. Alte Ideen municipaler Selbständigkeit wachten wieder auf; die Schatten des Cola di Rienzo, des Laurentius Valla und des Stefano Porcaro redeten wieder zum Volke der Römer. Aber es ist zweifelhaft ob diese Schatten von Römern selbst und in Rom citirt, oder in einem florentiner Cabinet heraufbeschworen und dann nach Rom hinübergeschickt waren. Die Schrift suchte aus der Geschichte des Mittelalters nachzuweisen, daß die Stadt Rom nie in eigentlichem Untertanenverhältniß zum Papst gewesen sei, daß sie noch immer ihr Selbstbestimmungsrecht bewahre, daß daher nach dem Abzuge der Franzosen der Senat und die municipale Gewalt des Volks auf dem Capitol herzustellen und durch Gemeindebeschluß Victor Emanuel zur Krönung mit der Krone Italiens auf dies Capitol zu berufen sei.

Der Schluß der merkwürdigen Schrift lautete so:

„Die Zeit der Gewalttätigkeiten ist vorüber; die französischen Truppen welche Rom siebzehn Jahre lang besetzt gehalten, sind im Begriffe das italienische Land zu verlassen; die römischen Milizen des Papstes wanken in ihrer Treue; schwach durch Zahl und Disciplin fühlen sie die Schmach einer Fahne zu dienen, welche nicht die des Vaterlandes ist; die Miettruppen sind gering und treulos, und sie

fürchten den Zorn des Volks, welches nicht erträgt, die Ausübung eines heiligen Rechts von einer Schaar von Abenteurern sich bestritten zu sehen. Das römische Volk will am Leben Italiens Anteil haben; die römische Jugend hat schon mit einigen Patriziern ihre Stimme abgegeben, indem sie sich unter die Fahne des Königs reihte. Alle Bürger endlich wollen den Frieden, die Ordnung, die Freiheit, und sie sind nicht Willens von der Gnade gieriger Condottieri oder toller Ultramontanen abzuhängen. Der Clerus selbst, das heißt jener römische, einfache, gebildete und tugendhafte Clerus, der nicht mit der Curie und dem Fremden bulte, sehnt sich seine Stimme mit denen von Mailand und Venedig zu vereinigen. Mit einem Wort: die moralische Revolution ist vollendet. Wenn die Gemüter noch ruhig sind, wenn noch kein ernster Vorgang ihre heißen Wünsche kund thut, so geschieht es, weil man den ersehnten Abzug der Franzosen von Rom nicht durch eine unvorsichtige Bewegung stören will.

„Sobald aber dieser eingetreten ist, muß die ganze Bürgerschaft mit der Ruhe und Würde, welche der Ausübung eines unveräußerlichen Rechts eigen sind, ihre Commune und ihre gesetzmäßige politische Vertretung wiederherstellen; diese muß sie verteidigen, und die öffentliche Ordnung durch die städtische Miliz aufrechthalten, hierauf aber der Welt ihren Willen kund thun. Das römische Volk, wieder Herr seiner selbst, muß über sein eigenes Geschick zu seinem und des Vaterlandes Besten verfügen, und von dem Recht Gebrauch machen, welches die politische Maxime seiner Vorfahren und das System seines Senats gewesen ist, und welches heute Europa auf alle civilisirten

Völker ausgedehnt hat; von den Römern selbst aber hat es sogar den Ausdruck dafür «das plebiscitum» entlehnt. Das römische Volk wird sich daher von der einen Seite zum Könige Italiens wenden und ihm sagen: «Sire, kommt zu uns, die Wünsche unserer Väter zu erfüllen; kommt Euch mit dem Lorbeer zu krönen, welchen Dante, Machiavelli und Gioberti Euch verheißen haben, und den Ihr durch Eure und des Heeres Tapferkeit, wie durch das Blut so vieler Märtyrer errungen habt. Kommt die Sehnsucht so vieler Jahrhunderte wahr zu machen, indem Ihr Euch mit jener eisernen Krone auf dem Capitol krönt, die Ihr am Po erobert habt. Wir Römer werden glücklich sein, wenn wir von heute ab dazu berufen sind, diese Krone zusammen mit allen italienischen Völkern als Symbol der bürgerlichen Freiheit in der nationalen Unabhängigkeit zu verteidigen.»

„Von der andern Seite soll sich das römische Volk zum Vatican wenden, und so zum Papste reden: «Heiliger Vater, die italienische Revolution hat ihren Lauf beendigt und ihr Ziel erreicht. Sie steht jetzt still vor der ehrwürdigen Basilika der Apostel, um zu erklären, daß sie nichts mehr zu erobern, daß sie ihre Aufgabe verwirklicht hat, daß ihre Absicht nicht ist, die Grundlage der Religion Christi zu erschüttern, welche die Religion von ganz Italien ist, dessen Primas Ihr seid, sondern daß es vielmehr ihre Aufgabe ist, ihr jene Freiheit wieder zu geben, welche sie stets vergebens von den Monarchen zurückforderte, die ihr Recht einzig und allein auf das Schwert begründet haben. Unter dem Schutz der Gesetze, im Schatten einer Fahne auf welcher geschrieben steht: Freiheit der

Kirche und des Staats, könnet Ihr Euer heiliges Amt frei verwalten, nicht mehr umgeben von fremden Waffen, sondern kräftig beschützt von der Achtung und der Verehrung, von uns, stets Euern treuen Söhnen, wenn auch nicht mehr Euern Untertanen.»“

Die Schrift trug als Datum Roma, il giorno de' Morti, die Unterschrift Stefano Porcari, und auf dem Titel als Druckort Romae, ex aedibus Maximis 1866. Sie machte großes Aufsehen; alle Blätter redeten von ihr; sie verbreitete sich auch in Paris.

Bald darauf erschien das Rundschreiben Ricasoli's vom 15. November, an alle Präfecten Italiens, worin das florentinische Cabinet erklärte, daß es die Septemberconvention gewissenhaft einhalten werde, daß die päpstliche Regierung im Weltlichen, eine Anomalie inmitten der Civilisation unseres Jahrhunderts, nunmehr in dieselbe Linie mit andern fürstlichen Herrschaften gestellt sei, das heißt, daß man den Papst einfach, Rom gegenüber, allein lasse; wo er sein Verhältniß zu den Römern, oder wo diese das ihre zu ihm selbst zu ordnen hätten. Im Grunde kam dies Circular auf dasselbe hinaus, was jene Schrift des Stefano Porcari gesagt hatte.

Die tief erbitterten Päpstlichen erkannten in dem Erlasse Ricasoli's die Aufforderung zur Revolution. Sie drangen immer heftiger in den Papst, ins Exil zu gehen. Nach ihrer Idee sollte er Rom verlassen, von seinen Truppen umgeben in Civita Vecchia residiren und sich dort behaupten, dem Beispiele von Päpsten des Mittelalters folgend, welche in Viterbo oder andern Landstädten sich so lange verschanzt gehalten, bis sie eine Umwälzung

nach Rom zurückrief. Im Hafen von Civita Vecchia, so sagten dem Papst diese jesuitischen Ratgeber, würden sich zu seinem Schutze die Flotten der Mächte sammeln; und in der That ankerten dort im November ein paar Kriegsschiffe Frankreichs, Spaniens und Oesterreichs. So wollte man Civita Vecchia zu dem letzten Ptolemais des Papsttums machen. Aber Pius IX. bebte vor dem Gedanken zurück Rom zu verlassen. Sollte dieser Greis noch einmal am Ende seines Lebens die Bitterkeit des Exils und der Flucht auf sich nehmen? Dem Kaiser Napoleon, welcher den General Fleury nach Florenz schickte, lag viel daran, den Papst im Vatican festzuhalten; dort war er schwach; im Exil konnte er stark oder gefährlich werden, indem er das katholische Frankreich in Bewegung brachte, wo der gesammte Episcopat im Dienste des bedrängten Papsttums eine geschlossene Phalanx bildete. Es ging das Gerücht, daß die Kaiserin Eugenie selbst nach Rom kommen werde. Da sich diese Dame nicht als Mathilde von Canossa in die Bresche stellen konnte, welche der französische General Montebello zu verlassen im Begriffe war, so konnte sie (so sagte man) nur als Abgesandte ihres Gemales kommen, um den Papst anzuflehen, die Vergleichsartikel anzunehmen, die man in Florenz entwarf, und ihn im Vatican festzuhalten.

II.

Die französischen Truppen waren allmälig aus ihren Garnisonen in der Campagna abgezogen; sie rückten in Rom ein, um von hier nach Civita Vecchia zur Einschiffung abzugehen. Es ging die Rede, daß der Papst am 4. December eben dahin reisen werde, um die neuen Hafenbauten zu besichtigen oder um zu prüfen, ob er in Civita Vecchia unter dem Schutze seiner Truppen seinen Sitz nehmen könne. Viele sagten, er wolle sich einschiffen.

Ein Flugblatt wurde ausgestreut: „Fra Giusto an die Römer.“ Es hieß darin, daß Rom von der Vorsehung bestellt sei, die neue Civilisation mit der alten, die Freiheit mit dem Glauben zu versöhnen und die Menschheit durch ein Werk der socialen und religiösen Wiedergeburt zu befreien, welches ewig gültig sein soll, wie das römische Recht und das Evangelium. Die römische Freiheit, gereinigt von dem Materialismus des Heidentums und geheiligt durch die christliche Emancipation, werde der Grundstein der religiösen Autorität sein, und diese selbst, von den materiellen Formen des Fürstentums befreit, in der ganzen Reinheit ihres geistigen Wesens neu hervortreten. Mit würdevoller Ruhe werden die Römer Victor Emanuel aufnehmen, welcher nur hier, in den Mauern

Roms, die Freiheit der Nation vollenden könne. Der römische Idealist ermahnte seine Mitbürger, sich von allen extremen Parteien fern zu halten. Er sagte am Schluß: „Die Drohung der Flucht, welche menschliche Bosheit dem Papst in den Mund gelegt hat, entspricht nicht der Güte seines Herzens und sie beleidigt die heilige Pflicht seines apostolischen Amts. Christus hat es feierlich erklärt: daß die Flucht die That des Löhners, aber nicht des Hirten sei, dem die Heerde angehört. Pius IX. ist sich seiner Pflichten zu tief bewußt, um feige zu entfliehen, oder zu erlauben, daß die Straßen dieser heiligen Stadt unter seinen, des Statthalters des Friedensgottes Augen mit dem Blute seiner Kinder besudelt werden. Wenn aber die Arglist seiner Räte ihn wirklich aus Rom mit sich reißen, wenn die Wildheit seiner Generale und seiner Söldlinge das Blut der Römer vergießen sollte, dann werden die Welt und Gott, die Richter dieser Feigheit und dieser Frevel, den vollen Triumf der Geschicke Italiens nur beschleunigen und jede legitime Verteidigung von Eurer Seite rechtfertigen."

Die Franzosen begannen von Rom abzurücken. Am 6. December verabschiedete sich der commandirende General Montebello mit seinen Officieren im Vatican. Die Scene war feierlich; der Papst erschien milde und ernst. Die Abschiedsrede des Generals, oder vielmehr seines Kaisers und die Antwort des Papstes sind von historischem Wert, da sie die Lage und Stimmung des Augenblickes ausdrückten.[1]

[1] Ich gebe sie nach der Abschrift eines französischen Officiers, welcher Zeuge dieser Abschiedsscene war.

Der General sagte:

„Heiliger Vater, indem ich komme, Eurer Heiligkeit zum letztenmal unsere ehrfürchtige Huldigung darzubringen und um Ihren Segen zu flehen, kann ich meine tiefe Bewegung nicht bemeistern. Es gibt Verhältnisse, unter denen die vom Abschied untrennbare Traurigkeit sich in wirklichen Schmerz verwandelt. Doch ein Gedanke tröstet mich: wenn der Kaiser, seinen Verpflichtungen getreu, seine Truppen von Rom zurückzieht, so zieht er doch nicht seinen Schutz vom heiligen Stule zurück. Unserer siebenzehn Jahre langen Occupation folgt eine moralische Protection, die nicht minder imposant und wirkungsvoll sein wird, ein Zügel nämlich für die einen, und eine Ermutigung für die andern.

„Möchte die Zeit, welche in der Hand des mächtigen und erbarmenden Gottes die Leidenschaften beruhigt und die Schmerzen stillt, und noch mehr aufbaut als zerstört, möchte allen die Zeit diesen Geist der Versöhnung einflößen, welcher allein die Lösung der gegenwärtigen Schwierigkeit herbeiführen und dem Oberpriester der Religion die Unabhängigkeit und Sicherheit gewähren kann, deren er bedarf, um seine geistliche Thätigkeit in Freiheit bis zu den Enden der Welt auszudehnen.

„Dies sind die Wünsche, die Huldigungen meiner Ehrfurcht und der Ausdruck meiner tiefen Dankbarkeit, welche ich demutsvoll zu den Füßen Ew. Heiligkeit niederlege."

Der Papst antwortete in französischer Sprache:

„Ich bin gekommen, meine teuern Söhne, euch vor eurem Abzuge Lebewol zu sagen.

„Als eure Fahne Frankreich verließ, mit der Mission

die Rechte des heiligen Stules zu schützen, war sie von den Wünschen und Segnungen aller katholischen Herzen begleitet worden. Sie kehrt nach Frankreich zurück, und ich wünsche, daß sie dort in gleicher Weise empfangen werde. Aber ich weiß nicht, ob dies geschehen wird. Man schreibt mir, daß die Herzen der Katholiken aufgeregt sind, indem sie an die schwierige Lage denken, worin sich der Vicar Christi, das Haupt der katholischen Religion befindet.

„Wie ich schon euern Waffenbrüdern es gesagt habe: man darf sich keiner Illusion hingeben; die Revolution wird bis hierher kommen.

„Sie haben es gesagt und versichert, sie haben es proclamirt; ihr habt es gehört, und habt es gelesen. Man hat einer hohen Person Italiens das Wort in den Mund gelegt: Italien ist gemacht, aber noch nicht vollendet. Vielleicht hätte er sagen können, daß es noch nicht vollkommen zu nichte gemacht sei. Denn noch bleibt ein Fetzen von Land übrig, wo noch die Ruhe, die Gerechtigkeit, die Ordnung und die Religion herrschen.

„Sie können vielleicht ihre Fahne auf dem Capitol aufpflanzen, aber ich weiß, daß der tarpejische Felsen nahe am Capitol ist.

„Sie können leicht eine Zeitlang Herren bleiben und alles umstürzen. Was ist da zu thun? Was ist davon zu sagen?

„Es sind fünf oder sechs Jahre her, daß ich mit einem Repräsentanten von Frankreich redete. Vor seiner Abreise fragte er mich, ob ich etwas an den Kaiser zu sagen hätte; ich weiß nicht genau, doch ich erinnere mich, daß ich ihm etwa dieses sagte: Ich will Ihnen einen kleinen Vorgang aus der Kirchengeschichte erzählen. S. Augustin war Bischof von Hippo, einer Stadt, welche Sie kennen, denn sie gehört zu Ihren Besitzungen in Afrika, als diese Stadt von einer Barbaren-Armee belagert ward. Er sah alle Schrecknisse über die Einwohner hereinbrechen, wenn diese Armee in die Stadt eindrang, und er rief zu Gott: ich will sterben ehe ich Zeuge dieser Gräuel werde. Dies sagen Sie von meiner Seite dem Kaiser. Der Gesandte sagte mir: Beruhigen Sie sich, heiliger Vater, diese Barbaren werden hier nicht eindringen.

„Er war kein Prophet; er war ein redlicher Ehrenmann.

„Ein anderer — er nimmt jetzt einen hohen Posten ein — sagte mir: Rom kann nicht die Hauptstadt eines Königreiches sein; es fehlt ihm alles dazu, während es alles besitzt, um die Hauptstadt der katholischen Welt zu sein. Diese Worte sind gut und tröstlich, ohne Zweifel, aber ich wiederhole es: die Revolution kann kommen; ich habe keine Hülfe auf Erden.

„Aber ich bin ruhig und gefaßt, und ich vertraue auf eine große Macht, die mir die nötigen Kräfte geben wird; dies ist Gott, der mich aufrecht hält.

„Geht, meine Söhne, mit meinem Segen und meiner Liebe, und bringet sie euren Familien und euren Freunden. Wenn ihr euren Kaiser sehet, den Kaiser von Frankreich, so sagt ihm, daß ich täglich für ihn bete. Man sagt mir, daß seine Gesundheit nicht gut sei: ich bete für seine Gesundheit; man schreibt mir, daß seine Seele nicht ruhig sei: ich bete für seine Ruhe.

„Der Kaiser ist das Haupt einer achtunggebietenden

Nation, welche den Titel der «allerchristlichsten» trägt; das ist ein schöner Titel, aber man muß etwas thun, um ihn zu verdienen; dieser Titel muß etwas mehr als der bloße Ausdruck des Herzens sein.

„Man muß beten, und diese Gebete mit Demut, Vertrauen und Standhaftigkeit begleiten; mit diesem Gottvertrauen achtet sich der Chef einer Nation selbst, macht er sich stark und kann er erreichen, was er wünscht.

„Ich ereifre mich nicht; ihr seht, ich bin ruhig. Ich sehe, daß die Welt nicht ruhig ist; ich vertraue auf den Schutz und die Gnade Gottes, und gebe euch so meinen Segen. Er begleite euch auf euerm Lebenswege!"

Die Rede des greisen Papstes machte tiefen Eindruck. Viele französische Officiere waren streng päpstlich gesinnt, viele haßten Italien; andere verabscheuten dessen Bündniß mit Preußen, welches das Werk der Befreiung Italiens Napoleon gleichsam aus den Händen genommen hatte, nun an Stelle Frankreichs in die Intimität jenes Landes getreten war, und vielleicht mit ihm vereinigt seine Waffen wider Frankreich kehren konnte. Viele empfanden den Rückzug aus Rom als eine moralische Niederlage, als die Preisgabe jener wahrhaft imperialen und weltgebietenden Stellung, welche Frankreich bisher eingenommen hatte. Die französischen Soldaten strömten massenhaft nach dem Vatican, vom Papst geweihte Rosenkränze in ihre Heimat mitzunehmen.

Der Abzug der Regimenter ging seit dem 7. December in der Stille vor sich. Man hörte sie bei Tagesgrauen durch die Stadt ziehen. Sie ließen zum Lebewol die kriegerischen Klänge ihres Marsches Partant pour la Syrie

erschallen, welche Rom aus dem Schlummer weckten. Dies war ihr einziger Abschiedsgruß. So anspruchsvoll sie einst nach Rom gekommen waren, so anspruchslos und unbemerkt schieden sie.

Römische Wachen bezogen alle Tore, das Capitol und die Hauptwache auf dem Platz Colonna. Die Physiognomie der Stadt wurde ganz verändert. Die Römer, seit siebzehn Jahren an den Anblick jener prächtigen Regimenter Frankreichs gewöhnt, staunten die päpstlichen Bleisoldaten verwundert an, die an deren Stelle getreten waren. Jetzt wurde Rom grabesstill. Man fühlte das Ablösen eines geschichtlichen Zustandes, und wie das Papsttum in tiefer Einsamkeit auf einer öden Scene zurückblieb.

Am 11. December, um 8 Uhr des Morgens, übergaben die Franzosen auch den letzten Posten, das Castell S. Angelo. Ein Zuavenlieutenant rückte mit einer halben Compagnie an das Gitter des Castells, dahinter die französischen Wachen unter Gewehr standen. Man parlamentirte. Ein päpstlicher General erschien. Die französische Fahne wurde niedergelassen, die päpstliche aufgezogen. Man präsentirte das Gewehr; die Franzosen zogen ab, die Zuaven ein.

Das Banner der Kirche flatterte wieder auf dem Grabmale Hadrians, neben dem bronzenen Erzengel Michael. Dieser Engel, der mit ausgebreiteten Flügeln über Rom schwebt, sein mächtiges Schwert in die Scheide steckend, ist das schönste Symbol für die Kirche, die der Welt den Frieden geben soll: es ist eine jener in der Mythe verkörperten Ideen, welche die Menschheit in ihrem sehnsüchtigen Schmerz zu dichten pflegt. Gibt

es in der Symbolik aller Zeiten etwas, was so tiefsinnig wäre, wie dieser über dem tragischen Grabmal römischer Kaiser, ja über dem ewigen Rom schwebende Engel, der sein Schwert in die Scheide steckt, Erlösung aus Todesnot und Frieden zu verkündigen? Am 11. December 1866 erschien er dort in einer neuen symbolischen Bedeutung. War es das unevangelische Schwert der weltlichen Gewalt der Päpste, deren Reich nicht von dieser Welt sein soll, welches der Erzengel jetzt und für immer in die Scheide steckte? Dieses Schwert, gegen welches einst Arnold von Brescia, Dante, unsre Heinriche und die Hohenstaufen gekämpft haben? Oder bedeutete es nur den schützenden Degen, welchen Frankreich einsteckte, indem es jetzt den Papst verließ?

Die Entfernung der Franzosen ließ eine fühlbare Lücke zurück. Siebzehn lange Jahre machten diese französischen Soldaten nicht zu Bürgern, doch zu Bewohnern Roms, und ihre glänzend kriegerische Erscheinung war ein auffallender Zug in dem täglichen Leben der Stadt gewesen. Der Haß, mit dem sie das Volk anfangs empfangen hatte, war in der Gewohnheit untergegangen, wozu ihr musterhaftes Benehmen nicht wenig beigetragen. Von allen Occupationen eines Landes durch fremde Truppen war diese französische Roms die erträglichste. Sie hatte auch keine Eroberung sondern nur den Schutz des Papsttums ausgedrückt. Sie kostete dem Lande nichts, sie bereicherte es. Jährlich brachten die Franzosen 12 Millionen Francs in Rom in Umlauf. Der Verlust dieser Einnahme konnte empfindlich werden, aber in normalen Verhältnissen würde das Papsttum den Abzug einer fremden Occupationsarmee

nur mit Freude begrüßt haben. Denn die päpstliche Regierung war erst jetzt wieder selbständig geworden, nachdem siebzehn Jahre lang das französische Militärcommando neben ihr eine zweite Regierung gebildet hatte, mit deren Forderungen die päpstlichen Behörden nicht selten in einen demütigenden Widerspruch geraten mußten.

Am 14. December 1866 schifften sich auch die letzten französischen Truppen in Civita Vecchia ein, so daß an diesem Tage in der That in ganz Italien kein fremdes Banner mehr wehte. Das war ein vollkommen neuer Zustand in der Geschichte des Landes, und hier seit dem Jahre 1494 nicht mehr erlebt worden. Indem Frankreich, durch das nationale Recht Italiens und die öffentliche Meinung Europas gezwungen, seine Stellung in Rom aufgab, nachdem es Oesterreich genötigt hatte, sich aus Italien zurückzuziehen, war mit dieser großen Thatsache ein neues völkerrechtliches Princip zur Geltung gekommen.

An demselben Tage gab das geheime römische National-Comité ein festliches und würdevolles Flugblatt aus, dieses Inhalts:

„Römer! Endlich hat der letzte französische Soldat Rom, der letzte Fremdling Italien verlassen. Von den Alpen bis zum Meer entfaltet kein fremdes Banner mehr auf italienischer Erde Gewaltherrschaft oder ungerechte Protection. Dies Schauspiel ist schmerzlich für unsre eingeschüchterten Unterdrücker, tröstlich für uns selbst, die wir nach achtzehn Jahren die Stirne wieder erheben, und Rom als Herrin ihrer eigenen Geschicke sehen. Dieser große Tag sei der Erinnerung und dem Herzen jedes Römers tief eingedrückt, welcher die Liebe zu seinem bis-

her entwürdigten Vaterlande fühlt. Dieser Tag, der 14. December 1866, eröffnet eine ganze Aera, die nämlich, welche neben dem vom verhaßten Despotismus gereinigten und freien Priestertum der Religion auch Rom selbst frei und blühend sehen wird.

„Uns, ihr Römer, gehört das große Werk. Eine späte Gerechtigkeit legt das Geschick des Landes wieder in unsre Hände zurück, denen es so lange entzogen war. Die Stunde ist feierlich und entscheidend. Die ganze Welt, bewegt und nach verschiedenen Richtungen hingedrängt, blickt auf Rom. Wir, stark durch die Gewalt eines unveräußerlichen Rechts, entschlossen es auszuüben ohne im geringsten die Rechte der geistlichen Gewalt zu verletzen, wollen für das große Ereigniß Herz und Kopf, und wenn es notthut den Arm bereit halten. Keine eiteln Reden, keine unverständigen Bewegungen, oder vereinzelten und unzeitigen Handlungen! Aus unsern Reihen bleibe ein jeder, der für dieses ernste Bedürfniß letzter und schwerer Entschlüsse keinen andern Tribut darzubringen weiß. Das Vaterland ist reich an Mut und bürgerlicher Tugend; der entscheidende Augenblick wird dies zeigen. Es bedarf keiner nichtigen und regellosen Kundgebungen. Denn sie wären es eben, was unsre Feinde am sehnlichsten wünschen, jene die auf Verwirrungen rechnen, von neuer fremder Invasion träumen, und zahlreich und voll Arglist uns umgeben, ausspähen und uns nachstellen. Zweifelt nicht: auf ihnen ruht unermüdlich der Blick derer, die unser Loos bewachen. Aber gegen sie bedarf es im höchsten Maße der Einheit und Ordnung, der starken, entschlossenen und ruhigen Haltung während der Uebergangszeit,

die uns jetzt von der Erfüllung unserer Wünsche trennt. Sammeln wir uns, reichen wir uns alle die Hände, schließen wir eine feste Kette um den Namen und den Ruhm von Rom. Im Namen des Vaterlandes, kein Teil unserer Kräfte darf in diesen feierlichen Augenblicken verloren gehen. So geeinigt und fest an einander geschlossen, wollen wir die geeignete Zeit erwarten. Der Sieg ist gewiß. Die Tage des priesterlichen Despotismus sind schon unerbittlich gezählt. Euer Comité wird euch wo es notthut mit Rat und That nicht fehlen.

Rom, 14. December 1866. Das Römische National-Comité.“

III.

Die Erwartung, daß dem Abzuge der Franzosen die Erhebung wenn nicht Roms, so doch der Landstädte und namentlich Viterbo's folgen werde, verwirklichte sich nicht; denn nirgend wurde die Ruhe gestört. Ihre überraschende Erhaltung war die Wirkung sowol der guten Manneszucht der päpstlichen Armee, welche sich neu organisirt hatte, als der Befehle, die von Florenz aus an das National-Comité in Rom gelangten. Die italienische Regierung hatte, um einen Beweis des guten Willens zu geben, die Rückkehr aller vertriebenen oder in Haft gehaltenen Bischöfe auf ihre Sitze gestattet. Sie hatte Tonello nach Rom geschickt, nicht allein um wegen des Eides der Bischöfe und des königlichen Exequatur ein Abkommen zu treffen, sondern um jenes große Finanzproject in Vorschlag zu bringen, wonach das geistliche Vermögen in Italien (man schätzte es auf zwei Milliarden Francs) in eine mobile Rente verwandelt werden, und die Kirche sich gleichsam ihre Freiheit vom Staate erkaufen sollte. Diese Unterhandlungen beschäftigten, auch wenn sie keinen Erfolg hatten, die öffentliche Aufmerksamkeit, und sie stärkten die Absicht derer, welche noch auf eine Versöhnung hofften. Die römische Frage war durch den Rückzug der französischen

Besatzung der Sphäre europäischer Angelegenheiten entrückt und zu einer italienischen herabgesetzt worden. Das Papsttum fand sich von Italien rings umschlossen, der italienischen Nation und ihren Forderungen allein gegenüber, und dieser Zustand erschien so unhaltbar, daß viele der Ansicht waren, die Not werde endlich die Brücke zwischen Rom und Italien auferbauen.

Die italienische Partei in der Stadt hatte sich in dem römischen National-Comité organisirt, und dies empfing seine Richtung von der florentiner Regierung, als deren Organ es galt. Seine Grundsätze waren: die Versöhnung mit dem der weltlichen Gewalt entkleideten Papsttum; die Annexion Roms an Italien durch Volksabstimmung, die Erklärung Roms zur Hauptstadt unter der savoyischen Dynastie. Es drang auf Erhaltung der Ruhe, und auf passiven Widerstand.

Ihm stellte sich jedoch seit dem Ende 1866 die mazzinistische Partei entgegen, und diese wollte den Umsturz des Papsttums und die Aufrichtung der Republik in Rom, nach welcher, wie diese Radicalen träumten, die allgemeine sociale Umwälzung Europas oder der Menschheit erfolgen würde. Beide Parteien begannen einander feindlich zu bekämpfen, und auch dieser Zwiespalt war eine Ursache mehr für die Fortdauer eines ruhigen Zustandes in der Stadt. Wegen der beruhigenden Absicht des National-Comités gaben die Mazzinisten diesem den Spottnamen la Malva. Beide Parteien ließen Flugblätter und ihre heimlichen Zeitungen drucken, die nationale die „Roma dei Romani", die mazzinistische die „Sveglia" (den Wecker). Das geheime Leben und Treiben dieser unterirdischen

Regierungen Roms, der revolutionären Roma subterranea, entzog sich dem Blicke der Polizei, welche ihre Häupter, ihre Locale und geheimen Pressen nicht entdeckte. Vielleicht wurden jene Zeitungen nicht einmal in Rom selbst, sondern draußen gedruckt.

Die Mazzinisten und die ihrer Secte zum Teil angehörigen römischen Emigranten hielten lebhafte Zusammenkünfte im Neapolitanischen und vor allem in Umbrien. Ihre Logen breiteten sich über ganz Italien aus, und sie machten in den Städten Propaganda für den Plan einer bewaffneten Invasion des Kirchenstaats. Schon im Januar sammelte man ein Waffendepot in Terni, wohin man die römischen Emigranten aus der Lombardei rief. Heimlich sollten die Waffen ins Römische, namentlich nach Viterbo eingeführt werden. Schon am 19. Januar meldete dies Moustier, der französische Minister des Auswärtigen, dem Botschafter des Kaisers in Florenz, damit er die italienische Regierung auf solche Umtriebe aufmerksam mache.

Nachts am 10. Februar 1867 gab die mazzinistische Secte ihr erstes Lebenszeichen; man warf an vielen Orten Petarden, deren Knall die Stadt erschreckte. Es war der Jahrestag der Proclamation der römischen Republik von 1849. Sonst fielen keine Excesse vor; nur den Besuch der Theater und des Carnevals hatte das National-Comité untersagt, und wol niemals sah man einen traurigeren Carneval, als den des Jahres 1867. Draußen, selbst vor den Toren Roms, mehrte sich das Brigantenwesen auf schreckliche Weise. Alle Straßen wurden unsicher; bis die päpstliche Regierung mit einem energischen Gesetz und mit wirksamen militärischen Maßregeln auftrat.

Die Aufregung in Italien wuchs. Nach der Verwerfung des Finanzprojects Scialoja's durch die Partei der Demokraten und radicalen Feinde jeder kirchlichen Freiheit war die italienische Kammer aufgelöst worden; die Neuwahlen spalteten sodann das ganze Land und drohten es in Revolution zu stürzen. Seit der Verlegung der Hauptstadt waren die Grundlagen der italienischen Regierung überhaupt erschüttert worden; die Monarchie schwankte trotz des Erwerbes von Venedig; ihre Mißachtung hatte der traurige Krieg des Jahres 1866 vermehrt. Unredlichkeit in der ganzen Verwaltung, schneller Wechsel der Ministerien, Finanzbedrängniß, innere Zerspaltung brachten einen an Anarchie gränzenden Zustand hervor in welchem sich die Regierung demoralisirte. Die Actionspartei forderte immer ungestümer den Bruch der Septemberconvention; sie organisirte sich nicht allein in geheimen Verbindungen, sondern bildete offen Vereine für eine Invasion des Kirchenstaats. Comités zu diesem Zweck entstanden in Florenz, in Genua und Bologna, und anderswo, ohne daß die Regierung ihnen in den Weg trat. Garibaldi hatte sich wieder an die Mazzinisten angeschlossen und machte ihren Plan zu dem seinigen. Er kam während der Wahlkämpfe für die neue Kammer am 23. Februar von Caprera nach Florenz, um der demokratischen Partei zum Siege zu verhelfen. Seither reiste er als Agitator durch die Städte Italiens, überall seine Reden haltend und das Volk zum Kriege auf Leben und Tod wider das Priestertum aufreizend, aus dessen Händen jetzt Rom zu befreien sei.

Am 22. März eröffnete der König das neue Parlament, welches im Ganzen die Zusammensetzung des vorauf-

gegangenen hatte, mit einer Rede, worin er von Rom schwieg. Am Anfange des April trat Urban Rattazzi wieder an die Spitze des Ministeriums, und gerade unter diesem Mann hoffte die Revolutionspartei durchzusetzen was ihr unter dem Regiment Ricasoli's nicht gelingen konnte, obwol sie sich mit Ingrimm dessen erinnerte, daß Rattazzi es war, der auf Befehl Napoleons das Trauerspiel von Aspromonte durchgeführt hatte.

Schon hatte sich neben der Regierung des Staats eine andere demokratische gebildet, diejenige der Garibaldi'schen Actionspartei, mit dem offen ausgesprochenen Zweck einer römischen Invasion. Garibaldi wurde zu deren Haupt gewählt, und zwar durch ein mazzinistisches Comité, welches unter dem Namen Centro dell' Insorrezione di Roma von Rom aus Sendschreiben erließ, obwol sein Dasein in dieser Stadt selbst zweifelhaft war. Dieses Comité rief am 1. April die Römer auf, sich zu erheben und die Regierung der Priester zu stürzen; es versicherte, daß gleichzeitig andre Städte im Kirchenstaat aufstehen würden, da alles vorbereitet sei; es proclamirte Garibaldi als Führer des Aufstandes, weil er noch immer seit 1849 der vom römischen Volk ernannte, rechtmäßige römische General geblieben sei. Er habe dies Mandat von neuem angenommen. Zur Bestätigung dessen wurde ein Brief Garibaldi's an das Centrum der Insurrection abgedruckt, datirt S. Fiorano am 22. März, worin er erklärte, daß er stolz auf den Titel „römischer General" und bereit sei, dem Rufe zu folgen und die Römer ernannt habe, welche den Ausschuß der römischen Emigration in Florenz bilden sollten.

Gegen diesen Aufruf der Radicalen erließ das römische National-Comité der Gemäßigten einen Protest am 9. April, die Römer ermahnend, sich nicht zu Unsinnigkeiten verleiten zu lassen, sondern die rechte Zeit des Handelns abzuwarten. In der That wurde die Ruhe nicht gestört; auch am 12. April, wo man den Jahrestag der Rückkehr des Papstes aus dem Exil und zugleich den seiner Rettung beim Zusammensturz des Saals in S. Agnese wie gewöhnlich durch Illumination feierte, fiel keine Störung vor.

Aber die drohenden Anzeichen eines Bandeneinfalls, welchen jener Brief Garibaldi's volle Bestätigung gab, beunruhigten die römische Regierung; der Cardinal Antonelli übergab am 16. April dem französischen Botschafter Grafen Sartiges in Rom eine Note, worin er seine Befürchtungen aussprach. Das französische Cabinet forderte das florentiner zur Ueberwachung der revolutionären Vereine auf, gemäß des Septembervertrages, und es erhielt die Versicherung Rattazzi's, daß dies geschehe, daß nichts zu fürchten sei, weil die Revolutions-Comités schwach und mittellos seien. Bei Gelegenheit einer Interpellation im Parlament erklärte Rattazzi, daß er in der römischen Frage die Linie einhalten werde, die durch den Septembervertrag gezogen sei.

Die französische Regierung wurde indeß von dem immer größeren Umsichgreifen der radicalen Partei unterrichtet. Sie erhielt Meldung von einem Waffentransport, der in Viterbo eingeführt sei, und von dem Plane Garibaldi's, Fahrzeuge in Genua auszurüsten und an der römischen Küste zu landen, während Emigrantenschwärme die

neapolitanische Gränze überschreiten, in Rom selbst aber die Agenten der Revolution einen Aufstand bewirken sollten. In Wirklichkeit verkündigte sich Garibaldi offen als Haupt der Invasion; er ließ am Ende des April den Ministern von England, Preußen und Rußland in Florenz eine Circularnote zukommen, worin er gegen die Souveränetät des Papstes protestirte, daran erinnerte, daß die constituirende Versammlung im Jahre 1849 ihn selbst zum Governator Roms ernannt habe, und behauptete, daß diese ihm übertragene Gewalt noch rechtskräftig sei und nur durch eine neue Repräsentativversammlung des römischen Volks aufgehoben werden könne.

Im Mai wurde die Bewegung an den römischen Gränzen, wie die Thätigkeit der Revolutions-Comités in ganz Italien, lebhafter. Auf die Noten Frankreichs erwiderte Rattazzi stets beruhigend, daß Garibaldi krank in Signa sich befinde, nicht willens sei das tollkühne Unternehmen zu wagen, und daß die Regierung alles thue, dasselbe zu vereiteln. Man darf annehmen, daß dies damals wirklich ihr Wille war, wenn sie auch die revolutionäre Aufregung zu benutzen gedachte, um eine Veränderung des Septembervertrags zu erreichen. In der That gab Rattazzi Befehl, die römischen Emigranten von den Gränzen und von Bologna zu entfernen, wo sich ein Hauptcentrum des Aufstandes befand. Zugleich erlaubte der Cardinal Antonelli die Verständigung der päpstlichen Behörden mit den italienischen Truppenbefehlshabern zur Ueberwachung der Gränzen. Als im Juni eine erste Freischaarenbande von 200 Mann diese bei Terni zu überschreiten suchte, wurde sie auf Befehl der italienischen

Regierung angehalten. Sechzig Freiwillige verhaftete man, die übrigen zerstreuten sich. Dies machte einen beruhigenden Eindruck. Die römische Invasion wurde vertagt, nicht allein deshalb, weil die Mittel ihrer Ausrüstung nicht hinreichten, sondern weil die Sicherung des Friedens zwischen Frankreich und Preußen die politischen Verhältnisse veränderte. Die italienische Demokratie hatte auf den Krieg jener Mächte in Folge der Luxemburger Frage gerechnet, aber durch den Londoner Tractat vom 11. Mai war diese drohende Gefahr beigelegt worden.

Die Erhaltung des Friedens rettete damals die weltliche Gewalt des Papstes vor dem Zusammensturz, welchen die Verwicklung Frankreichs in einen deutschen Krieg unfehlbar würde zur Folge gehabt haben. Jetzt konnten die großen clerikalen Feste, das Centenarium Petri ohne Störung gefeiert werden. Dies Jubiläum des Apostelfürsten, dessen Nachfolger sich die Päpste nennen, sollte mitten in der Aufregung Italiens unter den Drohungen der Invasion des Kirchenstaats darthun, daß Rom die Stadt der Kirche und das Haupt der katholischen Welt sei. Seit dem Anfange des Juni brachten die Bahnzüge täglich Schaaren von Priestern nach der Stadt. Sie kamen aus allen Teilen der Welt; sie reisten auf allen Eisenbahnen unbelästigt durch ganz Italien. 490 Bischöfe und Prälaten, mehr als 10000 Priester versammelten sich in Rom, wo niemals vor dem Zeitalter der Eisenbahnen ähnliches gesehen war. Gasthäuser, Wohnungen und Straßen waren von Clerikern erfüllt. Rom schien statt der gefürchteten Invasion der Garibaldi'schen Rothemden eine andere von schwarzgekleideten Geistlichen,

den Verteidigern ihrer heiligen Stadt, erfahren zu haben.

Unter diesen Massen des Clerus hoben sich die Nationalitäten deutlich heraus; doch bildeten Franzosen, Italiener und Spanier die Hauptelemente, wie überhaupt deutlich ward, daß der Katholicismus wesentlich romanisch sei. Die Deutschen verloren sich in der Menge von jenen. Anwesend waren die Erzbischöfe von Mainz und Köln, von Posen, Salzburg, Prag und Olmütz; der von Wien fehlte. Man sah alle clerikalen Costüme der Christenheit. Man staunte die prachtvoll gekleideten und feierlich einherwandelnden Patriarchen des Orients an, deren Erscheinung den Zusammenhang des christlichen Cultus mit Asien und dem alten Testament so deutlich machte. Man sah selbst Chinesen und Mohren unter den Geistlichen.

Niemals, auch nicht in den glanzvollsten Zeiten des Papsttums unter Leo X., hatte man in Rom Processionen sehen können, wie jene am Feste Corpus Domini und am S. Peterstage des Jahres 1867. Sie waren die prachtvollste Heerschau, die je ein Papst über seinen Clerus gehalten hat.

Die große Procession am S. Petersfest, welche aus dem Dom über den Platz und in jenen zurückzog, dauerte zwei volle Stunden. Man trug die 20 Fuß hohen Standarten der neu creirten Heiligen mit den Abbildern ihres Todes oder ihrer Wunder einher, und unter diesen Heiligen (mehr als 200 Martirer der japanischen Mission waren beatificirt worden) erregte keiner größeres Aufsehen, als Pedro Arbues, der furchtbare Inquisitor Spaniens, dessen Erhebung in den Himmel der Seligen im Auslande vielfach als eine offenbare Kriegserklärung gegen die Gesetze der Humanität und Civilisation verurteilt worden war. Das Volk drang den Tag über, ohne Unterbrechung, in den Dom durch die eine Thüre, und aus ihm heraus durch die andere, was einem lautlos wogenden Strome glich.

Fünfhundert Sänger ließen aus dem innern Rund der Kuppel Michel Angelo's ihre Hymnen ertönen. Die Beleuchtung dieser von Gold schimmernden Rotunde am 29. Juni war zauberhaft, wie die des ganzen innern in Lichtglanz und Feuer gehüllten Doms. Er glich in der That einer Himmelssphäre, an welcher zahllose Sterne in wallendem Lichtnebel funkelten.

Man hatte die Cathedra Petri, worauf der Legende nach der Apostel selbst gesessen haben soll, aus jenem bronzenen Bischofsstule in der Tribune herausgenommen, worin sie Alexander VII. verschließen ließ, und sie in einer Capelle auf einem Altar zur Verehrung ausgestellt. So wurde sie nach zwei Jahrhunderten wieder sichtbar. Auf der Vorderseite dieses uralten hölzernen Stules sind elfenbeinerne Platten angebracht, welche die Arbeiten des Hercules darstellen. Man drängte sich herzu, um Tücher, Ringe und dergleichen an diesem Petrisessel zu reiben und ihnen dadurch die Kraft von Amuletten zu geben.

Acht Tage lang feierte Rom ein fortgesetztes Fest von Processionen, Erleuchtungen, akademischen und musikalischen Aufführungen geistlicher Natur. Die höchsten Productionen des Cultus wurden hier entfaltet, und zwar in derselben Zeit als die Arbeit und Intelligenz unsers Jahrhunderts ihr allgemeines Fest durch eine Weltausstellung in Paris beging.

Das apostolische Einheitsfest der Kirche in ihrem durch die Geschichte der Jahrhunderte geheiligten Mittelpunkte, Rom, sollte als eine großartige Massendemonstration des Clerus beweisen, daß im Räderwerk der hierarchischen Maschine noch kein Stift fehlte, daß zwischen Haupt und Gliedern eine unerschütterte Harmonie fortdauerte, daß dies mächtige System von seinem römischen Mittelpunkte aus nach wie vor mit dem leisesten Drucke regiert werde. Kaiser, Könige und Fürsten fanden sich freilich nicht in Rom ein, wie in Paris; aber doch waren Pilger aus vielen Ländern herbeigekommen. Die Vertreter des ältesten Legitimistenadels in Europa huldigten hier von neuem dem Papst. Sie kamen nicht ohne Geschenke.

Mehre Millionen aus Sammlungen in den Diöcesen der katholischen Christenheit, oder aus privaten Spenden, wurden im Vatican dargebracht. Man wollte 50 bis 70000 Fremde gezählt haben — zumal waren viele Italiener aus fast allen Provinzen des Königreichs gekommen. Dies zeigte, daß der Bruch zwischen dem italienischen Volke und der Kirche nicht so groß sei, als man wollte glauben machen. Die Ketten Petri binden noch, so lehrt das Centenarium, einen Teil der Menschheit, und nie sind andere Ketten länger von ihr getragen worden.

Die Anhänger des Papsttums waren in Begeisterung. Was bewiesen werden sollte, daß Rom nie die Hauptstadt eines Königreichs sein könne: dies, so sagte man sich, sei auf das glänzendste dargethan. Diese Tausende von Priestern, die sich in jenen Tagen um den Papst versammelten, im stralenden Petersdom unter berauschenden

Cultusfesten sich mit einander verbrüderten, wurden auch von einem und demselben enthusiastischen Gefühl erfüllt. Mußten sie nicht in ihre Heimatsländer, zu ihren Völkern, Städten und Gemeinden ihre Begeisterung für das römische Papsttum mit sich nehmen, und dort verbreiten? Man sagte sich, daß mit dem Fest des Centenarium die große Gegenrevolution und der Triumf der Kirche über alle feindlichen Mächte der Welt beginnen werde. Dies verkündete Louis Veuillot mit Emphase im „Univers“. Niemand glaubte damals, daß auf solchen Enthusiasmus auch Augenblicke der Ernüchterung und der Mißstimmung des Episcopates selbst folgen könnten.

In seinen Anreden an die versammelten Bischöfe, am 26. Juni und 1. Juli kündigte Pius IX. das Concil an. Es war folgerichtig, daß der Papst in seinem schwersten Kampf mit dem, was die Kirche „Säculum“, und wir den Weltgeist nennen, die ganze Hierarchie fester um sich vereinigte, und endlich daß er seiner eigenen Autorität innerhalb der Verfassung der Kirche die höchste Steigerung zu geben suchte. Der alte Plan die Infallibilität des Papstes zum Dogma zu machen trat durch die Organe der Jesuiten bestimmter hervor. Die Infallibilität ist die Vollendung des gregorianischen Papsttums. Ist sie vielleicht der Abschied dieser größesten Idealmacht der Menschheit aus der Geschichte? Wenn sie die Apotheose des Papsttums sein sollte, so weiß man, daß eine Apotheose nur um den höchsten Preis erkauft werden kann.

Um den Sieg wie im Sturm vorweg zu nehmen, hatte die „Civiltà Cattolica“ den Vorschlag gemacht, daß alle Priester und Gläubige beim Centenarium des Apostels

auf dessen Grabe das Gelübde niederlegen sollten, für den Grundsatz der Infallibilität mit Tod und Leben einzustehen. Bisher, so sagte sie mit cynischer Offenheit, hätten die Katholiken S. Peter nur materielle Opfer dargebracht, entweder ihr Vermögen oder ihr Blut; jetzt handle es sich darum, die Vernunft selbst dem Apostelfürsten zu opfern, indem jenes Gelübde abgelegt werde. Man hoffte so während des Rausches und Sturmes der Festfreude den gesammten Clerus in die Fesseln dieses Gelübdes zu schlagen, und so einen unermeßlichen „Bund der Ritter Petri“ über die Welt auszubreiten. Doch diese Absicht der Jesuiten wurde nicht durchgeführt.

Die versammelten Bischöfe machten in Beziehung auf das Dominium temporale keine neue Erklärung. Sie sagten in ihrer von Heynald abgefaßten Adresse an den Papst mit Begeisterung nur dies, daß sie wiederholten, was sie im Jahre 1862 ausgesprochen hatten, nämlich zu glauben, was der Papst glaubt, zu verwerfen, was der Papst verwirft. Und war nicht dies schon die Erklärung seiner Infallibilität?

Noch mitten in die Feste Roms fiel die Nachricht von der Hinrichtung des Erzherzogs Maximilian in Mexico. Sie brachte einen erschütternden Eindruck hervor. Viele im Clerus sprachen dabei die Genugthuung aus, daß der Tod dieses Unglücklichen das Medusenhaupt für die Ruhe Napoleons sei, der, wie er Maximilian verraten habe, auch den Papst verrate. Man erinnerte sich jetzt mit Verwunderung, wie prophetisch jene Verse gewesen waren, mit welchen die römische Satire den Erzherzog begrüßt hatte, als er im April 1864 nach Rom kam, um von

hier seine abenteuerliche Kaiserfahrt nach Mexico anzutreten.

Massimiliano non ti fidare,
Torna sollecito a Miramare.
Il trono fracido di Montezuma
È nappo gallico colmo di spuma.
Il Timeo Danaos chi non ricorda,
Sotto la clamide trova la corda.

IV.

Auf das glanzvolle Centenarium folgten alsbald Erscheinungen ganz anderer Art. Man muß in der Geschichte weit herumsuchen, um einen gleich schnellen und grellen Gegensatz aufzufinden, als der war, welchen Rom in der kurzen Zeit von nur drei Monaten erfuhr. Wenn wir uns vorstellen, daß es unter den Festpilgern irgend einen Asiaten oder Afrikaner gab, der mit den politischen Verhältnissen Europas und der Lage des Papsttums unbekannt geblieben war, so würde dieser Fremdling beim Anblick Roms am Ende des Juni etwa so geurteilt haben: „Rom, die uralte Hauptstadt der christlichen Welt, ist nicht allein die reichste und herrlichste, sondern auch die glücklichste der Erde. Alle Völker strömen noch immer mit Gaben und Tributen zu ihr hin, und diese sind nicht durch die furchterweckenden Gebote des Herrschers, wie im alten Rom, oder in den Reichen Asiens und Aegyptens erpreßt, sondern die begeisterte Liebe der Menschen bringt sie freiwillig dar. Tausende von Pilgern eilen herbei, sich an der Gruft des Apostelfürsten in Andacht niederzuwerfen, und in seinem erhabenen Dom, dem nichts in der Welt zu vergleichen ist, religiösen Feierlichkeiten beizuwohnen, deren Pracht unbeschreiblich ist. Die Liebe der Menschheit scheint dieses Rom mit Festen zu umkränzen; aber ihr wahrer Mittelpunkt ist ein ehrwürdiger Greis, auf dessen Wink die Bischöfe der Erde, und 10000 Priester herbeigekommen sind, um ihm zu sagen, daß sie glauben was er glaubt und verwerfen was er verwirft, und ihm, wie Tausende von andern Menschen die nicht Priester sind, fast göttliche Ehren zu erweisen."

Wenn nun derselbe Fremdling in dasselbe Rom nur nach drei Monaten zurückgekehrt wäre, so würde er seinen Sinnen nicht getraut und an eine Verwandlung durch Zauberei geglaubt haben. Denn er fand jetzt diese kurz zuvor von Festgewühl erfüllte, mit Gemälden, Teppichen und Blumenguirlanden gleichsam bedeckte Stadt wie von der Pest verödet, starrend von Verwilderung und von Furcht, Nachts vom Donner der Orsini-Bomben oder tückisch gelegter Pulverminen dröhnend, Tags durchzogen von atemlosen Soldaten, welche hie und da Schwärme von Gefangenen einbrachten. Er sah Kanonen auf den Plätzen; er sah die Gräben der Engelsburg mit Wasser gefüllt; er hörte, daß jener Greis, den er eben zum Himmel hatte emporheben sehen, jetzt im verödeten Vatican um Rettung aus seiner Not im Gebete liege, und daß er willens sei, in die Engelsburg zu flüchten und sich darin einzuschließen. Er sah die Tore Roms verrammelt und von innen mit Erde verschüttet, die Mauerbrüstungen mit Erdsäcken bedeckt, und man sagte ihm, daß zahllose Banden, verwildert, hungernd, mit jeglichem Gewehr bewaffnet, in rote Hemden gekleidet, von allen Seiten mit dem Wutgeschrei „Rom oder den Tod" im Anzuge seien, diese Hauptstadt der Christenheit zu erstürmen und

den heiligen Vater, ihren Herrn, zu fangen oder zu verjagen.

Die Kehrseite des Centenarium begann mit der Cholera, welche schon im Juni auftrat, im Juli stärker wurde. Am 6. August brach sie mit pestartiger Heftigkeit in Albano aus, wo viele römische Familien ihren Sommeraufenthalt genommen hatten. Dort starb auch am 8. August die Königin-Wittwe von Neapel, Maria Teresia, die Tochter des Erzherzogs Carl. Ein panischer Schreck überfiel Albano: Fremde und Einwohner zerstreuten sich in Flucht. Der Cardinal Altieri, als Bischof jenes Orts herbeigeeilt, die Bevölkerung durch seine Anwesenheit zu beruhigen, wurde das Opfer seines Muts. Die dort in Garnison liegenden Zuaven hielten fast allein die Ordnung aufrecht, und sie erwarben sich allgemeines Lob durch ihre selbstverleugnende Thätigkeit.

Auch im übrigen Italien wütete die Cholera, aber sie unterbrach kaum die Bewegung der Actionspartei, welche durch die Herausforderung der römischen Kirchenfeste erbittert ihre Absichten gewaltsam auszuführen beschlossen hatte. Die Stimmung Italiens wurde gerade durch die Haltung der französischen Regierung gereizt, die von der Ansicht auszugehen schien, daß die Occupation Roms noch in der Gestalt der Legion von Antibes fortdaure. Nicht allein war der General Dumont nach Rom gekommen, um diese durch Desertion halb aufgelöste Legion zu besichtigen, sondern die Veröffentlichung eines Briefes des Marschalls Niel an den Colonell d'Argy bewies, daß diese Truppe im Dienste des Papstes durchaus als französisches Corps betrachtet werde. Dies veranlaßte am Ende des August

eine Note Rattazzi's, worin er das Pariser Cabinet ersuchte, die Verlegenheiten Italiens nicht noch dadurch zu vermehren, daß es die römische Frage wieder aufrege und die Septemberconvention in Gefahr bringe.

Die demokratische Presse brach in leidenschaftliche Angriffe aus, als sei jene Convention durch Frankreich gebrochen, Italien also in das Recht gesetzt, sie nicht mehr zu achten. Die Regierung, durch den Septembervertrag gefesselt, welcher doch den Verzicht auf Rom und die Anerkennung der Souveränetät des Papstes in sich schloß, und was das Empfindlichste war, Italien fortdauernd mit der Wiederkehr der französischen Intervention bedrohte, fand sich mit sich selbst im Widerspruch, und sie war endlich zu schwach, dem Drucke der Revolutionspartei zu widerstehen, in einer Zeit, wo nach dem Mißglücken der Finanzprojecte ihre Verlegenheit auf das höchste gestiegen war.

Garibaldi durchzog wieder die Städte Italiens; er verkündigte offen den nahen Feldzug gegen Rom, wo sich am 13. Juli das National-Comité und das Centrum der Insurrection zu Giunta nazionale Romana vereinigt hatten. Man sammelte Geld und Waffen, selbst in England, wohin ein Sohn Garibaldi's gegangen war. Die Gränzen Umbriens begannen von Verdächtigen zu schwärmen. Am 26. August erschien der Agitator in Orvieto. Hier versammelte er das Volk, griff in seiner vom Geschrei Roma o morte begleiteten Declamation mit gleicher Heftigkeit die Regierung in Florenz wie den Kaiser Napoleon an, und erklärte endlich, daß Rom trotz der Septemberconvention durch das bewaffnete Volk erobert

werden müsse. Er ging sodann nach Rapallo, und kam am 8. September nach Genf zum Friedenscongreß, wo die Häupter der europäischen Demokratie sich eingefunden hatten, das Programm der zukünftigen Gesellschaft Europas zu entwerfen. Garibaldi, mit begeisterten Huldigungen begrüßt, ward zum Ehrenpräsidenten dieses Parlaments ernannt.

Die Reden, welche er vom Balcon des Hauses Fazy und bei der Eröffnung des Congresses hielt, waren so maßlos, daß sie selbst viele seiner Anhänger tadelten. Er nahm keine Rücksicht darauf, daß die Stadt Calvins und Rousseau's auch zahlreiche Katholiken zu Bürgern hatte, daß andere aristokratisch und conservativ gesinnt waren. Seine wilden Declamationen gegen Papsttum und Kirche riefen öffentliche Proteste der katholischen Bürgerschaft hervor; die Gemäßigten unter den Reformirten waren kaum minder erschreckt; Zwiespalt brach im Congresse aus, und Garibaldi verließ Genf am 11. September geräuschlos und ganz enttäuscht.

Er begab sich nach Genestrelle, entschlossen die römische Invasion auszuführen. Die Vorbereitungen, wie die strategischen Pläne für dies tollkühne Unternehmen waren seit seinem Aufenthalt in Orvieto lebhafter betrieben worden. Trupps von Freiwilligen wurden ausgerüstet, in Ancona und Foligno, in Bologna und Florenz, in den Abruzzen, in Neapel. Waffendepots waren an den Gränzen, oder heimlich im Kirchenstaat niedergelegt worden. Schwarmweise gingen Freiwillige nach den Gränzen ab, welche italienisches Linienmilitär besetzt hielt, um sie der Septemberconvention gemäß zu decken. Die Oeffentlichkeit, mit der

diese Zurüstungen zum Kriege gegen Rom unter den Augen der Regierung betrieben wurden, die Auslassungen der mazzinistischen Presse, die Proclamationen der National-Comités, die Briefe Garibaldi's, die Meldungen der Botschafter aus Rom und Florenz nötigten das französische Cabinet, den Minister Italiens immer dringender zum Einschreiten aufzufordern. Es gab ihm zu verstehen, daß die weitere Duldung dieses Treibens dem Könige die größesten Verlegenheiten bereiten werde, welche der Kaiser ihm und sich erspart zu sehen wünsche. Aber die Verlegenheit Napoleons war nicht minder groß. Er bedurfte der Bundesgenossenschaft Italiens bei einem noch immer drohenden Kriege mit Preußen; wenn er Italien von sich stieß, schloß sich dieses wieder an seinen Bundesgenossen von Sadowa an; wenn er den Septembervertrag umwerfen ließ, erlitt er eine neue Niederlage, und er erschien entweder als Mitschuldiger oder als der schimpflich Betrogene. Wenn er sich zur Intervention zu Gunsten des Papstes entschloß, beleidigte er die liberale Partei auch Frankreichs tief, rief er vielleicht einen Verzweiflungskrieg der Italiener hervor, oder er stürzte dies Land in Anarchie zurück, nachdem er sein eignes Werk von 1859 zertrümmert hatte.

Unterdeß verlangten dringende Depeschen von Paris das Einschreiten gegen die Actionspartei. Abgesandte Victor Emanuel's begaben sich wirklich zu Garibaldi, ihn im Namen des Königs zu bewegen, seine unzeitigen Pläne aufzugeben und sich nach Caprera zurückzuziehen. Er aber verließ Florenz, um über Arezzo nach Sinalunga zu gehen, und von dort weiter nach Orvieto und den Gränzen des Kirchenstaats aufzubrechen. Da wurde auf

Befehl der Regierung der General in Sinalunga am 23. September verhaftet und mit dem Eisenbahnzug nach der Festung Alessandria abgeführt. Diese überraschende Thatsache veränderte die Dinge mit einem Schlage; der Plan der Invasion fiel damit, so schien es, zu Boden.

Die Absicht Garibaldi's war folgende gewesen: zunächst einen Aufstand in Viterbo zu bewirken, wo seine Agenten ihn vorbereiten sollten. Aber nach seiner Festnahme bemächtigte sich die päpstliche Regierung ihrer wie der Briefschaften, die sie mit sich führten. Garibaldi'sche Abgesandte waren auch in Rom seit lange thätig, doch sie überzeugten sich, daß hier nichts zu machen sei. Auch in Rom nahm die Polizei massenhafte Verhaftungen vor. Man erfuhr hier durch ausgestreute Flugblätter, daß sich die römische National-Giunta am 22. September aufgelöst, daß an deren Stelle die sogenannten Sectionshäupter am 27. September eine neue gebildet hatten, „damit die Stadt in diesen schwierigen Zeiten nicht ohne Regierung sei".

Die Festnahme Garibaldi's vernahm man im Auslande mit Freude; man beglückwünschte die Regierung Italiens, daß sie endlich die Kraft gefunden, eines schmachvollen Zustandes Herr zu werden, worin es einem Volksführer erlaubt war, sich selbst über die Gesetze des Staats zu stellen, eine eigene Regierung in ihm zu bilden, eigene Pläne gewaltsam durchzuführen, Gut und Blut des Volks zu verschwenden, und dasselbe in beständiger Revolution zu erhalten, um dann endlich die Rückkehr fremder Intervention unfehlbar über sein Vaterland zu bringen; denn schon lag eine französische Flotte gerüstet vor Toulon. Das Ansehen Garibaldi's war seit lange gemindert worden, seine vielen Declamationen, die massenhaften Briefe die er ausstreute, seine Schwärmereien (er taufte sogar kleine Kinder als Zukunftspriester), dies unablässige Donnern ohne den Blitz der That, und das ganze mazzinistische Treiben, zu dem er sich wieder hergab, hatten den Nimbus des kühnen Volksmannes verwischt, welcher in der Geschichte der Befreiung Italiens eine so heldenhafte Figur gewesen war. Man beklagte, daß er nicht vor Capua oder bei Aspromonte fiel, sein Leben als populärer Held rühmlich beschließend, statt sich selbst zu überleben. Seine Festnahme wurde auch von Liberalen in Rom gebilligt; sie hofften, daß dieser Vorgang diplomatische Schritte der italienischen Regierung zur Folge haben werde, dahin wirkend, daß sich Italien auch von der moralischen Intervention Frankreichs befreie und eine Aenderung des Septembervertrags erlange. Denn in der That war es nur Italien selbst, welches den Kirchenstaat verteidigen konnte, indem es den Freischaaren verbot, dort einzubrechen.

Aber die Actionspartei erhob sich mit Wut; sie verlangte die Freilassung ihres Führers, eines unverletzlichen Deputirten zum Nationalparlament. Unter dem Drucke von Tumulten in Florenz und andern Städten wurde Garibaldi von Alessandria nach Genua geführt, und ohne weitere Bedingung, wie er wenigstens selbst erklärte, frei gelassen, das heißt auf einem Kriegsschiff am 27. September nach Caprera zurückgebracht. War demnach seine Gefangennahme ernstlich gemeint gewesen? war sie nur ein abgekartetes Spiel, die Regierung Frankreichs zu beschwichtigen und den thatsächlichen Bruch der Septemberconvention zu verschleiern? War nur der Führer der Invasion

beseitigt, um diese selbst ihren Lauf nehmen zu lassen, damit dann statt jenes officiell verleugneten und bei Seite geschobenen Volkshauptes, wie nach Marsala und Capua, oder in den Marken, andere Führer im Namen Italiens auftreten konnten? Hatte die italienische Regierung wirklich nicht die Kraft, die an den Gränzen sich sammelnden Freischaaren zu zerstreuen und in ihre Heimat zu schicken? Zahlreiche Truppen jeder Waffengattung umschlossen längst die Gränzen des Kirchenstaats, wo sie einen festen Cordon bildeten; aber diese Kette wurde durch Versetzung und Zusammenziehung der Truppenkörper seltsamerweise bald aufgelöst, und durch die Zwischenräume konnten ungehindert bewaffnete Banden in den Kirchenstaat dringen. Kaum war die Gefangennahme Garibaldi's im Auslande bekannt und dort die Ansicht laut geworden, daß die italienische Regierung das tollkühne Unternehmen vereitelt habe, so hörte man auch, daß eben dieses Unternehmen jetzt thatsächlich begonnen habe und die Invasion des Kirchenstaats nicht nur heimlich, sondern öffentlich und mit jeder Unterstützung italienischer Behörden vor sich gehe.

V.

Der Einfall der Freischaaren in den Kirchenstaat, welcher etwas mehr als fünf Wochen dauerte, wird einst eine merkwürdige höchst dramatische Episode der Geschichte der Stadt Rom und des Papsttums bilden. In der Geschichte Italiens wird er ein peinliches Blatt sein, nicht ehrenvoll für die damalige Regierung des Landes, deren Machiavellismus und tiefe Ohnmacht er zugleich vor den Augen der Welt bloßgelegt hat. Wenn in der Folgezeit der schwierigste Widerspruch der Gegenwart eine gesetzmäßige Lösung durch die Freiheit gefunden hat, möchte ein späteres Geschlecht auf diese unsere Zeit mit gleicher Verwunderung zurückblicken, wie wir schon heute auf anarchische Erscheinungen des Mittelalters oder der Feudalepoche zurücksehen. In Wahrheit sah man auch im Jahre 1867 mit Erstaunen auf die Vorgänge im Herzen Italiens, wo das Wesen der fahrenden Soldbanden des Mittelalters wiedergekehrt schien, und wo jene trotzigen Condottieri der Vergangenheit wieder auftauchten, welche als vom Staat unabhängige Häuptlinge mit ihren Heeren kühn das Land durchzogen. Wer damals in Rom Augenzeuge der Ereignisse war, glaubte nicht in seinem Jahrhundert, sondern

im Mittelalter zu leben, wohin Italien aus gesetzlichen Zuständen zurückgedrängt schien. Er sah Dinge und Gestalten, die er in den Chroniken jener Zeiten wörtlich wiederfand; er war versucht, diese Chroniken selbst aufzuschlagen, und mit den Ereignissen des Tages zu vergleichen. Garibaldi, der modernste Mensch seinem Zukunfts-Ideale nach, ist zugleich unter den Italienern der Gegenwart derjenige, der mit seiner Gestalt noch am tiefsten im Mittelalter befangen ist, und dies hergebrachte italienische Wesen erklärt einen Teil seiner Volkstümlichkeit. Er steht außer dem Staat, wie ein Condottiere des Mittelalters; so lebt er als Eremit und Agitator auf einer einsamen Inselscholle, außerhalb des Festlandes. Er erscheint in seinem Vaterlande nur, um der Regierung zum Trotz seine eigenen Ideen durch Volksbewegungen und Freischaaren durchzuführen. Fra Monreale, Sforza d'Attendolo, Piccinino und Fortebraccio würden in ihm Ihresgleichen, einen kühnen Bandengeneral erkannt haben; zu ihrer Zeit würde er selbst eine Soldatenrepublik irgendwo in Italien gegründet oder einen Herzogstron sich erobert haben. Aber heute unterscheidet ihn dies von jenen Condottieren, daß er sein Schwert nur für die Freiheit seines Landes und Volkes führt. Er kämpft mit republikanischer Uneigennützigkeit für die Ideen der Gegenwart, oder vielmehr der Zukunft. Er will die Idole der absoluten Gewalt, der weltlichen sowol als der geistlichen Tyrannei umstürzen, aber an ihrer Stelle ein anderes Idol aufrichten, dessen Despotismus vielleicht nicht geringer sein dürfte. Er selbst treibt die Jugend seines Landes tausendfach in Elend und Tod, sie als Material für seine

Pläne verbrauchend, ganz so rücksichtslos wie ein Tyrann des alten Systems.

Die in das europäische Weltgefüge tief verfaserte römische Frage erschien dem Kriegersinn eines Naturmenschen als ein gordischer Knoten, welcher mit dem Schwert zerhauen werden müsse. Er aber besaß nicht das Schwert Alexanders, und wenn dieses überhaupt nur das Symbol des mit der That eingreifenden Genies der Zeit ist (wie das Ei des Columbus), so konnte die öffentliche Meinung Europas nicht zugestehen, daß Garibaldi und seine Freischaaren, oder Mazzini und seine Partei, ihre wirklichen Vertreter seien.

Daß vor unsern Augen stürmisch zusammengeraffte Schaaren, kaum bewaffnet und ohne jede Disciplin, und welche jene alten Condottieri Italiens kaum in ihren Kriegstroß würden aufgenommen haben, wirklich den Gedanken hatten, Rom auf eigene Hand zu erobern, gleich dem Connetable von Bourbon, erscheint in Wahrheit jedem ruhigen Urteil wie ein phantastischer Traum. Und doch war diese Abenteuerlichkeit gerade in unserer Zeit möglich, und doch fehlte nur wenig daran, daß der Traum wirklich wurde. Einst wird dies eine Mythe in der Geschichte von Rom sein.

Den glühenden Patriotismus eines Kriegers von der Art Garibaldi's, und den tollkühnen Mut, mit welchem seine Banden zuletzt in den Tod gingen, wird auch derjenige anerkennen, welcher ihr Unternehmen als für ihr Vaterland verderblich von vornherein verdammt hat, oder der davor zurückbebte, das Princip amerikanischer Flibustier-Freiheit vom La Plata und von Chile her in den geordneten

Culturstaaten Europas zur Anwendung bringen zu sehen. Aber dies ist auch alles, was sich davon sagen läßt. Dagegen wird sich das unbestechbare Urteil auch des wärmsten Freundes der italienischen Nation und der Freiheit der Völker stets mit Geringschätzung gegen diejenigen wenden, welche dies falsche Spiel nach den Regeln des Fürsten Machiavelli schlecht spielten und verloren, um am Ende der Welt die Richtigkeit des Spruchs von Washington zu beweisen, daß die beste Politik stets die Wahrheit sei. Die Geschichte der Politik wurde im Jahre 1867 durch ein Schauspiel bereichert von solcher Art, daß man in ihren Annalen lange suchen muß, um ein ihm ähnliches aufzufinden, und wenn im Namen der Freiheit oftmals genug Verbrechen begangen worden sind, so hat man doch selten in ihrem Namen auch so gründliche Torheiten aufgeführt.

Das italienische Cabinet war aus Selbsttäuschung und Schwäche dahin gedrängt worden, den gefährlichen Plan der Invasion zu dulden, endlich selbst anzunehmen und zu fördern, wodurch es Italien in die schrecklichste Krisis stürzte, die Monarchie und die Einheit des Landes aufs Spiel setzte und endlich über die ganze Nation eine kaum erträgliche Demütigung brachte. In dieser zwischen kraftloser Diplomatie und heldenhaftem Ungestüm vereinbarten Rechnung wurden große Fehler begangen. Man hoffte auf eine römische Erhebung, und diese blieb aus. Sie fand nicht einmal in päpstlichen Gränzorten statt, geschweige denn in Viterbo und Rom, wo die Agenten der Action vergebliche Anstrengungen machten. Nur der thatsächliche Aufstand des Kirchenstaats konnte, wenn er als

freier Trieb des Volkswillens erschien, die Lage der Dinge verändern, die Intervention Italiens berechtigt erscheinen lassen, und jene Frankreichs ausschließen. Da er nicht vor sich ging, da die Bevölkerung im Kirchenstaat bewegungslos blieb, war es vergebens, eine über die Gränzen geworfene Invasion von Freischaaren zur Insurrection des Volks zu stempeln. Man rechnete auf die Kriegsuntüchtigkeit der päpstlichen Armee, und auf den Abfall ihrer italienischen Elemente; aber diese Söldner, Fremdlinge wie einheimische, schlugen sich mit unerwarteter Tapferkeit, und sie standen treu zu der Fahne, der sie geschworen hatten. Man rechnete auf Mißgriffe der päpstlichen Regierung, aber diese zeigte selten mehr Besonnenheit und Kraft, und, überfallen wie sie war, eine durchaus gesetzliche Haltung, welche im Gegensatz zu jener der italienischen Regierung einen doppelt guten Eindruck auf die Welt machte.

Man rechnete endlich auf die stillschweigende Billigung des französischen Protectors und seine Zustimmung zur Veränderung des Septembervertrags. Es gab Stimmen in England, welche behaupteten, daß diese Modification im Sommer wirklich genehmigt war, und daß Napoleon nur von ihr zurücktrat und sich zur Intervention entschloß, nachdem er von gewissen Anerbietungen Rattazzi's an Preußen gehört hatte. Wie dem auch sei, Napoleon durfte einen von ihm bestätigten Vertrag nicht von der Revolutionspartei umwerfen lassen, gegen welche er errichtet worden war; er intervenirte, weil sich der Kirchenstaat nicht erhob, zu Gunsten des Papstes und der Geistlichkeit, mit welcher er selbst es nie verderben wollte, erst zögernd, dann mit rücksichtslosem Ernst.

Nach dem Garibaldi'schen Kriegsplane sollte nun die Invasion in drei Richtungen vor sich gehen; von der Sabina und Umbrien, von Tuscien und von Latium sollten die Banden auf das große Ziel, Rom, vorrücken. Die erste Richtung ist die kürzeste und führt gerade auf Rom, weil hier die Gränze bei Correse und Scandriglia kaum zwei Eisenbahnstunden von der Stadt entfernt liegt. Menotti, der Sohn Garibaldi's, übernahm dort den Befehl über die von Umbrien herbeiströmenden Schaaren. In der zweiten Richtung war das nächste Ziel Viterbo, jetzt die zweite Stadt des Kirchenstaats, in einer reichen Landschaft gelegen, und von einem Volke bewohnt, welches stets für trotzig und neuerungssüchtig galt. Hier sollte Acerbi den Befehl führen. Auf der dritten Straße sollte Nicotera die Invasion in die Campagna werfen und über das Lateinergebirge gegen Rom ziehen. Diese beiden Bandenführer waren Deputirte des italienischen Parlaments. Außerdem sollten kleinere Schwärme zwischen diesen Hauptstraßen auf vielen Punkten einbrechen, um die päpstlichen Besatzungen hie und da anzugreifen, die ganze Armee des Papstes in Bewegung zu bringen und durch den kleinen Krieg aufzureiben.

Die Masse dieser Freischaaren bestand aus aufgerafften Menschen, von denen die meisten kaum je eine Flinte gehandhabt hatten. Ihre bunte Zusammensetzung und ihr Wesen würden das Entzücken eines Novellisten oder eines Salvator Rosa, aber den Zweifel jedes Kriegsmannes erregt haben. Kellner, Kutscher, Bediente, Schüler und Studenten, Schreiber und Landleute, Schuster, Schneider und Handwerker jeder Art, Arbeiter aus Fabriken, brod-

lose Leute mischten sich mit einander. In ihren Reihen sah man jedoch auch Männer und Jünglinge von feiner Bildung, Grafen und Signoren, selbst emancipirte Damen zu Pferd. Der Reiz solcher Unternehmungen ist in keinem Lande stärker als in Italien, dessen Natur sie so sehr erleichtert. Es ist gewiß richtig, daß in der Masse dieser Banden Not und Abenteuerlust ursprünglich die vorherrschenden Triebe waren, aber ebenso unrichtig, die Freischaaren überhaupt nur als Haufen von Gesindel zu betrachten. Die patriotische Begeisterung hatte sich aus den demokratischen Vereinen auch in den untersten Classen des Volks verbreitet, und diese armen Handwerker und Kellner kämpften am Ende bei Mentana mit Heldenmut. Außerdem waren anerkannte Patrioten und edle Männer unter ihnen, die von Liebe zu ihrem Vaterlande erfüllt ihm ihr Leben zu opfern beschlossen hatten. Nach und nach vermehrten sich diese; alle Stände, und alle Provinzen Italiens, auch die Stadt Rom fanden darin ihre Vertreter, bis diese Banden durch wirkliche italienische Soldaten verstärkt wurden, die man heimlich aus der Armee entlassen, und in die Freischaaren eingereiht hatte.

Sie waren in Bataillone abgeteilt. Ihre Uniform sollte das rote Hemde sein, aber nicht alle besaßen ein solches; manche begnügten sich mit einem Stück roten Zeuges, welches sie an ihrer Kleidung anbrachten. Ein jeder steckte eine Feder, von einem Hahn oder Falken an seinen Hut. Ihre Waffen waren mangelhaft; viele hatten nur Lanzen, Dolchmesser und Säbel. Einige Bataillone trugen Gewehre, aber diese waren verbrauchte aus den Magazinen der Stadtmilizen. Die Einrichtung des Proviant-

und Munitionswesens dieser Armee war so primitiv, wie die ihrer Bewaffnung. Sie waren im Grunde auf die Contribution der Orte angewiesen, welche sie besetzten, und man weiß, daß die Castelle in den sabinischen, tuscischen und lateinischen Districten meist nur von Colonen bevölkert sind, welche in der bittersten Armut von dem Maiskorn ihrer Felder, von dem Ertrage ihrer Weinberge, Oliven und Castanien leben. In Wahrheit durfte man voraussagen, daß der patriotische Fanatismus Garibaldi's alle diese Tausende so jetzt, wie in den Tagen von Aspromonte, einem sichern Elend, dem Hunger und dem Tode entgegenschickte, wenn es ihm auch jetzt, wie damals nicht gelang, die italienische Nation mit sich fort zu reißen, oder doch den Kirchenstaat zum Aufstande zu bewegen.

Die Armee, welche der Papst diesen Freischaaren entgegenzustellen vermochte, bestand damals aus 12981 Mann mit 929 Pferden, wovon indeß nur 8000 wirklich kriegstüchtig waren. Ihre Hauptkörper bildeten der Stärke nach das Regiment der Zuaven mit 2237, die Gendarmenlegion von Einheimischen mit 2082, das Linienregiment von Einheimischen mit 1595, das Bataillon ausländischer Carabinieri mit 1233, die französische Legion von Antibes mit 1096, das Bataillon einheimischer Jäger mit 956 Mann, 442 Mann Cavallerie und endlich fünf Batterien Artillerie.

Diese Armee war demnach sowol aus Italienern des Kirchenstaats, als aus Fremden aller Nationen zusammengesetzt. Seit der größeren Bedrängniß des Papsttums, zumal als die Zeit des Abzugs der französischen Occupationstruppen heranrückte, war die Herstellung der päpstlichen Armee eine Angelegenheit des katholischen Eifers in allen Ländern der Welt geworden. Gemeinden in Belgien und Frankreich, selbst in Amerika errichteten Kassen, aus denen sie den Sold für die Krieger des Papstes bestritten, und sie schickten solche wolausgerüstet wie einen Tribut nach Rom. Die katholische Presse gab diesen Söldnern den emphatischen Namen der Kreuzritter Sanct Peters und sie jubelte, daß die fromme Leidenschaft der Kreuzzüge wieder erwacht sei. Die kleine Armee des Papstes stellte in der That einen Auszug der katholischen Christenheit dar; viele Sprachen und Nationalitäten waren in ihr vertreten; Schotten, Iren, Polen, Deutsche, Franzosen, Holländer, Belgier, Canadier, Mohren aus Afrika, Italiener, Spanier mischten sich in diesem kosmopolitischen Heer unter dem Banner des Erzengels Michael, und wenn viele wirklicher Glaubenseifer zu dieser heiligen Fahne trieb, so bewog andre zu diesem Dienst Abenteuerlust, Verzweiflung und eine dunkle Vergangenheit.

Das Elitencorps der S. Petersmiliz, die wahre Kreuzritter-Garde des bedrängten Papsttums bildeten die Zuaven. Lamoricière hatte dies Corps, eine Erinnerung an seine afrikanischen Feldzüge, in Rom gestiftet, als ihn dorthin der Papst im Jahre 1866 als Retter des Dominium temporale berief. Söhne aus den ältesten Legitimistenhäusern Frankreichs und Belgiens dienten darin als Führer, selbst als Gemeine zu Fuß. Ihr Oberst war Charette, ein Abkomme des berühmten Häuptlings der königlich gesinnten Vendée. Die Nationalität dieses Corps war vorherrschend französisch und belgisch, seine Sprache französisch. Ein halbtürkisches Costüm von blauer Farbe und theatra-

lischer Erscheinung erhöhte für viele junge Herren den Reiz, in ihm zu dienen. Die meisten dieser Zuavenofficiere und Gemeinen waren von katholischer Leidenschaft, von mittelalterlichen Idealen erfüllt; sie brannten vor Begier, die italienischen Rebellen, rotbehemdete Demokraten und Ketzer, im Kampf zu treffen, und alle die Unbilden zu rächen, welche ihr Abgott, der Papst, seit Jahren geduldet hatte.

Chef der päpstlichen Armee war der General Kanzler, ehemals Officier im Heere Badens, und seit lange in päpstlichen Diensten. Ein geschickter Rückzug seines Bataillons nach der Schlacht von Castelfidardo hatte die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, so daß er zu einer höheren Stellung gelangte und Prominister des Krieges wurde. Das römische Kriegsministerium war bisher von Prälaten, zuletzt von Merode, dem Schwager Montalemberts, verwaltet worden, und dies konnte der Einrichtung des Heeres nicht vorteilhaft sein. Als nun dasselbe in die Hände eines erfahrenen Militärs gelegt war, zeigte sich sofort die heilsame Wirkung dieser Veränderung. Der Besonnenheit und Thätigkeit des Generals gelang die Herstellung der päpstlichen Armee, und sicherlich hat das weltliche Papsttum seine Widerstandsfähigkeit gegen die Invasion zum größten Teile Kanzler zu verdanken gehabt.

Der Kirchenstaat war in militärische Zonen geteilt worden: in die von Viterbo, Civita Vecchia, Tivoli und der Sabina, und von der Campagna und Marittima (Velletri und Frosinone). Diese bildeten zusammen eine halbe Division unter dem Befehle des Generals de Courten;

die andere Halbdivision, ein paar tausend Mann stark, hielt Rom besetzt unter dem General Zappi. In den größeren Städten lagen Companien, in den kleineren oft nur Gendarmenposten in ihren Casernen. Die Besatzung der Campagna war durch Freiwillige aus dem Landvolk verstärkt worden, die sogenannten Ausiliari oder Squadriglieri, welche militärisch organisirte Corps in der malerischen Landestracht der Ciocciaren mit dem Bundschuh bildeten. Sie waren ursprünglich im Brigantenkrieg der Jahre 1866 und 1867 entstanden, wo sie gute Dienste in Latium geleistet hatten. Viele unter ihnen waren selbst Briganten gewesen. Ein Bataillon davon, 638 Mann stark, lag in Frosinone an den Gränzen Neapels; andere waren anderswo der Gendarmerie zugeteilt. Im Ganzen hatten sie eine Stärke von 1200 Mann.

Am Ende des September bot daher der Kirchenstaat das seltsamste Schauspiel dar: während er mit Aufbietung aller Kraft seine Armee in dem unheimlichen Rom, wie in dem Landgebiet zur Verteidigung bereit hielt, umstellten dessen Gränzen 10 bis 20000 Mann italienischer Truppen, in einer Haltung deren Absicht geheimnißvoll war. Sie sollten die Banden von den Gränzen abhalten, aber sie ließen sie hin- und herziehen, und sie selbst sangen patriotische Lieder mit dem Refrain Andremo a Roma Santa. Sie sahen das Gewehr am Fuß ruhig zu, wie Hunderte von Rothemden, in kleine Trupps aufgelöst, eben diese Gränzen umschwärmten, begierig in das päpstliche Land einzufallen, während ihr Führer, der ihnen die Richtung gab, dessen Namen ihr Feldgeschrei war, noch auf der Inselscholle Caprera festgebannt lag. Diese Insel umkreisten

sieben italienische Kriegsschiffe, wie einst englische Kriegsschiffe Elba und den größeren Mann umkreist hatten, welcher dort seine tollkühne Unternehmung gegen das Festland vorbereitete.

Am 29. September kam die Meldung nach Rom, daß die Invasion begonnen habe. In der Nacht des 28. hatten 40 Garibaldiner den Ort Grotte di S. Stefano in der Provinz Viterbo überfallen, den dortigen Gendarmenposten entwaffnet, die päpstlichen Wappen abgerissen und die italienische Fahne aufgepflanzt. Dann waren sie nach Bomarzo gezogen, wo das gleiche geschah. Seit diesem Tag wiederholten sich die Einfälle von Banden in den kleinen Gränzorten. Am 29. rückten solche in Bagnorea und Torre Alfina in derselben Provinz ein, worauf sie folgenden Tags den ersten größeren Ort Acquapendente überfielen. Drei Stunden lang verteidigte sich dort die Gendarmencaserne, dann capitulirte sie. Die Garibaldiner bemächtigten sich der öffentlichen Kassen, entsetzten den Magistrat und forderten Contributionen. Sie erklärten die Avantgarde des Generals Acerbi zu sein; ein Graf Pagliacci, Emigrant aus Viterbo, befehligte sie.

Auf die Nachricht vom Ueberfalle Acquapendente's rückte der Oberst Azzanesi, welcher in Viterbo lag, mit Truppen aus dieser Stadt; er stieß auf die Garibaldi'schen bei S. Lorenzo am 2. October, zerstreute sie in Flucht, nahm viele gefangen und besetzte Acquapendente wieder. Die Schwärme der Flüchtigen sammelten sich hierauf in Bagnorea, dem alten Balneum Regis. Ein Corps von 95 Zuaven griff sie mit Ungestüm an, wurde aber mit Verlust zurückgewiesen, bis päpstliche Verstärkung von

Montefiascone eintraf. Bagnorea wurde am 5. October erstürmt; die Garibaldiner, welche dort 500 Mann stark Stellung genommen hatten, entwichen, nachdem sie 100 Todte und Verwundete und 178 Gefangene zurückgelassen hatten. Dies war der erste größere Zusammenstoß in diesem Guerillakriege. Er zeigte, daß sich die päpstlichen Truppen, was man kaum erwartet hatte, mit Ernst und Tapferkeit schlugen und so kriegstüchtig, als ihre Gegner untauglich zum Kriege waren.

Täglich fanden Truppenausmärsche aus Rom statt, welches sich von Militär zu leeren schien. Denn täglich kamen Meldungen von vereinzelten Invasionen so im Tuscischen, wie in der Sabina, wohin Mannschaften geschickt werden mußten. Eine unheimliche Aufregung begann Rom zu ergreifen, sowol wegen dieser militärischen Bewegung, als weil die verschiedenartigsten Gerüchte von Gefechten, Siegen und Niederlagen, ja vom Aufstande in den Provinzen verbreitet wurden.

Die aus Bagnorea herausgeschlagenen Banden hatten sich nach Torre Alfina geworfen, einem kleinen Ort an der Gränze Toscana's von großer Festigkeit durch die Natur. Hier vereinigte wie in seinem Hauptquartier der Deputirte Acerbi seine Freischaaren, um so bald es möglich war gegen Viterbo vorzurücken. Zu gleicher Zeit setzten sich Banden in Nerola, Moricone, Montemaggiore und Montelibretti fest, kleinen, verwilderten Orten der Sabina. Sie stehen auf Felsen, zusammengedrängte schwarze Häuserklumpen, aus denen nur die Hauptkirche, hie und da ein zersplitterter Turm des Mittelalters, und ein graues castellartiges Baronalschloß hervorragt, den

Zeiten angehörig, als die Orsini einen großen Teil der Sabina beherrschten.

Der junge Menotti führte dort 600 Mann, mit denen er in die Campagna von Tivoli vorzugehen hoffte, wenn ihn andere Zuzüge würden verstärkt haben; denn ihm sollte ein verabredeter Ueberfall Subiaco's von den Abruzzen her Luft machen. Garibaldi hatte seinen Sohn durch ein Decret von Caprera aus zu seinem Leutnant oder Stellvertreter ernannt; es gab also eine Art von Garibaldi-Dynastie, und während der alte Löwe selbst murrend auf Caprera lag, sollten wenigstens seine Kinder, Menotti und Ricciotti, für ihn die Nationalsache auskämpfen. Als aber am 7. October der Oberst Charette gegen Menotti anrückte, wich dieser nach Fara zurück. Ueberall wurden die Garibaldi'schen verjagt, und nach kurzem Gewehrfeuer zerstreut; sie zogen sich über die Gränzen zurück, wo sie die italienischen Truppen aufnahmen oder doch ruhig gewähren ließen. Verstärkt kehrten sie dann wieder, um denselben Guerrillakrieg an dieser oder jener Stelle zu erneuern. Die päpstlichen Truppen schickten täglich Gefangene nach der Engelsburg; aber sie wurden durch endlose Hin- und Hermärsche bei nicht mehr zu ersetzenden Verlusten mehr und mehr ermüdet. Der Invasionskrieg begann wie ein Fieber in einem kranken Körper in den Gliedern des Kirchenstaats hin- und herzuziehen, und konnte nicht auch dessen Haupt, das schon ganz verdüsterte Rom, plötzlich davon ergriffen werden?

In Rom waren seit dem Beginn des September Garibaldi'sche Agenten unablässig thätig, einen Volksaufstand vorzubereiten. Alle Mittel der Ueberredung und

Bestechung wurden von ihnen angewendet, die Werkzeuge ihres Planes zu gewinnen. An versteckten Orten wurden Waffen, Bomben und Pulvervorräte niedergelegt. Das aufgelöste römische National-Comité der gemäßigten Richtung constituirte sich von neuem und zeigte dies durch eine Proclamation am 8. October an, worin gesagt wurde: „Römer, die Provinzen sind schon im Aufstande, und in kurzem wird die Insurrection allgemein sein. Wir müssen uns dieser Bewegung anschließen und sie mit aller Kraft unterstützen, denn der Sieg der Provinzen wird uns den Sieg über Rom erleichtern. Seien wir demnach alle bereit. Das Blut der Brüder, welches der päpstliche Zuave eben in den Provinzen vergießt, sei der Funke unsere Geister zu entflammen. Römer, die entscheidende Stunde naht. Im Namen des Vaterlandes einigen wir uns, und jeder gehorche den Befehlen allein, die vom Centrum ausgehen werden. Erinnert euch, daß Einheit und Disciplin die Kraft bilden. Jede vereinzelte, ungeregelte und unzeitige Bewegung kann verderblich werden. Vertraut jenem Comité, welches euch bereits Proben von Kraft, Klugheit und Willensstärke gegeben hat. Jetzt, wo der Augenblick der kräftigen Entschlüsse gekommen ist, wird es seine Pflicht zu thun wissen. Schließen wir uns voll Mut zusammen, handeln wir geregelt: und die Sache der Civilisation wird gewonnen sein."

Indeß zeigten die Thatsachen, daß alle jene pomphaften Berichte der Garibaldi'schen Zeitungen schamlos erlogen waren. Denn nirgend in den Provinzen fand eine Erhebung auch nur eines einzelnen Ortes statt. Konnten auch undisciplinirte Banden, welche die Castelle überfielen

und brandschatzten, um dann beim Erscheinen päpstlicher Truppencorps wieder die Flucht zu ergreifen, die Bevölkerung des Kirchenstaats verlocken, mit ihnen gemeine Sache zu machen und sich selbst ins Verderben zu stürzen? Stand etwa hinter diesen Banden Italien? Oder war in jedem Falle die Intervention Frankreichs, und ihre unausbleibliche Folge nicht mehr zu fürchten? Der Bürger, der Landmann wollte nichts vom Aufstande wissen. Die Invasion glich nur einem laufenden Feuer, welches die Gränzen umflackerte, hier erlosch und dort wieder aufloderte, und kein Resultat gewann. Sie erschien als ein vergrößerter Brigantenkrieg.

Am 11. October war die Stadt Subiaco überfallen worden; man hatte dort den Bischof und den obersten Magistrat unter Wache gestellt, das Schloß vergebens zur Uebergabe aufgefordert. Das Erscheinen weniger Zuaven reichte hin, die Garibaldi'schen auch aus Subiaco zu verjagen.

Am 13. October wurde Menotti aus der starken Stellung von Montelibretti vertrieben, wohin er zurückgekehrt war. Nirgend machten die Freischaaren einen wirklichen Fortschritt. Nicotera, welcher von der neapolitanischen Gränze in das Tal des Liris eindringen sollte, konnte sich erst am 13. October in Bewegung setzen, wo seine Banden Falvaterra überfielen. Aber sie wurden am 15. bei Vallecorsa geschlagen und so aus der Provinz Frosinone herausgeworfen. Die Engelsburg füllte sich mit Gefangenen. Der Papst befahl, sie reichlich zu nähren; er schickte diesen von Hunger und Mühsal abgezehrten Menschen Mäntel, sich vor dem Nachtfrost zu schützen. Er besuchte sie eines

Tages selbst und trat unter sie. Hier bin ich, so sagte er, den ihr als euern Feind betrachtet und dessen Tod ihr geschworen habt: und wen sehet ihr vor euch? einen alten und schwachen Mann. Sie fielen auf ihre Knie nieder; viele küßten den Saum seines Kleides. Er ist gut, so sagten die Römer damals von Pius IX.; aber zwei Seelen sind in ihm; die eine gehört Italien, die andere der Secte der Jesuiten an.

Die mazzinistische Presse erfand Berichte von der grausamen Behandlung dieser Gefangenen; sie sind unwahr; in Hospitälern wie im Kerker war sie menschlich und gut. Vielleicht war die einzige Qual der Gefangenen hie und da die zudringliche Predigt von Priestern und Beichtvätern, welche abgeschickt wurden, um mit ihnen religiöse Uebungen durchzumachen.

VI.

Indeß wurde die Gefahr für Rom mit jedem Tage größer. Die Invasion war die Fabel von den Köpfen der Hydra. Immer neue Banden tauchten auf, immer offener wurden sie von den italienischen Behörden unterstützt. Ihre Anwerbungen wurden in den Städten des Königreichs betrieben; ihre Waffen aus den Magazinen der Nationalgarde verabfolgt. Die Eisenbahnen standen zu ihrer Verfügung, und Hunderte von Rothemden wurden mit ihnen täglich nach den Gränzen befördert. In Rom selbst tauchten immer mehr fremde Gestalten auf; die Polizei nahm massenhafte Verhaftungen vor, ohne sich doch des geheimsten Gewebes der Verschwörung bemächtigen zu können. Die Stimmung der Stadt ward mit jedem Tage düsterer; der Verkehr stockte; das gemünzte Geld verschwand. Dunkle Gerüchte weissagten den nahen Ausbruch eines Tumults, und das ganz ermüdete Militär, durch Abzüge und Krankheiten vermindert, erlag unter der Last der Wachdienste und starken Patrouillen.

Am 17. October erließ der Papst eine Encyklika an den gesammten katholischen Klerus. Er schilderte darin den verzweifelten Zustand Roms, welches auf die Länge den es bedrängenden Feinden nicht gewachsen sei. Dies

Actenstück in dem ewig wiederholten Schwulst priesterlicher Declamationen begann durch einen seltsamen Zufall mit derselben Phrase: Levate in circuitu oculos vestros, mit welcher einst der große Feind des weltlichen Papsttums, der hohenstaufische Kaiser Friedrich II., seine Encyklika an die Christenheit gegen Gregor IX. begonnen hatte.[1] „Erhebet, ehrwürdige Brüder, eure Augen ringsumher, und ihr werdet die fluchwürdigen Frevel sehen und mit Uns beklagen, von welchen zumal das unselige Italien jetzt heimgesucht ist. Wol verehren wir in Demut die unerforschlichen Gerichte Gottes, dem es gefiel, daß wir in diesen trauervollen Zeiten leben sollen, in denen durch das Werk einiger Menschen und zumal derer, welche die Leiter der öffentlichen Dinge in dem unglücklichen Italien sind, die ehrwürdigen Gebote Gottes und die Gesetze der heiligen Kirche ganz und gar verachtet werden, und die Gottlosigkeit ungestraft ihr Haupt hoch erhebt und triumfirt. Daher kommen alle Ungerechtigkeiten, Uebel und Beschuldigungen, deren höchst trauervolle Zeugen wir sind. Daher kommen jene zahlreichen Banden (phalanges) von Menschen, welche in Gottlosigkeit wandelnd unter dem Banner des Satans dienen, auf dessen Stirne geschrieben steht «Lüge», und die mit dem Namen der Rebellion genannt ihren Mund in den Himmel legen und Gott lästern, alles Heilige besudeln und verachten, alle

[1] Levate, Venerabiles Fratres, in circuitu oculos vestros, et videbitis, ac una Nobiscum vehementer dolebitis abominationes pessimas, quibus nunc misera Italia praesertim funestatur... Datum Romae apud S. Petrum die 17. Octobris Anno 1867. Pont. Nost. A. XXII.

göttlichen und menschlichen Rechte mit Füßen treten, wie reißende Wölfe nach Beute gieren, Blut vergießen, die Seelen durch ihre Frevel verderben, den ungerechten Sold ihrer eigenen Bosheit suchen, fremdes Gut rauben, den Armen und Schwachen elend machen, die Zahl der Wittwen und Waisen mehren, für Geld den Ungerechten freisprechen, während sie dem Gerechten das Recht verweigern und ihn berauben, und in ihrer Herzensverderbtheit alle schändlichen Begierden zu erfüllen trachten, zum größesten Schaden der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt.

„Von diesem Geschlecht der Verlornen sind wir, ehrwürdige Brüder, in der Gegenwart umringt. Ja, diese Menschen wollen, ganz von teuflischem Geist beseelt, das Banner der Lüge in dieser unserer eigenen erlauchten Stadt aufpflanzen, an dem Stule Petri, dem Centrum der katholischen Wahrheit und Einheit. Die Lenker der subalpinen Regierung aber, welche Menschen solcher Art zurückhalten sollten, erröten nicht, sie auf jede Weise zu fördern, ihnen Waffen und alles Nötige darzureichen und den Zugang zu dieser Stadt zu erleichtern. Doch alle diese Personen, und nehmen sie einen noch so hohen Grad der Civilgewalt ein, mögen erbeben; denn durch ihre gottlose Handlungsweise verstricken sie sich in neue Fesseln der Kirchenstrafen und Censuren. Obwol wir in der Demut unseres Herzens nicht aufhören den gnadenreichen Gott inständigst anzuflehen, daß er geruhe alle diese elenden Menschen zur heilsamen Buße und auf den geraden Weg der Gerechtigkeit, der Religion und des Friedens zurückzuführen, so können wir doch nicht die schweren Gefahren verschweigen, denen wir in dieser Stunde der Finsterniß

ausgesetzt sind. Mit ganz ruhigem Gemüt erwarten wir, obschon durch ruchlosen Betrug, durch Verläumdung, Nachstellung und Lügen aufgereizt, jegliches Ereigniß, da wir alle unsere Hoffnung und unser Vertrauen auf den Gott unseres Heiles setzen, welcher unser Helfer, und die Festung in unsern Nöten ist, der nicht duldet, daß die auf ihn vertrauen zu Schanden werden, der die Nachstellungen der Gottlosen vereitelt und den Nacken der Frevler zerbricht. Indeß können wir nicht umhin, euch vor allen, ehrwürdige Brüder, und allen Getreuen die eurer Sorge anvertraut sind die traurige Lage und die große Bedrängniß kund zu geben, in der wir hauptsächlich durch das Werk der subalpinen Regierung uns gegenwärtig befinden. Denn obwol wir durch die Tüchtigkeit unseres getreuesten Heeres verteidigt sind, welches in rühmlichen Thaten eine fast heroische Tapferkeit bewiesen hat, so ist es doch offenbar, daß es der weit größeren Zahl der ungerechtesten Angreifer nicht lange widerstehen kann. Und obwol uns die kindliche Pietät nicht wenig tröstet, mit welcher uns unsere durch gottlose Usurpation auf diesen Rest verringerten Untertanen anhänglich sind, so müssen wir doch tiefen Schmerz empfinden, daß sie selbst die schweren Gefahren erleiden, die ihnen von den verwilderten Banden jener Ruchlosen drohen, welche sie mit allen Schreckmitteln schrecken, sie berauben, und auf jede Weise plagen.“ . . .

Der Papst schwieg von Frankreich; aber dies Schweigen war beredt, und vielleicht konnte es wirksamer sein, als ein directes Hülfegesuch an die katholischen Mächte und ein Aufruf ihrer Intervention. Aller Augen blickten längst auf Napoleon: auch er schwieg, und er schien wieder die

räthselhafte Sphinx der Zeit zu sein. Alle fragten, was er bei einer schon offenbaren Verletzung der Septemberconvention thun werde. Die Liberalen in Rom flüsterten: alles sei in Biarritz fertig gemacht, der Septembervertrag abgeändert; der Kaiser könne des Bündnisses mit Italien im unvermeidlichen Kriege wider das neue Deutschland nicht entbehren; der Preis dafür sei das weltliche Papsttum; in vier Wochen werde sein Fall vollzogen sein.

Aber am 17. October, demselben Tage, an welchem der Papst jene Encyklika erließ, gelangte folgendes Telegramm des Ministers des Auswärtigen in Paris an den französischen Bevollmächtigten in Rom, Herrn Armand: „Die päpstliche Regierung möge fortfahren, sich energisch zu verteidigen; der Beistand Frankreichs wird ihr nicht fehlen." Diese Depesche machte die römische Nationalpartei erstarren, die Päpstlichen aufjubeln. Napoleon schickte den General Prudon nach Rom, dem Papst zu erklären, daß die Intervention beschlossen sei, und der Cardinal Antonelli befahl dem Nuntius, dem Kaiser im Namen des Papstes zu danken.

Mit großer Zurückhaltung hatte das französische Cabinet bisher die Vorgänge in Italien beobachtet, und sie nur mit seinen Bemerkungen an die italienische Regierung begleitet. Diese hatte wiederholt erklärt, daß die Ueberwachung der Gränzen bei ihrer Ausdehnung und Natur unmöglich werde; bis sie endlich mit der Ansicht hervortrat, daß kein anderer Ausweg aus dieser Krisis sichtbar sei, als das Einschreiten Italiens selbst, das heißt die Besetzung eines Teiles des Kirchenstaats durch die italienische Armee. Nigra, der Bevollmächtigte des Königs am

französischen Hofe, war beauftragt worden, diesen Vorschlag zu machen und zugleich zu bemerken, daß eine zweite französische Expedition nach dem Kirchenstaat nicht allein der Septemberconvention zuwiderlaufe, sondern der gefährlichste aller Wege zur Lösung der römischen Frage sei. Wenn Italien einen Teil des Kirchenstaats besetze, so wolle es dadurch keineswegs die Rechte der päpstlichen Souveränetät angreifen; es wolle nur die gestörte Ordnung herstellen, und wünsche endlich eine Uebereinkunft mit Frankreich zu treffen, um die Unabhängigkeit des Papstes sicher zu stellen, zu welchem Zweck es bereit sei, einen Congreß der Mächte anzunehmen.

Das französische Cabinet erwiderte: daß es erfreut sei zu sehen, daß Italien die Souveränetät des Papstes anerkenne; daß es nichts wider einen Mächtecongreß habe, um auf ihm die schwierige Frage zu lösen; aber dürfe ein solcher abgehalten werden, wenn italienische Truppen das römische Gebiet besetzt hielten, und der Papst flüchtig im Exil irrte, wohin ihn jene Besetzung unzweifelhaft treiben würde? Der Abzug der Franzosen aus Rom sei die Folge der Septemberconvention und des Vertrauens des Kaisers gewesen, daß die italienische Regierung das päpstliche Gebiet vor jeder Invasion schützen werde. Wenn sie nun wirklich unfähig sei, dies zu thun, so gebe derselbe Vertrag dem Kaiser das Recht, thatsächlich für den Schutz des Kirchenstaats zu sorgen.

Der Vorschlag Rattazzi's, die Besetzung des päpstlichen Gebiets durch die Italiener zu genehmigen, wurde abgewiesen, und die entschiedene Erklärung Frankreichs zwang den Minister Italiens zu der Versicherung, daß

er entschlossen sei die Convention zu halten. Am 19. October schickte der Kaiser sein Ultimatum nach Florenz; sein dortiger Botschafter erhielt die Weisung, Rattazzi zu erklären, daß Napoleon von der Wahrhaftigkeit jenes Entschlusses Beweise haben wolle: durch die unverzügliche Unterdrückung der Anwerbungen, durch die Auflösung der Unterstützungs-Comités, und durch eine königliche Proclamation, welche erkläre, daß alle Garibaldi'sche Freiwillige zu entwaffnen und zu interniren seien. An demselben Tage reiste der General de Failly von Paris nach Toulon ab, um den Oberbefehl über die Expeditionsarmee zu übernehmen, welche auf der bereit gehaltenen Flotte absegeln sollte, wenn die italienische Regierung dem Ultimatum nicht Folge leistete.

Das Ministerium Rattazzi befand sich in der größesten Verlegenheit; es hatte nicht allein Frankreich gegen sich, sondern auch die übrigen Mächte, welche entschlossen waren, der französischen Intervention kein Hinderniß in den Weg zu stellen. Preußen selbst, auf welches es rechnen mochte, konnte es nur erwünscht sein, wenn Napoleon sich in die italienischen Angelegenheiten wieder tief verwickelte, und durch die gehässige Intervention auch die letzten Sympathien Italiens verlor. Die Haltung des Kirchenstaats und Roms war es, woran Rattazzi scheiterte; denn hier erhob sich keine Bewegung, die ihm zu Hülfe kam. In dem Briefkasten des römischen Senats fand sich an jenem 19. October nur ein anonymes Schreiben, welches besagte, daß der Zustand Roms so bedrohlich sei, daß die Aufnahme italienischer Truppen in die Hauptstadt dadurch geboten werde. Der Senator möge diese Aufforderung

an den Papst bringen; Tausende von Bürgern, welche ihre Namen bei einem Notar niedergelegt, seien bereit zu erhärten, daß dies der Wille der Stadt Rom sei. In Abwesenheit des Senators, Marchese Cavaletti, nahmen die vier Conservatoren dies Schreiben an sich, und sie übersandten es dem Papst mit einer Verwahrung, daß sie, ohne die darin ausgesprochenen, der Würde der Regierung nicht gemäßen Gesinnungen zu teilen, es für gut hielten, Sr. Heiligkeit davon Kunde zu geben. Konnte ein anonymer Brief, dessen römischer Ursprung zweifelhaft war, und der in offenbarem Zusammenhange mit dem nach Paris gerichteten Vorschlage Rattazzi's stand, in Wirklichkeit für den Ausdruck des Senats und Volks der Stadt Rom gelten?

Am Abende des 19. October, des Tages der Krisis, reichte Rattazzi seine Entlassung ein, worauf der König den General Cialdini berief, ein neues Cabinet zu bilden. Cialdini war der Mann von Castelfidardo, aber auch von Aspromonte, ein entschiedener Feind des Freischaarenwesens, und deshalb Frankreich genehm. Die Aufregung in Florenz wurde groß: was auch in den Stürmen dieser Bewegung überwog, die Rückkehr der Regierung zur Septemberconvention und dadurch zum Gehorsam gegen Frankreich, oder der Fortschritt zur Revolution und zum Bruche mit Napoleon: es erschien gleich gefahrvoll. Während Cialdini sich fruchtlos bemühte, ein Ministerium zu bilden, leitete noch Rattazzi, hinter die Scene zurückgetreten, die Geschäfte, und in dieser Pause öffentlicher Regierungslosigkeit konnten sich Kräfte in Bewegung setzen, welche die Katastrophe herbeiführten.

Der französische Kaiser, stets zweideutig, stets schwankend, wünschte nicht zur Intervention gezwungen zu werden. Er war froh, als ihm am 20. October sein Bevollmächtigter in Rom telegrafirte, daß sich an diesem Tage keine Banden mehr auf dem römischen Gebiet befänden. In der That war es den Anstrengungen der Päpstlichen gelungen, jene über die Gränzen zurückzuwerfen. Die sogenannte römische Legion, mit welcher ein Emigrant, der aus der königlichen Armee entlassene Major Ghirelli, den Flecken Orte am 17. October überfallen hatte, war verjagt worden; die Freischaaren unter Menotti hatten nach einem heftigen Gefecht am 18. October mit großem Verlust Nerola räumen müssen; die Banden Nicotera's waren am 19. aus Vallecorsa in Latium verjagt worden. In Folge jenes Telegramms, welches diese Thatsachen meldete, gab Napoleon am 21. den Befehl, die Einschiffung der Truppen in Toulon einzustellen. Am 22. verkündigte dies der Moniteur in einem Artikel, welcher zugleich die Ueberzeugung aussprach, daß die Invasion des Kirchenstaats nunmehr ihr Ende erreicht habe, während die Haltung der italienischen Regierung die gewissenhafte Durchführung der Septemberconvention gewährleiste.

So war die Intervention abbestellt, und tiefe Bestürzung ergriff diejenigen, welche sehnlich auf sie gehofft hatten.

VII.

Garibaldi war unterdeß in einer für seine Ungeduld peinvollen Lage in Caprera geblieben. Die Briefe seiner Söhne und Agenten hatten ihm das Mißlingen der Invasion gemeldet, andere ihn von den Vorbereitungen der Intervention Napoleons benachrichtigt, deren Druck die italienische Regierung zu erliegen im Begriffe sei. Schon einmal hatte er nach Livorno zu schiffen versucht, und war daran durch die ihn bewachenden Kriegsfahrzeuge verhindert worden. Er beschloß auf jede Weise seinen Plan durchzusetzen, sich an die Spitze der Freischaaren zu stellen und sie nach Rom zu führen, um das Papsttum zu stürzen, oder wenn er das nicht vermochte, seine Leiche zwischen diesem und Italien zu lassen.

Er entwich aus Caprera am 16. October auf seiner Barke, so glücklich wie Napoleon von Elba, den er nachzuahmen schien. Mit oder ohne Wissen der italienischen Kriegsschiffe gelangte er nach der Insel Maddalena, wo er von einer englischen Dame aufgenommen wurde, sodann nach dem nahen Sardinien. Verkleidet schiffte er sich dort ein, und landete am 19. October, jenem entscheidenden Tage, an der Maremma von Livorno, beim Turm von Vada. Oeffentlich kam er nach Florenz am 20. Niemand

hinderte ihn; denn Rattazzi war eben abgetreten, das neue Ministerium noch nicht gebildet, die Regierung in Anarchie.

Er hielt öffentlich Reden, und rief auf dem Platz Santa Maria Novella das Volk zum Kampf wider das Papsttum und alle diejenigen auf, welche der heiligen Nationalsache aus Schwäche oder verräterisch in den Weg träten. Man antwortete ihm mit stürmischem Beifallsgeschrei. Der französische Botschafter forderte alsbald die Festnahme Garibaldi's, ihn zu verhindern, daß er sich an die Gränze begebe, dort an die Spitze der Invasion stelle, die mühsam gewonnenen Erfolge der Diplomatie beider Regierungen zerstöre, und so alles wieder in Verwirrung zurückstürze. Man versicherte ihn, daß dies geschehen werde. Doch mit einem Extrazuge reiste Garibaldi von Florenz am 22. October ab, während hinter ihm Verhaftsbefehle nachhinkten. Die königliche Gendarmerie setzte ihm in Rieti und anderswo auf keuchenden Pferden nach, aber immer erst dann, wenn er längst ihrem Bereich entschwunden war.

Am 23. October kam er nach dem Paß Correse, und begab sich sodann auf das päpstliche Gebiet nach Scandriglia, wo seine beiden Söhne und andere Führer, wie Salomone und Frigessy, ihre Freischaaren in der Stärke von einigen tausend Mann vereinigt hatten. Hier hörte Garibaldi was Tags zuvor in Rom vorgefallen war, was mit seinem persönlichen Auftreten in genauem Zusammenhange stand, aber tief unter seiner Erwartung blieb.

Wie er selbst herbeigeeilt war, seinen Handstreich wider Rom auszuführen, ehe noch die Franzosen landeten, so

sollte ihnen auch die Erhebung Roms zuvorkommen. Sie war die allein entscheidende aller Thatsachen; daher die allgemeine Aufmerksamkeit draußen auf deren Eintreten im höchsten Maße gespannt blieb. Hundertmal war dieser Aufstand angekündigt, und nie zur That geworden. Seit Wochen bemühten sich die mazzinischen Agenten in der Stadt. Ein Bergamaske Francesco Cucchi leitete sie und die Ausführung des Plans. Man hatte heimliche Waffenlager errichtet, eins bei S. Giovanni de' Fiorentini, ein anderes in der Vigna Matteini hinter S. Paul. Man hatte Römer selbst gewonnen, ihre Locale und andere Dienste herzugeben. Sogar in die Engelsburg war man eingedrungen und hatte daselbst ein paar Artilleristen zu bestechen vermocht, welche zusagten, das dortige Pulvermagazin in die Luft zu sprengen, wenn das Zeichen dazu gegeben werde. Denn an mehreren Orten, wo päpstliche Truppen ihre Casernen hatten, im Palast Serristori im Borgo, im Palast Scimarra ai Monti, selbst in der vaticanischen Schweizercaserne sollten Minen gelegt werden. Endlich ward der 21. October als der Tag des Aufstandes festgesetzt. An diesem Tage erließ die „römische insurrectionelle Junta“, welche das Nationalcomité wieder bei Seite geschoben hatte, den Aufruf zur Erhebung in folgender energischen Schrift:

„Römer, zu den Waffen! zu den Waffen! für unsere Freiheit, unser Recht, die Einheit des italienischen Vaterlandes und die Ehre des Römernamens. Unser Schlachtruf sei: Tod dem weltlichen Papsttum! es lebe Rom, die Hauptstadt Italiens! Wir wollen jeden religiösen Glauben ehren, aber uns für immer von einer Tyrannei befreien,

die uns von der italienischen Familie gewaltsam trennt und den Irrtum verewigen will, daß Rom vom Rechte der Nationalität gesondert sei und aller Welt gehöre, nur nicht Italien. Unsere Brüder haben seit vielen Tagen das Banner des heiligen Aufstandes erhoben und röten mit ihrem Blut die Via Sacra die nach Rom führt. Dulden wir nicht länger, daß sie allein stehen, antworten wir ihrem Heldenruf mit der Sturmglocke des Capitols. Unsere Pflicht, die Verbindlichkeit der gemeinsamen Sache, die Tradition Roms, gebieten dies. Zu den Waffen! Wer eine Flinte tragen kann, eile herbei! Jedes Haus sei eine Burg, jedes Eisen eine Waffe. Die Greise, die Frauen, die Kinder mögen Barrikaden aufwerfen, die Jünglinge werden sie verteidigen. Es lebe Italien! es lebe Rom!"

Die Proclamation ward ausgestreut, aber ihr antwortete nur Grabesschweigen. Die sie verfaßt hatten, kannten die Beschaffenheit Roms nicht. Sie konnten bei dem Aufstandsversuch nur auf die wenigen hundert Menschen zählen, welche sich heimlich in die Stadt eingeschlichen hatten, und auf solche Römer, die man für den Plan durch Ueberredung gewonnen hatte. Rom ist nicht mehr die Stadt des Mittelalters; damals gab es ein in Zunftverbänden festgeschlossenes Bürgertum, welches die politische Selbständigkeit der Republik mutig bewahrte, eine regionenweise gegliederte Miliz im Dienst des capitolischen Magistrats, und einen kampffertigen zum Teil ghibellinischen Adel. Damals erhob sich die Stadt oft genug gegen die verhaßten Päpste, welche sie verjagte, oder zur Anerkennung ihrer politischen Rechte zwang. In dem heutigen Rom von 220000 Einwohnern sind solche Zu-

stände nicht mehr vorhanden. Das Bürgertum hat keine politische Natur mehr; der Adel führt hier unter dem Schatten seiner alten Stammbäume, mit wenigen Ausnahmen, ein Leben staatlosen Müßigganges, welches beschämend, aber geschichtlich erklärlich ist. Ein großer Teil von ihm gehört päpstlichen Nepotenfamilien an. Ein Teil der römischen Bevölkerung ist der päpstlichen Regierung ergeben, in deren Dienste er steht, von der er ernährt wird, mit welcher er durch Priesterschaft und Prälatur im Zusammenhange ist. Glaubten nun die Mazzinisten wirklich, daß sich die größere italienisch gesinnte Masse Roms auf ihren Ruf sofort erheben würde, um Barrikaden zu bauen, sich von den Zuaven niederschießen zu lassen, oder in jedem Falle, nach der Unterdrückung des Aufstandes durch eine französische Armee, in den Kerkern und im Exil ihre Tage zu beschließen?

Etwa 3000 Mann lagen in der Stadt, unter dem Befehle des Marchese Zappi, und so verteilt, daß sie des Aufstandes Herr werden konnten, wenn er ausbrach. Nach der Anordnung des Obercommandos sollten fünf Kanonenschüsse von der Engelsburg das Zeichen zum Allarm geben. Maßregeln der Verteidigung wurden getroffen, meist auf den Rat des Generals Prudon, welcher am 20. October nach Rom gekommen war, den Papst des unfehlbaren Schutzes Frankreichs zu versichern, und ihn zu ermuntern, sich in Rom so lange zu halten, bis die Flotte von Toulon in Civita Vecchia eingetroffen sei. Derselbe General riet, die Provinzen preis zu geben, die dort verstreuten Truppen auf Rom zurückzuziehen, um diese eine Stadt, worauf es allein ankomme, zu verteidigen. In der Nacht vom

21. zum 22. October begann man die Tore zu verbarrikadiren, Schanzen vor denen aufzuwerfen, welche geöffnet blieben, die andern, welche gesperrt wurden, mit Erde von innen zu verschütten. Im Mittelalter nannte man dieselbe Maßregel fabbricare le porte. Ganz geschlossen wurden die Porta Maggiore, die Salara, die von S. Lorenzo, S. Paul, S. Pancrazio, S. Sebastian. Man machte auch beide Drahtbrücken, den Ponte Rotto und die neue Brücke an der Lungara durch Ausheben der Bohlen unwegbar. Man minirte die drei Aniobrücken, die salarische, nomentanische, und Ponte Mammolo auf dem Wege nach Tivoli. Man brachte in den Mauern, selbst auf dem Pincio, Schießscharten an, und begann Kanonen aufzupflanzen. Man legte eine Batterie beim Eingangspunkt der Eisenbahn in die Stadt an. Man füllte die Gräben der Engelsburg mit Wasser.

Die Nacht zum 22. October verging in Ruhe, nur hörte man das Aufknallen von Petarden in vielen Straßen Roms, die Rufe der Schildwachen, und ihre Schüsse.

Eine fieberhafte Spannung lag in der moralischen Luft der Stadt. Sie war von der Außenwelt abgeschnitten: die Telegrafen in Unthätigkeit; die Posten unregelmäßig; die Eisenbahnen streckenweise an den Gränzen von den Päpstlichen selbst unfahrbar gemacht. Nur dunkle Gerüchte gingen hin und her. Dies war Roma squallida, und welch ein Gegensatz zu der Roma splendida des Monates Juni!

Am 22. October hörte man die Rede, daß am Abend der Aufstand ausbrechen solle; offen sprach man davon in den Caféhäusern und Hotels. Man wußte, daß Garibaldi

in Florenz aufgetreten sei; man sagte, daß er sich an die Spitze der Banden gestellt habe; Rom werde sich erheben, und er dann seinen siegreichen Einzug in die Stadt halten. Die Vorstellung von den Gräueln eines Straßenkampfs, der Gedanke an alle mit einer Revolution verbundenen Excesse, selbst an die Plünderung, ängstigte viele. Man zitterte in solchen Häusern, wo die Rache der Actionspartei besonders zu fürchten war. Die Erinnerung an den furchtbaren Sacco di Roma durch die Banden Bourbons lebt hier noch fort.

Am Abend war der Anblick Roms für den, der sich noch hervorwagte, grauenvoll. Alle Läden und Thüren geschlossen; kaum hie und da in den verdüsterten Straßen Menschen von den Wachen angerufen, oder fortgetrieben. Die Zugänge des leeren Corso, wie die Seitengassen von Wachposten abgesperrt; nur Streifschaaren zu Fuß und zu Pferde sich fortbewegend.

Eine Bombe, welche auf dem Platz Colonna von einem flüchtig vorüber Eilenden gegen die Hauptwache geschleudert wurde, gab das Zeichen zum Beginne des Aufstandes. Man hörte bald darauf den wiederholten Knall von Petarden und Flintenschüssen, und ein dumpfes Getöse. Die Mine im Palast Serristori im Borgo sprang; ein Teil des großen Gebäudes, wo die Zuaven ihr Hauptquartier hatten, stürzte zusammen, und begrub mehr als zwanzig Personen, meist junge Menschen vom Musikcorps und größtenteils römische Waisenkinder. Glücklicherweise gelang es nicht, die in anderen Casernen gelegten Minen anzuzünden. Die im Geheimen gewonnenen Artille=

risten in der Engelsburg, bereits verraten und überwacht, wurden festgenommen.

Nach dem Aufstandsplane hatten sich die Insurgenten, etwa 500 Mann stark, in Rotten geteilt, welche Militärposten überfallen sollten. Zumal sollte die Wache auf dem Capitol bewältigt, auf dessen Turm sodann die Glocke gezogen, und mit ihr ganz Rom in Waffen gerufen werden. Die 50 Garibaldiner, welche gegen das Capitol vordrangen, wurden indeß mit ein paar Schüssen zerstreut. Einen ähnlichen Ausgang nahm jeder andere Versuch. Nur im Tor von S. Paul vermochten die Garibaldiner 400 Mann stark unter dem Befehl eines italienischen Deputirten, wie man sagte, der Wache sich zu bemeistern. Ein Teil von ihnen besetzte dies castellartige Tor, ein anderer stürmte nach S. Paul, sich des Waffenlagers in der Vigna Matteini zu bemächtigen. Aber dasselbe war schon an die Polizei verraten und von ihr aufgehoben worden. Ein anderes, welches in einer Puzzolangrube bei der Basilika versteckt lag, konnte nicht aufgefunden werden, weil diejenigen ausblieben, die man dafür angestellt hatte. Auch der erwartete Zuzug erschien nicht. Die nach dem Tor rückkehrende Schaar stieß auf päpstliche Truppen, und zerstreute sich nach kurzem Gefecht. Das Tor selbst wurde von diesen wieder genommen. Der Sturm auf die Gasanstalt am Circus Maximus, zu dem Zweck versucht, ganz Rom in Finsterniß zu begraben, mißglückte nicht minder. Der Trupp von Freischaaren, welchen die Brüder Cairoli auf dem Tiber nach der Stadt führen und bei der Ripetta landen sollten, gelangte nicht bis dorthin, sondern warf sich außerhalb

der Stadtmauern in eine Villa auf den Höhen bei Acqua Acetosa.

Wenn nicht zerstreute Waffen, Lanzen und Beile, fortgeworfene Kleidungsstücke, einige Blutspuren, und der zertrümmerte Palast Serristori die Zeugen des Vorgefallenen gewesen wären, so würde der größeste Teil Roms am Morgen des 23. October kaum gewußt haben, daß man in der Nacht gekämpft hatte.

An demselben Morgen rückten päpstliche Truppen aus der Porta del Popolo gegen die Acqua Acetosa, die Bande Cairoli's anzugreifen. Dort erheben sich zwischen dem Tiber und dem Anio, der in ihn mündet, grünende Hügel, zu deren Füßen sich Wiesen am Tiberstrom ausbreiten, der dort majestätisch herabgezogen kommt, zwischen niedern Ufern, über welche man in die große Landschaft Tusciens und der Sabina blickt. Landhäuser stehen auf den Höhen, die man Parioli nennt. Hier hatten sich die Freischaaren, 70 Mann stark, in der Villa Glori festgesetzt. Ihre Schaar bestand aus Patrioten, Männern von Bildung und kühnem Mut, meist begüterten Landbesitzern, Ingenieuren, Studenten, Militärs. Zwei Brüder Cairoli führten sie, Enrico, Deputirter des Parlaments, und Benedetto, Capitän der Artillerie im italienischen Heer. Auch ein Graf Colloredo war unter ihnen, und ein Neapolitaner vom Hause Acton. Mit Ungestüm von den päpstlichen Carabinieri angegriffen, verteidigten sich diese Garibaldiner mit heroischer Tapferkeit. Man focht Mann gegen Mann. Nachdem Enrico und andere gefallen oder kampfunfähig geworden waren, zerstreute sich der Rest dieser Bande oder er fiel in Gefangenschaft.

VIII.

Garibaldi war kaum in Scandriglia angelangt, als er Acerbi Befehl gab gegen Viterbo vorzugehen, und Nicotera, in Latium einzufallen. Er selbst wollte mit etwa 4000 Mann den Hauptstoß auf Rom ausführen, und sich zunächst Monte Rotondo's bemächtigen.

Schon am 23. October brach Acerbi von Torre Alfina auf und näherte sich Viterbo, doch nur mit 800 Mann. In dieser Stadt lagen ein paar hundert Päpstliche unter dem Befehl des Obersten Azzanesi. Er schlug glücklich den Sturm der Freischaaren ab, als sie in der Nacht des 24. October Viterbo an allen sechs Toren angriffen, von denen sie eins, die Porta della Verità in Flammen setzten. Mit großem Verlust zogen sie zurück.

Garibaldi selbst besetzte Monte Maggiore und den Paß von Correse, von wo er Monte Rotondo bedrohte. Auch von den Gränzen Latiums meldeten die Telegrafen, daß an ihrer ganzen Linie die Freischaaren vorwärts rückten.

Die Lage in Rom wurde jetzt schwierig. Die erschöpften 3000 Mann, welche die Stadt hielten, konnten sie nicht verteidigen, wenn jene Banden von allen Seiten herandringend sich unter ihren Mauern vereinigten. Auch

war man nicht sicher, daß ein zweiter und vielleicht mehr erfolgreicher Versuch zum Aufstande gemacht wurde. Man hatte Hunderte von Verdächtigen festgenommen, aber daß die Stadt noch von Verschwörern gefüllt war, lehrte jede Nacht seit dem 22. October. Denn mit der Dunkelheit begann das gewohnte Petarden-Spiel. In der in Italien heiligsten Stunde des Tages, wo die Glocken Ave-Maria läuten, schienen alle Dämonen aus dem unterirdischen Rom emporzusteigen; da hörte man in nur minutenweiser Unterbrechung Petarden aufknallen, und dazu hundert Glocken ihre feierlichen Klänge ertönen lassen. Wer damals in Rom lebte, den hat wol nichts so sehr aufgeregt als dieser allabendliche Zusammenklang der Glocken und der Orsini-Bomben, welcher beredter als Worte es vermögen den Gegensatz der todfeindlichen Mächte der Zeit ausdrückte, die heute um den Besitz der Alma Roma kämpfen, und eigentlich schon Jahrhunderte lang darum streiten.

Den vom Wachdienst angestrengten Truppen Erleichterung zu schaffen, hatten Bürger der päpstlichen Partei eine städtische Miliz gebildet, in welche auch Söhne der ersten Fürstenhäuser eintraten.

Am 25. October kam man einem Herde der Aufständischen in Trastevere auf die Spur, wo im Hause des Tuchfabrikanten Ajani eine Waffenniederlage verraten wurde. Die Zuaven stürmten dieses Haus. Der Besitzer ward erstochen, sechzehn Garibaldiner wurden niedergemacht, die übrigen niedergemetzelt oder gefangen genommen. An demselben Tage erklärte der Stadtcommandant Rom in Belagerungszustand, und gebot die Ablieferung aller Waffen im Privatbesitz.

Garibaldi war unterdeß schon am 24. Nachts vor Monte Rotondo erschienen, einem Ort auf einer entzückenden Höhe, welche das Tibertal bis nach Correse, und die Campagna der nur drei deutsche Meilen entfernten Stadt beherrscht. Er hatte die Telegrafendrähte zerreißen lassen, um die Verbindung des Castells mit Rom zu hindern, und so die päpstliche Besatzung von 370 Italienern, die dort unter dem Hauptmann Costes lagen, abgesperrt zu halten. Der Ort ist fest, und von mittelaltrigen Mauern geschützt, während ihm das Baronalschloß der Orsini, jetzt Eigentum der Ludovisi, als Burg dienen kann. Mit 4000 Mann stürmte Garibaldi Monte Rotondo. Artillerie hatte er nicht; die Päpstlichen aber bedienten sich ihrer zwei Kanonen mit Erfolg, und auch ihre Gewehre streckten die Angreifer reihenweise nieder. Wiederholt abgeschlagen, führte der erbitterte General seine Bande immer wieder zum Sturm. Ein Tor ging in Flammen auf, und die Freischaaren drangen endlich in die Stadt, während sich die Päpstlichen in das Baronalschloß zurückzogen. Erst als man eine Mine an dasselbe legte, ergab sich die kleine Besatzung kriegsgefangen, am Morgen des 26. October, nachdem sie sich 27 Stunden lang mit rühmlicher Tapferkeit geschlagen hatte.

Zu Pferde sitzend zog Garibaldi in den Dom von Monte Rotondo ein, wo er sein erstes Nachtlager nehmen wollte. Auch hier war er eine vollkommen mittelaltrige Gestalt; denn so ritt einst auch der Condottiere Francesco Sforza hoch zu Roß in den Dom Mailands, als er diese Stadt bezwungen hatte; so ritt auch der König Ladislaus von Neapel in die Kirche S. Johann

im Lateran hoch zu Roß, als er Herr von Rom geworden war. Die Kriegsgefangenen wurden gerade in den Dom gebracht, als Garibaldi dort einritt; sie entblößten ihre Häupter, und jener, glaubend sie thäten dies aus Respect vor ihm selbst, machte ihnen ein Zeichen, sich zu bedecken.[1] Er lobte die Tapferkeit der Gefangenen, die er einer besseren Sache würdig erklärte; er schützte sie auch vor der Wut der Freischaaren, welche bereits einige dieser Capitulanten niedergeschossen hatten, und er schickte sie unter Geleit über die Gränze nach Correse, wo sie die königlichen Truppen aufnahmen und weiter in das Fort Varignano bei Spezia brachten. In einem Beichtstul hielt Garibaldi sein Nachtlager, während die Rothemden aus dem Dome machten, was einst die verwilderten Schaaren des Connetable von Bourbon aus dem S. Peter gemacht hatten.

Garibaldi war Herr des stärksten Orts im Stadtgebiet, und jetzt Hannibal vor den Toren; aber er hatte diesen Erfolg, den einzigen nennenswerten in dem ganzen Bandenkriege überhaupt, durch 400 Todte und Verwundete und einen unersetzlichen Zeitverlust erkauft. Die kleine Besatzung von Monte Rotondo hat damals dem Papsttum den größesten Dienst geleistet; denn hätte sie Garibaldi nicht aufgehalten, so würde er seinen Marsch nach Rom

[1] Diesen charakteristischen Zug erzählt der kriegsgefangene Zuaven-Capellan, welcher das Leben und Treiben der Garibaldiner in Monte Rotondo naiv und anschaulich geschildert hat: La Prigionia del P. Vincenzo Vannutelli. Episodio della Invasione Garibaldina del 1867. Appunti storici estratti dal suo giornale. Roma, Salviucci, 1869.

beschleunigt haben. Monte Rotondo zu besetzen war er genötigt, weil dieser Ort an der umbrischen Eisenbahnstrecke den Knotenpunkt der dortigen Campagna bildet. Ein hier lagerndes Heer beherrscht die Zugänge zu Rom, wie zum umbrischen Paß, und es lehnt sich zugleich an die Berge von Tivoli, wo die valerische Straße den Rückzug in die Abruzzen öffnet.

Wenn Garibaldi damals einige Tausend gut bewaffneter Truppen hätte auf die Mauern Roms werfen können, ehe die zurückgerufenen Päpstlichen aus den Provinzen eintrafen, so würde er sie wol erstiegen und seine Freischaaren über die Stadt ergossen haben. Wie oft waren nicht im Mittelalter diese morschen Mauern Aurelians von Belagerern Nachts an irgend einer unbewachten Stelle durchbrochen worden. Dasselbe konnte auch jetzt geschehen. Die päpstlichen Truppen vermochten den großen Umkreis Roms nicht zu verteidigen. Wer sie damals sah, diese abgehetzten Reiter, diese tief ermüdeten bleichgesichtigen Holländer und Belgier, wie sie unter Gewehr durch die Straßen wankten, konnte sich sagen, daß ihre Kräfte nicht mehr hinreichten, weder die Freischaaren von den Mauern abzuschlagen, noch sie aus der Stadt zu werfen, wenn sie dort eingedrungen waren. Sie würden sich nur in die Leonina geworfen haben, den Papst in der Engelsburg so lange zu verteidigen, bis der französische Entsatz herbeikam. Denn dorthin würde sich Pius IX., wie Clemens VII., durch den bedeckten Gang des Vatican geflüchtet haben, um von den Zinnen dieser Burg vielleicht Zeuge eines zweiten Sacco von Rom zu sein. Die Vorstellung, daß diese Weltstadt im Jahre 1867, von Freischaaren wie im

Jahre 1527 bedrängt, in dieselben Zustände dreihundertjähriger Vergangenheit zurückversetzt war, erregte in dem Augenzeugen der Ereignisse eine unbeschreibliche Verwunderung. Er konnte sich vorstellen, daß hier nur Namen und Gewänder gewechselt seien. Statt des Connetable stand der Condottiere Garibaldi vor den Mauern Roms. Konnte nicht auch er beim Sturm vor diesen Mauern fallen, und würde er dann nicht durch Ironie des Schicksals sich ganz und gar in jenen Bourbon verwandelt haben, welcher sterbend das eine Wort wiederholte: A Rome! à Rome!? Statt des Papstes Clemens VII. lag jetzt Pius IX. in denselben Gemächern des Vatican im Gebet. Dasselbe Feldgeschrei „Rom oder den Tod!“ erscholl aus den Reihen der Krieger Bourbons und Frundsbergs, wie aus denen der Freischaaren Garibaldi's, denn es war das Geschrei des Hasses und der Not. Wie sich alle Nationen in jenen Banden gemischt hatten, so mischten sie sich auch in denen Garibaldi's, denn die ganze Demokratie Europas war in ihnen vertreten. Der gleiche Hohn gegen die Kirche und ihre Heiligtümer, das gleiche Wutgeschrei gegen Papst und Klerisei erscholl aus den Banden dort und hier. Aber doch darf man sagen, daß die Lutheraner des Jahres 1527 und die mit ihnen vereinigten Spanier und Italiener minder radikale Menschen des Umsturzes waren, als die Banden des Jahres 1867. Denselben Zauber, welchen Name und Gestalt des Bourbon auf seine Schaaren ausgeübt hatte, übte jetzt Garibaldi auf die seinigen aus. Wie jene einherzogen, Lieder singend zum Ruhm des Connetable, so sangen diese ihre

Garibaldi-Hymne, und sie wiederholten mit Enthusiasmus die Strophe:

L' ha detto Garibaldi,
E questo è verità:
Chi muore per la patria
In Paradiso va.

Als die Freischaaren sich im Dom Monte Rotondo's eingerichtet hatten, bestieg einer dieser Rothemden die Kanzel, ergriff ein Crucifix, hielt eine burleske Predigt mit tausend wilden Flüchen, und forderte seine lachenden Zuhörer auf, den „Gott Garibaldi" anzurufen. Dies geschah unter wiederholtem Geschrei, worauf der Prediger rief: „Im Namen also Garibaldi's gebe ich euch die Benediction." Die Zuhörer machten lästernde Geberden der Verehrung, und jener mit dem Crucifix das Zeichen des Segens, wonach er das Kreuzbild auf den Boden schleuderte, daß es in Stücken zerbrach.

Dies erzählt der dort gefangene Dominicaner und Zuaven-Capellan, und sagt: „Die Garibaldiner gehören allen Classen der Gesellschaft an: da sind Edelleute, Plebejer, Gebildete, Ungebildete, alle gleicher Weise Briganten. Sie gehören auch allen Nationen an, und alle sind sie durch die gegebene Gelegenheit zu dem einen Zweck vereinigt, gegen die Kirche und die christliche Gesellschaft den Vernichtungskrieg zu führen; kurz sie sind das kosmopolitische Heer des Teufels, die abscheuliche Caricatur des katholischen Heeres. Unter ihnen haben sehr viele eine wahrhaft christliche Erziehung gehabt, und ihre Eltern sind gute und rechtschaffene Leute. Viele haben Talent und Bildung, auch feine und gefällige Manieren. Doch

die Masse besteht aus Menschen von unwürdigem Lebenswandel, vielfach auch aus Ueberresten der Kerker, oder aus Jünglingen, welche mit Betrug in die geheimen Secten gezogen wurden, auch aus Müßiggängern der Städte, die ohne Gewerb gesinnungslos dahin leben, und Reisenden wie Fremden dienen, als Kutscher, Platzbediente, Facchini, Aufwärter in Schenken, und so weiter. Viele andere sind Tagelöhner und Handwerker. Sie verbinden sich um zu abenteuern, um todtzuschlagen oder sich todtschlagen zu lassen, ohne eigentlich zu wissen warum. Ein hitziges Fieber treibt sie gewaltsam in den Krieg, ohne daß sie von ihrem Thun sich Rechenschaft geben. Denn unter ihnen herrscht keine Einheit der Ideen. Einige ziehen daher, mit der Absicht das Papsttum zu zerstören, wie sie mir selbst gesagt haben, andere um Italien einig zu machen, andere um dem Papst die weltliche Gewalt zu nehmen, die ihrer Meinung nach dem Evangelium widerstreitet, andere um alle Könige und ihre Trone umzustürzen, und viele endlich ziehen auf Raub aus. Dieser Verwirrung der Ideen entspringt unaufhörliche Unordnung; so daß es kein Wunder ist, wenn sie sich unter einander oft beleidigen und mißhandeln.[1] Wenn von ihren Häuptlingen einer

[1] „Nach der Einnahme von Monte Rotondo machten sich manche aus dem Brokat der priesterlichen Gewänder Officiersabzeichen, und so stellten sie sich ihren vermeintlichen Untergebenen vor und sagten: seht, ich bin Capitän, Lieutenant u. s. w., worauf man ihnen mit einem Applaus von Geheul und Gepfeife und anderen schrillen Tönen antwortete, die sie machten, indem sie die Finger in den Mund steckten."

dies befiehlt, befiehlt der andere anderes. Ihre Befehle werden daher stets verachtet und übertreten, denn jeder glaubt eine Autorität zu sein, und alle wollen gebieten. Viele von ihnen würden sonst nicht schlecht sein; aber in jenen Augenblicken des Fieberwahns sind sie jedes Frevels fähig; ich war leider davon Zeuge, und Monte Rotondo, zumal die dortigen Kirchen beweisen es. Ihre Kleidung ist ihren Ideen und Handlungen angemessen. Es würde schwer halten, auch nur zwei gleichgekleidete Menschen unter ihnen zu finden. Viele tragen das rote Hemd oder die rote Mütze; einige sind von Kopf bis zu Fuß rot gekleidet, alle aber tragen irgend einen Fetzen dieser Farbe. Sie zeigen nicht eine Spur von Religion, vielmehr Haß gegen sie; in manchen möchte man das wahre Bild des Dämons zu sehen glauben, so schrecklich sieht ihre rote Kleidung aus, zumal wenn sich damit ein wilder Blick und ein trotziges Angesicht vereinigt. Sie haben nur einen Namen, der sie electrisirt: Garibaldi! Dieser hat über alle eine solche Gewalt, daß es wahrhaft erstaunlich ist, obwol man die Ursache davon nicht erkennen kann, wenn sie nicht etwa in der Wirkung der teuflischen Action der geheimen Secte liegt.“[1]

[1] Der Leser wird erkennen, daß der römische Mönch im Jahre 1867 die Race der Garibaldiner so naiv schildert, wie etwa Herodot die Skythen, oder Villani die Hunnen. Als er später, noch als Gefangener, aber dem Tod entronnen und verkleidet mit dem Eisenbahnzuge von Spoleto, der von zurückkehrenden Garibaldinern angefüllt war, durch einen Tunnel fuhr, wo der Zug steckte, sagte er: Ich hatte dort ein wahres Bild von der Hölle. Das matte Zwielicht der Waggons, der unterirdische Tunnel im Berge, das Rasseln des Zugs, das Geschrei all dieser wütenden in Rot gekleideten Menschen; alles dies war der Art, daß ich wirklich in einem Schlund der tiefsten Hölle zu sein glaubte.

Derselbe Mönch schildert seine Unterredungen mit Pantaleone, dem ehemaligen Franciscaner und seit Marsala Capellan Garibaldi's, für den er Secretärdienste thut und wol auch Proclamationen schreibt, ein echter Sicilianer, gutmütig und von sprudelnder Lebendigkeit. Er war es auch, der das Feldgeschrei Roma o Morte erfand, wie er sich dessen selbst gegen den Gefangenen rühmte, der ihm übrigens seine Schonung zu danken hatte. Pantaleone, ein stattlicher, stark beleibter Mann, trug auf dem Kopf eine Mütze von Bärenfell, all' Orsini genannt, ohne Schirm, nach Art der armenischen Kopfbedeckungen; über dem roten Hemde hatte er eine schwarze Jacke zum Zuknöpfen, namentlich bei Gewehrfeuer, um nicht dem Feind ein Ziel zu geben. Er trug große Stiefeln und darin dunkle Hosen, an der Seite einen großen Säbel, und endlich an einer Kette auf der Brust ein Instrument, Signale damit zu pfeifen. Er sprach mit staunenswürdiger Leichtigkeit in eleganter und figurenreicher Rede über so viele Dinge, daß es schwer war sie zu behalten. Sein Hauptargument war, daß die katholische Religion wider die Natur sei, daß das Papsttum als ein veralteter Betrug jetzt zerstört werden müsse. Er sagte, daß die Geistlichen nicht ihre Familien lieben, daß sie auf die eheliche Liebe verzichten, daß sie die Völker mit tausend Lügen hintergehen, und dergleichen. Als der naive Mönch ihn fragte, ob er schon ein Ehebündniß

abgeschlossen habe, entgegnete der Capellan Garibaldi's: „Ich habe bisher noch keine Person gefunden, welche dauernd mein Herz gefesselt hätte, und ich weiß nicht, wann sich dies ereignen wird . . . aber lange wird es nicht mehr währen, wenn ich nicht zuvor sterbe. Ziehe dir", so sagte er zum Mönch, „diese Kutte aus, das Zeichen der Schande und der Lüge, und folge uns, die wir wahrhaftige Menschen sind. Wir sind die ersten Briganten und Männer der Revolution; unser Zweck ist, das Papsttum zu zerstören, und den wahren Christus ohne Mirakel und Kniebeugungen kennen zu lehren." [1]

[1] Pantaleone schützte seinen ehemaligen Glaubensbruder, der erschossen werden sollte. Vettern, die dieser unter den Garibaldinern traf, sprachen für ihn; andere junge Leute aus den Freischaaren stellten sich mit gezogenen Degen vor ihn, Wütende abzuhalten, welche eine emancipirte Gräfin Martini aufreizte, „ihn schnell abzuthun". Der Mönch wurde freigegeben, aber nach Perugia internirt, von wo er glücklich nach Rom entkam.

IX.

Die Einnahme Monte Rotondo's erregte Schrecken in Rom, wo manche Personen daran dachten, ihre Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen.

Hier erließ die römische Insurrections-Junta am 27. October folgende Proclamation:

„Römer! Seit drei Tagen verbreitet ihr ohne Waffen, ohne Munition, allein von eurem Pflichtgefühl beseelt, nur durch euren Mut stark, Furcht und Verderben in den Reihen einer wilden Soldatesca, die kampfbereit in ihren Standquartieren liegt, und zeigt damit Italien und der Welt, daß Rom, wenn es auch waffenlos keine offene Schlacht wagen konnte, doch mit seinem eigenen Blute den Protest gegen sein Martyrertum zu schreiben weiß. In der ersten Nacht, am 22. habt ihr die wenigen Waffen, die zu eurer Wehr dienen, entdeckt und weggenommen, habt ihr den Feind genötigt, das Tor von Sanct Paul zu öffnen, habt ihr entschlossen die Wache des Capitols angegriffen und habt eure Todten dadurch gerächt, daß ihr so viele Gegner als zu erreichen waren, niederstrecktet. Ein Teil der Caserne Serristori stürzte, unterwühlt von eurer kunstfertigen Hand, und sie bedeckt

abgeschlossen habe, entgegnete der Capellan Garibaldi's: „Ich habe bisher noch keine Person gefunden, welche dauernd mein Herz gefesselt hätte, und ich weiß nicht, wann sich dies ereignen wird . . . aber lange wird es nicht mehr währen, wenn ich nicht zuvor sterbe. Ziehe dir", so sagte er zum Mönch, „diese Kutte aus, das Zeichen der Schande und der Lüge, und folge uns, die wir wahrhaftige Menschen sind. Wir sind die ersten Briganten und Männer der Revolution; unser Zweck ist, das Papsttum zu zerstören, und den wahren Christus ohne Mirakel und Kniebeugungen kennen zu lehren."[1]

[1] Pantaleone schützte seinen ehemaligen Glaubensbruder, der erschossen werden sollte. Vettern, die dieser unter den Garibaldinern traf, sprachen für ihn; andere junge Leute aus den Freischaaren stellten sich mit gezogenen Degen vor ihn, Wütende abzuhalten, welche eine emancipirte Gräfin Martini aufreizte, „ihn schnell abzuthun". Der Mönch wurde freigegeben, aber nach Perugia internirt, von wo er glücklich nach Rom entkam.

IX.

Die Einnahme Monte Rotondo's erregte Schrecken in Rom, wo manche Personen daran dachten, ihre Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen.

Hier erließ die römische Insurrections-Junta am 27. October folgende Proclamation:

„Römer! Seit drei Tagen verbreitet ihr ohne Waffen, ohne Munition, allein von eurem Pflichtgefühl beseelt, nur durch euren Mut stark, Furcht und Verderben in den Reihen einer wilden Soldatesca, die kampfbereit in ihren Standquartieren liegt, und zeigt damit Italien und der Welt, daß Rom, wenn es auch waffenlos keine offene Schlacht wagen konnte, doch mit seinem eigenen Blute den Protest gegen sein Martyrertum zu schreiben weiß. In der ersten Nacht, am 22. habt ihr die wenigen Waffen, die zu eurer Wehr dienen, entdeckt und weggenommen, habt ihr den Feind genötigt, das Tor von Sanct Paul zu öffnen, habt ihr entschlossen die Wache des Capitols angegriffen und habt eure Todten dadurch gerächt, daß ihr so viele Gegner als zu erreichen waren, niederstrecktet. Ein Teil der Caserne Serristori stürzte, unterwühlt von eurer kunstfertigen Hand, und sie bedeckt

unter ihren Trümmern viele Feinde. In allen Kämpfen, in denen man handgemein wurde, wich der Feind vor euren Schlägen. Ueberall haben eure Orsini-Bomben Schrecken in den feindlichen Reihen verbreitet. In der Nacht vom 23., als der Feind bereits auf seiner Hut war, habt ihr gewagt, in S. Pietro und Tommaso die Patrouillen, welche die Gefangenen begleiteten, anzugreifen und diese zu befreien. In Monti hat das Blut der Zuaven die Straßen gerötet; auf der Ripetta, im Clementinum, auf dem Platze Sforza Cesarini und auf vielen anderen Punkten fielen Officiere und Soldaten von eurer Hand. Die päpstliche Regierung hat in der eitlen Hoffnung, das übelberichtete Europa glauben zu machen, daß Rom ruhig sei, euch seit einer Woche in einem thatsächlichen Belagerungszustande erhalten, ohne die Proclamirung des Belagerungszustandes zu wagen; aber dieses Spiel konnte eurem mutvollen Verhalten gegenüber nicht lange durchgeführt werden, und eure Unterdrücker wurden schließlich genötigt, öffentlich euren Widerstand und ihre Furcht vor demselben kundzugeben.

„Gestern wurde der Belagerungszustand und die allgemeine Entwaffnung verkündet, jedoch unter einer jener Heucheleien verhüllt, welche das bezeichnende Merkmal der Priesterregierung sind. Rom wird belagert und entwaffnet, nicht etwa, weil die Römer kämpfen und sterben, sondern weil eine zusammengelaufene Rotte, die sich heimlich eingeschlichen, die öffentliche Ruhe stört, und eine Besatzung von Tausenden von Soldaten in Schrecken versetzt! O! über die Lüge! Römer waren die am Capitol Niedergeschossenen, Römer die 200 Gefangenen von der Porta

S. Paolo, Römer die in der Caserne von Sora ermordete Alte und das Kind.

„Damit jedoch die Lüge noch offenkundiger und unwidersprechlicher zu Tage trete, mußte das Volk von Trastevere, eingedenk seines alten Ruhmes, auf das Schlachtfeld herniedersteigen und, mit nerviger Faust die wenigen in seinem Besitz befindlichen Gewehre erfassend, aus einem seiner Häuser eine feste Burg machen und das gesammte päpstliche Heer beim hellen Lichte der Sonne zu einer mörderischen Schlacht herausfordern. Es waren ihrer fünfzig gegen tausend; jedes Werkzeug diente ihnen zur Waffe, und vier Stunden hindurch leisteten sie Widerstand. Das unbewaffnete Volk suchte ihnen Unterstützung zu bringen, aber alle Zugänge waren verschlossen und jede Annäherung an die Kämpfenden eine Unmöglichkeit. Die Ueberzahl siegte endlich; den Zuaven, welche bereits die Straße mit den Leichnamen ihrer Kameraden besäet sahen, gelang es, in das Innere des Hauses einzudringen, wo sie Keinem Pardon gaben. Keine Bestialität, die sich mit der dieser Kreuzfahrer des Statthalters Christi vergleichen ließe. Alles wurde hingemordet. Die Familie Ajani, Weiber und Kinder, wurde niedergestreckt, kein Wort der Erwiderung angehört; die Verwundeten wurden wie die Kämpfenden niedergemetzelt. Der König-Papst kann das Blutbad segnen und dem Herrn Dank sagen.

„Römer! Es war notwendig, dem Belagerungszustande eine blutige Antwort zu geben, und ihr gabt sie; es war notwendig, zwischen uns und dem Papst eine aus Leichen gebildete Schranke aufzurichten, und ein einziger der Hingeschlachteten von Trastevere würde genügen, um

der Welt dafür Zeugniß abzulegen, daß zwischen Rom und seinen Tyrannen keine Versöhnung mehr möglich ist. Wenn dies nicht genügt, wenn Italien sich nicht beeilt und noch immer zögert, wenn der Sieg uns nicht lächeln sollte, so wäre die Schuld nicht an uns; wir werden Alle insgesammt unsere Schuldigkeit gethan haben, und diese Seite unserer Geschichte wird nie verlöscht werden; doch hoffet und glaubet, Garibaldi steht vor unseren Toren, die französische Intervention ist abgewendet, ganz Italien, Regierung und Volk, haben ihr Streben und ihre Kräfte Einem Ziele zugekehrt: Rom. Wir werden nicht verlassen sein; es ist unmöglich, daß die Zögerung noch länger dauere; es ist unmöglich, daß aus solchem Conflict nicht die Erklärung Roms zur Hauptstadt Italiens hervorgehe.

Rom, 27. October 1867."

Indeß jene Hoffnung, daß die französische Intervention abgewendet sei, war ein Wahn, welcher bald zerstört werden sollte. Die Stimme Frankreichs schien sie zu fordern; nur die Minister Duruy und La Valette waren dagegen, und sprachen für Schonung der Sache Italiens.

Am 24. October forderte der Papst durch seinen Nuntius in Paris eine bestimmte Erklärung vom Kaiser, dem er den verzweifelten Zustand Roms darstellen ließ, und Moustier zeigte am 25. den Mächten an, daß Frankreich intervenire, weil der Septembervertrag verletzt sei. Vergebens hatte Victor Emanuel eine gemischte Intervention zu erreichen versucht, und bisher nichts durchgesetzt, als einen Aufschub der Abfahrt der Flotte von Toulon; nun

wurde der Befehl dazu am 26. October gegeben, und die französische Panzerflotte ging nach Civita Vecchia in See.

In dieser Krisis, von deren Ausgange das Schicksal seiner Monarchie abzuhängen schien, entschloß sich der König endlich zu dem, wozu er längst hätte schreiten sollen, nämlich sich auf das feste Land der Gesetzlichkeit zu retten, und die Garibaldi'sche Revolution mit Gewalt zu bändigen.

Er machte der Anarchie des Cabinets ein Ende, indem er am 27. October durch den General Menabrea das neue Ministerium berief, und folgende Proclamation erließ:

„Italiener! Freischaaren, aufgereizt und verführt durch das Werk einer Partei, haben ohne meine und meiner Regierung Genehmigung die Gränzen des Staats verletzt. Die Achtung, welche alle Bürger den Gesetzen und den vom Parlament und mir bestätigten internationalen Verträgen schuldig sind, fordert in dieser schweren Lage die Erfüllung einer unerbittlichen Ehrenpflicht.

„Europa weiß, daß jene Fahne, die in dem uns benachbarten Lande erhoben wird und auf welcher der Umsturz der höchsten geistlichen Autorität des Hauptes der katholischen Religion geschrieben steht, nicht die meine ist. Dieser Versuch bringt das Vaterland in eine große Gefahr, und legt mir die zwingende Pflicht auf, zu gleicher Zeit die Ehre des Landes zu retten und zu verhindern, daß zwei verschiedene Dinge nicht in einer der beiden Angelegenheiten allein vermischt werden.

„Italien muß vor den Gefahren gesichert sein, in die es geraten kann; Europa muß überzeugt sein, daß Italien, seinen Verpflichtungen getreu, nicht die Störerin der öffentlichen Ordnung sein kann und will.

„Ein Krieg mit unserm Verbündeten würde ein Bruderkrieg zwischen zwei Heeren sein, welche für dieselbe Sache neben einander gekämpft haben.

„Ich bin der Depositar des Friedens und des Krieges und darf deren Usurpation nicht dulden.

„Ich vertraue demnach, daß die Stimme der Vernunft gehört werde, und daß die Bürger Italiens, welche jenes Recht verletzten, sich schnell hinter die Linien unserer Truppen zurückziehen werden.

„Die Gefahren, welche Unordnung und unüberlegte Entschlüsse unter uns erzeugen können, müssen beschworen werden, indem wir das Ansehen der Regierung und die Unverletzlichkeit der Gesetze aufrecht halten.

„Die Ehre des Landes liegt in meinen Händen, und jenes Vertrauen, welches die Nation in den Tagen ihrer tiefsten Trauer in mich setzte, kann mir nicht fehlen.

„Sobald die Ruhe in die Gemüter zurückgekehrt und die öffentliche Ordnung vollkommen hergestellt ist, wird sich meine Regierung im Verein mit Frankreich, gemäß dem Votum des Parlaments, mit aller Aufrichtigkeit und Kraft bemühen, ein praktisches Abkommen aufzufinden, welches geeignet sei, der schweren und wichtigen Frage der Römer ein Ende zu machen.

„Italiener! Ich werde stets eurer Einsicht vertrauen, wie ihr stets es thatet in Liebe zu eurem Könige, für dieses große Vaterland, welches wir, Dank den gemeinschaftlichen Opfern, endlich unter die Zahl der Nationen wieder zurückbrachten, und welches wir unseren Kindern unbeschädigt und mit Ehren überliefern sollen."

Die Aufregung in Florenz war fieberhaft. Tumult

durchwogte die Straßen; man rief: „Nieder mit dem Ministerium Menabrea! wir wollen Crispi, und vorwärts gehen!" Man verlangte nach Krieg mit Frankreich; man schrie: „Wir wollen Rom, die Hauptstadt Italiens! Es lebe Garibaldi! Es lebe das italienische Heer auf dem Capitol!" Die Truppen hielten indeß die Ruhe aufrecht. Ernste Befehle gingen an die Gränzen, die Banden zu entwaffnen, und in das innere Land fortzuschaffen. Jetzt erst schloß man die Werbebureaus und löste das Comité auf.

Die Lage Garibaldi's wurde verzweifelt; er besaß nicht die Kraft sich schnell auf Rom zu werfen, wohin seit dem 27. October die päpstlichen Truppen sich zurückzogen. Es half nichts mehr, daß, wo sich diese entfernten, die Banden nachrückten, daß Nicotera am 28. October Frosinone und folgenden Tags sogar Velletri besetzte; daß Acerbi in das verlassene Viterbo eindrang; daß Antinori, Pianciani und Orsini in Palestrina, Subiaco und Tivoli einzogen, wo überall provisorische Regierungen eingesetzt wurden. Denn welche Bedeutung konnte noch die selbst bis vor die Mauern Roms vorgeschobene Invasion haben, wenn die Franzosen dort wieder einzogen, wenn die italienische Regierung, unfähig diese Intervention abzuwehren, gegen die Freischaaren, welche sie doch selbst bewaffnet hatte, auftreten und sie zu Feinden des Staates erklären mußte?

Nur der Anio schied noch Garibaldi von Rom. Die salarische Brücke war gesprengt geworden. Einst hatten diese Brücke die Gothen zerstört und Narses sie wiederhergestellt; vielfach war sie im Laufe der Zeit abgebrochen, dann wiederhergestellt worden: zum letzten Mal hatten sie die Neapolitaner auf ihrem Rückzuge aus Rom im Jahre

1798 gesprengt, wobei die Marmorinschrift des Narses mit untergegangen war. Jetzt liegen wieder ihre zerrissenen Bogen in den Fluß gestürzt, und sie bieten ein großartig malerisches Schauspiel der Zerstörung dar.

Der verzweifelnde Garibaldi ließ Monte Rotondo und Mentana verschanzen, unschlüssig was er thun solle. Er selbst begab sich ab und zu bald nach Marciana, bald nach dem Casino Santa Colomba an der Eisenbahn, nur 7 Millien von Rom entfernt.

Seine vorgeschobenen Plänkler lagen am andern Ufer des Anio jenseits der Brücke in dem schönen Turm der Pazzi, und sie schlichen bis zu dem Flusse selbst, um mit den Päpstlichen drüben Schüsse zu wechseln.

Als der alte Volksheld sich damals wie eine mythische Gestalt vor den Stadtmauern bewegte, wurden die Erinnerungen an das Jahr 1848 wieder lebendig. Man erzählte sich in Rom, daß er verkleidet hereingekommen sei, und zwei Nächte im Palast Piombino zugebracht habe. Man sagte sich: er habe geschworen durch dasselbe Tor S. Johann in Rom einzuziehen, durch welches er im Jahre 1849 seinen Abzug genommen hatte. Die Verteidigung Roms und sein Rückzug nach San Marino und in die Pineta bei Ravenna begründeten den Ruhm dieses nationalen Freischaarenführers, welcher die Thaten alter Bandencapitäne in unserer Zeit so merkwürdig erneuert hat. Seither waren achtzehn Jahre vergangen. Welche Umwälzungen hatten sich nicht in diesem Zeitraum für Italien, welche widerspruchsvollen Schicksale für ihn selbst zusammengedrängt! Erst Jahre des Unglücks, der Reaction, der Hoffnungslosigkeit, obschon auch rastloser Verschwörung

und verborgenen Handelns zur Erreichung des nationalen Ziels. Nachdem mit dem Falle Venedigs auch der letzte Traum der Befreiung Italiens zerstört war, das Exil Garibaldi's in Amerika, wo er sein Brod mit ehrenhafter Arbeit erwarb; dann nach 7 Jahren der erste Hoffnungsstral durch die Beteiligung Piemonts am Krimkriege; Garibaldi's Rückkehr; der unverhoffte Unabhängigkeitskrieg Italiens im Bunde mit dem kaiserlichen Frankreich; der jähe Zusammensturz der italienischen Trone; sein eigner Zug mit den Tausend nach Sicilien; sein Einzug in Neapel, der glänzendste Augenblick seines Lebens — Thatsachen, welche eher einer normannischen Romanze als geschichtlicher Wirklichkeit ähnlich sehen; die gewaltsame Annexion der Marken, der Romagna, Umbriens, die Unità Italiana; die Septemberconvention; Florenz Hauptstadt; er selbst wieder im Zerwürfniß mit der Regierung als Einsiedler in Caprera; sodann die verzweifelte Katastrophe von Aspromonte, sein Kerker- und Schmerzenslager zu Varignano; wieder Caprera; der zweite unverhoffte Unabhängigkeitskrieg Italiens in Verbindung mit Preußen! Venedig frei, Italien frei bis zur Adria; nur noch Rom! um den Einheitstraum der Jahrhunderte zur That zu machen.

Garibaldi sah jetzt dieses Rom nach 18 Jahren wieder; er lag in dessen Angesicht, wiederum an der Spitze von Freischaaren, mit der tollkühnen Absicht diese Stadt auf seine eigene Hand zu erobern. Er legitimirte sein gesetzloses Unternehmen noch durch jenes Jahr 1849, und nannte sich den General der Römer, wie andere einst Könige der Römer waren. Sonst hatten sich die Ver-

hältnisse völlig umgekehrt. Vor 18 Jahren verteidigte er Rom, jetzt belagerte er es; die Franzosen, welche er damals von den Stadtmauern zurückhielt, hätte er jetzt daraus vertreiben müssen, denn sie waren wieder, wie vor 18 Jahren, in Civita Vecchia gelandet, aber auch in Rom eingezogen. Derselbe Napoleon schickte sie demselben Pius IX. zur Rettung, und unter dessen Schutz lebte Franz II., welchen Garibaldi aus Neapel vertrieben hatte. Von den Männern des Jahres 1848 leben noch, um 18 Jahre älter, Pius IX., Napoleon, Garibaldi, Mazzini, noch heute die Vertreter der entgegengesetzten Ideen und Bestrebungen dieser Epoche. Andere sind ins Grab gestiegen, wie Manin, Balbo, Gioberti und Cavour.

Am 28. October erschien die französische Flotte in Sicht vor Civita Vecchia; das stürmende Meer verzögerte ihre Ausschiffung am 29. um einige Stunden, was große Bestürzung unter der päpstlichen Partei hervorbrachte.

Eine Proclamation des commandirenden Generals de Failly, welchem die Generale Polhès und Dumont in die Stadt voraneilten, ward am 30. an die Straßenecken Roms geheftet, dieses Inhalts:

„Römer! Der Kaiser Napoleon sendet zum zweiten Mal ein Expeditionscorps nach Rom, um den heiligen Vater und den päpstlichen Tron gegen die Angriffe revolutionärer Banden zu beschützen. Ihr kennt uns seit langer Zeit; wie immer erfüllen wir nur eine moralische und uneigennützige Mission. Wir werden euch helfen, die Sicherheit und das Vertrauen wieder herzustellen. Unsere

Soldaten werden wie früher eure Personen, eure Sitten und Gesetze achten.

Civita Vecchia, am 29. October.

Der commandirende General des französischen Expeditionscorps. de Failly."

Die Proclamation lasen die Einen mit lautem Entzücken, die Andern mit stummer Wut.

Dies ist der Tagesbefehl, welchen Garibaldi an demselben 29. October in Santa Colomba vor Rom erließ, ehe er noch Kunde hatte, daß die Franzosen bereits in Civita Vecchia angelangt seien.

„Corps der italienischen Freiwilligen.
Hauptquartier S. Colomba, 29. October.

Die Amerikaner kämpften 14 Jahre lang, um ihre Unabhängigkeit zu erringen, und sich zum freiesten und mächtigsten Volk der Welt zu machen; die Griechen kämpften 11 Jahre und länger, und so alle Nationen, die sich zu selbständigem Leben vereinigen und nicht jenen schmachvollen Demütigungen unterwerfen wollen, zu welchen unser Vaterland seit so langer Zeit fremde Uebermacht verdammt hatte. Nachdem das italienische Volk im Jahre 1848 einen erhabenen Aufschwung genommen, erkaltete es in wenig Monaten, und nach dem kleinen Mißgeschick von Custozza suchte jeder wieder den Weg zu seinem Hause auf.

„Die Schlacht bei Novara besiegelte im Jahre 1849 das Unheil für unser Land, und ohne die ruhmvolle Verteidigung Venedigs und Roms würde die Kriegsgeschichte jener Zeit für uns mehr als traurig sein.

„Wir sind in einen Krieg mit der unerträglichsten aller Regierungen verwickelt, und hinter uns steht eine

andere, ihr ähnliche. Daher die Corruption, die Schurkerei und jegliche Mutlosigkeit. Indem eine Regierung über die andere Lügen verbreitet, suchen sie einen Grund der Anklage, um diesen Kern von Freiwilligen zu vernichten, welche die hochherzigen Vertreter des Gewissens der Nation sind.

„Aus der Unordnung unserer Einrichtung entstanden anfangs Conflicte, deren Wiederholung um so schimpflicher sein würde, und auch darin erkenne ich die Hand des Verrats, welcher uns zu verderben thätig ist.

„Diesen Freischaaren, die heute der Welt ein so herrliches Schauspiel darbieten und schon die frechen Söldlinge aus der Fremde gezwungen haben, sich in Rom einzusperren und die Brücken zu sprengen, die dorthin führen, geziemt eine Haltung, welche ihrer hohen Aufgabe ganz würdig ist. Entbehrungen, Leiden, Gefahr und Kampf werden einst der Stoff für eure Gespräche sein, wenn ihr zu euren Familien zurückgekehrt sein werdet; dann, ihr Jünglinge, werdet ihr euern Frauen mit mehr als erhobener Stirn die Heldenthaten erzählen, die ihr vollbracht habt. Genug! Wir wollen ein Ende machen, und zwar ein gutes!“

Die Liberalen hatten gehofft, daß die französische Occupation sich auf Civita Vecchia beschränken werde, aber sie täuschten sich; Napoleon hatte jetzt den Mut gefunden, sich als Bundesgenosse der Jesuiten, als Retter des Papsttums offen zu bekennen. Am 30. October Nachmittags zogen die ersten Bataillone der Franzosen mit klingendem Spiel in Rom ein. Sie kamen vom Quirinal herab, umschwärmt von Legitimisten und päpstlich Gesinnten, welche ihnen nach der Eisenbahnstation entgegengefahren waren und nun einen lange ersehnten Triumf feierten. Der Ausdruck dieser Truppen war unheimlich und düster, wie solcher, die in Feindesland unter dem Drucke von dessen Haß einherziehen. Vieles Volk stand auf den Straßen; alles schwieg, nicht eine Stimme wurde laut.

Der 30. October 1867 war ein dunkler Tag in der Geschichte Italiens; er bezeichnete eine tiefe Demütigung und einen großen Rückschritt. Es war noch nicht ein Jahr verflossen, seit die Franzosen, durch die politischen Verwickelungen und die Logik von Ansichten und Thatsachen genötigt, Rom verließen. Die ganze Welt hatte damals Italien beglückwünscht, denn nach Jahrhunderten peinvollen Ringens nach der Befreiung von der Fremdherrschaft war dieser ersehnte Augenblick endlich erschienen. Auch dies war jetzt zum Wahn geworden. Die Franzosen standen wieder im Herzen des Landes, und ihre erneuerte Occupation schien der Welt zu sagen, daß Italien, unfähig seine Freiheit zu befestigen, aus eigener Schuld und Ohnmacht in die Vasallenschaft eines fremden Despoten zurückgefallen sei.

Die Erbitterung, die Scham und die Verzweiflung der Patrioten waren gränzenlos. Man erwartete die Nachricht vom Ausbruch der Revolution in Florenz, vom Zusammensturz des Trones Victor Emanuels. Ihn rettete in dieser Krisis vielleicht nur der Entschluß, wozu sich die Regierung aufraffte, auch die italienische Armee die Gränzen des Kirchenstaats überschreiten zu lassen. Die Italiener rückten noch am 30. October in Acquapendente,

Civita Castellana, Ceprano und Frosinone ein, wo überall sie die päpstlichen Wappen wieder aufrichteten und neben ihnen die Nationalfahne befestigten. Dies war die einzige Demonstration gegen das einschreitende Frankreich, zu welcher die italienische Regierung die Kraft fand; aber ein kategorischer Befehl von Paris reichte in wenigen Tagen hin, die italienischen Regimenter zum Rückzuge über die Gränzen zu nötigen.

X.

Nach dem Einzuge der Franzosen beschloß die päpstliche Regierung ihre Truppen sofort in die Provinzen zurückzuschicken, aus denen sie zur Verteidigung der Hauptstadt waren abberufen worden, und noch am 30. October brach der General de Courten mit einem Corps nach Albano und Velletri auf, wo die Banden Nicotera's eine provisorische Regierung eingesetzt hatten.

Mit aller Kraft wollte man dann Garibaldi selbst angreifen und aus seiner starken Stellung über die Gränzen zurückwerfen. Etwa 8000 Mann Freischaaren hatte er in Monte Rotondo und Mentana vereinigt. Dort war er Zeuge der Ereignisse, welche sein Vaterland erniedrigten, und ihn selbst zwangen, entweder sich auf die italienischen Truppen zurückzuziehen und die Waffen niederzulegen, oder sich tollkühn den Franzosen und Päpstlichen entgegenzuwerfen und mit den Seinigen unterzugehen. Seine Lage war verzweifelt und unhaltbar. Die Orte in der Sabina, alle durchaus arm und mit Widerwillen gegen die Invasion erfüllt, welche keine Gewähr des Fortbestands der Umwälzung und nur ihre verderblichen Folgen bot, mußte er durch Contributionen erbittern, ohne dem schrecklichen Mangel seiner hungernden Schaaren abhelfen zu

können. Man beging Excesse genug, zumal in Monte Rotondo. Zwei seiner Leute ließ Garibaldi zum warnenden Exempel standrechtlich erschießen. Das Landvolk wollte nichts von ihm wissen. Er erhielt kaum einen Kundschafter der ihn unterrichtete. Seine Truppen waren unfähig einen ernsteren Zusammenstoß mit der wolbewaffneten und wolgeordneten Armee des Papstes zu bestehen, wenn sich diese noch mit den Franzosen vereinigte. Von ihnen in Rom abgelöst, hatten sie sich von ihren Anstrengungen erholt und ausgeruht.

Die kühnen Träume Garibaldi's in Rom einzudringen waren zerstört worden. Ein Mann von so schlagfertiger Leidenschaft, welche die Entfernung zwischen dem Gedanken und der That nicht berechnen kann, mochte hoffen die Mauern Roms zu übersteigen, solange sie nur von der päpstlichen Armee verteidigt wurden; aber nach dem Einzuge der Franzosen mußte selbst die kühnste Phantasie auf diesen Plan verzichten. Die französische Intervention und das ihr auf dem Fuße folgende Einrücken der italienischen Armee in die Gränzorte des Kirchenstaats entzog ihm jeden Boden für sein weiteres gesetzloses Handeln. Er sah darin einen verabredeten Plan der Reaction, und erkannte sich als deren Opfer. Man hatte sich erst seiner bedient, jetzt wollte man ihn erdrücken. Die Proclamationen des Königs und Menabrea's zeigten ihm, daß ihn ein zweites Aspromonte erwarte. Boten von Florenz brachten ihm die dringende Aufforderung die Waffen niederzulegen und heimzukehren. Er weigerte sich dessen, und erließ noch am 1. November in Monte Rotondo diesen Tagesbefehl:

„Die Regierung in Florenz hat das römische Gebiet, welches wir mit kostbarem Blut den Feinden Italiens abgewonnen haben, besetzen lassen. Wir müssen unsere Brüder vom Heer mit gewohnter Freundlichkeit aufnehmen, und ihnen helfen die fremden Soldknechte, welche die Tyrannei aufrecht halten, aus Rom zu verjagen. Wenn jedoch schamlose Handlungen, Fortsetzungen der feigen Convention vom 15. September 1864, den Jesuitismus und eine schmuzige Consorterie so weit treiben sollten, um uns zu zwingen, unsere Waffen aus Gehorsam gegen den 2. December 1852 niederzulegen, dann will ich die Welt daran erinnern, daß ich hier allein römischer General, mit Vollmacht der einzigen gesetzmäßigen Regierung der römischen Republik, durch allgemeine Abstimmung erwählt, das Recht habe, mich auf diesem Boden meiner Jurisdiction in Waffen zu behaupten. Und daß, wenn diese Freiwilligen, die Kämpfer der italienischen Freiheit und Einheit, Rom zur Hauptstadt Italiens fordern, treu dem Votum des Parlaments und der Nation, sie die Waffen nur dann niederlegen werden, wenn das Vaterland vollendet, die Freiheit des Gewissens und des Cultus auf den Ruinen des Nekromantismus aufgeführt und die Söldner der Tyrannen draußen sind.“

Garibaldi, zwischen beiden feindlichen Armeen stehend, hätte sich jetzt, wie man hoffte, auf Correse zurückziehen und dort die Waffen niederlegen können, ehe er von den Päpstlichen und Franzosen angegriffen ward. Man sagt, daß er endlich darein willigte. Aber warum faßte er den Entschluß seine Schaar seitwärts nach dem Apennin statt nach Correse zu führen, wohin doch die Straße nicht über

Mentana geht? Man muß glauben, daß er irgendwo im Königreich eine Stellung einnehmen wollte, wo er die Ereignisse abwarten oder versuchen konnte, die Nation mit sich fortzureißen, obwol ihn die Erinnerung an Aspromonte über die Unwahrscheinlichkeit eines Erfolgs hinreichend belehrte. Italienische Berichte erklären in der That, daß Garibaldi den Plan hatte, mit seinen 8000 Mann nach Tivoli abzuziehen, sich dort mit den Banden Nicotera's und Orsini's zu vereinigen, und dann sich in die Abruzzen zu werfen. Sie sagen, daß er in dieser Absicht am 2. November Nachts den Befehl gab, den Abmarsch nach Tivoli über Mentana einzurichten. Auch zog ein Teil der Freiwilligen, wahrscheinlich die Unbrauchbarsten, bereits nach Correse ab, um von dort in ihre Heimat zurückzukehren. Im Widerspruch mit dieser Darstellung, welche die von Fabrizi, Mario, Missori, Menotti, und anderen Officieren der Freischaaren ist, hat man von französischer Seite in Rom behauptet, daß die festen Stellungen, in denen die Garibaldi'schen in Mentana und Monte Rotondo am 3. November angetroffen wurden, beweisen, daß sie dort nicht auf dem Abzug überrascht wurden, sondern den Feind erwarteten.

Indeß die italienischen Angaben werden durch den Bericht des römischen Kriegsministers bestätigt, welcher erklärt, daß die Freischaaren ihre Vereinigung gegen Tivoli bewerkstelligen wollten, als man sie angriff. Endlich machte dies Garibaldi selbst durch seine eigene Erklärung gewiß.

Er hat keinen Kampf gesucht, sondern wurde von ihm überrascht, so daß er wenigstens von diesem Vorwurf, das Blut der Seinigen in Mentana zwecklos aufs Spiel gesetzt zu haben, freigesprochen werden muß; nicht minder von der Anklage: er habe durch jenes Gefecht den Krieg Italiens mit Frankreich hervorrufen wollen; denn offenbar hatte er am 3. November keine Kunde davon, daß die Franzosen mit den Päpstlichen vereint gegen ihn anrückten. Wenn er aber bei dem verderblichen Entschluß beharrte, sich noch als eine selbständige, die Nation vertretende Waffenmacht irgendwo zu behaupten, so hat er den beklagenswerten Zusammenstoß nicht vermeiden wollen, und ihn möglich gemacht.

Die Päpstlichen waren in der Morgenfrühe des 3. November in der Stärke von 3000 Mann unter dem Befehl des Generals Kanzler, und von der französischen Brigade Polhès mit 2000 Mann gefolgt, aus Rom gezogen, um sich Monte Rotondo's wieder zu bemächtigen, und die Freischaaren, wenn sie noch dort lagen, zu vertreiben. Daß dies geschehen würde, mußte Garibaldi wissen. Nach 12 Uhr Mittags stießen die Päpstlichen (die Franzosen hielten sich in der Reserve) schon vor Mentana auf die Vorposten Garibaldi's. Die Ueberraschung der Freischaaren, denen vom Anzuge der Feinde eine sehr späte Kunde zukam, und die sich auf dem Marsch nach Tivoli befanden, war vollkommen. Sie wußten auch nichts vom Annahen französischer Regimenter. Der Kampf entbrannte mit gleichem Ingrimm auf beiden Seiten. Hier stritten mit einander die todfeindlichen Principien der Gegenwart: auf der einen Seite der Führer der nationalen Revolution und Demokratie und seine freiwilligen Schaaren, worunter auch Patrioten alter Geschlechter, auf

der andern die Verteidiger der weltlichen Papstgewalt, freiwillige Soldaten aus den am meisten katholischen Ländern Europa's, viele von kreuzritterlichem Glaubenseifer beseelt, vom Haß gegen Italien und die Revolution erfüllt, unter ihnen manche Söhne alter Legitimistenhäuser Frankreichs, Belgiens und Polens.

Die Verhältnisse des Gefechts bei Mentana würden in frühern Zeiten ausgereicht haben ihm den Namen einer Schlacht zu geben, doch nach den kolossalen Massenbewegungen der heutigen Kriegsführung sind sie dafür zu klein. Aber trotzdem wird dieses Gefecht aus zwei Ursachen seine Bedeutung in der Geschichte haben: erstens um jener so bestimmt ausgesprochenen Gegensätze der modernen Zeit willen, welche dort mit einander kämpften, und zweitens weil es in der Geschichte des gegenwärtigen Italiens und des weltlichen Papsttums offenbar einen Abschnitt bildete.

Die Freischaaren, schlecht bewaffnet, von Hunger und Anstrengung geschwächt — Kinder von 14 bis 17 Jahren befanden sich unter ihnen — kämpften mit heroischer Tapferkeit. Sie stürzten sich mit Pike, Dolch und Bajonnet wütend auf den Feind. Aber sie wurden von den Zuavenregimentern aus ihren Stellungen verdrängt. Sie warfen sich hinter die Mauern der Vigna Santucci vor Mentana, und auch von hier mußten sie weichen. Französische und päpstliche Kanonen, dort aufgefahren, beschossen jetzt das dortige Schloß, während die zwei Kanonen Garibaldi's (er hatte sie in Monte Rotondo erobert) mit 50 oder 60 Schüssen ihr Pulver ausgegeben hatten. In dieser Bedrängniß machten die Freischaaren eine verzweifelte Anstrengung den Feind mit zwei starken

Colonnen in die Seiten zu nehmen, was auch gelang. Die Päpstlichen kamen in die größte Gefahr — um 2 1/2 Nachmittags — und offenbar würde das Gefecht an diesem Punkt eine andere Wendung genommen haben, wenn nicht jetzt der römische General die französische Brigade zur Unterstützung gerufen hätte. Selbst wenn dies unnötig war, so wollte man doch die Franzosen bloßstellen, indem man sie thatsächlich in die Action hineinzog. Sie stürmten herbei, und bedeckten die Garibaldi'schen mit einem dichten Kugelregen ihrer Chassepot-Gewehre. Der französische Obergeneral selbst berichtete später an sein Kriegsministerium, daß „diese Chassepots Wunder thaten" — eine Phrase von unglaublicher Ungeschicklichkeit, ja Rohheit, welche man nie mehr in Italien vergessen wird. Die bestürzten Freischaaren wurden niedergemacht; sie selbst hielten diese Feinde nicht für Franzosen, sondern für die Legionäre von Antibes — so fern lag den Italienern noch der Gedanke, daß Napoleon italienisches Blut würde vergießen lassen. Als aber der Ruf erscholl, daß die Franzosen angriffen, warfen ganze Schaaren die Waffen hin und zerstreuten sich in Flucht. Nur ein Bataillon behauptete die Häuser, die Barrikaden und das burgähnliche Baronalschloß Mentana. Hier deckte es den Rückzug, welchen Garibaldi bereits nach Monte Rotondo genommen hatte. Die Päpstlichen und die Franzosen vermochten nicht in den festen Ort einzudringen. Sie umschlossen ihn des Nachts, um den Sturm am folgenden Morgen zu erneuern. Jedoch um 5 Uhr früh zog man im Schloß die weiße Fahne auf. Ein Garibaldi'scher Hauptmann forderte als Parlamentär vom französischen Oberst des 59. Linien-

regiments freien Abzug mit Waffen und Gepäck; er wurde ohne diese zugestanden. Eine französische Companie sollte die kriegsgefangene Besatzung Mentana's nach Correse geleiten, und dort in Freiheit den italienischen Truppen überliefern. Demnach war der Kampf für die Freischaaren nicht unehrenvoll. Ihre Tapferkeit hat auch der Sieger anerkennen müssen.

Garibaldi selbst, der sich beim Gefecht nicht in erster Linie gezeigt hatte, sondern im Wagen sitzend befehligte, war schon während des Sturms auf Mentana mit ein paar tausend Mann abgezogen.

Nach dem Bericht des Augenzeugen Crispi traf er noch am Abend des 3. November an der Brücke von Correse ein, mit 5000 Mann, wenn diese Zahl richtig ist. Hier legte er die Waffen nieder, und ward am folgenden Tage auf Befehl der Regierung in Figline bei Arezzo verhaftet.

Als die vereinigten päpstlichen und kaiserlichen Truppen am Morgen des 4. November nach Monte Rotondo vorrückten, fanden sie diesen Ort geräumt.

Der Verlust der Garibaldi'schen war groß; 1000 Mann lagen todt oder verwundet; gegen 1400 gerieten in Gefangenschaft. Der Verlust der Franzosen betrug, nach officiellen Angaben, nur 2 Todte und 36 Verwundete, der der Päpstlichen 30 Todte und 103 Verwundete.

Die Kunde von der Niederlage und dem Abzuge Garibaldi's kam am Abend des 3. November nach Rom, und verbreitete sich hier am folgenden Morgen. Sie erzeugte eine Aufregung gemischter Natur. Die Nationalen empörte der Gedanke, daß Franzosen, Bundesgenossen Italiens,

sich als Gendarmen des Papstes am Kampfe beteiligt, Italiener wie Jagdwild niedergeschossen, ja die Brauchbarkeit ihrer Chassepot-Flinten ganz eigentlich an den fast wehrlosen italienischen Freiwilligen versucht hatten. Sie demütigte die Vorstellung, daß die reguläre Armee des Königs, nur wenige Millien hinter Mentana stehend, gleichsam Zeuge des Gefechts bleiben mußte, das Gewehr beim Fuß. Sie wußten nicht, für welche Nation dieses Gefecht schmachvoller zu nennen sei, für Italien oder für Frankreich. In der Geschichte Frankreichs freilich werden die „Wunder von Mentana“ ein trauriges Capitel der Gesta Clericorum per Francos bleiben.

Die nomentanische Straße bot am 4. November einen seltsamen Anblick dar. Hunderte von Wagen waren in der Nacht aufgebracht worden, um zur Einholung der Verwundeten hinaus zu fahren. Diese kamen in Zügen oder einzeln seit dem Morgen, schreckliche Schauspiele darbietend, mit ihnen Trupps müde einherschwankender, auch leicht verwundeter Soldaten zu Fuß und zu Pferd. Hunderte von Römern zogen ihnen entgegen. Ich werde niemals den Anblick von zwei Garibaldinern vergessen, welche auf einem Karren liegend langsam dahergefahren kamen, ich weiß nicht ob sterbend oder schon todt. Ihre vom Tode verdunkelten Gesichter atmeten in der Verzerrung des Schmerzes noch die wilde Wut, mit der sie sich geschlagen hatten.

Um die Mittagszeit kam der erste Zug von etwa 400 Gefangenen, von Päpstlichen und von Franzosen geleitet. Sie gingen freien Schritts, viele mit erkünstelter Heiterkeit. Einer ihrer Hauptleute, ein schöner junger

Mann im roten Hemde, schritt stolz voran. Das Volk bezeichnete ihn als Menotti Garibaldi, doch dies ergab sich als Irrtum. Diese Menschen hatten jetzt das heiß ersehnte Rom erreicht, aber unter anderen Verhältnissen, als sie in ihren Träumen gehofft hatten: sie zogen durch die schweigende Volksmenge über den Quirinal in die Gefängnisse, welche sie erwarteten.

Sie waren größtenteils in schlechten und zerrissenen Kleidern; die wenigsten trugen das rote Garibaldi-Hemd; es gab sehr viele und auffallend junge Leute unter ihnen. Ihr Aussehen zeugte von schrecklichen Entbehrungen; auf manchem fieberbleichen Gesicht stand jetzt das Wort geschrieben: Roma e la morte! Die ganze Schaar machte einen abstoßenden Eindruck. Sie würde ihn wahrscheinlich nicht gemacht haben, wenn man alle diese zusammengerafften Freiwilligen in gleichmäßiger und guter Kleidung, unter Gewehr gesehen hätte.

Ich sah den zweiten Zug von Gefangenen, wol 600 Mann stark, an der nomentanischen Anio-Brücke. Sie schienen aus besserem Stoff als ihre Vorgänger vom Mittage. Die meisten trugen das rote Hemd und die rote Mütze, hie und da mit einer Feder, so daß die Straße von dieser Farbe hell erglänzte. Es gab auch ergraute Männer darunter, in italienischer Nationalgarde-Uniform. Ihre Hauptleute trugen noch die Degen, ein Beweis, daß sie kriegsrechtlich capitulirt hatten. Sie schwiegen alle; viele blickten scheu auf die dichte Menschenmenge, die ihnen aus Rom entgegenkam, oder über dem Wege in Gruppen stand. Ein Hornsignal gab am Anio ein Zeichen zum Ausruhen; die geleitenden Soldaten

setzten sich an den Gräben nieder; die Gefangenen blieben meist auf dem Wege stehen; nur einige warfen sich erschöpft der Länge nach auf die römische Erde nieder; andere setzten sich zu den Päpstlichen, welche sie schweigend gewähren ließen — ein ergreifendes historisches Gemälde in dieser prachtvollen Anio-Landschaft, unmittelbar an der altersgrauen und betürmten Brücke belisarischen Angedenkens. Auf ihrem Castell sieht man das Wappen jenes hochgebildeten Papstes Nicolaus V., gegen dessen Regierung sich Stefano Porcaro verschwor, um dann in der Engelsburg von Henkershand zu sterben. Ein sonnengoldner Abend umstralte diese feierliche Campagna, in deren Hintergrund die majestätischen Gipfel der Abruzzen schon von Schnee erschimmerten.

Der Zug dieser Kinder Italiens nach Rom und in die Gefängnisse der Engelsburg versetzte mich weit in die Tage der ersten Kindheit zurück, wo ich einst die zersprengten Kämpfer Polens von der Armee Gielguds zu Tausenden hatte über die Gränzen gefangen fortführen sehen, begleitet von preußischem Militär.

Vor meinem Blick stellten sich wieder alle die tragischen Kämpfe der Völker auf diesem großen Gefilde Roms und die kampferfüllten Jahrhunderte des Mittelalters dieser Stadt dar, deren Geschichte ich seit langen Jahren schrieb und noch schreibe, und eine tiefe Traurigkeit überkam mich, als ich neben diesen Kriegsgefangenen nach Rom zurückkehrte.

XI.

Fünf Tage nach dem Gefecht fuhr ich mit befreundeten Römern nach Mentana, um diesen Ort und das Schlachtfeld zu sehen — eine entzückende Fahrt durch die stille Campagna, im Sonnenglanz des äterreinen Novemberhimmels. Die nomentanische Straße war nur von Militärtrupps belebt. Noch lagen unter Zelten französische Vedetten am Anio. Noch kamen Wagen mit Verwundeten.

Alte verfallene Römergräber stehen im Gefilde, wo die Schafhirten der Abruzzen, nach uralter Väterweise, ihre friedlichen Heerden weiden. Das Blöken der Lämmer und die Töne der Hirtenflöte erfüllen die Luft mit Klagelauten, geheimnißvolle Schwermut verbreitend, deren Gefühl wol noch in jedem nachklingt, welcher an Herbsttagen die Campagna Roms durchzogen hat. Hier und dort ragt ein zersplitterter Baronalturm von einem grünen Hügel empor, an Feudalzeiten erinnernd, wo noch Rom eine Republik und der Papst nicht in ihr Herr war. Nur selten sieht man ein einsames Landgehöft von Wirtschaftsgebäuden, mit einem mittelaltrigen Befestigungsturm zur Seite und einer ländlichen Capelle. Acht Millien von Rom entfernt liegt ein solches am Wege, Capo Bianco mit Namen, zugleich eine Schenke, mit dem grünen Lorbeerbusch an ihrer Thüre. Kein Mensch war sichtbar; alles war still und todt. Graf L . . . hatte dorthin frische Pferde vorausgeschickt, so daß wir schneller vorwärts kamen. Eine ernste Stimmung bemächtigte sich der Gesellschaft, je mehr wir uns dem blutigen Gefilde Mentana's näherten. Ich erinnerte mich der herrlichsten Ode Petrarca's: Italia mia benchè il parlar sia indarno . . . che fan qui tante peregrine spade? — Donna E . . . sagte die Verse des edlen Leopardi: Piangi Italia mia, che ben hai donde . . . So zieht sich von Dante und Petrarca bis zu Leopardi herab, ja bis auf unsere Tage dieselbe Klage fort; und wann wird sie einmal ganz verstummen dürfen?

Von Capo Bianco geht es über sanfte Hügel aufwärts. Die sabinische Landschaft entfaltet sich als ein großstilisirtes Bergpanorama, eine purpurblaue Ebene vor sich ausbreitend, worin das Auge mit Entzücken den schwebenden Campagna-Adlern im Fluge folgt. Nahe steigt die mächtige Pyramide des Monte Gennaro über Tivoli auf; rechts ab die Berge von Palestrina, das Volskergebirge und die schönen Höhen von Frascati — alles in hyacinthener Farbe stralend, voll classischer Ruhe und Majestät.

Das antike Pflaster der Nomentana kommt stellenweise zu Tage in wolgefugten Basaltpolygonen. Zehn Millien weit von Rom zeigt sich links auf einem Hügel ein einsamer Guelfenturm ohne Nebengebäude, schichtweise aus schwarzem Peperin und rotem Ziegelstein erbaut, einer der schönsten Türme im Stadtgebiet. Rechts erhebt sich Monte Gentile, ein palastähnliches Gehöft mit Turm,

ehemals ein Castell der Orsini, wie schon der in dieser Familie sehr häufige Name es sagt, dann der Capocci und der Stefaneschi, im 15. Jahrhundert zerstört und verlassen; jetzt ein Casale. Es gibt nichts Anziehenderes als diese betürmten römischen Casali auf der Campagna, in der Umramung großartiger Wildniß so melancholisch einsam, so ernst und einfach und so classisch vornehm. Solche Campagnaschlösser würden Walter Scott entzückt haben.

Eine Höhe aufsteigend, gelangt man zum Buschwald vor Mentana, einem Gehölz von deutschen Eichen, die indeß hier nur zwerghaft sind. Schon weit umher, und nun die ganze Strecke entlang bis zum Ort, sahen wir den Weg an Gräben und Hecken mit zahllosen Kartuschen bestreut. Dies und niedergetretene Pflanzen waren die einzigen Spuren des Kampfes, denn die Todten lagen schon in ihren Gräbern, und die Verwundeten in den Hospitälern.

Mentana zeigt sich jetzt hinter dem Gebüsch; erst die Vigna Santucci mit ihren weißen Mauern, worin so heiß gekämpft wurde, dann eine Capelle am Wege, noch mit Stroh gefüllt, auf welchem mancher Verwundete starb. Der Orsini'sche Baronal-Palast erhebt sich im Hintergrund, einem festen Castell gleich, mit Türmen und Zinnen, am Abhang eines grünen Bergs, einsam wie ein Raubschloß in der Wildniß, da der kleine Ort selbst erst von Höhen verdeckt wird — unten ein düsteres Tal; rings gedrängte Höhen, rauh und ernst, mit sparsamem Olivenwuchs und Weincultur — alles wild, finster und von größem Stil.

Ein Weg führt an einem gelben Felsenabhange darauf

hin. Man sieht jetzt den Ort, eine unansehnliche Häuserreihe, ähnlich den Castellen in den sabinischen Bergen, von Armut und Unwohnlichkeit zeugend; gleichsam nur dem Grafenschloß angehängt wie eine Kette dienstbarer Bevölkerung, die einst der Burgherr hier angebunden hatte. Vor dem Palast die Schloßkirche. Sie war geöffnet und bereits gesäubert. Viele Verwundete starben in ihr. Hier starb ein junger Belgier, welcher wenige Tage vor der Schlacht nach Rom gekommen und unter die Zuaven getreten war. Eine Kugel hatte sein Haupt zerschmettert, 17 Stiche hatten ihn durchbohrt. Auf einem Stück Papier, welches neben ihm lag, stand geschrieben: Le comte d'Erb, fils du duque d'Erb.

Aus der Kirchthür tritt man auf den Vorplatz des Castells. Hier steht eine antike Säule ohne Capitäl aufgerichtet — rings um sie herum lagen Militärtornister. Hie und da Marmortrümmer vom alten Nomentum. An der Wand der Kirche eine verstümmelte Marmorfigur, welche das Volk San Giorgio nennt. Franzosen erfüllten das Schloß. Sie exercirten draußen mit ihren Nadelflinten, welche sie rühmten, hinzusetzend, daß ohne dieselben die Päpstlichen Mentana nicht würden erobert haben.

Wir traten in das Schloß. Es zeigt mehrere Epochen der Architektur. Die ältesten Teile mit Rundtürmen haben die Bauweise des 13. Jahrhunderts, welche man in Rom „Saracinesco" nennt, das heißt: sie sind aus rohem und zerstücktem Material von Peperin und anderem Füllwerk, auch von Marmorstücken, aufgebaut. Der spätere, palastartige Vorderteil hat Renaissance-Fenster. Die

Zinnenaufsätze sind halb verfallen, einige erst von Kanonenkugeln zerstört. Das Ganze macht den Eindruck einer mittelaltrigen Baronalburg ersten Ranges. Am Portal steht das Wappen Sixtus' V., oder vielmehr seines Neffen Michele Peretti, welchem die Orsini Mentana verkauft hatten. Hier lagen am Eingang Flinten der Garibaldiner, welche sie selbst vor der Capitulation, nach Kriegsgebrauch, zerschmettert hatten.

Im Innern verfallene Treppen, eingestürzte Zimmer, deren Decken von Bomben zersprengt waren. Im Hofe des Schlosses boten die französischen Wachen ein lebhaftes Bild dar; sie bereiteten ihr Mittagessen, um ein Feuer geschäftig, welches sie mit Garibaldi'schen Ladestöcken anschürten. Man brachte uns Flintenkugeln, die wir übrigens auch vom Boden aufnehmen konnten; es waren Spitzkugeln von gezogenen Gewehren oder von Chassepots; selten eine gewöhnliche, aus dem Gebrauch gekommene, also Garibaldi'sche, Rundkugel.

Wir durchwanderten den kleinen, unheimlichen Ort. Seine Einwohner hatten 15 lange Stunden unter Pein und Furcht in den Kellern zugebracht, während die Kugeln auf ihre Dächer, wie sie selbst erzählten, als ein dichter Hagel niederprasselten. In einem Hause, dessen Zimmerwand eine Bombe durchschlagen hatte, fanden wir Frauen und Kinder sitzen, jetzt wieder mit ruhiger, selbst heiterer Miene, als sei nichts geschehen. Sie erzählten uns auf unsere Frage, daß die Garibaldiner acht Tage im Orte gewesen. Es gab, so sagte eine dieser Frauen, auch vornehme Herren unter ihnen, welche bezahlten was sie forderten, und sie setzte redselig hinzu, daß ihr ein Haupt-

mann 25 Soldi für ein Huhn gegeben habe, womit sie vollkommen zufrieden gewesen sei. Andere hätten freilich nichts bezahlt, weil sie selbst nicht einen Soldo in der Tasche gehabt.

Wir erinnerten uns in diesem, jetzt wieder geschichtlich gewordenen Ort der Sabina mit Verwunderung, daß die Ereignisse der letzten Tage in einer seltsamen Verbindung mit der entfernten Vergangenheit stehen; daß hier zumal schon einmal die Franken aufgetreten waren, einen bedrängten Papst und seine weltliche Gewalt zu retten, und daß dieser Retter Karl der Große gewesen ist. Wir überblickten daher mit Erregung auf dem Locale selbst die Geschichte dieses Castells.

Im Altertum hieß es Nomentum. Es gab der noch dauernden Straße den Namen, welche indeß nicht zu den großen Römerstraßen gehörte, denn sie vereinigte sich schon hinter Nomentum bei Eretum, in der Nähe des heutigen Monte Rotondo, mit der Via Salara.

Aelter als Rom selbst, mit Fidenä und Crustumeria gleichzeitig, galt Nomentum den Römern als eine der Colonien des Königs Latinus Silvius von Albalonga, welcher jene sabinische Landschaft soll erobert haben. Es nahm am Bündniß der Lateiner gegen Rom Teil, zu Gunsten der vertriebenen Tarquinier. Nach der Schlacht am See Regillus, welche die Hegemonie der römischen Republik über Latium entschied, wurde Nomentum ein römisches Municipium. Diese sabinische Stadt war zu klein, als daß sie in der Geschichte Roms hätte bemerkbar werden können. Man weiß, daß Ovid, Seneca und Martial in ihrem Gebiete Landgüter besaßen. Die Luft

war dort gesund, der Wein gut, und in der Nähe gab es Heilquellen.

In der christlichen Epoche des Kaiserreichs wurde Nomentum schon früh ein Bistum. Neben ihm waren sabinische Bistümer Fidenä, heute Castel Giubileo, Cures und Forum Novum, welches noch dauert. Die Reihe der nomentanischen Bischöfe wird vom Jahre 415 bis 964 aufgezählt, wonach daselbst keine Bischöfe mehr genannt werden — ein Beweis, daß der Ort in Verfall geriet. Er hatte sich gleichwol aus unbekannten Ursachen länger erhalten, als die übrigen antiken Orte im unmittelbaren Stadtgebiete Roms, welche schon in den Zeiten der Barbaren-Invasion untergingen. Eretum, Crustumeria, Fidenä, Gabii, Ficulea, Antemna verschwanden fast spurlos. Selbst das alte berühmte Cures, die Vaterstadt des Numa, ging in der Langobardenzeit unter, und dauert heute nur im Namen Correse fort.

Nomentum bestand noch im Jahre 800 mit seinem unveränderten Namen, wenn auch bereits gründlich verwandelt: denn am 23. November jenes Jahres machte hier Karl der Große auf seiner Romfahrt Halt, um sodann im St. Peter die Kaiserkrone zu nehmen. Seine Erscheinung an jenem Ort, in demselben Monat November, in welchem 1067 Jahre nach ihm italienische Freischaaren jenes Dominium des Papstes zu stürzen unternahmen, welches Karl der Große eigentlich gestiftet hatte, ist durch so weit von einander entfernte Bezüge der Geschichte merkwürdig genug.

Der Kampf der Italiener und Römer gegen die weltliche Gewalt des Papstes begann fast in derselben Stunde,

da sie durch die erste fränkische Intervention Pipins in Italien zu Gunsten der von den Langobarden bedrängten Stadt Rom begründet worden war. Die Geschichte der Menschheit zeigt daher keinen einzigen Kampf von gleich langer Dauer eines und desselben unveränderten Princips.

Die Ursache der Romfahrt Karls des Großen war folgende. Der Papst Leo III., Nachfolger Hadrians, war im Jahre 799 durch eine Verschwörung des römischen Adels, unter welchem die mächtigen Nepoten Hadrians die erste Stelle einnahmen, aus Rom vertrieben worden, nach einem Attentat auf sein Leben. Er war nach Spoleto entronnen, und von dort nach Paderborn gegangen. Der große Monarch schickte den Flüchtling zuerst mit fränkischen Boten nach Rom zurück, wo die Aristokraten, welche sich des weltlichen Regiments bemächtigt hatten, seiner Rückkehr keinen Widerstand entgegensetzten, sondern, durch die nahende Intervention erschreckt, dem Proceß und richterlichen Urteil jener Machtboten sich ruhig unterwarfen. Sie entschieden zu Gunsten des Papstes, aber die verurteilten Rebellen appellirten an Karl, und dieser kam nun ein Jahr später, wie er es Leo versprochen hatte, nach Rom, hier sein Tribunal aufzuschlagen, welches der Papst, sein Untertan in allen weltlichen Dingen, gleichfalls anerkannte.

Karl rückte mit seinem Heer die Sabina herab, und machte in Nomentum Halt, um nicht auf der Via Salara, sondern auf der Nomentana nach Rom zu ziehen. Dies beweist kaum, daß der Ort damals noch ansehnlich, vielmehr nur, daß er die einzige bischöfliche Stadt in jener sabinischen Landschaft war. Man darf zugleich auch diesen

Schluß ziehen, daß Monte Rotondo an der Via Salara, welches nur eine halbe Stunde von Nomentum entfernt liegt und heute viel größer und wohnlicher ist als dieses, im Jahre 800 noch nicht bestand. Zwar hat man in Monte Rotondo das alte Eretum zu erkennen geglaubt, aber Nibby hat sich mit guten Gründen dagegen ausgesprochen, und nachgewiesen, daß jener Ort erst dem späteren Mittelalter seinen Ursprung verdankte. Die Provinz Sabina bildete ursprünglich einen Teil des Ducats Spoleto; Karl der Große hatte sie dem Papst geschenkt, aber erst viel später setzte sich derselbe in ihren Besitz. Nur im kleinsten, Rom nahe liegenden sabinischen Gebiet war er damals Herr. Die ganze Landschaft war durch die Invasion der Langobarden im 6. Jahrhundert schrecklich verheert worden: ihre Städte hatten meist schon den Untergang gefunden; im 8. und 9. Säculum zeigen Urkunden in der ganzen Diöcese Sabina nicht mehr Städte, nur Flecken auf.

Zur feierlichen Begrüßung Karls war Leo III. mit den höchsten Würdenträgern der Kirche, einem Teil des Adels, der städtischen Miliz und vielem Volk nach Nomentum hinausgezogen. Karl traf hier am 23. November 800 ein. Er speiste mit dem Papst, worauf dieser nach Rom zurückkehrte, um den festlichen Empfang des Monarchen im St. Peter am folgenden Tage zu rüsten, während Karl in Nomentum übernachtete. In welchem Gebäude hielt damals der große Kaiser sein einfaches Mittagsmal mit dem Papst, und wo sein bescheidenes Nachtlager?

Nomentum war vor 1000 Jahren sicherlich volkreicher als heute. Wenn die antike Stadt auf derselben Stelle

stand, wo sich die armselige Häuserreihe am Schlosse der Orsini hinzieht, so mochte sie im kleinen das Bild aller andern Städte zu jener Zeit darbieten: Ruinen des Altertums, zerstörte oder verwandelte Tempel und Paläste alter Herrlichkeit, neben finstern Wohnungen eines neuen Geschlechts. Ein Graf saß in Nomentum nicht; vielleicht hatte dort, nach Analogie anderer Orte, ein Tribun Gerichtsbarkeit, wenn überhaupt Nomentum, was ich bezweifele, noch groß genug war, um Sitz eines Tribuns zu sein. Es gab noch keine Baronalgeschlechter im Sinne der spätern Feudalzeit. Erst 150 Jahre später findet sich der berühmte Stamm der Crescentier in Nomentum begütert, und deshalb wol auch herrschend. Demnach nahm Karl ohne Zweifel seine Wohnung in dem Episkopium, der sicherlich sehr patriarchalischen Residenz des nomentanischen Bischofs.

Es war also von dort, wo der mächtigste Gebieter des Abendlandes am 24. November 800 nach Rom aufbrach, und Nomentum war der letzte Haltpunkt Karls des Großen vor seiner Krönung. Einen Monat später krönte ihn Leo III. zum Kaiser der Römer.

Die Erneuerung des abendländischen Imperium in der fränkischen Dynastie war, abgesehen von allen andern Ursachen höherer Natur, für die Päpste auch deshalb notwendig geworden, weil sie ihnen die Gewähr des Fortbestands ihrer weltlichen Gewalt in Rom und den andern Provinzen gab. Denn ohne den Schutz der kaiserlichen Autorität, ohne die Gewißheit einer immer bereiten fränkischen Intervention hätten die Päpste nicht die Landeshoheit in Rom zu behaupten vermocht. Dies hatte sich

bereits als zweifellos herausgestellt, und es wurde durch die Geschichte des Dominium temporale in der Folgezeit unumstößlich bewiesen.

Im 10. Jahrhundert drohte diesem Dominium die allergrößeste Gefahr durch ein römisches Adelsgeschlecht, welches merkwürdigerweise mit demselben Nomentum im Zusammenhang stand. Dies war die Familie der Crescentier. Sie erscheint mit Namen zum ersten Mal im Jahre 901. Seither finden sich mehrere Crescentier unter den Großen Roms in sehr hervorragender Stellung. Daß dieses Geschlecht gerade in der Sabina Güter besaß, geht schon daraus hervor, daß ein Crescentius im Jahre 967 Graf und Rector der sabinischen Provinz für den Papst war.

Im Jahre 974 bemächtigte sich zuerst Crescentius de Theodora vorübergehend der Gewalt in Rom, und später trat sein Sohn Johannes Crescentius an die Spitze der römischen Nationalpartei. Seine Geschichte bildet eine bekannte Episode des Kaisertums Otto's III. Die Chronisten nennen gerade diesen Crescentius „Nomentanus". Sein in der Sabina überhaupt, namentlich bei Farfa, angesessenes Geschlecht befand sich nämlich im Besitze jenes Orts, und entweder war Johann Crescentius daselbst auf dem Erbgut seines Vaters geboren, oder ihm persönlich war Nomentum als Eigentum zugefallen. Gerade in dieser Epoche scheint das dortige Bistum eingegangen zu sein. Als sein letzter Bischof wird Johannes um das Jahr 964 aufgeführt, und dessen in der Familie der Crescentier sehr gewöhnlicher Name möchte dafür sprechen, daß auch dieser letzte Bischof von Nomentum dem Haus

jener Großen angehörte. In jener Zeit gab es schon erbliche Grafen im päpstlichen Landgebiet. Johann Crescentius konnte daher schon um 980 Comes von Nomentum gewesen sein, und dort seine feste Landburg besessen haben, auf derselben Stelle, wo später das Schloß der Orsini sich erhob, und wo es noch heute steht.

Im Jahre 985 nahm Crescentius den Titel „Patricius der Römer" an, und regierte die Stadt Rom als ihr weltliches Haupt während der Minderjährigkeit Otto's III. Seine Gewalt erlosch, als Otto im Jahre 996 nach Rom kam, um aus den Händen Gregors V., des ersten deutschen Papstes, welchen er selbst erhoben hatte, die Kaiserkrone zu nehmen. Crescentius, als Rebell zum Tode verurteilt, schwor dem jungen Kaiser den Treueid, und ward begnadigt. Aber kaum war Otto hinweggezogen, so brach der kühne Römer seinen Eid; er vertrieb den deutschen Papst, und nahm die Kaiserrechte in Besitz. In dieser Usurpation unterstützten ihn seine Vettern in der Sabina, der Graf Benedict und dessen Söhne Johannes und Crescentius. Der Usurpator fand jedoch schon am 29. April 998 ein schmähliches Ende, nachdem Otto III. den Papst mit Heeresmacht nach Rom zurückgeführt hatte. Crescentius verteidigte sich tapfer in der Engelsburg, bis er sich ergeben mußte. Man enthauptete ihn, stürzte den Leichnam von den Zinnen des Castells herab und heftete ihn an einen Galgen am Monte Mario. Jahrhunderte lang hieß die Engelsburg nach ihm der Turm des Crescentius.

Nach dem Tode Otto's III. stellten die Römer den Sohn desselben Crescentius, Johannes, zum Patricius

auf, und er behauptete diese Gewalt bis 1012, wo er starb. Seither dauerte das Geschlecht der Crescentier in der Sabina und in Rom noch lange fort, doch es trat nicht mehr bedeutend hervor. Vielmehr ging die patricische Gewalt bald nach 1012 auf die Grafen von Tusculum über, welche die weltliche Herrschaft des Papstes und auch den heiligen Stul an sich rissen.

So ist Nomentum in der Geschichte des römischen Kirchenstaats classisch als der Sitz eines uralten Geschlechts von Rebellen gegen die Papstgewalt. Ob dies wol dem späten Nachfolger der Crescentier bekannt war, als er am 3. November 1867 auf dem Hügel von Mentana mit den Päpstlichen kämpfte und unterlag?

Der Name Nomentum wird nach der Epoche der Crescentier kaum hie und da in einigen römischen Urkunden gehört. Der Ort heißt in ihnen Castrum Nomentanä, woraus der heutige Name Mentana oder Lamentana entstanden ist. Schon die Bezeichnung Castrum statt Civitas, mit welcher er seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts in päpstlichen Bullen vorkommt, zeigt, daß diese Stadt zu einem unummauerten Flecken herabgesunken war. Sie gehörte den Mönchen von S. Paul, welche sie im 12. Jahrhundert dem mächtigen Geschlecht der Capocci verliehen, bis Nicolaus III. vom Hause Orsini Mentana seinem Nepoten Orso gab. Die Orsini setzten sich im 13. Jahrhundert in Besitz von vielen Orten der Sabina. Sie besaßen auch das nahe Monte Rotondo, Monte Gentile und Nerola. Sie erbauten das Castell in Nomentum, das gegenwärtige Baronalschloß, wahrscheinlich auf den Fundamenten der ursprünglichen Burg, und sie saß

darin länger als drei Jahrhunderte; denn erst im Jahre 1594 verkauften sie Mentana an einen Nepoten Sixtus' V., Michele Peretti, Prinzen von Venafro. Später wurde es Eigentum der Borghese, die es noch heute besitzen.

XII.

Von Mentana gelangt man auf sehr guter Straße zwischen Gebüsch und Weinbergen in kaum einer halben Stunde nach Monte Rotondo. Das große Baronalschloß, einst orsinisch und jetzt dem Fürsten von Piombino gehörig, ein prächtiger und hervorragender Bau mit einem Turm, steht am Haupte des Orts, den es fast verdeckt. Es war von Franzosen angefüllt. Im Hofe lagen mehr als tausend Garibaldi'sche Flinten, gleich Klaftern Holz und sehr sauber aufgeschichtet; schlechte Militärgewehre mit Percussion, vielleicht von der Nationalgarde stammend; andere Haufen von Bajonneten, Säbelscheiden und Ladestöcken sah man umher liegen. Die Waffen hatte man in Monte Rotondo und auf den Wegen aufgelesen.

Man führte uns in das Haus, wo Garibaldi gewohnt hatte; es steht am untern Platz, nicht weit vom Dom. Hier hatte er zwei kleine Zimmer im oberen Stock bezogen. Ueber seinem Bette, welches mit einer gelben Decke zugedeckt war, hing ein Heiligenbild und ein Weihwassergefäß aus Krystall, wovon er wol so wenig Gebrauch machte wie von dem kleinen Spiegel, der auf der Commode lag. Jetzt bewohnt diese Zimmer ein französischer Capitän.

Wir sahen auch den Dom S. Maddalena, worin sich die Freischaaren einquartiert hatten. Noch lagen auf den Altären zerstörte Kirchen-Ornamente, Gewänder in Fetzen, umgestürzte Crucifixe und Leuchter. In der Sacristei war alles durcheinander geworfen, die Schränke erbrochen, Meßbücher und Register zerrissen und umhergestreut. Ein Weib welches uns dort umherführte, wies mit Gebärden des Schreckens das Tabernaculum des Hochaltars vor, woraus der Kelch verschwunden war. Von andern nicht gut zu nennenden Profanationen wird erzählt; Scenen wie beim „Sacco" des Bourbon in Rom. Man sah zwei Freiwillige am Tor auf Schildwache stehen, der eine trug eine Priester-Mitra auf dem Kopf, der andere einen Krummstab in der Hand. Die Freischaaren begruben ihre Todten massenweise in den Kirchen selbst; gefallene Officiere senkten sie dort ein, gehüllt in goldbrokatene Priestergewänder.

In Monte Rotondo war der Eindruck des Kriegsschreckens und der Aufregung fühlbarer als in Mentana, denn dieser Ort hat kaum 500, jener 1300 Einwohner. Das Volk war den Garibaldi'schen nicht freundlich gesinnt; die Invasion hat uns halb zerstört, so versicherte uns wenigstens ein Municipalbeamter, mit den heftigsten Gesticulationen und sprudelnder Rede alle Beisteuern an Geld, Fourage, Pferden aufzählend, welche Garibaldi auf die Gemeinde gelegt hatte, während viele unwürdige Subjecte in seiner Schaar sich am Privatbesitz vergriffen.

Die kleine Stadt liegt hoch und fest auf dem Rücken eines Höhenzuges, von wo herab der Blick auf die Berge der Sabina und den Monte Gennaro hinreißend schön

ist. Man sieht Tivoli, St. Angelo und Monticelli sehr nahe; weiter das weiße Castell Palombara, Monte Libretti und selbst Nerola, auch die Berglandschaft der Benedictiner-Abtei Farfa, welche in alten Zeiten die Langobarden Spoleto's zerstört, dann prächtig wieder aufgebaut hatten. Nach Norden zu liegt über der Campagna der schön gezinnte Monte Soracte, dem zu Füßen sich der Tiber aus Umbrien hervorwindet, um dann in Schlangenlinien die stille Campagna Roms zu durchströmen, zu beiden Seiten von Römerstraßen begleitet, der Salara und Flaminia. Nach Rom hin zeigen sich, in so weiter Entfernung aber nur als Linien sichtbar, die Türme von Sta. Maria Maggiore und vom Lateran. Aber die Kuppel St. Peters schwebt über der Campagna deutlich und voll, wie eine dunkle Sphäre. Wenn Osterpilger, welche diese Straße daher kommen, dieses meilenweit sichtbare Wahrzeichen der Kirche erblicken, so pflegen sie noch heute an ihrem Pilgerstabe froh und andachtsvoll niederzuknien. Manche Bilder stellen diese Scene dar. Ein geistvoller Künstler könnte heute ein charakteristisches, höchst dramatisches Gegenstück dazu malen: rothbehemdete Garibaldi'sche Freiwillige, welche von den Höhen Monte Rotondo's zum ersten Mal die St. Peters-Kuppel sehen.

Sie erschien ihnen dort als das Ziel ihrer leidenschaftlichen Wünsche und schrecklichen Mühen, ganz so wie einst Rom von dieser Campagna her den Gothen Alarichs oder den hungernden Soldbanden des Connetable und Frundsbergs als ihr heiß ersehntes Ziel erschienen war. Ihr Führer mochte seinen Schaaren oftmals jene erhabene Kuppel Michel Angelo's mit der Hand gewiesen, und eine

seiner von patriotischer Phantasie flammenden Reden gehalten haben — wie auf dem Friedenscongreß zu Genf, wo er die Abschaffung des Papsttums decretirte, und von welchem Garibaldi, durch eine empfindliche Ironie der Dinge, geradezu auf das Schlachtfeld von Mentana geriet.

Es ist nicht wenig anziehend sich die Gedanken vorzustellen, welche beim Anblicke Roms die Seele dieses merkwürdigsten Italieners unserer Zeit bewegten, eines Mannes von so vielen und wunderbaren Schicksalen, daß sein Leben in zwei Weltteilen ein fortgesetztes Heldenabenteuer im Dienste der Freiheit war, und der in der Geschichte eine größere Rolle würde gespielt haben, wenn die Natur mit seiner altrömischen Uneigennützigkeit und unvergleichlichen Thatkraft auch das Genie eines Staatsmannes vereinigt hätte.

Beim Anblicke Roms erinnerte sich Garibaldi mit Erstaunen jener, schon der Geschichte angehörenden Zeit, wo er die Hauptstadt der Welt ruhmvoll gegen die Franzosen verteidigt hatte. Wenn er auf die Campagna Tivoli's zu seinen Füßen niedersah, so mußte er sich selbst im Geiste erblicken, wie er dort nach seinem Abzuge von Rom, mit kaum besser bewaffneten und disciplinirten Freiwilligenschaaren als er jetzt führte, vorüberzog, um seinen Rückzug in die Apenninen zu nehmen. Es war am 30. Juli 1849.

Als der heißeste Wunsch seines Lebens und dessen ruhmvollster Schluß schwebte ihm der Gedanke vor, in dasselbe Rom wieder einzuziehen, welches er damals hatte verlassen müssen. Aber Garibaldi ist nicht in Rom ein-

gezogen. Er hat auf dem Capitol weder die Fahne der Republik, noch die Tricolore Italiens aufgepflanzt. Bei Mentana ist er von den Truppen des Papstes und Napoleons geschlagen worden. Er saß wieder als Gefangener des Staats im Schlosse zu Varignano. Man stellte ihn unter Proceß, der kein Urteil haben konnte, denn es gab darin zu viele Mitschuldige, deren Reihe im Palast Pitti begann.

Die Welt, welche echten Patriotismus und Mannes-kraft verehrt, hatte Garibaldi, dem enfant gâté und terrible Italiens, gleichsam den Freibrief gegeben, im Namen seines Ideals Handlungen kühner Willkür zu begehen, ohne daß sich durch deren Mißerfolg die Sympathie für ihn sehr merklich verminderte. Aber auch dies hat, wie der Grundsatz des Principe beim Machiavelli: daß es bei dem Zweck nicht auf die Mittel ankomme, denn doch seine Gränze. Die romantische Kühnheit Garibaldi's mag noch fortdauernd die Jugend begeistern, welche an ihrem Plutarch sitzt, aber sie ermüdet schon stark das reife Urteil des Staatsmannes und des Staatsbürgers. Daß ein noch so hoch gefeierter Nationalheld, Volksliebling und Patriot fortdauernd das Privilegium beansprucht in der Ausnahme zu sein, außerhalb der Verfassung und der Gesetze des Staats zu stehen, und eine Macht für sich zu bilden, dies würde in Wahrheit in jedem geordneten Staate Europas ein Absurdum und eine Unmöglichkeit sein.

Die italienische Monarchie und der Einheitsgedanke haben die furchtbare Krisis, in welche sie die Garibaldi'sche Demagogie versetzte, augenblicklich überstanden, und wenn der Tag von Mentana das Ergebniß hätte, daß sich

Italien von dem anarchischen Wesen einer den Staat wiederholt verneinenden revolutionären Nebenregierung befreite, so würde dies als ein positives Glück zu betrachten sein. Die gescheiterte Invasion hat freilich zunächst andere Ergebnisse gehabt; sie hat die Schwäche und Unmoralität Italiens bloßgelegt, und die europäischen Sympathien für dieses Land erschüttert; sie hat freilich dargethan, daß die lange Fortdauer des Dominium temporale in der Form der Septemberconvention unmöglich sei, aber sie hat zugleich den französischen Protector, die Intervention, und mit ihr ein Princip nach Italien zurückgeführt, welches, wie ganz Europa hoffte, für immer daraus entfernt worden war; von dem Ruin und Elend zu schweigen, in welches Tausende diesseits wie jenseits der römischen Gränze durch den Bandenkrieg gestürzt worden sind. Wenn dieser endlich, nach der Ansicht Garibaldi's, als ein Nationalkrieg Italiens mit dem Papsttum um den Besitz von Rom gelten sollte, so hat der Erfolg dargethan, daß das Papsttum im Jahre 1867 noch stärker war als Italien; daß endlich die römische Frage nicht durch bloße Gewalt lösbar ist. Wird das Problem, welches durch den Septembervertrag zu Gunsten Italiens in die Gränzen einer territorialen Angelegenheit verwiesen worden war, daraus wieder enthoben, und in die Sphäre der europäischen Diplomatie zurückgestellt werden?

Ist dies Problem unlösbar? Gibt es etwas in menschlichen Dingen, was nicht zu lösen wäre? Ein Schalk tröstete einen Patrioten mit der Erfahrung, daß die Italiener aus Niederlagen, welche andere Völker verderben, als Sieger hervorzugehen pflegen. Wenn man

in solche Schalkhaftigkeit nicht einstimmen will, so darf man doch nicht verzweifeln, daß ein modus findbar sei, welcher die geistliche Unabhängigkeit des Papsttums mit den Forderungen der Nation vereinigen kann. Den Tag, wo diese Quadratur des Cirkels gefunden wird, dürfte die Menschheit festlich begehen, denn er würde die neue Aera des langen Friedens bezeichnen, welchem die freien Völker Europas mit Sehnsucht entgegenblicken.

XIII.

Seitdem die vorstehenden Blätter geschrieben wurden, vergingen drei Jahre. Die Quadratur des römischen Cirkels ist darin nicht gefunden, aber der gordische Knoten der römischen Frage gewaltsam durch das Schwert zerhauen worden. Der „Krieg der Freischaaren um Rom" bedarf daher eines Zusatzes.

Die ausführliche Schilderung dieser letzten drei Jahre Roms und des sinkenden Papsttums wird einst ein merkwürdiger Abschnitt der Geschichte unserer Zeit sein, wenn man sie aus dem diplomatischen Material schöpft, und mit porträtgetreuen Charakteren der Haupt- und Nebenpersonen dieses Trauerspiels belebt. Der künftige Geschichtschreiber würde dann sein Buch zu betiteln haben: Geschichte der letzten Jahre und Tage des weltlichen Papsttums.

Nur um abzuschließen, zeichne ich einige Daten auf.

Am Ende des Jahres 1867 fühlte man sich in Rom durch den Sieg bei Mentana gesichert und voll kühnen Muts. Mit Genugthuung sah man Napoleon in die Reaction zurückgedrängt, im offenen Bruch mit der Demokratie und dem Princip Italiens. Dabei wollte man ihn festhalten. Man dankte ihm zunächst, indem der

Papst am 13. März 1868 Lucian Bonaparte zum Cardinal machte; so erhielt der erste wirkliche Bonaparte den Purpur. Zur Vollständigkeit des rätselhaften Glückes dieses Geschlechts fehlte in der That in ihm nur noch das Papsttum.

Rom war ruhig; im Patrimonium Petri standen wieder französische Truppen, 5000 Mann an Zahl; die Stadt selbst blieb nur von Päpstlichen besetzt. Die römische Curie beschäftigte durchaus der Gedanke an das Concil, dessen ungestörte Vereinigung erst durch den Sieg bei Mentana und die Rückkehr der französischen Besatzung möglich geworden war. Durch dies seit langen Jahren vorbereitete Concil wollten die Jesuiten ihr Werk krönen, indem sie dem Papst noch die vierte und höchste Krone aufsetzten, die der Infallibilität. Am 29. Juni 1868 wurde die Bulle veröffentlicht, welche das Concil zum 8. December 1869 berief.

Ein Zufall fügte es, daß an demselben Junitage in Deutschland ein bedeutungsvolles Fest nationaler Erinnerung gefeiert wurde; das große Lutherdenkmal in Worms wurde vor dem Könige von Preußen enthüllt, dem mächtigen Schirmherrn der protestantischen Kirche, dem Haupt der deutschen Nation, und dem schon unbezweifelbaren Wiederhersteller des Reichs.

Im Programm der Secte der Jesuiten stand schon längst der Krieg gegen das protestantische Preußen, gegen dieses durch Denken und Wissenschaft verderbte Deutschland überhaupt. Phantastische Weltplane wurden in den Köpfen mancher Dunkelmänner ausgesonnen. Sie träumten von einer neuen Weltepoche allgemeiner kreuzritterlicher

Reaction und der Katholisirung der Völker, und einer päpstlichen Weltherrschaft nach den Grundsätzen des Syllabus und den Decreten des kommenden Concils, und ihr konnte, so meinte man, ein Krieg Frankreichs gegen Deutschland wol die Wege bahnen. Dieser Krieg, von den nie besiegten Legionen Napoleons geführt, mit den gegen Deutschland erfundenen und bei Mentana erprobten Chassepots und den Mitrailleusen, mußte unzweifelhaft die protestantische Macht Europas zertrümmern, und die Einigung Deutschlands unter der Dynastie Hohenzollern unmöglich machen. Aus dem unbezweifelbaren Siege Frankreichs folgte selbstverständlich der Zerfall Italiens in seine Atome, und die Wiederherstellung des Kirchenstaats, wie zu Consalvi's Zeit. Dann würde Napoleon, der Retter und Advocat der Kirche, die Stellung Karls des Großen einnehmen; dann die beruhigte Menschheit um die beiden großen Metropolen der Welt, wie um ihre Achsen sich zu drehen haben: um Paris, den Sitz der in der Cäsardespotie centralisirten menschlichen Cultur, um Rom, die infallible Quelle der im Jesuitismus göttlich geoffenbarten Wahrheit.

Die spanische Revolution, der schmähliche Sturz der bigotten Königin Isabella, machte den ersten Strich durch solche Rechnungen. Niemand ahnte, wie bald die spanische Troncandidatur zu einem welthistorischen Factor werden sollte.

Das Concil-Jahr 1869 kam. Man betrieb in Rom die Vorarbeiten für die große Aufgabe.

Nichts verkündete nahe Stürme, als hie und da draußen, zumal in Deutschland, ein heftiger Ausspruch

der öffentlichen Meinung wider das Concil, dessen Notwendigkeit geleugnet, dessen Parteizweck besprochen und verdammt wurde. Die Lager der Infallibilisten und ihrer Gegner bildeten sich.

Am 11. April feierte der greise Papst sein 50jähriges Priesterjubiläum, wozu Deputationen, Adressen, Glückwünsche und Geschenke aus allen Ländern der Christenheit einliefen. Die Demonstration war prachtvoll und glänzend, Rom ein Festtheater, wie im Jahre 1867. Der beglückte Papst glaubte sich von der ganzen Welt als ihr moralisches Haupt geehrt. Diese Feste erschienen ihm als gute Augurien des Concils.

Am 8. December 1869 wurde diese denkwürdige Kirchenversammlung im St. Peter eröffnet. Der Winterregen strömte; der Dom faßte kaum die Menge des Volks. Rom wie Italien war damals ruhig. Im Patrimonium bildeten die Truppen Napoleons die Garde des Concils. Dieses selbst wurde alsbald zum Ereigniß der Zeit. Alle Welt blickte darauf mit Spannung, und sah in ihm eine Furcht erweckende Krisis im Leben der Kirche. Es handelte sich darum, alle Gewalten derselben in dem einen Papst zu vereinigen, ihre bestehende Verfassung durch eine unerhörte Neuerung gewaltsam umzuändern, den Papst für immer zu dem allmächtigen Dictator der gesammten Kirche zu erklären, indem man ihm durch das Votum von ein paar hundert Priestern die Attribute göttlicher Macht übertrug.

Alle Welt kennt die Zusammensetzung dieses Concils, die Mittel, mit denen seine Majorität geschaffen, seine Minorität erdrückt wurde, die Debatten und die Kämpfe

seiner Parteien. Denn seine Geschichte begleitete vom ersten Tage an eine Literatur solcher Art, wie sie sich um keine der früheren Synoden hatte ablagern können. Die öffentliche Meinung wachte über dem Concil; sie hielt gleichsam ihre Sitzungen neben denen dieses römischen Parlaments, dessen geheimste Gedanken, Plane und Handlungen sie bis in die verstecktesten Parteimanöver hinein entschleierte und auch richtete.

Man hörte ernste und gläubige Katholiken Wehe über dies Concil rufen. Sie bekennen noch voll Trauer und Unwillen, daß seine Berufung ein gränzenloser Fehler, sein Werk aber eine Verderben bringende Herausforderung zum Schisma gewesen sei. Seine Geschichte wird einst eins der lehrreichsten Spiegelbilder unserer Zeit sein, und wie schon jetzt von Katholiken behauptet wird, dem künftigen Geschlecht darthun, wie groß die Verblendung, wie tief die Geistesarmut und Erschöpfung in den romanischen Elementen der Kirche zu jener Zeit gewesen ist.

Der Sommer des großen Jahres 1870 kam. Schon hatte sich die Aufmerksamkeit der Welt vom Concil hinweggewendet, wo die meist germanische Opposition ermattete, die Minorität sich selbst aufgab, die öffentliche Meinung diese selbst aufzugeben genötigt war. In demselben Augenblicke, wo die letzte, gewaltsame Einigung der Kirche im Haupte vollzogen werden sollte, um die Glieder für ewig lahm und kraftlos zu machen, centralisirte sich auch Frankreich nochmals in der Kaisergewalt durch ein neues Plebiscit. In demselben Moment verdüsterte sich der politische Horizont durch die spanische Troncandidatur.

Am 18. Juli 1870 wurde das neue Dogma der

Infallibilität des Papstes verkündigt. Der Dom St. Peters war bei diesem Act öde und leer. Ein Gewitter entlud sich mit tropischer Heftigkeit. Unter Blitzen und schmetternden Donnerschlägen ward der Menschheit kund gethan, daß der Papst unfehlbar sei.

Nur einen Tag später, den 19. Juli, stieg das Gewitter in Frankreich auf: der Kaiser Napoleon erklärte den frevelvollsten aller Kriege an Preußen und den norddeutschen Bund.

Da kamen die großen Tage des Gerichts über menschlichen Hochmut und Wahn. Sie sind in der Geschichte verzeichnet als die erhabensten Acte ihrer Gerechtigkeit. Deutschland erhob sich im heiligen Zorn, und ward zur Stunde einig und riesenstark. In zermalmenden Schlachten zerbrach die deutsche Volkskraft das französische Kaiserreich. Schon am 2. September ergab sich Napoleon der Großmut des von ihm so tief beleidigten deutschen Heldenkönigs. Von dem Stoß dieses beispiellosen Krieges erbebte Europa, und alles was morsch und faul war mußte davon niederfallen.

In Paris wurde die Republik eingesetzt. Die Italiener forderten mit Ungestüm Rom. Aber der alte Held jenes „Kriegs der Freischaaren" von 1867 zog aus nach Frankreich, jetzt mit seinen Feinden von Mentana, ja mit dem Zuavenobersten Charette unter derselben französischen Fahne für einen Schatten und Namen zu streiten. Er rief mit Lucan: Tuumque nomen, libertas, et inanem prosequar umbram: ein edler Schwärmer, stets sich selbst getreu.

Die französische Occupationsarmee war aus dem

Patrimonium zur Rettung ihres Vaterlandes abgezogen, und so lag der Kirchenstaat einer Invasion wieder offen. Die italienische Regierung erklärte den Septembervertrag mit dem Falle Napoleons, seines Urhebers, erloschen. Sie forderte die Besetzung Roms durch die königlichen Truppen, aus Not der Selbsterhaltung, und als gedrängt vom italienischen Volk.

Es war eine verhängnißvolle Verkettung von Ereignissen, die damals wunderbar in einander griffen.

Am 19. September legten die Deutschen ihren eisernen Belagerungsring um die Weltstadt Paris; an demselben Tage standen 30000 Italiener vor der Weltstadt Rom. Am 20. September um 5 Uhr des Morgens fiel der erste Schuß auf die Mauern bei der Porta Pia. Der Kampf mit den päpstlichen Truppen war mühelos und kurz. Im Vatican saß unterdeß der Papst unter Cardinälen und Diplomaten fremder Mächte, die er hatte rufen lassen. Man hörte die Kanonenschüsse der an den Toren Stürmenden. Man brachte dem Cardinal Antonelli ab und zu Depeschen; dann kam die letzte, daß alles vorüber sei.

Durch die Bresche an der Porta Pia zogen die Italiener in Rom ein, am 20. September um 11 Uhr des Morgens, unter unbeschreiblichem Jubel des Volks, während wie durch Zauberschlag ganz Rom sich mit den Tricoloren Italiens bedeckte.

Die tausendjährige weltliche Gewalt des Papstes erlosch fast unbemerkt. Ein so wichtiges weltgeschichtliches Ereigniß, welches in andern Zeiten ein nicht zu sagendes Aufsehen würde gemacht haben, vollzog sich auf dem Hintergrunde des großen deutschen Kriegs in Frankreich

so nebenbei wie eine Anekdote. Dies klanglose Untergehen der ältesten und ehrwürdigsten Macht Europas ist wol tief tragisch zu nennen. War nicht das Schweigen der Welt auch das Todesurteil des Kirchenstaats? Vielleicht hätte sich in Europa doch manche Stimme des Mitgefühls hören lassen, wenn nicht die Gewaltthat des Concils die Achtung vor dem Papsttum weit und breit gemindert hätte. Der Fall seiner weltlichen Gewalt war nur die notwendige und gerechte Folge der ungeheuerlichsten Zumutung, die je an die menschliche Vernunft gestellt worden ist.

Das Plebiscit der Römer sprach schon am 2. October die Vereinigung der Stadt Rom mit Italien aus. Am Schlusse des Jahres kam der König, die von der Tiberüberschwemmung schwer heimgesuchte Stadt zum ersten Mal zu sehen — ein willkommener Vorwand dieses peinlichen Besuchs. Mit Jubel begrüßten ihn die Römer. Er blieb nur einige Stunden; dem Papste schrieb er einen Brief. In dem schon zuvor gewaltsam geöffneten Quirinal, dem Palast der Päpste, aus dem einst Pius IX., vor 24 Jahren, gleich einer heilbringenden Sonne Italiens, unter dem Jauchzen der Römer, als Papst hervorgegangen war, unterzeichnete Victor Emanuel sein erstes Decret in Rom: die Annahme jenes Plebiscits. Es war der letzte Tag des Jahres 1870. Da schloß auch eine lange und große Epoche der Stadt und des Papsttums ab.

Ein tragisches Schicksal ohne Gleichen vollzog sich an dem schwachen Papst, der so viel Wechsel des Glücks, so viel Stürme des Lebens erfahren hat, wie wenige Päpste vor ihm. Als freiwilliger Gefangener trauert er im öden Vatican, ein jetzt verschollener Name in seinem eigenen Rom, wo er einst der Abgott des Volkes gewesen war. Was ist alle menschliche Größe für ein Tand!

Ein rätselhaftes Schicksal ließ Pius IX. auf dem heiligen Stule länger dauern, als alle seine Vorgänger, so viele deren geschichtlich bekannt sind. Der voraussichtlich letzte Papst mit weltlicher Gewalt hat Rom auch am längsten regiert.

Dies sind nur Daten von Thatsachen. Wir stehen an verschlossenen Pforten geheimnißvoller Zukunft. Die Quadratur des römischen Cirkels ist noch nicht gefunden; der moralische Proceß ist noch nicht gelöst. Nur dies darf man ohne Anmaßung sagen, daß die Menschheit in dem denkwürdigen Jahre 1870 von einer alten Ordnung der Dinge Abschied genommen hat.

Eine Pfingstwoche in den Abruzzen.

1871.

Nach angestrengter Winterarbeit wollten wir (Freund Lindemann und ich) uns in der Pfingstwoche etwas zu gute thun, indem wir sie in den wilden, noch so wenig besuchten Abruzzen zubrachten. Wir wollten Rieti, Aquila und den Gran Sasso d'Italia sehen, über das Gebirge von Popoli zum Fuciner-See hinabsteigen, die dortigen Wasserwerke Torlonia's kennen lernen, die glorreiche Auferstehung des deutschen Reichs auf dem Schlachtfelde des letzten Hohenstaufen feiern, und dann über Tagliacozzo auf der Via Valeria heimwärts nach Rom ziehen. All dieses herrliche Land, unbeschreibliche Paradiese, haben wir gesehen in der Blütenpracht des sonnigen Mai. Da will ich doch etwas davon aufzeichnen, wenigstens über unsere Fahrt von Popoli nach Tagliacozzo, da eine Betrachtung des merkwürdigen Aquila mehr Zeit beansprucht als ich daran wenden könnte.

Um vorweg den Anblick der Scenerie des Abruzzenlandes zu gewinnen, welches wir durchziehen sollten, stiegen wir am Abend vor unserer Abreise von Aquila auf die Burg dieser Stadt hinauf. Sie ist eine Anlage Karls V. Ein mächtiger doppelköpfiger Reichsadler von Stein und eine lange lateinische Inschrift betreffend die Erbauung

dieses Schlosses durch den Vicekönig Don Pedro de Toledo, Marchese von Villafranca, stehen noch über dem unversehrt erhaltenen Marmorportal von prächtiger und reicher Renaissance-Architektur. Dieses flach gelegene, von einem tiefen Graben umzogene Castell erinnert an die ähnliche Burg in Mailand. Es hat heute keine strategische Bedeutung mehr, sondern dient zur Militärcaserne. Wir mußten uns beim wachthabenden Officier melden, um Einlaß zu erhalten. Als wir diesem gelangweilt aussehenden Manne von herculischer Körpergestalt auf seine Frage nach unserer Nationalität antworteten: „Wir sind, der eine Süddeutscher, der andere Norddeutscher aus Preußen, und Bundesgenossen Italiens", zog er seine Militärmütze ab, und bat uns mit den freundlichsten Mienen nach Gefallen einzutreten. So ändern sich die Zeiten; vor nur wenigen Jahren würde die Nennung unseres Vaterlandes die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht haben.

Von den Zinnen der Burg blickten wir in dieses wundervolle Panorama des Abruzzenlandes, worin die beschneiten Hochalpen Italiens sich machtvoll zusammendrängen, oder in großen Gebirgszügen auseinanderfalten. Aquila steht schon auf den Absenkungen des Gran Sasso. Wir sehen diesen König der Apenninen unmittelbar vor uns zur Linken; in der abendlichen Klarheit der Luft erscheint er so nahe, daß man die Faltungen seiner Geklüfte und die scharf gemeißelten Kanten und Zinken seiner Pyramiden deutlich erkennt, und doch braucht man noch zweier Tagereisen um zu ihm selbst zu gelangen. Wenige haben diesen Berg bestiegen, und fast mythisch unbekannt ist all das entzückende wilde Alpenland rings um ihn her. Er

ist ein langer Gebirgszug von gigantischen, fast plumpen Formen, wenigstens von Aquila aus gesehen. Aus der Mitte der Gebirgsmassen erhebt sich ein nicht schön geformter Kegel, fast höckerartig, in Schnee gehüllt; das ist der „große Stein", der höchste Punkt Italiens überhaupt, von 9000 Fuß Höhe. Rechts über Aquila steigt ein anderes braunes Bergland ohne Schneekuppen auf; den Vordergrund aber schließen die duftigen, mit Schnee beschimmerten, vom Abendpurpur umwallten Gebirge oberhalb Sulmona, aus denen sich der blitzende Monte Majella majestätisch heraushebt. Rückwärts nach Rieti zu steht die in Schnee gehüllte Lionessa, jenes herrlich geformte Gebirg, welches von Rom aus gesehen wird; erst im Juni verliert es seine Schneehülle, wenn auf dem Pincio die Granaten blühen. Von Rieti aus waren wir ihm bis gegen Aquila hin entlang gefahren. So fuhren wir auch dem Gran Sasso entlang nach Popoli.

Dieses Abruzzenland hat noch keine Eisenbahnstraße. Man beginnt sie zu ziehen und schon aus militärischen Gründen ist sie notwendig. Man baut sie von Pescara am adriatischen Meer herauf, wo die Bahn von Ancona herabkommt, und jetzt der Stapelplatz für die Producte der Abruzzen sich befindet. Sie soll über Sulmona, Popoli und Aquila auf Rieti und Terni treffen, und durch eine Abzweigung das Marsenland mit dem Fuciner-See und mit Sora in das Verkehrssystem aufnehmen, also bei Rocca Secca sich mit der neapolitanisch-römischen Bahn in Verbindung setzen.

Man fährt in kleinen Postwagen sehr primitiver Natur, die sich in nichts von den in der Sabina und der römi-

schen Campagna gebrauchten unterscheiden. Der Fahrweg ist vortrefflich; es geht hoch über Berg und Tal, durch entzückende Gebirgslandschaften, im beständigen Anblick des Gran Sasso, an kleinen malerischen Castellen mit zertrümmerten Burgen hin, wie Poggio Picenza, Barisciano, Castel Nuovo, Ritegna, Navelli, immer am brausenden Aterno fort. Zwischen Colle Pietro und Popoli überstiegen wir noch einen hohen Gebirgspaß. Wenn man seine Höhe erreicht, blickt man in das reiche blühende Tal von Sulmona hinab. Es erscheint wie ein einziges meilenlanges Gartenland; schneebeglänzte Alpen umschließen es. Einst war es von einem See ausgefüllt, ganz so wie jenes des Velino bei Rieti. Zu Urzeiten füllten wol alle diese Täler des Abruzzenlandes Seen aus; heute ist von ihnen, kleinere Becken nicht mitgerechnet, nur der Lago Fucino übrig geblieben, und auch dieser wird bald verschwunden sein. Tief unten zeigt sich Popoli an einem rötlichen Felsenberg gelegen; hoch darüber die gelben Türme und Trümmer der Burg der Cantelmi; hinterwärts taucht Sulmona auf, die Vaterstadt des Ovid, schon zu Füßen des Monte Majella, welcher dieses schöne weite Tal abzusperren scheint. Im Zickzack führt der Weg nach Popoli hinunter, in so steilen und mächtigen Windungen, daß sie an jene der St. Gotthard-Straße oder andere Alpenpässe erinnern.

Nichts ist lachender als dieses kleine altertümliche Popoli in der Ebene, mit seinen Fruchtgärten und sonnigen Weinbergen; der Fluß Aterno fließt an der Stadt hin, und trägt hier schon den Namen Pescara. Wer kennt diesen berühmten Namen nicht aus der Geschichte

Karls V.! Als wir in die Vorstadt einfuhren, fanden wir die sehr ländlich aussehende Bevölkerung in lebhafter Bewegung; ein wunderlicher Zug von Menschen kam uns entgegen mit schallender Musik, voran Jünglinge, welche auf hohen Stangen einen mächtigen kupfernen Kessel und anderes blinkende Küchengeräte einhertrugen, all dies mit Fähnchen, Blumen und Kränzen geschmückt. Es war ein Hochzeitszug, oder vielmehr die Aussteuer der Braut wurde nach Landessitte in Procession durch den Ort getragen. Popoli ist eine Stadt von Ackerwirten und Weinbauern. Die Abruzzen-Weine, welche man dort und in Sulmona zieht, sind im Lande berühmt, und würden es weiterhin sein, wenn die Straßenverbindung besser wäre. Man verkauft hier den Litro vortrefflichen Landweins, wie man uns sagte, für den unglaublich geringen Preis von einem Soldo, und zieht sonst die edelsten Gewächse, die dem Burgunder in keiner Weise nachstehen. Da Popoli einen Knotenpunkt der Verkehrsstraßen von Aquila, Pescara und Sora-Avezzano bildet, so ist es schon heute einer der lebhaftesten Orte des Abruzzenlandes. Es war ein Gewühl und Treiben dort, welches an südliche Städte Neapels erinnerte.

Wir stiegen zur alten Rocca hinauf, von wo aus der Blick in die Landschaft unvergleichlich schön ist. Die Cantelmi bauten sie, ein provençalisches Geschlecht, welches mit Karl I. von Anjou nach Neapel gekommen war, diesem Eroberer große Dienste in der Bekämpfung Manfreds und Conradins leistete und, mit vielen Lehen im Königreich Neapel ausgestattet, eines der mächtigsten Feudalgeschlechter wurde. Die Cantelmi besaßen lange Zeit auch

das schöne Sora am Liris. In keinem Land Italiens hat das Feudalwesen so üppig geblüht wie im Königreich Neapel. Die Normannen, die Hohenstaufen, die Anjous, die Aragonen, dann die Spanier seit Karl V. schufen zahllose Lehnsherrschaften, so daß es im Neapolitanischen kaum einen Ort gibt, an dem nicht der Lehnstitel eines Grafen, Marchese oder Herzogs haftet. Kein Land erfuhr auch einen so starken Wechsel des Lehnsbesitzes — dies auf Grund des ewigen Schwankens der Dynastien und der beständigen Revolutionen der Adelsparteien. Wenn ich nicht irre, folgte der jetzige Duca di Popoli dem Exkönig Franz in sein Exil nach dem fernen, kalten Norden an dem Starnberger See. Der Starnberger See ist wol eine der reizendsten Cultur-Idyllen, die Deutschland besitzt; an seinem stillen und gastlichen Ufer, welches Landhäuser und schattige Haine so schön umkränzen, mögen sich jene Verbannten beruhigter fühlen, die von der Sturmflut der Geschichte aus dem Sonnenlande Neapels dorthin verschlagen worden sind. Aber es gehört doch eine deutsche Empfindung dazu, um die blonde Schönheit jener Natur zu genießen und nicht zu frostig zu finden. Welche deutsche Idylle könnte einen neapolitanischen Verbannten, welches Paradies überhaupt einen Exilirten trösten?

Wir leben in Zeiten, wo die Göttin des Glücks schnell genug ihr Rad dreht, und wann gab es mehr Stoff für die seit Alters beliebten Betrachtungen de exilio und de varietate fortunae? Die alten Römer haben seit Scipio, dem erlauchten Urbild aller resignirten Verbannten, in der Kunst das Exil würdig zu ertragen, viel geleistet. Man sagt daß die christliche Religion und die verallgemeinerte

Bildung der Welt die Leiden desselben erträglicher gemacht habe als im Altertum, wo die Vaterlandsliebe das stärkste aller Gefühle war — man sagt es, und es wird eine schöne Phrase sein und bleiben. Diese Betrachtungen machte ich also auf der Burg der Cantelmi, bis nach Starnberg und Chiselhurst hinüber sie ausdehnend. Nun aber stand im Hintergrund unserer Reise, wie eine schwarze wetterleuchtende Wolke, stets das Schicksal von Paris, der grausenvolle Kampf mit der Commune dort. Wir brannten vor Begier uns im Zusammenhang mit diesen Ereignissen durch Zeitungen zu erhalten, nach denen wir in jedem Ort fragten. In Popoli sagte man uns, daß es hier ein „Casino" gebe, oder vielmehr la Casina; denn so nennt man in den Abruzzen und im Marsenlande die höchst bescheidene Einrichtung von dem was in süddeutschen Städten „Museum" genannt wird. Abends führte man uns in ein Café, und über Treppen und Stiegen in ein paar Zimmer, wo la Casina di Popoli ihren heimlichen Sitz aufgeschlagen hatte. Einige Herren spielten daselbst bei einem zweifelhaften Dämmerlicht von rauchenden Lampen Billard, und man führte uns Fremdlinge mit Freundlichkeit in das Lesecabinet. Dort fanden wir italienische Zeitungen, doch nicht letzten Datums, welche die Post von Aquila und Pescara gebracht hatte.

Wir mieteten für den folgenden Morgen einen Wagen, um über das wilde Gebirg von Rajano zum Fuciner-See zu gelangen — eine weite Strecke und ganze Tagesfahrt. Ehemals war Postverbindung mit Avezzano; jetzt hat sie aufgehört, ich weiß nicht aus welchem Grunde, es sei denn wegen des Baues der neuen Straße, die gegenwärtig

von Aquila über das Gebirge gezogen wird. Der alte Weg ist stellenweise vortrefflich und überall fahrbar. Wir überschritten den Pescara, ein lebhaftes von Forellen wimmelndes Bergwasser, etwa so breit wie der Liris bei Ceprano. Ueber blühendes Gartenland gelangten wir erst nach Pentima, dann auf die Hochfläche des alten Corfinium der Peligner.

Es ist ein über jedes Wort erhabenes Gefilde, von welchem man in das Tal von Sulmona und Popoli, in die Gebirge des Gran Sasso und aller andern Alpen ringsumher niederblickt. Ich sah kein gleich großstilisirtes Landschaftsgemälde irgendwo wie dieses hier um den Horizont Corfiniums her, als Binnenlandschaft nämlich, wodurch der Vergleich mit Gegenden Siciliens keine Stelle hat. Es ist ein Centrum gewaltiger Alpenwelt, aber einer italienischen, in dem smaragdenen feenhaften Lichte des Südens. Auch auf diesen vom Sonnenglanz umflossenen Bergen liegt wie auf den Schweizer Alpen ewiger Schnee; doch lastet er nicht darauf mit Lawinenwucht als Element, er ist nur über die leuchtenden Felsenzacken wie von Geisterflügeln hingehaucht, um die magische Schönheit dieser Berge zu erhöhen. Unter dem Azurblau des Himmels bringt dieser Schneeschimmer der Gipfel eine ganz zauberhafte Wirkung hervor. Für die große Rundscene der prachtvollsten Alpenwelt ringsumher ist die Ebene von Corfinium das natürliche Theater. Wol könnte man sich hier Stunden, ja Tage lang in diesen Anblick versenken und die verworrene Welt darüber ganz vergessen.

Eine große Stadt von starken, mannhaften Bürgern in dieser Heldennatur, in diesen kühlen frischen Lüften gestält, mußte hier ihre Entstehung finden.

Wir sahen manche Reste von antikem Gemäuer und die überraschende Gestalt einer nicht nur altertümlich, sondern fast antik aussehenden Kirche, welche die einsame Charakterfigur dieses Gefildes ist. Sie ist aus einem gelblich glänzenden, regelrecht behauenen Travertin erbaut. San Pelino ist ihr Name, und von ihr wird auch diese Hochfläche Corfiniums ebenso genannt. Im 15. Jahrhundert soll sie erbaut worden sein. Doch muß, nach Inschriften zu schließen, schon vorher dort eine Kirche gestanden haben, und diese wurde wol aus den Trümmern eines alten Tempels errichtet. Ihre Bausteine sind von Corfinium hergenommen, wie Fragmente von antiken Inschriften zeigen, die man an einer Außenwand sehen kann. An einer Stelle fand ich in der unmittelbaren Nähe einer solchen Inschrift diese mittelalterliche: VGO. HOC. F. OPVS. ARNVLFVS EP. PLEBI. DI., vollkommen in den Schriftcharakteren des römischen Mittelalters der Cosmatenzeit, durch Zufall auch in Worten und Namen mit Cosmaten-Inschriften übereinstimmend, so daß ich in nicht geringe Verwunderung geriet. Noch heute ist auf dem Tabernakel in St. Paul vor Rom zu lesen: Hoc opus fecit Arnolfus cum socio suo Petro.

So unvergleichlich groß hier die Natur, so groß ist hier auch der Blick in die Geschichte Roms. Corfinium war das jahrelange Centrum der gewaltigsten Revolution Italiens, jener schrecklichen Empörung der Bundesgenossen gegen die Privilegien der Alleinherrschaft Roms. Hier machten die heldenhaften Marsen, die Samniter und andere Völkerschaften den italienischen Bund, rissen

sich von Rom los, stellten Consuln und Senat unter Quintus Silo auf, und nannten Corfinium fortan Italica. In furchtbaren Kriegen erkämpfte sich die Commune der italienischen Völker das römische Bürgerrecht; andere sociale Kämpfe folgten, auch der große Sklavenkrieg; die Gestalten des Marius und Sulla, Octavius, Cinna, Sulpicius Rufus, selbst Pompejus und Cäsar, erscheinen vor dem Blicke des Wanderers, der diese galvanische Kette von erschütternden Kämpfen der Demokratie mit der Aristokratie, des Volksstaats mit dem Privilegium verfolgt, bis sie zur Erscheinung des Christentums und seiner demokratischen Ideale führt. Sie endet hier nicht; der Kampf ist ewig wie sein Princip.

Während wir hier auf dem sonnigen Plane Corfiniums jenen Revolutionen und Bürgerkriegen um die Gleichberechtigung der italienischen Communen nachdenken, rufen die Communisten in Paris die Städte Frankreichs auf, sich zu einem Bunde wider das alte Staatsprincip der Centralisation zu vereinigen; und sie stürzen die Cäsarsäule um, sie werfen die Petroleumfackel in die herrlichsten Monumente des Kaisertums und des Königtums; sie machen aus dem großen Paris einen flammenden Scheiterhaufen. Wenn je Vernunft und Recht einem Bürgerkrieg zum Grunde lag, so war es in dem marsischen. Ein Körnchen Vernunft fand auch Bismarck in dem tollen Hexensabbat der pariser Commune. Dieselben fanatischen Züge der lateinischen Parteifurie, auch etwas von der wilden Großartigkeit römischen Wesens haben wir sicherlich in jenen Excessen der jüngsten pariser Vergangenheit gesehen. Vielleicht wird die Nachwelt besser als wir

im Stande sein den wüsten Unsinn dort vom Sinn zu scheiden, und diesen Ausbruch socialer Krankheitsstoffe milder, weil geschichtlicher beurteilen. Die neuere Geschichte Frankreichs bietet in Wahrheit eine starke Analogie mit der des alten Rom dar.

Schon achtzig Jahre lang durchkämpft dieses Land seine Revolutionen und schwankt zwischen Republik und Kaisertum. Der römische Cäsarismus hat seltsamerweise keinen Boden in Italien gefunden, wo er entstanden war, sondern er ist nach Frankreich hinübergewandert. In Italien aber ging die römische Centralisation nicht auf den Staat, sondern auf die Kirche und das gewaltige Papsttum über. Gar sehr wären die Italiener zu beklagen, wenn sie mit der Zeit aus ihrer neuen Hauptstadt Rom einen Vampyr ihres Landes machten; dann dürfte später ein Corfinium nicht fehlen. Zu sehr sind schon die Unterschiede und Autonomien der Provinzen hier verwischt worden, und nur die starken Traditionen und auch Ueberreste der mittelaltrigen Commune machen bei der Neuheit des Einheitsstaats dessen Uebelstände heute noch nicht fühlbar.

Dort unten ragen aus der Tiefe von einem Hügel dunkle Häusermassen auf und die Türme einer Kathedrale! Es ist Sulmona, und die Gestalt des heitern Dichters der Metamorphosen und der Heroiden, dann des unglücklichen Verbannten steht vor uns. Ovid war der rechte Mann, die tiefsinnigsten Betrachtungen über den Wechsel des Glücks anzustellen. Zu den wilden, in Felle gehüllten Skythen des Schwarzen Meers wurde er aus der glänzenden Culturwelt Roms verschlagen. Wie oft mag er nicht dort an diese Berge und Täler seiner Vaterstadt

hier und an die Spiele seiner Jugendzeit am Fuße des Majella sehnsuchtsvoll zurückgedacht haben!

Eine andere geschichtliche Gestalt, so verschieden von der Ovids wie Nacht vom Tage, wie ein büßender Heiliger von einem leichtsinnigen Heiden, erscheint gleich hinter Sulmona, und belebt für den Kundigen jenes purpurblaue, leise von Schnee umschleierte Gebirge Majella mit phantastischen Scenen des Mittelalters. Dort ward aus seiner Einsiedler-Grotte ein scheuer Waldbruder auf den Tron des Papstes gesetzt; Cölestin V., der Vorgänger Bonifacius' VIII. In S. Maria di Collemaggio vor Aquila, wohin er von jenem Berge durch den König Karl von Neapel zu seiner Papstkrönung geführt wurde, liegt er begraben, und dort sah ich eben sein Denkmal. Seine Geschichte ist die seltsamste Episode des Papsttums, ein Heiligen-Poëm, duftend von mittelaltriger Romantik, unvergleichlich und einzig in den Annalen der Päpste.

Da steht noch ein anderer echtester Sohn des Mittelalters auf demselben wunderbaren Berg Majella; Cola di Rienzo, der letzte Tribun von Rom, jetzt im Exil, nicht mehr in den goldbrokatenen Mantel von weißer Seide gehüllt, sondern in die Kutte jener Cölestiner, welche der Einsiedler-Papst gestiftet hatte. Auch er ist Einsiedler auf dem Majella. Fünfzig Jahre nach Cölestin erschien er auf jenem Berge. Nach seinem Sturz vom Capitol im Neapolitanischen umherirrend, flüchtete er sich in diese Wildnisse, lebte mit den Eremiten, versenkt in Träume von der neuen Weltreform, zu welcher er sich berufen glaubte. Von dort machte er sich auf den Weg nach Prag, dem Kaiser Karl die Weissagungen der Eremiten des Abruzzenlandes und seine genialen Ideen mitzuteilen. Es sind wol weite Perspectiven in die Geschichte, die sich dem Blick des Wanderers hier in Corfinium aufthun: Quintus Silo, Ovidius, Cölestin V., Cola di Rienzo. Wo man in Italien auch gehen mag, in diesen Paradiesen der Natur, die immer wechseln und vom Schönen zum Schöneren führen, überall rauschen die Quellen der Geschichte. Ueberall steigen von der Mythe bis auf unsere Gegenwart herab Geister und Gestalten der mächtigsten und reichsten Geschichte auf, die ihren Bezug auf die Welt nimmt. Es gibt kein Land der Erde das so durchgeistigt ist, so an allen Gliedern vom Blut der Civilisationen pulst und lebt wie dieses. Wenn es heute monumental versteinert erscheint — es wird diese Maske sprengen. Dieses unerschöpfte Saatfeld der Cultur hat noch eine andere Mission als diese: der Kirchhof großer Vergangenheit zu sein. Der glänzende Lebensgeist dieser Nation, voll Kraft und Schönheit wird, so hoffen wir, einmal wieder erscheinen wie zu Dante's und Rafael's Zeit!

Wir bestiegen unsern Wagen, und gelangten bald nach Rajano, einem nur kleinen Ort am Ende der Hochebene, von wo aus man zur Costa, der mächtigen Flanke des Gebirges, aufsteigt, welches man sodann viele Stunden lang durchziehen muß um zum Fucinus abzusteigen. Im Zickzack geht es mühsam aufwärts. Wir nahmen in Rajano einen Vorspann von Ochsen. So weiter fahrend gerieten wir mitten in eine große Heerde von Schafen und Ziegen, welche Hirten, gigantische Männer, das Schafsfell auf der Schulter, die Lanze in der Hand, langsam in das Gebirge hineintrieben. Seither

sahen wir weit und breit dessen Abhänge von Heerden bedeckt, die dort übersommern. Zottige Hunde von der Größe der Bernhardiner bewachen sie; sie tragen um den Hals ein starkes mit Eisenstacheln besetztes Lederband zur Schutzwehr gegen den Biß des Abruzzenwolfes.

Wir kamen auf die erste Höhe oberhalb Rajano, von wo aus die Ansicht des Gran Sasso, des Golgano=Gebirges, des Majella und dieser ganzen gewaltigen Alpennatur immer neue Scenerien bildete. Hinreißend ist der Blick in die ungeheure Wildniß rötlicher Felsenmassen, die kühn in einander geschoben und tausendfach in Schluchten aus einander gebrochen sind, dahinter der Gran Sasso in dunkler Majestät hervortritt. Das Flußgebiet des Pescara versinkt nun; man kommt durch ein Tal, nach dem Castell Curiana Siculi; dann öffnet sich ein ödes Gebirge zu einem Paß, welcher wie viele ähnliche in der Schweiz, Furca genannt wird. Wir erreichten diese Höhe um 12 Uhr Mittags. Sie mochte mehr als 4000 Fuß über dem Meer betragen; aber die Luft wehte mild und sanft; Lerchenlieder ertönten über uns, und aus einem Gebüsch flöteten auch Nachtigallen.

Wir begegneten auf der Furca den letzten vereinzelten Reitern und Fußgängern; seither sahen wir in dieser Alpenwildniß nur kletternde Schafheerden. Seitwärts führen Pfade für Saumthiere nach Alba und Avezzano, deren Anlage uralt ist; sie dienten im Mittelalter als Militärstraßen. Durch Felsengründe, über weite braune Hochflächen, ging es so stundenlang fort. Freunde in Rom hatten unsern Entschluß dieses wilde Land zu durchreisen bedenklich gefunden, denn nächst Calabrien sind die Abruzzen das verrufenste Theater des Brigantenwesens. Bis zum Jahre 1860 waren sie von Räubern viel geplagt, und auch jetzt treiben solche ihr Wesen im Gebiete von Sulmona. Unser Fuhrmann wurde nicht müde uns haarsträubende Geschichten aus diesen Bergen zu erzählen, wovon mir eine im Gedächtniß geblieben ist. Sieben Brüder, alle von Löwenstärke, Aquilaner, wurden eines Tages Banditen, zogen in dieses Gebirge hinauf, raubten und mordeten, schleppten Gefangene mit sich, erwürgten Nachts Hunderte von Schafen reicher Besitzer. Fünf Brüder kamen um, zwei verschollen. Bürger von Aquila, welche ein paar Jahre später rohe Seide auf den Markt in Triest brachten, erkannten diese Räuber in zwei Kaufleuten, die dort ein blühendes Geschäft gegründet hatten. Die österreichische Regierung lieferte sie der italienischen aus, und diese Banditen sitzen heute in einem Turm zu Aquila, wo sie ihr Todesurteil erwarten.

Noch eine Höhe, und vor uns thut sich eine meilenweite Tiefe auf, prachtvoll umrahmt von himmelhohen Gebirgen, welche aufsteigende Gewitterluft dunkel stimmt. Zur Rechten ragt ein herrliches System von Bergen auf, deren höchstes Haupt, eine Doppelpyramide von großartigen Linien, noch Schnee bedeckt. Das ist der Monte Velino, welcher das Gebiet Aquila's von dem Alba's scheidet; zu seinen Füßen liegt das Schlachtfeld Conradins, und tiefer unten der Fuciner=See. Ich war doch sehr enttäuscht. Ich hatte mir vorgestellt einen weiten blauen Wasserspiegel plötzlich aufblitzen zu sehen, nun trat der See, von den Bergen und der Luft ver=

dunkelt, kaum aus der Tiefe hervor, grau und bleiern anzusehen. Wie ein Sterbender der vom süßen Leben Abschied nimmt, erschien er mir, und dies erfüllte mich ganz mit Unwillen und Mißmut.

Erst als wir uns um eine Stunde ihm genähert hatten, begann er doch blau hervorzulächeln, und sich als ein noch immer mächtiges Becken zu zeigen, so groß etwa wie der See von Bracciano. Doch wird er kaum noch dessen Umfang von 21 Millien haben. Er hatte in den Zeiten seiner Fülle deren 35. Bis auf 15 Millien schien er mir eingeschrumpft. Ueber braunes Gelände stiegen wir zu dem nächsten Ort am Seeufer abwärts, Cerchio genannt, einem Castell, das jetzt 4 Millien weit vom See zurückgetreten ist. Wir rasteten unterhalb desselben in einer einsamen Schenke und fuhren dann weiter nach Avezzano. Ueberall sahen wir Menschen thätig Wege zu machen, Brücken zu bauen, behauene Steine fortzuschaffen — ein rühriges Leben zeigte sich, durch die Austrocknungsarbeiten in Bewegung gebracht. Lachende Uferhöhen, jetzt weit zurückgetreten, mit üppiger Garten- und Wein-Cultur, steigen über der trefflichen Fahrstraße auf. Ein großes Schloß mit hohen Mauern und Zinnen zeigt sich über einem ansehnlichen Ort: das ist Celano, einst neben Alba und Tagliacozzo eine der Hauptstädte des Marsenlandes im Mittelalter.

Das alte Marsenland, von der Consularstraße auch die Provinz Valeria, dann Abruzzo genannt, reichte bis zum Fuciner-See. Weder für das Altertum noch für das Mittelalter sind seine Gränzen genau bestimmbar. Ueber seinen mittelaltrigen Schicksalen aber liegt Dunkel

oder unentwirrbare Verworrenheit. Am Anfange des 7. Jahrhunderts wird Valeria als bischöfliche Hauptstadt der Marsica genannt, aus welcher der Papst Bonifacius IV. stammte (608—615). Ob diese Stadt unterging, ob sie das alte Marruvium war, ob es je eine Civitas Marsicana gegeben hat, ist ungewiß. Als die Langobarden die alten Römerstädte in Besitz nahmen, behielt die Marsenlandschaft am See doch ihren antiken Namen, und wurde ein Gastaldat. Der Castaldius Marsorum findet sich oft in Urkunden des 8. Jahrhunderts genannt, wie die Städte Celano, Transaqua, Atrano, Alba u. a. In Celano mochte er seinen Sitz gehabt haben. Als sodann die Langobarden-Herzoge von Spoleto den Franken erlagen, wurde der Gastaldat in eine Grafschaft verwandelt. Die Marsengrafen datiren, wie es scheint, vom Kaiser Ludwig II. her. Fränkische Geschlechter verdrängten die langobardischen. Im 11. Jahrhundert wird das Haus der Grafen Trasmundus, Berardus und Oderisius namhaft, welches von den Karolingern abzustammen behauptete. Die Grafen von Celano waren noch mächtig zur Zeit des Kaisers Friedrich II., von dem sie abfielen und sich zum Papst wandten. Neue Verhältnisse entstehen hierauf mit den Anjous. Da dringen die römischen Orsini in das Gebiet des Fuciner-Sees; am Ende des 13. Jahrhunderts verleiht ihnen Karl II. von Neapel die Grafschaften Tagliacozzo und Alba. Mit ihnen kämpfen später um den Besitz des Marsenlandes die Colonna, nachdem Martin V. seinen Brüdern Alba und Celano erworben hatte. Die Colonna nannten sich seit 1432 Herzoge der Marsen, und sie besaßen

damals 44 dort liegende Orte mit Alba, Avezzano, Celano, Transaqua. Sie verloren Celano im Jahre 1463 an Antonio Piccolomini, den Nepoten Pius' II. Tagliacozzo und Alba behielten sie. Avezzano wurde zwar Eigentum der Orsini, doch nur für einige Zeit; die Colonna verdrängten sie aus dem Marsenlande.

Wir hatten keine Zeit für das einladende Celano übrig, sondern beschränkten uns auf Avezzano. Diese kleine Stadt liegt ganz flach, in üppiger Gartenlandschaft, drei Viertelstunden vom See entfernt. Sie hat noch alte Bauten gothisch-romanischen Stils und die stattliche Burg der Orsini. Der berühmte Gentilis Virginius baute sie im Jahre 1490; sie erinnert an das Schloß in Bracciano, welches Napoleon, des Virginius Vater, erbaut hatte. Marcantonio Colonna, der Sieger von Lepanto, erweiterte das Schloß, stellte dort Trophäen aus dem Türkenkrieg auf und schmückte die Säle mit Malereien, von denen heute nichts mehr übrig ist. Auf dem Portal der Burg sieht man noch die Inschrift, worin er sich nennt: Marsorum Talliacotiique Dux, Marchio Atisse Albe et Manupelli Comes.

Die Zeiten der Orsini und Colonna, dieser römischen Campagna-Könige, deren Namen und Thaten Jahrhunderte erfüllen, sind ins Reich der Sagen versunken, wie das Herzogtum der Marsen. Die Burg von Avezzano, heute Besitztum der Barberini Colonna, ist zur elenden Caserne heruntergekommen, und nur die Wappenschilder der Orsini und Colonna erinnern an ihre frühere Bestimmung. Der König der Marsen ist jetzt Torlonia. Er hat Geld und das Genie der Industrie. Nur ein paar Schritte weit

von dem alten Schlosse sieht man einen neu entstehenden großen Platz, an dessen Ecken zu lesen ist: Piazza Torlonia. Dort baut der Crösus Roms sich ein wohnliches Palais. Wo man immer steht und geht, hört man seinen Namen nennen. In den Marsenstädten verwünschten einst die armen Colonen und Lehnsvasallen den großen Namen Orsini und Colonna, denn dies waren Zwingherren, durch deren Ländergier das lachende Paradies am Fuciner-See jahraus jahrein mit Blut- und Feuerströmen bedeckt ward. Aber den unhistorischen Namen des Emporkömmlings Torlonia spricht hier Arm und Reich, Niedrig und Hoch nur mit Achtung und Dankbarkeit aus. Er hat Geld und macht das Marsenland aufleben. Tausende von Menschen bewaffnet er, mit dem Spaten und der Hacke, Tausende gewinnen ihr Brod von ihm; Aecker verpachtet und leiht er aus an Gemeinden und Familien. Meilenweite Landstrecken zaubert er aus dem See hervor; neue Städte wird er gründen; hundert Jahre lang weniger eines wird er der Marsenkönig sein und das neue Land besitzen, und dann dort ein Monument erhalten, welches den Ruhm dieses großen Seccatore oder Austrocknres der Nachwelt überliefern wird.

Im Gasthause zu Avezzano forderten wir Fische aus dem See, boshafterweise. Sie hatten sie nicht — zu Tausenden starben die armen Fische auf dem Ufer als die Wasserwerke in Bewegung gesetzt wurden. Silbern soll der ganze Uferrand von ihnen geglänzt haben. Was kümmern uns die Fische, so sagte die Wirtin, eine fanatische Anhängerin des Austrocknungsprincips, wenn wir nur den Acker gewinnen? Was kümmert uns der See, wenn

nur das Gartenland daraus hervorsteigt? Ein herrliches Land wird neu gewonnen, worauf einst blühende Gemeinden sich ansiedeln werden. Dies ist wahr; aber ein herrliches Werk der Natur wird zerstört, und Italien um ein Wunder der Landschaft, um eines seiner schönsten Juwele für ewige Zeiten gebracht werden. Ich kann mich nicht damit zufrieden geben, daß dieser entzückende See, in dessen blauen Wellen sich Jahrtausende lang jene majestätischen Berge und jene uralten Städte gespiegelt haben, nun für immer verschwinden soll. Ich fürchte, es wird über kurz oder lang auch dem Trasimenus nicht besser ergehen. Auch ihn wird man ins Meer spediren, um Acker und Weideland zu gewinnen, und wer weiß, welche neue mörderische Capitalisten und Austrocknungs-Menschen schon an seinen reizenden Ufern umherschleichen, und die Kosten berechnen, mit denen diese zaubervolle Dichtung der Natur in rentable Industrie-Prosa umzuwandeln sei. Ja, Geld und Dampfmaschinen trocknen die Posie der Welt aus: nur wer ein Kaufmann ist, wird dessen froh.

Drei Millien weit ist das Seeufer zurückgewichen. Wo noch vor kurzem die Wellen wogten und der Fischer seine Netze auswarf, keimen jetzt grüne Saaten und sind weite Aecker mit Furchen durchzogen und mit Gränzmarken bezeichnet, welche das Wappen und die Initialen Torlonia tragen. Die Lerche nistet schon in dem neugewonnenen Lande, und über ihm scheint sie, die wirtliche Tochter der Feldes, Jubellieder zu singen. Die Gemeinde von Avezzano erhob Proceß gegen Torlonia, indem sie

ihre Rechte auf das neue Land geltend machte; die Streitenden verglichen sich in einer Geldsumme.

Wir gelangten zu den Wasserwerken, und hier bot sich uns eine überraschende Scene dar, ein kleines Bild von dem Treiben am Suezcanal. Ein tiefer und breiter Canal ist vom Seeufer her ausgegraben: in ihn soll nach seiner Vollendung durch Durchstich des Dammes das Wasser eingelassen werden. Massive Schleußenwerke aus weißen Quadersteinen von der solidesten und saubersten Bauart sind dort aufgeführt. Im Canal und um ihn her waren Hunderte von Menschen geschäftig die Schlammerde in Körbe zu schaffen und diese auf den Köpfen hinwegzutragen, wo sie seitwärts zu einem Hügel aufgeschichtet wird. Es waren meist Weiber, welche diese Arbeit verrichteten. Ihre roten Kopftücher und bunten Trachten nach der Landesart von Sora brachten am Seeufer eine außerordentlich lebendige Wirkung hervor. Der neue Canal kommt jetzt wegen des vertieften Wasserstandes auch viel tiefer zu liegen als der frühere, durch welchen ein Teil des Sees schon abgelaufen ist. Er nimmt seine Richtung gerade auf den Monte Salviano, wo die antiken Emissare des Claudius liegen.

Wir sahen auch diese, drei kolossale Stollen übereinander, teils gemauert, teils in Felsen gehauen. Jetzt liegen sie hoch über der Fläche des Seeufers. Jenseit des Berges fließt bei Capistrello der Liris durch die Valle di Nersa, worin er bei Cappadocia entspringt, und in ihn wird der Fucinus hinübergeleitet. Der Emissar des Claudius ist schon vom Kaiser Friedrich II. wieder gereinigt worden, dann hatte man nach Jahrhunderten, und

noch im Jahre 1826, den Versuch der Ableitung des Sees mehrmals wiederholt. Er glückte erst in unserer Zeit; eine Gesellschaft von Capitalisten, worunter viele Franzosen, übernahm vor etwa zwölf Jahren dieses große Werk. Der Emissar des Claudius wurde dazu vollkommen wieder in Stand gesetzt und breiter und tiefer ausgearbeitet. Torlonia nahm endlich das ganze Unternehmen auf seine alleinige Rechnung. Nach wenigen Jahren wird der Abzug des Sees vollendet sein.

Von oberhalb des Emissars des Claudius überblickt man gut dieses ganze Seegefilde mit den Bergen ringsumher. Südwärts treten auch die Gebirge von Sora hervor; ich erinnerte mich bei ihrem Anblick meiner Wanderungen dort am Liris. Vor fünf Jahren wollte ich von Sora, wo ich Cholera-Quarantäne halten mußte, nach Avezzano fahren, aber die Briganten versperrten mir damals diesen Weg. Auch die Gebirge des Majella schimmern weiß vom Osten herüber. Doch mit magischer Gewalt zieht immer wieder der Monte Velino die Blicke an sich. Wenn man sie anderswo hinwendet, muß man bald wieder diesen Berg betrachten. Mit seinen Schneeflächen auf beiden Gipfeln funkelt er so wunderbar, als bestünde er aus massivem durchsichtigen Diamant. Er scheint nicht das Licht des Himmels zu empfangen, sondern aller Glanz dieser Lüfte scheint von ihm selbst auszustralen, als ob er allein Berge, Ebenen und den See beleuchtete.

Welch ein prachtvoller Spiegel muß der See in seiner ganzen Fülle gewesen sein! Auch jetzt noch erscheint er so zaubervoll im Abendglanze, daß man wähnen mag,

Nymphen und Galateen auf Muschelwagen aus seinen Fluten heraufsteigen zu sehen. Die Nymphen werden bald sterben wie die armen Fische, ihre krystallenen Paläste bald Heuschobern Platz machen. Die Gestirne des Himmels, die sich noch in der märchenhaften Flut mit Entzücken spiegeln, werden bald von ihrem Götterfreunde Fucinus Abschied nehmen müssen. Da fahren noch dunkle Nachen bei Transaqua! Dort weiter wirbeln weiße Dampfwolken auf. Es sind wol Maschinen, die dem armen See die Seele aus dem Leibe pumpen. Torlonia, der große Seccatore der Natur, ist taub für das Flehen der Nymphen; er fürchtet auch nicht die aufgesperrten Rachen der Fische, die ihm im Traum erscheinen. Er glaubt nicht mehr an die Mythologie Ovids. Er hat Geld und kann daher den Göttern trotzen, die täglich bankerotter werden. Wenn er wenigstens die im See versunkenen Städte, Marruvium und Pinna, wieder hervorbrächte! Eine Fabel sagt, daß sie dort begraben seien.

Wir nahmen in der Frühe einen Wagen um nach dem Schlachtfelde Conradins und weiter nach Tagliacozzo zu fahren. Es war ein entzückender pfingstsonniger Morgen. Der Monte Velino mit seinen Schneefeldern, alle die prachtvollen Berge umher, der blaue, sonnige Seespiegel, die betürmten Castelle auf den grünen Hügeln glänzten in unbeschreiblicher Klarheit: es ist all zauberisches, trunken machendes Licht hier und durchgeistigte Form wundervoller Linien und Gestalten, entzückender Täler und hereinschimmernder Fernen, in Großheit ruhender Felsenberge. Mit Worten kann man dies nicht sagen. Nicht in den sonnigsten Träumen würde die Phantasie

eines Dichters, und wäre es Homer oder Dante, eine Scenerie von solcher ätherischer Schönheit anzuschauen vermögen, als diese hier am Fuciner-See, als dieses magisch stralende Theater für das dunkle Trauerspiel „Conradin“. Nur noch ein Schlachtfeld kenne ich von gleich großer, obwol anderer Magie: es ist jenes wo der letzte Gothenheld Tejas am Golf des Vesuv fiel.

An den Velino lehnt sich diese ganze große Scene an; wie einen Teppich hat sie ihm die Natur huldigend zu Füßen ausgebreitet, See und lachende Ufer, Hügel und Täler, die palentinische Ebene und den Fluß Salto, der diese durchzieht. Vorhöhen gehen vom Berg aus, worauf alte Burgen der Marsen stehen, verfallen und vom Epheu umwildert, Castelle des Mittelalters mit Kirchen, Klöstern und Schlössern. Zur Rechten erhebt sich wie ein grünes Eiland (und einst ragte es wol aus den Fluten des Fuciner-Sees hervor) ein Felsenhügel; auf ihm steht das märchenhafte Alba Marsorum oder Fucentia, mit Resten von cyklopischen Mauern und antiken Tempeln. Dort trauerte einst, in der Gefangenschaft der Römer, Perseus, König von Macedonien, ein Schicksalsgenosse Conradins. Wie ein Verzauberter mußte er sich hier in diesem fernen Alba vorkommen, und wol gab es kaum einen reizenderen Kerker für einen König. Unterwärts ragt Androsano auf. Weiterhin steht auf einer sanften Höhe im Grün Magliano, und hoch darüber auf dunklen gigantischen Felsenmassen zeigen sich Massa und Corona, und Rosciolo. Der Imele, der auch Salto heißt, in den Velinofluß, durch ihn in die Nera und so in den Tiber fällt, schlängelt sich in Windungen an diesen

Bergen durch ein Tal, an dessen anderer Seite sich das mächtige Gebirge Fonte Celeste erhebt. Auf dessen Abhängen steht Tagliacozzo; aber noch sehen wir diesen Ort nicht.

Mit verzweifeltem Entschluß gaben wir Alba auf und fuhren geradeswegs zur palentinischen Ebene. Erst kamen wir durch den kleinen von Gärten umkränzten Flecken Capella Hier ist schon das palentinische Feld, welches sich unterhalb Scurgola und dann weiter bis gegen Tagliacozzo ausbreitet. Es ist geschlossen rechts durch den Berg S. Nicola, auf welchem Scurgola steht; auf derselben Seite umkränzen es die Bergzüge von Magliano und die von Alba. Alba gegenüber liegt der Hügel S. Felice, wo der Tradition nach der alte Erard von Valery hinter Gebüsch jene Nachhut aufgestellt hatte, welche die Schlacht entschied. Noch heute nennt man dort einen Ort Le difense. Im Hintergrund schauen hervor der schneebedeckte Monte S. Antonio, die hohen Berge von Capistrello und Corcumello und viele andere gigantische Häupter. Die Talebene zwischen Scurgola und S. Felice ist die Palenda, das eigentliche Centrum des palentinischen Feldes, welches vom Salto durchflossen wird. Karl von Anjou war von Aquila durch den Paß des Monte Velino hergekommen. Seine Stellung hatte er auf der rechten Seite des Salto unterhalb Alba genommen. Auf der Valeria von Tagliacozzo war Conradin gekommen, und hatte links des Salto sich aufgestellt, an der Villa Pontium unterhalb Scurgola. Eine Nacht lang standen so die feindlichen Lager getrennt, bis der Senator Roms,

Don Arrigo von Castilien, den Salto überschritt und den Kampf begann.

Die Schlacht ist von den Chronisten jener Zeit mit verschiedenen Namen, nach Tagliacozzo, nach Alba, nach dem Campus Palentinus und Scurgola benannt worden. Auch Dante sagt:

e là da Tagliacozzo,
Dove senz' arme vinse il vecchio Alardo.

Dies beweist nur, daß Tagliacozzo zur Zeit Dante's der größte Ort jener Gegend war, während Scurgola nur ein kleines, wol von Alba angelegtes Castell sein mochte, dessen Namen man kaum kannte. Unzweifelhaft muß die Schlacht von Scurgola benannt werden, denn der von Karl in einigen Urkunden als Schlachtfeld bezeichnete Campus Palentinus liegt Scurgola zu Füßen. Der bluttrunkene Sieger baute zum Andenken an die Schlacht auf dem Kampfplatze selbst das Kloster S. Maria della Vittoria, unmittelbar an der Brücke des Salto und nahe an der Villa oder dem Castrum Pontium, wo Conradin sein letztes Hauptquartier gehabt hatte.

Da ist der Fluß mit seiner Brücke! Pappeln umsäumen die Ufer. Weiber und Kinder waschen darin geschäftig. Nur ein paar Schritte weiter, und wir stehen vor schwarzen Trümmermassen von Mauern und Pfeilern: das sind die Reste der Abtei S. Maria Vittoria. Karl von Anjou besuchte bisweilen dieses Kloster, um in seiner Schlachterinnerung zu schwelgen. Ein paar seiner Urkunden sind von dort datirt. Man weiß nicht wann die Abtei unterging.

Wir eilten nach dem nahen Scurgola hinauf. Dieser

kleine Ort bedeckt mit wüsten labyrintischen Gassen den Abhang eines Felsens, dessen natürlicher Stein zum Teil als Straßenpflaster dient. Auf seiner Höhe steht die Hauptkirche S. Maria, angelehnt an die alte jetzt verfallene Burg mit einem Rundturm. Die Orsini erbauten sie, wie man mir sagte, dann gehörte sie den Colonna, die noch Barone von Scurgola sind. Ephen umwindet Mauern und Portal, dessen Wappenschild keine erkennbare Gestalt mehr hat.

Ganz Scurgola ist wie das Monument jener einen Schlacht. Mit Verwunderung liest man die historischen Namen dieser schmutzigen und engen Gassen: Via Carlo d'Angio, Via Corradina, Via Ghibellina. Selbst die Bewohner erscheinen wie lebendige Traditionen dieses Ereignisses; es ist ihr localer Ruhm und Stolz. Nur deswegen besuchen Fremde Scurgola. Wie in Benevent die Erinnerung an die Manfreds-Schlacht nicht erloschen ist, so weiß in Scurgola jeder von Conradin. Jeder gebildete Scurgolaner scheint die Geschichte seines Unterganges bis in die kleinsten Einzelheiten zu kennen, und könnte zum Führer für den Fremden dienen. Ein freundlicher Canonicus führte uns in die Kirche. Sie hat noch ein gothisches Portal aus der Zeit der Anjou, ist aber im Innern ganz erneuert. Der Geistliche zeigte uns als größesten Schatz seines Heimatsortes eine Madonna-Figur, welche Karl in S. Maria della Vittoria gestiftet hatte, und er beschenkte uns auch mit einer Zeichnung davon. Die Figur ist von Holz, übergoldet, eine sitzende Gestalt; sie hält das Kind auf den Armen, welches die Weltkugel in der Hand trägt. Es ist eine keineswegs barbarische

Arbeit, wol eher in Italien gefertigt als in Frankreich, wie das die Tradition in Scurgola angibt. Man fand die Statue unter den Trümmern jenes Klosters im Jahre 1757, und trug sie dann in die Kirche des Orts. Mit barbarischem Geschmack bekrönte man bei dieser Gelegenheit beide Köpfe mit goldenen Flitterkronen. In der Sacristei wird auch der hölzerne Schrein dieser Figur aufbewahrt. Er ist mit den Lilien der Anjou geschmückt und mit noch wolerhaltenen sehr bemerkenswerten Bildern feinster Ausführung ausgestattet, welche die Kreuzigung Christi und andere biblische Scenen darstellen.

Von der Burg und der Kirche herabsteigend wanderten wir noch im unteren Teile der Stadt umher, ob wir etwas Merkwürdiges entdecken möchten. Ein kleiner Platz mit der Aufschrift Piazza del Municipio erregte unsere Aufmerksamkeit, zumal durch das Wappen des bescheidenen Stadthauses, worauf geschrieben steht: Domus Universitatis Scurculae. Es enthält das Abbild einer Brücke und fünf Lilien. Der Bürgermeister des Orts, ein stattlicher alter Mann mit langem grauen Bart, erklärte mir, daß dieses Wappen von dem Castrum S. Mariae in Pontibus herstamme, welches die Tempelherren einst an der Salto-Brücke besessen hatten; es muß dies also das Castrum Pontium gewesen sein, wo Conradin lagerte.

Der Bürgermeister und andere Herren ergingen sich in Bewunderung über die deutschen Heldenschlachten, denen eben das große Frankreich erlag, und wir überdachten in erregter Stimmung den Zusammenhang von Vergangenheit und Gegenwart, die Größe und den Fall unseres alten Reichs in der Hohenstaufenzeit, die langen Leiden

und Kämpfe unseres Vaterlandes, die darauf folgten: das Erwachen Barbarossa's in unseren Tagen, die späte Erfüllung der deutschen Messiashoffnung, das Wiedererstehen des Reichs der Hohenstaufen in den Hohenzollern. Was Heinrich VI. vergebens erstrebt hatte, die Einheit Deutschlands unter einer erblichen Dynastie, das ist nun nach mehr als 600 Jahren erreicht worden. Die Hohenstaufen gingen unter, weil sie sich von dem nationalen Boden losrissen und den Schwerpunkt des Reichs in das fremde Italien verlegten, noch in den Träumen Dante's von der römischen Weltmonarchie befangen. Noch der edle Heinrich VII. büßte denselben Cäsartraum durch ein italienisches Grab. Welche Kämpfe und Revolutionen im Meinen und Denken, in der Politik und Religion der Völker, mußten erst durchgekämpft werden, ehe dieses römische Kaiserprincip überwunden werden konnte, ehe vor dem Angesicht des belagerten Paris, in dem Versailler Schlosse Ludwigs XIV., das deutsche Nationalreich verkündigt werden konnte! „Es muß das unschuldig vergossene Blut Chunradini allerweilen gerochen werden“, so sagte noch zur Zeit Karls V. Reißner, der Biograph Frundsbergs. Das Blut Conradins ist gerochen für alle Zeit; auch die Sünden der Hohenstaufen an diesem Land Italien (wenn man nach den Rechtsbegriffen jener Zeit überhaupt von solchen reden kann) sind alle gesühnt. In Verklärung stehen die großen Schwabenkaiser auf den Gipfeln unserer Geschichte, deren glänzendste Heldengestalten sie bleiben werden, solange das deutsche Erinnern dauert.

Ich denke, keinem Deutschen war es je zuvor vergönnt, mit so gehobenen Gefühlen auf dem Schlachtfelde

Conradins zu stehen, als uns beiden am dritten Pfingsttage des Jahres 1871. Mit welchen Empfindungen würde heute der ehrwürdige Raumer diese palentinische Ebene betrachten, die er im Jahre 1817 durchforscht hat, zwei Jahre nach der endlichen Niederwerfung des ersten Napoleon. Wie fern lag damals ihm, der uns das Nationalwerk der Geschichte der Hohenstaufen liefern sollte, der Gedanke, daß er im Patriarchenalter den Sturz noch eines Napoleon und die Wiederherstellung Deutschlands zu einem nationalen Reich und zur ersten Macht der Welt erleben sollte!

So lange Unbill, so viel Hohn und Schimpf, Zerstückelung und Verwüstung erlebte unser Vaterland durch Frankreich seit den Zeiten der Anjou; in so lange Ohnmacht waren wir durch unsere eigene Zerrissenheit und jammervolle Schwäche versunken, daß uns heute wol erlaubt sein darf, unser Haupt voll Nationalstolz aufzurichten. Vom palentinischen Felde Scurgola's sei darum ein Jubelgruß dem Vaterlande dargebracht, dem ehrwürdigen neuen Kaiser vom Stamm der Hohenzollern, dem Wiederhersteller des Reichs, und allen den Männern des Geistes und des Schwerts, die uns dieses deutsche Reich so heldenhaft errungen haben. Ihre Namen und Thaten werden von Geschlecht zu Geschlecht und bis zur Mythe hinüberwandern, und wie auf dem Felde von Scurgola noch nach langen Jahrhunderten Enkel vergangenen Heroenzeiten nachsinnen, so werden solche einst auch mit Hochgefühl auf den Feldern von Wörth und Metz, von Sedan und Paris der großen Zeiten gedenken, wo das freie, einige Deutschland heiß erstritten worden ist.

Da ist Tagliacozzo! Ein aus der Ferne finster aussehender Ort mit der verfallenen Burg der Colonna auf dem Felsen droben, dicht zusammengedrängt und der mächtig ausstrebendem Bergrücken hingelagert. Einen Steinklumpen glaubten wir zu betreten, als wir durch das große stattliche „Marsen-Tor" einfuhren, und erstaunten dann einen freundlichen Platz mit schönem Brunnen vor uns zu sehen, umstellt von malerischen Gebäuden mit Logen oder mit gothischen Fenstern, oder von Renaissance-Palästen. Wir kehrten in einem Gasthaus ein, dessen palastähnliche Dimensionen, wie überhaupt die ganze großstädtisch aussehende Straße, uns in Verwunderung setzten. Hier müssen im 15. und 16. Jahrhundert reiche Familien unter dem Lehnsschutze der Colonna geblüht haben. Einen Gastfreund hatte ich dort, einen Patricier Tagliacozzo's, der mich in Rom oft eingeladen hatte, ihn in seiner Heimat zu besuchen. Dieser Herr war leider verreist, aber wir fanden vor des Apothekers Thüre seinen Neffen, einen jungen Mann, der nun mit Freuden die Rolle seines Oheims übernahm. Seiner Güte verdankten wir es, daß wir alles Sehenswürdige dieses Orts kennen lernten. Er heißt in Urkunden Taliacotium, eine alte Stadt der Equer oder Cicolaner. Da man nun im Vulgär daraus Tagliacozzo machte, so erfand man das wunderlichste Stadtwappen: zwei Ritter die ein Wamms durchschneiden. So sah ich dieses Wappen im Gemeindehaus, welches sich in einem alten verlassenen Kloster eingenistet hat.

Hr. B. führte uns in mehrere altertümliche Kirchen und endlich in den Palast Colonna, ein burgähnliches

Gebäude, dessen obere Teile noch den gothischen Stil des 14. Jahrhunderts an den Fenstern zeigen, während das Portal aus der Renaissancezeit stammt. Das Wappen Aragons gibt zu erkennen, daß der Bau orsinisch ist, da mehrere Orsini in die Familie der Aragonen von Neapel aufgenommen waren. Dieses Schloß baute vielleicht Johann Jordan Orsini, der Feind Cesar Borgia's; er nannte sich de Aragonia, Conte di Tagliacozzo. Erst im Jahre 1499 fällte der König Federigo von Neapel das endgültige Urteil, daß Tagliacozzo und Alba und die Baronie Carsóli den Colonna gehören sollten.

Wir fanden im Innern großartige Säle mit alten Familienbildern, deren Namen niemand mehr zu sagen weiß. Fromme Schwestern haben jetzt dort Schulen für Töchter der untern und auch der besseren Stände eingerichtet. Wir verwunderten uns über die Jugend, die Anmut und die feinen Weltformen zweier dieser „Schwestern", die aus Piemont nach Tagliacozzo gekommen waren. Sie zeigten uns bereitwillig die Räume des Palastes, worunter die Capelle mit alten Fresken sehenswert ist. Diese Gemälde, dem 15. Jahrhundert angehörig, sind stark übermalt. Eins ist eine vortreffliche Verehrung der Jungfrau und des Kindes. Auch die Loggia des Palastes ist sehenswert. Solche Logen mit einer Aussicht in die freie Natur pflegen nirgends in Baronalpalästen zu fehlen. Ich sah viele ähnliche. Die von Tagliacozzo erinnerte mich ganz und gar an die Loge des colonnischen Palasts in Genazzano, worin die Städte abgemalt sind, welche diese Familie besaß. Die Loggia dieses Schlosses öffnet sich gegen den Monte

Velino hin. Sie ruht auf korinthischen Säulen. Auf den Wänden sind Frescobilder toscanischen Stils gemalt, Einzelfiguren von römischen Kaisern und Feldherren; auch Ovidius, in roten Gewändern, fast wie ein Cardinal anzusehen.

Wir besuchten zum Schluß und auf ausdrückliches Verlangen der „Schwestern" ihre Töchterschule, deren Local einer der großen Säle ist. Da mußten wir mit Inspectormienen Schreibhefte durchsehen, welche herbeizureichen diese Kinder nicht müde wurden, und auch einem geographischen Examen beiwohnen. Keine bessere Bestimmung kann so ein altes Baronalschloß heute finden, als die einer Schule. Volksschulen thun in Italien not; sie allein werden die tiefe Unwissenheit und auch die Unmoral zerstreuen, in welcher dieses Volk noch zum Teil versunken liegt.

Die reactionäre Partei war in Tagliacozzo sehr stark, wie man uns sagte, und noch zählt das alte neapolitanische Regiment dort seine Anhänger. Nach dem Jahre 1860 gab es blutige Zusammenstöße mit den Freischaaren genug, und heftige Fehden zwischen beiden Parteien. Dieses Wesen wurde durch die Nähe der römischen Gränze unterstützt, von woher die Reaction unterhalten werden konnte. Jetzt aber ist auch hier wie im ganzen Grenzlande Ruhe eingetreten, und die officiellen wie privaten Briganten sind verschwunden.

In Tagliacozzo endet die Via Valeria wie in einem Sack. Keine Fahrstraße führt in die Sabina, wohin wir gelangen wollten, nur Saumpfade gibt es über das steile Gränzgebirg. Wir mieteten Gebirgspferde, stark-

knochige große Thiere, welche diese steinigen Pfade zu erklettern gewohnt sind. An einer Leine führte ein jedes sein Führer, gleich ihnen ans Klettern gewöhnt. So ritten wir von Tagliacozzo hoch aufwärts in die gigantische Bergwildniß hinein und acht Stunden lang fort über hohe Felsenmassen, durch tiefschattige Buchen- und Eichenwälder, in Rinnsalen von Bergwassern, über Flüsse und sie durchwatend, wo es keine Brücken gab. Wir kamen erst an der zerstörten Burg Tagliacozzo vorbei, dann nach der wolkenhohen Rocca di Cerro, wo wir uns rückwärts wendeten, um von dem Theater des Marsenlandes Abschied zu nehmen. Es ist ein überwältigend großes Panorama von farbigen Bergreihen, die in riesigen Abstufungen übereinander zum Himmel steigen. Majestätisch steht der Monte Velino da; aus der Ferne stralen auch die Berge Sulmona's und die von Sora; während im Mittelgrunde die zersplitterte Burg von Tagliacozzo auf der schwarzen Felsenmasse sich monumental erhebt, und adlergleich in den Lüften frei zu schweben scheint. Mein Freund Lindemann, Meister der italienischen Landschaft, war hingerissen von der Erhabenheit dieser unvergleichlichen Scene. Sie würde ein Gemälde vom größesten heroischen Stil geben, und ich wünsche, daß er dies als Seitenstück zu seinem „Etna“ malen möchte. Auch das Schlachtfeld Conradins mit dem Monte Velino im Hintergrunde wünschte ich von seiner Hand gemalt zu sehen.

Ein entsetzlicher Pfad über Felsengerölle führte uns nach Colle, einem in der Wildniß an Abgründen schwebenden Felsennest. Auch hier machten wir die Bemerkung, daß der Renaissancestil vom Ende des 15. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts die durchgehende architektonische Form in allen, selbst den kleinsten Orten des Landes ist. In diesen Castellen dauern Häuser, weil sie aus dem Stein des Gebirges erbaut sind, 300 und 400 Jahre unverändert fort. Selbst an den kleinsten und elendesten fanden wir oft die feinsten Renaissance-Fenster und Thüren. In den Abruzzen, schon von Antrodóco und Citta Ducale ab, bemerkten wir das Vorherrschen der Gothik. Sie scheint sich in jenem Lande länger erhalten zu haben als im Römischen, wo sie nach der Mitte des 15. Jahrhunderts zu weichen beginnt. Beide Stilformen sind die architektonischen Charaktere in allen Landschaften, die wir durchzogen hatten.

Von Colle stiegen wir ab und senkten uns in einen prachtvollen Eichenwald, durch dessen Grund noch ein Nebenfluß des Salto, der Torano fließt. Dann erreichten wir Carsóli, und nach mehrstündigem Ritt durch entzückende Wildnisse unterhalb der öden und rauhen Gebirge von Riofreddo und Orícola, beim Mondeslicht endlich Arsoli an der Via Valeria, ein Feudum der römischen Massimi. Hier begrüßten wir mit Heimatsgefühl das alte römische Land wieder, die Campagna di Roma, wie jenes Gebiet schon dort genannt wird. Die Straße führt von Arsoli weiter durch das schöne Anio-Tal nach Tivoli, und dann nach Rom.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

VOLUME 5

Wanderjahre

in

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Fünfter Band.

Zweite Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1880.

Apulische Landschaften.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1880.

Vorwort.

Ich fehlte gegen eine Klugheitsregel, nämlich diese, welche vorschreibt: daß man niemals etwas mit Bestimmtheit voraussagen soll. Denn als ich den vierten Band der „Wanderjahre in Italien" herausgab, kündigte ich ihn als den letzten in dieser Reihe an, und nun bringe ich doch noch einen fünften. Ich hoffe, daß er die Leser der voraufgegangenen nicht beschweren wird.

Er entstand aus einem größeren Plan. Ich wollte nämlich ein Album historischer Landschaften und Monumente in Italien herausgeben, bezüglich auf die Geschichte der Hohenstaufen. Zu diesem Zweck hatte ich mich mit meinem Freunde Karl Lindemann vereinigt, welcher die betreffenden Zeichnungen zu liefern übernommen hatte, und von seiner bewährten Meisterhand konnte nur etwas wirklich Schönes und Künstlerisches erwartet werden.

Diesen Plan hindert noch die Kostspieligkeit des Unternehmens, oder der Druck, welcher augenblicklich auf allen größeren Unternehmungen auch solcher Natur lastet. Ich glaube, daß dies zu bedauern ist. Wenigstens sollten wir Deutsche ein Werk dieser Art besitzen. Wer sähe nicht gern so herrliche Monumente jener großen Hohenstaufenzeit, als Italien noch besitzt, und so unbeschreiblich schöne Landschaften, wie zum Beispiel die der Schlachtfelder Manfreds und Konradins, in sauberen Zeichnungen zu einem Ganzen vereinigt? Beschämte uns doch zum Teil ein Franzose, der Herzog von Luynes, auf dessen Veranlassung und mit dessen Mitteln im Jahre 1849 zu Paris das bekannte Werk erschien: Recherches sur les monuments et l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale, wozu der verdiente Huillard Bréholles den Text, und Victor Baltard die Zeichnungen geliefert hatte.

Ich habe meinen Plan anders, umfassender und künstlerischer aufgefaßt. Doch will ich mich hier nicht weiter darüber aussprechen. Aufgegeben habe ich ihn nicht. Für jetzt verdanke ich ihm die Kenntniß mancher Städte und Landschaften in jenem schönen noch immer so wenig besuchten Apulien,

viele kostbare Erinnerungen, und endlich diese Aufzeichnungen.

Ich nannte sie „Apulische Landschaften“. Der Titel ist nicht ganz richtig, weil Benevent nicht zu Apulien gehört hat; aber sonst mag er hingehen, da seit den Zeiten der Langobarden und der Normannen fast ganz Unteritalien vom Garganus ab bis zum jonischen Meer mit dem alten Begriff Apulien genannt wurde.

Auch hätte ich besser gesagt: „Historische Landschaften Apuliens“; doch die Leser der „Wanderjahre“ kennen schon meine Art, und wissen, daß alle die von mir dort behandelten Dinge auf einem geschichtlichen Untergrunde aufgestellt sind. Sie werden mir deshalb auch das nicht immer ganz zutreffende Wort „Landschaft“ gelten lassen, wenn sie nämlich mir einräumen wollen, daß ich wenn auch nicht viel, so doch aus langer Uebung immer etwas von der edeln Kunst des Landschaftmalers verstehe, oder daß ich in meinen „Wanderjahren“ nach ihr gestrebt habe.

München, im September 1876.

Inhalt.

Benevent.

1874. 1875.

Die Stadt Benevent hat niemals ihre ursprüngliche Stelle geändert, wie Capua. Ihre Mauern, durch die natürlichen Verhältnisse in ihrem Umfang bedingt, beschreiben noch heute nahezu dieselben Linien wie im Altertum.

Sie ist auf einem niedrigen Hügelzuge erbaut, der nach zwei Tälern hin sanft niederfällt. Durch das größere fließt der Sabato, durch das kleinere der Calore, in welchen sich jener nahe unterhalb Benevents ergießt. Diese Flüsse bilden sodann vereinigt den schönen Strom Volturnus. So schaffen die Täler einen weiten fruchtbaren Raum um die Stadt her, während über ihnen näher und ferner mächtige Gebirge aufragen, aus denen der hohe Taburnus hervortritt.

Von drei Seiten ist Benevent durch jene Flüsse gedeckt; wo sich der Hügel landwärts weiter zieht und die schwächste Stelle für einen Angriff darbietet, erhebt sich das Castell. Dort stand vielleicht schon im Altertum die Arx, und ohne Zweifel auch die älteste Langobardenburg. Hohe Mauern mit Rundtürmen, aus Kalksteinquadern regelrecht aufgebaut, umschlossen die ganze Stadt, von

mehreren Toren durchbrochen, deren höchstgelegenes die Porta Summa am Castell war.

Die Stadtmauern bestehen noch in langen Strecken. An einigen Stellen sind sie verfallen oder abgetragen und von Häuserreihen überbaut. Was sich heute von ihnen erhalten hat, zeigt fast durchweg tumultuarische Wiederherstellungen. Ich sah in diesen Mauern zahllose antike Fragmente von Marmor stecken, Reliefs, Säulenstümpfe, Bruchstücke von Statuen. An einer Stelle, in der Nähe des Sabato, tritt aus der Mauer ein halb verstümmelter kolossaler Marmorkopf hervor.

Ueberhaupt ist Benevent voll von antiken Trümmern solcher Art. In vielen Häusern sieht man eingemauerte Altertümer, namentlich Säulen und Reliefs, die kümmerlichen Reste der alten Marmorpracht. Die beneventer Antiquare, welche im achtzehnten Jahrhundert die Altertümer ihrer Vaterstadt mit großem Fleiß beschrieben haben, dachten leider nicht daran, solche in einem Museum zu vereinigen. So ist vieles zu Grunde gegangen und verschleudert worden; manche Reste hat man jedoch hie und da in größeren Massen gesammelt. So sind im Hofe des erzbischöflichen Palastes nicht wenige antike Fragmente teils aufgestellt, teils eingemauert; darunter befindet sich das schöne Relief eines Sarkophags römischer Arbeit, welches die Fabel des Hippolyt darstellt.

Ein anderes Relief findet man unter Altertümern im Hof des Gemeinde-Palastes eingemauert, wohin es von dem Brunnen vor der Kirche Santa Sofia gebracht worden ist. Es wird als Raub der Sabinerinnen erklärt. Jedoch stellt es einen Amazonenkampf vor.

Viele Grabcippi und Inschriften hat man in dem ehemaligen Jesuitenkloster, dem jetzigen Collegium Giannone, im Porticus des Hofs aufgestellt. Einzelne Säulen, auf Postamente gestellt oder noch am Boden liegend, und Fragmente von Gesimsen sieht man auf dem öffentlichen Spaziergang vor der Chiesa Nuova. Wahrscheinlich stand dort ein Tempel einer ägyptischen Gottheit. Man hat daselbst die Figur eines Apis aus Granit gefunden, und im Jahre 1629 auf ein Postament gesetzt. Die Inschrift erklärt dieses Bildwerk irrig für ein samnitisches Symbol.

Der Kaiser Domitian hatte den Isis-Cultus in Benevent entweder eingeführt oder begünstigt. Aus seiner Zeit sollen die kleinen Obelisken von Granit herstammen, welche hier gefunden wurden. Das Bruchstück eines solchen steht im Hofe des Erzbistums; ein anderer Obelisk, etwa 50 Fuß hoch, in mehrere Stücke zerbrochen und wieder zusammengefügt, ist seit dem Jahre 1872 auf dem Platze Papiniano aufgerichtet und eine schöne Zierde Benevents. Die Antiquare der Gegenwart erhoben sich bei dieser Gelegenheit zu der philologischen Anstrengung einer griechischen Inschrift, welche sie auf das Postament dieses Obelisken setzten.

Der größte Stolz der Beneventer ist der marmorne Triumphbogen Trajans, die Porta Aurea, in Wahrheit eines der schönsten Monumente dieser Art überhaupt. Schon wegen der Kunstepoche der er angehört, ist er edler als die Bogen des Septimius Severus und des Constantin in Rom, und wenn auch seine vortrefflichen Sculpturen nicht mit dem Stil derer am Titusbogen wetteifern

können, welchem er offenbar nachgeahmt ist, so ist er doch besser erhalten als jener.

Aus engen und schmuzigen Gassen steigt man an den alten Stadtmauern zu ihm hinab. Er hat nur einen Durchgang, diente ursprünglich zum Eingangstor und steht jetzt völlig frei. Inschriften an den Mauern in seiner Nähe verzeichnen die Epochen seiner Wiederherstellung unter der Herrschaft der Päpste. Herrliche Reliefs schmücken beide Außenflächen, das Gesimse und die Attica. Sie stellen die Triumphe Trajans über dacische und germanische Völker, den Einzug des Kaisers in Rom, seine Opfer, seine Aufnahme unter die Götter dar, und andere Scenen, worunter die Vermälung Hadrians mit Sabina merkwürdig ist. Das ganze Denkmal macht den Eindruck wahrhafter Würde und Majestät. Es erfüllt den Beschauer um so mehr mit dem reinen Gefühl des Schönen und Großen, weil es einem der edelsten Kaiser gewidmet ist. Das Motiv seiner Errichtung ist auch ein wolthuendes und menschliches. Denn dieser Bogen war ein Triumphtor der das Abendland mit dem Orient vermittelnden Via Appia. Der römische Senat setzte ihn dem Kaiser Trajan, weil er diese große Straße auf seine Kosten erneuert und bis Brindisi geführt hatte.

Ein fast rätselhaft zu nennendes Glück hat den Triumphbogen so wol erhalten, daß selbst die Rosetten im Gewölbe des Durchgangs beinahe unversehrt geblieben sind, und die zahlreichen Reliefs nur weniger Wiederherstellung bedurften. Man darf glauben daß die Beneventer zu jeder Zeit ihrer Geschichte dieses Denkmal als den Augapfel ihrer Stadt gehütet haben, und daß selbst in der

tiefsten Barbarei des Mittelalters ihr patriotischer Sinn nie so weit erloschen war, um die Marmorblöcke des Monuments beim Bau der Stadtmauern oder der Häuser zu verwenden. Wenn nun dies von der Bürgerschaft zu rühmen ist, so darf man auch jene Barbaren loben welche Benevent eroberten, plünderten und verwüsteten, ohne den Triumphbogen Trajans anzutasten. Lange Zeit hat man geglaubt daß Gothen und Vandalen Rom mit Absicht zerstört haben, und dieses Frevels ist vor allen der Heldenkönig Totila angeklagt worden. Derselbe Totila eroberte Benevent, er warf die Stadtmauern nieder, aber das herrliche Denkmal Trajans ließ er so gut fortbestehen wie die Triumphbogen in Rom. Auch die Langobarden haben es verschont, auch der griechische Kaiser Leo der Philosoph, welcher Benevent im Jahre 891 eroberte, hat dasselbe so wenig angetastet wie im dreizehnten Jahrhundert der Kaiser Friedrich II., welchen noch heute eine Inschrift am Glockenturm des Doms als Verwüster der Stadt anklagt.

Der Triumphbogen Trajans ist das einzige große noch dauernde Denkmal des Altertums in Benevent, einer Stadt, deren Ursprung sich in das mythische Zeitalter verliert; denn als ihr Gründer gilt der Heros Diomedes. Sie war ein Hauptort der mächtigen Völkerfamilie der Samniten, dann seit dem Jahre 268 römische Colonie. Als Schlüssel zu Apulien wurde sie wegen ihrer Lage an der Via Appia von großer Bedeutung. Sie dauerte in ihrer römischen Gestalt bis zu den Gothenkriegen, in deren Stürmen sie verfiel.

Ihre Trümmer überdeckte dann eine andere germanische Völkerschicht, und diese gab ihr ein neues Leben.

Die samnitische und römische Geschichte Benevents ist für immer im Dunkel begraben, die langobardische lebt in Geschichtsbüchern und Erinnerungen fort. Ein halbes Jahrtausend lang war Benevent das Haupt des Langobardenstaats in Süditalien. Mit diesem germanischen Herzogtum beginnt die selbständige Geschichte dieses Landes, oder des Königreichs Neapel. Denn, die festen Seestädte an beiden Meeren ausgenommen, welche im Besitze des griechischen Kaisers blieben, umfaßte Benevent fast das ganze Gebiet eben dieses späteren Königreichs. So wurde hier zum erstenmal ein politisches Ganzes geschaffen, das Herzogtum Benevent genannt, zwar ein lehenpflichtiges Glied des langobardischen Königreichs, dessen Hauptstadt Pavia war, aber doch nur im losen Verbande mit ihm. Die Gründung dieses südlichen Staates seit der Eroberung Benevents durch den König Autharis und seine Befestigung und Erweiterung sind Thatsachen, welche sowol die kriegerische Kraft als die politische Klugheit dieses keineswegs sehr zahlreichen Langobardenvolks in das hellste Licht stellen.

Die Bildung des Langobardenstaats im Süden rettete Unteritalien vor dem Schicksal erst eine byzantinische Provinz, dann ein saracenisches Emirat zu werden, und sie bewahrte endlich den Zusammenhang des schönen Landes mit der römischen Kirche und mit der abendländischen Cultur.

Nach dem Tode Zoto's, des ersten langobardischen Herzogs von Benevent, im Jahre 591, setzte der König Agilolf ihm zum Nachfolger Arichis, vom Hause der Gisolfinger in Friaul, einen furchtbaren Kriegeshelden, der seine Eroberungen alsbald bis an beide Meere ausdehnte.

Fünfzig Jahre lang saß Arichis auf dem Herzogstul in Benevent, und er vererbte ihn auf seinen Sohn Ajo.

Die nibelungenhafte Wildheit dieser Langobarden muß schrecklich gewesen sein, zumal im Gegensatz zu der Bevölkerung Apuliens, die, wenn auch wehrlos und kraftlos geworden, doch noch immer die milde Lebensweise unter dem sonnigen Himmel ihres Landes und die gebildeten Traditionen wie die Sprache der Römer und Griechen bewahrt hatte. Die Zähmung dieses Volkes, welches die Samniten und Apulier nun dauernd aus dem Besitze des Landes verdrängte, durch das Klima, durch die Verbindung mit den Lateinern und endlich durch die Kirche vollzog sich sehr langsam. Erst nach der Mitte des siebenten Jahrhunderts entsagten die Langobarden in Benevent ihren heidnischen Gebräuchen infolge der Bemühungen Theodorada's, der frommen Gemalin des Herzogs Romuald, und des mit ihr befreundeten Bischofs Barbatus. Dieser Heilige fällte den in der Volkslegende bekannten Nußbaum zu Benevent, worunter die Hexen ihre Zusammenkünfte hielten. Und noch heutigen Tages gilt Benevent, von der Langobardenzeit her, als das uralte Local für die Walpurgisnächte der Zauberweiber.

Hundert Jahre später finden wir dieselben Langobarden als eifrige Katholiken, als Erbauer von Kirchen und Klöstern, als ein lernbegieriges Volk und im Besitze der lateinischen Bildung jener Zeit. Die große Abtei Monte Casino, von den Herzogen Benevents fürstlich mit Ländern ausgestattet, war ihre Hochschule und ihr geistiger Mittelpunkt. Ihr beliebter Wallfahrtsort war die Capelle des Erzengels Michael auf dem Vorgebirge Garganus. Be-

nevent erreichte sogar eine Höhe der Cultur unter der Regierung des Herzogs Arichis II., des Schwiegersohns des letzten Langobardenkönigs Desiderius. Denn damals zerstörten die Päpste und ihre Retter, die Franken, dieses Königreich. Der Langobardenstaat in Nord- und Mittelitalien ging unter, aber das Herzogtum Benevent dauerte weiter fort, geschützt durch seine Größe, durch seine entfernte Lage und die Kostspieligkeit dorthin auszudehnender Kriege. Karl der Große mußte an den Gränzen Benevents Halt machen, und jetzt erlangte der dortige Herzog sogar seine politische Unabhängigkeit. Arichis nahm nach dem Falle seines Schwiegervaters im Jahre 774 den Titel eines Fürsten an; er ließ sich von den Bischöfen seines Landes salben und weihen, trug die Krone und prägte sein Bildniß auf die Münzen. Sein Reich war das blühendste Italiens. Benevent, Capua und das zur See mächtige, von ihm mit prächtigen Gebäuden geschmückte Salerno waren seine Hauptstädte. Alle die reichen Landschaften Campaniens, Apuliens, Lucaniens und Calabriens, einige griechische Seestädte ausgenommen, gehorchten ihm, unter der Verwaltung seiner Grafen und Gastalden. Er hielt einen königlichen Hof in dem Sacrum Palatium zu Benevent, wo sich um seine gebildete Gemalin Adelberga Männer von Wissen und Geist versammelten. Der Geschichtschreiber der Langobarden, Paul Diaconus, sein Secretär und Freund, nahm an diesem Hof etwa die Stellung ein welche Alcuin an jenem Karls des Großen hatte. Die Stadt Benevent war damals die reichste und schönste des südlichen Italien; Arichis selbst erweiterte sie durch Anlegung einer Neustadt.

Die staatliche Unabhängigkeit konnte freilich auch dieser kräftige Mann nicht behaupten; er wurde dem Frankenkönig tributbar, aber er vererbte doch im Jahre 787 das Fürstentum Benevent seinem tapfern Sohn Grimoald II., welcher dasselbe unter wiederholten Kriegen mit den Franken behauptete.

Mit Grimoald erlosch die Dynastie seines Hauses, und seither stürzten zahllose Revolutionen, Kämpfe um den Herzogtron, Frevel der Fürsten und Kriege mit den Griechen, den Saracenen, den deutschen Kaisern und den Päpsten die Macht dieses letzten Langobardenstaats. Selbst die politische Einheit des Herzogtums zerfiel, denn Capua und Salerno trennten sich von ihm im neunten Jahrhundert als besondere Staaten ab. Endlich traten die Normannen als Eroberer des zerrissenen Landes auf. Wenn sich die kühnen Eindringlinge Benevents bemächtigt hätten, so würde diese Stadt vielleicht nur die Dynastie gewechselt haben und zum Hauptsitz des gesammten Normannenreiches geworden sein.

Aber die Päpste, schon lange nach diesem Erbe lüstern, erwarben es für sich in der Mitte des elften Jahrhunderts. Das Herzogtum des Arichis war damals bereits auf die Stadt und wenige Provinzen um sie her beschränkt, denn alles übrige, ganz Apulien, hatten die Normannen an sich gerissen. Die Furcht vor diesen raubgierigen Eroberern trieb Benevent endlich in die Arme der Kirche. Die päpstliche Partei erhob einen Aufstand; die letzten machtlosen Langobardenherzoge Pandulf III. und sein Sohn Landolf VI., wurden verjagt, und die Stadt, welche der Kaiser Heinrich III. bereits dem Papst

für die Abtretung seiner Rechte auf Bamberg geschenkt hatte, rief Leo IX. zu ihrem Gebieter aus. Zwar kehrten die Vertriebenen später zurück, aber nur als Lehnvasallen der Kirche. Landolf starb im Jahre 1077, und mit ihm endete die lange Reihe langobardischer Fürsten Benevents. Dieser germanische Staat in Süditalien hatte also eine Dauer von 500 Jahren gehabt, während welcher Zeit der größte Teil desselben Landes mit langobardischen Einrichtungen, Gesetzen und Geschlechtern so stark erfüllt worden war, wie dies in der Lombardei geschehen ist. Und selbst noch im elften Jahrhundert nannten die Byzantiner in ihrer amtlichen Sprache Apulien das „Langobardenland".

Trotzdem hat Benevent nur sehr wenige Denkmäler jener Epoche bewahrt. Vom herzoglichen Palast, welchen Arichis II. neu ausgebaut hatte, blieb hier so wenig eine Spur übrig als von den langobardischen Residenzen in Pavia und in Spoleto. Nur der Name eines Platzes, Piazza della Corte, in der Nähe der Santa Sofia läßt mit Grund schließen, daß dort in alten Zeiten der Fürstenhof, die Curia, gestanden hat. Kein langobardisches Grabmal hat sich erhalten. Von den Grabinschriften der vielen Herzoge, welche Pellegrino in seiner Geschichte der langobardischen Fürsten zum Teil gesammelt hat, sieht man nur noch wenige auf der Façade des Doms eingemauert, und diese gelben Steintafeln mit ihren langen lateinischen Inschriften sind dort die alleinigen ehrwürdigen Denkmäler Benevents aus der Langobardenzeit.

Von Klöstern und Kirchen gehört ihr heute mit Sicherheit nur noch die Santa Sofia an. Der Herzog Gisulf II. gründete sie zwischen den Jahren 732 und 749,

und Arichis baute und vollendete sie um das Jahr 774, in derselben Zeit als das langobardische Königreich unterging und er selbst sich für unabhängig erklärte. Seine Feinde waren Karl der Große und der Papst; seine Bundesgenossen konnte er nur am Hofe von Byzanz suchen, wohin sich auch bald sein Schwager Adelchis, der Sohn des Desiderius, begab, um von dort her, im Bunde mit Benevent, seine Herstellung zu versuchen. Der Name des von Arichis gestifteten Klosters spricht byzantinische Beziehungen aus, und selbst der Kuppelbau scheint auf Byzanz zu deuten.

Diese einst berühmte Klosterkirche der Benedictiner ist freilich nur ein Bau von bescheidenen Verhältnissen und Mitteln. Ihre unansehnliche Façade, ganz erneuert und weiß übertüncht, bildet jetzt ein Viereck mit Giebel, von zwei antiken Säulen eingefaßt, die einen Bogen tragen. In der Lünette des Portals stellt ein Relief den tronenden Heiland und den knienden Herzog Arichis dar, welcher jenem von Sanct Mauritius empfohlen wird. Doch gehört dies einem spätern Jahrhundert an.

Das Innere der Kirche besteht aus einem Rundbau. Sechs antike korinthische Säulen tragen in der Mitte das Kuppelgewölbe; zwei andere stehen gegen den Eingang hin, und noch andere stützen um die Rotunde her die Kreuzgewölbe. Der ganze Bau ist von einer nüchtern zu nennenden Einfachheit; nur durch das Säulenrund erinnert er an die reicher und größer gedachte altchristliche Kirche S. Maria Maggiore bei Nocera. Die Kirche bildete den Mittelpunkt größer Klostergebäude. Diese sind zum Teil abgetragen, so daß der alte Glockenturm gegenwärtig in

weiter Entfernung abgesondert dasteht, während er ursprünglich an einen Hof sich anlehnte. Von den Klosterhöfen ist noch einer erhalten, ein origineller Bau von Kreuzgängen, welche jenen in Monreale ähnlich sind, da sie auf kleinen Säulen ruhende Bogen bilden. Diese Säulen haben ungleiche Capitäle von charakteristischer Form, oder vielmehr es tragen die Capitäle oblonge hohe Steinplatten, worauf Arabesken mit Thiergestalten und Kämpfe von Männern mit Bogen und Lanzen dargestellt sind.

Ich fand diese Kreuzgänge durch Verschläge zu geräumigen Sälen eingerichtet, in denen die Frati Ignorantelli (sie verdienen wahrscheinlich ihren Namen als Lehrer) eine zahlreiche Schuljugend unterrichteten. Ein schöneres und luftigeres Local für solchen Zweck könnte man diesen munteren Knaben nicht wünschen. Die Lehrer, in schwarzer Ordenskleidung, führten mich darin bereitwillig umher, und ich gedachte jener Zeit wo Paul Warnefried hier aus- und einging, oder wo Desiderius, ein Prinz aus dem langobardischen Königshause in Benevent und später als Abt von Monte Casino, dann als Nachfolger des Papstes Gregor VII. in der Welt berühmt, hier seine Studien machte. Das Kloster Santa Sofia war lange Zeit hindurch die erste wissenschaftliche Anstalt Benevents; es glänzte durch theologische, scholastische und grammatische Studien im neunten Jahrhundert so sehr, daß die „Philosophen" dieser Stadt in ganz Italien Ruhm genossen. Wenn wir heute vornehm auf die wissenschaftliche Cultur jener fleißigen Langobarden zurückblicken, so mögen wir nicht vergessen daß sie im Verhältniß zu ihrer Epoche stand, und daß ihre Bildungsanstalten damals dieselben und vielleicht

noch höhere Verdienste beanspruchen konnten als die gelehrten Schulen in unserer Gegenwart haben.

Es ist unzweifelhaft daß auch die erste Anlage des Doms in die langobardische Zeit fällt, doch ist nichts mehr von ihr erkennbar. Er gehört demnach wesentlich der päpstlichen Epoche an. Sie begann, wie wir gesehen haben, im Jahre 1077, nach dem Tode des letzten Herzogs Landulf. Seither regierten Benevent Rectoren der Kirche. Diese wurden anfangs vom Volke gewählt, vom Papste bestätigt, und gehörten dem Langobarden-Adel der Stadt an. Denn noch war die Gewalt des Papstes in Benevent nicht so stark befestigt, daß er es wagen durfte den eingeborenen Geschlechtern ihre Privilegien zu nehmen. Erst nach und nach geschah dies, bis Rectoren endlich geradezu vom Papst eingesetzt und zu Cardinallegaten wurden. Der Rector hatte das politische Regiment, ein Contestabile befehligte die kleine Truppenmacht. Außerdem bildete die Bürgerschaft eine Gemeinde unter selbstgewählten Consuln. Ihre Statuten haben sich erhalten; sie datiren vom Jahre 1202.

Man darf überhaupt nicht glauben daß die päpstliche Gewalt in Benevent eine absolute und monarchische war; das Bewußtsein der früheren Selbständigkeit und das langobardische Stammgefühl lebten dort fort, nicht minder in der Gemeinde als im Klerus. Die Stadt betrachtete sich als Republik unter der Schutzhoheit der Päpste, deren Herrschaft dieselbe, wie viele andere Städte, duldete, weil sie ihr mehr Freiheit ließ als das normannische Regiment ihr würde gelassen haben. Benevent blieb daher, einige Rebellionen abgerechnet, der Kirche treu. Es diente

oftmals den Päpsten zum Asyl während ihrer Kämpfe mit dem deutschen Kaisertum. Sie aber behaupteten Benevent durch Verträge mit ihm wie mit der Normannen-Dynastie des Königreichs beider Sicilien, und dieses selbst, innerhalb dessen Gränzen jene Stadt lag, blieb fortdauernd ein Lehen der römischen Kirche.

Der Dom also ist das Denkmal der ersten Periode der päpstlichen Herrschaft über Benevent, obwol er nicht von den Päpsten, sondern von der Stadt und ihren Erzbischöfen errichtet wurde. In seiner heutigen Gestalt gehört er dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert an, worauf spätere Wiederherstellungen und Veränderungen folgten. Säulen und Steine eines alten Tempels, dessen Platz er wahrscheinlich einnimmt, gaben Material zu seinem Bau her. Sein Stil ist romanisch. Die altertümliche von der Zeit geschwärzte Façade hat die sonderbare und schwerfällige Gestalt einer viereckigen Wandfläche, welche durch Arcaden-Reihen gegliedert ist. Das mittlere Portal ist durch Erzthüren ausgezeichnet — ein Werk welches in der Kunstgeschichte neben den Thüren der Dome zu Amalfi, Ravello und Trani seine Stelle hat, aber ihnen weit nachsteht. Ein Erzbischof hat dieselben im zwölften Jahrhundert, wahrscheinlich in Byzanz, fertigen lassen. Ihre Reliefs stellen in einer Reihe von Feldern biblische Scenen und Figuren der Bischöfe der Diöcese Benevent dar.

Der innere Raum des Doms hat die Formen einer Basilika, deren fünf Schiffe von bogentragenden Säulenstellungen gebildet werden, und diese Säulen sind alle antik. Zu beiden Seiten des Hochaltars erheben sich zwei schöne Ambonen, mit Mosaik ausgelegt und mit vorzüglichen

Marmorsculpturen geschmückt. Die Inschrift auf einem derselben bezeichnet als Künstler Nicolaus de Monforte im Jahre 1311; die Zeit dieser Werke ist daher eine spätere als die Kunstepoche der Cosmaten, deren gothisches Princip hier nicht mehr zur Anwendung kam.

Ein Erdbeben hatte im Jahre 1456 den altertümlichen Dom halb zerstört; man stellte ihn hierauf wieder her, dann beschädigte ihn ein zweiter Erdstoß am 5. Juni 1688 nochmals so stark, daß seine Wiederherstellung neu begonnen werden mußte. Dieses Erdbeben zertümmerte viele Denkmäler Benevents und vernichtete vollkommen die alte berühmte Kirche S. Bartolommeo, welche hart am Dome stand. Erzbischof der Stadt war damals Vincenzo Maria Orsini, nachmals Papst Benedict XIII. Dieser fromme Mann wird noch heute als Wohlthäter Benevents geehrt, für dessen Wiederaufbau nach jener schrecklichen Katastrophe er Sorge trug. Der Hauptplatz der Stadt neben der Kathedrale, wo ein von ihm angelegter großer Brunnen steht, trägt seinen Namen. Er baute den erzbischöflichen Palast aus seinen Trümmern wieder auf. Derselbe ist ein geräumiges, doch stilloses Gebäude mit vielen Sälen und Kammern, zu welchen man aus dem Hof auf einer steinernen Freitreppe emporsteigt. Die Wände des großen Empfangssaals enthalten Reihen von Wappenschildern und Bildnissen der Erzbischöfe Benevents und topographische Ansichten der Stadt und Diöcese. In einer Capelle sieht man das Bildniß Orsini's und eine Darstellung des Zusammensturzes des Palasts bei jenem Erdbeben, wo der Erzbischof selbst vom Schutt begraben, aber glücklich aus ihm befreit wurde.

Neben der Kathedrale steht der Glockenturm, ein Bau ohne Spitze und Abschluß, aus antiken und neuen Quadersteinen aufgeführt. Auf einer seiner Seitenflächen ist das Wappen Benevents eingemauert, nämlich ein großes antikes Relief, darstellend einen zum Opfer geschmückten Eber. Der Sage nach hatte der Gründer der Stadt, Diomedes, in ihr die Zähne des kalydonischen Ebers als ein Palladium zurückgelassen, und daher schreibt sich das Stadtwappen. Noch zur Zeit des Procopius zeigte man in Benevent die fabelhaften Eberzähne als die heiligste Reliquie des Altertums.

Eine Inschrift unter jenem Wappenbilde sagt, daß der Glockenturm am 11. Februar des Jahres 1279 angefangen worden ist. Post Devastatam A Frederico II. Anno MCCXXXIX Hanc Civitatem Turris Haec Campanaria Coepta Est Sub Archiepiscopo Romano De Capoferris Anno MCCLXXIX. XI. Februarii De Oblationibus Fidelium Et Cleri. Post Eandem Urbem Prope Universam Terraemotu Ann. MDCLXXXVIII. Dejectam Ipsa Immunis Instaurata Tribus Campanis Supra Quatuor Aucta Et Ad Fastigium Perducta Est Proprio Sumptu A Fr. Vinc. Mar. Ord. Praed. Card. Ursino.

Diese Inschrift atmet noch den Priesterhaß gegen den großen Hohenstaufen, denn nicht allein bringt sie den Bau des Glockenturms, welcher doch erst vierzig Jahre nach der Eroberung Benevents durch jenen Kaiser erfolgte, mit der „Verwüstung“ der Stadt in Zusammenhang, sondern sie scheint an diesem Ort die Vorstellung erwecken zu wollen, daß Friedrich an den Dom selbst Hand gelegt habe.

Hier also zuerst begegnen wir in Benevent einem Hohenstaufennamen. Dann wird man uns im Atrium des Gemeindepalastes unter dort eingemauerten Inschriften und Sculpturfragmenten einen marmornen Kopf zeigen, und dreist behaupten daß er das wirkliche Bildniß Friedrichs II. sei.

Den Hohenstaufen gelang dasjenige, wonach die Normannen vergebens gestrebt hatten: sie entrissen Benevent dem Papst und vereinigten es mit dem Königreiche Sicilien. Friedrich II. belagerte diese Stadt zuerst im Jahre 1229, ohne sie einzunehmen, da ihn der bald folgende Friedensschluß mit der Kirche daran hinderte, dann eroberte er sie elf Jahre später. Wie einst Totila gethan hatte, warf auch er ihre Mauern zu Boden. Nach dem Tode des Kaisers lieferte sein Sohn Manfred Benevent der Kirche aus, dann aber besetzte er die Stadt wieder, und behauptete sie bis er auf dem Schlachtfeld in ihrer Nähe, am 26. Februar 1266, seine Krone und sein Leben verlor.

Dieses berühmte Schlachtfeld ist es was unter allen Denkmälern der Stadt Benevent einen unsterblichen Namen in der Geschichte verliehen hat. Es ist neben jenem andern Conradins bei Tagliacozzo oder bei Scurgola die Stelle, wo das germanische Kaiserreich unter den staufischen Epigonen sein tragisches Ende nahm.

Keine Denksäule bezeichnet das Schlachtfeld Manfreds; nur die Ueberlieferung, welche niemals erlöschen konnte, hat die Kunde der Oertlichkeit bewahrt, und die topographischen Bedingungen bestätigen ihre Richtigkeit.

Schon von Telese her durchzieht man, den Fluß Calore entlang, die Gegenden, welche durch die Märsche Karls

von Anjou historisch geworden sind. Die französische Armee drang von dort südwärts vor über die beiden heutigen Eisenbahnstationen Ponte di Benevento und Vetulano. Sie fand das Heer Manfreds nördlich vor Benevent, seiner Stütze und seinem Rückhalt, aufgestellt, diesseit des Calore. Dort dehnt sich die einzige nicht von Flüssen durchzogene Fläche aus, welche sich zum Kampfplatz eignen konnte.

Dieses Schlachtfeld hat in den Berichten der Zeitgenossen verschiedene Namen, es heißt: Feld von Benevent (Campus Beneventanus oder campus dominicus Beneventanus), oder Rosenfeld (campus rosarum), auch Blumenfeld (floridus), oder Rosenstein (pietra del Roseto), mit der näheren Bezeichnung einer dort gelegenen Kirche S. Maria della Grandella. Karl von Anjou selbst bezeichnete in seiner vor Lucera am 24. Juli 1269 erlassenen Schrift, welche den Bau eines Klosters auf dem Schlachtfeld anbefahl, dieses wörtlich so: „Auf dem beneventer Feld, wo wir den Sieg über Manfred gewannen, auf dem Territorium des heil. Marcus jenseit Benevent."

Die Tradition hat den Namen Roseto festgehalten, obwol jede Spur der Kirche verschwunden ist. Alle mit den Erinnerungen ihrer Vaterstadt vertrauten Bürger Benevents, die ich darum fragte, bezeichneten mir eine nordwärts von der Eisenbahnstation gelegene, zu sanften Hügeln ansteigende Fläche als das Feld der Rosen, wo Manfred gefallen sei. Nichts ist dort zu finden als Saatfelder und ein paar Wirtschaftshöfe. Vor sich nach dem Norden hin sieht man die großartigen Gebirgszüge von Vetulano, rückwärts die Stadt Benevent über dem

Calore und in ihrem Hintergrunde die blaue Bergkette mit dem hohen Taburno. Es ist ein blühendes Culturgefilde von Höhen und wasserreichen Tälern, und von mächtigen Bergen umfaßt, eines der schönsten Schlachtfelder der Geschichte, wenn auch von minder erhabener Natur als jenes bei Scurgola, wo der letzte Hohenstaufe, nur zwei Jahre nach Manfred, von demselben Anjou überwunden wurde.

Manfred hatte ein glücklicheres Los als Conradin. Statt dem blutgierigen Sieger in die Hände zu fallen und dann, gleich seiner Gemalin Helena und seinen Kindern, in langer Kerkerqual das Leben zu schließen, oder, wie ihm noch wahrscheinlicher geschehen wäre, auf Befehl Karls umgebracht zu werden, fand er den gesuchten Heldentod in der einen Schlacht, die sein Schicksal entscheiden mußte. Es ist allen Lesern wol bekannt, daß und wie sein Leichnam unter den Todten endlich aufgefunden und von gefangenen Ghibellinen unter heißen Tränen anerkannt und beglaubigt wurde, und wie er dann auf Befehl Karls wie ein einfacher Soldat auf dem Felde begraben ward, über welcher Stelle die französischen Krieger, den Heldenmut des Königs ehrend, ein Mal von Steinen zusammenhäuften.

Wo dieses Grab Manfreds lag, ist heute sehr fraglich. Nach den zeitgenössischen Berichten ergeben sich nicht übereinstimmende und nur ungenau bezeichnete Orte. Es werden als Grabesort genannt: ein Hügel auf dem Schlachtfelde, neben einer in Ruinen liegenden Kirche; eine Stelle am öffentlichen Wege bei Benevent; neben dem Flusse Calore; neben einer Brücke; am Haupte der Brücke bei Benevent (sagt Dante); an der Brücke Valentino (pons

Valentinus). Uebereinstimmend ist diese Angabe: daß Manfred bei Benevent, das heißt in nicht zu weiter Entfernung von der Stadt, begraben wurde; unzweifelhaft ferner, weil durch mehrfache und verschiedene Berichte beglaubigt, daß die Stelle an einer Brücke lag.

Die Leiche Manfreds wurde am Sonntag den 28. Februar auf dem Schlachtfelde gefunden, wo Karl von Anjou noch im Lager stand. Dieses befand sich nicht in der Stadt Benevent, welche die Sieger gleich nach der Schlacht mit allen Greueln der Plünderung und des Bürgermordes erfüllt hatten, sondern draußen im Bereiche des Schlachtfeldes, aber wol nicht zu weit von der Stadt und dem unter ihr strömenden Calore entfernt. Karl schrieb seine zweite Depesche an den Papst „aus dem Lager bei Benevent, am 1. März". In diesem Briefe schreibt er: „Am Sonntag den 28. Februar fand man Manfreds nackte Leiche unter den Erschlagenen. Um in einer Sache von solcher Wichtigkeit jeden Irrtum zu entfernen, ließ ich dem Grafen Richard von Caserta, meinem Getreuen, den ehemaligen Grafen Jordan und Bartholomäus und ihren Brüdern, wie anderen Personen, die einst Manfred im Leben persönlich nahe standen, den Todten zeigen; sie anerkannten ihn und erklärten, daß dies unzweifelhaft die Leiche Manfreds sei. Von dem Gefühle der Natur bewegt, habe ich hierauf den Todten mit Ehren, doch nicht in kirchlicher Weise, zu Grabe bestatten lassen."

Manfred wurde am 28. Februar oder 1. März begraben und ein allen sichtbares hohes Steinmal über ihm errichtet.

Da diese Stelle an einer Brücke bei Benevent zu

suchen ist, so können hier nur in Frage kommen: der Ponte de Benevento (Eisenbahnstation), der Ponte di Valentino (Eisenbahnstation), die große Brücke des Calore, hart unter der Stadt, und der Ponte de' Leprosi über dem Sabato, seitwärts von jener und ebenfalls ganz nahe bei Benevent gelegen.

Die nördliche und entfernte Lage der ersten dieser Brücken schließt dieselbe aus der Berechnung aus, aber einige Antiquare der Stadt entscheiden sich für den Ponte Valentino, obwol auch diese Brücke von Benevent entfernt ist. Sie liegt nämlich ostwärts auf der Straße nach Foggia, welche die fliehenden Trümmer von Manfreds Heer zum Rückzuge wählen mußten, um das von den treuen Saracenen besetzte Lucera zu erreichen. Manfred selbst aber suchte den Tod, als er seine Scharen erliegen und fliehen sah. Es war in der Nähe des Ponte Valentino, wo später Karl von Anjou zum Andenken seines Sieges ein Kloster stiftete: das haben Minieri Riccio und Del Giudice urkundlich nachgewiesen.

Zwischen dem Ponte Valentino und Benevent liegt ein Hügel, Capo di Monte genannt; auf diesem scheint Bartolommeo Capasso (in seiner kürzlich gedruckten Diplomatischen Geschichte Siciliens von 1250 bis 1266) den Grabesort Manfreds zu suchen. Ich fragte darum in Benevent den alten und kundigen Antiquar Giovanni Colle de Vita; auch er behauptete mit Entschiedenheit: daß an der Brücke Valentino Manfred begraben worden sei, weil in dieser Richtung dessen fliehendes Heer sich fortgezogen haben mußte, hier also die letzte Entscheidung stattgefunden habe und hier auch der König gefallen sei. Ich will die

Ansicht nicht bestreiten, daß die Schlacht in jener Richtung, ostwärts von Benevent, zur Entscheidung kam, und daß Manfred aus diesem Grund eher dort als anderswo bei Benevent den Tod gefunden hat; aber dies zugegeben, wird damit noch nicht festgestellt, daß er auch auf der Stelle begraben wurde wo er gefallen war.

Karl von Anjou hat die Leiche seines berühmten Feindes mit eigenen Augen gesehen, ehe er sie begraben ließ, und er hat sich nicht auf das Schlachtfeld und zu der Stelle hinbemüht, wo sie gefunden worden war, sondern der Todte wurde, als die kostbarste Trophäe des Sieges, nach seinem Lager gebracht. In dessen Nähe ließ ihn Karl begraben, wie ich annehme, absichtlich nahe bei der Stadt, im Angesicht vieler Zeugen, um dem gefährlichen Wahn zu begegnen, daß Manfred noch lebe, vom Schlachtfeld entronnen und noch nicht überwunden sei.

Die volkstümliche Tradition bezeichnet aber den Ponte de' Leprosi als die Stelle des Grabmales Manfreds, und es ist eher glaublich, daß die Berechnungen der Gelehrten irren, als daß die Erinnerung des Volks sich täuschte. Wenigstens war die Bestattung eines so erlauchten und großen Königs unter so merkwürdigen Umständen ein Ereigniß, welches sich und den Ort, wo sie auf freiem Felde geschah, dem Gedächtniß der Beneventer tief einprägen mußte. Sie bewahrten diese Stelle sicherlich in Erinnerung, auch nachdem später der rohe Erzbischof von Cosenza das Steinmal hatte auseinanderwerfen, die Gebeine Manfreds ausgraben und fern irgendwo am Ufer des Verde (d. i. des Liris) hatte hinwerfen lassen.

Für den Ponte de' Leprosi spricht, so scheint es mir

wenigstens, selbst der Name oder die Bestimmung des Locals, denn dort stand im Mittelalter eine Kirche und ein Hospital der Aussätzigen (Leprosi). Es müßte freilich nachgewiesen werden, was ich nicht weiß aber glaube, daß dieses Hospital schon zu Manfreds Zeiten bestand; dann aber konnte irgendein fanatischer Priester Karl von Anjou den Rat gegeben haben, den als Ketzer von der Kirche verfluchten König Manfred dort neben den Aussätzigen zu begraben. Ueber diese Brücke führte aber zu jener Zeit noch die Via Appia; es konnten daher alle die dort des Weges zogen das Steinmal sehen, worunter der einst so mächtige und furchtbare Feind des Papsttums bestattet lag.

Die Brücke liegt eine Viertelstunde unterhalb Benevent. Ein Weg geht neben antiken Ruinen und durch Gartenland hinab zu der kleinen Kirche S. Cosimo, hinter welcher einige Mühlen am Flusse Sabato stehen. Ueber diesen führt die lange steinerne Brücke, deren Grundmauern und Bogen zum Teil noch antik sind. Fragt man dort die Bewohner oder andere Leute nach dem Rè Manfredi, so wird man von ihnen naiverweise eine steinerne Mühle als das Grab des Königs bezeichnen hören. Hier fließt also der Sabato und nicht der Calore; aber nur zehn Minuten weiter abwärts ergießt sich jener in diesen, in einem schönen mit hohen Pappeln geschmückten Tale, wo dann der schon ansehnliche Fluß an sanften Höhen weiterzieht.

Die Erinnerung an den edeln Manfred ist in Benevent nicht erloschen. Ueberhaupt wacht jetzt in allen Städten Süditaliens, welche geschichtliche und monumentale Beziehungen zu den Hohenstaufen haben, das Andenken an diese großen Kämpfer gegen die angemaßte

Alleingewalt des Papsttums wieder auf. In vielen Städten Apuliens sind heute Plätze und Straßen mit Namen der Hohenstaufen genannt. Und auch in diesem bis vor kurzem noch päpstlichen Benevent las ich mit Genugthuung an der Ecke eines Hauses neben dem Castell den Namen Piazza Rè Manfredi.

Diese Burg von Benevent schützt die schwächste Stelle der Stadt. Ursprünglich stand sie unweit der Porta Summa über den Stadtmauern, welche später hier abgetragen wurden. Ein avignonischer Papst, Johann XXII., erbaute dieses Castell im Jahre 1321, sowol um die Bürgerschaft im Zaume zu halten, als um den Rectoren einen geschützten Wohnsitz zu geben. Diese Legaten hatten bisher im alten Palast der langobardischen Fürsten mitten in der Stadt gewohnt, wo sie bei Aufständen des Volks oftmals genötigt wurden sich in das Kloster Santa Sofia zu flüchten. Im Eingangstor der Burg liest man die in der Wand eingemauerte Inschrift: „Anno Domini MCCCXXI. Tpe: Dni Johis. PP. XXII. Inceptum Fuit Hoc Castrum Quod Construi Fecit Ven. Vir. Dns. Guilelmus De Balaeto.“ Andere Inschriften sind durch Uebertünchung unlesbar geworden.

Die kleine Burg macht den Eindruck eher eines Turms als einer wirklichen Festung. Sie wurde namentlich im achtzehnten Jahrhundert durch Umbau so stark verändert, daß nur noch ein Teil der Anlage aus der Zeit Johanns XXII. übrig geblieben ist. Dieser hat die Gestalt eines breiten, stumpfen, viereckigen Turms mit gothischem Gesims und gothischen Fenstern. Das Material ist gelblicher Kalkstein; der Bau aus geglätteten und fest gefügten

Quadersteinen so vorzüglich, daß er antik aussieht. Ursprünglich bildete dieser Turm zugleich ein Durchgangstor der Straße, welches später vermauert wurde. Man hat dasselbe gegenwärtig wieder frei gemacht, und so ist dieser Durchgang eben erst an den Tag gekommen. Es ist ein Tonnengewölbe von so fester und zugleich schöner Ausführung, daß ich es beim ersten Anblick für römischen Ursprungs gehalten habe, bis der Vergleich mit dem Mauerwerk der Burg überhaupt mich von meinem Irrtum überzeugte. Eine Wendeltreppe von Stein führte daraus zu dem obern Geschoß; sie ist erst bis zur Hälfte vom Schutt befreit.

Vor dem Castell steht auf einer Säule ein altertümlicher steinerner Löwe. Eine Inschrift nennt diese Figur unsinnigerweise das Sinnbild der Wachsamkeit, Majestät und Stärke des alten Samnitervolkes, und sagt daß dieselbe unter Trümmern der Burg gefunden und im Jahre 1640 zu Ehren des Papstes Urban VIII. vom Senat und Volk Benevents aufgerichtet worden sei.

Der Löwe scheint ein Werk des hohen Mittelalters zu sein: er zierte wol die alte Burg der Langobardenfürsten; denn daß eine solche hier vorhanden war, ist sehr wahrscheinlich. Reste von Gemäuer unter der Plattform des Castells und viele Marmorstücke, die bei der Aufmauerung des Hügels verwendet worden sind, lehren daß die Burg über den Trümmern antiker Bauten steht.

Dort wohnten die Cardinallegaten Benevents nach dem Bau der Burg noch länger als fünfhundert Jahre, wie jene im Schlosse zu Avignon. Ein halbes Jahrtausend ist ein recht ansehnlicher Zeitraum für die Fortdauer

eines so kleinen Zustandes, als ihn diese inselartig abgeschlossene römische Priestercolonie darbietet. Vorübergehend haben sich einige eroberungslustige Könige Neapels, wie Ladislaus und Alfonso von Aragon, Benevents bemächtigt, aber die Päpste stellten den Besitz dieser Stadt immer wieder her, und selbst Karl V., welcher sie im Jahre 1527 besetzte, vermochte nicht sie festzuhalten und mit Neapel zu vereinigen.

So dauerten hier die Verhältnisse fort, bis die französische Revolution das Königreich Neapel umwälzte. Im Jahre 1799 wurde Benevent der parthenopäischen Republik einverleibt; dann gab es Napoleon als Fürstentum an Talleyrand. Die Restauration im Jahre 1815 lieferte es wieder der Kirche aus, und erst in unserer Zeit erlosch hier deren Gewalt. Ein Decret Garibaldi's, welches wenige Freischaren und die Erhebung der nationalen Partei in der Stadt zu schneller Ausführung brachten, erklärte (im Jahre 1860) die Regierung des Papstes für abgeschafft. Durch allgemeine Abstimmung vollzog sodann Benevent seine Einverleibung in das Königreich Italien. Die letzte Umwälzung dieses alten langobardischen Fürstentums bewirkte demnach durch einen seltsamen Zufall ein Bandenführer mit langobardischem Namen, dessen Vorfahren in demselben Volke zu suchen sind, dem einst die Arichis, Romuald, Grimoald und Garibald angehört hatten.

Heute bewohnt den Palast des ehemaligen Cardinallegaten der Präfect der Provinz Benevent, und schwerlich werden die vertriebenen Monsignori jemals wieder dort ihren Einzug halten.

Die Stadt ist aus einem langen Scheintode aufgewacht, aus ihrer Vereinsamung erlöst und dem gemeinsamen Vaterlande wieder zurückgegeben. Man mag sich vorstellen, wie hier, unter so langer und ausschließlicher Verwaltung von Priestern, alles bürgerliche und geistige Leben verfallen und eine dumpfe Grabesstille sich darüber verbreiten mußte. Jahrhunderte hindurch waren die einzigen Ereignisse öffentlicher Teilname für Benevent nur der Wechsel des Cardinallegaten auf der Burg und des Erzbischofs in der Kathedrale. Dogana und Polizei sperrten die Stadt von dem Königreich Italien ab; weder Handel noch Industrie konnten sich emporschwingen, und selbst der große Reichtum an Wasserkraft, welchen zwei ansehnliche Ströme darbieten, ist bis auf den heutigen Tag unbenutzt geblieben. Feldbau und Weincultur (der Taurasо Benevents ist in ganz Apulien berühmt) sind die einzigen Erwerbsquellen des Volks.

Ein großer Teil der Einwohner, deren man etwa 18000 zählt, besteht aus Ackerbauern. Bei meiner letzten Anwesenheit in Benevent erfuhr ich dies auf folgende Weise. Des Morgens um 2 Uhr weckte mich in dem schmuzigen Gasthause der Stadt am Corso (die Wirtschaft ist dort noch langobardisch zu nennen) ein Lärmen auf der Straße. Ich hörte Volk von allen Seiten zusammenlaufen, schreien, Namen rufen und das Getöse flutgleich strömen und wachsen. Ich trat an das Fenster und sah auf das Gewühl hinab, doch niemand antwortete auf meine Fragen. Später erklärte man mir die Ursache dieses Zusammenlaufs. Es sind die Feldarbeiter, die sich in der Frühe erheben, sich am Dom sammeln und dann

massenweise zu ihren friedlichen Geschäften aufbrechen. Weil nun diese Ackerbauer mit ihren Thieren in der Stadt selbst und nicht im Felde wohnen, sind die Straßen Benevents so schmuzig.

Der Schmuz ist hier sprichwörtlich. Ich fand Straßenviertel, zumal rings um die Stadtmauer her, die ich kaum zu durchschreiten wagte. Aber im ganzen ist Benevent doch besser als sein Ruf, und jedenfalls ist ein Fortschritt sichtbar. Der Corso, welcher sich von der Brücke des Calore aufwärts nach dem Castell hinzieht, hat einige schöne Gebäude, und es gibt Paläste aus der Spätrenaissance reicher Patricierfamilien, wie der Simeoni und Pacca. Aus der letzten stammte der bekannte Cardinal, welcher Pius den VI. in die Gefangenschaft begleitete und über sein Exil Memoiren geschrieben hat. Die Häuser sind in der Regel einstöckig gebaut, wahrscheinlich aus Rücksicht auf den besseren Widerstand bei Erdbeben, von denen Benevent mehrmals heimgesucht worden ist. Die ärgsten Verwüstungen richtete das Erdbeben im Jahre 1688 an; denn damals wurde fast ganz Benevent zerstört, sodaß der mittelalterliche Baustil der Stadt verschwunden ist.

Die Klöster sind aufgehoben. In dem ehemaligen Jesuitenhause, einem sehr großen Gebäude, hat man seit kurzem ein Schülercollegium eingerichtet, welches den Namen Giannone trägt. Dieser berühmte Geschichtsschreiber Neapels war nicht in Benevent, sondern in dem kleinen Ort Ischitella am Vorgebirge Garganus geboren. Es fehlt an Lehranstalten. Denn unter der päpstlichen Regierung wurde nur für das Priesterseminar gesorgt, welches noch in dem dafür errichteten Palast am Platze Papiniano besteht.

Ich suchte die öffentliche Bibliothek auf; man wies mich in ein altes graues Haus in einer entsetzlich schmuzigen Gasse, wo ich eine kleine Büchersammlung vorfand, die einen mäßigen Saal füllt. Darin saß einsiedlerisch der Bibliothekar, ein Geistlicher; ich glaube daß seine tiefe Ruhe nur selten gestört wird. Die Bibliothek gehört dem Erzbistum. Benevent besitzt außer ihr einen literarischen Schatz von großer Wichtigkeit, das Archiv der Kathedrale, eine an langobardischen Urkunden und Handschriften reiche Quelle mittelalterlicher Geschichte.

Aus den Urkunden dieses Archivs hat der Cardinal Stefano Borgia zum Teil das Material für seine Geschichte Benevents gezogen. Dieses Werk erschien zu Rom im Jahre 1763. Es ist, außer den Arbeiten Pellegrino's, noch immer das umfassendste was wir über Benevent besitzen, obwol eine formlose Compilation und den heutigen Forderungen der Wissenschaft nicht mehr genügend.

Während Borgia wesentlich die kirchliche Geschichte Benevents behandelte, beschäftigten sich zu derselben Zeit Antiquare mit dem Studium der Altertümer der Stadt, und so entstand das im Jahre 1754 in Rom gedruckte Werk „Thesaurus Antiquitatum Beneventanarum“, 2 Bände in Folio. Sein Herausgeber war der Canonicus Johannes de Vita. Der erste Teil dieser Arbeit ist der römischen, der zweite der langobardischen und mittelalterlichen Epoche gewidmet. Auch dieses Werk enthält ein schätzbares Material, aber ihm fehlt Kritik und wirkliche Gelehrsamkeit.

Weil es, nach meinen langen Erfahrungen, kaum einen irgend namhaften noch so kleinen Ort in Italien gibt, der nicht unter seinen lebenden Bürgern einen Antiquar als verkörperte Chronik der Vaterstadt aufzuweisen hätte, so war es eine meiner ersten Bemühungen, in Benevent diesen genius loci aufzusuchen. Man führte mich durch viele finstere Winkel und Gassen in ein altes Haus von patricischem Aussehen, und hier kam mir der Gesuchte entgegen, ein alter Mann, welcher sich mühsam auf Krücken fortbewegte. Hr. Colle de Vita ist aus der Familie jenes verdienten Herausgebers der Altertümer Benevents, und so haben sich die gelehrten Ueberlieferungen seines Hauses in ihm fortgeerbt. Die Kenntnisse dieses Stadtantiquars von allen Epochen der Geschichte Benevents und ihren Localen und Monumenten sind so gründlich, daß wol kein anderer Bürger mit ihm wetteifern kann. Seit seiner Kindheit hat er die Denkmäler seiner Vaterstadt durchforscht und alles darauf Bezügliche zu sammeln gesucht. Sein größter Stolz und Schatz scheint ein antiker Sarkophag zu sein, den er in einem kellerartigen Verschlag aufbewahrt, wo ich ihn, doch nur im Halbdunkel, gesehen habe.

Solche Antiquare sind die natürlichen Erzeugnisse ihrer von Ruinen, Inschriften und Erinnerungen erfüllten Städte; oft sind sie Patricier, häufiger Geistliche. Sie lassen selten ein zusammenhängendes Werk zurück, denn wer würde dessen Druck bezahlen? Sie schreiben Dissertationen. Mitten in der Unwissenheit welche sie umgibt, steht doch immer um sie her ein teilnehmendes, lernendes, mitwissendes Häuflein von Adepten, unter welchen niemals ein Canonicus fehlen wird. Wenn der wackere Antiquar, das Orakel seiner Vaterstadt, todt und begraben ist, so ist in der Regel schon ein anderer da, der seinen bestaubten Lehnsessel einnimmt.

Auf meine Frage nach einem Münzcabinet in Benevent sagte mir Hr. Colle de Vita: daß sich die einzige Sammlung dieser Art, zumal von langobardischen Münzen, im Privatbesitze des Marchese Pedicini befunden habe, und daß dieselbe unglücklicherweise im Jahre 1857 gestohlen und spurlos verschwunden sei. Hr. de Vita hat den Katalog davon veröffentlicht, und dieser ist keineswegs sehr reich an Nummern.

Ich lernte in Benevent noch einen Pfleger der Geschichte seiner Vaterstadt kennen, den ich aber nicht Antiquar nennen darf. Es ist ein jüngerer Mann, der Advocat Graf Isernia. Er schreibt gegenwärtig die Civilgeschichte seiner Vaterstadt, wovon ich das erste Heft sah. Es ist schon aller Anerkennung wert, daß sich in Benevent selbst eine Buchhandlung bereit gefunden hat, diese Arbeit zu drucken. Wie Graf Isernia mir sagte, beabsichtigt er nur eine übersichtliche Darstellung der Geschichte Benevents zu geben. Es ist aber sehr wünschenswert, daß die gesammte Geschichte der Langobarden Süditaliens aus den Quellen neu bearbeitet werde.

Benevent hat im Altertum einen großen Juristen hervorgebracht, Papinian, der hier soll geboren sein. Seinen Namen trägt ein Platz der Stadt. Im Mittelalter war sie der Geburtsort eines andern berühmten Juristen Rofred, eines genialen Mannes aus langobardischem Geschlecht, wie das sein Name beweist; er diente lange Zeit dem Kaiser Friedrich dem Zweiten als Secretär, bis er sich

von der Curie gewinnen ließ und in den Dienst des Papstes trat.

Drei Päpste waren Beneventer von Geburt, Felix IV. Fimbrius, Victor III., ein Prinz des langobardischen Fürstenhauses, und Gregor VIII. vom Geschlecht Morra.

Die Geschichtschreibung in Benevent ist durch einige Chronisten vertreten, einen Ungenannten, welcher die kurze Chronik des Klosters Santa Sofia schrieb, und durch den Notar Falco, der im zwölften Jahrhundert eine äußerst schätzenswerte Chronik verfaßt hat.

Der größte Ruhm Benevents im Mittelalter ist Paul Warnefried, oder Paulus Diaconus. Dieser ausgezeichnete Mann stammte zwar aus einer langobardischen Familie Friauls, aber er kam von Pavia an den Hof nach Benevent, wohin ihn entweder der Untergang des Desiderius trieb oder seine gelehrte Schülerin Adalberga, dieses Königs Tochter, berief. Denn nach dem Falle des langobardischen Trons in Pavia fanden Patrioten dieses Volks nur in Benevent ein Asyl, und dort lebte auch Warnefried mehrere Jahre, bis er Benedictiner in Monte Casino wurde. Er söhnte sich jedoch mit den neuen Verhältnissen unter der Frankendynastie aus; Karl der Große selbst berief ihn an seinen Hof als Zierde des Gelehrtenkreises, den er dort versammelte. Nach mehreren daselbst zugebrachten Jahren kehrte Warnefried nach Benevent und Monte Casino zurück. Dort starb er, nachdem er den Tod seines Beschützers Arichis im Jahre 787 erlebt hatte. In der Stille jenes Klosters Monte Casino, welches von Langobarden erfüllt war, und wo er vielleicht selbst den ehemaligen König dieses Volkes, den ihm persönlich befreundeten Rachis noch als Mönch umhergehen gesehen hatte, schrieb Warnefried die Geschichte der Langobarden. Er setzte in dieser seinem politisch untergehenden Volk ein dauerndes, ganz unschätzbares Denkmal. Denn ohne sein aus Sagen, Liedern, Traditionen und vielen seither verlornen Schriften geschöpftes Werk würde uns heute die Geschichte dieses merkwürdigen deutschen Volksstammes, welcher Italien umgewandelt hat und aus dessen Vermischung mit den Lateinern die italienische Nation entstanden ist, fast gänzlich unbekannt geblieben sein.

Langobardische Geschlechter und Namen erfüllten das ganze Mittelalter hindurch die Geschichte Italiens, wo bekanntlich eine große, vielleicht die größte Zahl der angesehensten historischen Familien langobardischen Ursprungs ist. Es ist ein unnützes und auch kindisches Bemühen, das wegleugnen zu wollen, denn die Italiener sind ebensogut ein Mischvolk wie die Franzosen. Es würde den Ruhm Dante's und der italienischen Literatur schwerlich mindern, wenn man etwa, was ich nicht behaupten will, nachweisen könnte, daß er von einem langobardischen Geschlecht Aligern hergekommen ist; noch wird es die Napoleoniden kränken, wenn ihr Stammvater ein toscanischer Langobarde aus dem zahlreichen Geschlechte der Bonipert gewesen ist.

Lucera,

die Saracenen-Colonie der Hohenstaufen in Apulien.

1874.

Seit langen Jahren hatte ich den Wunsch, Lucera, Manfredonia und den Garganus in Apulien zu besuchen, jenen weltberühmten Pilgerberg am adriatischen Meere, das Hagion Oros des Abendlandes. Erst im Mai des Jahres 1874 konnte ich meinen Plan ausführen.

Meine Gefährten auf der schönen Fahrt durch Apulien waren mein Bruder und Rafael Mariano von Capua, den wir, von Rom kommend, der Verabredung gemäß in Caserta aufnahmen.

Manchem Deutschen ist der Name dieses talentvollen jungen Mannes bekannt als eines der wärmsten Verehrer Deutschlands und seiner Cultur. Oft hat er als solcher seine Stimme erhoben. Die besten Artikel im „Diritto", der angesehenen Zeitung, welche die deutschen Sympathien unumwunden bekennt und das Bündniß Italiens mit Deutschland verficht, stammen aus seiner Feder oder aus der seines geistreichen Freundes Maraini, des Eigentümers desselben Journals. Mariano ist Schüler Vera's, des Hauptes und Stifters der Hegel'schen Schule in Neapel. Er hat eine Reihe von Schriften und Abhandlungen in

französischer und italienischer Sprache verfaßt, von denen besondere Auszeichnung verdient seine kritische Beleuchtung der modernen italienischen Philosophie — eine Schrift, die er meinem verehrten Lehrer Karl Rosenkranz gewidmet hat.

Vera selbst hat, soviel ich weiß, noch keine angemessene Würdigung seiner Verdienste in Deutschland gefunden, und doch ist die Schule der Hegelianer, die er gegründet hat, schon ein Factor in der modernen Cultur Italiens. Alles was hier der Theologie und Scholastik das Bewußtsein, die Selbstthat des freien Geistes entgegenstellt, und was dem reformatorischen Gedanken Deutschlands eine Bahn zu öffnen sucht, um jenes in religiösem Indifferentismus versunkene Land moralisch zu erneuern und zu befreien, hat seinen Ausdruck zum großen Teil in der Schule Vera's gefunden. Ich traf auf meiner apulischen Reise dessen begeisterte Schüler und somit auch leidenschaftliche Freunde Deutschlands selbst am adriatischen Meer in Barletta und in Trani.

Am 15. Mai fuhren wir von Caserta über Benevent nach Foggia: eine herrliche Fahrt durch das Berggebiet der Flüsse Volturno und Calore, wo die geschichtlichen Gestalten aus dem großen Drama des Untergangs der Hohenstaufen überall der Phantasie entgegengetreten: die Märsche des Heeres Karls von Anjou, zumal bei Telese, dann das Schlachtfeld bei Benevent.

Je näher man Foggia kommt, nachdem man jenes Berggebiet verlassen hat, desto übersichtlicher breitet sich vor den Blicken der Tavoliere di Puglia aus, der Tummelplatz italischer Hirten und Herden seit unvordenklichen Zeiten. Er dehnt sich bis zum adriatischen Meere fort, aber dieses

ist noch nicht sichtbar; denn es liegt viele Millien weit von Foggia entfernt und wird von einer Bodenaufschwellung verdeckt.

Schon stundenlang hat man eine lang hingestreckte azurblaue Gebirgsmasse vor sich, die sich nordostwärts wie eine riesige Felsenmauer hinzieht. Dies ist der Garganus, das vorläufige Ziel unserer Fahrt.

Gegen Westen umstellt diese apulische Ebene ein Halbkreis von Hügeln und Höhen, die der Apennin aussendet; sie scheiden die Wassergebiete des Candelaro und Cervaro von dem des nordwärts strömenden Fortore. Man sieht auf ihnen viele Städte und Castelle schimmern. Zwei davon betrachten wir von fern mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit, Troja und Lucera, jenes ein Denkmal der byzantinischen Herrschaft in Apulien, dieses die berühmte Saracenen-Colonie der Hohenstaufen.

Foggia liegt schon im Tavoliere, in ganz flacher Gegend. Es ist die Hauptstadt der Capitanata und war schon im Mittelalter eine der ansehnlichsten Städte Apuliens. Sie verdankt dem Kaiser Friedrich II. ihre Bedeutung. Sie war seine bevorzugte Residenz in jenem Lande. Nicht die Schönheit der Natur, sondern ihre geographische Lage machte sie für ihn wichtig. Zwar kann die Umgebung Foggia's ohne Mühe in das schönste Gartenland umgeschaffen werden, und rings breitet sich ein weiter und glänzender Horizont aus; aber doch liegt die Stadt schon in der fast baumlosen und wasserarmen Ebene des Travoliere, wo die Sonnenglut vom Mai bis zum October geradezu unerträglich sein muß. Mit wenigen Schritten befindet man sich hier in einer von Herden bevölkerten grasbedeckten Einöde, die man erst

stundenlang durchzieht, ehe man an den Golf von Sipontum und Manfredonia oder in die üppigen Gefilde von Cerignola, Canosa und Barletta gelangt. Jedoch Foggia war schon in der Hohenstaufen-Zeit ein Knotenpunkt der großen Straßen, die nach Ancona, Neapel und Rom, nach Bari und Brindisi führen. Heute ist es der Centralpunkt ebenso vieler Eisenbahnen, und diese Lage macht die Stadt zu einem der Stapelplätze für den Handel und Verkehr Süditaliens, daher sie im raschen Emporblühen begriffen ist und einer bedeutenden Zukunft entgegengeht.

Gerade in den Tagen unserer Anwesenheit war die Stadt in voller Bewegung, weil eine industrielle und agrarische Ausstellung eröffnet werden sollte, wozu man ein großes Gebäude aufgeführt hatte. Der Eröffnung sollte der Kronprinz Umberto beiwohnen. Es scheint überhaupt, daß man Foggia zu einem landwirtschaftlichen Mittelpunkt Süditaliens machen will. Die Fülle aller Naturproducte der Provinz strömt hier auf den Markt, und der Kaufmannstand ist sehr zahlreich. Heute hat Foggia bereits 30000 Einwohner und ist ein großer schön gebauter Ort mit modern aussehenden Straßen und Plätzen, die stets vom Gewühl des Volkes belebt sind.

Das Mittelalter ist hier bis auf einige Kirchen verschwunden, unter denen der Dom Santa Maria als ein merkwürdiges Gebäude des dreizehnten Jahrhunderts hervorragt.

Von dem großen Schloß und Residenzpalast Friedrich's II. hat sich nur ein dürftiger Ueberrest erhalten, eingemauert in der Façade eines Privathauses. Es ist ein Bogen romanischen Stils. Wo er auf den Pfeilern ansetzt, stehen zwei Kaiser-Adler von Stein. Die wolerhaltene Inschrift auf einer Marmortafel besagt, daß Friedrich II. diesen Palast im Jahre 1223 erbauen ließ: Hoc Fieri Jussit Fredericus Cesar Ut Urbs Sit Fogia Regalis Sedes Inclita Imperialis. Der Baumeister desselben hieß Bartholomäus, wie das eine andere Inschrift besagt: Sic Cesar Fieri Jussit Opus Istum Proto Bartholomeus Sic Construxit Illud. Eine dritte Inschrift lautet: A. Ab Incarnatione MCCXXIII. M. Junii XI. Ind. R. Dno. N. Frederico Imperatore R. Sep. Aug. A. III. Et Rege Sicilie A. XXVI. Hoc Opus Feliciter Inceptum Est Prephato Dno. Precipiente.

Mit tiefer Erregung wird jeder Deutsche vor diesem letzten Rest des kaiserlichen Palastes stehen, in welchem der genialste der Hohenstaufen so häufig wohnte, versenkt in seine das Abendland und Morgenland umfassenden Herrscherideen und ratschlagend mit seinem vertrauten Kanzler Piero delle Vigne über die Plane und Mittel für seinen ungeheuern Kampf mit den Guelfen Italiens und mit dem römischen Papsttum. Im Jahre 1241 starb in diesem Palast die Gemalin des Kaisers, Isabella von England. Sie wurde nicht in Foggia, sondern in der Krypta des Doms zu Andria begraben, wo auch die zweite Gemalin Friedrichs, Jolanta von Jerusalem, ihre Gruft gefunden hatte.

So oft die Verhältnisse, die vielen Kriege zumal, es gestatteten, die ihn rastlos hin und her von den Alpen bis nach Sicilien trieben und immer wieder aus seinem geliebten Paradies Apulien entführten, wohnte der große Kaiser in seinem Palast zu Foggia. Sein erstes in dieser

Stadt erlassenes Schreiben ist aus dem Februar 1221. Sodann verlebte er die Monate Mai und Juni des Jahres 1225 dort in seinem neugebauten Schlosse. Von 1228 an sind es nur wenige Jahre, in denen seine dortige Anwesenheit nicht durch Urkunden festgestellt werden kann. Von Foggia aus konnte er seine andern Residenzen, seine Jagd- und Lustschlösser in Apulien leicht erreichen, wie Andria, wie sein herrliches Schloß Castel del Monte, und die auf der andern Seite gelegenen Schlösser in Fiorentino und Lucera.

Es war außer dem Vergnügen der Jagd wol die ausgezeichnete Lage des Orts, welche auch die Nachfolger Friedrichs bewog, denselben als Residenz auszuzeichnen. Sowol Manfred, welcher die Stadt dem Papst entriß, als auch später sein Besieger Karl von Anjou waren oft in Foggia. Karl I. erbaute sich dort in der Nähe ein Jagdschloß (in pantano); er vermälte in der Kathedrale seine Tochter Beatrix mit Philipp dem Sohne des Kaisers von Constantinopel Balduin, und er starb auch in dieser Stadt.

Wir mieteten einen Wagen, der uns zunächst nach Lucera und dann von dort zurück an den Golf von Manfredonia bringen sollte.

Lucera ist nur zwei Stunden von Foggia entfernt. Die vortreffliche Straße führt dorthin durch die meilenweite Ebene, bis diese allmälich zu einer Hügelreihe aufsteigt. Wir kamen nur an wenigen Villen und Maierhöfen vorüber in unbelebter Landschaft, deren Horizont in der Ferne prachtvolle Gebirge umschließen, während zur Linken auf grünen Höhen sich das byzantinische Troja zeigt. Auf unserer Fahrt begegneten wir nur einem Trupp von Polizeisoldaten, welche auf Wagen sitzende Verbrecher begleiteten, die ihr Urteil vor dem Tribunal in Lucera empfangen hatten. Sonst war die Straße vollkommen todt. Nach mehr als einer Stunde steigt sie leise an.

Lucera selbst liegt auf einer Höhe, welche, einem Vorgebirge ähnlich, sich aus dem Flachland erhebt und an einigen Stellen schroff in dasselbe niederfällt. Dieser den Tavoliere Apuliens abschließende und beherrschende Höhenzug forderte durch seine Natur zur Erbauung einer festen Stadt auf; so entstand im Altertum das samnitische Luceria Apulorum. Nach dem Falle des römischen Reichs war dieser Ort erst gothisch, dann ein Zankapfel zwischen Byzantinern und Langobarden. Den langobardischen Herzogen in Benevent entrissen ihn die Normannen. Endlich machte Friedrich II. dieselbe Stadt zur stärksten Burg seines Königreichs.

Sie lag vor uns als ein ansehnlicher Ort (von etwa 15000 Einwohnern) auf dem von Weinreben und Fruchtbäumen grünenden Hügel, mit Resten der alten Stadtmauer, mit einigen Türmen der Feudalzeit und mit kleinen Kirchenkuppeln in buntschillernden Farben, die uns nur deshalb arabisch anmuteten, weil wir eben wußten, daß Lucera achtzig Jahre lang von den Saracenen Siciliens bewohnt gewesen war. Wir hätten durch die Porta di Foggia in die Stadt und ihre Hauptstraße einfahren sollen, aber diese war nicht passirbar, weil man sie neu pflasterte; wir fuhren deshalb um die Stadtmauer und durch die Porta di Troja in Lucera ein.

Drinnen empfing uns jene Stille historischer Landstädte Italiens, deren Zauber so wunderbar anmutet und nirgends

in der Welt seines gleichen hat. Die warme sonnige Luft weht und wittert vom Hauche der Vergangenheit; die Zeiten und Culturen, welche nicht mehr sind, strömen aus ihren Monumenten eine elektrische Kraft aus: es ist Magnetismus der Geschichte. Nichts Nebelhaftes und Romantisches hier wie im Norden. Alles Ereigniß liegt so ruhig und klar vor der Phantasie wie die blaue Ferne dort und die purpurnen Berge am Horizont.

Lucera, mit freundlichen Straßen und Plätzen, die meist eng und klein sind, ist wie die meisten süditalienischen Orte gebaut und wie solche fast durchweg weiß übertüncht. Der Süditaliener liebt nicht, wie der Lateiner, die schwärzliche Naturfarbe des Steins an den Häusern; er überweißt sie, unbekümmert um den blendenden Sonnenreflex. Dadurch geschieht es, daß der Charakter altertümlicher Gebäude von der Tünche verschleiert wird. Es ist wie wenn man vornehme Möbel mit Leinwand überzieht. Die bedauerliche Manie, ehrwürdige alte Paläste mit weißer Farbe anzustreichen, ist jetzt in Italien allgemein, und als Misverstand des gegenwärtigen Triebes der Erneuerung zu erklären. In Bari fand ich den alten malerischen Palast des Großrichters Roberto vom einst mächtigen Geschlechte der Chyurlia — er war der richterliche Henker Conradins — mit Kalk angestrichen und dadurch aller architektonischen Wirkung beraubt. Dieselbe Wut des Uebertünchens ist seit dem Jahre 1871 auch in Rom eingedrungen, wo schon manche alte Paläste ihre historische Patina verloren haben. Es fehlt nur noch, daß man das Colosseum und die Engelsburg von Kopf bis zu Füßen weiß anstreicht; dann würde das alte Rom recht schön und nagelneu aussehen.

Im übrigen darf man sich nicht vorstellen, daß Lucera an sich einen besonders fremdartigen oder altertümlichen Eindruck macht. Der moderne Stil ist auch in dieser apulischen Stadt längst zur Macht gelangt. Aber Kirchen und Klöster und die bewunderungswürdigen Trümmer des Castells sind hier Denkmäler alter Zeiten von originalem Gepräge.

Die berühmte Saracenenburg steht nur eine Viertelstunde von der Stadt entfernt. Der Anblick ihrer langen und hohen gewaltigen Mauern von tiefbrauner Farbe und ihrer Türme, die noch zum Teil aufrecht stehen, macht eine großartige Wirkung, zumal dieses Schloß in feierlicher Einsamkeit auf einer kahlen Höhe sich erhebt, deren Abhänge, von Gras bekleidet oder gelbe Steinflächen darbietend, sich in kühnen oder langen Linien niedersenken. Als noch alle zwanzig Türme und die Umfassungsmauern ganz aufrecht standen, muß diese Burg eine Festung ersten Ranges gewesen sein; sie war der Schlüssel Apuliens und der Stützpunkt der hohenstaufischen Herrschaft in Süditalien, sowol zu Friedrichs II. als zu Manfreds und Conradins Zeit.

Die Anlage derselben ist folgende. Die Hochfläche des Hügels umschließt eine Umfassungsmauer aus Ziegeln und Steinen, aus welcher sich fünfzehn rechteckige Türme in gleicher Entfernung voneinander erheben. Dies war die Citadelle oder das befestigte arabische Quartier. An sie schloß sich nach der Stadtseite zu, eine Ecke einnehmend, der Kern der Festung, die Schloßburg oder der Palast des Kaisers, worin derselbe wohnte so oft er in Lucera war, oder wo der saracenische Burgvogt seine Wohnung hatte.

Diese Burg war in einem vollkommenen Viereck gebaut. Sie stand der Stadt Lucera zugewendet; ein Graben mit Fallbrücken verteidigte ihren Eingang nebst mehreren Türmen, von denen zwei runde Form hatten. Von diesen beiden ist der eine Turmkoloß fast vollständig erhalten. Der Zugang zur Burg überhaupt lag auf der Stadtseite, denn auf den andern Seiten fällt der Hügel schroff und unzugänglich ab.

Heute stehen von diesem großartigen Bau nur die Umfassungsmauern, und kaum erkennt man von den kaiserlichen Gemächern im Palast mehr als den Plan eines Hauptsaals. Hie und da sieht man Reste von Treppen in der Front und von verschütteten Kammern. Drinnen ist alles leer und öde; der ganze große Bau dient schon seit vier Jahrhunderten als Hürde für Ziegen und Schafe.

Friedrich II. erbaute die Burg im Jahre 1233, nachdem er den verzweifelten Aufstand der Saracenen in Sicilien unterdrückt hatte. Wenn er ein Fanatiker gewesen wäre, wie Ferdinand der Katholische oder wie Philipp von Spanien, so würde auch er diese Mohamedaner entweder nach Afrika zurückgetrieben oder zur Ehre Gottes sammt und sonders umgebracht haben. Aber statt dies zu thun, verpflanzte er die tapfern, fleißigen und kunstfertigen Kinder des Orients auf das Festland nach Apulien.

Ihre Ueberführung dorthin geschah zu wiederholten malen. Der Kaiser gab ihnen einige Städte zur Wohnung, wie Lucera, Girofalco und Acerenza. Sehnsüchtige Liebe zu ihrer schönen Heimat, der sie gewaltsam entrissen worden waren, trieb diese Saracenen heimlich nach Sicilien

zu entweichen. Hierauf vereinigte Friedrich, um dieses ihr Entrinnen zu verhindern, alle Mohamedaner aus den Orten Apuliens in dem einen Lucera. Dies geschah im Jahre 1239. Die letzten Saracenen Siciliens wurden noch im Jahre 1245 eben dorthin gebracht. So entstand die Colonie Lucera Saracenorum. Nur aus Irrtum verwandelte man den Namen Lucera in Nucera, wo niemals Saracenen gewesen sind.

In Apulien fanden sich diese Fremdlinge auf einem Boden, welchen ihre Stammesgenossen schon vor Jahrhunderten betreten und teilweise beherrscht hatten, als nämlich noch ein arabischer Sultan in Bari wohnte und das Garganusland von Saracenen besetzt war. Sie richteten sich fortan in Lucera bleibend ein, erst widerwillig und voll Haß gegen den Kaiser, welchen sie nur als den Usurpator und Tyrannen des rechtmäßigen Besitztums ihrer Vorfahren, des schönen Siciliens betrachten mochten, dann mit orientalischer Resignation in das Fatum, endlich mit wahrhafter Liebe und Treue zu ihrem Sultan, dem großen Kaiser, dem erbitterten Feind des Papstes, dem freisinnigen Freunde des Morgenlandes und seiner gebildeten Herrscher. So ward Lucera das Grabmal der Araber Siciliens, deren Geschichte hier ihr Ende nahm.

Diese alte Stadt war um die Zeit der Ansiedlung der Saracenen im tiefsten Verfall, obwol ein Bischof fortfuhr in ihr neben der Kathedrale zu wohnen. Ihre christliche Einwohnerzahl konnte nur sehr gering und den heidnischen Eindringlingen gegenüber nur machtlos sein. Trotzdem trennte Friedrich anfangs beide Volks- und Glaubensgemeinden von einander; er legte neben der alten die neue

Stadt Lucera an, das befestigte Saracenenquartier, zu dessen Bau die damals noch zahlreichen Trümmer des Altertums das Material hergaben.

Amari, der Geschichtschreiber der Saracenen Siciliens, ist der Ansicht, daß es durchaus arabische Ingenieure waren, welche diese Burg erbauten. Doch das läßt sich nicht beweisen, und ist auch wenig wahrscheinlich, da Friedrich II. über so viele einheimische Architekten zu verfügen hatte.

In der Citadelle muß man sich die Waffenplätze und Kasernen der saracenischen Krieger denken, die Arsenale und Fabriken mancher Art, wie auch die Moscheen. Sodann werden sich auch außerhalb Wohnungen arabischen Volks vorstadtartig ausgebreitet haben. Diese bürgerlich von dem Kadi Lucera's regierte Colonie war zahlreich, auch wenn die zeitgenössischen Angaben, daß sie 60000 Seelen gezählt habe, übertrieben sind. Sie blühte unter dem Schutze des Kaisers so sehr auf, daß sie eine nicht geringe Gewerbthätigkeit entwickelte. Denn die Araber hatten aus ihrer sicilischen Heimat eine reiche Industrie mit sich gebracht; es gab in Lucera Fabriken von Waffen, von Webereien und von ausgezeichneten Tischlerarbeiten.

Der Kaiser legte Gestüte arabischer Pferde an, und man züchtete Kamele. Er hatte daselbst auch Menagerien wilder Thiere, welche er aus Afrika herbeibringen ließ; namentlich wurden Leoparden zur Jagd abgerichtet. Der Burgpalast Friedrichs war sicherlich mit orientalischem Luxus eingerichtet, denn die Formen des kaiserlichen Hofes in Apulien blieben so gut saracenisch, wie es jene der Normannenkönige in Palermo gewesen waren. Man will noch heute die Stelle in Lucera zeigen, wo der wolversorgte und von Eunuchen bewachte Harem des Kaisers stand. Er zierte seine Colonie auf jede Weise und gedachte ihrer selbst auf seinen fernen Kriegszügen. Als er im Jahre 1243 vom Albanergebirge aus Rom belagerte, nahm er aus Grotta Ferrata zwei antike Figuren von Bronze mit sich, um sie in Lucera aufzustellen, und auch aus Neapel ließ er Statuen dorthin bringen.

Von Foggia her wird der Kaiser öfter nach Lucera gekommen sein, um die Fortschritte seiner arabischen Colonie zu sehen und in dem schönen Schlosse zu wohnen, wo sich auch seine Schatzkammer befand. Zwar ergibt sich aus seinen Regesten, welche Huillard-Breholles herausgegeben hat, seine Anwesenheit in Lucera nur für den April 1231, den April 1240 und den November 1246; aber desto häufiger sind die Data seiner Residenz im nahen Foggia.

Die Gründung dieser Saracenenburg mitten in Apulien war begreiflicherweise ein Dorn im Auge des Papstes. In früheren Jahrhunderten hatte die römische Kirche und hatten die germanischen Kaiser nur mit der größten Anstrengung den Raubzügen der Araber in Italien ein Ende gemacht und ihre festen Burgen in Campanien zerstört; jetzt war es der Kaiser selbst, der diese Heiden in das Herz Italiens verpflanzte, um sich ihrer wider die Kirche oder den Papst zu bedienen. Von Lucera her nahmen seine erbitterten Gegner wesentlich alle die Beschuldigungen und Anklagen, welche sie gegen den großen Kaiser als einen gottlosen Heiden und Feind Christi schleuderten. Der Papst erhob vor der ganzen Welt ein Geschrei, daß Friedrich die christliche Religion absichtlich zerstöre und das Heiden-

tum in eine alte bischöfliche Stadt Italiens verpflanze. Die Araber scheinen in der That sich manche Gewaltsamkeiten gegen die christliche Bevölkerung in Lucera wie in den umliegenden Landschaften erlaubt zu haben; sie zerstörten sogar, so meldete man nach Rom, die Kathedrale des Ortes, und überhaupt mußten sie sich Luceras ganz bemächtigt haben, sodaß die christliche Gemeinde fast verschwand.

Nie besaß ein Monarch dankbarere und treuere Untertanen als Friedrich II. an den Saracenen Luceras hatte. Sie waren seine Prätorianer, seine Zuaven und Turcos. Ihre leichte Reiterei, welche mit Speeren und vergifteten Pfeilen kämpfte, bildete den allein stehenden Teil seines Heeres. Die große Saracenenkaserne hier war das immer gerüstete Arsenal für seinen Kampf mit dem Papsttum. Diese Moslem plünderten und verbrannten auf manchem Kriegszuge christliche Bistümer und Klöster, und gegen sie half kein päpstlicher Bannstral.

Unablässig forderte die Kirche die Bekehrung dieses furchtbaren Heidenvolkes, und Friedrich ließ sogar Franciscaner-Missionäre in Lucera zu, wo er mit ironischem Lächeln Bischöfe an derselben Tafel mit vornehmen und verdienten Saracenen speisen ließ. Aber er zwang seine treuesten Krieger nicht ihren Glauben zu ändern, denn ihr Uebertritt zum Christentum würde ihre Waffen im Kampfe mit dem Papst abgestumpft haben. Friedrich ehrte vielmehr die Religion dieser Araber, deren Cultus er vielleicht weniger götzendienerisch fand als den römischen, und sicherlich der Staatsgewalt minder feindlich.

„O glückliches Asien, o glückliche Monarchen des

Orients, denen die Erfindungen der Päpste keinen Kummer machen", so schrieb einmal Friedrich II. an seinen Schwiegersohn Batazes.

„O glücklicher Saladin", so rief auch später der König Philipp von Frankreich aus, „weil er nichts von den Päpsten zu leiden hat."

Jahrhunderte sind seit jenen Zeiten dahingegangen, und trotzdem könnte derselbe Ausruf noch am heutigen Tage gehört werden, aus dem Munde nämlich des deutschen Kaisers.

An große Zeiten erinnert dieses Saracenenschloß Lucera. Berührt man seine Mauern mit dem Zauberstabe der Phantasie, so beleben sie sich von historischen Gestalten einer der merkwürdigsten Epochen Europas überhaupt. Dort umherkletternd bei einem heftigen Winde, der uns von den Zinnen herabzuwerfen drohte, waren wir drei Gefährten auch die Repräsentanten des neuen Deutschlands und des neuen Italiens. Ich gedachte mit Vergnügen, daß mein italienischer Freund ein Sohn desselben Capua ist, aus welchem der geniale Pier delle Vigne stammte, während mein Bruder die großen deutschen Schlachten in Frankreich mitgeschlagen hatte, welche dem Guelfentum in der Welt den Todesstoß gegeben, und das weltliche Reich der Päpste für immer zerstört haben.

Aber mit uns ging ein junger Priester Luceras, der sich uns zufällig angeschlossen hatte und unsern Führer machte. Wenn ich auf seine Gestalt blickte, erschien er mir trotz seiner liebenswürdigen Zuvorkommenheit als der Repräsentant des Lagers der wutentbrannten Feinde Friedrichs II., und als der dunkle Schatten, welcher neben der

Freiheit des Geistes einherschreitet, und noch lange neben ihr wandern wird.

Auf einmal entführte mich die Phantasie vom Castel Lucera über die sonnigen Berge Apuliens hinweg nach einer Burgruine im fernen Deutschland, nach dem Hohenstaufen im sagenreichen Schwabenland, und ich durchmaß mit Verwunderung die weiten Wege der Geschichte, welche das Heldengeschlecht Friedrichs von Büren aus der schwäbischen Stammburg in dieses apulische Land geführt, und jene auch mit der Burg Lucera in Verbindung gesetzt haben.

Nur wenige Stunden Wegs trennen den Hohenstaufen vom Hohenzollern, aber die Geschichte des deutschen Reichs brauchte sechs volle Jahrhunderte um diese Strecke zurückzulegen. Im Jahre 1870 langte sie dort an. Da stand das deutsche Reich in der Dynastie der Hohenzollern neu gegründet und die Fortsetzung der Mission der Hohenstaufen wurde auf jene übertragen.

Derselbe Kampf, welchen die Schwabenkaiser mit Rom gekämpft haben, ist alsbald mit gleicher Leidenschaft wieder entbrannt, und Deutschland, kaum zu einem nationalen Reich erstanden, ist wiederum gespalten in die Parteien der Guelfen und Ghibellinen, in Anhänger des Reiches und der Kirche. Diese Thatsache erscheint erstaunlich, doch sie befremdet nur denjenigen, welcher die Zusammenhänge des geschichtlichen Processes nicht kennt. Die beklagenswerte Renaissance dieses Streites erschwert die ruhige Ordnung des deutschen Nationalreiches, welches offene oder maskirte Feinde umlagern und umlauern, aber sie ist eine geschichtliche Notwendigkeit. Vielleicht wird es Deutschland nicht

beschieden sein, ein friedliches nationales Glück auf lange zu erreichen, wie es England nach dem Abschlusse seiner Revolutionen darzustellen vermocht hat. Denn die deutsche Nation ist durch das reformatorische Princip dazu berufen die Gegensätze auszutragen, auf welchen die Entwickelung des innern Lebens Europas beruht. Dieses Princip hat bei ihr seinen Sitz und Mittelpunkt genommen, wenn nicht geradezu auf Grund ihrer geistigen Eigenart, so doch sicherlich auf Grund der ihr seit Karl dem Großen und den Ottonen für lange Jahrhunderte zugeteilten Reichsgewalt, wodurch das deutsche Volk ebenso lang in Kampf mit der Papstgewalt und dem römischen Christentum geraten mußte.

Die Strömung der Geister in Europa scheint einen ewigen Kreislauf zu beschreiben, innerhalb dessen Reich und Kirche, Kaiser und Papst, noch immer denselben Standpunkt halten, wie zur Zeit Friedrichs II. und Gregors IX. In Wahrheit, es liegen in unserer Cultur alte organische Grundgedanken fest, um welche sich dieselbe noch bewegt, obwol die politische und die kirchliche Verfassung der Welt sich vielfach verändert haben. Der deutsche Kaiser, welcher heute das hierarchische Princip des Nachfolgers Gregors IX. und Innocenz des IV. bekämpft, steht nicht mehr wie der geniale Friedrich II. von der Zeit unbegriffen und vereinsamt da. Der hartnäckige Feind, den er bestreitet, gebietet nicht mehr über die unermeßlichen Mittel und die vielen Bundesgenossen wie damals, wo die Kirche seit Gregor VII. und Innocenz III. die Idealmacht der Welt, ihr allgemeiner geistiger Organismus war, wo die Theologie die unumschränkte Herrschaft im Reiche des Wissens führte,

wo die neuen Orden der Franciscaner und Dominicaner die ganze menschliche Gesellschaft mit fieberhafter Glaubensglut erfüllten, und wo selbst noch die Kreuzzüge als höchste politische Aufgabe der Fürsten und Völker galten. Dieser römischen Kirche, einer die Welt umfassenden Zaubermacht, welche über alle jene Elemente gebot und obenein den demokratischen und nationalen Geist Italiens zu ihrem Bundesgenossen hatte, mußte sich der große Hohenstaufe entgegenstellen, allein auf sein Genie gestützt und nicht einmal getragen von Deutschland, seiner naturgemäßen Basis. Man stelle sich vor, wie schwer und furchtbar der Kampf mit Rom für diesen Kaiser sein mußte, wenn die Schwierigkeiten des kirchlichen Streites, in welchem sich heute sein mächtiger Nachfolger im deutschen Reiche befindet, noch immer groß erscheinen.

Denn die römische Kirche von heute ist nur noch eine entseelte Maschinerie im Vergleich zu der alles Leben durchströmenden Macht, die sie im Zeitalter der Hohenstaufen war. Die deutsche Reformation, für welche das ghibellinische Princip Friedrichs II. die Voraussetzung gewesen ist, hat ihr mehr entzogen als ein großes Länder- und Völkergebiet. Sie hat sie innerlich verarmen gemacht. Alles was ehemals ihre Größe bildete, die Wissenschaft, die humanen und fortbildenden Ideen jeder Richtung sind das Eigentum der Reformation geworden. Alles was die europäische Menschheit seit drei Jahrhunderten geistig entwickelt und vorwärts treibt, ist die Wirkung des reformatorischen Princips allein.

Das römische Papsttum, in welchem sich jetzt die katholische Kirche vollkommen centralisirt hat, ist als Weltmacht und Führer der Cultur erloschen, und kein die Menschheit begeisternder und mit sich fortreißender, kein prophetischer und zukunftsvoller Gedanke kann irgend mehr im Vatican entdeckt werden. Der Glaube hat seine Macht verloren: die Wissenschaft und die Kritik zersetzen täglich mehr das historische und dogmatische Christentum. Was ist heute die Bedeutung der Theologie im Vergleich zu den Zeiten des Thomas von Aquino? Die geistlichen Orden, durch welche ehemals das Papsttum seine Gewalt über die Völker Europas wesentlich errang, sind geschwunden; der letzte in der Reihe, der Orden Jesu, irrt zum Teil verbannt und im Exil. Wenn man den Ideengehalt der jesuitischen Doctrin mit den Regeln jener Franciscaner vergleicht, so wird man sehen, daß seinen Kern nicht mehr die christliche Religion, sondern die römische Politik bildet. Es ist das Programm der päpstlichen Absolutie. Kann das Princip der Infallibilität des Papstes, der Ertödtung der Vernunft in der Kirche und der Knechtung des Gedankens überhaupt als eine Idee begriffen werden, welche die Menschheit begeistern muß, weil sie ihr das hohe Ziel ihrer Entwickelung in der Zukunft vor Augen stellt? Nur mit Lächeln wird man diese Frage anhören und beantworten.

Aber wol, dieses römisch-jesuitische Papsttum ist noch sehr stark durch die Tradition, durch das bewundernswürdige System der Einheit und durch die große Zahl der ihm Ergebenen und Gehörigen. Seine Kraft ist eine politisch-sociale Kraft. Es ist der traditionelle Einheitspunkt für eine dogmatische Ansicht der Weltverfassung und für die große Menge der Menschen die sich dazu bekennt.

Es sammelt um sich her alle Anhänger des in seinen alten Formen vergehenden Christentums, alles Conservative und Legitime, alles was sein Ideal im Autoritätsglauben der Vergangenheit sucht. Ihm gegenüber steht die andere Verfassungspartei, die von der Selbstbestimmung des Einzelnen ausgeht, dessen politische Gemeinde der moderne, sich frei entwickelnde confessionslose Staat ist.

An die Stelle der Guelfen und Ghibellinen sind so heutzutage die Kirche und der Staat überhaupt getreten, oder in Bezug auf Deutschland die römische absolute Papstkirche und das moderne nationale Reich.

Das deutsche Reich ist trotz Rom und den Jesuiten in der protestantischen Dynastie der Hohenzollern hergestellt worden, und auf dem festen Boden dieses erst heute national geeinigten Deutschlands kann der neue Kaiser mächtiger dastehen, als es die größten Hohenstaufen und selbst Karl V. gewesen sind. Er ist es gerade deshalb weil das Dogma von der römischen Weltherrschaft im deutschen Reiche für immer erloschen ist. Dieses Dogma lebt aber noch fort im römisch-jesuitischen Papsttum, und dasselbe auch hier für immer auszulöschen, darin besteht zum Teil der Kampf unserer Gegenwart, der neuen Welt mit der alten Welt.

Ehemals hatten die Ghibellinen diese Aufgabe übernommen, aber nicht durchgeführt, denn sie beanspruchten das Princip der Universalmonarchie für sich selbst, und die Hohenstaufen gingen unter, weil sie das fremde Italien zur praktischen Basis für ein weltgebietendes Kaisertum machen wollten. „Italien ist mein Erbteil!" dies war das Wort Friedrichs II. Dasselbe aber sagte der Papst

von sich. Rom, der Kirchenstaat, Italien waren seit den Zeiten der fabelhaften Schenkung Constantins die von den Päpsten erstrebte, mehr oder weniger erlangte und behauptete Grundlage für ihre Weltherrschaft, und man muß sagen, daß diese Grundlage für sie mindestens eine nähere und natürlichere war, als sie es für die deutschen Kaiser sein konnte. Die Kaiser des Mittelalters wußten, daß ihre Weltmonarchie ohne Italien unmöglich war. Die Päpste wußten, daß ihre Weltmonarchie ohne Italien unmöglich war. Nun, diese Grundlage ist ihnen für immer entrissen worden: sie fiel im Jahre 1870; die Ghibellinen haben sie doch vernichtet, die Hohenzollern haben den Kirchenstaat für immer zerstört.

Auf der Burg Lucera erwog ich die Entwicklung dieses großen Weltprocesses, und ich grüßte freudevoll den Schatten des unsterblichen Hohenstaufen, den selbst noch Dante, obwol das Kaisertum und seine Weltmonarchie vergötternd und Feind der weltlichen Priesterherrschaft, aber ein frommer Katholik, als Heiden und Saracen in den Flammen-Sarkophag der Ketzerhölle zu versenken wagte.

Wie würde Friedrich II. staunen, gewahrte er heute Rom, wo jener unchristliche weltliche Priesterton, welchen umzustürzen ihm nicht gelingen konnte, jetzt endlich am Boden liegt, und wo der Papst im Vatican sich verschlossen hält, heute von den Mächten der Zeit so verlassen wie es einst Friedrich war: ein freiwilliger Gefangener und doch zugleich auch der wirkliche Gefangene der neuen Zeit selbst, welche ihn dorthin verbannt hat. Wenige Schritte aber von diesem Papst entfernt sitzt als König Italiens ruhig auf dem Tron in Rom der Stammfürst des kleinen

Savoyens, von allen Staaten und Völkern der Welt darob beglückwünscht und freudig anerkannt.

Auch nach dem Tode Friedrichs II. blieben die Saracenen in Lucera dem Hause Schwaben unerschütterlich treu, während der Papst eilte, diesem Apulien zu entreißen. Manfred verdankte es nur ihnen, wenn er sich auf den Tron seines Vaters zu schwingen vermochte. Seine glänzende Heldenlaufbahn begann er ganz eigentlich in dieser Burg Lucera. Er rettete sich hierher im November 1254 auf seiner kühnen Flucht von Acerra durch die Gebirge Samniums. Am Tore Luceras angelangt, gab er sich den Moslem zu erkennen, und diese trugen ihn mit Frohlocken in die Burg und riefen ihn zu ihrem Herrn aus. So faßte er hier zuerst festen Fuß. Dann vertrieb er die Feinde aus dem nahen Foggia, sodann aus Troja, wo der Cardinallegat Guglielmo Fieschi die Flucht ergriff und nach Neapel zum Papst entrann.

Nichts erbitterte diesen so sehr als die Fortdauer der Saracenencolonie Luceras; vergebens waren die Bekehrungsversuche der Kirche, vergebens die an Manfred gestellte Forderung, diese Mohamedaner nach Afrika fortzuschaffen. Er aber ehrte in ihnen seine treuesten Bundesgenossen und Krieger. Wie sein Vater umgab er sich mit Saracenen; den Sultan von Lucera nannten ihn die Priester und Karl von Anjou.

Auf dem Schlachtfelde bei Benevent kämpften diese Araber tapfer, und dort fielen sie auch zu Tausenden. Ehe der König Manfred dem Anjou entgegenzog, hatte er sein junges schönes Weib Helena von Epirus und seine Kinder den saracenischen Wachen in der Burg Lucera zur

Obhut anvertraut. Und es war hier, wo die Unglückselige erfuhr, daß ihr Gemal bei Benevent gefallen sei. In tiefer Verzweiflung raffte sie sich mit ihren Kindern auf und floh nach Trani, um sich dort einzuschiffen und nach Epirus zu retten. Aber der Castellan der dortigen Burg lieferte diese Opfer den nachsetzenden Verfolgern aus.

Die Saracenen Luceras schlossen in ihrer Bestürzung mit dem siegreichen Usurpator einen Vertrag, wodurch ihnen gestattet wurde, als seine Untertanen mit den Einrichtungen und Gesetzen fortzuleben, die ihnen die Hohenstaufen gegeben hatten. Aber schon im Jahre 1267 pflanzten sie wieder die Fahne des Hauses Schwaben auf den Zinnen ihrer Burg auf, als der junge Konradin sich zum Zuge nach Italien anschickte. Lucera war damals der Sammelplatz und Stützpunkt der Ghibellinen Süditaliens und die größte Sorge des Papstes wie Karls von Anjou.

Auf das dringende Begehren jenes hatte dieser eine Armee zur Belagerung der Saracenenburg abgeschickt, welche jedoch alle Stürme siegreich abschlug. Er kehrte dann in Person aus Toscana im April 1268 nach Apulien zurück, um Lucera zu unterwerfen, wie das der Papst forderte; aber er hob die Belagerung wieder auf und zog Conradin entgegen, als dieser letzte der Hohenstaufen auf der valerischen Straße zum Lago Fucino herabkam.

Die Schlacht bei Scurgola entschied das Schicksal des Unglücklichen, und nach seinem Fall wurde Lucera von neuem belagert. Die Saracenen verteidigten sich mit verzweifeltem Mut, bis sie am 28. Aug. 1269, ein Jahr nach der Niederlage Conradins, der Hunger zur Ergebung

zwang. Ihre Anzahl war zusammengeschwunden, doch behaupteten sie sich in Lucera auch jetzt, wennschon ihrer Freiheit beraubt. Sie erhoben sich sogar noch einmal wider den verhaßten Anjou, den Vasallen des Papstes, im Jahre 1271, und sie stellten sogar einen falschen Konradin in Lucera auf. Nochmals zur Unterwerfung gezwungen und grausam bestraft, blieben sie gleichwol in ihrer Citadelle wohnen. Denn auch der Anjou erkannte die Wichtigkeit dieser Colonie tapferer Krieger: er baute die Burg noch fester aus. Ein großer Teil der heute noch stehenden Mauern und Türme rührt geradezu von Karl I. her; eine große Zahl von Decreten dieses Königs bezieht sich auf den Ausbau der Festung Lucera, wo auch der königliche Schatz verwahrt lag.

Seit jener Zeit, wo die Hoffnung auf eine Wiederherstellung der Ghibellinen entschwunden war, während die unglücklichen Kinder Manfreds in den tiefsten Kerkerverließen begraben lagen, traten die Saracenen aus Selbsterhaltung in die Dienste der Anjou, welche sich ihrer gerade so bedienten, wie es die Hohenstaufen gethan hatten. Karl II. gebrauchte sie im Kriege der sicilianischen Vesper, wo sie unter dem Kreuzesbanner und unter den Augen päpstlicher Legaten gegen Aragon kämpften.

Indeß forderte der Papst mit Entschiedenheit die Ausrottung dieser Heiden, und Karl II. fügte sich endlich in sein Gebot. Ohne andere Veranlassung ließ er die Burg Lucera überfallen und die Saracenen darin niederhauen. Was verschont ward und übrigblieb mußte das Christentum annehmen. Die Moscheen wurden dem Erdboden gleich gemacht, die christliche Kathedrale ward neu gebaut

und selbst der uralte Name Lucera wurde in den von S. Maria verwandelt. Doch dieser behauptete sich nicht.

So erlosch die Saracenenstadt im Jahre 1300, nachdem sie fast 80 Jahre gedauert hatte. Schon um 1525 fand Leandro Alberti die Citadelle Lucera in Trümmern und von Vieh bewohnt. Ihre Geschichte verdiente wol von einem gründlichen Kenner des Arabischen besonders behandelt zu werden. Wenn sie auch an sich von geringer Bedeutung ist, so würde sie doch immer ein anziehendes Kapitel in der Geschichte der Saracenen Siciliens bilden. Es ist deshalb zu bedauern, daß Michele Amari seine ursprüngliche Absicht nicht ausführte. Als er sein gründliches Werk über die Muselmanen Siciliens begann, war ihm das Staatsarchiv Neapels noch nicht vollkommen zugänglich, und dort liegen, wie er selbst in der Einleitung zu jenem versichert, in den Registern des Hauses Anjou viele hundert Urkunden, welche sich auf die Saracenen Luceras beziehen. Für einen Mann von so seltener Arbeitskraft, wie Amari sie besitzt, würde es auch heute nicht zu spät sein aus jenen Urkunden eine Geschichte der Araber Luceras zusammenzustellen.

Blickt man von den Mauern dieser Burg rings um sich in die schönen Landschaften Apuliens, über welchen ein blauer elysischer Aether glanzvoll schwebt, so hat man in Wahrheit ein unvergleichliches Theater von Ereignissen um sich her, welches die Geschichte Süditaliens wie in einem Spiegel zurückstralt. Römer, Karthager — denn tief unten sieht man die Gefilde der Hannibalschlacht von Cannä — Gothen, Langobarden, Saracenen, Byzantiner und Normannen, die Kreuzfahrer, welche zuerst von jenen

Küsten ihren Lauf nahmen, die Hohenstaufen, die Anjou, die Aragoner, die Spanier und Franzosen: alle diese Erscheinungen ziehen hier am Blick vorüber.

Der Horizont rings umher ist wundervoll. Nordwärts steht die purpurne Gebirgskette des Garganus: das Meer schimmert links von ihm aus der Ferne, und die Eilande Tremiti tauchen aus seinem silbernen Spiegel auf. Ostwärts über Foggia hinweg dehnt sich Apulia Plana bis zum Golf von Manfredonia hin, in weiten sonnigen Flächen ausgebreitet. Gegen Westen und Süden steigen die Apenninen Benevents und die Berge von Campobasso und Bojano in schönen Reihen auf. Dort tritt auch ein grüner Höhenzug, nur einige Millien entfernt, gegen die Landschaft Luceras vor, und auf ihm stellt sich deutlich Troja dar.

Der classische Name dieser Stadt entführt uns weit hinweg zu homerischen Küsten und Zeitaltern, aber ihre Gründung fällt in den Beginn des elften Jahrhunderts. Troja ist eine der Städte, welche die Byzantiner in Apulien gebaut haben. Der Katapan Bugianus gründete sie in jener Zeit, wo sich der von den Griechen unterdrückte Langobarden-Stamm Apuliens erhoben hatte, und schon im Jahre 1022 war das junge Troja ein so fester Ort, daß ihn der Kaiser Heinrich II. auf seinem Zuge nach Süditalien belagern und erstürmen mußte. Heute zählt die Stadt 6000 Einwohner. Sie ist besonders merkwürdig durch ihre altertümliche Kathedrale.

Rückkehrend vom Castell besuchten wir einige Kirchen: Sant Antonio Abbate, ehemals das Besitztum des deutschen Ritterordens, welcher in der Hohenstaufenzeit reiche Güter in Apulien erwarb, S. Domenico und den Dom.

Diese Kathedrale ist ein Werk der Anjou. Denn da der alte bischöfliche Dom der Stadt in Trümmern lag, (aus ihnen hatten die Saracenen Friedrichs ihre Moschee gemacht), so beschloß der Nachfolger Karls von Anjou im Jahre 1300 die Kathedrale S. Maria neu zu bauen. Sie wurde schon zwei Jahre später eingeweiht, obwol sie noch nicht vollendet war. Diese Kirche ist neben dem Castell das ehrwürdigste Monument der Stadt und ihr architektonischer Mittelpunkt, ein gothischer Bau von drei Schiffen, in mäßigen Verhältnissen, einfach und würdevoll. Die Façade hat einen stumpfwinkeligen Giebel mit großer Fensterrose und drei gothische Portale von schwärzlichem Kalktuf. An sie lehnt sich der nicht hohe Turm, welchen ein achteckiger Aufsatz krönt.

Im Innern suchte ich vergebens nach Monumenten und Inschriften vergangner Zeit; überall in Italien verschwinden solche aus den Kirchen. Nur im Baptisterium steht noch die marmorne Statue des königlichen Erbauers, eines jungen Mannes von anmutigem Gesicht. Er hält die Arme gekreuzt auf der Brust, und seine Füße treten, wunderlich genug, auf zwei sich krümmende Hunde. Auf dem Postament steht in moderner Schrift geschrieben: „Carolus II. Andeavensis A. S. MCCC. Templum Deo et Deiparae Dicavit.“ Der Sarkophag, zu welchem diese Grabfigur ursprünglich gehört hat, ist leider verschwunden.

Unser Führer im Castell, jener junge Priester, brachte uns auch nach der Gemeindebibliothek, welche im Stadthaus aufgestellt ist. Dort nimmt sie zwei saubere Zimmer ein. Man zeigte mir hier unter anderm eine Reihe von Manuscripten, moderne Compilationen von Urkunden, die

sich auf die Geschichte Luceras beziehen. Diese selbst ist noch nicht ausreichend geschrieben worden. Im Jahre 1861 erschien zwar in der Druckerei des Salvatore Scepi in Lucera die Geschichte dieser Stadt von Giambattista d'Ameli Baron v. Vineto und Meledugno, aber dieses Buch genügt in keiner Weise den Forderungen der Wissenschaft. Wir fanden im Bibliothekzimmer nur einen einzigen Leser, woraus ich indeß keine übeln Schlüsse auf die städtischen Studien ziehen will. Sehr lebhaft werden diese freilich nicht sein, obschon das Lyceum Luceras in gutem Rufe steht.

Manfredonia.

Nach Foggia zurückgekehrt beeilten wir uns, nach Manfredonia zu fahren, um dieses einzige noch fortdauernde Denkmal des Heldenkönigs Manfred zu sehen. Die Entfernung beider Städte voneinander ist genau die von Rom und Tivoli. Die Fahrstraße führt durch die Ebene fort, welche zur Linken von dem langen Bergrücken des Garganus abgeschlossen wird, während sie sich zur Rechten unabsehbar ausdehnt und am Horizont verliert.

Diese Ebene rings um Foggia ist der obere Teil des Tavoliere Apuliens. Sie erinnert an die Campagna Roms, wo auch vom October bis in das Frühjahr hinein Tausende von Schafen weiden, die vom Abruzzenland und der Sabina dorthin getrieben werden. Aber sie ist grasreicher und steppenartiger und weniger malerisch, weil sie eine vollkommne Fläche für das Auge darbietet.

Nach dem Garganus hin und vorwärts gegen Manfredonia ist der Tavoliere fast ganz baumlos. Die Stelle der Bäume und Sträucher nehmen die hohen Schafte des Fenchels ein, welche schöne Blütenbüschel von goldgelber Farbe tragen. Wie auf dem römischen Gefilde wuchern

auch hier die Asphodelen, die Labien und die Menthe, und all das balsamische Kraut, welches Schafe und Rinder lieben. An manchen Stellen war es wie ein wogendes Blumenmeer.

Die grüne Steppe ist, soweit das Auge reicht, mit gemauerten Höfen überstreut. Sie enthalten Vorratshäuser, Wohnungen für Hirten und Verwalter, Hürden, eine Halle für Fuhrwerke und Gerätschaften, und dergleichen mehr. Aus jeder solcher Wirtschaft ragt eine kleine Pyramide hervor, deren Spitze ein Schornstein ist. Das sind Oefen, worin der Schafkäse bereitet wird; sie sind die charakteristischen Gestalten dieser endlosen Triften, wie es für die Campagna von Rom die mittelalterlichen Türme und die antiken Grabmäler sind. Auf der ganzen Strecke bis nach Manfredonia hin bemerkte ich nur einen einzigen alten Turm, und dieser stand an der Straße selbst, ehemals ihr Wacht- und Zollturm und dann eine Soldatenstation, als das ganze Gebiet des Garganus von Briganten voll war.

Die warme Jahreszeit hatte sich diesmal auch in Apulien verspätet, denn der Mai war auffallend kalt. Deshalb mochten noch viele Herden auf dem Tavoliere zurückgeblieben sein, statt ihre Sommerquartiere in den Bergen zu beziehen. Wir sahen davon genug, und von jeder Sorte: Rinder, Schafe, Ziegen, Büffel, Rudel von verwilderten dickbehaarten Eseln und von Pferden. Die Hirten zu Roß, die Lanze in der Hand, und zottige Hunde, wie in Etrurien und in Latium.

Der Anblick dieser apulischen Steppe versetzt den Reisenden in weit entlegene Länder und in eine vergangene Civilisation, und doch ist diese wesentlich italisch und schon den Zeiten angehörig, als das apulische Land noch Daunia hieß. Durch alle Jahrhunderte erhielt sich hier der Urzustand des Hirtenlebens; er begleitete als ein kaum veränderter Naturbestand alle politischen und socialen Wandelungen Italiens, und dauert noch in der Gegenwart fort.

Der Tavoliere umfaßt 800 italienische Quadratmeilen oder 300000 Hektaren. Er dehnt sich durch die ganze Capitanata aus und setzt sich südwärts fort bis in die Provinzen von Bari, in die Basilicata und die Terra von Otranto. Dieses Weideland ist nicht in solcher Ausdehnung, wol aber zu einem großen Teil, seiner Bestimmung nach älter als die Zeit der Eroberungskriege der Römer in jenen Gegenden, welche sodann, wie man annimmt, uncultivirtes Eigentum des Staates blieben, und dazu bestimmt wurden, die Zölle der öffentlichen Weiden zu vermehren. Wie weit der Tavoliere noch während des römischen Kaiserreichs, sodann zur Zeit der Herrschaft der Gothen und der Byzantiner dem ager publicus zugehörte, oder ihm entzogen ward, kann nicht ermittelt werden. Im späteren Mittelalter, zur Zeit der Normannen und der Hohenstaufen, erscheint das apulische Weideland durchaus wieder als königliche Domäne, unter dem Begriff Regie Difese.

Doch erst am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts wurde die Verpachtung der königlichen Weiden systematisch eingeführt. Alfonso I. von Aragon gab das Gesetz, wonach alle Besitzer von Herden in den Berglandschaften gezwungen wurden, jene gegen Abgabe auf dem Tavoliere überwintern zu lassen. Eine darauf bezügliche Verwaltung

wurde eingesetzt unter dem Titel Dogana della mena delle pecore in Puglia. Sie soll dem Fiscus die jährliche Summe von 300000 Goldfloren eingebracht haben.

Wanderstraßen für die Herden wurden durch den Tavoliere abgesteckt und wie Chausseen mit Grenz- und Meilensteinen versehen. Sie heißen Tratturi.

Nichts ist sonderbarer als diese Tratturi. Sie durchziehen einen großen Teil Süditaliens von den Abruzzen Aquilas, vom Gran Sasso und vom Monte Majella bei Sulmona herab bis zu den Bergen in Calabrien, wo sie ihr Ende nehmen. Seit Jahrhunderten sind sie dieselben geblieben, und es haben sich Millionen von Schafen und Rindern auf ihnen bis zum heutigen Tage gleichmäßig fortbewegt, wie nur immer die Armeen Roms es auf der Via Flaminia oder Appia gethan haben.

So zieht sich der Tratturo hin als ein grüner Streif Erde von 40 bis 80 und 120 Metern Breite. Auf ihm wandern die Herden fort, im Herbst in die Ebene herabsteigend, im Mai zu den heimatlichen Bergen zurückkehrend. Ich bin oft in Etrurien und in Latium solchen Wanderzügen von Herden begegnet, wenn sie, zuweilen bis 5000 Köpfe stark, die gewöhnliche Fahrstraße anfüllten, alles hemmend was ihnen entgegenkam. Ihr Anblick war seltsam und bisweilen furchterregend, wenn die Herde aus Rindern bestand. Ich werde nie eine Hirtenscene in Cervetri vergessen, wo ich ein paar tausend hochgehörnte Rinder vorüberstürmen sah, hinter sich die mit Lanzen hoch zu Roß einhersprengenden Hirten, ihre Generale.

Wie sonderbar muß erst der Anblick der einherziehenden Herden auf dem Tratturo Apuliens sein. Zu ihren Zeiten wandern sie hier Tag für Tag fast ohne Unterbrechung fort. Eine zusammengehörende Herde nennt man hier punta; sie besteht aus einer Menge von bisweilen 10000 Stück. Jede punta ist eine wolgeordnete wandernde Republik; denn sie zerfällt wieder in Unterabteilungen von 300 bis 400 Stück, von denen jede sechs und mehr gewaltige Hunde bei sich hat. Zur Seite reiten die Hirten; den Zug schließt eine Menge von beladenen Maulthieren und Pferden. So bewegen sich diese geregelten Massen auf dem Tratturo fort, wo das Vieh auch wandernd immer etwas Gras und Kraut abzurupfen findet.

Von Manfredonia her begleitet ein Zweig des Tratturo in einiger Entfernung die Fahrstraße. Wir fuhren dort auf ihm eine Strecke entlang, um den Weg abzukürzen. Dann sah ich später den großen Tratturo Apuliens, wo er, von den Abruzzen kommend, an den Mauern der Stadt Andria vorbeizieht und südwärts sich in die Provinz Bari wendet. Dort steht ein Grenzstein mit der Inschrift: P. T. 1810, das heißt Pubblico Tratturo. Er stammt demnach aus der Zeit, wo Murat König von Neapel war. Ich betrachtete diesen Stein mit Respect, wie ein geschichtliches Monument, und zeichnete seine Ziffern in meine Schreibtafel ein.

Dieses Zwangsystem der öffentlichen Weiden im Tavoliere (pastorizia sforzata) wurde übrigens schon im vorigen Jahrhundert als ein den Interessen des Ackerbaus schädliches Institut wiederholt angegriffen, und die Ansicht aufgestellt: daß jene ausgedehnten Triften in Culturland zu verwandeln und den Pächtern im Wege des Abkaufs

als Privateigentum zu überlassen seien. Unter dem französischen Regiment wurde in der That jenes System aufgehoben durch ein Gesetz vom 21. Mai 1806. Aber die bourbonische Regierung führte im Jahre 1817 den alten Zustand im Tavoliere wieder ein. Endlich wurde nach der Annexion Neapels an das Königreich Italien durch das Gesetz vom 26. Februar 1865 das Edict von 1817 wieder aufgehoben und die Befreiung der Weidetriften durch Abkauf festgestellt.

Der Weidezwang soll demnach aufhören, die Tratturi sollen verschwinden, die Pächter Eigentümer werden, und der Hirte soll sich in den Bauer verwandeln. Dieser Plan kam bereits teilweise zur Ausführung, aber er stößt auf vielen Widerspruch und große Hindernisse. Eine Reihe von Schriften ist darüber veröffentlicht worden, von denen ich nur zwei nenne: „Studien und Vorschläge über das Gesetz der Befreiung des Tavoliere Apuliens" vom Deputirten Giuseppe Andrea Angeloni (Neapel 1872), und „Der Tavoliere Apuliens oder die ökonomisch=industrielle Zukunft Italiens und Deutschlands" vom Ingenieur Consolini (Neapel 1872), ein Programm und Statut der internationalen Creditbank, welches dem Fürsten Bismarck gewidmet ist. Diese beiden Schriften verteidigen die Aufhebung des Weidezwangs, aber andere Stimmen haben sich erhoben und erheben sich noch täglich gegen den Plan der Regierung. So brachte die „Unità Nazionale" Neapels am ersten Juli dieses Jahres einen bemerkenswerten Aufsatz „über die Aufhebung der Tratturi", worin der Verfasser nachweist, daß diese Maßregel die Viehzucht Süditaliens zerstören, mit ihr auch den Ackerbau

beeinträchtigen und ein Chaos von Rechtsverletzungen, von Streitigkeiten und Processen erzeugen müsse.

Die große Lebensfrage des Tavoliere, schon seit zehn Jahren Gegenstand des Studiums für die italienische Regierung und der Debatten im Parlament, schwebt demnach noch unentschieden. Da wir keine berufenen Richter darüber sein können, so wollen wir uns mit dieser Frage nicht den Kopf zerbrechen, sondern unsere Straße weiter ziehen und beobachtende Blicke auf die Gefilde werfen. Sie sind in Wahrheit vollkommne Einöden.

Auf der ganzen Strecke von drei Stunden Wegs bis nach Manfredonia berührten wir keinen Ort, es sei denn hie und da ein vereinzeltes Hirtengehöft. Die Via Appia von Cisterna bis Terracina und das pontinische Sumpfland zu ihrer Seite sind zehnmal belebter als diese apulische Landschaft. Auf der übrigens sehr gut gehaltenen Fahrstraße begegneten wir kaum drei bis vier Wagen, worunter sich die Post befand, und nur ein paar Reiter trabten sie entlang, um einer mitten in der Wildniß gelegenen Meierei zuzueilen.

Doch kamen uns hie und da Gruppen von Menschen zu Pferd und zu Fuß entgegen, anscheinend tief ermüdet von langer Wanderung. Weiber und Männer trugen den herkömmlichen langen Pilgerstab (bordone) in der Hand, an dessen Spitze ein grüner Fichtenzweig mit Pinienzapfen und ein in brennend roten Farben gemaltes Heiligenbild befestigt waren. Sie sahen seltsam und fremdartig aus. Woher sie kamen, zeigten sofort jene Symbole; denn der Pinienzweig war ohne Frage dort oben auf dem Garganus gewachsen, und das Heiligenbild stellte den geflügelten

Drachentödter Sanct Michael dar. Diese Pilger kamen hoch vom Vorgebirg aus der wunderbaren Capelle des Erzengels herab, wo am 8. Mai das große Pilgerfest gefeiert worden war und sich noch den ganzen Monat hindurch fortsetzte. Noch viele Tage später, selbst noch bei unserer Rückreise von Tarent her, begegneten wir an den lachenden Ufern des Aufidus solchen Scharen der vom Garganus heimkehrenden Pilger.

Wir näherten uns unterdeß immer mehr diesem Gebirge, welches wir stets zur Linken hatten. In meilenweiter Linie, wie eine unübersteigliche chinesische Mauer emporgetürmt, streckt es sich nach dem adriatischen Meer aus. Es zeigte jetzt seine mächtigen Gliederungen, wild zerrissene Felsenkegel, Schluchten und Täler, finstere Pinien- und Eichenwälder und Abhänge, grünend von Olivencultur, aber nur wenige kleine Ortschaften zu seinen Füßen. Die Luft war durch Wolken verdunkelt, welche für unsern Blick auch die hochgelegene Pilgerstadt Sant Angelo verdeckten. Es war empfindlich kalt geworden; wir hüllten uns ein so gut wir es vermochten, als durchreisten wir diese Landschaft mitten im Winter.

Auf der Hälfte des Weges rasteten wir ein wenig an einer Schmiede, welche zugleich Schenke war. Viele Hirten standen dort mit einem Rudel zottiger Esel, welche sie beschlagen oder von Schäden heilen ließen. Diese verwilderten Menschen und Thiere, große Blutlachen auf dem Boden, die berußten schwarzen Gebäude und neben ihnen ein Sumpf, durch welchen ein Fluß nach dem Meer seinen stillen Lauf nahm, bildeten die bizarrste Scene einer vollkommenen Räuberherberge. Wir forderten einen

Trunk Wein, uns zu erwärmen, worauf der Wirt aus einer großen Kanne einen echten Räuberwein einschenkte, schwarz wie Tinte und nicht genießbar.

Von dort an steigt das Land zu öden Hügeln auf, die noch den Golf von Manfredonia verdecken. Wir fuhren an einem Steinbruch vorbei, aus welchem das Material für die Bauten in Foggia gezogen wird. Er hatte das Aussehen von syracuser Latomien in kleinen Verhältnissen. Der Kalkstein, welcher dort gebrochen wird, ist von der zartesten weißen Farbe. Man zerschneidet ihn in kleine längliche Würfel. Er verhärtet erst an der Luft und wird fest wie Travertin.

Vier Millien vor Manfredonia kamen wir an den Ruinen einer verlassenen Abtei vorüber, mit höchst malerischen Portalen und einer wolerhaltnen Tribune von edelm romanischen Baustil. Sie war einst eine der reichsten Commenden der Deutschritter, und hieß San Leonardo ordinis Theutonicorum. Nach der Angabe Ughelli's warf sie die jährliche Rente von 20000 Goldfloren ab. Außer ihr gab es in der Diöcese Siponto noch zwei andre Abteien, die der Cistercienser von S. Giovanni in Lamis, und die berühmte Abtei der Benedictiner Santa Maria de Pulsano, beide im Garganuslande, wo ihre schönen Kirchen noch fortbestehen. Heute bildet San Leonardo den Kern einer Meierei, und wird nur von Hirten bewohnt.

Unterdeß stieg unsere Ungeduld das Meer und das ersehnte Ziel unsrer Fahrt zu erblicken, denn es war bitter kalt, und der Sturmwind ermüdete uns. Der Himmel stand ostwärts von Gewittern überzogen, die uns

beklagen machten, daß der erste Anblick dieses sonst in südlicher Lichtfülle stralenden Meeres uns verloren gehen müsse. Als wir aber endlich die Höhe oberhalb S. Leonardo erreichten, lag vor uns ein Küstengemälde von wahrhaft überwältigender Schwermut und dunkler Pracht. Nimmer hätte auch die klarste und glänzendste Sommersonne solche Farben hervorgezaubert, wie sie jetzt der Abendhimmel im Kampf mit dem Schatten jener über dem Golf lagernden Wetterwolken hervorbrachte. Vor uns lag das Meer in unbeschreiblich finsterglühenden Farbentönen von tiefstem Schwarz, dunkelstem Grün und Blau, umfaßt von einem meilenweiten niedern Küstensaum, der in Violett erschimmerte, während große Sümpfe und Maremmenseen, der Pantano Salso, und südwärts nach Barletta hin der See von Salpi bald vom zartesten Rosenrot, bald von grünen und gelben Farben glänzten. Nordwärts stand darüber in dunkler Majestät der Garganus, jetzt als riesiges Vorgebirge in das Meer gelagert — zu seinen Füßen am Golf eine kleine Stadt mit einem altersgrauen Castell und einem Leuchtturm am Hafen, worin ein paar schwarze Segelschiffe ankerten. Alles dies überflattert von Gewölk und Windessausen. Da riefen wir jubelnd den Namen Manfred und Manfredonia!

Eine halbe Stunde vor Manfredonia steht, hart an der Fahrstraße, und nicht weit vom Meer, eine kleine altertümliche Kirche mit Vorhalle in romanischem Bogenstil. Ihr Portal ruht auf Säulen die von Löwen getragen werden. Die Façade ist ein einfaches Viereck aus gelbem Travertin, ohne jede Gliederung. Ein Glockenstul und ein kleiner Turm erheben sich darüber. Auf

dem verödeten mit Gras bewachsenen Platz vor dem Portal steht melancholisch eine einzelne antike Säule ohne Capitäl, und liegen einige Bruchstücke eines antiken Tempels am Boden. Das ist alles, was von der alten Hafenstadt Sipontum übrig blieb, denn zu deren Stätte sind wir nun gelangt, und jene Kirche ist Santa Maria Maggiore, die ehemalige Kathedrale des Erzbistums Sipontum, und jetzt der einzige mittelalterliche Ueberrest der untergegangenen Stadt. Bis auf weniges Gemäuer im Boden ist das alte Sipontum heute völlig verschwunden, während noch um das Jahr 1525 Leandro Alberti so viele und große Ruinen davon übrig sah, daß er aus ihnen den Schluß zog: es müsse eine ansehnliche und edle Stadt gewesen sein.

Die Gründung des ursprünglich griechischen Sipontum (Sipus beim Strabo) verliert sich in der Mythe, denn von Diomedes soll die Stadt erbaut worden sein. Sie lag an einer Einbiegung des großen Golfs, und war noch als römische Colonie ein belebter Hafenplatz. Als solcher dauerte sie, obwol verfallen, bis auf die Zeit Manfreds fort. Nach der christlichen Legende war sie eines der ältesten Bistümer Italiens, und ihr erster Bischof von St. Petrus ordinirt. Aber der erste bekannte Bischof Sipontos war Felix, welcher in einem Concil des Jahres 465 genannt wird. Die uralte Kathedrale der Stadt war Sitz der Erzbischöfe, doch diese verlegten ihre Residenz, wahrscheinlich aus Furcht vor den Raubzügen der Saracenen, einige Zeit lang auf den Monte Gargano, und Leo IX. vereinigte Sipontum sogar mit Benevent. Nachdem die alte Kirche Santa Maria verfallen war, wurde

sie am Anfange des zwölften Jahrhunderts unter Paschalis II. neu gebaut. Diesem Bau gehört auch die merkwürdige Unterkirche an, zu welcher 21 Stufen hinabführen. Ihr Gewölbe wird von 20 kleinen Granitsäulen getragen, welche antik sind. Dicke moderne Rundpfeiler stützen dasselbe. In der Oberkirche, einem prächtigen Bau aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, gehören auch die Außenmauern mit dem Portal noch dem zwölften Säculum an.

Paschalis II. besuchte Sipontum als er im Jahre 1117 ein Concil in Benevent hielt, und damals weihte er jene Kathedrale ein. Mehrmals werden die Stadt und ihr Hafen im zwölften Jahrhundert erwähnt. Dort schiffte sich im Jahre 1177 der große Papst Alexander III. ein, als er sich zu dem berühmten Congreß nach Venedig begab, um mit dem Kaiser Barbarossa Frieden zu schließen.

Es scheint, daß der Hafen Sipontos damals, als Stapelplatz der ganzen Provinz, Porto di Capitanata hieß. Er dauerte als solcher fort, obwol die Stadt bereits verfallen war, zumal in Folge eines heftigen Erdbebens im Jahre 1223. Denn in demselben Hafen landete noch der Hohenstaufe Konrad IV. am 8. Januar 1252 auf seinem Königszuge nach Süditalien, und hier empfing ihn sein Halbbruder Manfred, ihm neidlos die Herrschaft Apuliens und anderer Provinzen übergebend, welche er mit Klugheit und Kraft von Lucera aus erobert und beruhigt hatte.

Drei Jahre später warf ein zweites Erdbeben Siponto vollends zu Boden, und Manfred, nach Konrads Tode Erbe und Herr jenes Landes, beschloß alsbald den Bau

einer neuen Stadt auf einer gesünderen und auch gegen die Seeräuber mehr geschützten Stelle, zwei Millien von den Trümmern Sipontums entfernt, näher am Berg Garganus, und unmittelbar am großen Golf. Er selbst entwarf den Plan dazu; den Bau leitete als Vorstand sein Verwandter Malecta. Die neue Stadt, für welche man die Trümmer der alten verwendete, nannte er Manfredonia.

Im Jahre 1256 begonnen, war sie schon nach zwei Jahren so weit vorgeschritten, daß der sipontinische Erzbischof Ruggiero d'Anglona mit seinem Klerus in sie und die neue Kathedrale einziehen konnte. Diese war dem Bischof S. Laurentius von Sipontum geweiht, und auf sie gingen die Rechte und Titel des sipontiner Erzbistums über. Der Bau der Stadtmauern aus massiven Quadern, des Castells und anderer Teile der Stadt beanspruchte freilich längere Zeit, so daß Manfredonia noch nicht vollendet war als der König Manfred selbst bei Benevent den Heldentod fand. Die Anjou vollendeten die Stadt und ihre Befestigung.

Weil das Bild, welches man sich von Dingen wie von Menschen macht, ehe man diese wirklich vor sich hat, niemals der Wirklichkeit entspricht, so mußte ich auch die eingebildete Vorstellung von Manfredonia erst auslöschen. Denn statt einer altertümlichen, hochbetürmten und von der Zeit geschwärzten Stadt sah ich vor mir einen kleinen, freundlichen, weiß übertünchten Hafenort mit wenigen Türmen und mit zum Teil eingerissenen Stadtmauern. Sie steht hart am Meer auf dem ganz flachen gegen den Garganus hin leise ansteigenden Ufer, dessen Boden Kalkstein ist. Ueberall wuchert hier die Cactusfeige; die ummauerten Gärten rings um Manfredonia sind von ihr

angefüllt, und dies macht auf dem zu Tage liegenden dürren Felsboden einen sehr südlichen Eindruck. Die große wilde Uferlandschaft, von nur spärlicher Oliven- und Gartencultur belebt, erinnert überhaupt an sicilianische Gegenden. Die Masse des Garganus, welcher hier, nur wenige Millien entfernt, die Form eines kolossalen Vorgebirges hat, schließt das schöne Halbrund des Golfs und verleiht dieser einsamen Küste eine feierliche Erhabenheit.

Wir fuhren in die jetzt offene Stadt und ihre Hauptstraße ein, welche ehemals die Porta di Foggia schloß. Dieses alte Tor ist im Jahre 1860 abgetragen worden, und noch heute liegen dort die Stadtmauern halb in Trümmern, was gleich von vornherein den Eindruck verlumpten Wesens macht.

Das erste was mir in die Augen fiel, war, zu meiner nicht geringen Freude, der Name der Hauptstraße selbst: Corso Manfredi. Die wackere Bürgerschaft hat demnach die Erinnerung an den Gründer ihrer Stadt dankbar bewahrt, und ihr geschichtlicher Sinn vermochte dem Misbrauch der gegenwärtigen Mode zu widerstehen. Denn Bürger von solchem Sinn muß es im Gemeinderate Manfredonias geben, sonst würde die Hauptstraße der Stadt sicherlich zum Corso Vittorio Emanuele umgetauft worden sein.

Seit der letzten Umwälzung Italiens ist es leider zu einer förmlichen Manie geworden, die Straßennamen in Städten gewaltsam zu ändern, und nach den Hauptpersonen oder den wichtigsten Ereignissen der jüngsten Geschichte zu bezeichnen. Alle Ehre dem Patriotismus, aber auch dieser hat seine vernünftigen Grenzen. Die alten Namen

der Straßen sind ebenso viele Ueberschriften von Kapiteln der Geschichte der Städte, und darum soll man sie achten und festhalten wie historische Denkmäler der Vergangenheit. Nun aber sind die Städte in ganz Italien, von den Alpen bis zum südlichen Meer, mit denselben modernen Straßennamen versehen worden, welche mit der Oertlichkeit selbst nichts zu thun haben. Wäre ich der König dieses Landes, oder Garibaldi, oder der Kronprinz, so würde ich es mir verbitten, meinen Namen so zu misbrauchen. Bis zum Ueberdruß und Ekel erfüllt mich schon dieses Einerlei der Straßennamen. In welcher italienischen Stadt man auch sei, so wird man sich darauf gefaßt machen, einem Corso Vittorio Emanuele, oder Garibaldi, oder Umberto zu begegnen, und die ewig wiederholten Schlachtennamen Magenta, Solferino, Castelfidardo, Montebello, Marsala an den Straßenecken zu lesen, oder, was noch widerlicher ist, den ganz abstracten und nichtssagenden Begriffen Piazza del Plebiscito, Independenza und Unità zu begegnen.

In Trani fand ich das neue im Bau begriffene Viertel mit allen diesen Namen bezeichnet — das mag hier hingehen, weil es eben ein neues und noch geschichtloses Quartier ist, wie jenes nach denselben Namen benannte neue Stadtviertel Roms, welches gegenwärtig auf dem Local des prätorianischen Lagers entsteht. Aber was hat in Tarent Garibaldi zu thun, wo der alte Kai am Mare piccolo jetzt seinen Namen trägt? So ist auch in Andria der alte Platz Catuma zur Piazza Vittorio Emanuele umgetauft worden; so hat man selbst in Neapel den seit drei Jahrhunderten geschichtlich gewordenen Namen der

weltberühmten Hauptstraße Toledo in Roma umgeändert, und man will das sich sträubende Volk zwingen, diese Gewaltsamkeit anzuerkennen. Im Gegensatz zu solchem Unverstand freute es mich nicht wenig, auf vielen Straßen Baris localgeschichtliche Namen zu lesen: Via Melo, Via Argiro, Calefati, Roberto di Bari. Sie brachten mir sofort die wesentlichsten Züge aus der Geschichte dieser merkwürdigen Stadt entgegen. Es ist überhaupt das erste, worauf ich in einer mir unbekannten Stadt achte, ihre Straßennamen zu lesen und sie mir aufzuschreiben.

Als wir in Manfredonia einfuhren, ungewiß ob und wo wir eine Herberge finden würden, stürzte uns ein Schwarm von braunen, halbnackten und verwildert aussehenden Menschen entgegen, mit heftigen Geberden und Ausrufen, ein jeder sich erbietend, unsere Sachen zu tragen und uns in ein Gasthaus zu bringen. Der Anblick dieser Bursche, welche man ohne weiteres für Galeotten eines Bagno hätte halten können, machte den übelsten Eindruck auf uns; ich erinnerte mich dabei alles dessen, was man mir von der Wildniß des Gargano-Landes erzählt hatte, welches von Banditen erfüllt und deshalb nicht ohne Gefahr zu durchstreifen sei. In der Folge, und nachdem wir uns von jenen Zudringlichen befreit hatten, fanden wir eine ruhige und stille Bevölkerung, sowol in der Hafenstadt als auf dem Vorgebirg.

Wir erhielten auch eine recht gute Wohnung in dem größten Gasthaus der Stadt im „Corso Manfredi" — wenn man eine sehr bescheiden eingerichtete Herberge mit vielen Schlafkammern so nennen will. Der Wirt, ein ehemaliger Schneider, schien nicht wenig stolz auf sein

Hotel (ursprünglich ein Kloster) zu sein, er führte uns in den Zimmern umher, deren es wenigstens zwanzig gab, was denn doch auf einen gewissen Grad von Verkehr schließen ließ. Wir bestellten unseren Tisch, und ehe dieser gerichtet war, durchstreiften wir die Stadt Manfredonia.

Sie zählt etwa 8000 Einwohner, erscheint aber wie ein Ort von höchstens 5000 Seelen. Sie liegt ganz eben, ist in einem Viereck gebaut und nach der Landseite zu noch von einem Teil der alten Mauern umgeben. Sie hat vier oder fünf parallele Hauptstraßen, welche von Querstraßen durchschnitten werden. Die Namen der ansehnlichsten, außer dem Corso Manfredi, sind Via Grazie, Cristallina, Cisterne, S. Matteo, Tribuna, Castello. Das Straßenpflaster aus regelmäßig geschnittenem Kalkstein ist durchweg gut, im Corso Manfredi sogar vorzüglich zu nennen. Das ganz moderne Aussehen Manfredonias überraschte mich sehr. Aber die Geschichte der Stadt erklärt dasselbe.

Die Türken überfielen und verbrannten sie im Jahre 1620; seither wurde sie neu aufgebaut. Man findet deshalb nichts Altertümliches, nichts Gothisches hier, nichts was aus der Zeit Manfreds und der Anjou stammte, mit Ausnahme einiger Kirchen, des Restes der Mauern und des Castells. Wenn man wenige Gebäude von palastähnlicher Anlage abrechnet, zumal Klöster, so besteht alles übrige aus kleinen weiß übertünchten Häusern mit platten Dächern und offenen Logen, in jenem arabisch aussehenden Stil, wie man ihn an den Golfen von Salerno und Neapel sieht. Die Wandflächen sind auch hier

nach der Straße zu von nur wenigen Fenstern durchbrochen, welche bisweilen die wunderliche Form eines Blattes haben. Ueber vielen Hausthüren ist eine Nische angebracht, in welcher eine kleine Figur des Erzengels Michael steht, aus dem alabasterähnlichen Stein vom Gargano gefertigt. Der künstlerische oder moralische Reflex der St. Michael-Legende ist also schon hier fühlbar, und wahrscheinlich steht das ganze große Gebiet des Garganus als das Erzengelland unter der Herrschaft dieser einen Figur; ich bemerkte dieselbe geflügelte Puppe mit Schwert und Schild sogar schon über mancher Hausthür in Foggia, und fand sie dann auch überall an den Maierhöfen, an denen wir längs der Straße bis Manfredonia vorüberkamen.

Ungefähr in der Mitte der Stadt erhebt sich der Dom, ein mittelmäßiger Bau mit einer kleinen Kuppel; innen ganz modern und ohne Schiffe. Zu seiner Seite steht ein schöner kleiner Glockenturm mit einem kuppelartigen Aufsatz, aus Quadern eines gelben Kalksteines aufgebaut. Diese Kathedrale wurde nach der Zerstörung durch die Türken vom Cardinal Orsini neu aufgebaut; sie enthält daher keine Monumente, denn alle Denkmäler des alten Doms gingen im Jahre 1620 mitsammt dem Archiv unter. Daneben steht der große erzbischöfliche Palast, welchen die Erzbischöfe Tolomeo Galli und Domenico Ginnasi seit dem Jahre 1565 erbauten. Er ist ein stattliches, aber nüchternes Gebäude, an welchem mir nichts anderes bemerkenswert erschien als im Hof einige Marmortrümmer vom alten Sipontum und zwei schöne korinthische Säulencapitäle, die am Eingang aufgestellt sind.

Die Klöster in Manfredonia sind aufgehoben, oder

es bestehen, wie im übrigen Italien, nur solche öffentlich fort, welche Unterrichtsanstalten sind. Wir sahen kaum drei oder vier Mönche. Das ehemalige Dominicanerkloster, ein großes gelb übertünchtes Gebäude mit offener Loge im obersten Stockwerk, hängt mit der Kirche des gleichen Ordens zusammen, und diese ist eine der ältesten der Stadt, wie ihr romanisches Portal beweist. Davor liegt ein mit einem Garten gezierter Platz. Das Kloster selbst dient jetzt zum Sitz des Municipiums. Manfredonia hat übrigens niemals ein selbständiges Gemeindeleben gehabt: es war eine königliche Stadt und zuweilen ein baronales Lehen. So hatte einst die Königin Johanna II. dem berühmten Condottiere Sforza Manfredonia als Besitztum verliehen.

Am äußersten Ende des Corso Manfredi steht hart am Meer das angiovinische Castell, ein gemauertes Viereck mit stumpfen Türmen, anderen Castellen in den adriatischen Seestädten ähnlich und wie solche halb verfallen.

Karl I. hatte diese Burg, deren ursprüngliche Anlage wol schon dem König Manfred angehörte, errichten lassen durch seinen Architekten, den Meister Jordan von Monte Sant' Angelo auf dem Garganus, welcher auch die vorzüglichen Mauern der Stadt erbaute.

Der Besieger Manfreds wollte den Namen Manfredonia unterdrücken, um hier die Erinnerung an die hohenstaufische Dynastie auszulöschen: die Stadt wurde demnach amtlicherweise Siponto Novello genannt. Aber das Volk hielt den Namen Manfredonia fest, wahrscheinlich anfangs aus wirklicher Pietät gegen den Gründer der Stadt, dann aber hauptsächlich deshalb weil dieser

Name wolklingend und leicht auszusprechen ist. Diese erfreuliche Tatsache beweist, daß die willkürliche und gewaltsame Veränderung geschichtlicher Namen nicht immer durchgesetzt werden kann. Heute ist die Erinnerung oder die Vorstellung von dem, was der König Manfred gewesen ist, im Volk hier meist geschwunden: denn das zeigte mir die Erklärung, welche irgend ein Mann in unserem Wirtshause vom Namen seiner Vaterstadt mit der Zuversicht eines Pedanten zu geben wußte. Manfredonia, so sagte er, kommt her von Manfredi, der war ein Regent, und von Onia, das war dieses Regenten Weib, daher heißt die Stadt Manfredonia.

Das Castell widerstand den Stürmen des Marschalls Lautrec, als er seinen berühmten Feldzug gegen Neapel machte, aber nicht dem Angriff der Türken. Heute ist es ganz zwecklos, denn wenige Schüsse würden es auf den Boden werfen.

Es deckte zu seiner Zeit den Hafen, und dieser ist zum Teil versandet. Man verbessert gegenwärtig und vergrößert den von Manfred herrührenden Molo, auf dessen Spitze ein Leuchtturm steht. Der herrliche Golf ist unbelebt; kein größeres Fahrzeug ankerte in ihm. Selbst der Verkehr mit den gegenüberliegenden Küsten Dalmatiens scheint nur sehr mittelmäßig zu sein. Ab und zu legen hier die Dampfschiffe der Linie Ancona-Neapel an, und es halten hier bisweilen italienische Kriegsfahrzeuge ihre Uebungen. So groß ist die Verlassenheit des Hafens, daß ich, an ihm entlang gehend, mir einbilden konnte, mich auf irgend einer vereinsamten Rhede einer Insel im Mittelmeer zu befinden.

Die italienische Regierung hat den Plan, eine Eisenbahn von Foggia nach Manfredonia zu bauen, um dadurch diese Stadt zu beleben. Ein Blick auf die Lage ihres Hafens zeigt dessen große Vorzüge vor anderen Häfen der adriatischen Küste, denn der Golf Manfredonias ist der größte von allen und bietet den sichersten Ankerplatz dar. Er dringt tief in das Land und wird nordwärts vom Garganus gedeckt. Zugleich ist sein Ufergebiet die natürliche Oeffnung des ganzen nördlichen Apulien, wo also wie von selbst der Stapelplatz für die Ausfuhr der Erzeugnisse des Landes entstehen mußte. Gleichwol hat sich kein solcher von entsprechender Bedeutung dort gebildet, weder im Altertum noch im Mittelalter. Denn das griechische Sipontum hat niemals eine Bedeutung gehabt wie Tarent, Metapontum, Heraclea, Sybaris und andere Städte; noch hat dasselbe, oder das spätere Manfredonia, jemals das Leben von Barletta, Bari, Brindisi und Otranto erreicht.

Die Ursache dieser auffallenden Thatsache muß wol in Nachteilen derselben Lage Manfredonias liegen, welche jene Vorteile mindern, die ihr der Golf gewährt. Die Stadt hat kein fruchtbares Hinterland; rings um sie her liegt die apulische Weidetrift, eine Einöde durch alle Jahrhunderte; Sümpfe und Lagunen breiten sich um die untere Seite des Golfes aus, in welchen wol hie und da ein kleiner Fluß, aber kein lebendiger Strom fällt, während nordwärts die Landschaft von der riesigen Felsenmauer des Garganus abgesperrt wird. Die Eisenbahn von Foggia würde in Manfredonia immer wie in einem Sack endigen, und nicht mit jener wetteifern können, welche die Producte

Apuliens und der angrenzenden Provinzen in einer oder in zwei Stunden nach den Stapelplätzen von Barletta, Trani und Bari führt; Bari namentlich, mit seinem reichen Culturland um sich her, wo die Erzeugung des Weins und des Oels seit zehn Jahren einen großen Aufschwung genommen hat, und mit seinen zwei Häfen, wird Manfredonia stets am Aufblühen verhindern.

Wenn man diese stillen Straßen der kleinen Seestadt durchwandert, zeigt sich überall Dürftigkeit. Wir fanden nur die bescheidensten Läden, aber keine Spur von Wolhabenheit und von Ausdehnung der Bedürfnisse. Das Volk erschien uns durchaus ländlich. Es lebt hier in einer der erhabensten Scenerien der adriatischen Küste, im beständigen Anblick des majestätischen Caps und des Meers, von der Welt ganz abgeschieden, in ursprünglichen idyllischen Zuständen, welche im wesentlichen noch dieselben sind wie zur Zeit der Anjou und Aragon. Denn ewig berührt es sich hier mit den gleichen Vorgängen in drei Richtungen, mit dem was ihnen der Golf, der Tavoliere und endlich der heilige Pilgerberg bringt. Manfredonia lebt von einigem Ackerbau, von Viehzucht und von der Fischerei. Weinbau gibt es nicht im Flachlande. Der Wein kommt von Barletta oder von einigen Orten auf den Abhängen des Garganus. Man nennt diesen im allgemeinen Vino di Montagna. Er ist von vorzüglicher Güte.

Der Wirt setzte uns solchen Garganuswein von Carbonara vor, welchen wir vortrefflich fanden, dem Muscatwein ähnlich und mit einem Grundgeschmack von Erdigkeit. Ueberhaupt nahmen wir im Corso Manfredi ein

heiteres und treffliches Mal ein, so am Abend wie am folgenden Tag. Sein Hauptbestand waren die Fische des Golfs, köstlich alla marinara zubereitet, wie wir sie nicht besser in Tarent genossen haben. Auf unsere Nachfrage nach frischer Butter, welche wir der Viehzucht im nahen Tavoliere wegen voraussetzten, brachte man uns solche in einem großen irdenen Gefäß. Sie hatte Kugelgestalt und eine fast blau zu nennende Farbe. Es war Schafbutter, für uns völlig ungenießbar, was den wackern Wirt in Erstaunen setzte, da er versicherte, daß sie vollkommen frisch und von ausgesuchter Beschaffenheit sei.

Nach einem guten Nachtlager bestiegen wir sodann in der Morgenfrühe den Wagen, um auf den Pilgerberg Garganus hinaufzufahren, und wir sahen mit nicht geringer Spannung den seltsamen Mysterien entgegen, welche wir in diesem 13 Jahrhunderte alten Heiligtum des Erzengels vorfinden sollten.

Der Erzengel auf dem Berg Garganus.

1874.

I.

Die Verehrung der Engel in der christlichen Kirche ist eine von ihr aus dem Judentum herübergenommene Erbschaft. Es gibt viele und oft sehr dichterische Scenen im Alten Testament, worin Engel auftreten, den Erzvätern, den Propheten und Heroen Israels die Gebote Gottes zu überbringen, oder ihnen schützend und führend zur Seite zu stehen. Sie erscheinen dort als namenlose Wesen, als „Engel des Herrn", bis zuerst der Prophet Daniel den Engel Michael geradezu als einen Schutzgeist des jüdischen Volks bezeichnet.

Sein Name ist chaldäischen Ursprungs. Denn erst in der babylonischen Gefangenschaft lernten die Juden die chaldäischen und persischen Vorstellungen von jenen himmlischen Geistern näher kennen, welche bei der Weltschöpfung thätig gewesen waren und stets vor dem Trone Gottes stehen.

Die sieben chaldäischen Planetengeister, die Amschaspans der persischen Mythologie, wurden zu den sieben Erzengeln der kabbalistischen Lehre. Ihre Namen sind

chaldäisch: Michael, Raphael, Gabriel, Hamiel, Zadykiel, Zaphiel, Chamael. Jeder dieser Genien regierte eine Welt: Raphael die Sonne, Gabriel den Mond, Michael den Mercur.

Während in der jüdischen Mythologie und später in der von altasiatischen Ideen durchdrungenen Theosophie der Christen die vier zuletzt genannten Erzengel in den Hintergrund traten, oder verschwanden, erhielten sich die Namen und Gestalten der drei ersten. Capitäl-Sculpturen an einer Ecke der Halle des Dogenpalastes in Venedig stellen alle drei Erzengel dar: Michael trägt das Schwert, und unter ihm sind Adam und Eva abgebildet, welche die verbotene Frucht gepflückt haben; Raphael trägt einen Stab in der Hand, und Gabriel eine Lilie.

Aber auch Raphael und Gabriel traten hinter Michael zurück, denn dieser Erzengel allein erhob sich zum Haupt der himmlischen Miliz, und es verwoben sich mit seiner Gestalt die mythischen Vorstellungen vom Drachentödter Hercules und vom Seelenführer Mercur. Er wurde zum Heros der Engelgeister im Dienste Gottes und des Princips des Lichts; so bestritt er das feindliche Princip der Finsterniß. Als die Engel die große Rebellion gegen den Weltschöpfer erhoben, überwand Michael ihren Führer, und er stürzte Lucifer gekettet in den Abgrund der Welt hinab.

Die Heldenthat des Erzengels erzählt die Apokalypse, welche man selbst das mystische Buch der Engel nennen kann; aus ihr schreibt sich die Darstellung Michaels her als des himmlischen Hercules, welcher das Schwert über den niedergestürzten Drachen oder Typhon schwingt. „Und es erhob sich ein Streit im Himmel: Michael und seine

Engel stritten mit dem Drachen, und der Drache stritte und seine Engel. — Und es ward ausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die da heißt der Teufel und Satanas, der die ganze Welt verführet; und ward geworfen auf die Erde, und seine Engel wurden auch dahin geworfen.“

Die Apokalypse führte so Michael in die christliche Mythologie ein, während im Brief Judä die jüdische Legende erzählt wird, daß dieser Erzengel die Leiche des Moses dem Satan abgekämpft und ihr das Begräbniß gesichert habe. So entstand die andere Vorstellung vom Erzengel Michael, daß er der Genius der Todten und der Führer der abgeschiedenen Seelen sei. Im zweiten Gesange des Purgatorium sieht Dante ein Schifflein landen, in welchem der Engel Gottes eine Schar Seelen überführt, die zum Fegefeuer bestimmt sind. Dieser himmlische Steuermann, il celestial nocchiero, ist der Seelenführer Michael. Auf vielen Bildwerken erscheint er mit der Wage in der Hand abgebildet, worauf er die Seele des Menschen und ihre guten und bösen Werke wägt.

Im Neuen Testament treten, wie im Alten, Engel als Boten Gottes (angeli) auf; sie setzen ihre Thätigkeit im Dienste Christi fort: doch nur an den bezeichneten Stellen wird Michael namentlich genannt. Sabäische, talmudische und gnostische Vorstellungen bildeten die Lehre von den Engeln unter den Christen weiter aus, und der Himmel bevölkerte sich mit Legionen einer ätherischen Miliz, die in Hierarchien und Chöre geteilt war. Die Verehrung dieser Genien blieb jedoch einige Jahrhunderte lang apokryph und unkanonisch, so lange nämlich als die

christliche Kirche noch die Kraft behielt sich der heidnischen Ideen Syriens, Aegyptens und Griechenlands zu erwehren, welche auf hundert Wegen in ihren Cultus eindrangen.

Noch das Concil von Laodicea im vierten Jahrhundert befahl in seinem 35. Kanon: „Die Christen sollen nicht die Kirche Gottes verlassen und die Engel anrufen. So aber jemand erfunden wird als einer der dieser versteckten Idolatrie ergeben ist, der soll verflucht sein, weil er unsern Herrn Jesus Christus, den Sohn Gottes, verlassen hat und zum Götzendienst übergegangen ist.“

Vier Jahrhunderte später wurde eben dieser „Götzendienst“ durch das zweite Concil von Nicäa für kanonisch erklärt.

Im Morgenland und Abendland war also der chaldäische Cultus der Engel durchgedrungen, und Michael wurde als ihr Fürst verehrt. Die Welt war voll seiner Legenden und Erscheinungen. An hundert Orten, auf Bergen, auf Küsten des Meeres und in Städten hatte der Bezwinger Lucifers sich in Erscheinungen geoffenbart, die alten heidnischen Culte des Mithras, des Mercur, des Hercules, der Herta und der Vesta und der Druiden verdrängt, und deren Stelle eingenommen.

Die „Erscheinung“ ist ein wesentlicher Begriff in dem religiösen Traumleben der Menschen zu jeder Zeit. Alle Mythologien der Völker sind davon erfüllt. Götter und gottähnliche Wesen erscheinen den irrenden Menschen, Verderben oder Heil bringend, in den Religionen Indiens und Persiens, beim Homer, im Alten und Neuen Testament, und in der katholischen Kirche bis auf unsere Gegenwart, wo die Madonna in der Grotte von Lourdes erschienen ist. Denn die Einbildung ist ein dichterischer Trieb in der Religion, und als mythenbildende Kraft noch heute in der von Eisenbahnen und Telegraphendräten umsponnenen Welt so gut fortwirkend wie in den Urzeiten am Sinai, in Memphis, in Dodona und Delphi und am römischen Palatin. Luftgebilde der Phantasie verdichteten sich in irgend einem örtlichen Vorgange zu wirklichen Cultusgestalten, und so und nicht anders sind die meisten Tempel und Orakel im Altertum, so endlich zahllose Heiligtümer der christlichen Kirche entstanden.

Die ersten Erscheinungen Sanct Michaels gehören dem byzantinischen Orient an; die Legende verlegt sie schon in die Zeit Constantins. Dieser Kaiser sollte in Byzanz drei eherne Kreuze aufgestellt haben, und dreimal im Jahre ließ sich der Erzengel aus Himmelshöhen herab, jene Kreuze mit dem Gesang eines Hymnus zu umwandeln. Constantin baute ihm zu Ehren vor den Mauern von Byzanz eine Kirche, das sogenannte Michaelion. Noch vier andere Basiliken soll er demselben Erzengel errichtet haben. Die byzantinischen Kaiser folgten diesem Beispiel: Sanct Michael kam im griechischen Reiche in Mode, wie sein Mitstreiter, der neue christliche Perseus, Sanct Georg. Justinian allein soll ihm sechs Kirchen geweiht haben. Mit der Zeit erlangte der Engelfürst Altäre in fünfzehn byzantinischen Basiliken. Die Griechen verehrten ihn als ihren Schutzpatron; deshalb ist auch der Taufname Michael in den byzantinischen Kaiserfamilien und in andern Geschlechtern Griechenlands und später Rußlands so häufig anzutreffen. Viele Heiligtümer des Erzengels standen in den Provinzen des östlichen Reiches: am berühmtesten

war seine Erscheinung und sein Tempeldienst in Colossä oder Chone.

Sodann nahm der Erzengel vom Orient seinen Flug über Meer ins Abendland, und er erschien auf dem Cap Garganus, im Jahre 493. Auf diesem Vorgebirge gab es im Altertum, gemäß den Angaben Strabo's, zwei Heiligtümer, ein Orakel des Podalyrios, eines Sohns des Aesculap, mit einer Heilquelle, und ein anderes des homerischen Sehers Kalchas. Dem Kalchas opferten Heilbedürftige einen schwarzen Widder, auf dessen Vließ sie die Nacht schliefen, um der Erscheinung und Verkündigung des Priesterheros teilhaftig zu werden. Im fünften Jahrhundert mochten jene alten Heiligtümer und ihre Culte oberhalb Sipontum noch bestehen, denn Süditalien war damals von Anhängern des antiken Götterdienstes noch immer erfüllt. Der Gothenkönig Theodorich mußte Edicte gegen den heidnischen Cultus erlassen, während Gelasius I., in derselben Zeit Papst, die Feste der Lupercalien bekämpfte, welche vor seinen Augen in Rom noch gefeiert wurden. Der Zeitgenosse beider, des Theodorich und des Gelasius, der heilige Benedict, fand auf Monte Casino noch den Apollotempel und seinen Gottesdienst vor, als er dort sein berühmtes Kloster gründete.

Die Legende der Erscheinung des Erzengels auf dem Garganus ist folgende. In Sipontum lebte ein reicher Mann, Garganus genannt, dessen Herden auf dem Vorgebirge weideten. Eines Tages verschwindet ihm ein schöner Stier. Lange sucht er diesen mit seinen Hirten in allen Schluchten des Gebirgs, bis er ihn am Eingang einer Grotte findet. Ergrimmt über die lange Mühe

seines Suchens will er den Stier erschießen, aber der abgeschossene Pfeil wendet sich um und verwundet den Schützen selbst. Man meldete dieses Wunder dem Bischof Laurentius in Sipontum, und dieser ordnete ein dreitägiges Fasten an. Am dritten Bußtag, den 8. Mai (des Jahres 493), erschien ihm der Erzengel Michael und verkündigte ihm: daß die Grotte durch ihn selbst geheiligt sei, und fortan eine Stätte des Cultus zu seiner und der andern Engel Ehre sein solle. Er erschien dem zaudernden Bischof noch einigemal, bis dieser endlich Mut faßte und mit andern Gläubigen die schauerliche Grotte betrat, nachdem auch den Sipontinern derselbe Erzengel bereits als Retter in einer Schlacht gegen Heiden erschienen war, welche ihre Stadt bedrängten. Als die Christen in jene Höle eintraten, fanden sie dieselbe von einem himmlischen Licht erleuchtet, von Engelhänden in eine Capelle verwandelt, und an der Felsenwand einen mit Purpur bedeckten Altar errichtet. Laurentius baute vor dem Eingange der Grotte eine Kirche, und weihte dieses Heiligtum dem Erzengel mit Bewilligung des Papstes Gelasius, am 29. September 493.

Die Legende ist wahrscheinlich oft von italienischen und deutschen Malern dargestellt worden. Ich sah sie in der Bildergalerie des königlichen Schlosses zu Schleißheim bei München in einem sehr originellen Gemälde des Hans Dürer abgebildet.

Am 8. Mai feiert die katholische Kirche die Erscheinung des Erzengels auf dem Garganus, am 29. September aber das Fest der Engelerscheinung überhaupt. Neuere Forscher haben nachgewiesen, daß an eben diesem

Septembertage noch zur Zeit Constantins die ludi fatales gefeiert wurden.[1] Selbst wenn die Legende die Zeit der Entstehung der Erzengelcapelle auf dem Garganus zu hoch hinaufrückte, so gehörte sie doch wol der Periode an, wo nach dem Untergange der gothischen Herrschaft die Byzantiner Herren Süditaliens geworden waren. Nur von Byzanz her konnte der Cultus Sanct Michaels nach dem Westen gebracht worden sein. Auf die Verbindung mit Byzanz weist sogar der legendäre Bischof Laurentius von Sipontum zurück, welcher für einen Verwandten des Kaisers Zeno ausgegeben wird. Der Inhalt der Legende selbst scheint anzudeuten, daß durch den neuen Cultus des Erzengels auf dem Garganus alten heidnischen Stieropfern ein Ende gemacht wurde.

Wie die Abtei auf dem Gipfel des Monte Casino in Campanien die Mutterkirche zahlloser Benedictinerklöster im ganzen Abendland wurde, ganz so wirkte fortan die Erzengelcapelle auf dem Garganus. Denn von hier aus verbreitete sich der Cultus der Engel überhaupt in alle Länder des Westens, und Kirchen Sanct Michaels traten in England und Frankreich, in Spanien, in Deutschland, auf den Bergen, in Hölen und an Meeresufern an die Stelle der Heiligtümer antiker Landesgötter.

In Rom selbst, wo während der Herrschaft der byzantinischen Kaiser manche Heilige aus dem Orient Altäre und Kirchen erhielten, mochte auch der Erzengel schon

[1] Siehe den lehrreichen Artikel von M. de Ring: Quelques notes sur les Légendes de S. Michel, im „Messager des Sciences Historiques de Belgique", a. 1835.

im sechsten Jahrhundert verehrt werden. Eine Kirche S. Michael stand auf der Via Salara; sie war älter als die berühmteste aller Capellen, welche der Engelfürst in der Stadt erhielt. Und geradezu die schönste seiner Erscheinungen machte Sanct Michael in Rom. Als hier der große Papst Gregor im Jahre 590, während der Pest, welche das in Trümmer fallende Rom verheerte, eine Procession nach dem St. Peter führte, erschien plötzlich der Erzengel schwebend über dem altersgrauen Grabmal Hadrians. Er steckte heilverkündend sein Flammenschwert in die Scheide, worauf die Pest erlosch. Auf dem Gipfel des Grabmals wurde ihm zu Ehren eine Capelle erbaut, und dort schwebt der Engel noch heute mit breiten von der Sonne vergoldeten Flügeln, das Schwert in die Scheide steckend: das schönste Symbol der christlichen Kirche, dessen Bedeutung und Lehre so wenige Päpste verstanden haben. Engelsburg, Castel Sant' Angelo, so wurde das Mausoleum Hadrians fortan genannt.

Die Capelle des Erzengels bestand dort oben schon im siebenten Jahrhundert. Im Beginn des achten scheint die berühmte Diakonie S. Angelo in Pescaria in den Trümmern des Porticus der Octavia entstanden zu sein, welche noch heute einem Stadtviertel Roms den Namen gibt. Sodann ward im neunten Jahrhundert S. Michele in Sassia im vaticanischen Borgo gebaut, eine Kirche der Sachsen, in deren Lande demnach S. Michael schon verehrt wurde. Auf der Kirchenversammlung zu Mainz im Jahre 813 ward der S. Michaelstag bereits als christlicher Feiertag anerkannt.

Noch im sechzehnten Jahrhundert entstand in Rom

die herrliche Engelkirche S. Maria degli Angeli in den Thermen Diocletians: sie ist das letzte Werk des unsterblichen Künstlers, welcher den Namen des Erzengels trug, wie auch sein berühmter Zeitgenosse, der große Architekt Veronas Michele Sammichele, den Namen desselben Engels getragen hat. Von dem zweiten Erzengel aber nannte sich der größte Maler überhaupt. Raphael hat den Drachentödter S. Michael gemalt; das Bild ist im Louvre.

Auch in vielen andern Städten errichtete man Michael-Kirchen; die älteste von diesen war vielleicht San Michele in Affrisco zu Ravenna, deren Bau in das sechste Jahrhundert fällt; sodann S. Michele in Pavia, wo die Könige Berengar und Adalbert und später Barbarossa mit der lombardischen Krone gekrönt worden sind.

Unterdeß hatte der Erzengel bis nach dem fernen Westen Galliens seinen Flug genommen. Eines Tags weckte er den Bischof Aubert von Avranches vom Schlaf, und befahl ihm zu seiner, des Engels, Ehren eine Capelle zu bauen hoch auf dem Felsen am Meer, wo das uralte gallische Druidenheiligtum Tumba lag. Der Bischof zauderte wie Laurentius in Sipontum, und wie diesem erschien auch ihm Sanct Michael zum andern mal, wobei er seine Stirn berührte, so daß ein schmerzvolles Zeichen darauf zurückblieb. Aubert baute hierauf die geforderte Capelle und weihte sie im Jahre 710, indem er daselbst Benedictiner ansiedelte. So entstand das weltberühmte Heiligtum Mont Saint-Michel, der Garganus der Normandie.

Nachdem die Normannen jene Provinz erobert hatten, machten sie die Erzengel-Capelle zu einem großen Wallfahrtsort. Die Völker Frankreichs und Englands pilgerten

dorthin; sie wurde unermeßlich reich; sie hielt Schiffe auf dem Meer. Der höchste Orden des alten Frankreich, welchen Ludwig XI. stiftete, die goldene Kette mit der Medaille des Erzengels und den Pilgermuscheln, schreibt sich von diesem Heiligtum her. Auch in andern Ländern wurde derselbe Orden gestiftet. Noch heute dauert jene Capelle als Wallfahrtsort fort, und nur eben erst machte der Mont Saint-Michel in der Welt von sich reden, da die Bischöfe Frankreichs Tausende von Pilgern dorthin in Bewegung setzten, welche daherzogen mit dem Gesange des modernen Rachehymnus der Franzosen! „Sauvez la France et Rome!“

In der Legende von der Stiftung dieses französischen Heiligtums spiegelt sich, wie man erkannt hat, jene vom Garganus. Die Grottenkirche in Apulien war und blieb die Metropole des St. Michael-Cultus im Abendlande. Die französischen Normannen erkannten diese Thatsache an, und die Beziehung beider so weit von einander entfernten Orakel dauerte im ganzen Mittelalter fort.

Um die Capelle auf dem Garganus war schon im sechsten Jahrhundert ein befestigter Ort entstanden, das heutige Sant' Angelo. Es stritten sich um seinen Besitz die Langobarden, die griechischen Kaiser und die Saracenen. Nachdem die Langobarden unter ihrem Führer Zoto sich Benevents bemächtigt hatten, unterwarfen sie sich auch den größten Teil Apuliens, und schon im Beginn des siebenten Jahrhunderts reichte ihr Herzogtum Benevent bis über Sipontum zum Garganus hin. Sie plünderten den Erzengel dort oben im Jahre 657, dann entriß ihnen das Land der griechische Kaiser Constans II. Seither scheint

der Garganus in der Gewalt der Byzantiner geblieben zu sein bis gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts, wo sich die Saracenen in Apulien festsetzten. Sie eroberten Bari im Jahre 841. Dort residirte ihr Sultan. Im Jahr 869 plünderten diese Heiden die Garganus-Capelle. Aber zwei Jahre später gelang es dem kraftvollen Kaiser Ludwig II. nach langen Mühen Bari mit Sturm zu erobern.

Doch die Araber behaupteten das Vorgebirge auch nach dem Falle jener Stadt; sie setzten sich daselbst fest und unternahmen von dort aus Streifzüge in die Landschaften Apuliens. Das Cap oder ein Teil desselben hieß von ihnen sogar Monte Saraceno; und dieser Name dauert noch heute fort.

Im Jahre 952 wird von einer Plünderung des Heiligtums durch die Araber gemeldet. Dann hörten ihre Raubzüge auf, als der griechische Kaiser nach der schrecklichen Niederlage Otto's II. bei Stilo in Calabrien (982 wieder Herr Apuliens wurde. Ein griechischer Statthalter saß seitdem in Bari als Katapan (Capitaneus), von welchem Titel auch Apulien den Namen Capitanata erhielt.

Unter dem Schutze der griechischen Kaiser stand noch der Erzengel auf dem Garganus, als der schwärmerische Sohn Otto's II. und der Byzantinerin Theophania als Pilger auf dem Cap erschien. Die Wallfahrt Otto's III. ist die erste eines Kaisers überhaupt, dessen der Erzengel sich rühmen konnte.

Der berühmte Gerbert, Papst Sylvester II., hatte in dem jungen Kaiser den ersten Gedanken eines Kreuzzugs zur Befreiung Jerusalems angeregt; und die Seele von Bildern des Orients erfüllt, pilgerte Otto III. zum Garganus im Jahre 998. Barfuß zog er aus dem Tore Roms; barfuß wanderte er von Benevent nach Sipontum, und mit Priestern, Mönchen und Rittern klomm er das wilde Cap empor. In der heiligen Grotte wollte er vor dem Fürsten der Engel, so sagte man, die Blutschuld sühnen, welche er durch die grausame Hinrichtung des Freiheitshelden Roms, des schönen Herzogs Crescentius, auf sich geladen hatte. Er fand die Capelle verarmt, weil vierzig Jahre zuvor von den Saracenen ausgeraubt. Viele Schätze wird er dort niedergelegt haben.

Die Pilgerfahrt des Kaisers der Römer und des Abendlandes auf den Garganus machte großes Aufsehen in der damaligen Welt, und sie steigerte ohne Zweifel die Verehrung des Erzengels in allen Ländern des Westens. Langobarden Nord- und Süditaliens, Franken, Sachsen, Angeln, Normannen, Große und Geringe, sah man seither jahraus jahrein die steilen Pfade zum Cap emporklimmen, in der heiligen Grotte ihre Gebete zu verrichten und Opferspenden darzubringen, und dann herabsteigen mit geweihten Amuleten, an Hut und Kleid mit der apulischen Pilgermuschel geschmückt und in den Händen den garganischen Pinienzweig.

Hätten die Tempelhüter dort oben seit dem elften Jahrhundert den modernen Gedanken gehabt, ein Fremden- oder Pilgerbuch in der Capelle des Erzengels aufzulegen, so würden wir in ihm die größten Namen des Mittelalters lesen.

Zwölf Jahre nach jener Wallfahrt Otto's III. er-

schienen auf dem Garganus pilgernde Ritter aus jener Normandie, wo derselbe Erzengel sein berühmtes Heiligtum bei Avranches besaß. Gerade damals hatte sich der langobardische Stamm in den apulischen Seestädten gegen die Herrschaft der Byzantiner erhoben, und zugleich waren Apulien und Campanien wiederum von den Saracenen bedrängt, die das langobardische Herzogtum Salerno zu erobern trachteten. Die Legende hat das erste Auftreten der Normannen in Apulien romantisch ausgeschmückt; so viel aber ist geschichtlich, daß es der Fürst von Salerno war, der diese fremden Abenteurer zuerst in seine Dienste nahm. In derselben Zeit, als dies geschah, erhob sich Melus, ein großartiger und heldenhafter Mann langobardischen Geschlechts in Bari, wider die byzantinische Herrschaft. Er wanderte flüchtig an die langobardischen Höfe von Capua und Benevent, Bundesgenossen und Helfer zu finden, und es ist hier, wo die Sage erzählt, daß er normannische Pilger, die von Jerusalem zurückgekehrt waren, am Garganus fand, und diese überredete, unter seinen Fahnen gegen die Griechen zu dienen, und auch ihre Landsleute in das fruchtreiche Land Apulien zu rufen, wo er ihnen Sold, Beute und Ehren versprach.

Die Legende kann immerhin einen Zug von Wahrheit enthalten, denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß normannische Ritter damals die Wallfahrt zum Garganus machten. Die Beziehung zweier entlegenen Heiligtümer desselben Erzengels, jenes in der Normandie und dieses auf dem Cap in Apulien, würde demnach dazu mitgewirkt haben, daß aus den abenteuerlichen Unternehmungen der Normannen in Apulien das Königreich beider Sicilien entstand.

Melus nahm im Jahre 1017 eine Normannenschar unter Rainulf in Sold; mit ihnen und anderm Kriegsvolk kämpfte er erst glücklich gegen die Byzantiner, bis er vom tapfern Katapan Bugianus im Jahre 1019 beim alten Cannä aufs Haupt geschlagen wurde. Es war dies derselbe Katapan, welcher die Stadt Troja gründete. Melus starb als Flüchtling, mit dem Titel eines Herzogs von Apulien geschmückt, am Hofe des Kaisers Heinrich II. zu Bamberg, wo er im Dom begraben ward.

Dieser fromme Kaiser unternahm hierauf im Jahre 1022 seinen siegreichen Zug nach Apulien, welches Land er den Griechen entriß und der deutschen Krone unterwarf. Ehe er von dort in das Vaterland zurückkehrte, stieg auch er als Pilger auf den Garganus empor.

An seine Wallfahrt heftete sich eine Legende, welche dies erzählt: als der Kaiser in der Capelle des Erzengels betete, erscholl plötzlich die heilige Grotte von angelischen Chören; ein himmlisches Licht erstralte; S. Michael erschien, das Missale in Händen, welches er dem sichtbar werdenden Heiland darbot, der dasselbe küßte. Christus gebot dem Erzengel vor dem Kaiser hinzutreten, und als dies geschah, blieb Heinrich in frommem Schauder starr und regungslos; da faßte ihn der Engel an der Hüfte, und zog ihn über das heilige Buch herab, es zu küssen. Seit diesem Augenblick blieb der Kaiser an der Hüfte lahm. So erklärte die Legende das Hinken, welches Heinrich den II. wirklich verunstaltete.

Wer in Rom die altertümlichen Wandmalereien sah, mit denen Honorius III. am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die Vorhalle von S. Lorenzo fuori le Mura

ausschmücken ließ, wird sich einer dort gemalten Scene erinnern. Sie stellt den Streit Satans mit einem Engel dar, welcher die Seele eines Menschen und ihre Werke auf der Wage wägt. Ein goldener Kelch macht die Wage zu deren Gunsten sinken. Der Engel ist der himmlische Seelenführer Sanct Michael, und die Seele ist die des frommen Kaisers und Pilgers Heinrichs II. Den goldenen Kelch hatte er vielleicht dem Erzengel auf dem Cap Garganus als Weihgeschenk dargebracht.

Ich weiß nicht, ob auf dem Grabmal dieses Kaisers in seinem Dom zu Bamberg (es ist ein Werk deutscher Renaissance vom Jahre 1513) seine Pilgerfahrt und die Garganus-Legende abgebildet ist. Schon vor seinem Zuge nach Apulien muß Heinrich II. den Erzengel besonders verehrt haben; denn bei Bamberg steht der Michelsberg und auf ihm die alte Benedictinerabtei, deren Stiftung durch denselben Kaiser schon ins Jahr 1009 fällt.

Michelsberge gab es viele in Deutschland, zumal in Franken, Schwaben, Baiern und im Elsaß. Sie alle sind Sitze desselben Erzengels, wo er sich auf den Trümmern alter heidnischer Tempel niederließ. Es gibt einen Michelsberg bei Ulm, eine Michelscapelle bei Gundelsheim, einen Michelsberg bei Hersbruck zwischen Nürnberg und Regensburg, und viele andere. Wol jeder einzelne hat seine Engellegende. Eine der ältesten dieser mag die Sage vom Michelsberg bei Besigheim sein, deren Capelle auf einem alten Heiligtum der Diana steht. Dort verkündete einst Bonifacius, der Apostel der Deutschen, den Heiden das Christentum; Satan hinderte ihn in seinem Werk. Der Apostel rief den Erzengel, ihm beizu-

stehen, und der himmlische Herzog ließ sich herab mit dem Teufel zu streiten, den er mit Ketten band und in die Hölle niederstürzte. Der Fürst der Finsterniß aber hatte ihm im Kampf aus seiner Schwinge eine Feder gerissen, die von Diamanten und Rubinen funkelte. Bonifacius hob die Feder vom Boden auf, und legte sie in ein Kästchen, welches er unter dem Altar der Kirche verbarg, die er auf der Stelle des Diana-Tempels errichtete. Die kostbare Erzengelfeder blieb daselbst bis auf die Zeit der Reformation, in deren Stürmen sie verschwand.

Es mochte während der Kreuzzüge sein, wo viele Heiligtümer und Legenden Sanct Michaels in allen Ländern Europas entstanden; jener Epoche gehört vielleicht auch die Legende vom Michelsberg in Cornwallis an, worauf das Schloß Arthurs steht, in dessen Tiefen der Held Kimri mit den Rittern der Tafelrunde sitzt und schläft, und so lange schlafen wird, bis ihn der Erzengel erweckt.

Die Kreuzzüge führten zahlreiche Pilger nach dem Garganus-Heiligtum. Seine östliche Lage am adriatischen Meer, gegenüber den von Byzanz beherrschten Küsten und auf der Straße des Orients, rückte dasselbe gleichsam Jerusalem nahe. Die Capelle wurde deshalb von vielen Kreuzfahrern besucht, sei es auf ihrer Rückkehr vom heiligen Grab, oder ehe sie sich in den apulischen Häfen Barletta, Bari und Brindisi einschifften. So dankten sie Sanct Michael, welcher den in Syrien kämpfenden Kreuzfahrern oftmals als Helfer erschien, wie Sanct Theodor und Sanct Georg, oder sie sicherten sich vorweg seinen Schutz.

Um die Mitte des elften Jahrhunderts erlosch die

Herrschaft der Griechen in Apulien. Benevent wurde päpstlich, aber der Garganus kam in den Besitz der Normannen, denn schon Rainulf, der Söldner des Melus und der erste Graf von Aversa, hatte sich dort zum Herrn gemacht. Dasselbe Volk der Normannen hütete seither die beiden berühmten Capellen Sanct Michaels; denn die Herzoge der Normandie beschirmten jene bei Avranches, und die Herzoge Apuliens normannischen Stammes diese auf dem Garganus. So war der uralte Schutzgeist der Juden im Laufe der Zeit zum Schutzengel der Normannen geworden.

Im Jahre 1137 wallfahrtete noch ein deutscher Kaiser dorthin, Lothar II. von Sachsen. Die Reihe von Fürsten, Päpsten und berühmten Personen, welche zum Garganus pilgerten, ist sehr groß; denn nie erlosch der Ruf dieses wunderbaren Heiligtums.

Als die Hohenstaufen die Erben der Normannen-Dynastie in Apulien wurden, übernahmen sie den Schutz der Capelle des Erzengels. Es wird zwar nicht gemeldet, daß Friedrich II., Konrad IV. und Manfred eine Wallfahrt zum Garganus machten, aber daß sie es thaten, ist nicht unwahrscheinlich, da sie sich so oft in seiner Nähe zu Foggia und in Sipontum aufhielten. Neugierde und vielleicht auch wirklicher Glaube an die Macht Sanct Michaels wird sie getrieben haben, seine Grotte zu besuchen und mit Weihgeschenken zu ehren. Man behauptet, daß Friedrich II. ein Stück vom Kreuz Christi in die Capelle des Erzengels stiftete, und daß dieses noch heute dort bewahrt wird.

Nach dem Falle der Hohenstaufen waren es sodann die bigoten Anjou, welche das Heiligtum ganz besonders auszeichneten. Karl I. mochte in seinem Kampf mit Manfred und Konradin Sanct Michael ein Gelübde gethan haben, oder sich einbilden, unter dem Schutze des Erzengels zu stehen; er baute die Capelle auf dem Garganus mit großer Pracht neu aus, und gab ihr diejenige Gestalt, welche sie im wesentlichen noch heute besitzt. Er legte auch einen bequemeren Weg über das Gebirge nach Sant' Angelo an.

Alle seine Nachfolger auf dem Trone Neapels beschützten und pflegten die Engelcapelle. Sie blieb einer der besuchtesten Wallfahrtsorte Italiens, trotz Loreto und dem Sanct Nikolaus in Bari.

Dreizehn Jahrhunderte sind vergangen, seitdem dieses seltsame Heiligtum auf dem wilden Cap am apulischen Meere gegründet worden ist; Reiche, Völker und Völkersprachen sind untergegangen, neue Weltteile sind entdeckt worden, tausend Revolutionen, tausend Schöpfungen und Erfindungen des Menschengeschlechts haben Europa erschüttert, verwandelt und umgestaltet, aber der Erzengel dauert auf dem Garganus unverändert fort, und wie zur Zeit des Belisar und Narses beten auch noch heute Pilger in derselben Grotte zu demselben himmlischen Cherub des alten Chaldäa, dessen wirkliches Dasein irgendwo zwischen Sonne und Erde nie ein Astronom entdeckt hat, noch jemals entdecken wird. Wir selbst sind die Augenzeugen dieser erstaunlichen Thatsache, denn auch wir unternehmen jetzt, im Mai des Jahres 1874, unsere Wallfahrt auf den Garganus.

II.

Wir verließen Manfredonia in der hohen Morgenfrühe des 17. Mai zu Wagen. Die pilgernde Menschheit hat sich ihre religiösen Mühen bequemer gemacht als die Väter in Vorzeiten. Ueber das ehemals nur zu Fuß oder zu Maulthier erklimmbare Vorgebirge führt jetzt ein breiter durch den Alabasterkalk gehauener Fahrweg aufwärts bis in die Stadt des Erzengels. Man braucht etwa eine Stunde, um von Manfredonia unmittelbar an den Fuß des Caps zu gelangen, und von dort noch zwei andere Stunden um die Grotte selbst zu erreichen.

Der Weg führt erst durch die einsame und großartige Uferlandschaft des Golfs an einigen Olivengärten und Höfen vorbei, welche fast alle aus mittelalterlichen Türmen entstanden sind. Immer gewaltiger steigt das Cap vor uns auf; es drängt seine rötlichen Felsenmassen weit in das Meer hinein, welche umschiffend man zu der Rhede von Viesti gelangen würde, wo im Altertum ein Tempel der Vesta stand. Hier stellt sich der Garganus durchaus als ein Vorgebirge dar, als der Sporn an der Stiefelform

Italiens, wie man vulgärerweise zu sagen pflegt (lo sperone d'Italia). Von Foggia oder von San Severo aus gesehen erscheint er nicht als Cap, sondern als ein lang hingestrecktes Gebirge, dessen Ausdehnung 37 Millien beträgt. Wenn er im abendlichen Purpur stralt, möchte man ihn für eine einzige glühende Felsenmauer halten, welche Götter erbaut haben, um ein Paradies zu schützen.

Aber diese Masse ist ein ganzes System von Bergen und Tälern, 120 Millien im Umfange. Nach dem nördlichen Meere sinkt der Garganus allmählich zu flachen Ufern nieder, worin zwei Seen liegen, der Lago di Lesina und der Varano. Am erstern fließt der Fortore vorüber in jenes Meer; er bildet die westliche Wasserscheide des Garganus und trennt Apulien von den Abruzzen. Nach Süden zu steigt das Gebirge über den Tavoliere in steilen Kalksteinwänden auf, und dort liegen ihm zu Füßen der See von San Giovanni Rotondo, während weiter unterwärts der Fluß Candelaro dem Maremmensee Pantano Salso zuströmt.

Im Norden und Süden umgibt demnach den Garganus ein weiter von Sümpfen erfüllter Ufersaum; aber östlich lagert er sich als schroffes Cap ins Meer. Dort erreicht er auch seine höchste Höhe von 1800 Fuß im Monte Calvo oberhalb Sant' Angelo. Auf dieser Seite gibt es nur schmale Strandsäume und kleine Felsbuchten, und dort liegen zwei Hafenorte, Matinata, ein Dorf unter dem Monte Sant' Angelo mit einer kleinen Rhede, und jenseit der Punta della Testa der kleine Hafen Viesti (Vestix oder Vestis im Mittelalter), der alte Sitz eines Bischofs. Im nördlichen Littoral liegen zwei andere Hafenorte,

Peschici und Rhodi; im südlichen endlich der größte des Garganuslandes, Manfredonia.

Außer diesen Küstenplätzen enthält das Vorgebirge auf seinen südlichen und nördlichen Abhängen die kleinen Binnenorte S. Marco in Lamis, S. Nicandro, Monte Saraceno, Rignano, S. Giovanni Rotondo, Monte Sant' Angelo, Vico, Cagnano, Carpino und Ischitella.

Schon im Altertum war der Garganus durch seine herrliche Flora und seine finstern Pinien- und Eichenwälder berühmt (Querceta Gargani, beim Horaz). Sie sind heute stark gelichtet, bedecken aber noch immer weite Strecken des Gebirges, namentlich in seiner Mitte, wo sich der große Eichenwald befindet, Bosco delle Umbrie genannt. In den Tälern gibt es Ackerbau und Viehzucht, und die Abhänge sind meist terrassenförmig angebaut und mit Weinreben und Olivenbäumen bedeckt.

Ein kräftiges Volk von einfachen Sitten bewohnt dieses Gebirge. Seine Tracht ist eigenartig und malerisch, besonders die der Männer. Sie tragen einen weiten mantelartigen Rock von brauner Wolle mit Capuze, welcher meist noch mit schwarzem Schafpelz gefüttert ist, einen roten Gürtel und eine phrygische Mütze von blauer Farbe. Diese Nationaltracht ist wahrhaft schön, und viele Apulier mit ihren gebräunten und edel geformten Gesichtern sehen darin recht vornehm aus, zumal wenn jene Kleidung von feinerem Stoff ist. Wir sahen ihrer ganze Scharen den Weg entlang, da es Sonntag war.

Die Fahrstraße, welche die Seite des Caps emporführt, ist so kühn und zugleich so bequem angelegt wie nur immer eine Straße über die Gebirgspässe der Schweiz.

Sie zieht sich an schneeweißen Felsenwänden im Zickzack aufwärts, begleitet von Telegraphendräten. Der Anblick dieser steht im schärfsten Gegensatze zu der mysteriösen Pilgerwelt des wilden Vorgebirgs und ihrer tausendjährigen Legende. Stellen diese einfachen Apparate, diese häßlichen Stangen und zusammengeknüpften Eisendräte nicht ein Wunder der menschlichen Cultur dar, größer und wunderbarer als alle legendären Werke Sanct Michaels? Doch erzürnen wir den himmlischen Heros nicht, der den Typhon der Finsterniß bezwungen hat. Diese Dräte stehen ja im Dienst des Lichts. Geister des Lichts, der Freiheit und des Friedens gleiten an ihnen als unsichtbare Blitze hin und her. Vielleicht kommt einst ein ferner Tag, wo der Cherub wieder über der Menschheit schwebend erscheint, und sein Schwert in die Scheide steckt: dann wird die Finsterniß bezwungen sein, dann werden keine Kriege mehr um ein paar elende Schollen Landes, um die blutigen Purpurfetzen von Herrschaft und Ruhm auf Erden geführt werden.

Streckenweise sieht man noch die alte nicht fahrbare Straße, die wol den Zeiten der Anjou oder noch früheren angehört. Sie ist jetzt nur ein Pfad für Maulthiere und dient den Pilgern zur Abkürzung ihres Wegs.

Das Cap war von Wallfahrern belebt, die in Gruppen hinauf- oder herabstiegen; denn obwol das große Fest des Erzengels am 8. Mai schon vorüber war, setzten sich doch die Wallfahrten durch den ganzen Monat fort. Viele gingen zu Fuß, die Pilgerstäbe mit dem Pinienzweige geschmückt, und dieses Zeichen haben die Waller sicherlich schon zur Zeit Otto's III. mit sich geführt. Andere ritten,

truppweise, alle ohne Ordnung und begreiflicherweise auch ohne Gesang.

Je höher wir kamen, desto prachtvoller erschienen in der Tiefe der blaue Golf, das jonische Meer und die paradiesischen Gefilde Apuliens mit zahllosen Städten. Es war ein Schauspiel von überwältigender Größe, aber wir konnten es nur halb genießen, denn der Wind wurde zum Sturm. Dabei durchdrang uns die Morgenkälte bis zur Unerträglichkeit. Wir erstarrten an Händen und Füßen. Es half uns nichts, daß wir aus dem Wagen stiegen und eine Strecke weit zu Fuß aufwärts gingen. So oft der Weg die Richtung nach Osten nahm, warf sich uns der Sturm heulend entgegen, und er zwang uns, wieder im Wagen Zuflucht zu suchen.

Mit steigender Ungeduld blickten wir zu unserm Ziele auf, zu der Stadt Sant' Angelo dort oben. Sie zeigte sich mit ihrem großen Gemeindehaus von roter Farbe, mit ihren weißen Häusern und grauen Türmen und Mauern in einer langen Linie über steilen Abgründen schwebend, aber es schien, daß wir uns derselben niemals näherten, sondern daß sie uns ewig unerreichbar blieb. Stieß uns Ketzer der Erzengel selbst von seinem Heiligtum zurück? So hatte er im Mittelalter mit einem häretischen Bischof gethan, welcher, um seine Schuld zu sühnen, nach dem Garganus gepilgert war, aber ein ganzes Jahr sich vergebens anstrengte, den heiligen Berg zu ersteigen. Ich konnte indeß meine Gefährten mit der Ueberzeugung trösten, daß wir nicht dasselbe Schicksal zu befürchten hätten. Denn ich bin stets ein großer Verehrer dieses guten Dämons gewesen. Vierzehn lange Jahre hindurch sah ich

ihn täglich vor den Fenstern meiner Wohnung schweben, hoch über der Engelsburg und über Rom, auf stralenden Flügeln von Erz, das breite Cherubschwert in die Scheide steckend. Nun besuche ich ihn auf seinem Berg Garganus, wie ich es längst gewollt hatte. Eine goldene Krone kann ich ihm nicht darbringen, aber diese Blätter will ich ihm als Pilgerspende weihen.

Endlich näherten wir uns der Hochfläche und waren unseres Zieles gewiß. Der Wind brauste dort oben über verwittertem Gestein in einer melancholischen und erhabenen Wildniß mit schauerlicher Gewalt. Wir sahen seitwärts vom Wege unter einem Felsen einen Pilger kauern, welcher ein Kind im Arm hielt und vor dem Sturm zu decken suchte, tröstend über das weinende Geschöpf gebeugt, mit dem Ausdruck väterlicher Liebe. Wie wird der Mann mit dem Kinde die Felsen herabkommen in diesem Sturm? Ein altes Lied fiel mir ein: „Ich komme vom Gebirge her, es heult der Sturm, es braust das Meer.“ Es ist ein Gedicht Schmidts von Lübeck, voll von tiefsinnigem Unsinn: die Melodie Schubert's hat es unsterblich gemacht. „Im Geisterwald ruft es zurück: Dort, wo du nicht bist, da ist das Glück!“

So erreichten wir, vor Frost bebend, die seltsame Stadt des Garganus, welche dem Erzengel ihre Entstehung und ihren Namen verdankt. Sie stand vor uns wie auf dem kalkigen Dache des Caps hangend, in einer großartigen Oede hoch über dem Meer, eine Masse von bizarren weißen Häusern, welche zahllose sonderbar gestaltete Schornsteinknäufe emporstrecken, und überragt von einem hohen schwarzen Turm. Die Straßen stehen alle auf dem nackten

Kalkboden; einige ziehen sich treppenartig die Felsen aufwärts, darüber finstere Gebüsche von Eichen schweben.

Als wir in die Stadt einzogen, vom Wind umheult und vom weißen Kalkstaub umwirbelt, konnten wir uns einbilden, zu den Wohnungen fabelhafter Geschöpfe gekommen zu sein. Denn die ganze männliche Einwohnerschaft schien draußen versammelt zu sein, und sie sah aus wie ein Volk schweigend hin- und herwandelnder schwarzer Dämonen. Der Kälte wegen hatte sich jeder Mann in den dunkeln Mantel gehüllt und die Kapuze über den Kopf gezogen, sodaß sie alle zusammen den Capuzinern oder Todtenbrüdern ähnlich sahen. So wandelten sie stumm auf und ab, während die Glocken vom Heiligtum läuteten, welches wir noch nicht sahen.

Wir waren ungeduldig, dasselbe zu betreten, nachdem wir uns in einer hölenartigen unsaubern Schenke erwärmt hatten. Der Weg zur Kapelle führt über den kleinen Stadtplatz, wo sich auf einer Säule die marmorne Figur des Erzengels erhebt, und diese wird als ein Werk der Pietät Michelangelo's ausgegeben. Seitwärts steht ein großer schwarzer Turm von zwei Stockwerken, ein schöner Bau Jordans von Monte Sant' Angelo, des Architekten Karls von Anjou. Der Platz wimmelte von Volk; Pilger zogen nach dem Heiligtum, wo in der Grotte die Messe beginnen sollte. Der Wind brauste über und um uns: die eiserne Fahne auf dem Turm, ein beweglicher Sanct Michael, rasselte und schrillte in schauerlichen Tönen. Wie unter dem Geheul der Elementargeister stiegen wir in das geheimnißvolle Schattenreich hinab.

Die Grotte liegt tief im Schos eines Felsens, dessen

Wände von den heiligen Gebäuden bedeckt sind, während auf seinem Gipfel ein uraltes Eichengebüsch steht, an dessen Zweigen Pilger Steine aufzuhängen pflegen.

Ein gothisches Portal, auf je zwei Säulen ruhend, bildet den obern Eingang zu den Heiligtümern in der Tiefe. In der Mitte seines Spitzbogens sitzt die Jungfrau mit dem Kinde zwischen St. Peter und Paul, eine edel durchgeführte Marmorgruppe. Die Inschrift des Portals scheint den Pilger, statt ihn zum Eintritt einzuladen, davon zurückzuschrecken, gerade als sei dies ein Allerheiligstes der Isis. Terribilis Est Locus Iste. Hic Domus Dei Est Et Porta Celi. Dieses Portal führt zu einer breiten steinernen Treppe von fünfundfünfzig Stufen, an deren Ende sich eine zweite gothische Pforte erhebt. Als wir die obere durchschritten hatten, lag jene große Treppe vor uns, eine in den lebenden Felsen gehauene Stufenleiter, überwölbt von gothischen Bogen und vom Tageslicht schwach beleuchtet, welches durch Oeffnungen des Felsens selbst eindringt.

Wir traten erst seitwärts in mehrere Kammern, die von Käufern wimmelnden Kramläden dieses Sanctuarium, wo man Amulete, Medaillen, Rosenkränze, Pinienzweige, Haufen von Pilgermuscheln, die grellsten Bilder des Erzengels und namentlich seine Statuetten feilbot. Auf Tischen und Brettern längs den Wänden standen diese Figuren zu vielen Hunderten und in verschiedener Größe. Sie sind aus dem weichen Marmor des Garganus gefertigt und zerlegbar. Die Flügel, den Kopf, die Krone, Schild und Schwert und das gelbe hölzerne Fußgestell kann man abnehmen und in ein Kästchen legen. Auf diese Weise

brachte ich meinen Sanct Michael glücklich heim, und er steht jetzt wolbehalten vor mir.

Kaum stiegen wir die Treppen abwärts, so warf sich uns ein Schwarm von Krüppeln und Bettlern schreiend entgegen und hinderte uns weiter vorzudringen. Ein Kirchendiener machte uns Luft, indem er uns zugleich seine Dienste als Virgil in dieser Unterwelt anbot.

Wir bemerkten an vielen Stellen auf den Stufen der Treppe, wie an den Wänden derselben, die Abbilder von Händen und Füßen eingemeißelt, was einen schauerlichen Eindruck machte. Es sind altherkömmliche Pilgerzeichen. Auch sahen wir die Wände überall mit Pilgernamen beschrieben und bekritzelt wie in den Katakomben Roms.

Aus dem untern Portal traten wir sodann in einen kleineren viereckigen Hof, wo wir uns wieder unter freiem Himmel befanden. Er ist der älteste Kirchhof der Pilger hier. An den Wänden desselben sind einige steinerne Grabmäler aufgerichtet, doch reicht deren keines über das fünfzehnte Jahrhundert hinauf.

Aus diesem Atrium gelangt man in eine Kirche, welche mit ihrer Langseite vor der heiligen Grotte liegt. Ein romanisches Portal auf der östlichen Seite des Vorhofs öffnet und schließt den Zugang zu ihr mit Bronzethüren, welche der reiche Amalfitaner Pantaleon im Jahre 1076 zu Konstantinopel fertigen ließ. Sie enthalten auf vierundzwanzig Feldern in Niello ausgelegte Figuren eines kindlich naiven, aber ausdrucksvollen Stils, welche sammt und sonders Erscheinungen der Engel darstellen: die Vertreibung des Menschenpaars aus dem Paradiese, die Engel vor Abraham und Jakob, vor Daniel und Zacharias, die

Befreiung Petri aus dem Kerker und ähnliche Scenen, bis auf die Erscheinung Sanct Michaels vor dem Bischof Laurentius in Sipontum. Ueber diesem Portal stehen als Inschrift die legendären Worte, welche der Erzengel zu jenem Bischof geredet hatte: Ubi saxa panduntur, ibi peccata hominum dimittuntur. Sodann: Hæc est domus specialis, in qua noxialis quæque actio diluitur.

Diese Kirche wurde unter den ersten Anjou ausgebaut; sie ist einschiffig, ein kühnes Werk gothischer Architektur und zur Hälfte in den Felsen gehauen. Von links her wird sie durch Tageslicht erhellt, und dort befindet sich auch der Chor mit hölzernen Schranken und Stülen für die Domherren. Rechts öffnet sich der Zugang zum Allerheiligsten, zur weltberühmten Grotte, dem Mittelpunkt des Engelcultus im ganzen Abendland. Die Oeffnung beträgt etwa vierzig Fuß, ihre höchste Höhe sechzehn Fuß.

Als wir vor ihr standen, sahen wir eine fremdartige und unbeschreibliche Scene, gleichsam ein Märchen mitten in einem erleuchteten Zauberberg. Dante würde sie für die göttliche Komödie verwertet haben, wenn er ihr Zeuge hätte sein können. Dichte Scharen von Pilgern, vom Dämmerschein geisterhaft übergossen, bedeckten die Marmortreppe, welche aus der Kirche zur Grotte emporführt. Sie drängten sich aufwärts, oder sie standen oder sie lagen auf den Knien. Im finstern Hintergrunde der Höle funkelten Kerzen auf dem mit Purpur gedeckten Altar, die weiße Gestalt des Erzengels bestralend, welcher seine Flügel zu regen schien. Ein Priester und Chorknaben bewegten sich davor phantastisch mit Kniebeugungen hin und wieder. Der Gesang des Geistlichen hallte mit starker Stimme,

und Orgelklänge fielen von unterwärts her ein. Die schattigen Gewölbe der Kirche, droben der schwarze Hölenschlund, die aus ihm hervorquellenden Schimmer, die feierlichen Töne, die schweigende Menge des Volks — all dieses unterirdische Wesen und Geheimniß brachte einen unsagbaren Eindruck hervor. Man hätte glauben können, es sei das ein Traum.

Der Priester des Erzengels hatte soeben die Messe begonnen; wir scheuten uns deshalb in den Chor vorzudringen, aber der uns begleitende Kirchendiener forderte uns auf, ihm zu folgen. In der rücksichtslosesten Weise, als befänden wir uns vor der Schaubude eines Puppentheaters, machte er uns durch die Volksmasse Bahn; er zog uns die Treppe aufwärts hinter sich nach, dem Hierophanten dicht vorüber und an den Altar, hinter welchem wir uns aufstellen mußten.

Dort befanden wir uns in einer sehr peinlichen Lage: wir waren Eindringlinge in fremde Mysterien, und das ohne unsere Absicht. Im übrigen erkannten wir bald, daß auch hier dieselbe schrankenlose Toleranz geübt wurde, wie sie sonst in Kirchen Italiens gebräuchlich ist, wo das Profane neben dem Heiligen unbehindert einhergehen darf. Der Priester am Altare warf wol ab und zu einen fragenden Blick auf uns, aber einen solchen, der eher von einem flüchtigen Lächeln als von einem Vorwurf begleitet war.

Die Männer und Frauen, welche neben uns standen (und die Grotte war von Pilgern vollkommen ausgefüllt), zum Teil in Andacht versunken oder doch deren Gebärden machend, blickten uns mit Gleichgiltigkeit an, und wenn wir noch einige Scrupel fühlten, so mußte uns die unglaubliche Naivetät des Kirchendieners davon befreien. Denn dieser officielle Tempelwächter betrachtete den himmlischen Erzherzog so wenig als ein unnahbares Wesen, daß er eine an einem Rohr befestigte Wachskerze dreist an einem Licht auf dem Altar selbst anzündete und mit ihr die Figur des Erzengels von hinterwärts hin und wieder beleuchtete, damit wir sie deutlicher beschauen könnten — und dies that er, während drei Schritte von uns entfernt der Domherr vor eben diesem Engel die Messe las. Wir machten abwehrende Zeichen, doch der Mann achtete nicht darauf; der Oberpriester des Engels selbst mußte diese freche Handlung bemerken, doch sie war niemandem auffällig.

Ich betrachtete nun die wunderbare Cultusscene in unmittelbarer Nähe mit derselben Wißbegierde, mit welcher Herodot und Plutarch die Mysterien in Aegypten, in Syrien und in Griechenland betrachtet haben. Ein seltsameres Schauspiel hatte ich nirgends zuvor gesehen: als Gemälde in der Beleuchtungsweise des Honthorst würde es ein Nonplusultra des Phantastischen darstellen. Indem wir in der innersten Tiefe der Höle standen, von deren schwarzem Gewölbe die sickernden Wassertropfen auf uns niederfielen, hatten wir neben uns betende Pilger, unmittelbar vor uns den erleuchteten Altar mit dem Erzengel darüber, den singenden und kniebeugenden Priester mit seinem Knaben, und wir überblickten sodann die Treppe dieser Grotte, welche von Andächtigen bedeckt war, über deren dunkle Massen bis tief in die Kirche hinunter breite Kerzenschimmer niederglitten.

Die Vorstellung, daß dieser Cultus eines erdichteten

Wesens, oder einer Puppe schon dreizehn Jahrhunderte lang in derselben Höle gefeiert wird, und mehr noch, daß sich sein semitischer Ursprung über die Entstehung des Christentums hinaus in ferne Jahrtausende verliert, machte einen großen Eindruck auf mich. Dieser Erzengel ist durch eine Reihe von kosmogonischen Mythen hindurchgewandert, ehe er seine heutige Gestalt erhielt. Sie selbst hat eine Geschichte, die unbekannt ist. Vielleicht schon im sechsten Jahrhundert stand die Figur Sanct Michaels auf diesem Altar. In der byzantinischen Bilderverfolgung wird man sie zertrümmert, dann aber im achten Jahrhundert von neuem aufgerichtet haben. Wie sie heute gesehen wird, ist sie ein Werk der Spätrenaissance. Die marmorne Figur hat etwa drei Fuß Höhe; sie stellt den Erzengel dar im Panzerrock, eine hohe Krone auf dem von Locken umwallten Haupt, die breiten Flügel ausgespannt, in der Rechten das Schwert, in der Linken den Schild; über dem Panzer ein Gewand, welches hinterwärts niederfällt.

Trotz der martialischen Ausrüstung macht Sanct Michael doch den Eindruck des Kindlichen, wie alle andern Engel auch. Der ganze Cultus trägt denselben Charakter puppenhafter Kindlichkeit. Diese Mysterien in der Grotte des Garganus haben nichts Schreckendes und Schauerliches; sie sind nur ein phantastisches Märchen, wie jenes vom Arthurschloß, vom Dornröschen, vom Venusberg und vom Kyffhäuser, aber zur religiösen Idealität erhoben. Die Gläubigen, welche hier beteten, schienen auch in keiner Weise durch düstere Vorstellungen aufgeregt; nur ein einziges altes Weib, welches neben uns stand, machte Zeichen der Verzückung, indem sie sich dröhnende Schläge gegen die Brust versetzte, während eine junge Frau in ihrer Nähe volle Ursache hatte, sich schonender zu behandeln.

Ich glaube, daß alle diese Pilger sich unter dem geflügelten Erzengel nichts anderes vorstellen als ein freundliches himmlisches Wesen, einen Retter und Beschirmer, überhaupt einen Schutzgeist. Er steht am Trone Gottes, und seine Wohnung ist das Licht. Was ist die finstere Grotte hier? Sie ist, nach dem kindlichen Glauben des Pilgers, das Symbol der Erde oder der Menschenwelt, darein ein Himmelsstral gefallen ist. Aber nicht in der schauerlichen Nacht der Katakomben, sondern in ätherischen Regionen sucht der Gedanke des Wallfahrers den Genius selbst mitten in dieser Höle, und nur ein erfreuendes Bild von Schönheit und Anmut tritt ihm entgegen, welchem keine Vorstellung des Häßlichen, der Marterqual und des Todes beigemischt ist.

Die Engel oder Genien sind die einzigen leiblosen Gestalten, welche die christliche Mythe erschaffen, oder vielmehr aus den alten Religionen Asiens aufgenommen hat. Sie sind die graziösesten Dichtungen der asiatischen Kosmogonie; und welcher Glaube wäre anmutiger als der an Schutzengel, welche die Pfade des irrenden Menschen umschweben? So verliert auch die Gestalt Michaels nicht diesen Charakter, obwol ihm sein Kampf mit den rebellischen Titanen des Himmels die Züge des Hercules verleiht. Sein Tempeldienst ist frei von jener abstoßenden Materialität des Reliquienwesens und der Fetischzauberei, welche sonst vom Heiligencultus unzertrennlich bleibt. Es ist immerhin ein Cultus des guten Genius und des

Lichts, menschlicher und sicherlich idealer als der vor den Altären vieler Märtyrer der Kirche: Pythagoras und Sokrates, die Dichter Milton und Klopstock würden ihn anerkannt haben.

Der Anblick dieses Genius kann die Pilger hier nur zu milden Empfindungen stimmen, welche, nicht an bestimmte Dogmen noch an Vorgänge in der Kirche geknüpft, in allgemeine Begriffe sich auflösen. Denn diejenigen Vorstellungen, welche sich das Rittertum im Mittelalter von Sanct Michael machte, als von dem himmlischen Cavalier und Streiter im Kampfe mit den Ungläubigen und andern Feinden der Kirche, sind erloschen. Nur die tendenziöse Propaganda hat aus diesem Erzengel wieder in Frankreich den Marschall der Revanche gemacht für die ungeheuere Niederlage dieses Landes und des Papsttums im Jahre 1870. So soll er die Deutschen aus dem von Bazaine verratenen Metz und aus Straßburg, und den neuen Heliodor aus dem geschändeten Quirinal vertreiben — eine schwere Aufgabe für den guten Erzengel von Avranches, da auch er wol in der Kriegswissenschaft hinter den Forderungen der Zeit ein wenig zurückgeblieben sein wird. Und wer weiß, ob er diese ihm zugedachte Aufgabe überhaupt als eine im Dienst des Princips des Lichts stehende Mission anerkennen würde? Mit feiner Ironie hat der geniale Kaulbach den deutschen Michel gerade im Bilde dieses Erzengels dargestellt, welcher, das Haupt mit dem preußischen Helm bedeckt, die Mächte der Finsterniß des Jahres 1870 als ein siegreicher Reformator niederschlägt.

Dies ist mit Gewißheit anzunehmen, daß der italienische Erzengel auf dem Garganus niemals sein kindliches Schwert gegen Victor Emanuel ziehen wird. Er ist nicht fanatisirbar für die Zwecke der Legitimität und der jesuitischen Propaganda. Don Carlos und Heinrich V. haben wenig von ihm zu hoffen. Zur Rettung des Dominium temporale hat er seinen Degen nicht aus der Scheide gezogen, als die Italiener in seine Engelsburg einrückten. Keine Nation war und ist in religiösen Dingen leichter aufzuregen als die französische; ihre vielen und schrecklichen Religionskriege beweisen es, die Albigenserkriege, die Hugenottenkriege, die Bartholomäusnacht, die Dragonaden u. s. w. — und keine andere ist dies so wenig wie die italienische. Processionen wie solche heute Frankreich durchziehen, würde keine priesterliche Macht, nicht einmal das ausdrückliche Gebot des Papstes, in Italien zu Stande bringen, und sollte sie der heilige Vater in Person nach dem Garganus, nach Loreto oder nach S. Niccolò in Bari führen wollen.

Als ich das weltberühmte Heiligtum zu Bari sah, den besuchtesten Wallfahrtsort in Süditalien, und dort die Sacristei betrat, erblickte ich hier die Bildnisse Pius IX. und Victor Emanuels in voller Eintracht einander gegenüber aufgestellt. Der König beider Sicilien ist nämlich nach altem Herkommen Canonicus in Bari, und so ging diese kirchliche Würde ohne weiteres auf den Usurpator Roms über. Die Priesterschaft in Süditalien hat sich zu allen Zeiten mit vollendeten politischen Thatsachen abzufinden gewußt. Es ist ihr niemals auf die Dynastien des Landes viel angekommen, wol aber darauf, daß man sie selbst gewähren ließ und ihren Tempeldienst nicht antastete. Die Geistlichkeit beherrscht das Volk nach wie

vor fast unumschränkt, denn die Veränderung, die hier vor sich ging, ist nur eine politische, nicht eine moralische. Ein uraltes Wesen ererbter Gewohnheiten dauert mit einem tausendjährigen Aberglauben unerschüttert fort, und die Zeit, wo der Cultus alter italienischer Heiligtümer erloschen sein wird, ist gar nicht abzusehen. Die einzige Veränderung, welche die Mysterien auf dem Garganus erfahren haben, besteht in der geminderten Zahl der Opferspenden und im Verschwinden von Kaisern und großen Fürsten aus der Liste der Pilger. Aber auch das dürfte nur unwesentlich sein, denn es ist keineswegs unmöglich, daß eines Tages wieder ein Papst oder irgend ein streng katholischer König als Wallfahrer auf dem Garganus sichtbar wird.

Die Messe war beendigt, und die Grotte leerte sich. Wir sahen sie nun mit Muße. Ein Wasserbecken steht in der Nähe des Altars, woraus die Pilger von der heiligen Quelle zu schöpfen pflegen. Daneben ist eine altertümliche Figur des Erzengels aufgestellt. Auch zeigt man hier die von ihm in einem Stein aufgedrückte Fußspur, seine einzige Reliquie. Wir sahen auch eine alte Kathedra von Marmor mit einem Abbilde S. Michaels, und eine altertümliche Figur des Sanct Jakob, dessen weltberühmtes Heiligtum zu Compostella im Mittelalter mit dem des Garganus wetteiferte. Der Fußboden der Grotte selbst ist nicht der natürliche Stein, sondern er ist mit weißem und rotem Marmor gepflastert.

Als wir aus der Höle wieder an das Tageslicht traten, hatte sich der Sturm gelegt, und wir durchwanderten die Stadt Santangelo. Sie entstand ursprünglich aus Pilgerhospitälern, deren es hier noch heute einige gibt. Schon

im elften Jahrhundert war sie ein ansehnlicher befestigter Ort, und bildete mitsammt dem Garganusland ein königliches Lehen, von welchem große Herren den Titel führten. Die darauf ruhenden Rechte wurden l'onore di Monte Sant Angelo genannt. Friedrich II. hatte testamentarisch seinen geliebten Sohn Manfred damit ausgestattet.

Die Stadt zählt heute mehr als 10000 Einwohner. Ihre weiß übertünchten Häuser, fast durchweg mit kleinen Figuren des Erzengels in Nischen geschmückt, sind vom bizarrsten Baustil, meist einstöckig, mit Freitreppen von Stein, die durch gewölbte Pforten auf eine Terrasse führen. Die Façade besteht in der Regel aus einem Quadrat, worin die Thür zugleich Fenster ist. Das Innere dieser Häuser starrt von Unsauberkeit. Wir sahen keines von einiger Schönheit, und doch soll es viele reiche Leute in Santangelo geben. Man sagte uns, daß sie Haufen von Gold und Silber in der Erde vergraben halten und das ärmlichste Leben führen, während ihre Söhne in Neapel studiren.

Wo die Stadt gegen das Innere des Gebirges ihr Ende nimmt, blickt man in die großartigsten Wildnisse des Garganus hinein. Schwarze Pinien- und Eichenwälder ziehen sich dort in tiefe Felsenschluchten nieder; aber fast überall sieht man Terrassen angelegt, welche Oliven und Reben tragen. Tiefer unten gibt es auch Saatfelder und Gärten, denn an Bergwassern mangelt es nicht.

In den Jahren 1860 bis 1869 wimmelte dieses Gebirge von Briganten, gleich den Abruzzen; heute ist es von dieser Plage gesäubert. Die Regierung sorgt dafür, alle Orte im Garganus durch Straßen und Telegraphen miteinander

zu verbinden, was das sicherste Mittel ist, dieser vereinsamten Gebirgswelt eine höhere Cultur zu geben.

Wir blickten mit Verlangen in das Innere der unbekannten Berge und Täler; es müßte eine Lust sein, sie zu durchreiten. Aber mit noch größerer Begierde betrachtete ich die wilden Felsenmassen, welche sich ostwärts zum Meere senken. Dort weiter abwärts liegt das weltverlorene Viesti, dessen Einsamkeit bezaubernd sein muß. Indeß diesen Hafen zu sehen, wurde uns nicht zuteil. Wir kehrten vielmehr von Santangelo nach Manfredonia zurück, froh, unsere Pilgerfahrt zum Erzengel auf dem Garganus glücklich vollbracht zu haben.

Andria.

1874. 1875.

Eine starke Stunde von den Häfen Trani und Barletta entfernt liegt Andria, eine volkreiche ackerbautreibende Stadt Apuliens, in der Terra di Bari. Der Kaiser Friedrich II. liebte sie vor vielen andern Städten; in ihrer Nähe erbaute er das schönste seiner Jagdschlösser, Castel del Monte. Dieses zu sehen — denn von allen hohenstaufischen Denkmälern Süd-Italiens ist es das am besten erhaltene — war der hauptsächlichste Zweck meines zweimaligen Aufenthalts in Andria. Aber auch dieser Ort selbst ist merkwürdig und seine Geschichte ein nicht unbedeutender Teil der Feudalgeschichte Neapels überhaupt. Ich will daher etwas davon sagen.

Die Städte Apuliens, eines Landes von uralter zum Teil hellenischer Ansiedelung, suchen alle mit verzeihlichem Stolz ihren Ursprung im mythischen Zeitalter. Derselbe Heros Diomedes, von welchem Benevent sein Gemeindewappen herleitet, soll auch Andria erbaut haben.

Der Geschichtschreiber dieser Stadt, Riccardo d'Urso (er veröffentlichte seine Geschichte im Jahre 1842 zu Neapel), glaubt, daß Andria der von Strabo genannte

Ort Netium sei; aber Netium oder Natiolum würde richtiger auf der Stelle von Giovinazzo zu suchen sein. Kurz und gut, weder das hellenische noch das römische Altertum weiß etwas von Andria.

Später läßt man hier auch den heiligen Petrus auftreten. Sanct Petrus ist der Legende nach ein großer Gründer gewesen; er ist der christliche Diomedes, der mythische Heros der Bistümer; denn wie viele deren hat dieser eine Apostelfürst nicht gegründet, anfangend mit Rom! Auch in Andria soll er die erste Kirche gestiftet haben. Der Schutzpatron dieser Stadt ist Sanct Riccardus. Um nun auch diesem Heiligen ein möglichst hohes Alter zu geben, läßt man ihn im Jahre 492 aus England nach Andria kommen. Jedoch die geschichtliche Reihe der Bischöfe Andrias kann erst im dreizehnten Jahrhundert begonnen werden. Richard ist ein normannischer Name. Erst in normannischer Zeit tritt Andria als Stadt auf. Sie war, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Gründung der Normannen, welche Apulien den Griechen und den Langobarden Benevents entrissen und in diesem Lande ihre Grafschaften einrichteten.

Als erster Graf und als mutmaßlicher Erbauer Andrias wird der Normanne Petrus um das Jahr 1042 oder 1046 genannt. Er war Graf im nahen Trani. Mit ihm und seinem Sohne, Richard von Andria, beginnt die Geschichte dieser Stadt als einer normannischen Lehngrafschaft unter der Oberhoheit der Herzoge Apuliens.

Hundert und funfzig Jahre lang saß hier ein normannisches Dynastengeschlecht, bis Apulien in den erblichen Besitz der Hohenstaufen kam. Roger war der letzte dieser

Grafen, ein Anhänger des Kaisers Heinrich VI., in dessen Kriegen um den Besitz Süditaliens er seinen Untergang fand.

Nach dem Tode Heinrichs VI. bemächtigte sich der Papst vorübergehend dieser Landschaft, bis Friedrich II. dort Herr wurde. Sein Lieblingsland war das sonnige Apulien mit seiner entzückenden Meeresweite und der breiten Küste, die sich von den Bergen niedersenkt, bedeckt mit Olivenhainen und Mandelgärten und meerwärts eingefaßt von einem Kranz schöner Städte und Hafenplätze. Er baute dort seine Residenzen und Jagdschlösser, Foggia, Castel Fiorentino, Castel del Monte und die Saracenenburg Lucera.

Im Dom Andrias ließ der große Kaiser seine beiden Frauen begraben, Jolantha von Jerusalem, welche ihm hier im Jahre 1228 Konrad geboren hatte und bald darauf starb, und Isabella von England, die am 1. December 1241 zu Foggia starb. Schon diese Thatsache beweist, daß er Andria ganz besonders auszeichnete; denn ohne dies würde er seine Gemalinnen entweder im Dom zu Foggia, oder in der herrlichsten und schönsten Kathedrale Apuliens, im Dom zu Trani bestattet haben.

Die Bürger Andrias, so viele ihrer mit der Vergangenheit ihrer Vaterstadt bekannt sind, rühmen sich noch heute ihrer Bevorzugung durch den größten Kaiser des Mittelalters. Als viele Städte Apuliens während Friedrichs Abwesenheit in Jerusalem von ihm zum Papst abgefallen waren, blieb Andria ihm treu. Sobald der Kaiser heimgekehrt war, schickte ihm die Bürgerschaft fünf edle Jünglinge als Geiseln, welche ihn mit folgenden Versen begrüßten:

Rex felix Federice veni, dux noster amatus,
Est tuus adventus nobis super omnia gratus:
Obses quinque tene, nostri pignamin' amoris,
Esse tecum volumus omnibus diebus et horis.

Der Kaiser dankte den Andrianern durch ein Privilegium, und er beantwortete jenen Glückwunsch durch diese Artigkeit:

Andria felix nostris affixa midullis,
Absit quod Federicus sit tui muneris iners.
Andria vale felix, omnisque gravaminis expers.

Die erste Zeile dieser Verse (worin man felix in fidelis verwandelt hat) steht noch auf einem Stadttor Andrias geschrieben, und die Beneventer sind nicht stolzer auf den Triumphbogen Trajans, als es die Andrianer auf jene (erneuerte) Inschrift sind.

Dem Kaiser Friedrich werden noch mehrere andere Epigramme auf Städte Apuliens zugeschrieben; man kann sie noch heute mehr oder weniger entstellt aus dem Munde gebildeter Leute hören. Sie alle sind satirische Mottos und sollen sich auf jenen Abfall der Städte im Jahre 1229 beziehen. Es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß ein und das andere Epigramm wirklich von Friedrich II. herrührt. So soll er Bari mit Versen bestraft haben, welche er auf eines der Tore der Stadt schreiben ließ, und so gehen dort im Lande Sprüche des Kaisers auf Barletta, Trani, Molfetta u. s. w. um. Das stärkste oder gröbste ist Bitonto zugefallen:

Gens Bitontina tot capita asinina.

Nach dem Tode Friedrichs II. fiel indeß Andria, erbittert durch die Steuerlast, welche es zu tragen hatte,

von seinem Sohne Manfred ab, dem Baliven Apuliens für den König Konrad. Manfred zog mit Truppen gegen Andria, verzieh aber der Stadt, welche sich sofort unterwarf, und seither blieb sie den Hohenstaufen unerschütterlich treu.

Auf seinem italienischen Zuge besuchte sie, seinen Geburtsort, König Konrad; er residirte, so behauptete man, eine kurze Zeit zu Castel del Monte. Oefters mag daselbst auch Manfred gewesen sein, nachdem er die Kron beider Sicilien erlangt hatte. Gleich seinem Vater hielt er am liebsten Hof in den Städten Apuliens. In Trani war es, wo er seine zweite Gemalin empfing, die schöne Helena, Tochter des Despoten von Epirus.

Der Fall Manfreds bei Benevent gab Apulien in die Gewalt Karls von Anjou, und so wechselte auch die Grafschaft Andria ihren Herrn. Der neue König Siciliens machte sie zur Krondomäne; er vereinigte sie mit dem Fürstentum Altamura und verlieh sie seinem zweitgeborenen Sohne Philipp zu Lehen. Nach dessen baldigem Tode gab er Andria dem Sohne seines erstgeborenen Karl, dem Raimondo Berlingieri.

Seither wanderte der Besitz Andrias im Hause Anjou von Hand zu Hand. Denn schon Karl II. entzog die Grafschaft seinem Sohn, um sie als Mitgift seiner jüngsten Tochter Beatrix zu schenken, welche sich im Jahr 1305 mit Azzo von Este, dem Markgrafen von Ferrara, vermälte. Sie wurde Witwe im Jahre 1308 und brachte Andria ihrem zweiten Gemal als Heiratsgut, dem Beltrando del Balzo. So wurde das Haus der Balzo, bald eines der berühmtesten und mächtigsten Feudalgeschlechter

im Königreich Sicilien, in den Besitz Andrias gesetzt, in welchem es bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts geblieben ist.

Die Balzi (Baux) leiteten ihren Stammbaum lächerlicherweise von Baldassar ab, einem der drei Weihnachtskönige aus dem Morgenlande. Sie führten deshalb in ihrem Wappen einen silbernen Stern mit sechzehn Stralen im roten Felde. Sie stammten aus der Provence, und waren mit Karl von Anjou auf seinem Eroberungszuge nach Neapel eingewandert. Hugo de Baux hatte sich bei Benevent hervorgethan; wir besitzen noch ein Bruchstück seines eigenen Schlachtberichts; als später, nach dem Einzug in Neapel, der Schatz Manfreds vor Karl von Anjou gebracht wurde, übertrug dieser König jenem Ritter die Teilung der Beute. Hugo lachte und sprach: „Was ist da lange zu teilen?“ und indem er mit dem Fuß drei Striche durch den Haufen Goldes machte, sagte er zum König: „Sire, dies ist für euch, dies für die Königin, eure Gemalin, und der Rest ist für eure tapfern Ritter.“ Karl belehnte ihn mit der Grafschaft Avellino und Montescaglioso, und dieses Hugo Sohn war jener Beltrando del Balzo, Gemal Beatrice's, Graf zu Andria und Stammvater eines großen dem Königshause blutsverwandten Geschlechts, dessen Geschichte auch ein wesentlicher Teil derjenigen des Hauses Anjou in Neapel ist.

Die Balzi nahmen ihren Sitz in Andria, wo sie im Palast neben dem Dom wohnten. Dort ward auch Beatrix, die Tochter Karls II. und die Schwester des berühmten Königs Robert, im Jahre 1330 begraben. Ihr Denkmal ist untergegangen, nur die stolze Inschrift

liest man noch in der Kathedrale Andrias, wo sie neben dem Chor eingemauert ist:

Rex Mihi Pater Erat, Fratresque Robertus,
Loysiusque Sacer, Regia Mater Erat,
Bertrandi Thalamos Non Dedignata Beatrix,
A Quo Deducta Est Baucia Magna Domus.
Si Tangunt Animos Haec Nomina Clara Meorum,
Esto Memor Cineri Dicere Pauca: Vale.

Beltrando del Balzo hatte von Beatrice Anjou nur eine Tochter Maria, welche sich im Jahre 1327 mit Hubert, dem Dauphin von Vienne, vermälte. Sie war die Erbin Andrias, aber sie trat ihrem Vater diese Grafschaft für die Summe von 30000 Unzen Goldes ab, so daß sie beim Hause der Balzo verblieb. Beltrando vermälte sich wieder im Jahre 1331 mit Margareta, der Witwe des Grafen Louis von Flandern, und deren Sohn Francesco del Balzo setzte später den Stamm fort.

Dieses mächtige Geschlecht hatte schon damals die Geschicke Neapels in seiner Hand. Nach der Ermordung des jungen Andreas von Ungarn durch seine Gemalin, die Königin Johanna, war es Beltrando, welcher dieser schönen Verbrecherin den Tron rettete. Als Großjustitiar des Königreichs Neapel vom Papst mit der Untersuchung des Frevels beauftragt, sprach er seine Nichte frei. Er flüchtete, wie diese, nach Avignon, während der von Rachlust entbrannte Ungarnkönig Ludwig in Apulien einzog. Damals, im Jahre 1350, wurde auch Andria von den Ungarn geplündert und halb zerstört.

Beltrando hatte die Ehe Johanna's mit ihrem Geliebten und Vetter, dem Prinzen Ludwig von Tarent, gutgeheißen

und seinen eigenen Sohn Francesco mit Margherita, der Schwester dieses neuen Königs, vermält. Andria wurde bei dieser Gelegenheit zum Herzogtum erhoben, und es war überhaupt das erste Herzogtum im Königreich Neapel. Die Balzi selbst standen dem Tron zu nahe, um nicht den ehrgeizigen Gedanken zu fassen, ihn einst einzunehmen. Doch dies gelang ihnen nicht. Als der mächtigste Mann nach dem König starb Beltrando zu Neapel im Jahre 1357. Dort liegt er in San Domenico Maggiore begraben.

Zu noch mehr Größe stieg sein Sohn Francesco auf. Durch seine zweite Ehe mit Donna Sueva Orsini traten die Balzi Andrias in die innigste Verbindung mit diesem im Königreich Neapel gewaltigen Hause. Francesco entzweite sich mit der Königin Johanna, welche ihn aus seinen Staaten vertrieb. Er ging nach Avignon, später nach Rom, wo er den Papst Urban VI. bewog, Karl von Durazzo als Kronprätendenten Neapels aufzustellen. So wurde er das wesentliche Werkzeug zum Sturze Johanna's I.

Sein Sohn Giacomo del Balzo erhielt die Hand der Prinzessin Agnes, der Erbtochter Philipps Anjou von Tarent; so war er dessen Erbe, Herzog Tarents, des größten Kronlehens des Hauses Anjou, mit dem zugleich der Kaisertitel von Byzanz verbunden war. Im Dome zu Tarent sieht man noch das Mausoleum, welches Francesco del Balzo diesem seinem berühmten Sohn im Jahre 1383 errichtet hat. Er selbst starb im Jahre 1420.

Sein Geschlecht dauerte in Andria, in Tarent und in Neapel fort (hier haben die Balzi zu Santa Chiara eine

Gruftcapelle) unter vielen Stürmen und Revolutionen des Königreichs, und in dessen Geschichte gibt es kaum ein Blatt, worin man nicht diesen großen Herren begegnete. Sie und ihre Feinde, die Sanseverini, waren die mächtigsten Dynasten des Landes. In den Kämpfen zwischen den Häusern Anjou und Aragon standen die Balzi Andrias auf der Seite des letzteren, mit welchem sie selbst verschwägert waren. Sie blühten noch im funfzehnten Jahrhundert unter Francesco II., der im Jahre 1482 starb und in S. Domenico zu Andria begraben liegt. Dann gingen sie plötzlich unter.

Der letzte ihres Stammes war dieses Francesco Sohn, Pirro, Herzog von Andria und Fürst von Altamura, welches er gekauft hatte. Zu seinem Unglück nahm er Anteil an der berüchtigten Verschwörung der Barone gegen Ferdinand I. von Aragon. Der König ließ ihn im Jahre 1487 mit vielen anderen Großen umbringen.

Pirro hatte nur Töchter zurückgelassen, von denen Isabella sich mit Federigo von Aragon vermält hatte. Dieser nachmalige unglückliche letzte König Neapels aus dem Hause Aragon war ein Sohn Ferdinands I. An ihn fiel das Herzogtum Andria.

Bald darauf folgte die Umwälzung Neapels durch den Zug Karls VIII. von Frankreich, der Sturz der Aragonen und endlich die Eroberung des Königreichs durch Spanien. Es war in jenen Kriegen des großen Kapitäns Consalvo mit der französischen Armee, wo in der Nähe Andrias der weltberühmte Zweikampf stattfand, welcher als Disfida di Barletta unsterblich geworden ist.

Ferdinand der Katholische verlieh demselben Consalvo zum Lohn seiner Dienste im Jahre 1503 auch das Herzogtum Andria. Hierauf schenkte Consalvo, welcher von dem castilianischen Könige nach Madrid entführt worden war, im Jahre 1515 Andria seiner Tochter als Mitgift, und diese brachte das Herzogtum an ihren Gemal, Don Luis Guevara de Cordova, und an dessen und ihre Nachkommen. Als sodann im Jahre 1527 der Marschall Lautrec seinen tollkühnen Zug nach Neapel unternahm, wurde Andria, vielleicht aus Rache des Schimpfs jener Disfida di Barletta, von den Franzosen in Brand gesteckt.

Ein Enkel Guevara's, mit Namen Consalvo, verkaufte im Jahre 1552 Andria dem Don Fabrizio Caraffa, welcher Graf des benachbarten Ruvo war. So ging das Herzogtum an diese Familie über. Sie war im siebzehnten Jahrhundert eines der mächtigsten unter den Baronalgeschlechtern Neapels und fast den Balzi vergleichbar.

Die Caraffa von Ruvo wohnten im Palast zu Andria fast drei Jahrhunderte lang, bis sich die Katastrophe der Familie Balzo in ihrem Hause wiederholte. Der Erstgeborene, Ettore Caraffa Graf von Ruvo, war ein glühender Anhänger der Republik, welche die Franzosen unter Championnet in Neapel eingerichtet hatten. Er führte im Jahre 1799 neben dem General Duhesme republikanische Truppen nach Apulien, um diese Provinz den Bourbonen wieder zu entreißen, welche bereits Andria und Trani besetzt hatten. Ettore leitete selbst den Sturm gegen seine eigene Vaterstadt, und hier zeigt man noch die Stelle, wo

dieser kühne Republikaner als der erste die Mauern erstiegen hatte. Zehntausend Bourbonische, und das von den Pfaffen fanatisirte Volk verteidigten Andria mit Wut, aber die Republikaner drangen ein. Sie metzelten die Bürgerschaft nieder. Auf den Rat des wilden Caraffa wurde Andria, sein eigenes Besitztum, in Asche gelegt. Aber bald genug eroberte der gräßliche Cardinal Ruffo ganz Apulien. Caraffa ergab sich in Pescara; wider den Vertrag wurde er in den Kerker nach Castelnuovo abgeführt und hier, nach der Rückkehr der Bourbons, hingerichtet. Colletta erzählt von ihm: „er, ein Edelmann, sollte durch das Beil sterben; rücklings wollte er hingelegt sein, um mit Verachtung die Maschine herabfallen zu sehen, welche Feiglinge fürchten."

Das Haus Caraffa wurde gleichwol später in den Besitz seiner Güter in Andria gesetzt, und erst vor wenigen Jahren hat die verarmte Familie diese verkauft. Sie hat dort nichts mehr behalten als das Hohenstaufen-Schloß Castel del Monte. Dies ist es, was ich von der Geschichte Andrias zu sagen hatte.

Die Stadt liegt wenig mehr als eine Stunde vom Meer entfernt, auf einer reich bebauten Ebene. Hinterwärts wird dieses Flachland von einer wellenförmigen Hügelkette abgeschlossen, auf welcher, einer Pyramide ähnlich, eine Anhöhe hervortritt, auf ihrer Spitze ein Schloß tragend. Es ist Castel del Monte.

Die Landschaft ist ein unabsehbarer Mandelgarten. Oliven- und Weincultur, auch Orangenpflanzungen wechseln damit ab, doch vorherrschend ist der Mandelbau. Wer die volkswirtschaftlichen Verhältnisse Apuliens nicht

kennt, möchte glauben, daß die in solcher paradiesischen Fülle der Natur lebenden Menschen im Reichtum schwelgen, und er wird dann mit Verwunderung wenige reiche Besitzer und Tausende von mühselig ihr Leben fristenden Bauern und Tagelöhnern vorfinden.

Hart vor Andria überschreitet man den Tratturo, die mit Gras bedeckte breite Wanderstraße der Herden Apuliens. Die Mauern der Stadt sind gefallen oder nur noch stellenweise erhalten. Sie breitet sich in weißen Massen in dieser Ebene aus, denn alle Häuser sind entweder weiß übertüncht oder aus dem apulischen Kalkstein von weißgelber Farbe erbaut. Der herzogliche Palast der Balzi und Caraffa neben der Kathedrale mit hohem Turm bildet den monumentalen Mittelpunkt Andrias, aus deren Straßen noch viele andere Kirchen und Türme und hie und da ein Palast aufsteigen. Es ist eine massiv und solid gebaute Stadt moderner Erscheinung, aber trotz ihrer Größe — sie zählt 35000 Einwohner — von so wenig vornehmem Aussehen, daß sie durchaus den Eindruck einer Stadt von Ackerbauern macht.

Ich fand sie in den Tagesstunden leer und todt, am Abend von Volk wimmelnd, das heißt nur von einer und derselben Classe belebt, von Bauern oder Feldarbeitern, in die blaue Jacke des Landes gekleideten Menschen von brauner Gesichtsfarbe und meist edel geformten Zügen. Die ruhige Gelassenheit dieser Hunderte von Menschen, wie sie auf den Plätzen umherstanden, ist mir ganz besonders aufgefallen. Es scheint ein gesittetes und gutgeartetes Volk zu sein, welches sich in einem immer gleichen Tempo zwischen Arbeit und Muße ohne Hast bewegt

Aber diese Ruhe macht nicht den Eindruck des Bewußtseins behaglichen Daseins, sondern den eines apathischen Zustandes in althergebrachten, stets freudelosen, stets erduldeten Verhältnissen.

Die Geschichte Andrias — und sie gilt hier für hundert andere Städte des Königreichs Neapel, wo, wie in keinem andern Land der Welt, der Feudalismus sich in Jahrhunderten schichtweise abgelagert hat, wird es klar gemacht haben, daß die Bevölkerung dieser Stadt keine Entwicklung zum Wolstand hat nehmen können. Sie ist die Geschichte eines nie unterbrochenen, bis auf die moderne Zeit fortgesetzten Feudaldrucks. Die Blutsauger des Volks waren hier der Baron und sein Verbündeter, der Priester. Beide teilten sich in den Besitz der Aecker; fast die größere Hälfte der Landschaft Andrias war das Eigentum der todten Hand. Die Barone sind endlich dahingeschwunden. Auch das Kirchengut ist endlich zum großen Teil verkauft worden. Aber diese Veränderung wurde eine Wolthat, die praktischerweise nur einzelnen Besitzern zu gute gekommen ist, welche nämlich reich genug waren, die ausgebotenen Güter zu kaufen. Ein freier Bauernstand ist nicht geschaffen worden. Die Zustände sind dieselben geblieben: wenige besitzen, die große Masse sind Colonen und Löhner.

Die schreienden Uebel eines solchen Wesens in Süditalien und die sociale Krankheit, welche sich als dessen Folge in manchen Provinzen eingewurzelt hat, haben neuerdings die lebhaftesten Erörterungen veranlaßt, sowol im italienischen Parlament als in der Presse. Ich erinnere u. a. an die in der „Opinione“ erschienenen mit-

tellländischen Briefe Villari's, welche ein wolverdientes Aufsehen gemacht haben.

Auch Andria lehrt, daß der Mangel des besitzenden Bauernstandes den anderen einer durch Arbeit und Industrie reich gewordenen Bürgerschaft bedingt. Den bei weitem größten Teil der Bevölkerung dieser Stadt bilden noch heute die Ackerbauer und Feldarbeiter: sie wohnen nicht auf den Feldern, sondern in der Stadt selbst. Täglich ziehen hier zehntausend Feldarbeiter mit ihren Thieren aus und ein; so sagte mir der Syndicus Andrias, und er ließ mich selbst damit meine Frage beantworten: warum man die Straßen eines so stattlich gebauten Ortes nicht sauber zu halten vermöge.

Die Läden der Kaufleute und Handwerker zeigen einen nur primitiven Grad fast durchgehends bäuerischer Bedürfnisse. Im Mittelalter war Andria durch seine Töpfereien berühmt, und diese mochten noch eine Ueberlieferung der alten Vasenkunst sein; denn das nahe Ruvo, fortdauernd ein Fundort herrlicher Vasen, wie sie das Museum Jatta daselbst gesammelt hat, lehrt, daß jene Kunst hier im Lande heimisch war. Heute ist auch dieser Fabrikbetrieb auf das Notwendigste beschränkt.

Das Jahrhunderte lange Stehenbleiben volkreicher Orte Apuliens auf einer und derselben Stufe, des Ackerbaues nämlich, ohne daraus einen höheren bürgerlichen Organismus zu entwickeln, ist etwas durchaus Befremdendes. Man denke sich eine Stadt von 35000 Einwohnern irgendwo in Toscana und Oberitalien, von Deutschland und England nicht zu reden, so würde sie ohne Zweifel ein vielfach gegliedertes Leben darstellen, welches

sich in socialen Vereinen, in Associationen von Arbeit und Capital, in vielerlei Anstalten geselliger, musikalischer und wissenschaftlicher Natur auseinanderlegt. Nichts der Art ist hier zu finden; das einzige corporative Wesen ist das althergebrachte geistlicher Genossenschaften.

So große Städte wie Andria haben hier zu Lande weder ein Local für die geselligen Zusammenkünfte der Bürger, noch überhaupt irgendein Gasthaus, wo Reisende auch nur mittelmäßigen Standes einkehren können. Sie müßten denn in irgendeiner schmuzigen Taberne sich einquartieren wollen. Der Grund dieser auffallenden Thatsache liegt nicht gerade darin, daß Andria noch keine Eisenbahn besitzt, denn in Trani selbst fand ich noch im Jahre 1874 das erste Gasthaus der Stadt in einem geradzu unerträglichen Zustand; er liegt vielmehr darin, daß die mangelnde Betriebsamkeit und Production und das unentwickelte Leben der Bürgerschaft die Entstehung von Gasthäusern noch nicht zum Bedürfnisse gemacht haben. Der Reisende ist demnach noch heutiges Tages, wie im Mittelalter, auf die Gastfreundschaft der Bürger angewiesen, und hier tritt ihm wieder die Lichtseite dieses Zustandes entgegen, nämlich die Fortdauer einer alten und edeln Tugend.

Wir genossen in Andria die liebenswürdigste Gastfreundschaft einer angesehenen Familie, deren Haupt ein ehrwürdiger Greis, der Domherr Guglielmi, ist. Sein Neffe Domenico war mir schon durch Rafael Mariano in Rom bekannt geworden als ein leidenschaftlicher Verehrer deutscher Cultur. So fand ich in Andria ein

Haus, worin man deutsche Studien betrieb und dem deutschen Wesen eine aufrichtige Liebe entgegenbrachte.

Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die geistige Annäherung Italiens an Deutschland überhaupt im Zunehmen begriffen ist. Denn so ist die gegenwärtige freundliche Beziehung zu nennen: sie ist Annäherung, aber keine Sympathie. Die platonische Freundschaft, welche die Italiener heute für uns Deutsche empfinden, hat zu ihrer festesten Grundlage die Achtung der deutschen Wissenschaft. Die politischen Motive, welche seit 1866 hinzugekommen sind, haben zwar einen augenblicklich hohen Wert, aber dauernd und wesentlich sind sie nicht. Es lauert im Herzen vieler Italiener leider noch immer der alte Widerwille gegen die Deutschen. Denn die Eindrücke einer Jahrhunderte alten Geschichte, in welcher sich dieses Land mit und ohne sein Verschulden thatsächlich als Beute deutscher Eroberung und Fremdherrschaft befunden hat, lassen sich nicht in wenigen Jahren aus dem Volksgefühl vertilgen. Die Sympathien Italiens gehören auch heute noch dem ihm stamm- und culturverwandten Frankreich an. So kurz ist nicht das Gedächtniß der Italiener, daß sie die einzige ruhmvolle Epoche ihrer jüngsten Nationalerhebung vergessen sollten, die Zeit, als Cavour mit Hülfe Napoleons III. seinen kühnen Plan ins Werk setzte und so Großes erreichen konnte. Nur die Erinnerung an jenes Bündniß mit Frankreich ist für sie reich an genialen Thaten der Staatskunst und an tapferen Thaten der Armee; und nur sie ist frei von dem Bewußtsein tiefer Demütigungen, wie sie Italien im Jahre 1866 erfahren hat.

Selbst der Verlust Nizzas und Savoyens hat die Sympathien der Italiener für Frankreich kaum gemindert. Im Jahre 1870 verhinderte nur die Schnelligkeit unserer Siege das Bündniß Italiens mit Napoleon, und der Zug Garibaldi's, eines Patrioten, den man als Repräsentanten des italienischen Volksinstincts gelten lassen darf, nach Frankreich, zur Bekämpfung derselben Preußen, denen sein Vaterland nacheinander die Befreiung Venedigs und den Fall des Papsttums in Rom verdankte, entsprang nicht der Schwärmerei für ein republikanisches Ideal allein, sondern auch dem romanischen Verwandtschaftsgefühl. Wenn sich das neue Italien heute aus Notwendigkeit unter den Schutz des Princips und der Macht des neuen Deutschlands stellen muß, so kann doch eine Zeit kommen, wo es ein viel wärmer und national empfundenes Bündniß mit Frankreich schließt. Trotzdem dürfen wir hoffen, daß die Kraft rationeller und praktischer Ursachen die gegenseitige Achtung und die freundliche Beziehung der deutschen und italienischen Nation zu einander mit jedem Jahre stärker machen wird.

Deutschland trennt von Italien eine schwer auszugleichende Verschiedenheit der Race, der Religion und der ganzen hier lateinischen, dort germanischen Bildung. Es fehlt noch den Italienern, dem Volk der schön begrenzten Formenplastik, in seinem natürlichen und geistigen Wesen, das Verständniß für ganze große Districte in der germanischen Volksnatur. Vieles was diese gerade aus den Tiefen ihres Seelenlebens offenbart, bleibt jenen unzugänglich. So viele Versuche auch gemacht worden sind die deutsche Poesie und Musik in Italien einzuführen, so

sind sie doch alle als gescheitert zu betrachten. Wir haben es vermocht, so gut dem Dante wie dem Shakespeare einen Cultus zu weihen, welcher fast national zu nennen ist: aber es ist zweifelhaft, ob unsere größten Dichter und Musiker ihre Altäre und Jünger in Italien haben werden, wenn ihre Werke und deren Wirkung in der Welt den langen Zeitraum Dante's und Shakespeare's werden zurückgelegt haben.

Gleichwol ist es nicht übertrieben zu sagen, daß die Italiener heute mit Ehrfurcht auf Deutschland blicken, als auf eine terra sacra, worauf die Weihe des Gedankens liegt und wo die Tempel des Wissens stehen. Die ungeheure Geistesarbeit, welche das deutsche Volk in seinem von der Natur nur mittelmäßig ausgestatteten Lande seit drei Jahrhunderten geleistet hat, und die logische Methode in der es diese Arbeit darstellt, erregen das Erstaunen der Lateiner. Hier ist es das klare, wenn auch nicht in unserem Sinn schöpferische Denken, die Reflexion, der lebendige Trieb, alles Gedachte praktisch zu verwerten, endlich das Gefühl der Reformationsbedürftigkeit seiner im römischen Katholicismus dumpf gewordenen Geisteswelt, was den Italiener der deutschen Wissenschaft entgegenführt. Um dieser willen lernt er die deutsche Sprache. Er will vor allem die deutschen Denker begreifen lernen.

In seiner geistvollen Schrift über Cavour und dessen Formel: „Freie Kirche im freien Staat", hat der Philosoph Vera die Behauptung aufgestellt, daß die vollkommensten Offenbarungen des deutschen Geistes Luther und Hegel seien, und diese Ansicht wiederholte er mir persönlich in Neapel. Wir selbst haben Luther diese höchste Stelle in der Nation gegeben, und wenn wir der Zukunft das Urteil überlassen, ob einst Hegel einen solchen Ehrenplatz einnehmen wird, so werden wir doch schon heute neben Luther noch einige andere Männer der Vergangenheit als die Typen deutschen Geistes zu nennen haben. Es ist bezeichnend für das Verhältniß der Italiener zur deutschen Cultur, daß einem ihrer scharfsinnigsten Denker der Gegenwart Lessing, Goethe und Schiller auf einem nicht gleich hohen Gipfel des deutschen Geistes zu stehen scheinen, als ihn Hegel einnimmt: während doch diese großen Männer gerade die verständlichsten und vollkommensten Zeugen unseres gesammten Nationalbewußtseins sind, in denen die reformatorische und philosophische Idee Deutschlands ihre künstlerische Realität gewonnen hat. Es mag indeß sein, daß Vera hier den deutschen Geist wesentlich nur von seiner speculativen Seite betrachtete, denn er selbst ist ein so gründlicher Kenner und so aufrichtiger Verehrer der deutschen Literatur wie wenige seines Volks.

Luther steigt gerade jetzt immer höher vor der Welt auf. Die Italiener begreifen erst heute mehr und mehr diesen größesten Freiheitshelden der modernen Cultur, nachdem sie angefangen haben seine Heldengestalt von dem Schmuze zu reinigen, mit dem die jesuitische Literatur dieselbe beworfen und unkenntlich gemacht hat. Sie erkennen, daß jene ganze unermeßliche Geistesarbeit der Deutschen die Wirkung der Reformation gewesen ist, und daß selbst die jüngste Wiedergeburt und Machtentfaltung des deutschen Reiches den Gedanken Luthers zu ihrer

Voraussetzung hat. Sie wiederholen täglich das Wort Machiavelli's, daß der moralische und politische Verfall Italiens die Schuld der Priesterreligion sei, aber sie selbst überliefern sich noch heute demselben Priestertum, welches nach wie vor ihr Gewissen und ihre Schule beherrscht, und derselben Papstkirche, deren Ziel die Alleingewalt des Priesters ist, deren Mittel zu diesem Ziele sind: die Knechtung des wissenschaftlichen Gedankens und die Zerstörung der politischen Nation. Bei der verzweifelten Unfähigkeit den politischen Gedanken mit dem reformatorischen zu verbinden, wodurch allein erst ein Volk lebensfähig wird, blicken die Italiener mit Achtung auf Deutschland, wo sie das Volk sehen, dessen Gewissen sich nicht durch die Priesterlüge ketten ließ, und dessen Culturstaat zu seiner Basis nicht eine todte politische Formel, sondern die lebendige Wissenschaft hat. So verschieden von der unsrigen auch ihre, namentlich der einseitigen Cavourianer Ansicht über die Mittel des sogenannten „Culturkampfes" sind, so verkennen sie doch dessen Bedeutung für Europa nicht, und sie begreifen, daß ein Staat, der aus dem Princip der Reformation entstanden ist, den Beruf und die Macht hat, auf ihren Wegen vorwärts zu gehen.

Dieselben von Deutschland geführten Kämpfe mit der römischen Kirche und dem Jesuitismus haben, in Verbindung mit dem Sturze des weltlichen Papsttums in Rom, auch die Erinnerung an die Hohenstaufen in Italien wieder lebendig gemacht. Denn auch die Heldengestalten Barbarossa's, Friedrichs II. und seiner Epigonen steigen gerade jetzt immer größer empor, und immer verständ-

licher wird ihre culturgeschichtliche Bedeutung im Licht der Gegenwart.

Hier in Andria sind mehrere Straßen mit hohenstaufischen Namen benannt. Alle diese Namen sind neu eingeführt; sie gehören einem neuen Bewußtsein der Italiener von ihrer Vergangenheit und einer neuen Auffassung der Geschichte an. Diese Wahrnehmung wird man heute oft in Städten Italiens machen. Ich habe mich bei Gelegenheit Manfredonias bereits darüber ausgesprochen, und auch die Gewaltsamkeit beklagt, mit welcher diese städtische Neutaufe nur zu oft betrieben wird. Bisher waren, wie in Rom, so in allen Städten Italiens, die Straßen zum größten Teil von Kirchen und ihren Heiligen benannt, denn die Kirche hat hier überall dem Leben ihren Stempel und Kalender aufgedrückt. Wo es nur irgend möglich ist, löscht nun heute das neue Geschlecht die mittelaltrige, das heißt kirchliche Legende ihrer Städte aus, und ersetzt sie durch die nationale und bürgerliche. Das ist sehr passend, wenn das local Bedeutende dabei festgehalten wird. Nicht immer ist dies in Andria geschehen, denn auch hier gibt es viel Willkürlichkeit in der Namengebung. Es ist in der Ordnung, wenn hier Straßen nach verdienten Bürgern genannt werden, wie nach Flavio de Excelsis oder nach Carlo Troya, dem bekannten liberalen Minister Neapels im Jahre 1848 und hochverdienten Geschichtsforscher, welcher in Andria geboren war. Aber warum hier Straßen den Namen Salvator Rosa und Cimarosa tragen, weiß wol niemand recht zu sagen.

Es gibt in Andria Plätze und Straßen, die nach

Friedrich II., nach Konrad IV. und Manfred benannt sind; auch fand ich eine Via Jolanta und Via Pier delle Vigne.

Die Via Federico II. di Svevia ist die Fortsetzung der langen Straße Corrado IV.; sie führt auf das Tor S. Andrea, auf welchem die schon bemerkte Inschrift steht: Imperator Federicus ad Andrianos: Andria Fidelis Nostris affixa midullis 1230. Dieses Tor, das letzte übrig gebliebene der alten Stadttore Andrias, ist im Rococostil erneuert worden, im Jahre 1593. Neben ihm steht die älteste Kirche der Stadt, Sant' Andrea, und daneben liegt das Viertel le Grotte di Sant' Andrea, wo nach der Ansicht der Antiquare der erste Ursprung der Stadt zu suchen ist. Dieses Quartier ist ein malerisches Labyrint von noch altertümlichen Häusern mit Hallen und Terrassen. Es wird von dem ärmlichsten Teile des Volks bewohnt, den Frascari, Menschen, die vom Verkauf von Reisigbündeln kümmerlich ihr Leben fristen.

Wenn es im Mittelalter in Andria noch Denkmäler aus der Hohenstaufenzeit gegeben hat, so sind diese in den Katastrophen der Stadt unter den Anjou und Aragonen, endlich in dem Brande des Jahres 1799 untergegangen. Dieses letzte furchtbare Unglück hat den Verlust vieler Monumente in Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden zur Folge gehabt.

Damals wurden nur wenige Kirchen verschont. Einige haben ihre Façaden und Portale gerettet. So die Kirche Porta Santa, ein einfacher und schöner Kuppelbau mit Kreuzgewölben. Sie führt ihren Namen von der

Legende, welche erzählt, daß Petrus durch das Stadttor in der Nähe seinen Einzug in Andria gehalten habe. Die Gründung dieser Kirche wird Konrad IV., ihre Vollendung dem König Manfred zugeschrieben. Aber diese Angaben sind unsicher; wenn sie ein ursprünglich hohenstaufischer Bau gewesen ist, so wurde sie doch später umgebaut, und sie erscheint heute durchaus als ein Werk der Renaissance. Auf den Pilastern ihres schönen Portals sieht man zwei steinerne Bildnisse in Medaillenform, und diese benennt man ohne jeden Grund Friedrich und Manfred, da sie modernen Ursprungs sind.

Aelter sind die Kirchen S. Francesco, mit einem Kloster gothischen Stils, in dessen Kreuzgang altertümliche, fast verwischte Fresken zu sehen sind; S. Domenico mit einem zerstörten Klosterhof in gleichem Stil, worin der Herzog Francesco II. del Balzo begraben liegt, und die ursprüngliche Templerkirche Sant' Agostino mit einem bemerkenswerten gothischen Portal von schöner Zeichnung und mit vorzüglichen Sculpturen in der Lunette. Diese Kirche hatte Friedrich II. dem Orden der deutschen Ritter zum Eigentum gegeben, den er im Jahre 1230 mit vielen Gütern in Andria ausstattete. Die Deutschherren besaßen überhaupt in Apulien reiche Commenden, wie die Abteien bei Siponto, bei Terlizzi und Cerignola, und große Hospitäler in Brindisi und Barletta. Ihre Kirche zu Andria kam im Jahre 1387 in den Besitz der Augustiner. Jene genannten Kirchen sind hier die hauptsächlichsten Denkmäler der Gothik; außer ihnen hat sich der gothische Stil nur noch in wenigen Gebäuden erhalten, wie im Palast Torre.

Der gothisch angelegte Dom San Riccardo erfuhr einen mehrfachen Umbau, namentlich seit dem Jahre 1463, wo der Bischof Antonius de Joannocto darin baute. Er ist eine große und stattliche Kirche von drei gleich großen Schiffen, bietet aber nichts besonders Denkwürdiges dar. Die Monumente in seinem Innern sind untergegangen. Vergebens bemühte ich mich, eine Spur von den Mausoleen der beiden Kaiserinnen Jolantha und Isabella aufzufinden. Beide Frauen Friedrichs II. waren in einer unterirdischen Capelle bestattet, welche später zu einem Beinhaus diente und verschlossen wurde. Man müßte die Capelle von dem in ihr angehäuften Schutt befreien, um die Reste der kaiserlichen Mausoleen und die Grabinschriften wieder ans Licht zu bringen.

Unmittelbar neben dem Dom steht der Palast der Herzoge Andrias, ein großer viereckiger Bau, welcher seinen mittelalterlichen Charakter, die Türme und Zinnen, längst verloren hat. Hier wohnten die Balzi und dann die Caraffa. Der Brand im Jahre 1799 beschädigte den Palast und zerstörte zugleich den größesten Teil des herzoglichen Archivs; was davon noch gerettet worden war, soll, wie man mir in Andria erzählte, an die Gewürzkrämer verkauft worden sein, als nämlich die Herzoge Caraffa selbst ihren Palast verkauften. Es erstand ihn ein wolhabender Besitzer der Stadt, Herr Spagnoletti. So ging diese alte Residenz feudaler Grafen und Herzoge in die Hände eines einfachen Bürgers über, wie viele andere Schlösser und Paläste berühmter Geschlechter im ehemaligen Königreich Neapel das gleiche Schicksal erfahren haben.

Es gibt in Andria noch einige ansehnliche Paläste, die im Besitz reicher Bürger sind. So jenen der Familie Ceci in der besten und saubersten Straße der Stadt, Sant' Agostino. Auch das Municipium, welches über beträchtliche Einkünfte verfügt, hat sich im Jahre 1860 einen schönen Gemeindepalast aufgebaut. Seinen Hauptsaal zieren viele Porträts der Balzi und Caraffa; auch zeigt man dort das Bildniß Konrads IV., natürlich ein fingirtes.

Eine Stunde von Andria entfernt liegt mitten im Felde der Kampfplatz der berühmten Disfida di Barletta. Dort fochten am 13. Februar 1503 dreizehn italienische Ritter mit ebenso vielen auserwählten Franzosen einen Zweikampf aus, welchen höhnische Bemerkungen französischer Krieger über die Kriegsuntüchtigkeit der Italiener veranlaßt hatten. Der große Kapitän Consalvo, Oberbefehlshaber der spanischen Macht, bekämpfte damals von Barletta aus die Franzosen in Apulien, und unter seinen Fahnen dienten viele Italiener im Solde Spaniens, namentlich Ritter aus dem Hause der Colonna. Das militärische Ansehen Italiens war so tief gesunken, daß es mit Recht den Spott der Franzosen erregte. Dieses Land, worin noch am Anfang des funfzehnten Jahrhunderts der Ruhm großer Generale, wie der Sforza und Braccio, und ihrer kriegerischen Einrichtungen geglänzt hatte, war so wehrlos geworden, daß es Karl VIII. von Frankreich von den Alpen herab bis nach Neapel durchziehen und erobern konnte, mit Sporen aus Holz an den Stiefeln und den Kreidestift in der Hand, um die Quartiere der Armee in den Städten aufzuzeichnen, wie Alexander VI. ironisch sagte. Die Ausforderung der Italiener galt der

Ehre des Vaterlandes, und der ritterliche Zweikampf sollte darthun, daß in dem unglücklichen, zerrissenen, von Spaniern und Franzosen zerfleischten Lande, wenn auch nicht mehr die politische Kraft und Tugend, so doch die Tapferkeit der Väter noch fortlebte. Der Zweikampf erhielt eine nationale Bedeutung, und in Wahrheit ist nie ein so vernünftiger irgendwo ausgefochten worden.

Seine Ordner waren für die beiden Parteien die berühmtesten Kriegsmänner jener an Helden so reichen Zeit, der Ritter Bayard und der Römer Prospero Colonna, die Richter und die Zeugen waren die tapfersten beider Heere, angehörig den drei romanischen Nationen. Man hatte festgesetzt, daß jeder Besiegte seine Pferde und Waffen und hundert Goldducaten dem Sieger ausliefern solle. Die tapferen und fröhlichen Franzosen erschienen in ihrem nationalen Uebermut so siegesgewiß, daß ihrer keiner jene Summe Goldes mit sich gebracht hatte. Aber das Loos fiel anders aus als ihre Erwartung; ein Franzose blieb todt auf dem Kampfplatz, die andern wurden verwundet in das Castell Barletta abgeführt, wo sie erst ihr Lösegeld aufzubringen hatten und dann freundlich entlassen wurden.

Der für die Ehre Italiens ruhmvolle Ausgang des Zweikampfs ist in hundert gleichzeitigen und späteren Schilderungen beschrieben worden. Die französische Eitelkeit erlitt die verdiente Züchtigung, und diese war das Augurium des baldigen Untergangs der Armee Frankreichs in Neapel. Ganz Italien jubelte, nur mischte sich in diese patriotische Freude das demütigende Bewußtsein, daß der ritterliche Sieg nicht für die Freiheit des Vaterlandes,

sondern unter den Fahnen des spanischen Eroberers erfochten war, der bald darauf halb Italien knechten sollte. Gleichwol ist jene Stelle mit Recht den Italienern heilig; denn hier erhob sich doch ihr Selbstbewußtsein wieder aus einer langen Schmach. Diesen Kampfplatz tapferer Männer, wo nur sechsundzwanzig Streiter gegen einander fochten, darf man immerhin mit mehr innerem Anteil betreten, als hundert andere Schlachtfelder, worauf ganze Armeen für die Launen der Könige oder die Ländergier der Eroberer verbluteten.

Die Stelle liegt unter Weingärten auf ebenem Feld. Sie ist durch ein steinernes Denkmal in Form eines antiken Grabmals mit gegiebelter Front bezeichnet, welches vom Volk Epitaffio genannt wird. Dasselbe setzte im Jahre 1583 der Herzog Ferrante Carracciolo als Präfect der Terra d'Otranto. [1]

[1] Die Inschrift darauf lautet:

Quisquis Es Egregiis Animum Si Tangeris Ausis
 Perlege Magnorum Maxima Facta Ducum
Hic Tres Atque Decem Forti Concurrere Campo
 Ausonios Gallis Nobilis Egit Amor
Certantes Utros Bello Mars Claret Et Utros
 Viribus Atque Animis Auctet Alatque Magis
Par Numerus Paria Arma Pares Aetatibus Et Quos
 Pro Patria Pariter Laude Perisse Juvet
Fortuna Et Virtus Litem Generosa Diremit
 Et Quæ Pars Victrix Debuit Esse Fuit.
Hic Stravere Itali Justo In Certamine Gallos
 Hic Dedit Italiæ Gallia Victa Manus
O-P-T. Max. Exercituum
Deo.

Von diesem Denkmal nach Andria zurückkehrend, nahmen wir den Weg über Corato, einen kleinen aus gelbem Kalkstein zierlich erbauten Ort, mitten in Wein- und Olivengärten. Ich sah kaum eine so freundliche und reinliche Stadt in Apulien, und meine Verwunderung darüber ausdrückend, erhielt ich die Erklärung: daß sie sauber sei, weil die Feldarbeiter nicht in ihr, sondern auf den Feldern wohnen. Diese selbst, namentlich die Weinberge, sind musterhaft gehalten. In ihnen bemerkt man an vielen Stellen kegelförmige Häuschen (casella genannt), welche aus Kalksteinen ohne Mörtel zusammengesetzt sind. Sie dienen zur Aufbewahrung von Werkzeugen des Feldbaues und zur Lagerstätte für die Wächter.

Ich hatte einen ganz besonderen Grund Corato zu besuchen; denn diese Stadt ist jenes Quadrata oder auch Curiata, welches der unglückliche Don Alfonso von Aragon nebst Bisceglie von der Krone Neapels empfangen und seiner Gemalin Lucrezia Borgia als Heiratsgut mitgebracht hatte. Von Corato aus ist auch das nahe Bisceglie (im Altertum Vigilia) zu sehen, eine schöne Hafenstadt am Meere, mit weißen Häusermassen und vielen Türmen. Alfonso war davon Herzog und diesen Titel führte auch Donna Lucrezia fort, nachdem ihr Bruder

---

Ferdinandus Caracciolus Aerolæ Dux Cum A Philippo Regum Max. Novi Orbis Monarca Salentinis Japicibusque Præfect. Imperaret Virtutis Et Memoriæ Causa Octaginta Post Annis Anno a Christo Deo Nato MDLXXXIII.
Darunter: Patriæ Gloriæ Monumentum Capitulum Tranense Refecit MDCCCXLVI.

Cesar ihren Gemal hatte erwürgen lassen. Zur Zeit jenes Zweikampfes lebte sie schon in Ferrara, aber Corato wie Bisceglie gehörten noch ihrem kleinen Sohne Rodrigo. Cesar Borgia selbst war im Jahre 1502, zur Zeit als er und sein Vater Alexander sich enge an die Politik Spaniens angeschlossen hatten, vom König Ferdinand dem Katholischen sogar zum Herzog Andrias (Dux Handrie) ernannt worden. Er war also der unmittelbare Vorgänger jenes Consalvo, welcher ihn nur ein Jahr später in Neapel verräterisch gefangen nahm und nach Spanien schickte, und dann selbst Andria von der Krone Spaniens zum Lehn erhielt.

Von Corato gelangt man in weniger als zwei Stunden nach der Stadt Ruvo, welche seit dem Anfange dieses Jahrhunderts als Fundort antiker Vasen aus gebranntem Ton berühmt geworden ist. Ruvo ist ein unansehnlicher Ort, von etwas mehr als zwölftausend Einwohnern, in einer fruchtbaren, überaus weinreichen Landschaft gelegen, wie Corato und Andria. Seinen unzweifelhaften griechischen Ursprung beweisen die antiken Gräber, die überall nicht nur draußen auf den Feldern, sondern mitten in der Stadt, gefunden werden. Aus den bildlichen Darstellungen auf vielen jener Vasen, die man aus ihnen hervorgezogen hat, aus Scenen nämlich der Theseussage und andern attischen Mythen, hat ein literarisch gebildeter Bürger der Stadt, Herr Giovanni Jatta, den Schluß gezogen, daß Ruvo eine alte attische Colonie gewesen sei.

Dies mag auf sich beruhen; genug, daß es eine Reihe von antiken Münzen gibt, welche die griechische Aufschrift

ΡΥΒΑ, ΡΥΨ, ΡΥΒΑΣΤΕΙΝΩΝ tragen. Horaz nennt den Ort Rubi:

> Inde Rubos fessi pervenimus, utpote longum
> Carpentes iter, et factum corruptius imbre.
> Postea tempestas melior, via pejor ad usque
> Bari moenia pervenimus: dehinc Gnatia — —
> Satir., I. v. 44.

Die Einwohner der Stadt nennt Plinius Rubastini.

Von ihren geschichtlichen Verhältnissen während des Altertums und in langen Jahrhunderten des Mittelalters ist kaum etwas bekannt. Jatta mußte daher in einige Verlegenheit kommen, als er die Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben unternahm. Sein Werk erschien im Jahre 1844 zu Neapel unter dem Titel: „Cenno storico sull' antichissima città di Ruvo nella Peucezia."

In der normannischen Zeit gehörte die Stadt zur Grafschaft Conversano, dann wurde sie ein eigenes Lehn, dessen Zustände jedoch völlig dunkel geblieben sind. Im fünfzehnten Jahrhundert waren die Balzi des benachbarten Andria, später die Caraffa Grafen von Ruvo.

Die Residenz dieser Feudalherren war das dortige Castell, von dem sich noch starke Ueberreste mit einem kolossalen Turm erhalten haben. Die Zeit der Erbauung der Burg ist unbekannt.

Dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert gehört die Kathedrale Ruvos an, wie das aus ihrem Baustil geschlossen werden darf. Diese Kirche, eine mäßige Basilika von drei Schiffen und drei Absiden, hat ein mit Sculpturen reich verziertes Portal im Rundbogenstil, und zwei Seitenportale; in der Mitte der Façade eine Fensterrose. Neben

ihr steht ein finstrer, hoher Glockenturm. Das Ganze, ernst und düster, von der Zeit geschwärzt, sieht in der Umgebung der engen, kleinen Straßen sehr fremdartig aus. Es ist die plastische Gestalt einer für uns rätselhaft gewordenen Vergangenheit, welche sich hier plötzlich dem Blick enthüllt.

Das Menschengeschlecht, welches diese Kirche gebaut hat, von deren Entstehungszeit, unter uns gänzlich unbekannt gebliebenen Bischöfen und Grafen, wir gar nichts wissen, ist für uns kaum minder geheimnißvoll, als jenes antike Geschlecht, welches die kunstvoll geformten und bemalten Vasen in die Gräber Ruvos legte.

Denkmäler sind psychologische Offenbarungen des Lebens der Menschheit. Der Architekt und der Kunstkenner mißt und zergliedert sie, und er ordnet sie den Systemen der Kunstgattungen und Stile ein; der Culturforscher bringt sie in synthetischen Zusammenhang mit dem Leben selbst, und er würde das innerst Wahre und Wirkliche angedeutet haben, wenn es ihm gelänge, nach Denkmälern den geistigen Organismus des Menschengeschlechts zu ermessen, aus dessen Bildung und Denkweise gewisse Schöpfungen mit Naturnotwendigkeit entspringen mußten. Aber noch sollen die Geschichtschreiber kommen, welche dieses Geheimniß aufschließen. Wir besitzen heutzutage nur erst das lückenhafte historische Material für eine Philosophie der Entwickelung des schöpferischen Menschengeistes.

Diese Abschweifung hier entstand keineswegs durch etwas Außerordentliches, was der Dom Ruvos darböte, denn diese Kirche ist nur dritten Ranges unter den schönen Bauwerken solcher Natur. Sie entstand vielmehr aus der zu-

fälligen Empfindung des Rätselhaften und Mythischen, welche mich dort durchdrang, und dieses erregte mich nicht weniger, als es der Anblick der Vasen im Museum Jatta that, in welches wir uns unmittelbar von jener Kathedrale begaben.

Ruvo würde heute ein unbedeutender und von Fremden schwerlich besuchter Ort sein, ohne dies sehr merkwürdige Museum.

Schon lange bevor die antiken Tongefäße dieser Stadt von sich reden machten, wurden solche hier gefunden. Arbeiter im Felde, und Bürger, welche Häuser bauten, mußten oft genug auf alte Gräber und ihren Inhalt stoßen. Aber man beachtete diese nicht; zahllose Vasen wurden im Lauf der Zeit als Scherben weggeworfen. „In meiner Jugend", so erzählt der Geschichtschreiber Ruvos, „hörte ich von alten Leuten, daß Feldarbeiter, wenn sie antike Gräber fanden, aus Aerger, in ihnen statt Geld nur tönerne Gefäße vorzufinden, diese mit ihren Hacken zerschlugen. Daher kommt es, daß man die städtischen Gründe, wo man Gräber zu entdecken pflegt, mit vielen Scherben antiker Tongefäße bestreut findet. Wie haben sich seither die Zeiten geändert! Denn heute sind es eben diese Feldarbeiter, welche den Anspruch machen, daß jedes Stück einer beliebigen antiken Vase ein Stück Goldes wert sei."

Die Gefäße Ruvos kamen plötzlich im Jahre 1810 in Ruf, nachdem nämlich ein Maurer mit Namen Rinaldo di Zio beim Graben der Fundamente eines Hauses an den alten Stadtmauern ein Grab entdeckt und in ihm Vasen von besonderer Schönheit der Form und Malerei gefunden hatte. Die neapolitanische Regierung erwarb diese Am-

phoren; sie kamen nach Neapel, dann aber mit andern, in Canosa gefundenen im Jahre 1815 nach München, wo sie noch einen ausgezeichneten Bestandteil der dortigen Vasensammlung bilden.

Seit diesem Fund bemächtigte sich der Rubestiner eine wahre Ausgrabungswut. Sie erreichte, nach dem Bericht Jatta's, ihre Höhe im Jahre 1822. Ruvo bot damals im kleinen den Anblick der Goldgräbereien Californiens dar. Es bildeten sich Gesellschaften; man durchwühlte die ganze Umgebung der Stadt. Die Felder verwandelten sich in Märkte. „Wenn man alle Vasen", so erzählt Jatta, „die man damals ausgrub, in eine Sammlung vereinigt hätte, so würde dieselbe durch ihre Zahl und ihren Wert vielleicht jede andere in der Welt übertroffen haben." Die Gefäße Ruvos gingen massenhaft ins Ausland; nebst denen aus Nola, Nocera, Cumä, aus den Städten Apuliens und Lucaniens, und denen Siciliens stehen sie heute im Nationalmuseum Neapels aufgestellt, und auch sonst gibt es schwerlich ein Museum in Europa, welches nicht rubische Tonvasen besäße.

Im Angesicht eines so außerordentlichen, glücklich verteilten Reichtums konnten die Bürger Ruvos auch den fremden Museen ihre Schätze gönnen, um so mehr als der Rechtsgelehrte Giovanni Jatta und sein Bruder Giulio damals den patriotischen Gedanken gefaßt und durchgeführt haben, ihrer Vaterstadt einen guten Teil jener Kostbarkeiten zu erhalten. Diese Bürger gründeten ein Museum der Tongefäße im Jahre 1820 und vollendeten dasselbe im Jahre 1835. Heute ist es in einem der genannten Familie gehörigen neuen und schönen Gebäude vereinigt.

Sein gegenwärtiger Besitzer ist Herr Giovanni Jatta, ein Neffe des eigentlichen Gründers der Sammlung. Er hat sein Museum, den Stolz Ruvos und der ganzen apulischen Umgegend, in einem umfassenden 1178 Seiten starken Katalog beschrieben. (Catalogo del Museo Jatta con breve specificazione dei monumenti da servir di guida ai curiosi per Giovanni Jatta, Napoli 1869.)

So wunderlich sind die Zusammenhänge von Ursache und Wirkung im Menschenleben: irgendein armer Maurer findet ein paar schöne Vasen, und dieser Fund, der ihm selbst nichts eingetragen hat, als ein wenig Geld, gründet in der Folge das Glück und auch den Ruf einer andern Familie. Dem Namen Jatta ist nun für lange Zeit die Fortdauer in der Kunstgeschichte gesichert worden.

Das Museum enthält, alles zusammengerechnet, etwa 1700 Gefäße. Dazu kommt eine Sammlung von Terracotten und Anticaglien verschiedener Natur, und ein Münzcabinet.

Die Vasen Ruvos zeigen mehrere Epochen der Kunst. Viele gehören schon der Zeit des ins Barocke gefallenen Geschmackes dieser schönen griechischen Industrie an. Und sie gibt uns, wenn auch nur in handwerksmäßigem Betriebe, noch heute einen Begriff von der Blüte der hellenischen Malerei überhaupt, deren stofflicher Inhalt, deren vollendeter Adel in der Form im öffentlichen und häuslichen Leben des Volkes sich abgespiegelt hat. In der Blütezeit jener Vasenkunst, die man in Italien die etruskische zu nennen pflegt, erschienen die Figuren in der Regel rot oder gelblich auf dem glänzend schwarzen Grunde des Gefäßes. Der ältere, strengere Stil hat schwarze Figuren auf rotem Grunde.

In der Zeit des Verfalles der Kunst wurden die Amphoren an Umfang größer, bunter in der Decoration und überhaupt roccocohaft überladen.

Ein Sohn des Herrn Jatta hatte die Güte, uns einige Gräber zu zeigen, von denen eins eben erst beim Legen der Fundamente eines Hauses mitten in der Stadt entdeckt worden war. Solche Gräber, zumal vornehmer Personen, sind in der Regel in dem lebenden Stein ausgegraben. Die viereckige Vertiefung schloß stets eine fest eingefügte Steinplatte; doch hat der Mörtel, welcher dieselbe befestigte, nicht den Einflüssen der Witterung widerstehen können, sodaß sich fast alle, auch die noch nie durchsuchten Gräber mit Erde angefüllt gefunden haben.

Die meisten zeigten mit Stuck bekleidete oft auch bemalte Wände. Der Körper des Todten liegt mit dem Kopf nach Sonnenuntergang gewendet. An seinem Fußende steht die größeste und schönste Vase; an seinen Seiten befinden sich die Gefäße mittlerer Größe; endlich steht, wie Herr Jatta versicherte, ohne Ausnahme eine Vase auf der Brust des Todten. Dieselbe Anordnung zeigen die etruskischen Gräber, wie man solche im Museum Bolognas sehen kann. Unzweifelhaft sind diese Vasen in Fabriken Ruvos selbst gearbeitet worden.

Castel del Monte,

Schloß der Hohenstaufen in Apulien.

1875.

I.

Von den Bergen Apuliens zieht sich eine lange Hügelkette südostwärts in die Terra di Bari hinein und hinweg über Altamura und Gravina bis gegen das Vorland des Golfs von Tarent. Dieser Gebirgszug steht auf der Grenze der Basilicata. Man nennt ihn Le Murgie: er ist ein einförmiges und ödes Bergland, teils mit Eichenwäldern bedeckt, teils baumlos und kahl. Die Abhänge dieser Hügelkette bieten die trefflichsten Weiden dar, und hier sind seit uralten Zeiten Hirten und Jäger umhergewandert. Die Murgie stehen dem Meer parallel, von dem sie nur wenige Meilen entfernt sind.

Von der Küste wie vom Flachland aus sieht man überall, schon auf Meilenweite, aus jener niederen Bergkette einen pyramidenförmigen baumlosen grünen Hügel sich erheben, auf seiner Spitze ein einsames Schloß tragend, denn kein anderes Gebäude steht auf ihm. Dieses Schloß ist das berühmte Castel del Monte. Es erscheint, von weitem gesehen, kreisrund und zeigt keine Türme. Nur die tiefen Schlagschatten oder Falten dieser Rundmasse von Mauerpfeilern lassen auch aus der Ferne schließen, daß

es ein Oktogon sei, mit stumpfen Türmen an jeder Ecke. Als weithin sichtbares, die unermeßliche Ebene beherrschendes Wahrzeichen nennt es das Volk das Belvedere oder den Balkon Apuliens. Man könnte es noch passender die Krone Apuliens nennen. Denn gleich einer Mauerkrone ruht dieses gelbe Schloß auf jenem Hügel. Wie die Krone des Hohenstaufenreiches, das herrliche Land krönend, erschien es mir, wenn es die Abendsonne von Purpur und Gold funkeln ließ.

Herr Marchio, Exsyndicus Andrias, hatte uns eine Einladung geschickt, mit ihm das Schloß Friedrich's II. zu besuchen und zu diesem Zweck auf sein Landgut Palese hinauszukommen, wo er den Monat Mai mit seiner Familie zubrachte. Seine Meierei liegt in den Murgie und nur eine Stunde von Castel del Monte entfernt. Mit Freuden dieser Einladung folgend, fuhren wir in der Morgenfrühe des 12. Mai von Andria dorthin, begleitet von einigen Herren der Familie Spagnoletti zu Pferde.

Die Fahrt ging erst durch Culturland und auf gebahnter Straße fort, dann auf schwierigen Landwegen durch Gebüsche und Wildnisse, wo wir Reste der Via Appia vorfanden. Nach kaum zwei Stunden erreichten wir Palese, ein vereinzeltes Gehöft auf der Absenkung der Murgie, mitten im Eichengebüsch und zwischen Wiesen- und Ackerland. Die Familie begrüßte uns am Eingang mit großer Herzlichkeit: kraftvolle Menschen, von blühender Gesundheit stralend, einfach und naturwüchsig; wir fühlten uns da sofort zu Hause.

Ein Blick aus dem Hof Palese in die stillen Wildnisse umher zeigte mir, warum Friedrich II. diesen Ort zu seinem

Lustschloß gewählt hat. Indeß Lustschloß ist nicht das richtige Wort dafür, vielmehr war Castel del Monte offenbar ein Jagdschloß. Die Natur ist hier nicht in dem Sinne schön zu nennen, daß sie einlüde, fürstliche Luxusvillen mit Parks zu bauen, wie an den Golfen Neapels. Es ist ein monotones, fast schwermütig zu nennendes Heideland, worin grüne Täler mit öden zerrissenen Hügeln abwechseln, ganz geeignet für die Falkenjagd. Wir besitzen noch das Werk, welches der große Kaiser selbst über diese damals edelste aller Weidmannskünste verfaßt hat; er hat darin als ein Ornithologe ersten Ranges das Leben und Wandern und kurz die ganze Natur der Vögel meisterhaft dargestellt. An diesem Buche schrieb er in seinen Mußestunden auf irgend einem seiner Jagdschlösser. Er besaß mehrere solcher für die Falkenjagd bestimmten Schlösser in Apulien und Lucanien, bei Foggia und Gioja, bei Apricena und Avigliano. Wo er sich immer befinden mochte, führte er seine Falken und Falkenierer mit sich. Da nun Castel del Monte das großartigste aller seiner Jagdschlösser war, so wird der Kaiser hier wol am häufigsten gejagt haben.

Der Ritt nach diesem Schloß gehört zu meinen schönsten Wandererinnerungen. Wir bildeten eine Calvalcade von sieben Personen auf starkgebauten apulischen Pferden. Die Herren, welche uns, ihre Gäste, geleiteten, jugendliche und stattliche Männer aus Andria und Palese, hatten sich mit Doppelflinten bewaffnet, und selbst in den Halftern der Sättel steckten Pistolen. Die Murgie sind wol zu Zeiten, wie der Silawald in Calabrien, nicht ganz geheuer gewesen, doch gegenwärtig hört man hier nichts

von Räubern. Diese Herren trugen ihre Gewehre nur als Jäger überhaupt, oder weil es von früher her festgehaltene landesübliche Gewohnheit ist. Sie boten zu Roß einen stattlichen Anblick auf den Heiden und Hügeln dar.

Es ist eine rechte Wonne, diese apulische Wildniß zu durchreiten, die balsamischen von Blumenduft gewürzten Mailüfte einzuatmen, das tief blaue Meer drüben stralen zu sehen, und den ätherreinen Himmel, welcher Land und Meer umschlingt. Es sind wirklich Flammenpfeile die hier Helios versendet; aber sie beschädigen nicht, wenigstens noch nicht im Mai. Das Licht dieses Himmels berauscht die Seele, wie Trank perlenden Weins: man schlürft und atmet es gierig ein; es zehrt die Nebel im Gemüt auf, jene giftigen Dünste, welche in den Nordlandmenschen grundlose Stimmungen erzeugen, Qualen der Einbildung, den Spleen und den Weltschmerz und den verzweifelten Humor. Das Licht ist Freude, es entfesselt die Seele, und es setzt sie unmittelbar in Verbindung mit dem Universum, wie die Musik. Wenn die Sonne dort unten so recht heiß scheint, ist es mir immer als setzten sich Flammen an Seele und Leib, wie Fittiche, welche beflügeln und heben. Es ist wol eine menschen- und götterwürdige Religion gewesen, der Sonnendienst der Perser, und jener Apollocultus, welchem Hellas seine Cultur verdankt.

Und darf man es den Hohenstaufen verargen, daß sie dieses sonnige Land, ihr apulisches Reich, nicht missen konnten, daß sie immer wieder darum kämpften, bis auch der letzte ihres großen Geschlechts erschlagen lag?

Hinauf reitend über die grünen Hügel, hatte ich das wunderbare Schloß stets vor Augen, dessen gelbe Massen

sich immer deutlicher gestalteten. Dieses vereinsamte Denkmal einer großen Vergangenheit ruft keine Erinnerungen an Schlachten und Kriege, an höfische und politische Frevel, an Ränke von Päpsten und Pfaffen hervor: vielmehr gilt unser Besuch den friedlichen Räumen, wo der geniale Kaiser sich den Studien in ländlicher Stille und den Freuden der Jagd hingegeben hat. Und doch fallen selbst in dieses schöne Bild finstere Schatten, die es zerstören; denn es sind die letzten Hohenstaufen, die unglücklichsten Enkel Friedrichs II., die Söhne Manfreds, welche uns in diesem Schloß entgegentreten, ihre Ketten zeigen und ihre namenlosen Leiden klagen.

Ich wußte, daß Castel del Monte das am besten erhaltene Schloß Friedrichs II. ist; denn seine Paläste in Foggia, in Capua und Lucera und seine schönen Lustschlösser zu Castel Fiorentino und am Lago Pesole sind zerfallen. Trotzdem war ich überrascht dieses herrliche Gebäude in einem viel besseren Zustande zu finden als ich erwartet hatte. Es ist innen verwüstet, außen stellenweise beschädigt, aber keineswegs eine so verzweifelte Ruine wie das heidelberger Schloß. Vielmehr steht die ganze Masse mit Mauerflächen und Türmen fast überall bis zu der ursprünglichen Höhe aufrecht, sodaß das Ganze noch heute nahezu den Eindruck der Vollendung macht.

Das Schloß ist ein Achteck. An jeder Ecke steht ein stumpfer runder Turm von so mäßiger Höhe, daß er nur um ein Weniges den Kranz der Wandflächen überragt. Das Material ist der Kalkstein des Hügels selbst, ein Stein von schöner hellgelber Farbe, zu Quadern geschnitten und auf das sauberste zusammengefügt. Das Ganze sieht

vollkommen aus, wie ein Marmorbau. Es hat nichts was einer Festung ähnlich ist.

Die Formen sind von einer classisch zu nennenden Einfachheit und Reinheit, welche Erstaunen erregt und einen hohen Begriff von der hohenstaufischen Architektur in diesem Lande gibt. Sie war offenbar vom Ideal des Altertums durchdrungen. Man glaubt hier ein Bauwerk der Frührenaissance vor sich zu sehen. Das schwere burgartige Wesen ist vollkommen überwunden, die Gothik selbst durch antikes Formgefühl abgeklärt. Denn gothisch oder halbgothisch sind Fenster und Portale, aber deren Spitzbogen sind mit antikisirenden Gesimsen, Fronten, Pilastern und Säulen in Verbindung gebracht.

Es ist nicht leicht möglich einen architektonischen Gedanken mit mehr mathematischer Regelmäßigkeit durchzuführen als es hier geschah, wo das einfachste Grundsystem die edelste Durchbildung in reichen Einzelheiten empfangen hat, ohne ins Phantastische überzugehen. Alles ist harmonisch zusammengedacht, streng zusammengehalten, auf ein und dasselbe Princip bezogen, luftig und leicht, elegant und zugleich von starker Gediegenheit.

Der Gedanke war: ein Achteck um einen Hof zu stellen, dieses mit Rundtürmen zu stützen und zwei Geschosse zu bilden, wovon jedes acht Säle enthielt.

Zwischen je zwei Türmen ist ein gothisches Fenster angebracht. Der Eingang liegt auf der östlichen dem Meere zugewendeten Seite zwischen zwei Türmen: ein schönes marmornes Portal von classischen Formen des Gesimses und der Säulen aus rotem Marmor, welche zwei sauber gearbeitete Löwen aus demselben Brecciastein tragen. Zwischen ihnen öffnet sich das gothische Bogentor. Darüber steht das größeste der Schloßfenster, welches in der Mitte von zwei kleinen Säulen geteilt wird, während alle übrigen nur je eine Säule haben.

Durch dieses Portal gelangt man in das Untergeschoß von acht zusammenhängenden Sälen. Diese, je zwanzig Schritte lang und zwölf Schritte breit, werden in den vier Ecken von starken Halbsäulen aus roter Breccia mit korinthisirenden Capitälen getragen; auf ihnen setzen die Rippen der Spitzbogen an, welche das Kreuzgewölbe bilden. Ein marmorner Sockel zum Sitzen umzog ursprünglich die Wände dieser herrlichen Gemächer, welche alle eine Bekleidung von weißem und rosigem Marmor hatten. Dieser Schmuck, wie der getäfelte Boden von Stein, ist überall abgerissen, und nur noch hie und da sind Spuren davon erhalten. Die Gewölbe waren mosaicirt. Die Thüren der Säle sind mit rotem Marmor eingefaßt. Große Fenster nach dem Hof, in antikisirenden Formen, geben den Sälen Licht, während in diesen achteckigen Hof selbst aus dem Untergeschoß drei kleinere Ausgänge führen, alle von ogivaler Form, aber nicht von einer und derselben Bildung. Mitten im Hof liegt eine jetzt verschüttete und vom Pflanzenwuchs überdeckte Cisterne.

Aus diesem Untergeschoß steigt man auf steinernen Wendeltreppen der Türme zu den oberen acht Sälen, und diese bildeten die Wohnung des Kaisers. Ihre räumliche Anlage entspricht den unteren, aber sie zeichnen sich durch größere Pracht der Ausschmückung aus. Statt der roten Halbsäulen stützen hier in den Ecken jedes Saales Bündel von drei weißen Marmorsäulen mit zusammengesetzten

Capitälen das Kreuzgewölbe. Nicht jeder Saal hat ein nach dem Hof führendes Fenster. Ich fand fünf Säle ohne solches. In einem sieht man noch die Reste des Marmorkamins; in einem andern eine trichterartige, nach dem Untergeschoß führende Vertiefung, welche als Sprachrohr gedient zu haben scheint.

Die Fenster nach außen haben eine tiefe, mit roter Breccia ausgelegte Brüstung. Sechs marmorne Stufen führen in dieser zu einem Sitz oder Sockel von Stein, auf welchem man die Aussicht genießen kann. Ich bemerkte schon, daß das größeste Fenster über dem östlichen Portal steht. Es gehört dem oberen Saal dieser Richtung an, welcher nicht wie die anderen Säle zwei Thüren, sondern nur eine hat, demnach die ganze Reihe der Gemächer schließt. Dieser Saal war ohne Frage das Prunkgemach und der Lieblingsaufenthalt des Kaisers. Er wird ihn, wie das ganze Jagdschloß, mit aller Pracht damaliger Zeit ausgerüstet haben. Friedrich II. liebte den Luxus des Morgenlandes. Die kostbarsten Seidenstoffe, Teppiche und Gewänder brachten ihm Gesandte des Orients zum Geschenk, oder lieferten ihm seine Handelsschiffe oder seine Fabriken in Palermo. Wir wissen nicht wann und wie oft er sich in Castel del Monte aufgehalten hat, und ob er hier auch von seiner Gemalin begleitet war. Die Menge der Gäste im Schloß selbst konnte niemals sehr groß sein; denn sechzehn Säle würden nicht ausgereicht haben, ein zahlreiches Gefolge zu beherbergen.

Wenn der große Hohenstaufenkaiser sich in der Fensterbrüstung jenes Saales niederließ, um Meer und Landschaft zu seinen Füßen zu betrachten, lag vor ihm sein Lieblingsland Apulien, ein herrliches Gefilde, eine unabsehbare, zum Meer gesenkte Terrasse, bedeckt mit blühenden Gärten und Feldern, erfüllt von Herden, übersäet mit Schlössern und betürmten Städten. Hier zogen an seinem Blick vorüber Hellenen, Römer, Carthager, Byzantiner, Gothen, Langobarden, Saracenen und Normannen, deren Erbe sein Vater Heinrich VI. durch Constanza von Sicilien geworden war. Auch aus seinem eigenen Leben kamen ihm hier zahllose Erinnerungen entgegen; mit tiefem Nachdenken wird er zumal das Meer dort unten betrachtet haben, wo er sich, mit dem Bann der Kirche beladen, nach Jerusalem eingeschifft hatte und von dort heimgekehrt war — der erste Monarch der sich über die einseitigen Zwecke der Kirche und ihre Kreuzfahrten erhoben hatte.

Die acht Türme des Schlosses treten weit aus den Ecken desselben vor. Vier von ihnen enthalten kleine sechseckige gewölbte Kammern; die Türme selbst haben nur den Durchmesser von zwanzig Fuß. In der Fensterscharte eines derselben fand ich drei rosenrote Vogeleier, größer als solche einer Taube. Sie lagen frei auf dem nackten Stein nebeneinander, und von einem Nest war nichts zu sehen. Dieser Fund machte mir große Freude: es waren Falkeneier. Der Raubvogel, welcher sie hier niedergelegt hatte, stammte unzweifelhaft in gerader Linie von einem Edelfalken Friedrichs II. Wer das nicht für wahr hält, versuche einmal meinen Irrtum nachzuweisen. Wir nahmen unsern Schatz auf dem Rückwege mit nach Palese, aber nur ein Ei brachten wir unzerbrochen heim.

Zwei Türme haben noch ihre steinerne Wendeltreppe, auf welcher man zum Dach des Schlosses oder zu der Terrasse aufsteigt, die aus Steinplatten gebildet ist. Alle

Türme sind stumpf; ich bezweifle überhaupt, daß sie jemals Aufsätze, sei es Kuppeln oder Spitzen, getragen haben. In jedem befindet sich oben eine Regencisterne.

Von diesem Dach aus stellt sich den Blicken ein ganz unvergleichliches Panorama von Meer und Land dar; hier stehend, begreift man warum das Schloß das Belvedere Apuliens genannt wird. Der ganze Küstensaum, von dem großartig hingelagerten Vorgebirge des Monte Gargano und von Sipontum oder Manfredonia bis zu den duftumschleierten Gestaden von Bari, Monopoli und Brindisi, liegt vor dem Beschauer da. Am Meeresufer sieht er eine lange Reihe von zum Teil uralten und berühmten Städten, die Hafenstädte Apuliens oder die Landstädte des Innern von Lucera bis nach Canosa und Ruvo. Landwärts ragen die purpurnen Gebirge der Basilicata mit dem prachtvoll geformten ausgebrannten Vulcan Monte Vulture bei Melfi, und zur Rechten zieht sich die wild zerklüftete Kette der Murgie fort.

Vergebens suchte ich im Schlosse nach Inschriften hohenstaufischer Zeit. Nur an den Wänden des Hofes gibt es einige aus der Epoche der Balzo oder der Caraffa, doch sind sie unlesbar geworden. Die Marmorbüste des Pier delle Vigne, welche daselbst früher gezeigt worden sein soll, habe ich nirgends mehr entdecken können. Ebenso wenig sah ich die Reste einer kleinen Statue in Relief, welche den Kaiser selbst vorgestellt haben soll, und von Demetrio Salazaro neuerdings als ein vorzügliches Werk beschrieben worden ist.[1] Hoch an einer Mauer im Hofe

[1] Notizie storiche del Palazzo di Federico II. a Castel del Monte, Napoli 1875.

sieht man ein geschwärztes und verstümmeltes Relief, dessen Figuren zu unterscheiden mir nicht möglich war. Es soll ein Weib vorstellen, welches furchtsam vor einer Gruppe von Kriegern dasteht. Darunter befindet sich eine rätselhafte Inschrift, die nicht zu entziffern ist.

Man behauptet, daß Castel del Monte schon vor der Zeit Friedrichs II. als eine Burg bestanden hat. Erst sollen die Langobarden auf der Spitze des Hügels eine Kriegswarte angelegt und dieselbe Guardia Lombarda genannt haben; dann sollen die normannischen Herzoge hier ein Schloß gebaut und ihm den Namen Bellomonte gegeben haben. Nach dieser durch nichts verbürgten Ansicht hätte der Kaiser Friedrich jenes Normannenschloß nur verschönert. Wie aber Castel del Monte heute vor uns steht, ist es in allem Wesentlichen das Werk eines und desselben Künstlers, einer und derselben Zeit, und so aus einem Gusse, daß sich, wenige Aeußerlichkeiten abgerechnet, verschiedene Bauepochen daran nicht nachweisen lassen. Als Zeit der Erbauung ergibt sich, wenigstens nach einem am 29. Januar 1240 aus Gubbio datirten Decret Friedrichs zu schließen, eben dieses Jahr. Der Architekt des schönen Schlosses ist unbekannt geblieben; wüßten wir seinen Namen, so würde ihm dieser classische Bau die Unsterblichkeit gesichert haben.

Von Nebengebäuden fand ich keine Spur; daß aber solche dort standen, ist unzweifelhaft. Denn wie hätten die den Kaiser begleitende Dienerschaft, wie sein Jagdtroß und seine Pferde anders untergebracht werden können? Im Schlosse selbst gibt es keinen einzigen Raum dafür. Da nun die Spitze des Hügels keine hinreichende Fläche

darbietet um darauf noch andere Gebäude hinzustellen was auch ohnehin den Zweck und die architektonische Wirkung des Schlosses würde beeinträchtigt haben, so muß man annehmen, daß solche tiefer unten am Berge lagen. In der Hohenstaufenzeit lag zu den Füßen des Berges in einem kleinen Ort, Casale di Castro genannt, eine Benedictinerkirche, Santa Maria del Monte. Nach ihrem Namen wurde bisweilen schon zu Friedrichs Zeit, dann aber stets seit Karl von Anjou das Schloß selbst genannt; es hieß nicht mehr Castrum Montis, sondern Castrum Sanctæ Mariæ, mit und ohne Zusatz Montis.

Nach dem Tode Friedrichs erbte das Schloß als Krondomäne sein Sohn Konrad. Die Ueberlieferung in Andria behauptet sogar, daß er in demselben geboren und seine Mutter Jolanta hier gestorben sei. Jedenfalls wird Konrad IV. von Barletta und Trani aus, wo er urkundlich im Winter des Jahres 1252 und im Mai des folgenden gewesen ist, sowol das Grab der Kaiserin in Andria als das Schloß seines Vaters besucht haben. Es ist freilich auffallend, daß sich von keinem der Hohenstaufenfürsten ein aus Andria oder aus Castel del Monte datirtes Schreiben findet; dies zeigt, daß ihr dortiger Aufenthalt entweder nie ein langer oder doch stets ein von Staatsgeschäften unbelästigter gewesen ist. Manfred hat nachher das von seinem Vater erbaute Schloß am Lago Pesole allen anderen Villen vorgezogen, aber deshalb ist an seiner Anwesenheit in Castel del Monte nicht zu zweifeln. Und hier sollten einst seine eigenen Kinder in Ketten schmachten!

II.

Ich will nun von dem Schicksal der unglücklichen Gemalin Manfreds und seiner Kinder reden, denn die Erzählung davon gehört zum Teil in dieses Schloß.[1]

Nachdem Manfred bei Benevent gefallen war, entwich seine Gemalin Helena mit ihren Kindern aus der Saracenenburg Lucera, wo sie zurückgeblieben war, nach der Meeresküste, um ein Schiff zu besteigen und sich zu ihren Verwandten nach Epirus zu retten. Da Widerwinde unglücklicherweise das Auslaufen der Galere aus dem Hafen Trani verhinderten, begab sich die Königin vertrauensvoll in den Schutz des Castellans der Burg dieser Stadt; hier aber lieferte sie der geängstigte Schloßvogt am 6. März 1266 den nachsetzenden Reitern Karls von Anjou aus.

[1] Die Auffindung der Urkunden im Staatsarchiv der Anjou, welche darüber ein freilich nicht vollkommen klares Licht verbreiten, ist das Verdienst neapolitanischer Gelehrten, namentlich des Forges Davanzati, des Del Giudice und des gegenwärtigen Directors des Großen Archivs in Neapel, Camillo Minieri Riccio.

Sie blieb zunächst im Gewahrsam der Burg Trani, sammt ihren Kindern. Diese waren Beatrice, damals sechs Jahre alt, Enrico, vier Jahre alt, und die jüngsten, Federico und Anzolino (oder Enzius).

Einen Monat später ließ der König Karl Helena vor sich bringen, nach Lago Pesole, wo er selbst sich damals befand; der deshalb am 5. April von dort an Pandolfo di Fasanella, den Justitiar der Terra di Bari, erlassene Befehl ist uns noch erhalten. Daß die Gefangene auf dieser peinvollen Fahrt zu dem Verderber ihres Glücks von ihren Kindern begleitet wurde, ist nicht als wahrscheinlich anzunehmen.

Die Witwe Manfreds erschien vor dem herzlosen Sieger in demselben Schlosse, welches jahrelang ihr und ihres Gemals beliebtester Lustsitz gewesen war. Karl hatte sie schwerlich aus Neugierde, oder nur um sich am Anblick ihres Elends zu weiden, vor sich bringen lassen, sondern er mußte dabei irgendeinen politischen Zweck im Auge haben. Da nun aus wenig späteren Briefen des Papstes Clemens IV. und des Königs hervorgeht, daß es sich darum handelte den Infanten Don Arrigo von Castilien mit einer Tochter des Despoten Michael von Epirus zu vermälen, so liegt die Vermutung nahe, daß die Hinüberführung Helenas nach Lago Pesole mit diesem Plan in Verbindung stand.

Don Arrigo, ein Bruder des erwählten römischen Königs Alfonso des Weisen, mit Karl von Anjou nahe verwandt, hatte diesen zu seinem italienischen Eroberungszuge mit großen Summen ausgerüstet, welche ihm nicht erstattet waren. Der König Karl wollte ihn anderweitig

entschädigen und überhaupt den Gläubiger los werden, dessen baldiges Erscheinen von Tunis her in Italien er fürchtete. Er hinterging ihn mit Heiratsplanen und vorgespiegelten Aussichten einer großen Laufbahn im Orient. Die Verhandlungen wegen der Vermälung Don Arrigo's mit einer Tochter des Despoten Michael, des Vaters der Witwe Manfreds, sind unzweifelhaft; aber da diese Tochter in jenen Briefen nicht mit ihrem Taufnamen genannt wird, so ist die neuerdings mit Entschiedenheit aufgestellte Behauptung, daß unter ihr Helena selbst zu verstehen sei, doch nicht zweifellos.

Ein solcher Plan die junge Witwe Manfreds, welche die Insel Corfu und mehrere andere Landschaften in Griechenland als ihr Heiratsgut rechtlich beanspruchte, mit dem kühnen ruhelosen Don Arrigo zu vermälen, konnte wol aus manchen Gründen vom Papst gefaßt werden, aber mit der Staatskunst Karls von Anjou sich niemals vereinigen lassen. Denn gab er diese Verbindung zu, so mußte Helena, selbst wenn nur sie allein, ohne ihre Kinder, die Freiheit erhielt, ihren neuen Gemal unfehlbar zum Prätendenten Neapels machen, während Don Arrigo eines starken Rückhalts an Castilien, an noch anderen Mächten und an den Ghibellinen Italiens sicher war, welchen außerdem sein eigener Bruder Don Federigo, Manfreds Waffengefährte bei Benevent, angehörte. Der Vermälungsplan war kaum minder gefährlich, wenn etwa statt Helena's eine dritte Tochter Michaels die Gemalin des Infanten werden sollte. Eine solche aber ist nicht bekannt; wir wissen nur daß Helena eine Schwester Agnese hatte, welche mit Wilhelm Villehardouin vermält war.

Wir hören nichts weiter über jene rätselhafte Zusammenkunft der unglücklichen Gefangenen mit Karl, und wir kennen auch nicht den Gegenstand der dort ihr gemachten Anerbietungen oder Forderungen.[1] Wenn man glauben will, daß ihr selbst wirklich der Vorschlag gemacht wurde, Don Arrigo ihre Hand zu reichen, während ihr eigener geliebter Gemal Manfred kaum erst einen Monat lang unter dem Steinmal bei Benevent begraben lag, so kam doch diese neue Verbindung nicht zu Stande, entweder weil sie Helena entrüstet von sich wies, oder weil, wenn die Gefangene nicht die moralische Kraft dies zu thun besaß, der Plan durch Karl selbst vereitelt wurde. Der Anblick der Schönheit, der Jugend und des Unglücks seines Opfers rührte nicht das gefühllose Herz des Eroberers, welcher seinen Tron nur behaupten konnte, wenn alle Prätendenten vom Hause Schwaben unfähig blieben ihn jemals einzunehmen. Auch nahm er alsbald Besitz von Corfu und den anderen Ländern Helena's.

Wohin die Königin nach jener Zusammenkunft gebracht wurde, wissen wir nicht; nur die größeste Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie von Lago Pesole sogleich in die Burg zu Nocera gesetzt ward, einer Stadt die zwischen Castellamare und Salerno liegt. Die erste Urkunde, welche

[1] Ich erhalte soeben die neueste Schrift des um die Erforschung der Geschichte Neapels jener Zeit hochverdienten Del Giudice: „Don Arrigo infante di Castiglia, Napoli 1875", und ersehe aus ihr, daß Giudice der Ansicht ist: Karl habe Helena bei dieser Zusammenkunft nichts von dem Heiratsproject gesagt, sondern nur den Verzicht auf Corfu u. s. w. von ihr, doch vergebens, gefordert.

von ihrer dortigen Anwesenheit redet, ist ein Schreiben Karls, datirt aus Capua am 13. März 1267; er ernannte darin zum Burgvogt Noceras den Ritter Radulfo de Faiello, und übertrug ihm zugleich die Bewachung der dort eingeschlossenen Witwe Manfreds, ohne daß ihrer Kinder dabei Erwähnung geschah.

Man hat behauptet, daß Helena sofort von diesen getrennt ward, daß Karl die Söhne Manfreds erst in die Burg Canosa, sodann nach Castel del Monte bringen ließ, während die Prinzessin Beatrice zu Neapel eingekerkert wurde.[1] Eine so teuflische Grausamkeit, diese kleinen Kinder der Mutter zu entreißen, darf dem König Karl wol zugetraut werden, wenn auch die Thatsache selbst, wenigstens für das Jahr 1266, nicht ganz zweifellos erwiesen ist. Es war auch keineswegs ein religiöses oder menschliches Gefühl was den Anjou bewog das Leben der jungen Erben Manfreds zu schonen, da er doch nur eines Winks bedurfte, um ihnen das Schicksal der Kinder Eduards zu bereiten. Er ließ sie leben, weil sie ihm anfangs wegen ihres zarten Alters unschädlich, später aber aus Staatsgründen sogar nützlich erschienen.

Die Königin Helena erlebte in ihrem Kerker zu Nocera die schnellen Erfolge und dann den jähen Fall jenes Kon-

[1] So behauptet Minieri Riccio: „Alcuni fatti riguardanti Carlo I. di Angiò, Napoli 1874", S. 10. Und auch Del Giudice (Cod. diplom. degli Angiovini, I, 124) schließt aus einem königlichen Erlasse vom 2. Juli 1269, den Unterhalt Helena's betreffend, daß sie damals von ihren Kindern schon getrennt war, weil dieser in jenem Schreiben keine Erwähnung geschieht.

radin, welchem ihr Gemal Manfred einst die Krone seines Vaters, Konrads IV., genommen hatte, um sie selbst zu tragen. Wenn der Schloßvogt die Kunde von dem sieg-reichen Heereszuge Konradins und seines Verbündeten Don Arrigo von Castilien zu ihr dringen ließ, so mußte ihr Herz von Hoffnung und Furcht zugleich bestürmt werden. Denn beim Annahen des jungen Hohenstaufen erhoben sich viele Städte Apuliens für ihn, und auch das getreue Andria zog die Fahne des Hauses Schwaben auf und vertrieb die Besatzung Karls, welche sich nach Castel del Monte flüchten mußte. Wenn nun statt Konradins Karl von Anjou auf dem Schlachtfelde bei Tagliacozzo erlegen wäre, so würden Helena und ihre Kinder entweder die Freiheit erlangt oder durch einen schnellen Blutbefehl den Tod gefunden haben, ehe die Retter vor den Toren des Kerkers erscheinen konnten. Doch das Haupt Konradins fiel in Neapel, und der blutgesättigte Sieger ließ den Kindern Manfreds das Leben, die er nicht mehr fürchtete.

Nur noch ein paar Jahre schmachtete Helena im Kerker zu Nocera. Sie wurde hier mit Kargheit ernährt, doch sind die Vorstellungen derer übertrieben, welche behaupteten, daß Karl von Anjou sie einer Bettlerin gleich behandeln ließ. Die Summe von 40 Unzen Goldes die für den Unterhalt der Königin und ihrer Dienerschaft jährlich aus-geworfen war, konnte freilich nur zur Bestreitung des Nötigsten ausreichen, doch war der Witwe Manfreds wenigstens eine Dienerschaft und der Gebrauch eines Teils ihrer Habe aus früheren Tagen gelassen worden.

Ueber die Zeit, wo die Unglückliche durch den Tod von ihren Qualen erlöst wurde, klärt uns endlich ein Re-

script Karls I. auf. Es ist aus Sutri im römischen Etrurien am 11. März des Jahres 1271 an den Burg-vogt Noceras gerichtet, welchem befohlen wird: „Wir gebieten dir, daß du alsbald nach Empfang dieses die dienenden Frauen (domicellas) und die ganze Familie der weiland Helena, der Schwester des Despoten, mit ihren Sachen frei aus dem Schloß Nocera abziehen lässest, ohne daß ihnen eine Kränkung oder Belästigung von irgendwem widerfahren darf. Du sollst ihre Namen und Zunamen dem Magister Nicolaus Buczellus aufschreiben, damit er jene mit einem sichern Geleit dorthin versehen kann wo-hin sie zu gehen wünschen.“ [1]

Dieser Erlaß macht es gewiß, daß Helena im Jahre 1271 in ihrem Gefängniß allein lebte, von ihren Kindern durch die barbarische Grausamkeit Karls von Anjou ge-trennt; denn unter der „Familie“, von welcher dort ge-sprochen wird, ist selbstverständlich, und nach altem italie-nischen Sprachgebrauch, nur die Dienerschaft zu verstehen. Da nun dieser insgesammt der freie Abzug aus dem Schlosse gestattet wurde, so geschah das in Folge des Todes der gefangenen Königin. Die Witwe Manfreds starb, 29 Jahre alt, in den letzten Tagen des Februar oder den ersten des März 1271, und in irgendeiner Kirche Noceras wird man sie begraben haben. Ich suchte in

[1] Das Rescript ist von Del Giudice (Apologia al Cod. dipl.) und neuerdings von C. Minieri Riccio (Il Regno di Carlo I. di Angiò negli anni 1271 e 1272, Napoli 1875) mitgeteilt worden. Helena wird darin Schwester des Despoten genannt, d. h. ihres seit Ende 1267 in Epirus regierenden Bruders, da ihr Vater Michael gestorben war (Del Giudice).

dieser Stadt vergebens nach einer Kunde ihrer Gruft. Niemand weiß dort etwas davon zu sagen, und auch die Burg auf dem Berge über Nocera, worin Helena gefangen saß, ist längst zerfallen und jetzt eine der schönsten Schloßruinen Italiens.

Vom 18. Juli 1271 ist das Inventar der Nachlassenschaft der Verstorbenen datirt, welches der Burgvogt Noceras, Enrico di Porta, auf königlichen Befehl aufgenommen hat. Dieses Schriftstück verzeichnet den Bestand alles dessen was die Königin mit sich in den Kerker hatte nehmen dürfen: Schmucksachen, Perlen und Edelsteine, silbernes Tafelservice, Bronzen, einen Schrank von Elfenbein, die Garderobe, deren meiste Stücke mit dem Zusatz vetus et consumptum, alt und abgenutzt, bezeichnet sind, Teppiche, Mäntel, Kleider von Goldbrocat, fadenscheinige Reste vergangener Herrlichkeit.[1]

Der Tod ihrer Mutter konnte nur der Wendepunkt zu schlimmerem Elend für die unseligen Kinder Manfreds sein, von denen die ältesten jetzt groß genug geworden waren um ihr Schicksal ganz zu begreifen. Und Worte fehlen uns dessen Furchtbarkeit auszusprechen. Wir wissen nicht wo sich die drei jungen Prinzen damals befanden. Selbst ihre Schwester Beatrice war der Mutter entrissen worden, denn auch von ihrer Anwesenheit in Nocera verlautet kein Wort. Erst am 5. März 1272, also ein Jahr nach dem Tode Helena's, wird sie erwähnt als Gefangene im Schlosse San Salvator a Mare zu Neapel, welches heute dell'Ovo heißt.

[1] Siehe das Inventar im Anhange.

Beatrice scheint dort mit einiger Schonung und Rücksicht behandelt worden zu sein; sie empfing zu ihrem Unterhalt täglich zwei Goldtari, und zu ihrer Aufwartung hatte sie eine Dienerin (donzella). Neben ihr saß in derselben Burg gefangen die Tochter des Grafen Jordanus Lancia, eines Oheims von Manfred. Dieser einst mächtige und glänzende Mann war bei Benevent gefangen worden, dann aus einem scheußlichen Kerker in Frankreich entronnen und wieder aufgegriffen, wonach man ihm auf Befehl des Königs die Augen ausgestochen und Hand und Fuß abgehauen hatte, sodaß er seiner Qual durch Erhungern ein Ende machte.

Das Castel dell'Ovo war damals sowol ein Staatsgefängniß als auch wegen seiner entzückenden Lage im Meer ein beliebtes Lustschloß der Anjou. Zur Zeit als Beatrice darin gefangen saß, wohnten daselbst junge Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses. Und seltsamerweise saß in einem Verließ desselben Castells damals ein Mann, welcher sich für den König Manfred ausgegeben hatte und im Jahre 1273 ergriffen worden war. Dieser Betrüger wurde später im Castel del Monte eingesperrt.

Nichts verlautet unterdeß von den Brüdern Beatrice's. In den Registern des Hauses Anjou findet sich während der ganzen Regierung Karls I. keine Erwähnung von ihnen. Offenbar wollte der König den Glauben verbreiten, daß sie gestorben seien. Und selbst unter der Regierung seines Sohnes und Nachfolgers Karl II. datirt die erste Spur ihres Daseins vom Jahre 1291, wo sich die drei Prinzen nachweislich im Castel del Monte befanden.

Doch wo sonst sie während dieser langen Zeit ge-

wesen waren, wissen wir nicht. Actenstücke des Jahres 1284, welche das Castel del Monte und seine Staatsgefangenen betreffen, erwähnen ihrer mit keinem Wort; weil aber dieses Stillschweigen seine Gründe hatte, so darf daraus nicht geschlossen werden, daß die Söhne Manfreds sich damals noch nicht in diesem Lustschloß ihrer Ahnen befunden haben. Vielmehr würde nichts der Annahme entgegentreten, daß sie schon seit langen Jahren gerade in diesem festen Schloß gefangen saßen.

Unterdeß brach die große Katastrophe herein, welche plötzlich als rächende Nemesis über den Tyrannen Karl von Anjou das Gericht hielt: die sicilianische Vesper. Die heldenmütigen Sicilianer erhoben sich im Jahre 1282: sie gaben die Krone ihres Landes Don Pedro von Aragon, dem Gemal Constanza's, der Tochter Manfreds aus seiner ersten Ehe mit Beatrice von Savoyen. So erschienen die Hohenstaufen wieder in Sicilien als ein aragonisches Königshaus. Der Erbprinz und Sohn Karls I. wurde zwei Jahre später, am 5. Juni 1284, in der Seeschlacht im Golf Neapels geschlagen und selbst gefangen. Der siegreiche Admiral der Sicilianer, Ruggieri Loria, erschien sofort vor dem Castel dell'Ovo, und er erzwang hier die Auslieferung der Tochter Manfreds. So wurde die Prinzessin Beatrice nach einer achtzehn Jahre langen Gefangenschaft erlöst, im Triumph nach Messina gebracht und dort von ihrer Schwester, der Königin Constanza, in Empfang genommen. Diese vermälte sie bald darauf mit Manfred, dem Sohne des Markgrafen von Saluzzo.

Von den Kindern des Königs Manfred erlangte sie allein die Befreiung. Daß aber die drei Prinzen damals

im Juni des Jahres 1284 sich nicht mit ihr im Castel dell'Ovo befanden, ist klar; denn waren sie dort, so würde wol Beatrice ohne ihre unglücklichen Brüder die Burg nicht verlassen, eher die Fortsetzung ihrer eigenen Gefangenschaft vorgezogen haben. Und gerade hier hätte auch der Admiral die Befreiung der Prinzen fordern müssen, trotz der aragonischen Staatsgründe, welche später deren Erlösung verhinderten.

Die Söhne Manfreds waren nach dem Tode Konradins die einzigen legitimen Erben der staufischen Rechte; deshalb forderte weder Loria ihre Auslieferung aus der uns nicht bekannten von Neapel entfernten Burg, wo sie damals gefangen gehalten wurden, noch that dies Don Pedro, obwol Leben und Tod des Erbprinzen Karl in seiner Gewalt lagen. Aber wenigstens wurde ihr eignes Leben durch die Gefangenschaft dieses Prinzen gerettet, denn sein Vater Karl I. durfte es jetzt nicht wagen, die Kinder Manfreds umzubringen. Der grausame Despot starb, in Wut und Verzweiflung, zu Foggia am 7. Januar 1285.

Erst im November 1288 erlangte sein Nachfolger Karl II., hauptsächlich durch die Vermittelung des Königs von England, seine Befreiung aus dem Gefängniß in Catalonien; aber unter den Bedingungen, welche ihm dabei auferlegt wurden, befand sich keine, die das Schicksal der Söhne Manfreds betraf. Don Giacomo, der Sohn des im Jahre 1285 verstorbenen Königs Pedro und Constanza's, wurde als Herr Siciliens anerkannt: die Kinder Manfreds blieben in ihrer Kerkernacht.

Es ist ein unauslöschlicher Schimpf für diese ersten Aragonen Siciliens, daß sie ihre unglücklichen Verwandten

hülflos verschmachten ließen. Selbst ihre Schwester, die Königin Constanza, that nichts für sie. Sie kam im Jahre 1297 nach Rom, und hier schlossen die feindlichen Häuser Anjou und Aragon Frieden und Familienverschwisterung. Die Tochter Manfreds vermälte ihre eigene Tochter Violanta mit Robert von Neapel. Unter dem Lärm jener Versöhnungsfeste ward der verhungernden Söhne Manfreds nicht oder nur mit Kälte und wahrscheinlich nur so weit gedacht, daß man die Stimme des Gewissens mit einigen Bitten um Erleichterung ihrer Haft beschwichtigte. Und doch war die Königin Constanza, welche der Papst absolvirt hatte, zur bigoten Betschwester geworden: als solche starb sie im Jahre 1302 zu Barcelona.

Zu ihrer Entschuldigung wollen wir annehmen, daß sie den Forderungen gegenüber, welche ihr der Papst, Neapel und Aragon entgegenstellten, machtlos blieb, und außerdem: die Religion der Großen reicht nur bis dorthin, wo die Staatsgründe anfangen, denn weiter hinaus wird Religion zur Torheit!

Um alle Hoffnungen getäuscht, welche die Ereignisse seit der sicilischen Vesper in ihnen erweckt haben mußten, hatten jetzt die drei Söhne Manfreds keine andere Zukunft vor sich, als ewige Gefangenschaft, wie einst ihr edler Oheim Enzius.

Im Castel del Monte saßen zu jener Zeit andere erlauchte Gefangene, alte Ghibellinen, Freunde und Verwandte des staufischen Hauses. Das waren der berühmte Infant Don Arrigo von Castilien, Exsenator Roms, seit dem Jahre 1267 der erbitterte Feind Karls von Anjou, und ferner Corrado, der Sohn des Grafen Richard von

Caserta und Violante's, einer natürlichen Tochter des Kaisers Friedrich II. Beide edle Herren, die Waffenbrüder Konradins, waren nach der Schlacht bei Tagliacozzo als Gefangene in die Burg zu Canosa gesetzt worden (diese durch den Normannenhelden Boemund berühmte Stadt liegt nur zwei Stunden von Andria entfernt und ist von Castel del Monte her sichtbar), und dort waren sie bis zum Anfange des April 1277 geblieben; denn am 28. März dieses Jahres erließ der König Karl I. einen von Bari datirten Befehl, jene Gefangenen nach Castel del Monte hinüberzuführen.

Der Infant war durch Donna Blanca, die Mutter Karls, dessen naher Verwandter, und nur dieses Verhältniß, wie die Verwandtschaft mit anderen mächtigen Königen, hatte ihn vor dem Tode geschützt: aber keine noch so dringende Verwendung der Monarchen Spaniens, Frankreichs und Englands vermochte den König, seinem Vetter die Freiheit zu schenken.

Wir besitzen noch Antworten Karls auf solche Bittgesuche und einige Rescripte, welche unter Anwendung größester Vorsicht den Besuch des Gefangenen durch Personen gestatteten, die namentlich vom aragonischen und englischen Hof abgeschickt worden waren, um sich von dem Zustand des Infanten zu überzeugen.

Don Arrigo bezog, wie der Graf von Caserta, zu seinem täglichen Unterhalt drei Goldtari; auch hatte er zwei Diener zu seiner Aufwartung. Dagegen war für jeden der Prinzen nur die klägliche Summe von 54 Gran täglich ausgesetzt, und von Dienern für sie ist keine Rede.

Endlich gelang es doch den Bemühungen des Königs

Eduard von England, die Befreiung des Infanten zu erwirken, welcher der leibliche Bruder seiner Gemalin Donna Eleonore von Castilien war. Am 5. Juli 1291 befahl Karl II. seinem Stellvertreter, dem Grafen von Artois, Don Arrigo aus Castel del Monte zu entlassen.

Der unglückliche Infant konnte endlich in sein Vaterland Castilien zurückkehren, und dort starb er, von seinen Leiden und Schicksalen nicht gebeugt, hochangesehen, im Jahre 1304.

Im Castel del Monte blieb zurück sein Unglücksgenosse Corrado, der letzte vom alten Grafenhause Caserta, nebst seinem Weibe Catarina di Gebenna, bis auch diese beiden im Jahre 1304 die Freiheit erlangten.

Nur der Söhne Manfreds erbarmte sich niemand. Wie bemerkt worden ist, wird ihrer in königlichen Erlassen erst des Jahres 1291 Erwähnung gethan, und zwar als Gefangener im Castel del Monte.

Sollen wir uns in diesem Schlosse irgendeinen der Säle des Ober- oder Untergeschosses als das Gefängniß der armen Prinzen denken? Ein menschlich fühlender Schloßvogt konnte das den Enkeln eines Kaisers, den Kindern eines Königs gönnen; aber ich glaube, daß selbst Karl II. diese Räume für die Söhne Manfreds zu groß und schön gefunden hat, und daß er sie in den kleinen Turmgemächern einsperren ließ. Denn auch dieser König, welcher doch selbst die Bitterkeit der Gefangenschaft, obwol in anständigem Gewahrsam, erfahren und alle Mächte Europas um seine Befreiung angefleht hatte, war so gefühllos, daß er jene Prinzen, die schuldlosesten unter allen seinen Staatsgefangenen, fortdauernd in Ketten hielt. In

Ketten waren sie groß geworden; aus Kindern Jünglinge, aus Jünglingen Männer werdend, hatten sie an dem veränderten und zunehmenden Gewicht der Eisenlast das Wachstum ihres Leibes und Leidens ermessen können. Wie Bettler waren sie gekleidet und genährt, und sicherlich ließ man sie absichtlich in Unwissenheit und Elend zu Idioten werden. Spätere Berichte wollen sogar wissen, daß man sie geblendet und verstümmelt hatte; doch die Wahrheit dieser Angaben entzieht sich unserm Urteil, auch machen sie einige Rescripte des Königs nicht glaubwürdig.

Am 18. Juni 1295 befahl Karl II. von Anagni aus seinem Reichsvicar und Sohne Karl ihm unverzüglich die Kinder Manfreds zu schicken. Dieses Rescript lautet: „Gewisse Gründe machen es im Augenblick rätlich, daß Heinrich, Friedrich und Enzius, die Söhne Manfreds, weiland Fürsten von Tarent, welche in unserem Castel Santa Maria del Monte eingekerkert sind, aus diesem Gefängniß befreit werden. Wir befehlen Dir daher den genannten Heinrich und seine Brüder ohne Verzug und wolbehalten aus dem vorgenannten Schloß zu uns zu schaffen, sie aus dem Kerker zu befreien und sofort unter sicherer und curialer Bedeckung zu uns zu befördern. Wir aber befehlen gleichzeitig durch andere Briefe dem Ritter Stormito de Guagnonville, dem Vogt des genannten Schlosses, alle Gefangenen unserem Boten zu übergeben."

Um diesen überraschenden Befehl zu erklären, muß man wissen, daß zu jener Zeit der Papst Bonifacius VIII., zu welchem sich der König Neapels begeben hatte, den Frieden zwischen diesem und Jakob von Aragon, dem Sohne Constanza's, vermittelte. In Folge dieser Uebereinkunft ver-

zichtete der damals hart bedrängte aragonische König auf den Besitz Siciliens, was freilich die Sicilianer sich nicht gefallen ließen. Demnach war jener Befehl Karls II. auf Grund einer ihm vom aragonischen Hof auferlegten Bedingung erlassen worden, denn nach dem Verzicht auf Sicilien mußten für diesen Aragonen die Ansprüche der legitimen Erben Manfreds bedeutungslos sein.

Wir wissen nicht, ob und in welcher Weise dem Rescript des Königs Karl Folge gegeben wurde. An Freilassung der drei Prinzen war nicht zu denken; denn wurden sie auch ihrem Kerker augenblicklich entnommen, so behielt sie doch Karl II. noch als Pfänder in Gewahrsam, bis die Friedensartikel thatsächlich ausgeführt waren. Sie kamen aber nicht zur Ausführung, denn Don Federigo, der Bruder Jakobs von Aragon, sagte sich alsbald von diesem und seiner furchtsamen Politik los, und schon am 25. März 1296 ließ er sich in Palermo krönen.

Die Söhne Manfreds blieben daher, um ihre Hoffnungen betrogen, in Castel del Monte, oder sie kehrten dorthin, nach einer kurzen Veränderung ihres Orts, zurück.

Hier finden wir sie wiederum im April des Jahres 1297; denn am 25. dieses Monats erließ Karl II. an den Schloßvogt folgendes aus Neapel datirte Rescript: „Wir befehlen Euch durch dieses, daß Ihr Heinrich, Friedrich und Azolin, die Söhne des ehemaligen Fürsten Manfred, welche in dem genannten Schloß in Ketten gehalten werden, augenblicklich von diesen Ketten befreiet und sie ehrenvoll behandelt, wie es sich geziemt. Und weil es heißt, daß einer derselben krank ist, so sollt Ihr irgendeiner Person zu seiner Pflege in angemessener Weise den Zutritt er-

lauben. Wir gestatten auch, daß Fra Matteo von Matera vom Orden der Minoren zu den vorgenannten Brüdern ungehindert Eingang habe. Doch sollt Ihr nichtsdestoweniger sie unter sorgsamer Wache halten.“

Auch dieser Befehl war die Wirkung von Friedensverhandlungen zwischen Neapel und Aragon und des Congresses der betreffenden Fürsten in Rom. Denn dorthin hatte sich der König Jakob schon am Ende des März 1297 begeben, und ihm war Donna Constanza mit ihrer Tochter gefolgt, welche sie in Rom dem Prinzen Robert von Calabrien zuführte. Auch sollte Don Federigo, von dem sich die Mutter abgewendet hatte während er den Krieg wider seinen Bruder Jakob mannhaft fortsetzte, bewogen werden, Sicilien in friedlichem Vertrag an Neapel abzutreten. Man erkennt demnach, daß die geringe Milderung des Schicksals der gefangenen Prinzen alles war, was ihre Schwester Constanze damals für sie zu erreichen wagte — und dieser Tropfen des Erbarmens mußte centnerschwer auf ihrer Seele wiegen. Wie tief beschämte sie nicht der Gedanke an Eleonore von Castilien, welche die Befreiung ihres Bruders Don Arrigo mutig durchgesetzt hatte, während ihre eigenen Brüder in Ketten verschmachteten.

Die Prinzen blieben im Kerker, denn Federigo behauptete Sicilien. Warum aber wurden die Unglücklichen nicht befreit, nachdem derselbe König im Jahre 1302 mit Neapel Frieden gemacht hatte? Wir wissen es nicht, oder vielmehr wir wissen es. Staatsgründe! was mehr?

Da sind noch ein paar Rescripte, jene Unglücklichen betreffend. Am 5. Mai 1298, wo die Prinzen bereits

zweiunddreißig lange Jahre im Kerker zugebracht hatten, erinnerte sich Karl II. plötzlich, daß es seiner königlichen Majestät keine Ehre bringe, wenn die Kinder Manfreds vor Hunger sterben. Er befahl dem Schloßvogt, sie besser zu nähren. Man kann sich nicht eines Wutanfalls erwehren, wenn man dieses königliche Schreiben liest, dessen Anfang lautet: „Es gereicht nicht zur Ehre des Königs, was die Söhne Manfreds, weiland Fürsten von Tarent, und Konrads, ehemals Grafen von Caserta betrifft, welche im Castel Santa Maria del Monte eingekerkert gehalten werden, nämlich wenn sie aus Mangel des Unterhalts, den sie nach Mandat der Curie durch Dich erhalten sollen, vor Hunger umkommen (fame peribunt), da ihnen die Einsperrung im Kerker und das Schmachten (maceratio), welches sie so lange Zeit erduldet haben, genug ist."

Ein Jahr später erfolgte das letzte uns erhaltene Rescript desselben Königs, die Gefangenen betreffend. Am 25. Juni 1299 erließ er an den Ritter Guillaume de Ponciac folgenden Befehl: „Wir haben in anderen Schreiben dem Ritter Giovanni Picicco, unserem Burgvogt zu Santa Maria del Monte, befohlen, daß er auf Deine Requisition die Söhne Manfreds, weiland Fürsten von Tarent, welche im vorgenannten Schlosse eingekerkert sind, ohne weiteres befreie und also frei dieselben Dir überweise. Deshalb befehlen wir Dir, daß Du im Angesicht dieses den genannten Castellan aufforderst jene zu entlassen. Jedem von ihnen sollst Du eine passende Kleidung machen lassen, und sollst sie dann unter der Führung eines Ritters oder einer anderen geeigneten Person zu uns schicken, nachdem Du ihnen Pferde gegeben hast, auf denen sie reiten, und

die man am Riemen führen soll, und so viel Geld als nötig für sie ist bis zu ihrer Ankunft bei uns in Neapel."

Der weite Ritt von Castel del Monte nach Neapel, durch das schöne Land ihrer Väter, ihr eigenes rechtmäßiges Erbe, im heißen Sonnenbrande, mußte für diese armen Gefangenen höchst qualvoll sein, obwol ihnen hier zum ersten mal während eines hinter Kerkermauern hingebrachten Menschenalters der längere Genuß von Luft und Licht gewährt wurde. Wenn sie sich mit der Hoffnung trösteten, daß endlich die Stunde der Befreiung geschlagen habe, und daß der König sie ihren aragonischen Verwandten ausliefern werde, so wurde dieselbe alsbald bitter getäuscht. Denn Karl II. ließ die Gefangenen in das Castel dell'Ovo setzen, dasselbe, in welchem ihre Schwester Beatrice lange Zeit eingekerkert gewesen war.

Die letzten legitimen Erben Friedrichs II. hatten in der von neuen Machtverhältnissen geregelten und von neuen Dynastien in Besitz genommenen Welt keinen anderen Platz mehr als den Kerker, worin sie sterben sollten. Es forderte sie niemand aus den Händen ihres Quälers, weder Aragon noch der deutsche Kaiser vom Hause Habsburg, welcher die Majestät des Reiches dem Machtgebot der Kirche schmachvoll unterworfen hatte. Schon Rudolf von Habsburg hatte feierlich geloben müssen, niemals an dem König von Neapel wegen der Hohenstaufen Rache zu nehmen, und zur Verleugnung jeder praktischen Erinnerung an diese wurde auch Albrecht gezwungen. Kein Papst erhob je seine Stimme zu Gunsten der Unglücklichen; denn erbarmungslos und mit jener kalten hochmütigen Genugthuung, mit welcher Priester auf die zufällige Erfüllung

ihrer Flüche blicken, ließ die Kirche das erbfähige Geschlecht Friedrichs II. bis auf den letzten männlichen Sprossen umkommen, weil sie selbst dieses ganze Geschlecht als „die giftgeschwollene Viperbrut" verflucht hatte.

Die Söhne Manfreds waren im vollsten Sinn des Worts von der Welt verlassen und vergessen. Ihr Ende ist unbekannt. Es gibt darüber nur Sagen oder Vermutungen, die sich auf nichts Thatsächliches gründen. Federigo und Enzio sollen zuerst gestorben sein; nach einer Volkssage in Canosa bezeichnete man sogar im Dom dieser Stadt, nicht weit von der Gruftcapelle des Fürsten Boemund, zwei Steine als die Gräber jener Söhne Manfreds. Andere Sagen berichten, daß Federigo glücklich nach Aegypten entronnen sei. Der älteste der Prinzen endlich, Enrico, soll noch im Jahre 1309 im Castel dell'Ovo gelebt haben, und dann, erblindet und alt geworden, unter der Regierung des Königs Robert gestorben sein.

Dies war das Loos der Söhne Manfreds. Das an ihnen verübte Verbrechen schändet die Anjou, jene grausamen Söldlinge des Pfaffentums mit frommen Heuchlermienen, mehr als die Hinrichtung Konradins.

*

Ich habe schon bemerkt, daß Castel del Monte seit den Anjou mit der Grafschaft Andria vereinigt blieb. Schon Karl I. hatte das Schloß stärker befestigen lassen, und mit einer Wache von dreißig Mann versehen. Diese Befestigungen werden in Mauern und Wällen bestanden haben, von denen heute keine Spur übrig geblieben ist. Das Schloß dauerte sodann als Besitztum der Balzo, der Aragonen und der Caraffa fort. Es blieb im wohnlichen Zustande noch lange Zeit. Wir lesen, daß der König Ferdinand I. von Aragon im Jahre 1459 einen Monat lang im Castel del Monte wohnte, als er sich in Barletta krönen ließ.

Erst nach der Verwüstung Andrias durch Lautrec soll das Schloß nicht mehr bewohnt worden sein; die erste Zerstörung, die es erlitt, mögen ihm damals die Franzosen zugefügt haben. Wenn dies wirklich der Fall gewesen ist, so wird das Verbrechen des Vandalismus, mit dem sich dieselben in Heidelberg gebrandmarkt haben, noch durch Castel del Monte vermehrt. Doch müssen es die Caraffa wiederhergestellt und noch als Villa oder Jagdschloß benutzt haben, denn im Jahre 1656 flüchtete die gesammte herzogliche Familie vor der Pest, die in Andria wütete, nach Castel del Monte, wo sie ein halbes Jahr verblieb.

Die Zeit der gänzlichen Verödung dieses schönen Schlosses ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Es wurde endlich dem Verfall schonungslos preisgegeben. Kein Wächter schützte mehr die prachtvollen Säle vor mutwilliger Zerstörung durch Ackerbauer und Hirten; man durchwühlte die Gemächer, den Hof und die Cisterne nach Schätzen; man brach den kostbaren Marmor aus den Wänden; selbst Räuber benutzten das Schloß Friedrichs zu ihrem Versteck. Nur der Umstand, daß es kein herrenloses Gut, sondern das Eigentum des Herzogs von Andria war, verhinderte die vollkommene Zerstörung. Denn die Caraffa führten fortdauernd den Titel Principe di Castel del Monte. Er ist dem Zweig ihres Geschlechts von Andria noch heute geblieben. Sie haben alle ihre dortigen Güter verkauft, nur dieses Schloß nicht, entweder des Titels wegen, der

an ihm haftet, oder weil sich kein Käufer für eine nutzlose Ruine fand. Mit ihr selbst ist keine Scholle Ackers mehr verbunden: der Prinz von Castel del Monte besitzt hier nichts mehr als die nackten Mauern des Schlosses.

Der Syndicus Andrias sagte mir, daß man dieses einzigartige Denkmal der Hohenstaufen um einige tausend Francs erstehen könne, und daß Hoffnung vorhanden sei, die Gemeinde Andrias zum Ankauf desselben zu bewegen. Ich beschwor ihn und andere einflußreiche Herren der Stadt, auf diesem Wege und durch Beteiligung des Provincialrates von Bari für die Erhaltung des Monuments zu sorgen. Sein Verfall ist noch keineswegs so weit vorgeschritten, daß der Aufwand von Kosten und Mühen dafür ein unverhältnißmäßiger sein würde. Selbst die Wiederherstellung des Schlosses würde keine zu große Schwierigkeit darbieten, denn noch steht es in seinem Grundbau und mit allen seinen Räumen aufrecht da.

Es wäre Schimpf und Schande zunächst für Apulien, wenn Castel del Monte, ein Denkmal, welches, wie kein anderes mehr, so rein und unverfälscht und unmittelbar eine große Epoche dieses Landes darstellt, aus Geiz oder Stumpfsinnigkeit, um des Lumpengeldes von einigen tausend Lire willen, der Zerstörung überlassen bliebe. Mit ihm ginge nicht allein eine monumentale Erinnerung an den größten Herrscher des Mittelalters zu Grunde, sondern auch dasjenige Bauwerk, in welchem die profane Architektur ihre letzte classische Höhe vor Bramante erreicht hat. Denn nach der schwäbischen Zeit sinkt sie in Verfall.

Die Erhaltung der geschichtlichen Monumente kann heute praktischerweise nur das Werk der Gemeinden und

der Provinzen sein, in deren Gebiet solche liegen, und sie ist auch ihre nächste Pflicht. Dies haben vor kurzem Ferrara und die dortige Provinz begriffen, denn sie erstanden das berühmte Schloß der Este, welches der Fiscus an den Meistbietenden losschlug. Der Reichtum an historischen Monumenten ist in keinem Lande der Welt so groß wie in Italien; daraus folgt, daß die Regierung sich außer Stande sieht, sie alle als Nationaleigentum zu behandeln und ihre eigenen ausgetrockneten Finanzen mit ihrer Erhaltung zu belasten. Der Fiscus verkauft sie, denn was kümmern ihn die Denkmäler der Geschichte? Als das Schloß Astura, wo der letzte königliche Hohenstaufe, Konradin, auf seiner Flucht von den Frangipani gefangen und an Karl von Anjou ausgeliefert worden war, um die Vorschlagssumme von 5000 Frs. vom Fiscus ausgeboten werden sollte, verwendete ich mich in Rom für die Zurückziehung dieser fiscalischen Maßregel, und ich erhielt die tröstlichste und liberalste Zusicherung. Astura ist später unter den Hammer gebracht worden; der Fürst Borghese hat das Schloß gekauft, doch sind ihm dabei gewisse Bedingungen auferlegt worden, dort nicht zu bauen und nicht zu graben, ohne Genehmigung der Regierung.[1]

Unser Ritt nach Castel del Monte schloß zu Palese mit einem ländlichen apulischen Gastmal von wahrhaft phäakenartiger Fülle. Hier ward das Köstlichste aufgetischt,

[1] Zu meiner großen Freude und Ueberraschung wurde Castel del Monte am Ende des Jahres 1875 von der italienischen Regierung doch angekauft, für die Summe von 25000 Lire, und so wird das Schloß Friedrichs II. der Mit- und Nachwelt erhalten bleiben.

was dieses üppige Land darbietet: Fische des nahen Meeres in verschiedener Zubereitung, homerisch aufgehäufte Fleischmassen, Schüsseln voll dampfender Maccaroni, zahllose Leckerbissen von Latticini der Murgie, das heißt von Gerichten, welche aus Milch bereitet werden, Oliven und andere Früchte und die feurigen Weine des Landes in hohen gläsernen Gefäßen. Unsere liebenswürdigen Wirte versicherten, daß sie nicht übermäßige Anstrengungen gemacht hätten, dieses Mal auszurüsten, denn so ungefähr sei ihr täglicher Tisch bestellt. Die Apulier essen nur eine Malzeit am Tage. Ich nahm mir zu der Bemerkung Gelegenheit: daß wir Deutschen nicht ganz mit Recht bei den Italienern im Rufe der Vielfresser stehen (i Tedeschi lurchi, sagt Dante), denn wir essen zwar mehrmals am Tag, aber alle täglichen Malzeiten einer bürgerlichen Familie Deutschlands zusammengenommen machen noch nicht die Menge dessen aus, was eine apulische Familie zu ihrem einmaligen Tisch gebraucht.

Am Abend geleitete uns Herr Marchio nach Andria zurück, wo uns wiederum Herr Lionetti, der Syndicus der Stadt, empfing, um uns am folgenden Morgen bis nach Trani das Geleite zu geben. So schieden wir aus diesem schönen Lande mit der freundlichsten Erinnerung an eine wahrhaft glänzende Gastfreundschaft.

Anhang.

Inventar der Hinterlassenschaft der Königin Helena,

an die königliche Kammer in Neapel abgeliefert durch Enrico della Porta, Burgvogt in Nocera.

Unum vetus segium de panno ad aurum consumptum et vetustum.

Item mantellum unum de biuncto infodratum de minuto vairo.

Item tunicam unam de eodem panno.

Item supertunicale unum de eodem panno infodratum de minuto vairo.

Item carrafiam unam argenteam sine coperculo.

Item chifum unum argenti deaurati cum pede, ponderis unius marce et quinque unciarum.

Item VI. scutelle de argento planas sine signo, ponderis undecim marcarum.

Item duo barrilia de argento quorum unum est fractum, ponderis VII. marcarum, et sex unciarum.

Item unum caldarium de brunzo.

Item candelabrum unum de argento sine signo ponderis II. marcarum.

Item pottum unum de brunzo.

Item tappetum unum de Romania vetus et consumptum.
Item concam unam de brunzo depictam.
Item bacile unum de argento cum anulo argenti, ponderis V. marcarum, VI. unciarum, XIV. sterlingorum et demidii.
Item cafariam unam de argento fractam ponderis VI. marcarum et unius uncie.
Item carpitam unam vergatam veterem et consumptam.
Item duas bunettas magnas da burello.
Item capam unam ad manicas infodratam cendato celesti.
Item duo scrinea rubea.
Item duo aurifrisia.
Item scrineum unum de ebore.
Item cappulas duas ad aurum.
Item corrigatam unam ad argentum ponderis unius marce.
Item cippum unum virgatum ad duo capita orenczatum cum seta rubea.
Item zippas quinque ad aurum cum seta alba.
Item garlandam unam cum XX petiis de auro cum smaragdis et pernis.
Item peciam unam que vocatur supercendatum rubeum munitum pernis et aquilis de auro cum smaragdis, pernis et esmaltis de auro.
Item octo pecias cum pernis et esmaltis in quibus consistunt triginta tres saffiri.
Item origentales tam parvi quam magni et XX. balesii.
Item XL. granatas et VIII. safiri de pondio, et CXXIII. grossi perni.

Item duo scrinea nigra.
Item sambucam unam de samito rubeo infodratam cendato ialino dependentem a sella cohoperta argentea et munita pernis in quam erant pectoralia de argento et streugue in cujus pectorale deficiunt campanelle VIII.
Item duo bocaria di ere.
Item sedile unum.
Item duos urceolos argenti quorum unum ponderat VIII. marcas et alium VII. marcas et dimidie.

Lecce.

1875.

Lecce ist die Hauptstadt der Provinz Terra d'Otranto; und diese ist ein durch das Alter seiner Cultur und seine Geschichte höchst merkwürdiges Land. Es umfaßt die südliche Halbinsel Süditaliens am jonischen Meer. Noch heutigentags liegt es wie am Ende der Welt und wird nicht häufig von Reisenden besucht.

In der alten Geographie trug diese Halbinsel verschiedene Namen: Japygia, Peucetia, Messapia, Calabria, auch Salentina, von einem kretischen Volksstamm, welcher das südliche Ende der Halbinsel bis zum Japygium Promontorium bewohnte. Der Name der Salentiner hat sich seltsamerweise noch heute als Gesammtbegriff für die Provinz behauptet, deren Geschichte und Literatur fortdauernd als salentinische bezeichnet werden. Nur für die Sprache der vorgriechischen Urbevölkerung des Landes hat man den Namen der messapischen beibehalten.

Die im Altertum für diese Halbinsel gewöhnlich gebrauchte Bezeichnung war „Calabria“; sie erhielt sich bis gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung; denn erst infolge des Eindringens der Lango=

barden, welche unter dem Herzog Romuald von Benevent im Jahre 668 Brindisi und selbst Tarent eroberten, übertrugen die Byzantiner den Titel des Thema Calabrien auf die südwestliche oder bruttische Halbinsel, deren Hauptstadt Rhegium (Reggio) wurde. So erhielt dieser Teil Großgriechenlands, das berühmte Vaterland großer Philosophen und Staatsmänner, den Namen Calabria, während er dort verschwand. Er ging dort, wie es scheint, schon in der Zeit der Langobarden im Gesammtnamen Apulia unter, welcher sich auf den größten Teil der östlichen Hälfte Süditaliens überhaupt ausgedehnt hat. Weil aber unter der byzantinischen Herrschaft die Stadt Hydruntum, das heutige Otranto, der Haupthandelsplatz und der Sitz der kaiserlichen Verwaltungsbehörden geworden war, so entstand für das alte ehemalige Calabrien schon frühe der provinzielle Begriff der Terra d'Otranto.

Wenn man von oberhalb Brindisi bis zum Golf von Tarent eine Linie herabzieht, sodaß diese Stadt noch von ihr umfaßt wird, so begrenzt dieselbe nach Apulien hin jene Halbinsel. Ihre äußerste Spitze ist das Promontorium Japygium, das heutige Cap Santa Maria di Leuca. Dieses außerordentlich fruchtbare, fast ganz flache Land zählt heute etwa 500000 Einwohner, und zerfällt in die vier Districte: Lecce, Brindisi, Gallipoli und Tarent.

Ich werde kaum irren, wenn ich voraussetze, daß die allermeisten Leser dieser Blätter kaum eine dunkle geographische oder geschichtliche Vorstellung von Lecce haben, und daß sie in einige Verlegenheit geraten, wenn ich ihnen andere uralte Städte dieses Landes nenne: wie Ostuni, Galatone, Nardo, Gallipoli, Oria, Manduria, Francavilla.

Denn sind sie aufrichtig, so werden sie bekennen, daß sie davon gerade so viel wissen, wie von irgendwelchen Orten in einer Provinz Kleinasiens.

Das alte Calabrien hat sich seit vier Jahrhunderten gleichsam aus der Geschichte der Welt verloren und mit einem mythischen Dunkel bedeckt, aus dem höchstens nur zwei Gestalten sichtbar hervorragten, Brindisi, das alte Brundusium, welches die größesten Namen der römischen Geschichte niemals haben sterben lassen, und Tarent, auf welchem der unzerstörliche Zauber der hellenischen Welt ruht. Alles Uebrige, selbst die Normannenstadt Lecce nicht ausgenommen, ist in so tiefe Vergessenheit gefallen, daß noch in den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts der unermüdliche Wanderer, der treffliche Heinrich Wilhelm Schulz, für uns Deutsche fast den Ruhm eines Entdeckers beanspruchen konnte, als er dies Halbinselland durchforschte, und dort die verschollenen Denkmäler der Kunst des Mittelalters gleichsam für uns auffand.

Das Land selbst hat dies Dunkel nicht verschuldet. Es ist keineswegs wild und innerlich verschlossen, wie das heutige, von hohen Gebirgen und tiefen Schluchten durchzogene Calabrien, sondern ein blühendes Gartenland, welches nach vielen Richtungen hin treffliche Straßen durchschneiden. Es hat zahlreiche Städte, und seine uralten Häfen Brindisi, Tarent, Otranto und Gallipoli haben, wenn auch sehr herabgekommen, doch niemals aufgehört, Ueberfahrtsorte nach Griechenland und dem Orient zu sein, oder am Mittelmeerhandel sich zu beteiligen.

Noch weniger hat das dortige Volk das Bewußtsein seiner im Altertum großen, im Mittelalter nicht geringen

Bedeutung verloren. Man wird kaum eine seiner Städte finden, welche nicht ihre gedruckte Chronik oder antiquarische Beschreibung besäße. Diese einheimische Literatur füllt heute einige Schränke der Bibliothek in Lecce aus. Sie begann bereits am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, wo ein berühmter Humanist aus Galatone, Antonius de Ferrariis oder Galateus, der Freund des Sannazar und Pontanus, sein Vaterland in einer classischen Schrift beschrieben hat, welche „De Situ Japygiae" heißt. Aber die gesammte Literatur des Landes ist kaum über ihre provinziellen Grenzen gedrungen. Auch der größeste neuere Dichter, welchen die messapische Halbinsel, die Heimat des Ennius, hervorgebracht hat, ist im übrigen Italien unbekannt geblieben. Das war Ascanio Grandi, Verfasser des epischen Gedichtes Tancred, womit er dem Ruhme Tasso's nacheifern wollte. Er starb zu Lecce im Jahre 1634.

Lecce also, nicht Hydruntum, ist die bürgerliche Hauptstadt dieses Landes. Obwol heute keine Ruinen des Altertums mehr von ihrer antiken Geschichte Kunde geben, so ist sie doch unzweifelhaft uralten Ursprungs. Sogenannte pelasgische Einwanderer, die über Meer gekommen waren, gründeten sie, gleich vielen andern Städten Apuliens und Calabriens. Ihr fabelhafter Erbauer wird Malennius genannt.

Der ursprüngliche Name der Stadt war Syrbar oder Sybaris, wie jener der berühmten Stadt am Golf von Tarent. Sie vertauschte denselben später mit Lupia oder Lupiä, unter welchem sie zur Römerzeit bestand. In Lupiä war es, wo der junge Octavian von Apollonia her landete, nachdem er die Ermordung Cäsars erfahren hatte.

Noch heute schreibt sich von diesem Namen das Stadtwappen Lecces her: ein Wolf, der unter einer Steineiche steht. Der Name Lupia verwandelte sich sodann in Lycium, wie die Stadt zur Normannenzeit hieß, und endlich in Lecce.

Geschichtliche Berühmtheit erlangte dieser Ort erst durch die Normannen, nachdem der große Robert Guiscard Apulien und Calabrien der noch fortdauernden Herrschaft des griechischen Kaisers entrissen hatte. Im Jahre 1063 eroberte er Tarent, fünf Jahre später Otranto. Seinem tapfern Bruder Goffred übergab er die Stadt Lecce als Grafschaft, und von diesem ersten dortigen Herrn aus dem normannischen Hause Hauteville stammte die Dynastie der Grafen von Lecce, welche bis auf den hohenstaufischen Kaiser Heinrich VI. dort regiert hat.

Der Untergang dieses alten Grafenhauses ist mit demjenigen des normannischen Königreichs in Sicilien enge verknüpft, und zwar durch die bekannte romantische Liebschaft zwischen der schönen Sibilla, der Tochter des Grafen Robert von Lecce, mit Roger, dem Sohne des Königs Roger II. von Sicilien. Der Sprößling dieses heimlichen Liebebundes war der letzte Normannenkönig, jener Tancred, Graf von Lecce, welchem seine Landsleute im Jahre 1189 die Krone Siciliens gaben. Der tapfere Bastard starb nach nicht immer unglücklichen Kämpfen mit Heinrich VI., dem Erben Siciliens durch seine Gemalin Constanza, im Jahre 1194. Seinen Sohn Roger, welchen er im Jahre 1191 mit Irene der Tochter des griechischen Kaisers Isaak Angelus vermält und in Brindisi hatte krönen lassen, hatte er sterben sehen und der Kummer um diesen Verlust raubte ihm selbst das Leben.

Seine Ansprüche auf das Reich beider Sicilien hinterließ er seinem zweitgeborenen Sohne Wilhelm unter der Vormundschaft seiner Mutter Sibilla, vom Haus der Grafen von Acerra. Diese Königin Witwe ergab sich im Schloß zu Palermo dem Kaiser Heinrich VI. unter der Bedingung, daß ihr Sohn Wilhelm die Grafschaft Lecce und das Fürstentum Tarent zum erblichen Lehn erhielt. Aber der Kaiser brach sein Wort, als er in der schrecklichen Weihnachtszeit des Jahres 1194 unter dem Vorwand einer angezettelten Rebellion die normannischen Barone umbringen ließ; er schickte Sibilla mit ihrem Sohne und drei Töchtern in die Kerker der Festung Hohenems.

Glücklicher als die Witwe des letzten Normannenkönigs Tancred war jene seines Sohnes Roger: denn Irene vermälte sich im Beginn des Jahres 1195 mit Heinrichs Bruder Philipp, dem spätern König der Römer. Der letzte Erbprinz des Normannenhauses, Wilhelm, ging in Deutschland kläglich zu Grunde; aber die Ansprüche seines Hauses auf Lecce vererbte seine von dort nach Frankreich entlassene Mutter Sibilla an ihren Schwiegersohn Gauthier (Walther) von Brienne, den Gemal ihrer Tochter Albiria.

So geschah es, daß jenes französische Geschlecht Brienne, nach dem Falle der Hohenstaufen, unter den Anjou die Grafschaft Lecce wirklich in Besitz nahm, und sie bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts behauptete. Durch Erbschaft kam Lecce sodann an das französische Haus Enghien, durch dieses an die Balzo Orsini, und endlich im Jahre 1463 an das aragonische Königshaus Neapel.

So bildet die Geschichte der Stadt Lecce einen wesentlichen Teil der Feudalgeschichte des Königreichs Neapel überhaupt, und in Beziehung auf das gesammte alte Calabrien, d. h. die Provinz Otranto, das wichtigste Glied neben dem Fürstentum Tarent. Sie selbst hat als bürgerliche Gemeinde keine eigene Bedeutung gehabt. Wenn noch in den barbarischen Zeiten des Verfalls jeder politischen Selbständigkeit dieser äußersten Landschaften Großgriechenlands Städte wie Brindisi, Gallipoli und Tarent durch ihre Häfen sich immerhin eine gewisse bevorzugte Stellung sichern konnten, so vermochte das Lecce dadurch nicht. Denn diese Stadt liegt nicht, wie jene am Meer, sondern mehrere Meilen von ihm entfernt. Ihr alter Hafen, welchen der Kaiser Hadrian erbaut hatte, und der noch im fünfzehnten Jahrhundert brauchbar war, ist schon seit lange gänzlich verlassen und zu einer kleinen Doganastation herabgesunken. Und trotzdem ist Lecce heute geradezu eine der schönsten und dem Anschein nach wolhabendsten Städte des ehemaligen Königreichs Neapel. Sie muß also diese auffallende Bevorzugung entweder zufälligen Verhältnissen, oder dem großen wirtschaftlichen Reichtum des Gartenlandes verdanken, in dessen Mitte sie liegt. In Wahrheit verschwindet selbst Tarent, trotz seiner ausgezeichneten Lage an zwei Meeren, trotz seines Hafens ohne gleichen, trotz der Fruchtbarkeit seiner Gefilde, und der Bedeutung, welche es lange Zeit im Mittelalter als Sitz eines sehr mächtigen und ausgedehnten Feudalfürstentums gehabt hat, hinter der Stadt Lecce; während die beiden andern berühmten Städte des Landes, Otranto und Brindisi, nur noch dürftige Schattenbilder ihrer Vergangenheit sind.

Ich war ganz erstaunt, als ich Lecce betrat. Ich hatte von ihr sagen gehört, daß sie die sauberste Stadt des Königreichs Neapel sei, nächst der großen Hauptstadt selbst, und dies Urteil, welches übrigens schon im Jahre 1767 ein Reisender in jenem Lande, Baron Riedesel, ausgesprochen hat, bestätige ich.

Lecce liegt in einer üppigen, von allen Fruchtbäumen dieser milden Zone erfüllten Landschaft. Sie mag über 23000 Einwohner zählen; da sie nun zur Zeit jenes Reisenden deren 15000 zählte, so hat sie in mehr als hundert Jahren nur den geringen Zuwachs von 8000 Menschen erlangt, und diese Ziffern lehren mehr denn jedes andere Verhältniß den langen Stillstand des Lebens in diesem Lande, welches die Natur zu einem Paradies des Wolstandes erschaffen zu haben scheint.

Die Villen, Baumgänge und Anlagen um die wolgefügten Stadtmauern her, die schönen Straßen und Plätze, herrlich gepflastert, mit vielen geschmückten Palästen und Gebäuden besetzt, durch Kirchen und Klöster eines an Ornamenten überreichen Stils ausgezeichnet, verleihen Lecce ein Ansehen von stattlichem Reichtum und von einer heitern Grazie, welche durchaus italienisch ist, aber orientalisch erscheint, weil sie mit Prunk überladen ist.

Die Architektur der Stadt hat ihre wesentliche moderne Blüte in und nach der Epoche Karls V. entfaltet. Die meisten Klöster und Paläste Lecces sind Bauten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Ihr Material ist ein Kalkstein von schöner goldgelber Farbe. Dieser leicht zu bearbeitende Stein bot sich zugleich dem Bildner als ein vorzüglicher Stoff zur Decoration von Außenflächen der Gebäude dar. Ich sah nirgendwo einen gleichen Reichtum solchen Schmucks an Façaden wie hier. Obwol nun hier die Kunst fast durchweg in Manier und Ueberfülle geraten ist, und das Spiel südlicher Phantasie oft ins Barocke fällt, so hat dies doch der Stadt das gleichmäßige Wesen einer Epoche aufgedrückt, und so ist hier ein harmonisches Ganze hervorgebracht worden. Lecce ist das Florenz der Roccocozeit. In ganz Italien ist in dieser Kunstrichtung ihres gleichen nicht zu finden. Dies barocke Wesen hat sich hier, durch den Anhauch des nie verlöschten antiken Formgefühls und unter dem Einfluß des schönen lachenden Himmels dieser glücklichen Zone, doch zu einer gewissen Idealität verklärt.

Schon der erste Anblick Lecces zeigt, daß diese Stadt unter besonders günstigen Verhältnissen mehr als eine Kunstblüte erlebt hat. Nach den Angaben einheimischer Kenner entfaltete sich dieselbe zuerst unter den normannischen Grafen. Ihre Periode, so sagt ein Autor der Gegenwart (Herr Francesco Casotti), war die Zeit, wo Lecce und die gesammte Grafschaft, sowol in Bezug auf die Künste als in jeder andern Hinsicht die höchste Blüte erreichte, während das französische Haus der Brienne, welches auf jene Grafen in der Herrschaft Lecces folgte, wegen beständiger Kriege und namentlich wegen seiner Thätigkeit in Griechenland und dem Orient, nichts Nennenswertes geschaffen hat.

Ohne Zweifel wetteiferten die normannischen Grafen mit ihren königlichen Vettern in Sicilien an Prachtliebe, aber leider sind ihre Bauten in Lecce wie außerhalb der Stadt bis auf wenige Reste untergegangen. Die Kirchen,

welche sie gegründet hatten, wurden zerstört oder umgebaut, wie der Dom der Stadt, welchen schon der erste Graf Goffred begonnen hatte, und wie die Kirche der Trinità, in welcher sich die Grüfte einiger der letzten Mitglieder des Grafenhauses befunden haben.

Die zweite Kunstblüte Lecces begann etwa zwei Jahrhunderte später unter der Herrschaft des Hauses Enghien und der prachtliebenden, mächtigen Orsini del Balzo, deren Monumente in der ganzen Provinz Otranto noch zahlreich sind. Die dritte endlich, welche der Stadt ihr wesentliches Gepräge gab, gehört dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert an. Dies besteht, wie ich schon bemerkt habe, in der Entfaltung eines ungewöhnlichen Reichtums architektonischen Schmuckes, der oft die Grenze des Schönen überschreitet, und bunt, schwerfällig und überladen wird.

Der architektonische Mittelpunkt der Stadt ist ihr Dom, oder die Kathedrale der Assunta, deren erste Anlage in das Jahr 1114 fällt. Nach mehrmaligem Umbau wurde sie mit dem hohen Glockenturm zur Seite im Jahre 1659 aus den Fundamenten vollständig neu erbaut, unter der Leitung des namhaften Bildhauers Zimbalo von Lecce. Die Kathedrale hat eine mächtige, aber nicht gerade schöne Façade im Roccocostil. Der prächtige, weit sichtbare Turm neben ihr, von vier Aufsätzen, ist mehr als fünfzig Meter hoch. Eine Inschrift besagt, daß der Bischof Aloysius Pappacoda im Jahre 1659 den Grundstein des Neubaues gelegt hat.

Zur linken Seite des Doms steht eine künstliche Grotte mit hölzernen Heiligenfiguren in ihr (Christus von Engeln umgeben), deren ich nur erwähne, weil ihre

dörfliche Plumpheit den Eindruck stört, welchen der von schönen Bauwerken umgebene Domplatz macht. Die Götter der christlichen Religion gehören nicht auf die Straße, sondern in die Kapellen oder Kirchen, schon deshalb, weil sie häßlich sind.

Mit dem Dom steht die Wohnung des Bischofs in Verbindung, ein mit einem Porticus aus Halbsäulen geschmücktes Gebäude. An dieses schließt sich das Seminar, ein prächtiges Bauwerk aus gelbem Kalkstein, mit reichgeschmückter Façade, einem großen Hof, welchen Arkaden bilden, und einer mit Büsten geschmückten Eingangshalle. Die Erbauer dieses schönen Palastes waren die Bischöfe Michele und Fabrizio Pignatelli am Ende des siebzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Man sieht ihre Wappen auf den kunstvoll gearbeiteten Thüren im Porticus. Heute dient das Seminar zum Teil als Kaserne.

Das Bistum Lecce ist Suffragan des Erzbistums Otranto. Seine Stiftung wird auf Sanct Oronzius zurückgeführt, den ersten legendären Christen und Märtyrer der Stadt, deren Schutzheiliger er ist. Der größte Platz Lecces ist diesem Heiligen geweiht. Wie in Rom die Figuren der Apostel Petrus und Paulus auf den beiden großen Säulen römischer Cäsaren stehen, so hat man dort die Statue des Oronzius auf einer alten höchst merkwürdigen Säule aufgestellt. Sie stammt aus dem Hafen Brindisi.

Dort nämlich steht, gegenüber dem Eingang des Hafens, auf einer kleinen Anhöhe, eine antike Marmorsäule unbekannten Ursprungs, auf deren Postament die bekannte

Inschrift des Protospatarius Lupus zu lesen ist, des Wiederherstellers der Stadt Brindisi im neunten Jahrhundert. Neben ihr befindet sich noch die Basis einer zweiten ähnlichen Säule. Diese stand auf ihr bis zum Jahre 1528, wo sie niederstürzte und lange Zeit am Boden liegen blieb. Im Jahre 1683 schenkte die Stadt Brindisi der Gemeinde von Lecce diese Säule, um das eherne Standbild des Sanct Oronzius daraufzustellen, was dann geschah. Eine pomphafte und schwülstige Inschrift vom Jahre 1684 auf dem Fußgestell sagt, daß der göttliche Oronzius dem alten Hercules der Brundisiner sich unterworfen habe:

Columnam hanc, quam Brundusina civitas suam ab Hercule ostentans originem profano olim ritu in sua erexerat insignia, religioso tandem cultu divo subjecit Orontio, ut lapides illi, qui ferarum domitorem expresserant, novo coelamine voto aereque Lupiensium exculto truculentioris pestilentiae monstri triumphatorem posteris consignarent.

Auf demselben Platz steht das ehemalige Gebäude des Municipium Lecces, welches Sedile heißt, eine Halle mit Bogen gothischen Stils und einem reichgeschmückten Portal. Daneben sieht man eine Kapelle, über welcher sich das tönerne Bild des venetianischen Löwen erhebt. Sie gehörte nämlich der Republik Venedig, die in Lecce eine Handelsniederlassung besaß.

Unter allen dreißig Kirchen der Stadt ist die merkwürdigste die alte der Benedictiner, San Nicola e Cataldo. Sie liegt eine kleine Strecke von der Stadt entfernt. Graf Tancred baute sie im Jahre 1180, und dies war der Sohn jenes obengenannten Erbprinzen Siciliens, Roger und der schönen Sibilla. Sein erzürnter Großvater hatte ihn und seinen Bruder Wilhelm in Palermo einsperren lassen, aber Tancred war aus seinem Gefängnisse nach Athen entwichen, von wo ihn später der König Wilhelm II. zurückrief, um ihn mit der Grafschaft Lecce zu belehnen. Tancred baute hier die schöne Kirche San Nicolo und Cataldo, neun Jahre bevor er von den Normannen zum Könige erwählt wurde. Sie ist demnach das letzte Denkmal des letzten Normannenkönigs überhaupt, und schon deshalb von geschichtlicher Merkwürdigkeit.

Auf zwei Portalen, dem des Einganges und einem andern des Ausganges in den Klosterhof, haben sich die auf den Bau bezüglichen Inschriften erhalten:

Hac In Carne Sita Quia Labitur Irrita Vita
Consule Dives Ita Ne Sit Pro Carne Sopita
Vite Tancredus Comes Eternum Sibi Fedus
Firmat In His Donis Ditans Hec Templa Colonis.

*

Anno Milleno Centeno Bis Quadrageno
Quo Patuit Mundo Christus Sub Rege Secundo
Guillelmo Magnus Comito Tancredus Et Agnus
Nomine Quem Legit Nicolai Templa Peregit.

Die Kirche hat ihres Gleichen nicht im ganzen Lande, mit alleiniger Ausnahme der berühmten Franciscanerkirche Santa Catarina zu San Pietro in Galatina, und diese wurde erst zwei Jahrhunderte später erbaut. Sie ist geradezu eins der herrlichsten und eigenartigsten Denkmäler der normannischen Kunstepoche, und vielleicht dasjenige,

welches den vollkommensten Eindruck classischer Einfachheit und Symmetrie macht. In ihr, so sagt Heinrich Wilhelm Schulz, hat sich jener in diesen Gegenden seit den Zeiten des griechischen Altertums heimische feine Sinn und Geschmack am glänzendsten offenbart.

Die Kirche ist ein dreischiffiger Pfeilerbau von nur mäßigen Raumverhältnissen, mit einer kleinen Kuppel über der Kreuzung, ruhend auf Spitzbogen. Das Mittelschiff ist erhöht und hat ein Tonnengewölbe. Die Pfeiler haben Halbsäulen mit korinthisirenden Capitälen; in gothischer Weise setzen sie sich zum Deckengewölbe fort. Die rohe und grelle Malerei, mit welcher im siebzehnten Jahrhundert das ganze Innere der Kirche überzogen worden ist, hat auch die Pfeiler nicht verschont; später hat man diese Gemälde meist mit Tünche zugedeckt.

Ueberhaupt hat die Kirche, im Innern wie an den Außenflächen im Lauf der Zeit manche gewaltsame Veränderung erlitten. Das Ganze jedoch, und die schönsten Teile der decorativen Bildnerei in Stein geben noch immer den Eindruck der ursprünglichen Schöpfung wieder. Der Bau ist aus Quadern eines gelblichen Kalksteins aufgeführt, von der saubersten und zierlichsten Zusammenfügung. Die Außenseiten sind durch Wandpfeiler gegliedert, zwischen denen sich halbgothische Bogen spannen.

Der herrlichste Schmuck dieser Kirche besteht in der Verzierung der beiden glücklicherweise noch vollkommen erhaltenen Portale. Der Stein, aus dem diese Ornamente gemeißelt sind, hat eine goldgelbe Farbe angenommen, welche an die der Tempel Siciliens und Griechenlands erinnert, und die Zierlichkeit und Feinheit, die Durchsichtigkeit der

in ihm dargestellten arabesken Formen ist so überraschend, daß diese selbst wie aus Wachs gebildet erscheinen, und die Leichtigkeit und Anmut von Malereien oder Stickereien haben.

Das Hauptportal ist ein Bogen mit doppeltem Umfassungsgurt von der reichsten Blätterdecoration. Eine geradlinige Thüre führt in die Kirche; auf dem Architrav über ihr steht die erste Inschrift Tancreds; und über dieser sieht man ein ausgemeißeltes Gesims, welches zwischen Blättern sechs Frauenköpfe enthält, deren symbolische Bedeutung unklar ist.

Ein zweites ähnliches, mit nicht minderer Kunst behandeltes Portal führt in den Klosterhof; es enthält die zweite der bemerkten Inschriften. Die Thüre ist von zwei kleinen Säulen eingefaßt, welche ehemals auf Löwen ruhten. Der Klosterhof selbst ist erneuert worden und zeigt nichts mehr von seinem ursprünglichen Stil.

Das Kloster gehörte den Benedictinern; am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts kam es an die Olivetaner. Seit der napoleonischen Umwälzung Süditaliens ist es eingegangen.

An Grabdenkmälern findet sich nichts Nennenswertes in dieser Kirche, außer dem Mausoleum des Dichters Ascanio Grandi.

Man wird kaum irren, wenn man behauptet, daß die in jenem Tempel Sanct Nicolaus zu solcher Vollendung gebrachte Decoration in Stein die wesentliche Schule und das ideale Vorbild gewesen ist, wonach sich der bildnerische Geschmack in Lecce geformt hat. Denn in allen spätern Epochen kam dasselbe Princip mit mehr oder weniger

Glück in Anwendung, bis es sich in den Zeiten des Verfalls durch Ueberladung zu Grunde richtete. Um so mehr ist es zu beklagen, daß die Bauwerke der ältern Periode in Lecce bis auf wenige Reste untergegangen sind.

Von den Denkmälern aus der Zeit der Brienne scheint Santa Croce das bedeutendste gewesen zu sein. Diese Kirche war im Jahre 1353 von jenem Walter von Brienne gegründet worden, welcher als Herzog von Athen und Herr von Florenz in der Geschichte eine flüchtige Berühmtheit erlangt hat. Im Jahre 1549 fand ihr Umbau und der des Klosters statt, und dieser dauerte (nach der Angabe De Simone's in seinem neuesten Werk „Lecce und ihre Monumente") 146 Jahre. Im Jahre 1807 wurde das großartige neue Kloster der Cölestiner aufgehoben, und später machte man es zum Sitz der Intendantur und des Präfecten von Lecce. Die Façade dieses Gebäudes wurde erst am Anfange unsers Jahrhunderts vollendet. Sie ist das Barockeste, was Lecce aufzuweisen hat; gleichwol bringt die Ueberfülle der Decoration einen Eindruck von Pracht und Reichtum hervor, den man der armseligen Nüchternheit modernster Bauten vorziehen muß.

Beim Umbau der alten Kirche gingen leider manche historische Denkmäler zu Grunde, so das marmorne Grabmal der berühmten Gräfin von Lecce und Königin Neapels, Maria von Enghien, der Gemalin des Königs Ladislaus. Das gleiche Schicksal der Zerstörung haben auch die Grabmäler der Normannengrafen erfahren.

Unter andern Kirchen der Stadt ist auch die von San Domenico bemerkenswert; in ihr befindet sich das Grabmal des Humanisten Galateus, welcher der Stolz Lecces

ist. Ihr gegenüber steht das schöne Gebäude des Hospitals, ein Prachtbau des sechzehnten Jahrhunderts, ausgeführt nach den Plänen des Giovan Giacomo dell' Acaya.

Von hier gelangt man zu der Porta Rusce, so genannt von einem unweit Lecce liegenden Ort, der alten messapischen Stadt Rudiä, wo der Dichter Ennius geboren war. Dies vor wenigen Jahren erneuerte Tor ist mit Figuren geschmückt, welche die mythischen Heroen des Landes vorstellen, Malennius, Daunus und Idomeneus. Nach der Sage soll nämlich Malennius Lecce gegründet haben, und sein Sohn Daunus König Apuliens gewesen sein, welches im Altertum auch den Namen Daunia führte.

Ich will es rühmen, daß die Bürgerschaft Lecces mit Pietät die geschichtlichen Erinnerungen ihrer Stadt festhält; das zeigen die Namen der Straßen; denn obwol es auch hier solche gibt, welche nach Victor Emanuel, Garibaldi und andern Hauptcharakteren der Gegenwart benannt worden sind, so bietet doch die Liste der Straßennamen, wie sie De Simone in seiner bemerkten Beschreibung Lecces zusammenstellt, gleichsam den Auszug der Geschichte dieser Stadt dar, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Solche bis in die Mythenzeit hinaufreichende Namengebung ist freilich nur eine Spielerei gelehrter Antiquare. Der gewöhnliche und unstudirte Bürger Lecces hat ein mythographisches und historisches Lexicon nötig, um den Sinn der ganz unpopulären Namen seiner Vaterstadt zu verstehen. Jedoch sie erwecken wenigstens bei denen, die etwas von der Sagengeschichte dieses Landes wissen, immerhin Vorstellungen localgeschichtlicher Natur.

Es gibt also in Lecce Plätze und Straßen mit den

fabelhaften Namen Malennius, Dasumnus und Idomeneus. Eine Straße ist von „Messapischen Gräbern“ genannt, welche man daselbst entdeckt hat. Die römischen Zeiten sind durch Ennius, Augustus, Hadrian, Marcus Aurelius, Antoninus, Verus und Lucius Epulo vertreten. Das Mittelalter prangt mit zahlreichen Namen von Königen und Feudalgeschlechtern, wie Graf Gaufried, Boemund, König Tancred, Manfred (welchem sein Vater Friedrich II. die Grafschaft Lecce und das Fürstentum Tarent verliehen hatte); Gräfin Albiria, Walther von Brienne, der Duca d'Atene, Raimondello Orsini, die Königin Maria, Ferdinand von Aragon u. s. w. Endlich sind auch die in Wissenschaften und Künsten berühmten Leccesen nicht vergessen worden; wie Antonio Galateo, Ascanio Grandi, Acaya, der Chronist Antonello Coniger, der Geschichtschreiber Ammirati, der Syndicus Marangio und viele andere.

Der Bürger von Lecce kann also in seiner schönen Stadt mit patriotischem Stolz umhergehen, und die Chronik seiner Vorfahren von Malennius abwärts an den Straßenecken ablesen.

Ich hätte nun aber beinahe Karl V. vergessen. Und doch veranlaßte dieser Kaiser teilweise einen Umbau der Stadt, als er das Castell Lecce's baute und die Stadtmauern erneuerte. Diese Burg besteht in einem großen Quadrat ohne Türme, welches einige Höfe umschließt. Sie ist mehrfach umgewandelt worden. Im Innern liegt der Schloßpalast, ein mächtiges Gebäude im Renaissancestil, aus gelben Steinquadern, dessen Ursprung viel älter ist als die Zeit Karls V., wie das der stumpfe Turm mit

gothischem Bausystem beweist. Ich nehme an, daß auf derselben Stelle bereits zur Zeit der Grafen von Lecce eine Burg stand. Diese besaßen übrigens ihren Palast in der Stadt, von dem noch Ueberreste in der Via Nuova erhalten sind.

Die Bürgerschaft Lecces weihte dem Kaiser Karl V. im Jahre 1548 einen Triumphbogen, welcher zugleich als Stadttor diente. Es ist ein prächtiger, 60 Fuß hoher Bau mit korinthischen Säulen, und geschmückt mit dem Wappen des Kaisers. Die pomphafte Inschrift lautet:

> Imperatori Caesari Carolo V Triumphatori Semper Augusto Primo Indico Secundo Gallico Tertio Africano Christianorum Rebellantium Domitori Turcarum Pavori Fugatrique Reipublicae Christianae Toto Orbe Factis Consiliisque Amplificatori Arcum Ex Auctoritate Fernandi Loffredi Turcis Et Caeteris Caroli Hostibus Omni Salentinorum Japigiumque Litore Propulsandis Praefecti Ordo Populusque Lyciensis Devotus Numini Majestatique Ejus Dedicavit.

Aus diesem Tore, welches nach Neapel führt, gelangt man zu den schönen Spaziergängen rings um die Stadtmauern. Zwei liebenswürdige Bürger Lecces, der Baron Francesco Casotti und Herr Romano, führten uns dort umher, und ihnen verdankten wir bei unserem viel zu kurzen Aufenthalt in dieser Stadt die Kenntniß des Sehenswürdigsten.

Lecce verdient in der That einen langen Besuch. Denn wie Tarent (welches ich viel besser kenne, da ich zweimal, im Jahre 1874 und 1875 mich dorthin begab), ist sie ein Mittelpunkt für geschichtliche und culturgeschichtliche Studien über das alte Calabrien.

Ich verdankte Herrn Casotti und den Schriften des Herzogs von Castromediano und De Simone's in der Folge die Anregung zu einer eingehenderen Beschäftigung mit der salentinischen Literatur, namentlich in Beziehung auf die Geschichte des Landes, und darüber will ich einen kurzen Bericht geben. Er wird den Lesern, wie ich denke, willkommen sein, da es sich hier um ein uraltes und berühmtes Land handelt, welches noch mehr durch politische als geographische Ursachen seit langen Zeiten für uns gleichsam eine terra incognita geblieben ist.

*

Die culturgeschichtliche Bedeutung des alten Calabrien ist zunächst diese, daß es auf Grund seiner nach dem Orient hingewendeten Lage eine der ersten italischen Landschaften war, wohin sich die überseeische Einwanderung kretischer, illyrischer und pelasgischer Stämme, und dann der Griechen gerichtet hat. In diesem äußersten Winkel Italiens entstand vielleicht die früheste, vorhellenische Cultur. Hier berührten sich auch und wirkten aufeinander die Sprachen der Osker, der Latiner und Griechen. Der Dichter Ennius rühmte sich aller drei Idiome mächtig zu sein, und gleich ihm waren Calabresen auch Livius Andronicus und Pacuvius: alle drei merkwürdigerweise wenn nicht geradezu die Schöpfer der römischen Dichtersprache, so doch von wesentlichem Einfluß auf ihre Entwickelung. In gleicher Art hat dann wol in der Zeit der Blüte großgriechischer Städte die wissenschaftliche und die künstlerische Cultur von dieser Halbinsel aus ihre Einwirkung auf Rom ausgeübt.

Die drei Epochen des alten Calabrien, die messapische, die griechische und die römische, kann man passend durch drei Städte bezeichnen, durch Oria, die uralte Königsburg der Messapier, durch Tarent und durch Brundusium.

Wir besitzen von der uns völlig dunkeln messapischen Urzeit keine andern Urkunden mehr als die unentzifferten Reste der Sprache der Autochthonen des Landes. Die Entdeckung des messapischen Dialekts der Inschriften gehört schon dem sechzehnten Jahrhundert an, denn die beiden namhaften calabrischen Humanisten, Antonius Galateus und Quintus Marius Corradus haben davon Kenntniß gehabt. Aber erst seit den Veröffentlichungen des Giambattista Tommasi aus Lecce (1830) sind diese fremdartigen Sprachreste zum Gegenstande wissenschaftlicher Behandlung gemacht worden.

Der Sprachschatz von einigen fünfzig messapischen Inschriften, welchen sodann Mommsen in seinem Werk über die unteritalischen Dialekte (im Jahre 1850) zu sammeln vermochte, ist seither durch die fortgesetzten Nachforschungen der Antiquare Calabriens auf 122 Nummern angewachsen. Denn so viele enthält die im Jahre 1871 zu Lecce gedruckte Schrift „Le Iscrizioni Messapiche raccolte dai Cav. Luigi Maggiulli e Duca Sigismondo Castromediano."

Die griechische Sprache verdrängte die messapische und sie selbst starb im alten Calabrien niemals ganz aus. Sie erhielt sich auch nach dem Untergange der römischen Herrschaft in Schulen, in der Kirche und selbst im bürgerlichen Gebrauch. Sie belebte sich dort wieder, als diese Provinz mit dem byzantinischen Reiche verbunden wurde.

Seit Leo dem Isaurier wurde der Ritus der Kirche dort zum großen Teile griechisch. Das Bistum Hydruntum wurde unter den Patriarchen von Konstantinopel gestellt. Die ältesten calabrischen Klöster gehörten dem Orden der Basilianer an, und dieser stiftete im neunten Jahrhundert zu Nardò ein griechisches Gymnasium. Als eine der ältesten Klosterbibliotheken des Abendlandes, älter vielleicht als die von Cassiodorus im Coenobium Vivariense errichtete, galt die von Sanct Nicolaus bei Otranto. Sie war reich an griechischen Handschriften. Der Cardinal Bessarion hatte sich davon einen Teil angeeignet und dieser verunglückte mit seiner Bibliothek in Venedig. Was noch in jenem Kloster von Manuscripten geblieben war, vernichteten die Türken, als sie im Jahre 1480 Otranto eroberten. Galateus spricht davon in seiner Schrift „De Situ Japygiae". Er selbst hatte einen griechischen Codex gerettet, welchen er dem Papste Julius II. verehrte, aber unglücklicherweise enthielt diese Handschrift nicht Wichtigeres als die Schenkung Constantins.

Die griechischen Schulen in Otranto, in Galatina und Nardò überdauerten selbst den Untergang der byzantinischen Herrschaft in jenem Lande. In seiner Schrift „Scritti inediti e rari di diversi autori trovati nella Provincia d'Otranto" (Neapel 1865) hat Francesco Casotti dies durch griechische Documente der Bibliothek Nardò nachgewiesen, welche dem zwölften Jahrhundert angehören, also der Zeit, wo die Normannen Calabrien beherrschten und wieder mit der römischen Kirche in Verbindung gesetzt hatten. Aus dem erzbischöflichen Archiv derselben Stadt Nardò stammt auch eine Reihe griechischer Urkunden,

welche in dem von Francesco Trinchiera im Jahre 1865 herausgegebenen „Syllabus Graecarum membranarum" u. s. w. veröffentlicht worden sind. In den Prolegomenen dieses Werkes ist nachgewiesen, daß die griechische Sprache weder unter den Normannen und Hohenstaufen, noch selbst unter den Anjou in beiden Calabrien ausgestorben war. Diese Provinzen teilten sogar noch im Beginne der Renaissance die Kenntniß des Griechischen wiederum, wie in alten Zeiten, dem übrigen Italien mit; denn Barlaam, der Lehrer Petrarca's, und Pilatus, der Lehrer Boccaccio's, waren Calabresen.

Nachdem unter der byzantinischen Herrschaft lange Zeit Hydruntum der Mittelpunkt des Landes gewesen war, trat, wie ich schon bemerkt habe, seit der Eroberung Apuliens und Calabriens durch die Normannen geschichtlich hervor die Stadt Lecce. Mit der Stiftung der dortigen Grafschaft begann die romanische Feudalepoche Calabriens, welche sich unter den Hohenstaufen, den Anjou, den Brienne, den Enghien und Balzo-Orsini bis zu den Aragonen fortgesetzt hat.

Was nun die einheimischen Chronisten und Geschichtschreiber betrifft, aus welchen während jener sehr dunkeln Periode, und überhaupt während des Mittelalters die Kenntniß der Zustände des alten Calabrien geschöpft werden kann, so sind sie leider außerordentlich gering an Zahl, und auch an Wert. Neuere Sammelwerke salentinischer Autoren haben zwar die Annalen des Lupus Protospata von Bari, den Wilhelm von Apulien, und das Cronicon des Anonymus Cassinensis in sich aufgenommen, aber diese Schriften und ihre Autoren, deren Lebensumstände

wir nicht kennen, gehören nicht durchaus zur messapischen Halbinsel.

Die Ursachen dieses Mangels liegen auf der Hand: sie waren die Jahrhunderte lange Verkommenheit der Städte des Landes, welche kein selbständiges, politisch wichtiges Gemeindeleben entwickelten, die wiederholten Kriege und Plünderungen, und endlich der schnelle Wechsel der Feudalherrschaften bis auf das dreizehnte Jahrhundert. Die bedeutendste Epoche des Landes gehört dem Altertum an; aber schon zur Zeit des Strabo, des Pomponius Mela und Plinius waren die dortigen Städte fast alle bis auf Brindisi und Tarent zerstört, und nie mehr sind sie zu neuer Blüte emporgekommen.

Seit dem Falle des römischen Reichs, von den Gothenkriegen und den Eroberungen der Langobarden bis zu den furchtbaren Raubzügen der Saracenen, und weiter zu den Normannen herab, war dies offene, von allen Seiten zugängliche, im Innern von keinen Gebirgszügen gedeckte Land dem fortgesetzten Ueberfall von Feinden preisgegeben, unter deren Verheerungen die antiken Bauwerke und auch die historischen Urkunden zu Grunde gingen. Zu seiner Zeit verglich Erchempert die Verödung Calabriens mit der Wüste, welche die Erde nach der Sündflut darbot. In der späteren feudalen Epoche gewannen auch die dortigen Lehnsherrschaften keine geschichtliche und politische Festigkeit, welche stark genug gewesen wäre, um das Bedürfniß heimischer Geschichtschreibung wach zu rufen. Es gibt daher nur genealogische Arbeiten späterer Zeit über die calabrischen Geschlechter, aber keine locale Geschichte weder des Fürstentums Tarent, noch der Grafschaft Lecce; und diese beiden feudalen Hälften des Landes sind es, welche bald getrennt, bald vereinigt seit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts bis zum Ende des fünfzehnten die ganze Geschichte jener Halbinsel umfassen.

Als im fünfzehnten Jahrhundert die Renaissance der Wissenschaften unter den Aragonen das Königreich Neapel ergriff, begann auch im alten Calabrien ein wissenschaftliches Leben wieder wach zu werden. Es nahm seinen Ausgang von der Philologie schon deshalb, weil sich dort neben der lateinischen Sprache auch die griechische in den Schulen behauptet hatte, und von diesen war um jene Zeit die von Nardò sehr besucht und berühmt. Im folgenden Jahrhundert konnte sich Oria eines Latinisten ersten Ranges rühmen, des Q. Marius Corradus, welcher dem Kreise des Sadoleto, Bembo, Contarini, Aldus und Jovius angehörte, und zu Oria im Jahre 1575 starb.

Der größeste Ruhm der calabrischen Halbinsel war und ist noch heute Antonius de Ferrariis, welcher im Jahre 1444 in Galatone bei Nardò geboren wurde, und deshalb den Namen Galateus annahm. Dieser Latinist, Philosoph, Arzt, Rhetor, Kosmograph und Antiquar, der Freund des Pontanus, Sannazar und Summonte, des Valla und Platina, zierte als gelehrter Humanist sein Vaterland bis zum Jahre 1517, wo er in Lecce starb. Galateus hat kein Geschichtswerk verfaßt außer der von Muratori herausgegebenen Schrift: „Ueber die Eroberung Otrantos durch die Türken im Jahre 1480", welche er ursprünglich lateinisch unter dem Titel: „De Bello Hydruntino" geschrieben hat. Unter seinen zahlreichen Schriften und Abhandlungen ist die beste sein kleines Buch: „De Situ Japygiae", welches

zuerst in Basel im Jahre 1558 im Druck erschien, eine in elegantem Latein verfaßte Beschreibung des alten Calabrien. Diese Schrift macht keine Ansprüche auf den Wert antiquarischer oder historischer Forschungen, aber sie ist ein classisch zu nennendes Büchlein, und die wahrhaft nationale und grundlegende Arbeit dieser Gattung. Denn mit ihr begann das geschichtliche und nationale Bewußtsein dieses Landes.

Sie wirkte auf Nachfolger, welche entweder Monographien über einzelne Städte der calabrischen Halbinsel geschrieben, oder eine allgemeine Darstellung desselben Landes versucht haben. Dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts gehört die fleißige Arbeit des Tarentiners Johannes Juvenis „De antiquitate et varia fortuna Tarentinorum"; Grävius hat dieselbe nebst jener Schrift des Galateus im neunten Bande seines „Thesaurus" abgedruckt. Mit ihr begann auch die antiquarische und historische Erinnerung an Tarent wieder wach zu werden, und kaum ist eine andere berühmte Stadt des Altertums von der Wissenschaft so stiefmütterlich behandelt worden, als die Vaterstadt des Archytas, des Freundes Platons, des Lysis, Lehrers des Epaminondas, und so vieler anderer Pythagoräer von Ruf. Dieselbe Vernachlässigung hat freilich das gesammte Großgriechenland erfahren, dessen Geschichte noch keine umfassende Darstellung gefunden hat.

Das Werk des Juvenis ist, mit allen Mängeln seiner Zeit, die einzige nennenswerte Arbeit über Tarent. Später schrieb Ambrosio Merodio eine „Historia Tarentina raccolta da molti scrittori antichi e moderni, e fedelissimi

manoscritti", welche abschriftlich in der Nationalbibliothek zu Neapel, und anderswo vorhanden ist.

Nach Galateus hat sich erst im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts ein calabrischer Arzt an ein Werk über die ganze Halbinsel gewagt. Dies ist im Jahre 1855 zu Neapel gedruckt worden als „Descrizione, Origini e Successi della Provincia d'Otranto del Filosofo e Medico Girolamo Marciano di Leverano con aggiunte del filosofo e medico Domenico Tommaso Albanese di Oria, prima edizione del manoscritto". Marciano's brauchbare Arbeit ist die umfassendste über jene Provinz, die es gibt; sie führt den Galateus aus und gibt eine übersichtliche Darstellung der geographischen, ethnographischen und geschichtlichen Verhältnisse des Landes nach den einzelnen Städten, aber sie ist eine unwissenschaftliche und unkritische Compilation.

Ein eigentliches Geschichtswerk ist im alten Calabrien nicht entstanden. Zwar brachte Lecce im sechzehnten Jahrhundert einen namhaften italienischen Geschichtschreiber hervor, Scipione Ammirato, welcher dort im Jahre 1531 geboren wurde, aber dieser Mann eines durch ganz Italien ruhelos bewegten Lebens blieb seinem engern Vaterlande fern, und er schrieb im Auftrage des Großherzogs Cosimo in Florenz die „Istorie Fiorentine".

Das biographisch-literarische Werk des Domenico de Angelis „Le Vite de' Letterati Salentini" (gedruckt zu Florenz 1710) führt keine Geschichtschreiber auf. Doch verdient für das siebzehnte Jahrhundert eine ehrenvolle Erwähnung Giulio Cesare Infantino wegen seines im Jahre 1636 zu Lecce gedruckten Werkes „Lecce Sacra",

worin er die kirchlichen Verhältnisse dieser Stadt behandelt hat. Dieselben sind freilich vielfach dunkel geblieben, weil die Urkunden des dortigen bischöflichen Archivs fast sämmtlich untergegangen sind.

Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert entstand eine massenhafte Production von Monographien über Städte der Halbinsel, welche man jetzt zu sammeln und herauszugeben begonnen hat, nachdem im achtzehnten Jahrhundert Francesco Antonio Piccinni damit in Bezug auf Lecce den Anfang gemacht hatte. Es gibt eine Reihe von Stadtbeschreibungen und Stadtgeschichten, wie von Brindisi, Lecce, Otranto, Oria, Gallipoli, Ostuni, Galatina, Nardò, Francavilla, Manduria u. a. m. So schätzbar diese Schriften auch für die Kenntniß des Landes sein müssen, so ist doch dabei zu bemerken, daß sie nicht einen communalen und officiellen Ursprung haben, sondern eben nur monographische Arbeiten einzelner Antiquare sind, bei denen die Tradition und der Localpatriotismus in der Regel an die Stelle der Kritik getreten sind. Zugleich erklärt das unermeßliche Alter der Städte und ihre antike Bedeutung das Vorherrschen der antiquarischen Betrachtung und Forschung über die geschichtliche bis zum heutigen Tage. Selbst der erfreuliche Aufschwung der literarischen Studien in der Terra d'Otranto seit drei Decennien scheint durch die Entdeckung jener messapischen Inschriften mit veranlaßt worden zu sein; denn sie haben die Aufmerksamkeit auch des Auslandes wieder auf dieses altberühmte, seit lange geschichtlos gewordene Land hingelenkt.

Der Aufschwung wissenschaftlicher Studien dort ist in der That bemerkenswert; und schon die oben bemerkten

Namen von Straßen Lecces haben gezeigt, daß hier der Sinn für die geschichtliche Erinnerung besonders lebhaft sein muß. Mit jener Begeisterung des municipalen und provinziellen Patriotismus, welcher eine besondere Eigenschaft der Italiener ist, hat man sich der Erforschung der Altertümer und der Sammlung der literarischen Erzeugnisse des Landes zugewendet, und dieser Eifer hat sich mit dem Augenblicke verdoppelt, wo die tiefe geistige Finsterniß, in welcher die bourbonische Dynastie aus Regierungsprincip das ganze Königreich Neapel gehalten hatte, von diesem endlich genommen wurde.

Lecce ist seither der Mittelpunkt neuer literarischer Thätigkeit geworden. Dort machte man sich seit den fünfziger Jahren an die Herausgabe einheimischer Autoren. So entstand erst die „Biblioteca Salentina" in fünf Bänden 1855—59, dann seit dem Jahre 1867 das nationale Sammelwerk, die „Collana di opere scelte edite et inedite di scrittori di terra d' Otranto", besorgt vom Professor Salvatore Grande. Bisher sind davon neunzehn Bände erschienen. Diese Sammlung vereinigt alle bedeutenden oder im Lande als bedeutend geltenden Schriften vom frühen Mittelalter abwärts, gedruckte wie noch ungedruckte jeder Gattung.

Was besonders die Geschichtsforschung betrifft, so sind auch darin neuerdings Versuche von mehr wissenschaftlichem Charakter gemacht worden. Ich habe bemerkt, daß die Geschichte der Terra d'Otranto während des späteren Mittelalters in zwei Hauptgruppen sich darstellt, in dem Fürstentum Tarent und in der Grafschaft Lecce. Eine Geschichte jener Provinz würde sich deshalb wesentlich auf

16*

die dort einander gefolgten Feudalherrschaften beziehen. Ueber die Anjou Tarents hat Luigi Giuseppe de Simone im Jahre 1866 eine Dissertation verfaßt, „Degli Angioini principi di Taranto“ (1292—1373), welche als ein Wegweiser zu umfassenderen, namentlich archivalischen Studien zu betrachten ist. De Simone ist ein sehr thätiger Sammler wissenschaftlichen Materials, welches er seit zwanzig Jahren herbeizuschaffen bemüht ist, um eine salentinische Geschichte herzustellen. Seine Kenntnisse auf diesem Gebiete sind zweifellos; sie zu beglaubigen reicht schon der erste Band seines vor kurzem begonnenen Werkes: „Lecce e i suoi Monumenti descritti ed illustrati“ hin, welcher eine Fülle von Gelehrsamkeit enthält, wenn auch in etwas formloser Weise.

Ueber die Grafen von Lecce aus dem Hause Brienne besitzen wir seit kurzem das von einem Franzosen, dem Grafen Fernand de Sassenay geschriebene Buch: „Les Brienne de Lecce et d'Athènes“ (Paris 1869). Diese Schrift ist mit Benutzung des Staatsarchivs in Neapel aus fleißigen literarischen Studien entstanden, aber die Verhältnisse Lecces und des Landes überhaupt sind in ihr fast gar nicht berührt worden. Die Brienne, deren Epoche von 1200—1356 reicht, haben dort nur selten ihren Sitz gehabt.

Die Geschichte dieser tapferen französischen Abenteurer, welche alle nacheinander von Gauthier III. an, dem Gemal der Albiria d'Hauteville und erstem Grafen von Lecce seines Hauses, bis zum letzten ihres Namens Gauthier VI., dem bekannten Herzog von Athen und Signor von Florenz, ein blutiges Ende gefunden haben, gehört wegen ihrer

Verbindung mit Cypern, Jerusalem und Athen fast mehr dorthin als nach Calabrien.

Gauthier III. war der Sohn Erards aus dem alten Grafenhause der Brienne in der Champagne, und der Agnes von Mömpelgard. Er vermälte sich mit Tancreds Tochter Albiria, im Jahre 1200, und vom Papst Innocenz III. unterstützt und in den Rechten seiner Gemalin auf Lecce anerkannt, warf er sich zum Rächer der Normannen und zum Prätendenten der Krone Siciliens auf, welche Heinrich VI. seinem jungen Sohne Friedrich vererbt hatte. Er fiel jedoch schon im Jahre 1205 in Campanien in einer unglücklichen Schlacht, wo er zum Tode verwundet in die Gewalt des Grafen Diepold geraten war.

Sein Sohn Gauthier IV., Neffe jenes Königs von Jerusalem, Johann von Brienne, dessen Tochter Jolantha die Gemalin Friedrichs II. wurde, konnte seine Rechte auf Lecce nicht mehr geltend machen. Er ging nach Jerusalem, wo er mit heldenmütiger Tapferkeit gegen die Saracenen kämpfte. In einer Schlacht gefangen genommen und nach Kairo fortgeführt, ward er dort ermordet, im Jahre 1246. Er hatte sich mit Maria von Lusignan vermält, einer Schwester des Königs Heinrich I. von Cypern. So wurde durch ihn die Verbindung des Hauses Brienne mit den Angelegenheiten des Orients fortgesetzt.

Sein Sohn Hugo machte auch die Rechte seiner Mutter auf Cypern geltend, und beanspruchte sogar die Krone Jerusalems. Doch kehrte er, da seine Hoffnungen fehlschlugen, nach Italien zurück, und hier gab ihm Karl I. Anjou nach der Besiegung Konradins die Grafschaft Lecce zum Lehn, die sein Großvater besessen hatte. Er diente

seither als Vasall der Krone in den Kriegen Karls, ging aber von Lecce nach Griechenland, wo er die Witwe Guillaume's de la Roche heiratete, des Herzogs von Athen. Hugo von Brienne fiel im Jahre 1296 vor den Mauern Lecces, welche Stadt der sicilianische Admiral Roger Loria bestürmte.

Sein Sohn Gauthier V., Graf von Lecce, wurde im Jahre 1308 Herzog von Athen, nach dem Tode des jungen Sohnes jenes Guillaume de la Roche, in welchem diese Linie der Herzoge Athens endigte. Dort fiel auch dieser Brienne im Jahre 1311 in einer mörderischen Schlacht gegen die catalonischen Banden.

Seine Witwe Jeanne de Châtillon flüchtete aus Griechenland mit ihren beiden Kindern Gauthier und Isabella an den Hof Neapels. Ihr Sohn aber war nachmals jener Duca d'Atene, welchem die Florentiner, geängstigt durch die Wut der Parteien und durch ihr Unglück im Kriege wider Pisa, auf unerhörte, ja unbegreifliche Weise die lebenslängliche Signorie ihrer Republik übertrugen. Dies geschah am 8. September 1342. Der Titularherzog von Athen setzte jetzt alle seine Künste in Bewegung, um Tyrann der reichen Republik zu werden; er wälzte die florentinische Verfassung um, und nahm dem Volk seine Freiheiten, bis ihn dieses in dem berühmten Aufstand des 3. August 1343 aus der Stadt verjagte.

Der verbannte Herzog von Athen kehrte in seine Grafschaft Lecce zurück; später ging er nach Frankreich, ward dort Connetable, und fand endlich einen ruhmvollen Tod in der Schlacht bei Poitiers. Mit ihm erlosch das Haus Brienne.

Er war vermält mit Margarete von Anjou, einer Tochter Philipps I. des Fürsten von Tarent, hinterließ aber keine Kinder. So fiel die Grafschaft Lecce an die Nachkommen seiner Schwester Isabella, welche sich im Jahre 1320 mit Gauthier von Enghien vermält hatte. Dessen Sohn war Jean d'Enghien-Bourbon, nachmals Vater der Königin Maria di Enghenio, welche unter den geschichtlichen Persönlichkeiten Lecces noch heute vielleicht die volkstümlichste ist.

Diese schöne und kluge Frau war im Jahre 1367 geboren; eine Tochter der Sueva del Balzo. Sie folgte ihrem Bruder Pirro, dem letzten des Hauses Enghien zu Lecce, in der Regierung im Jahre 1384, und vermälte sich mit Ramondello Balzo-Orsini, dem berühmten Fürsten von Tarent und mächtigsten Feudalherrn Neapels. Nach dem Tode ihres Gemals im Jahre 1405 regierte sie als Vormünderin ihrer Kinder auch das Fürstentum Tarent, dessen Gebiet sich damals fast über die ganze calabrische Halbinsel erstreckte. Vom König Ladislaus im Jahre 1406 belagert, verteidigte sie Tarent erst mit kühnem Mut, dann übergab sie die Stadt und sich selbst dem König, welcher sie als seine Gemalin nach Neapel führte. Nach dessen Tode im Jahre 1414 wurde sie von der Königin Johanna II. mit ihren Kindern in Neapel gefangen gehalten, aber sie entkam nach Lecce und regierte ihre Länder unter vielen Kriegen und Umwälzungen bis an ihren Tod, im Jahre 1446. Mit ihrem Sohn Gianantonio erlosch im Jahre 1463 die feudale Dynastie von Lecce und Tarent.

Die wissenschaftlichen Bestrebungen in jenem Lande haben endlich dadurch einen festen Mittelpunkt gefunden,

daß im Jahre 1869 zu Lecce eine Commission der Archäologie und der vaterländischen Geschichte der Terra d'Otranto eingesetzt worden ist. Ihr ist die Aufgabe gestellt, alles die Altertümer und die Geschichte der Provinz betreffende Material zu ordnen, Ausgrabungen zu veranstalten, Vasen, Münzen, Inschriften, Bücher und Manuscripte zu sammeln und in einem Provinzialmuseum zu Lecce niederzulegen.

Dies Museum ist eingerichtet worden und beginnt sich zu füllen sowol durch Schenkungen aus dem ganzen Lande, als durch den Erfolg von Ausgrabungen, mit denen in Rugge, der Vaterstadt des Ennius, unter der Leitung De Simone's der Anfang gemacht worden ist. Ob die Ausgrabungen in der Terra d'Otranto noch sehr lohnend sein werden, ist zweifelhaft; denn seit vielen Jahrhunderten sind dort die Altertümer geplündert, verschleudert und zerstört worden, wie das der Vorstand jener Commission, der Herzog Sigismondo von Castromediano, ein verdienter Patriot und Förderer der Wissenschaft und Kunst, in seinem ersten Sitzungsbericht, namentlich von Rugge, Oria, Brindisi und Tarent beklagt hat. Vielleicht ist überhaupt zu wünschen, daß die einseitig vorherrschende Richtung auf archäologische oft ganz unfruchtbare und sehr kostspielige Forschungen gemäßigt werde, und daß durch einsichtige Arbeitsteilung auch die historischen Studien zu größerer Cultur kommen. Dies würde geschehen durch Ueberweisung des geschichtlichen Gebietes an eine Abteilung der Commission, und durch Gründung von Bibliotheken und Archiven.

Die mit dem Museum in Lecce vereinigte Sammlung salentinischer Autoren und Manuscripte umfaßt gegenwärtig

mehr als 320 Nummern. Die Manuscripte bestehen größtenteils in ungedruckten Chroniken und Stadtbeschreibungen.

Die neu gegründete öffentliche Bibliothek in Lecce zählt erst 16000 Bände. Im allgemeinen ist es um die Büchersammlungen des Landes schlecht genug bestellt. Tarent, einst ein Athenäum der Wissenschaften, besitzt heute weder ein Museum von Altertümern, noch selbst die kleinste Bibliothek. Nardò hat die Biblioteca Sanfelice, die der Bischof dieses Namens am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts stiftete; Brindisi besitzt die reichhaltigste des Landes, welche vom dortigen Erzbischof Leo am Anfange dieses Jahrhunderts dem öffentlichen Gebrauch übergeben wurde. Auch Gallipoli, Ostuni und Oria haben Communalbibliotheken. Es gibt sodann einige Privatbibliotheken, wie in Lecce die des Hauses Romano, in Galatina die der Familie Papadia, in Gallipoli die der Fonto und Ravenna.

Solche Büchersammlungen stammen noch aus Stiftungen her, welche einzelne einheimische Gelehrte und Bibliophilen seit dem sechzehnten Jahrhundert gemacht, und dann ihren Familien hinterlassen haben. Andere waren feudalen und geistlichen Ursprungs; die Barone des Landes gründeten nämlich Klöster zu dem Zweck, die Sorge für ihre Familiengrüfte Mönchen dauernd zu übergeben, und zugleich legten sie dort Büchersammlungen an. Die erste und auch berühmteste Stiftung dieser Art ist die Franciscanerkirche der heil. Catarina zu San Pietro in Galatina, zugleich ein schönes Baudenkmal, welches Heinr. Wilh. Schulz („Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Unteritalien", I, 276) für das bedeutendste in der Terra d'Otranto

erklärt hat. Dieses Kloster gründete um das Jahr 1384 jener aus der Zeit des Papstes Urban VI. und Karls III. von Neapel bekannte Ramondello del Balzo-Orsini, Graf von Soleto.

Die Klosterbibliotheken erhielten sich bis auf den Anfang dieses Jahrhunderts. Als damals, unter dem französischen Regiment Neapels die Klöster überhaupt aufgehoben wurden, wanderten deren Bücherschätze teils in die Nationalbibliothek zu Neapel, teils in die Generalordenshäuser in Rom, teils in Privatbesitz. Soviel sich endlich nach der letzten Aufhebung der Klöster in unserer Zeit an Büchern vorgefunden hat, soll nun der Anlage öffentlicher Gemeindebibliotheken zugute kommen.

Was den Bestand des archivalen Materials betrifft, so liegen die Quellen dieser Natur für die Geschichte der Terra d'Otranto heute wesentlich im großen Staatsarchiv zu Neapel. In Folge des Gesetzes vom 12. Nov. 1818, welches jenes Archiv zu einer centralen Reichsanstalt machte, wurden die Urkunden der Provinzial- und Gemeindearchive dorthin übertragen. So sind auch die calabrischen Archive ausgeleert worden, bis auf wenige Reste in einzelnen Communen. Das Museum zu Lecce besitzt nur dreizehn Urkunden, von denen die älteste ein Diplom der Königin Johanna I. vom 7. August 1362 ist. Reichhaltiger ist der Bestand einiger Archive der Kathedralkirchen. Nach einem mir von Herrn Casotti übergebenen Bericht besitzt zum Beispiel das Domarchiv Brindisi noch heute an Urkunden 58 Bullen der Päpste, ein griechisches Diplom des Kaisers Basilius, 10 normannische, 6 der Hohenstaufen, 16 der Anjou, 1 der Grafen von Lecce, 24 der Fürsten von

Tarent, 4 der Könige vom Haus Aragon und 2 der Republik Venedig. Die Archive der Feudalgeschlechter sollen durchweg verschleudert und vernichtet worden sein.

Das Gesagte mag hinreichen, dem Leser einen Begriff von den geschichtlichen Verhältnissen und den historischen Studien in jenem merkwürdigen Lande zu geben, wo ehemals die feinste hellenische Cultur auf dem Grunde des sogenannten messapischen Barbarentums sich ausgebildet hatte, und dann jählings verschwand, ohne, wie es in manchen Teilen Siciliens der Fall gewesen ist, durch eine andere bedeutende Cultur ersetzt zu werden.

Es ist aber wol möglich, daß jenes alte Calabrien noch einer schönen Zukunft entgegengeht, und daß Brindisi von neuem eine internationale Wichtigkeit gewinnt, nämlich als die europäische Mittelstation der neuen Via Appia des Weltverkehrs, die sich heute von England bis nach Indien und China forterstreckt.

Tarent.

1874. 1875.

I.

Noch vor einigen Jahren war eine Reise nach Tarent ein so schwieriges Unternehmen, daß nur wenige Ausländer, Gelehrte und Altertumsforscher diese berühmte Stadt gesehen haben. Heute ist sie in das Eisenbahnsystem aufgenommen, wie fast schon das gesammte Großgriechenland, und ohne Mühe und Gefahr können fortan alle die Stätten durchforscht werden, auf denen einst um den Golf von Tarent her die großgriechischen Colonien geblüht haben.

Die adriatische Bahn teilt sich in Bari in zwei Linien; die eine geht längs des Meeres über Brindisi fort und endet im Hafen Otranto; die andere führt quer durch das Land geradezu nach Tarent. Die Fahrt auf dieser Linie ist kurz, aber wenig anziehend. Wenn man mehr vom Lande kennen lernen will, muß man bis Brindisi oder bis Lecce fahren, um entweder von jener Stadt über Oria, oder von dieser über Manduria Tarent zu erreichen, und das ist so hier wie dort eine bequeme Tagereise im Mietwagen. Man durchschneidet dabei die ganze messapische Halbinsel an ihrer Basis.

Im Jahre 1874 war ich von Bari nach Tarent gefahren; diesmal wählten wir die andere Straße von Lecce aus. Es ist eine Reise von zwölf Stunden auf einer vorzüglichen Fahrstraße.

Nahe vor dem Tor Lecces, aus welchem man auf diese gelangt, steht ein moderner Obelisk mit den Symbolen der vier Districte der Terra d'Otranto. Das Wappen Otrantos ist ein Delphin, welcher einen Halbmond im Maule trägt. Er wurde der Stadt zur Erinnerung an ihre Befreiung aus der Gewalt der Türken verliehen, welche sie im Jahre 1480 unter unsagbaren Greueln erobert hatten.

Das Land ist durchaus eben, ein fortgesetzter Olivengarten, und deshalb ermüdend und eintönig. Die wolgeordnete Cultur desselben würde auf Wolstand des Landvolkes schließen lassen, wenn man nicht wüßte, daß sich die meisten Güter in den Händen großer Barone befinden. Trotzdem macht die Bevölkerung in den Ortschaften, durch welche man fährt, nicht den Eindruck der Armut, wie in anderen vom Weltverkehr minder entfernten Gegenden Süditaliens. Sehr sauber erschienen die Fuhrwerke der Bauern; die weißen Ochsen, welche sie ziehen, sind stets mit einem roten Stirnbande geschmückt.

Daß man sich hier in einem Lande uralter bis zur Mythenzeit hinaufreichender Völker befindet, lehren hie und da antike Namen, so der eines Ortes „Campi Salentini".

Wir erreichten um die Mittagszeit Manduria, einen alten Ort, welcher erst vor kurzem seinen neueren Namen Casal nuovo wieder abgelegt hat. Manduria wird mehrmals in der Geschichte genannt. Vor ihren Mauern fiel

Archidamus von Sparta, der Sohn des Königs Agesilaos, im Kampfe mit den Messapiern als General der Tarentiner. Hannibal eroberte die Stadt, Fabius Maximus entriß sie den Karthagern; so wurde sie römisch. Sie muß im Altertum ein ansehnlicher Ort gewesen sein; das zeigen noch Reste der antiken Stadtmauern, welche man draußen auf dem Felde, wie neben dem Marktplatze wolerhalten sieht, Bauwerke aus kolossalen Quadersteinen, hie und da noch in der ursprünglichen Höhe aufrechtstehend. Man trifft auch antike Cisternen und eine berühmte Quelle in einer Grotte, von deren immer sich gleich bleibender Fülle schon Plinius geredet hat.

Die Stadt soll erst von den Gothen unter Totila zerstört worden sein; dann bauten sie die Byzantiner wieder auf, aber im zehnten Jahrhundert erlitt sie wiederholte Verwüstungen durch die Saracenen. Diese von Afrika und Sicilien herübergekommenen Horden waren die eigentlichen Verderber beider Calabrien und Apuliens. Sie zerstörten die Städte dieser gesegneten Länder und schleppten deren Bewohner in die Sklaverei. Italienische Geschichtschreiber gefallen sich heute in einer gewissen Vorliebe für die arabische Epoche Siciliens; hat sich aber die Herrschaft der Araber dort im Grunde wirklich viel über den Charakter afrikanischer Raubstaaten erhoben? Wenigstens waren sie gerade so unmächtig, eine neue für das Abendland bedeutende Cultur in Sicilien und Calabrien zu erschaffen, wie die Türken in Kleinasien und Griechenland. Sie zerstörten dort (und das ist tief zu beklagen) die Reste der antiken Welt; mit den Klöstern, welche sie verbrannten, gingen auch viele literarische Schätze des Altertums zu Grunde.

Die Normannen retteten endlich Süditalien und Sicilien aus der Gewalt dieser Afrikaner, und mit ihrer ewig denkwürdigen Herrschaft stellte sich die lateinische Cultur in Sicilien wieder her, und belebte sich auch das ganz wüst gewordene Calabrien wieder.

Manduria wurde von Roger, dem Sohne Robert Guiscards, im Jahre 1070 aus dem Material der alten Stadt kümmerlich aufgebaut, und fortan Casal=Nuovo genannt. Mit der Zeit ward sie ein Lehen der Marchesi von Oria und Prinzen von Francavilla. Der schöne, doch nicht alte Palast dieser Feudalherren ist noch das ansehnlichste Gebäude des kleinen Orts. Man sagte mir, daß der Prinz von Francavilla ihn an irgend einen reich gewordenen Bürger verkauft habe; und solches Schicksal erleiden seit der letzten Umwälzung Italiens zahllose Baronalschlösser in allen Provinzen des Südens.

Manduria hat heute gegen 9000 Einwohner. Es ist eine Stadt von orientalischem Aussehen: die Häuser sind würfelförmig, mit platten Dächern; die Straßen enge und entsetzlich unsauber. Da es Sonntag war, strömte das Volk nach den Kirchen oder tummelte sich auf den Plätzen umher. Es trägt keine Nationaltracht. Die Bildung und dunkle Farbe des Gesichts und die schwer verständliche Sprache erinnerten mich daran, daß ich auf der südlichsten Halbinsel des Festlandes uralter Japygen und Messapier mich befand. Der Eindruck des Orientalischen, welchen Land, Volk und Bauart der Stadt machen, wurde durch die kaum erträgliche Sonnenglut und deren heftigen Reflex von den weißen Wänden der Häuser verstärkt. Wenn die Hitze in Manduria schon in der Mitte des Monats Mai

so gewaltig ist, wie furchtbar muß sie erst im Juli und August wirken.

Wir verbrachten die Mittagsstunden in dem unheimlichen Gasthause des Orts, oder vielmehr in dessen kellerartiger Schenke, wo wir trotz des Festtages mit dem dürftigsten Mittagsmal abgefertigt wurden. Und doch erscheint das Land rings umher in Meilenweite als ein herrlicher Garten, aus welchem sich die Fülle aller Producte erwarten läßt. Es wird aber hier meist nur Oel und Saffran gebaut.

Als wir Manduria verließen, um die Reise nach Tarent fortzusetzen, und kaum ins Freie gelangt waren, hielt unser Fuhrwerk an, und ein großer starkbeleibter Bürger des Orts pflanzte sich ohne Umstände neben den Kutscher hin. Da der kleine Wagen verschlossen war, so wurde uns durch ihn die Aussicht aus dem vordern Fenster zugedeckt. Wir bedeuteten dem ungebetenen Gaste wieder abzusteigen, und, wenn er nun einmal der Fahrgelegenheit sich bedienen wolle, nachzusehen, ob er hinterwärts einen Platz sich einrichten könne. Der Eindringling protestirte mit einer Entschiedenheit, als sei er der wahre Inhaber des Wagens, und da wir auf unserm Willen bestanden, entfernte er sich ungehalten, aber doch mit guter Art. Als wir hierauf von unserm Fuhrmann Aufklärung über diesen Vorfall verlangten, antwortete er uns: „Dieser Mann ist ein wolhabender Bürger Mandurias; er hat nach Tarent mit fahren wollen, woran ich ihn nicht hindern durfte; denn wisset, meine Herren, er ist ein Haupt der Camorra!“ Also breitet auch in diesem stillen Halbinsellande jene furchtbare Genossenschaft des Betrugs und der Erpressung ihr unzerreißbares Gewebe aus.

Die Landschaft bleibt immer ein einförmiges Flachland und von derselben reichen Cultur unabsehbarer Olivenwälder bedeckt, welche mit Weizenfeldern abwechseln. Nur nordwärts ragt ein Höhenzug auf, und über diesem wird eine große weiße Stadt sichtbar, deren Mittelpunkt ein mächtiges Castell einnimmt. Das ist das uralte Oria oder Uria, die Königsburg und Metropolis der Messapier, eine der berühmtesten Städte des alten Calabrien. Mit Verlangen blickte ich auf diese monumentale Stadt eines unermeßlichen Alters, deren emporgetürmte Massen über dem blauen Gebirg im Sonnenlicht einen herrlichen Anblick gewährten, während von ihrer Burg ein fremder Mythenhauch vorhellenischer Zeiten herabzudringen schien. Jetzt bedauerten wir es lebhaft, daß wir nicht die Straße von Brindisi nach Tarent gewählt hatten, denn sie würde uns nach Oria geführt haben.

Nach der Mythe war Oria (Herodot nennt die Stadt Hyria) eine Gründung des Japyx, eines Sohnes des Dädalus, also kretischen Ursprungs; ohne Zweifel war es dies meerbeherrschende Inselvolk, welches das nahe Calabrien mit Colonien erfüllt hat. Die Japygen vereinigten sich mit Messapiern, welche sie in jenem Lande bereits vorfanden, und Oria wurde der messapische Königssitz. Die mächtige Stadt führte Krieg mit dem benachbarten Tarent; Hannibal eroberte sie, und nach dessen Besiegung wurde sie römisch. Sie dauerte unter dem Wechsel der Zeiten fort, doch ihre alten Monumente gingen unter. Der König Manfred, welchem sein Vater Tarent als Fürstentum verliehen hatte, soll die Burg neu aufgebaut haben.

Oria gehörte lange zu diesem großen tarentiner Lehen, bis es der König von Spanien im Jahre 1572 dem genuesischen Geschlecht Imperiali als Marchesat verlieh. Man behauptet, daß die berühmte Familie Doria, die schon am Anfange des zwölften Jahrhunderts in der Geschichte Genuas erscheint, aus eben dieser calabrischen Stadt hergekommen sei; doch gibt es keine genealogischen Beweise dafür.

Die Höhen Oria's bilden die Wasserscheide zwischen dem Golf von Tarent und dem östlichen Meer; sie sind eine Aufschwellung des Bodens um den Nordostrand jenes großen Golfs. Wir fuhren nun diesem entgegen über ein wellenförmiges, überaus reich bebautes Land, und kamen durch die Orte Sava, Fracagnano, Monteparano und San Giorgio. Wenn diese nicht irgendeine Kuppelkirche aus dem siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert und ein altes Baronalschloß besäßen, so würde man sie ihrer Bauart nach für Städte einer afrikanischen oder syrischen Küste halten können.

Fracagnano ist vor allen andern ganz und gar orientalischen Ansehens; die Straßen bestehen hier aus einstöckigen und gesonderten Häusern in Würfelform, und in der Regel ohne Fenster nach außen.

Der letzte Ort vor Tarent, San Giorgio, ist eine albanesische Colonie aus der Zeit Skanderbegs, wie es deren noch mehre in der Terra d'Otranto gibt. Die Einwohner haben einen Rest ihrer heimischen Sprache und Gebräuche bewahrt, aber sonst unterscheiden sie sich nicht von den anderen Bewohnern des Landes.

Von dort aus öffnet sich der Blick auf den Golf von

Tarent. Die Höhe, welche man hier erreicht hat, fällt in meilenweiten Abhängen nieder, die gleich dem unermeßlichen Halbrund eines Theaters eine duftige Tiefe umschließen, und aus dieser blitzt ein purpurblaues Wasserbecken hervor: es ist das kleine Meer von Tarent!

Der Anblick ist eher befremdend, als überwältigend schön zu nennen. Es sind nicht die herrlichen Gebirgsformen der Gestade Neapels, die sich hier wiederholen; es sind vielmehr leise und sanft geschwungene, nach dem inneren Lande zu allmälig aufsteigende, endlos weite Ufer, welche in vorgeschichtlichen Zeiten das Meer bespülte, und worauf jetzt Ackerfluren und Olivenhaine sich hinziehen — eine meilenlange Einöde, nicht starr und zerrissen, wie jene steinerne um Syrakus, sondern grünend von Pflanzenwuchs, aber doch von dem unsagbaren Zauber geschichtlicher Verlassenheit erfüllt. Denn nur selten gewahrt der überraschte Blick in jenen blauen Tiefen und auf jenen sanften Höhen einen Ort. Alles ist weit und still und menschenleer.

Wir stiegen leise abwärts zum Golf durch herrliche Olivenhaine und zwischen Weizenfeldern von solcher Ueppigkeit, daß sie das Herz jedes Landmannes entzückt haben würden, und je näher wir Tarent kamen, desto mächtiger und reicher wurde diese Korncultur. Nun zeigte sich auch die Stadt selbst mit Mauern und Türmen inselartig zwischen den beiden stralenden Meeren hingelagert.

Durch eine Vorstadt von einfachen Landhäusern auf einer staubigen Straße gelangten wir endlich in das Tor von Tarent, und so betraten wir diese gefeierte Hauptstadt

Großgriechenlands, einst die im Purpur prangende Königin der Meere, von deren Herrlichkeit wie von jener ihrer sicilischen Schwester Syrakus nichts übrig blieb, als der unsterbliche Name, und dieser ergreift noch mit Macht die Phantasie dessen, der ihn nennen hört.

II.

Die insularische Lage Tarents zwischen zweien großen Häfen und Meeren, in deren blauen Fluten sich ihre Türme spiegeln, in der tiefsten sagenvollen Stille verlassener Küsten, rief mir beständig Syrakus in Erinnerung, so daß ich anfing die Namen beider Städte mit einander zu verwechseln. Nur sind die Meeresweiten um Tarent her größere, denn was vergliche sich in der Mittelmeerwelt diesem prachtvollen Golf, dem Sinus Tarentinus? In einem weiten Halbkreise, dessen Linien und Endpunkte der Blick nicht umfassen kann, spannt sich diese Meeresbucht zwischen den beiden Vorgebirgen aus, dem Promontorium Salentinum oder Japygium (heute Capo di Santa Maria di Leuca) und dem Lacinium, dem heutigen Capo delle Colonne. In dem ersten endet die messapische Halbinsel, das alte Calabrien; an seinen Ufern gründeten die Griechen nur eine ansehnliche Hafenstadt, das noch dauernde Gallipolis. In dem andern Cap endet die längere Linie des Halbkreises, und an diesen glücklichen Küsten des alten Lucanien entstand und blühte die reichste Pflanzung der Griechen in einem Kranz weltberühmter

Städte: Metapontum, Heraklea, Siris, Sybaris, Thurii und Kroton.

Tarent selbst liegt auf der günstigsten Stelle am Golf, in dessen Mittelpunkt, auf einer zur Insel gemachten Landzunge, zwischen dem kleinen Meer (mare piccolo), wie die innerste Einbuchtung des Meerbusens genannt wird, und dem großen Meer (mare grande), das heißt dem Golf selbst. Dieser herrliche große Hafen hat einen sichtbaren natürlichen Abschluß durch das Capo San Vito auf der messapischen Küste und durch das Capo San Collichio auf der anderen Seite, während zwischen beiden Vorgebirgen zwei kleine flache Inseln liegen, San Pietro und San Paolo, im Altertum Choerades genannt.

Den ersten umfassenden Anblick Tarents gewinnt man nicht auf der Straße von Lecce, sondern nordwärts auf der von Massafra, der letzten Station der Bahn, die von Bari herabführt, einem kleinen Ort von ganz orientalischem Charakter. Von diesem Ufer her übersieht man beide Meere und die von der Stadt bedeckte erhöhte Landzunge. An der Spitze derselben steht ein mächtiger crenelirter Turm des Mittelalters. Er schützt den Eingang in die Stadt an der langen Brücke, welche die Landzunge mit dem Festlande verbindet. Unter ihren Bogen strömt die Flut des Golfs in das Mare piccolo ein.

Da nun diese Landzunge hinterwärts durch einen Wasserkanal durchschnitten ist, welcher auch dort das große und kleine Meer in Verbindung setzt, so wird Tarent zur Insel. Auf ihr steht die Stadt zusammengedrängt mit hohen weißen Häusern, mit großen schwärzlichen Klöstern und wenigen nicht großen Türmen, scheinbar terrassen-

förmig sich erhebend, da auf der einen Seite, nach dem Golf zu, der Boden etwa achtzig Fuß hoch über der Flut aufsteigt. Dies heutige Tarent nimmt nur die Stelle ein, wo im Altertume die Akropolis gelegen war, denn die alte Stadt breitete sich weit über die Hochfläche des Isthmus landwärts nach Osten aus.

Ich will von den geschichtlichen Schicksalen Tarents in kurzen Zügen eine Anschauung geben, denn das wird doch immer die Hauptsache für denjenigen sein, welcher dies Schattenbild vergangener Größe jetzt vor Augen hat. Aber selbst die alte Geschichte Tarents ist nur ein Schatten für uns; sie besteht nur in Fragmenten, wie diejenige des gesammten Großgriechenlands, das heißt der hellenischen Colonien in Italien. Keine einzige von ihnen steht deutlich vor uns als eine historische Persönlichkeit, deren Leben sich in einer Folge von bürgerlichen und politischen Entwicklungen faßbar darstellte, wie dasjenige von Athen, Sparta, Korinth, Theben und selbst von kleineren hellenischen Orten.

Die griechischen Pflanzstädte an den Küsten Italiens erscheinen noch in viel höherem Maße als es mit den sicilischen der Fall war, aus dem Mittelpunkt der hellenischen Handlung weit westwärts vorgerückte, halbverlorene Posten unter italischen Barbaren, den uns rätselhaft gebliebenen Messapiern und Japygen, den wilden Lucanern und Bruttiern, mit denen sie fortdauernd in heißen Kämpfen lagen.

Sie übten trotzdem einen nicht geringen Cultureinfluß auf diese einheimischen Stämme aus; sie machten aus den südlichen Landschaften ein zweites Hellas, worin Handel

und Künste, Gewerbe und Wissenschaften ein paar Jahrhunderte lang in Blüte standen, und wo Philosophen und Staatsmänner weltberühmte Schulen stifteten. Eine große Culturbewegung, deren Mächtigkeit wir nicht mehr im Zusammenhange mit anderen Strömen des griechischen und italiotischen Geistes ganz zu erkennen vermögen, pulsirte den Küsten des jonischen Meeres entlang, in Städten die vereinzelt blieben, die es nie zu einer Eidgenossenschaft brachten, welche sich einander heftig befehdeten und selbst zerstörten, und endlich in dieser Vereinzelung zu Grunde gingen.

Der Ursprung Tarents ist in Göttersagen verhüllt. Taras, ein Sohn des Neptun und einer Nymphe des Landes, ein Bruder des Messapus, gründete die Stadt, tausend Jahre vor Rom. Man sieht diesen Halbgott auf den schönen tarentiner Münzen abgebildet, wie Arion reitend auf einem Delphin, eine Krone auf dem Haupt, einen Dreizack in der Hand, in der anderen einen Schild, oder eine Traube, oder eine Victoria, einen Polyp, eine Schnecke, ein Seepferd. Auf dem Delphin reitend ist er auch auf den Münzen der Brundusier abgebildet.

Neptun war der Halbgott der alten Tarentiner, und neben ihm der weltumwandernde libysche Hercules, von welchem die Legende erzählt, daß er die Stadt beherrscht habe. Sie nannte sich deshalb die herakleische, und so hieß auch der Golf selbst. Eins der berühmtesten Kunstwerke Tarents war der eherne Koloß des Hercules, ein angebliches Werk des Lysippus.

So verhüllt die Sage die Gründung der Stadt durch vorhellenische, wahrscheinlich kretische Einwanderer, bis ihre

geschichtliche Epoche mit der spartanischen Colonie beginnt, welche sich im ersten Jahrhundert dort niederließ. Auch sie ist in Mythen gehüllt. Phalantus, so sagt man, führte die lakonischen Parthenier nach Tarent, und wurde der zweite Gründer dieser Stadt.

Ihr Wachstum, ihre Verfassung und Geschichte bedeckt für Jahrhunderte ein undurchdringliches Dunkel. Es scheint, daß aus einem Königtum, nach dem Muster Spartas und den Einrichtungen Lykurgs, unter heftigen Kämpfen sich ein demokratischer Staat ausbildete.

Die Tarentiner wurden mächtig zur See, und ihre Kraft entwickelte sich in Kriegen mit den benachbarten italischen Völkern, wie mit den andern großgriechischen Pflanzstädten, zumal mit Metapontum und Sybaris, achäischen Orten. Ihre eigene Colonie war Herakleia.

Im sechsten Jahrhundert trat die Stadt in den pythagoräischen Bund ein; die Schule des großen Philosophen von Samos und Kroton reformirte auch sie; die Einrichtung ihres Staates wurde aristokratisch. Die pythagoräische Weisheit blühte in Tarent in zahlreichen Schulen fort, und erzeugte eine Reihe von Staatsmännern und Talenten in jeder Wissenschaft und Kunst, namentlich berühmte Aerzte und Mathematiker. Unter ihnen glänzte als der größeste der Tarentiner der Pythagoräer Archytas, der Freund des Platon, ein von den Alten hoch bewunderter Mann, der weiseste Führer der Republik Tarent, der genialste Mathematiker, und zugleich ein kriegsgewaltiger Feldherr. Nach ihm machten sich berühmt der Tarentiner Lysis, Lehrer des Epaminondas, die Philosophen Aristoxenus, Philolaus und Euritus, der Mathematiker Nikomachus, der Feldherr Dinon, die Dichter Kleanthes und Leonidas, Rinthon, der Erfinder der Tragikomödie, der Komiker Skiras, die Musiker Nikokles und Eumenus.

Die glücklichste Entfaltung Tarents fällt in die perikleische Epoche, und sie dauerte bis zum verhängnißvollen Zusammenstoß mit den Römern fort. Die Stadt schmückte sich mit schönen Tempeln, Thermen, Gymnasien und Museen, und mit den edelsten Werken hellenischer Kunst. Ihr Reichtum gab dem von Syrakus nichts nach. Ihr Handel an allen Küsten des Mittelmeeres, ihre Fabriken, namentlich die Purpurfärbereien, der Fischfang in dem von Muscheln wimmelnden Golf, und die Fülle der Landesproducte auf den von der Natur überschwenglich gesegneten Fluren erzeugten einen solchen Lebensüberfluß, daß die Ueppigkeit der Tarentiner sprichwörtlich wurde, wie die der Sybariten. Sie brachte dann naturgemäß den Verfall der pythagoräischen Einrichtungen und der staatlichen Kraft hervor.

Strabo sagt davon (c. 280): „Einstmals waren die Tarentiner gar gewaltig, da sie sich demokratisch regierten. Sie besaßen die stärkste Flotte, ein Landheer von 30000 Mann, 3000 Reiter, 1000 Reiterobersten. Sie hatten die Grundsätze der pythagoräischen Philosophie angenommen; in ihr aber ragte ganz besonders Archytas hervor, welcher lange Zeit das Haupt der Stadt war. Später wurde ihre Schwelgerei wegen des Ueberflusses so groß, daß ihr Jahr mehr Festtage als Arbeitstage zählte. In Folge dessen verfiel ihr Staatswesen. Ein Zeichen davon war schon dies, daß sie Fremde zu ihren Heerführern machten. Denn gegen die Messapier und Lucaner sandten

sie den König der Molosser Alexandros aus; sodann bedienten sie sich des Archidamos, eines Sohnes des Agesilaos, später des Kleonymos und Agathokles, endlich des Pyrrhus, zur Zeit als sie mit den Römern in Krieg gerieten."

Die Kämpfe Roms mit den Samniten brachten diese erobernde Macht den Städten Großgriechenlands immer näher und näher. Der Uebermut der verweichlichten Tarentiner zog endlich das Strafgericht herbei. Der Pöbel mishandelte einen römischen Abgesandten öffentlich im Theater: der Krieg ward erklärt, und der herbeigerufene König von Epirus kam nach Tarent, im Jahre 280. In diesem Heldenkampf des Pyrrhus mit den ihm ebenbürtigen Römern Fabricius und Curius Dentatus endete die Selbständigkeit Tarents, im Jahre 272. Die prächtige Stadt wurde den Römern untertan. Im Triumph führte man in Rom die ersten Spolien Tarents auf.

Sechzig Jahre später, im zweiten punischen Kriege, suchten die Tarentiner das römische Joch abzuwerfen. Denn Hannibal bemächtigte sich mit ihrem Einverständniß der Stadt, aber die römische Besatzung behauptete mannhaft die Akropolis zwei Jahre lang, bis sie Fabius Maximus im Jahre 209 entsetzte. Der Eroberer Tarents überließ die Stadt seinem Heer zur Plünderung. Dreißigtausend Einwohner wurden in die Sklaverei verkauft, und der nach Rom entführte Raub an Gold und Purpur, an Statuen und Gemälden jeder Art konnte der Beute aus Syrakus an Wert gleich geschätzt werden. Von Bildsäulen, welche damals nach Rom geführt wurden, erregte das größte Aufsehen der bronzene Koloß des Hercules; man stellte ihn später auf dem Capitol neben der Reiterfigur des Fabius Maximus auf. Ein zweiter Koloß, der des Zeus, der größeste der Welt nach dem von Rhodus, konnte nicht fortgeschafft werden und blieb in Tarent zurück.

Fabius Maximus betrachtete die Kunstwerke der Stadt nur mit Gleichgültigkeit, und schwerlich hatte er den Blick des Kenners dafür; als man ihn fragte, was mit den Götterbildern geschehen solle, sagte dieser rauhe Held, laßt sie den Tarentinern, denn sie zürnen ihnen, weil sie von ihnen beleidigt sind. Viele Statuen blieben in Tarent zurück, eine der berühmtesten stellte erst Cäsar in seiner Curie über dem Altar auf. Es war jene geflügelte Victoria von Erz auf der Weltkugel, mit dem Lorberkranz in der Hand, welche das Sinnbild des römischen Staates wurde, und noch in der Zeit des Falls des Römertums, am Ende des vierten Jahrhunderts nach Christus, in den Tagen des edeln Symmachus und seines Gegners Ambrosius war sie der berühmte Gegenstand des erbitterten Kampfs der heidnischen Aristokratie im römischen Senat mit der christlichen Partei.

Seit jenem Jahre 209 hörte das politische Leben Tarents auf, welches eine römische Colonie wurde. Aber während der langen Römerherrschaft behauptete die Stadt ihre griechische Sprache und Cultur, und diese wirkte auf die Römer selbst bildend ein. Schon bei der ersten Eroberung im Jahre 272 war ein Tarentiner Andronicus als Kriegssklave nach Rom gekommen, wo er die Odyssee ins Lateinische übersetzte, griechische Komödien in derselben Sprache nachahmte, und den Geschmack an der griechischen Bildung unter den Römern verbreitete. Diese Bemühungen

setzte nach ihm der Calabrese Ennius fort, der Freund der Scipionen, und auch dessen Neffe Pacuvius aus Brundusium, der im Jahre 130 in Tarent starb, glänzte als lateinischer Dramatiker.

Die römischen Dichter, zumal Virgil und Horaz, liebten den Aufenthalt in der schönen griechisch gebildeten Stadt, an den sanften Ufern des Golfs und der Flüsse Galesus und Taras. Sie alle gaben ihr den Zunamen die „weichliche", oder die „bekränzte" oder „unkriegerische". In der siebenten Epistel an Mäcenas sagt Horaz:

mihi jam non regia Roma,
Sed vacuum Tibur placet, aut imbelle Tarentum.

Juvenal nennt sie in der sechsten Satire sogar:

atque coronatum, et petulans, madidumque Tarentum.

Die Stadt teilte die Schicksale der anderen Städte Süditaliens während des Bestandes des römischen Reiches und nach dessen Fall. Sie dauerte, in immer geringeren Verhältnissen, als ein Hafen- und Handelsplatz, wie Brundusium fort. Ihre antike Pracht verfiel in sich selbst, und noch ehe neue Kriegsstürme sie ganz zerstörten, wurden viele ihrer Tempel durch den Fanatismus der Anhänger der christlichen Religion zertrümmert. In den letzten Zeiten des Reichs war Tarent nur noch ein Haufen von Ruinen, und die Bevölkerung bereits auf das Gebiet der Akropolis beschränkt.

Die Gothen unter Totila eroberten und befestigten die Stadt, dann fiel sie in die Gewalt der Byzantiner zurück. Es wohnte in ihr ein griechischer Befehlshaber. Aus dem Dunkel, in welches sie gesunken war, tauchte sie im

Jahre 663 wieder auf, denn in ihrem Hafen landete der byzantinische Kaiser Constans, um von dort aus gegen Benevent zu ziehen und die Langobarden zu vertreiben, was ihm nicht glückte. Vielmehr eroberte ihr Herzog Romuald im Jahre 668 Tarent.

Die Byzantiner entrissen die Stadt den Langobarden wieder, aber neue Verwüstungen brachen über das unglückliche Calabrien herein. Zweimal hintereinander, in den Jahren 845 und 864 überfielen und zerstörten die Saracenen Tarent. Endlich baute der Kaiser Nicephorus im Jahre 961 die Stadt aus den Trümmern wieder auf, und von dieser Zeit etwa kann man die Entstehung des neuen Tarent rechnen. Zu seinem Aufbau wurden ohne Frage die Reste der antiken Monumente verbraucht, so viel sich deren noch erhalten hatten.

Bis zum Jahre 1080 blieb Tarent byzantinisch, wegen seiner ausgezeichneten Lage und Festigkeit noch immer einer der wichtigsten Kriegshäfen des griechischen Reichs in Unteritalien. Dann eroberte es der Normanne Robert Guiscard. Er machte Tarent zu einem Fürstentum, und dies erhielt sein Heldensohn Boemund. Hundert Jahre blieb darauf die Stadt im Besitze der normannischen Fürsten, bis sie durch deren Erben, den Kaiser Heinrich VI., an die Hohenstaufen kam.

Friedrich II. verlieh sie seinem Sohne Manfred. Dann kam sie an Karl von Anjou. Karl II. schenkte im Jahre 1292 dies Fürstentum seinem Sohne Philipp, welcher durch seine dritte Gemalin Catarina, die Tochter des Kaisers Balduin, den Kaisertitel von Constantinopel erhielt. Schon in dessen Enkel Philipp II., der im Jahre

1368 starb, endete der Mannesstamm der Herzoge von Tarent aus dem Hause Anjou.

Seine Erbin und Schwester Margareta, Witwe des Königs Eduard von Schottland, vermälte sich mit Francesco del Balzo, dem Herzoge von Andria. Durch sie kam auch das Fürstentum Tarent an jenes Haus der Balzi, und zunächst an Giacomo del Balzo, ihren und Francesco's Sohn. Dieser starb im Jahre 1383 zu Tarent, wo ihm sein Vater im Dom S. Cataldo das noch dauernde Mausoleum errichtete.

In den Verwirrungen jener Zeit, als das Königreich Neapel durch feudale und dynastische Revolutionen erschüttert wurde, ging das Fürstentum Tarent von den Balzi auf die Orsini über. Ramondello Orsini, Sohn Roberts und der Maria del Balzo, gewann dasselbe am Ende des vierzehnten Jahrhunderts; sein Haus nannte sich Balzo-Orsini. Er vermälte sich mit der Erbin der Grafschaft Lecce, der schönen Maria von Enghien, und vereinigte durch diese Ehe den größten Teil der Terra d'Otranto; so wurde er der mächtigste Feudalherr des Königreichs. Als er im Jahre 1405 zu Lecce gestorben war, suchte der König Ladislaus von Neapel dies große Lehen an sich zu ziehen. Er schloß mit Maria einen Vertrag: sie übergab ihm Tarent und sich selbst. So wurde sie Königin Neapels. Ihr und Ramondello's Sohn Gianantonio Balzo-Orsini, war der letzte Fürst Tarents aus diesem berühmten Hause. Er starb ohne legitime Erben zu Altamura im Jahre 1463, worauf seine Länder und unermeßlichen Schätze vom Könige Neapels Ferdinand von Aragon, seinem nahen Verwandten, zur Krone eingezogen wurden.

Seither blieb Tarent beim Hause Aragon, bis es mit dem gesammten Königreich in die Gewalt Spaniens kam. Consalvo belagerte im Jahre 1501 die feste Stadt und in ihr den letzten Aragonen, den jungen Don Ferdinando, den Sohn des unglücklichen Federigo II., und nachdem der Prinz unter der Bedingung freien Abzuges sich ergeben hatte, nahm ihn der berühmte Feldherr verräterisch gefangen, und schickte ihn nach Spanien. So erlosch in Tarent die Herrschaft des Hauses Aragon.

III.

Während von den griechischen Städten in Sicilien entweder noch herrliche Ueberreste von Tempeln und anderen Monumenten erhalten sind, wie in Syrakus, in Agrigent und Segesta, oder staunenswürdige Trümmermassen ihre ehemalige Größe und Schönheit kundgeben, wie in Selinunt, hat ein misgünstiges Schicksal die Städte Großgriechenlands, bis auf das eine Pästum, fast spurlos hinweggetilgt. Aus der Wildniß Metapontums ragen nur noch fünfzehn Säulenstumpfe melancholisch auf; von der Pracht Krotons spricht nur noch eine einzige dorische Säule einsam am Meer; in Tarent erinnert nichts mehr an das Altertum, außer ein paar geringen Ueberbleibseln der Stadtmauern, eines Theaters und einiger im Mare piccolo versunkener Fundamente von Villen.

Ich will daher nicht den Untersuchungen der tarentiner Archäologen folgen, um mit ihrer Hülfe den Umfang der alten Stadt herzustellen, die Lage ihrer zwei Hauptstraßen und ihrer beiden Tore, der Temenides und der Rhinopyle zu bestimmen, und diejenige des Forum, des großen Museum oder der Akademie, des Prytaneum,

worin das schöne Weihgeschenk des jüngeren Dionys stand, ein Candelaber mit so viel Lampen, als Tage im Jahr, oder der Bäder des Hercules, der Tempel des Neptun, des Mercur und anderer Götter; denn dies sind nur noch Namen ohne Anhalt an der Wirklichkeit, zumal für denjenigen, welcher das Local gar nicht kennt.

Schon zur Zeit Strabo's war Tarent so zusammengeschwunden, daß sich die Stadt auf ein kleines Gebiet um die Akropolis beschränkte. Er bemerkte dort namentlich das schöne Gymnasium und den großen Platz, worauf der Koloß des Zeus stand. Von der Akropolis zwischen diesem Platz und der Mündung des Hafens sagte er, daß sie nur noch wenige Ueberreste der vielen Weihgeschenke enthalte, welche sie im Altertum zierten; „denn die meisten zerstörten die Karthager, als sie die Stadt eroberten, die anderen raubten sodann die Römer, unter ihnen den ehernen Koloß des Hercules, welchen Fabius Maximus nach Rom brachte".

Die alte Akropolis hatte den Umfang einer ansehnlichen Stadt. Sie erhob sich zwischen beiden Meeren auf Tuffselsen, und war eine kaum einnehmbare Festung. Auf ihrem Local steht das heutige Tarent.

Dieses beschreibt ein Dreieck, dessen Spitze an jener langen Brücke liegt, welche den Isthmus mit dem festen Lande verbindet. Diese Brücke von sechs Bogen dient zugleich als Kanal der byzantinischen Wasserleitung, welche zwölf Millien weit herkommt und die Stadt versorgt. Dort stehend überblickt man rechts den großen Golf, links das Mare piccolo mit den Fischerbarken und zahllosen aus dem Wasser ragenden schwarzen Pfälen, deren Zweck

uns bald deutlich werden wird. Man hat also hier die Ansicht der Häfen Tarents und des Lebens in ihnen, und dieses ist auf die dürftigsten Verhältnisse herabgesunken. Ich sah kaum zehn Handelsschiffe in diesem herrlichen Golf ankern, und zwei oder drei Fahrzeuge der italienischen Marine. Sie schienen nur da zu sein, um als Staffage in diesem hinreißend schönen, großen und erhabenen Seegemälde zu dienen.

Nach der Stadt zu sperrt die Brücke ein viereckiger Turmkoloß, der sich an Mauern und Bastionen über dem Wasser anlehnt. Dies ist die Citadelle, welche Ramondello Orsini erbaut hat, den nördlichen Eingang zu decken. Sie umschließt zugleich nach der Meeresseite den einzigen großen Platz Tarents, Piazza di Fontana genannt, von dem Wasserbrunnen in ihrer Mitte, einer Anlage Karls V.

Dieser Platz ist der Mittelpunkt des ärmlichen Volkslebens. Die Hauptstraßen der Stadt münden hier. Weißübertünchte Häuser mit platten Dächern und Balkonen umschließen ihn, darunter einige schmuzige, dürftige Gasthäuser, Kaffeeschenken und Läden. Landvolk tummelt sich umher, Früchte und Gemüse verkaufend, halbnackte Menschen, wie die Lazzaroni Neapels. Da der Blick auf das Meer hier nicht frei ist, möchte man glauben sich in irgend einer kleinen Landstadt des Südens zu befinden, wenn man nicht hin und her rennende Fischer sähe, welche in Körben Austern und Muscheln darbieten, und wenn nicht die Luft vom scharfen Geruch des Meeres ganz und gar durchdrungen wäre. Und nur mit wenigen Schritten gelangt man links vom Platz durch eine kleine

Halle unmittelbar an den Rand des Mare piccolo, wo etwa zwölf Fischbänke stehen, ähnlich denen auf Santa Lucia in Neapel. Auch dieser kleine, schmuzige Fischmarkt ist ein Bild der Verkommenheit.

Drei Hauptstraßen führen vom Platz in die Stadt; die untere, die ehemalige Marina, jetzt sinnloser Weise Garibaldi genannt, ist das unsaubere Fischerquartier am Mare piccolo, von welchem sie jedoch durch eine häßliche Mauer getrennt wird, und diese hat Ausgangspforten nach dem Wasser hin. Schmale, schmuzige Quergassen münden in diesen Kai; er endet an den Stadtmauern, welche landwärts Tarent umgeben und sich an das große Castell schließen.

Diese Festung ist byzantinischen Ursprungs; die Hohenstaufen und die Anjou erneuerten sie; die Aragonen, Karl V. und die Könige Spaniens bauten an ihr, wie das die Wappenschilder auf ihren Mauern lehren. Sie gleicht den Meercastellen, die man sonst in Apulien sieht: ein Fünfeck mit fünf mächtigen Rundtürmen, zwischen beiden Meeren, welche ein kurzer, schiffbarer Wasserkanal verbindet, so daß dadurch Tarent zur Insel wird.

Die Hauptstraße ist die mittlere, Strada Maggiore genannt. Sie führt ins Innere der Stadt, und ist ihr Corso. Der enge Raum erlaubte hier keine breiten Straßenanlagen, und nur hie und da einen kleinen Platz. Die Häuser, alle weiß übertüncht, oder aus gelblichen Quadern aufgebaut, sind hoch und schmal, und zusammengedrängt. Ein Gewirr von Gassen, oft so eng und so still, wie die venetianischen, und sehr unreinlich, durchzieht diesen soliden Kern Tarents, die alte Akropolis. Das

Pflaster ist durchweg sehr gut. Mächtige Klostergebäude ragen hie und da schloßartig hervor, nur durch die Masse, nicht durch Schönheit der Architektur auffallend, und dasselbe gilt von den Kirchen. Doch zeigen einige Paläste aus der guten Epoche der Renaissance, daß auch hier ein reicher städtischer Adel sich entwickelt hatte; so die Häuser Carfogli und Carducci. Die Carducci gelten als die älteste Familie Tarents; sonst ist der Adel hier meist spanischen Ursprungs. Ueberhaupt macht dieser Hauptteil der Stadt den Eindruck patricischer Wolhabenheit, obwol ein Blick auf die Läden, welche die Untergeschosse der Häuser einnehmen, darthut, daß sich die Bedürfnisse der Einwohner nicht über diejenigen einer sehr mäßigen Provinzialstadt erheben.

Die Bevölkerung selbst schien mir regungslos und hoffnungslos verkommen, wie eingeschlafen auf der Jahrtausende alten kleinen Scholle zwischen den Meeren, wo sie sammt ihrer Geschichte von der Welt vergessen ist, und sich selbst vergaß. Syrakus hat heute ein stärkeres Bewußtsein von sich, als Tarent. Denn dort lebt das Altertum noch in unverwüstlichen monumentalen Spuren fort, während es hier ganz verschwunden ist.

Nicht einmal das Mittelalter ist in Tarent durch außerordentliche Bauwerke vertreten. Aus den fünf Jahrhunderten der byzantinischen Herrschaft hat sich kein Denkmal, nicht einmal eine griechische Inschrift erhalten, und selbst an die Normannen und Hohenstaufen erinnert hier nichts mehr. Einige Kirchen sind alt, aber mehrfach erneuert, wie S. Domenico und der Dom.

Die Kathedrale ist Sanct Cataldus geweiht, dem

modernen Hauptgott und Schutzpatron der Tarentiner, eine sehr alte Basilica, welche im Jahre 1070 unter dem Erzbischof Drogo begonnen, und später im Jahre 1588 unter dem Papst Sixtus V. neu ausgebaut worden ist. Sie ist dreischiffig. Vierundzwanzig antike Säulen mit korinthischen Capitälen, die schönen Reste irgend eines Tempels der alten Stadt, tragen die Rundbogen. Der Fußboden besteht aus weißem und schwarzem Marmor, die Decke aus vergoldetem Holzgetäfel. Ueber dem Hochaltar erhebt sich ein schönes Tabernakel aus rotem Marmor.

Der größte Stolz der Tarentiner ist die Sanct Cataldus geweihte Capelle dieses Doms, ein Kuppelbau des siebzehnten Jahrhunderts mit prachtvollem bunten Marmorschmuck überladen, und mit Heiligenfiguren in den Nischen geschmückt, zwar barock, aber in überreicher, das Auge blendender Fülle. Sie erinnert an die Capellen in Santa Maria Maggiore zu Rom. Hier liegt Giacomo del Balzo begraben. Die Grabschrift sagt:

> Hoc tuus Andriae Dux Franciscus Baucia proles
> Exstruxit templum Jacobi tegit ossa Tarenti
> Principis. Huic mater Caroli de stirpe secundi
> Imperii titulis et Bauci sanguine claro.
> Hic Romaniae et Despotus Achaius urbes
> Subiecit bello.

Von außen stellt sich der Dom weder als ein schönes, noch erhabenes Bauwerk dar; er ist weiß übertüncht, wie der stumpfe Glockenturm neben ihm, und wie der erzbischöfliche Palast zu seiner Seite. In dies mächtige, aber nicht durch seinen Stil ausgezeichnete Gebäude führt

ein schönes Portal, durch welches man in einen großen Hof tritt. Dort sagt eine Inschrift, daß der Erzbischof Josephus Capycius Latro (Capocelatro) den Palast im Jahre 1786 von Grund aus erneuert hat.

Mit wenigen Schritten erreicht man von hier die neue Straße Vittorio Emanuele, welche die höchste Stelle der alten Akropolis bezeichnen mag. Sie besteht aus einer Reihe von Häusern hoch über dem Golf oder dem Mare grande. Eine Balustrade schließt sie gegen das steil niederfallende Felsenufer ab. Dies ist der schönste Spaziergang der Tarentiner in der Abendkühle. Wenn der stralende Mond über dem Golfe schwebt, ist es ein hinreißendes Schauspiel, diese unvergleichliche von sanften Ufern umfaßte Meeresbucht zu betrachten. Auf ihren äußersten niedrigen Vorgebirgen, und auf den kleinen Inseln leuchten Fanale. Im Hintergrunde weit landwärts stehen im Duft verschleiert die Gipfel der Gebirge Calabriens.

Dieser schönen Straßenanlage, dem Belvedere Tarents, hat man durch Abreißen alter Häuser über den Stadtmauern Raum geschaffen. Sie ist die einzige Neuerung im Innern der Stadt; in ihrer Nähe ist auch der neue Municipalpalast aufgeführt worden.

Die Einwohnerzahl Tarents, welche heute mehr als 30000 beträgt, hat schon die Anlage eines neuen Viertels nötig gemacht. Dasselbe liegt jenseits der Brücke des Castells. Eine Inschrift sagt dort, daß es am 12. April 1869 begonnen wurde. Man baut Straßen aus weißen Kalksteinquadern. Das Local ist eine Hochfläche zwischen beiden Meeren, mit der schönsten Aussicht

namentlich auf das Mare piccolo, dessen liebliche Ufer zum Bau von Villen ganz besonders einladen. Es gibt deren hier einige, wie die Villa Santa Lucia, welche im Besitz des Generals Guglielmo Pepe gewesen ist. Hie und da erheben sich schlanke Palmen auf den Uferhöhen, und blühende Gärten steigen bis zum Saum des kleinen Meeres nieder, in märchenhafter Verlassenheit, daß sie Sehnsucht erwecken, dort zu wohnen, im beseligenden Hauch dieser jonischen Lüfte, fern vom Treiben der Welt und ihren häßlichen Leidenschaften.

Wandernd und dichtend an den Ufern dieses Mare piccolo, in welchen sich der kleine Fluß Galesus (auch Eurotas genannt) ergießt, schrieb Horaz die bekannte Ode an Septimius nieder, worin er diesen glückseligen Winkel der Erde vor allen andern preist und sich zum Asyle wünscht, wenn ihm die misgünstigen Parzen sein geliebtes Tibur verweigern:

> Unde si Parcae prohibent iniquae,
> Dulce pellitis ovibus Galesi
> Flumen et regnata petam Laconi
> Rura Phalanto.
>
> Ille te mecum locus, et beatae
> Postulant arces: ibi tu calentem
> Debita sparges lachryma favillam
> Vatis amici.

Das kleine Meer hat sechzehn Millien im Umfang. Es gleicht einem jener schönen Landseen, woran Italien noch reich ist. Wenn nicht seine immergrünen Ufer in langgedehnten, sanft aufschwellenden Linien sich hinzögen, hätte ich glauben können, an den See von Bracciano ver-

setzt zu sein. Sein entzückender Spiegel leuchtet im Hochsommer oft so purpurn, wie die Farbe, welche die Alten aus der Muschel zogen, die in seinen Tiefen ruht. Jetzt, im Mai, glänzte er von einem sanften Schmelz, einem durchsichtigen, unbeschreiblichen Blau, gleich dem Golfe draußen. Es sind Farbentöne von so idealer Schönheit, daß sie bald Ströme eines zerflossenen Himmels zu sein scheinen, bald Ströme von Musik, welche tönend dahinschweben, und die Seele dessen, der vom Ufer niederblickt, berauschen und durchglühen. Wie natürlich erscheint hier die wundervolle Sage vom Arion auf dem Delphin, oder von Taras, dem Gründer Tarents; das lichtausatmende melodische Meer hat diese Dichtungen erzeugt.

Im Altertum war das kleine Meer von marmornen Landsitzen und von üppigen Bädern umkränzt; Fabriken der Purpurfärberei standen an ihm, sodann Arsenale der Flotte. Denn in diesem ruhigen Seebecken ankerten die Kriegsschiffe der Tarentiner. Als Hannibal die tapfere römische Besatzung der Akropolis unter M. Livius, vom Fluß Galesus aus, wo er lagerte, vergebens bedrängte, ließ er Kriegsschiffe aus dem Mare piccolo über Land nach dem Golf schaffen, was mit ungeheurer Mühe durch Maschinen und Walzen bewerkstelligt wurde.

Ein Blick auf diesen alten Hafen Tarents genügt, um zu erkennen, daß er die vorzüglichsten Eigenschaften einer Marinestation besitzt, noch mehr als jener Brindisis. Die italienische Regierung hat auch den Plan gefaßt, ihn zum Kriegshafen wieder einzurichten und dort Arsenale zu bauen.

Wir stiegen unterhalb der Villa Pepe in eine Barke. Ihr Führer war ein alter prächtiger Mann, einst Matrose der Marine, der sich in allen Weltteilen umhergetrieben hatte, und jetzt seine Tage auf diesem Golf in Frieden beschloß. Die Barcarolen Tarents sind nicht jene lärmenden, fieberhaft aufgeregten, moskitoartig ihre Beute umschwärmenden Zudringlinge Neapels; sie sind die artigsten und bescheidensten Menschen, wie überhaupt das gesammte tarentiner Volk von ausgesprochener Sanftmut zu sein scheint.

Wir fuhren an den stillen Gestaden entlang, über Trümmer antiker Bauten, welche unter der krystallhellen Woge deutlich sichtbar sind, wie jene der versunkenen Römervillen an den lieblichen Ufern des alten Antium. Man zieht hier aus der Flut noch oft Scherben antiker Vasen herauf; und Tarent war wie andere großgriechische Städte durch seine Vasenkunst berühmt. Das Ufer ist mit Staub von Korallen und mit zerbröckelten Muscheln fußhoch überschüttet. Der Barkenführer bot uns Hände voll von Stücken jener Purpurschnecken dar, die man murex nannte. Die Bereitung des Purpurs aus ihrem Saft hat das alte Tarent reich gemacht. Mit der in Purpur getränkten feinen Wolle der weißen Schafe, die am Galesus weideten, versorgte es einst Rom und Griechenland.

Der große Golf und namentlich das kleine Meer sind noch heute wegen des Reichtums an Fischen, besonders aber an Schaltieren berühmt. Muschelthiere jeder Gattung werden hier gefangen; doch sind es hauptsächlich die cozze nere, und die Austern, welche in erstaunlichen Massen erzeugt werden. Cozze nere nennt man längliche, schwarze Schalthiere, etwa von der Größe eines kleinen Fingers. Sie sind eine Lieblingsspeise des Volks, und werden nach

allen Hafenstädten bis nach Bari und Neapel hinauf verschifft. Ich kann nicht sagen, ob sie wolschmeckend sind; denn ein so leidenschaftlicher Fischesser ich auch bin, so unüberwindlichen Abscheu habe ich vor dem Genuß jeglichen Muschelthieres, und nur einmal in meinem Leben versuchte ich eine Auster zu essen, oder vielmehr mit Schaudern hinunterzuwürgen.

Die Wasserfläche des Mare piccolo ist an vielen Stellen mit Muschelfängen oder Muschelgehegen bedeckt, das heißt Gerüsten aus schwarzen Pfälen, welche mit Tauen überspannt sind. An diesen werden die cozze nere und die Austern auferzogen. Ihre Zucht betreibt man nur in dem ruhigen kleinen Meer. Sie hängen hier an Seilen in jeder Größe ihres Wachstums, in dichten schwarzen Massen, ähnlich den Schnecken, welche Sommers die dürren Disteln überziehen. Von Zeit zu Zeit werden diese Klumpen aus dem Wasser gehoben, und für einige Stunden der Sonne ausgesetzt; die Fischer reinigen sie, indem sie kranke oder todte Thiere mit einem Messer loslösen.

Die Muschelgehege heißen hier Sciaje; sie sind in Districte oder Strecken abgeteilt, je nach ihren Eigentümern. Man sagte mir, daß sechsundfünfzig reiche Tarentiner diese Muschelcultur betreiben. Sonst ist die Fischerei im ganzen Golf freigegeben, gegen eine kleine Abgabe an die Dogane, welche am Eingange des Hafens auf dem Platz der Fontana ihren Sitz hat.

Ich sah auch die berühmte Perlmuschel, welche Pinna genannt wird. Sie trägt außer der Perle ein wolliges Gefaser, welches sie im Wasser ausbreitet, als ein Netz,

sich Beute zu fangen. Aus ihm macht man noch heute allerlei Gewebe und Gespinnste, Handschuhe, Tücher und dergleichen.

Um sich eine Vorstellung von der Schönheit und Mannichfaltigkeit der tarentiner Muschelwelt zu machen, muß man das Museum Ceci aufsuchen. Diese merkwürdige Sammlung befindet sich in einem alten wunderlichen Palast in der Stadt. Sie wurde vom Canonicus Giuseppe Ceci angelegt, welcher vor einigen Jahren starb. Dieser Antiquar und Bildkünstler verwendete sein Leben darauf, nicht allein Conchylien zu sammeln, sondern auch sie künstlerisch zu behandeln. Die herrlichsten Muscheln hat er zu phantastischen Gebilden zusammengesetzt, zu Blumen, Arabesken, Formen und Figuren von seltsamer, überraschender, oft sinnreicher Erfindung. Fischerscenen und anderes Genre sind vortrefflich ausgeführt; die Gestalten darin ganz und gar mit kleinen Muscheln und Korallenstaub bekleidet. Kurz, es ist eine Mosaikmalerei aus Conchylien, welche in der Welt nicht ihres Gleichen haben mag. Ohne Frage wurde diese Roccocokunst schon im alten Tarent geübt; selbst in Pompeji finden sich dergleichen sinnige Spielereien, in Nischen für Wasserquellen.

Man sagte mir, daß die Erben Ceci's den Inhalt des Museums zu verschleudern begonnen haben, und daß es schon auf kümmerliche Reste herabgeschwunden sei. Mit dieser Sammlung sind auch antike tarentiner Vasen, und einige Marmortrümmer vereinigt, Ansätze eines Museum, welche sich leider nicht entwickelt haben.

Denn Tarent besitzt, so unglaublich das scheinen mag, kein Nationalmuseum. Die berühmten antiken Münzen

dieser Stadt sind über die Welt zerstreut; hier sucht man sie vergebens. Vergebens forscht man hier nach einem Ort, wo Reste alter Sculpturen vereinigt sind, wie solche fast jede Stadt Italiens besitzt, welche einmal in antiken Zeiten geblüht hat. Wo sind hier die Säulen, die Marmorgebilde all der schönen Tempel des Altertums geblieben? Wo die zahllosen Statuen und ihre über Tarent hingestreuten Trümmer? Es ist als hätte sie der Sturm hinweggeweht. Vielleicht liegen noch große Schätze tief im Boden versteckt. Hier würden Ausgrabungen so gut lohnend sein wie in Olympia.

Das geistige Leben in Tarent ist todt. Die große Vaterstadt des Archytas, einst die Akademie aller Wissenschaften und schönen Künste, die Schule pythagoräischer Weisheit, welche selbst Philosophen, wie Platon, aufsuchten, ist heute so verarmt, daß auch nicht die kleinste Büchersammlung, nicht einmal eine solche in ihr zu finden ist, die für den Notbedarf einer Schule ausreichte. Als ich nach Tarent ging, hatte ich gehofft, hier eine municipale Bibliothek vorzufinden, und in ihr alle auf die Stadt bezüglichen Werke. Ich hatte mich in Bari, und an anderen Orten darnach und nach tarentiner Antiquaren erkundigt, aber Niemand konnte mir eine Auskunft oder nur eine Adresse geben, und selbst das Institut der archäologischen Correspondenz in Rom unterhält keine Beziehungen mit Tarent.

Ich will der dortigen Bürgerschaft nicht Unrecht thun, vielmehr glauben, daß auch unter ihr noch heutiges Tages patriotische Antiquare leben, aber sie blieben für mich so tief versteckt wie die Taranteln, sodaß ich ihrer keinen zu

Gesicht bekam. In unserm Wissensdrange gingen wir in den Gemeindepalast, den tarentiner Stadtrat um Auskunft zu ersuchen. Diese Herren nahmen uns in ihren luftigen neu eingerichteten Zimmern, aus deren Fenstern man den Golf übersehen kann, mit großer Freundlichkeit auf, aber sie sagten uns, daß im Stadthaus keine Bibliothek vorhanden sei, außer wenigen älteren Büchern, und der Sammlung der salentiner Autoren, welche in Lecce gedruckt wird. Sie boten uns einige Broschüren dar, und nannten uns als neueste Arbeit über Tarent ein Compendium der Geschichte dieser Stadt von Francesco Sferra, gedruckt bei Salvator Latronico zu Tarent selber, im Jahre 1873. Sie bezeichneten uns endlich als gründlichen Antiquar und Kenner seiner Vaterstadt einen Geistlichen.

Es kostete uns viele Mühe, diesen im Stadthaus berühmten Mann in einer versteckten schmuzigen Gasse aufzufinden, wo sein Dasein nicht einmal dem Briefträger bekannt war, und das bewies uns, daß der würdige Geistliche noch in dem beneidenswerten Zeitalter lebte, wo die Plage des Briefeschreibens dem Menschengeschlecht unbekannt war. Von der dunkeln Treppe eines Hauses herab kam uns endlich der Canonicus entgegen, mit allen Zeichen der Verwunderung, Gegenstand stürmischen Begehrens von seiten zweier Fremdlinge zu sein. Er gab sich sodann als das zu erkennen, was er wirklich war, indem er seine Unschuld beteuerte, und versicherte, daß der Verdacht des Stadtrats, er sei ein verkappter Antiquar und Durchforscher seiner Vaterstadt, vollkommen grundlos sei. Sodann wies er uns nach einer Apotheke, wo man uns über den

Verfasser jenes Compendium tarentiner Geschichte Aufschluß geben werde.

Zu diesem Tempel des Asklepios führt eine Straße, deren melodischer Name uns wolthat. Sie heißt Paisiello, und dort bezeichnet eine Inschrift das Haus, wo der berühmte Amphion Tarents geboren wurde. Sie rief mir das Geburtshaus seines Zeitgenossen Mozart zu Salzburg in Erinnerung.

Giovanni Paisiello ist der letzte große Mann Tarents, und auch das einzige Talent von allgemeinem Ruf, welches diese Stadt seit dem Altertum hervorgebracht hat. Er war hier geboren am 9. Mai 1741 als Sohn eines Mannes, von dessen Gewerbe die Musen der Tonkunst soweit wie möglich sich entfernt halten mußten, denn er war ein Vieharzt. Der junge Mann erregte durch seine schöne Stimme die Aufmerksamkeit eines Tenorsängers; er kam in die Schule des berühmten Durante zu Neapel, und bald wurde er durch seine ersten Compositionen, die Pupilla und den Mondo a Rovescio, berühmt. Die Grazie und Leichtigkeit seines melodisch-dramatischen Genies riß die Welt zur Bewunderung hin. Er durchwanderte mit der Zeit die Länder Europas; selbst nach Rußland rief ihn die Kaiserin Katharina, wie später Napoleon nach Paris. Er schrieb komische Opern für die größten Theater seiner Zeit, 45 allein für Neapel, darunter die berühmte „Nina pazza per amore". Dort starb er am 23. Januar 1815. Heute ist er schon eine verklingende Größe; Cimarosa begann ihn zu verdunkeln, und Rossini übertönte ihn mit demselben Opernstoff des „Barbier von Seviglia", welchen zuerst Paisiello für Petersburg bearbeitet hatte.

Nun traten wir in die Kapelle Aesculaps, und hier fanden wir Herodot als Pillendreher. Ein junger, leidend aussehender Mensch, den kranken Kopf von einem schwarzen Tuch umwunden, stand verdrossen am Tisch, und braute höllische Latwerge. Auf meine Frage, ob er mir Auskunft über Herrn Sferra geben könne, den im Stadthause berühmten Verfasser des Compendium der Geschichte Tarents, entgegnete der Jünger des Hippokrates lächelnd, daß dieser Gesuchte in seiner eigenen Person vor mir stehe. Er holte sofort sein in einen blauen Umschlag gelegtes Büchlein hervor, froh einen Käufer für sein Product zu finden — denn die Tarentiner kaufen ihm wol seine Schachteln und Gifte ab, aber nicht seine literarischen Mixturen. Mit achtzehn Jahren hat dieser junge Apothekergehülfe einen brauchbaren Leitfaden der Geschichte seiner Vaterstadt verfaßt, und das ist sehr ehrenvoll für seine Jahre und seinen Beruf. Indem ich mir die psychologischen Vorgänge darstellte, welche den Jüngling in seinem kleinen Laden dazu trieben, sich an ein für ihn sehr kühnes Unternehmen zu wagen, erregte er meine lebhafteste Teilnahme.

Mitten in seiner hülflosen Einsamkeit, ohne Studien, ohne Zusammenhang mit anregenden Geistern, ist seine erregbare Phantasie irgendwo beim Anblick Tarents und seiner Meere, oder bei der Nennung eines antiken Namens von dem Bewußtsein ergriffen worden, daß er der Sohn einer uralten weltberühmten Stadt sei, und so entstand in ihm erst das schwache Bild von deren Geschichte, dann der Trieb diese selbst seinen Mitbürgern darzustellen.

„Wie haben Sie es gemacht, das für Ihre Arbeit nötige Material zu erhalten, da es hier keine Bibliothek

gibt?“ Ich habe mir, so entgegnete er, die Bücher zusammengeborgt.

„Wollen Sie nicht Ihre Studien fortsetzen, da ein innerer Drang Ihnen die Richtung darauf zu geben scheint? Wollen Sie nicht eine Universität besuchen?“ Der junge Autodidact erwiderte: ich wünsche das sehr; ich möchte reisen und die Welt sehen, statt an diesem Ladentisch zu stehen; aber wie soll ich wol das möglich machen?

Ich drückte meinem Collegen die Hand, und wünschte ihm den Schutz guter Genien, welche ja oft strebenden Menschen in ungeahnter Stunde erscheinen, wie das Paisiello's Leben darthut. Vielleicht taucht der jugendliche Apotheker noch einmal in seinem Vaterlande als namhafter Geschichtschreiber auf.

Ich hatte Gelegenheit zu bemerken, daß man in Tarent diesem jungen Manne Aufmerksamkeit schenkt und ihm wolwill. Es ist die schöne menschliche Art Italiens, daß hier jedes Zeichen einer tüchtigen Natur schnell begriffen wird, und daß man sich daran erfreut, ohne nach deren Herkunft und Berechtigung der Schulzeugnisse und abgelegten Examina zu fragen. In unserm Vaterlande würde ein so harmlos unberufen aufstrebender Jüngling wahrscheinlich vielem Hohn ausgesetzt sein; ich glaube, mancher Pedant würde ihn fragen, ob er von der Tarantel gestochen worden sei.

Die Tarantel zeigte mir Asklepios, aber nur in einem Glase. Lebend sah ich die berühmte Spinne nicht. Die bekannte Fabel von dem apulischen Tanz Tarantella, welcher als ein Veitstanz durch den Biß dieses Insectes entstanden sein soll, ist höchst sinnreich; vielleicht liegt in ihr wirklich

ein Rest des antiken Cybeledienstes verborgen. Die Tarentiner liebten von jeher mit rasender Leidenschaft Musik und Tanz. Von der Tarantel war ja auch ihr großer Paisiello glücklich gestochen worden.

Ich will noch zur Geschichte Tarents zurückkehren. Ein gutes Werk darüber fehlt, wie über Großgriechenland überhaupt. Das einzige nennenswerte ist die Arbeit des Tarentiners Giovan Giovine aus dem siebzehnten Jahrhundert: De antiquitate et varia Tarentinorum fortuna, welches heute nicht mehr den Forderungen der Wissenschaft genügt.

Der Katalog ausgezeichneter Tarentiner nach dem Altertum ist überhaupt nicht groß, und für uns Ausländer besteht er nur in Namen. Ich las das in Tarent berühmte Gedicht eines edlen Bürgers dieser Stadt, des Tommaso Nicolò d'Aquino, welcher im Jahre 1721 gestorben ist. Es ist ein kleines Epos in lateinischen Hexametern unter dem Titel Deliciae Tarentinae, ein phantastisches Poem im Barockstil damals üblicher beschreibender und fabelnder Hirten- und Schäferdichtung. Der Verfasser war gerade so alt wie unser Apotheker von drüben, als er dieses Gedicht nach dem Vorbilde Virgils verfaßte. Er gibt zuerst eine Beschreibung der Herrlichkeit Tarents, seines milden Klimas, seiner entzückenden Lage, und darin ist viel schön und gut Gesagtes. Sodann hat er das Glück, einer schönen Quellnymphe bekannt zu werden, welche ihm die Wunder des alten Tarent zeigt, nämlich in Bildern eines Prachtgewebes, und das wirkt und stickt sie für Neptun, den Schutzgott dieser irdischen Paradiese. Der große Neptun nämlich ist mit der Zeit barock ge-

worden: er bereitet wundervolle Feste für Se. katholische Majestät den Kaiser Leopold, den Besieger der Türken. So verherrlicht das Gedicht auch den König von Polen, die Herzoge von Baiern und Lothringen u. s. w. Die folgenden Bücher schildern die Natur Tarents, den Reichtum seiner Meere und seiner Fluren.

Ein jüngerer Freund und Verwandter Aquino's vom alten Hause Carducci gab die Deliciae Tarentinae zuerst heraus, und versah sie mit massenhaften gelehrten Zuthaten, welche sich über die Altertümer wie die Geschichte der Stadt in abschreckender Breite ergießen — ein mare piccolo von Noten, wie nur ein stockgelehrter Professor in den schwülsten seiner attischen Nächte es sich vorspiegeln möchte: die Gelehrsamkeit hängt da herum, ganz wie die Austern und Cozze nere an den dicken Tauen. Dieses so zugerichtete harmlose Roccocogedicht dient jetzt zugleich als Brunnen antiquarischer Weisheit. Man hält es im Lande hoch als ein Nationalwerk. Es ist auch neuerdings zu Lecce mit einer italienischen Uebersetzung wieder abgedruckt worden. In der Vorrede sagt der Herausgeber, daß es patriotisch sei, die Deliciae Tarentinae wieder zu ediren, heute, wo es sich darum handle, aus dem Mare piccolo einen Kriegshafen zu machen.

Ja, dieser Kriegshafen und die versprochenen Arsenale bekümmern und bewegen jetzt hier alle Welt. Wenn sie erst eingerichtet sind, dann wird Tarent, so sagen die Einwohner, wieder die Königin des jonischen Meeres sein. Wir wollen es wünschen. Vielleicht, daß späte Enkel dies Wunder erleben. Aber wenn man heute die berühmten Königinnen der Meere im Altertum und im

Mittelalter sieht, Venezia und Taranto, wie sie, in verblichene Purpurfetzen gehüllt, ihr betrübtes Witwenantlitz, die eine in der Adria, die andere im jonischen Golfe, abspiegeln, so möchte man doch glauben, daß ihre Zeit für immer dahin ist.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.